SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Siebenundzwanzigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1902

Stuttgart und Leipzig 1902 Deutsche Verlags-Anstalt

UNIV. OF
CALIFORNIA

AP30
.D4
v.27:1-2

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVII

(Januar bis März 1902).

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

UNIV. OF CALIFORNIA

Denkwürdigkeiten
des
Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,
ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

Die Jahre der Entwicklung. 1818 bis 1848.

Am 20. April 1818 bin ich in Koblenz geboren, wo mein Vater damals als Major und Adjutant beim Generalkommando des VIII. Armeecorps stand. Meine Mutter war eine geborene Woltersdorf, Tochter eines vermögenden Kaufmanns in Potsdam; als geschiedene Frau des späteren Majors v. Krävel war sie seit 1814 in zweiter Ehe mit meinem Vater verheiratet.

Beide Eltern hatten ihre Jugend verlebt in den Jahren der französischen Revolution, in Zeiten, wo alle Verhältnisse schwankend und die Freude am Augenblick der leitende Grundsatz der Menschen geworden war. So verlebten wir Kinder unsre Zeit in großer Freiheit; die feste Hand der Mutter sorgte aber doch für strenge Erfüllung aller Pflichten.

Wir waren vier Brüder und zwei Schwestern; der älteste, in kinderloser Ehe mit einem Fräulein v. Kykbusch verheiratet, starb als Oberförster a. D. in Gransee. — Der zweite, als Major beim Ingenieurcorps verabschiedet, beschloß sein Leben in Halberstadt, wo er bei der Eisenbahn arbeitete. Er hinterließ drei Töchter aus seiner Ehe mit der Tochter des Generalarztes Dr. Eck. Der dritte Sohn war ich, — der vierte fiel als Oberst und Kommandeur des 46. Regiments bei Wörth 1870 und ist in Mannheim begraben. Die nun im Alter folgende Tochter, Frau Peterson, lebt mit Kind und Kindeskind in Göttingen. Meine jüngste Schwester war von Geburt an schwachsinnig und ist in einer Anstalt in Charlottenburg gestorben.

Mein Vater war der Sohn des Oberhofpredigers Stosch in Berlin, der einer Predigerfamilie entstammte, welche in alter Zeit den Adel abgelegt hatte.

Der Bruder meines Vaters heiratete eine Gräfin Finkenstein, infolgedessen der Adel unsers Stammes Allerhöchst erneuert wurde. Mein Vater hatte Jura studiert und war Auditeur geworden; aber 1813, 29 Jahre alt, bei der schlesischen Landwehr zum Hauptmann gewählt und als solcher bestätigt, wurde er von dem mit der Organisation dieser Landwehr beauftragten damaligen Oberst v. Gneisenau als Adjutant berufen. Und als Gneisenau zum Chef des Generalstabes bei Blücher ernannt wurde, nahm er meinen Vater als persönlichen Adjutanten mit. In diesem Verhältnis verlebte der letztere die Kriege 1813, 14 und 15 und wurde zum Schluß beim Einzug in Paris zum Major ernannt.

Bei den nun folgenden Friedensverhandlungen mit dem Staatskanzler Hardenberg vielfach in Beziehungen kommend, wurde ihm von diesem eine Geheimratsstellung angeboten, aber er blieb bei Gneisenau, und als dieser kommandierender General in Koblenz wurde, folgte er ihm dahin. Mein Vater erzählte aus dieser Zeit, wie Gneisenau förmlich Hof gehalten und durch seinen Geist wie durch die Art seines Verkehrs alle Herzen der neuen Provinz gewonnen habe. Daß er katholisch war, half ihm hierzu wesentlich; auf seinen Dienstreisen empfing man ihn königlich, und überall fand sich die Geistlichkeit dabei ein.

Dies und die bekannte Freisinnigkeit Gneisenaus erweckten in Berlin Mißtrauen. Man lebte noch in der Napoleonischen Zeit und traute einem mächtigen General Selbständigkeitsgelüste zu. Gneisenau wurde abberufen; ihm folgte Haacke und bald darauf der in der sächsischen Armee als Reitergeneral bekannt gewordene Thielemann.

Von ihm erzählte mein Vater: bei einer Inspizierungsreise habe Thielemann erst die Ulanen in Trier besichtigt; dann seien sie nach Saarlouis gefahren, hätten sich zu Tisch gesetzt und getafelt, bis am andern Morgen zur Besichtigung des 9. Husarenregiments die Pferde vorgeführt worden wären. Der General habe sich dann bei einer Attacke an die Spitze des Regiments gesetzt, sei einen hohen Abhang hinuntergesprungen und habe sich nun umgesehen, wie das Regiment ihm nachkäme. Der Spaß kostete einige Menschen und Pferde, aber es krähte kein Hahn danach.

Thielemann starb 1824, und Borstel folgte ihm, unter dem ich selbst noch gedient habe. Er war auch noch im Kriege zur Geltung gekommen und trat stets mit Grandezza auf.

Mein Vater wurde 1826 vom Generalkommando zum 25. Infanterieregiment in Koblenz versetzt, konnte aber dort keinen Boden gewinnen, da er nie den praktischen Dienst kennen gelernt hatte. Man ernannte ihn zum zweiten Kommandanten von Koblenz, aus welcher Stelle er 1838 als General in das Kriegsministerium berufen und Vorstand der Invalidenabteilung wurde. Von hier schied er 1849 unmittelbar nach dem Tode meiner Mutter und zog nach Schwedt, wo er 1859 gestorben ist.

Meine Mutter war eine sehr lebhafte und begabte Frau, mein Vater nicht minder beanlagt, dabei unterrichtet und geistig stets thätig. Meine Schulzeit be-

gann in der evangelischen Stadtschule und setzte sich dann in der Sexta des Gymnasiums fort. Von Lehrern und Schülern mußten wir den Gegensatz als Protestanten und besonders als Preußen erfahren. Noch bis zum Jahre 1848 dauerte dieser Gegensatz in der ganzen Bevölkerung. Erst die damals gemeinschaftlich erlebten Krisen und Kämpfe verschmolzen die Rheinländer mit dem Staat. So wird auch Elsaß-Lothringen erst ganz deutsch denken und fühlen, wenn es mit dem neuen Vaterland gelitten und überwunden hat.

Im Jahre 1829 wurde ich in die Kadettenanstalt zu Potsdam aufgenommen und 1832 nach Berlin versetzt. Aus meiner sechsjährigen Kadettenzeit weiß ich nichts Besonderes zu erzählen. Ich verließ das Corps 1835, 17 Jahre alt, als Leutnant im 29. Infanterieregiment in Koblenz, wo mein Vater noch zweiter Kommandant war. Das elterliche Haus nahm mich wieder auf, gewährte meiner Jugend Schutz und Stütze und führte mich leicht und sicher in die große Welt ein, während ich dem einseitigen Leben im Offiziercorps ziemlich fern blieb.

Wollte ich in dem Kreise, in dem meine Eltern lebten, ein wenig beachtet sein, so hatte ich mich mit den Interessen vertraut zu machen, welche die Welt bewegten. Ich war darum vom ersten Tage an fleißig und arbeitete viel. Auf dem Tisch meines Vaters fand ich stets das Neueste der Litteratur und in seiner Bibliothek allezeit Gelegenheit, die Lücken meiner Vorbildung auszufüllen. Die Zeit eines Leutnants war bei der damaligen sehr einfachen Ausbildung eines Infanteristen sehr wenig in Anspruch genommen, zumal auch ihre Zahl weit über den Etat hinausging. Es vergingen oft ganze Wochen, ohne daß dem Offizier andre Pflichten oblagen, wie Mittwoch und Sonntag zur Parade zu gehen.

Ich nützte die Zeit nach Möglichkeit aus. Zum gesellschaftlichen Leben meiner Eltern gehörte der Generalstab und die bevorzugte Beamtenwelt; mit einigen jüngeren Herrn der letzteren habe ich Juristerei und Nationalökonomie getrieben; einer meiner besten Freunde war der damalige Referendar v. Möller, zuletzt Oberpräsident von Elsaß-Lothringen.

Im Jahre 1839 wurde mein Vater nach Berlin versetzt, und ich mit dem Füsilierbataillon meines Regiments nach Trier. So wurde ich zum erstenmal ganz auf eigne Füße gestellt. Ich tobte etwas aus, aber nicht lange; denn ich verliebte mich in die Tochter des Regierungspräsidenten und suchte wieder mehr Damengesellschaft. Summa summarum war es aber doch eine wüste Zeit, und ich kann es als einen glücklichen Umstand bezeichnen, daß ich durch Krankheit längere Zeit an das Zimmer gefesselt wurde. Ich bestand das Examen zur Kriegsakademie und ging nach Berlin, wo mich das elterliche Haus wieder aufnahm, meine Existenz sicherte und mich wieder in Verbindung setzte mit der großen Welt, in der mein Vater lebte. So konnte ich in freien Verkehr treten mit den besser situierten Kameraden meines sehr sympathischen Jahrganges.

Ich blicke auf die drei Jahre der Kriegsakademie noch heute mit Freuden zurück; es war eine Zeit, reich an geistigen Genüssen; im Freundesbunde schwärmten wir für Kunst und Wissenschaft.

Mir am nächsten standen: Albrecht v. Grüter, der als Kommandeur vor seiner Kavalleriebrigade bei Rezonville fiel; v. Hartmann, der als Kommandant von Straßburg seine Carriere schloß; v. Sandrart, zuletzt Kommandeur der 10. Division. Das heitere Element in unserm Kreise bildete v. Kamecke; er endete in geistiger Umnachtung selbst sein Leben, indem er sich als Regimentskommandeur im Kriege 1864 erschoß.

Ich ging auch zu Hofe und besuchte die großen öffentlichen Bälle. Als aber der Winter herum war, machte ich dies Buch zu, um nie wieder hineinzusehen.

Die dreimonatige Dienstzeit im Sommer, welche mit der Akademie verbunden ist, verbrachte ich im 11. Regiment, zuerst in Glatz, dann in Breslau und Umgegend. Ich nahm meinen Weg dorthin über Dresden, Teplitz, Prag, den Rest meines Urlaubes im Bade Landeck verbringend. Dort unterhielten sich schlesischer und polnischer Adel in bester Gemeinschaft, denn in dem Schlesier steckt ein ganz Teil slavisch Blut; er genießt froh und leicht das Leben, ist aber keine freie Natur.

Wir waren in großer Zahl einquartiert beim Grafen Schwerin; beim Diner saß ich neben dem Wirt. Es wurde aus weißen Karaffen in große Gläser eingeschenkt; ich war durstig und führte mein Glas schnell an den Mund, aber nur um es noch schneller wieder fortzustellen. Es war Schnaps darin. Der Graf ließ mir allein Wein geben.

Als ich eben aus dem Corps gekommen, also siebzehnjährig, wurde ich mit zwei Offizieren des 19. Regiments vorausgeschickt, um das Biwak der Division abzustecken; in dieser Nacht machten mich die beiden Kameraden in Branntwein trunken. Es war nicht schön, aber für den Erfolg kann ich nur dankbar sein, denn sie haben mir dies Getränk für das Leben verleidet.

Oktober 1840 kehrte ich nach Berlin zurück, wo unterdes König Friedrich Wilhelm IV. die Regierung übernommen hatte. Die Politik beschäftigte uns noch nicht, und wir nahmen den hohen Herrn mit warmen Herzen auf. Bei der Huldigung auf dem Schloßplatz wurden wir bis auf die Haut naß, aber die Rede des Königs ließ das gar nicht merken, wir fühlten nur Begeisterung. Ich stand in einem eignen kleinen Verhältnis zum König. Bei einer für ihn veranstalteten Festlichkeit in Trier hatte er gegen die Mutter meiner Tänzerin geäußert: „Der Tänzer hat ein vielversprechendes Gesicht.“ Das schmeichelte meiner Eitelkeit.

Das zweite Lehrjahr brachte uns ein neues Gebiet des Wissens, dem ich mich lebhaft widmete: die Hegelsche Philosophie. In unsern Abendzusammenkünften wurde eifrig darüber gestritten; ich aber nahm die Hegelschen Werke sämtlich durch und legte sein Denken allen meinen Urteilen und Anschauungen zu Grunde. Als ich nach Jahr und Tag, in der Zeit, da ich wieder praktischen Dienst that, ein Hegelsches Buch vornahm, um mich zu erquicken, warf ich es, nachdem ich ein paar Seiten gelesen, zornentbrannt in die Ecke. Ich war böse über mich, daß ich an diesem gewaltsamen geschraubten Denken jemals Gefallen

gefunden hatte. Mein Sinn war auf das praktisch Erreichbare gerichtet; noch so geistvolles Umherirren in Abstraktionen war mir zuwider. Die höhere Mathematik, die in diesem Jahrgang anfing, beschäftigte mich dauernder, und ihr bin ich noch viele Jahre treu geblieben. In den Erholungsstunden las ich alle unsre Klassiker bis tief in die Vorzeit hinein, in der Regel die sämtlichen Werke eines Schriftstellers oder Dichters alle hintereinander; auch die englischen und französischen. Für fremde Sprachen bin ich wenig beanlagt, und selbst wenn ich sie völlig beherrsche, habe ich eine ganze Weile zu radebrechen, bis ich wirklich in Fluß komme; und damit ich aufhöre, dabei deutsch zu denken, bedarf ich vieler Tage in der fremden Welt. Weil ich dies an mir erfahren habe, verstehe ich auch, daß die gewaltsame Unterdrückung einer Muttersprache undurchführbar ist. Der Deutsche im Elsaß hat seine Sprache erhalten, obgleich er mit allen Fibern Franzose geworden ist. Der Walliser steht 600 Jahre unter englischer Herrschaft, aber seiner Sprache ist er treu geblieben; ebenso die Wenden im Spreewald, die Wasserpolacken in Oberschlesien und so weiter, und trotz all dieser geschichtlichen Wahrnehmungen giebt es Leute, ja große Politiker, welche glauben, unsre Polen dadurch zu Deutschen zu machen, daß man gegen ihre Sprache gewaltsam vorgeht.

Die erste Bekanntschaft mit Polen machte ich 1841 in Danzig, wo ich meinen dreimonatigen Dienst bei den Pionieren absolvierte.

Kaiser Friedrich spricht in seinem Tagebuch aus Spanien wiederholt von dem Reichtum an kostbaren Brillanten, welche die Damen der Großen bei Hofe trugen: „Zeichen früherer Herrlichkeit.“ So steht es in Danzig mit seinen merkwürdigen Baulichkeiten. Danzig war einst eine mächtige und reiche Stadt; es ist damit vorbei, aber die wunderbaren Denkmäler bestehen noch alle unberührt. Von meinem Leben dort ist nicht viel zu berichten, ich genoß es in vollen Zügen und habe nur in der Erinnerung behalten und später wieder aufgefrischt, daß ich dort die ersten Lebenszeichen einer preußischen Marine sah. — Dem Pionierbataillon war eine Ruderbootflottille beigegeben, deren Uebungen ich mitmachte. Wir waren einmal gar nicht weit draußen auf der Reede und brauchten dann sechs Stunden, um gegen Landwind aufzukommen und das Ufer zu gewinnen.

Wie oft habe ich in späteren Jahren dieselbe Fahrt unter gleichen Verhältnissen mit der Dampfbarkasse in einer Viertelstunde gemacht!

Das dritte Jahr auf der Akademie in Berlin war eins der reichsten meines Lebens; nicht nur weil ich viel lernte und meine helle Freude hatte an Wissenschaft und Kunst, sondern auch weil mir der große Wurf gelang, der mich für das Leben fesselte. Meine jetzige Frau kam mit ihrem Vater, Medizinalrat Dr. Ulrich aus Koblenz, nach Berlin und wohnte bei meinen Eltern. Wir verlobten uns; noch nicht offen, aber die Entscheidung fiel. Da ich aber kein Vermögen und auch keins zu erwarten hatte, und auch mein Schwiegervater wenig sein eigen nannte, so waren die Aussichten auf eine Heirat noch sehr gering, und wir konnten warten.

Die Studienzeit auf der Akademie schloß mit einer Generalstabsübungsreise,

geleitet von Major Fischer, einem sehr bedeutenden Mann, der mir seit jener Zeit stets förderlich gewesen ist. Er wurde 1849 Erzieher des Kronprinzen in Bonn und starb als Generalinspekteur in Koblenz.

Da mein Dienst im Regiment mit der Teilnahme am Manöver begann, war der Uebergang nicht zu schwer; im folgenden Winter aber wurde mir sauer, nichts zu sein und nichts zu treiben. Ich habe damals viel gespielt, nicht ohne Glück, so daß ich eine freiere Existenz besaß als meine monatliche Zulage von acht Thalern bei einem Gehalt von 16$^3/_4$ Thalern gestattete. Ich wohnte gut, konnte mir Bücher und Zeitungen beschaffen und verkehrte mit der besser gestellten Welt. Als aber Anfang des folgenden Jahres unsre Verlobung veröffentlicht wurde, ehe die Heiratsaussichten besser geworden waren, da erschien mein Bleiben in Koblenz unerwünscht. Ich ließ mich nach Berlin zur Garde-Artillerie auf ein Jahr kommandieren. Wir waren damals 23 Offiziere beim Regiment kommandiert, und die Vorgesetzten nahmen uns deshalb dienstlich sehr wenig in Anspruch. Ich habe in den neun Monaten, die ich dort war, einmal einem Geschütz Feuer kommandiert, sonst nur hie und da Mannschaften zu Fuß exerziert; das war der ganze Dienst. In die Kameradschaft des Regiments kam man gar nicht, meine Freiheit also blieb unbeschränkt; ich lebte nur mit den Eltern und in deren Verkehr und widmete meine Zeit oft bis tief in die Nacht hinein militärischen und historischen Studien.

Im Frühjahr 1844 wurde ich zum topographischen Bureau des Generalstabs kommandiert. Der Generalstab beschäftigte damals jährlich drei Jahrgänge von je zehn, also in Summa 30 Offiziere mit der Landesaufnahme, und zwar im Sommer vom 1. Juni bis Ende Oktober. Dann vereinigten sich die Offiziere in Berlin, um die Aufnahmen auszuzeichnen und militärische Arbeiten zu machen. Auf Grund dieser letzteren wurden dann am Schlusse des dritten Jahrganges zwei bis drei Offiziere zur Dienstleistung beim großen Generalstab kommandiert und später in denselben aufgenommen.

Ich begann meine topographischen Aufnahmen mit dem Meßtisch in der Mark; zunächst in dem Prachtschloß von Hohen-Finow am Oderbruch, damals einem wunderlichen Baron Jacobi gehörig. Ich lernte da zum erstenmal eine große Gutswirtschaft kennen, dann auch kleinere Wirtschaften und protzige Bauernhöfe des reichen Oderbruches. Die scharfe Trennung zwischen Herr und Knecht überraschte namentlich meinen Burschen, der auch am Rhein zu Haus war. Ich werde an diesen erinnert dadurch, daß er mich vor kurzem nach fast fünfzigjähriger Vergessenheit hier in Oestrich besuchte. Er ist in Amerika ein wohlhabender Mann geworden, besitzt bei Chicago fünf Farmen und rühmte mir, die ersten Anregungen für landwirtschaftlichen Großbetrieb jener Reise zu verdanken, die er als mein Bursche gemacht. Damals dachten wir beide freilich nicht an solche Folgen.

Ende Oktober 1844 kehrte ich nach Berlin zurück. Von meinen alten Kameraden war v. Hartmann hier wieder mein Genosse, und uns schloß sich an v. Luck, damals im Garde-Reserveregiment; er starb 1856 als Major im

Generalstab. Ein so unbefangenes, frisches Leben wie auf der Akademie führte man als Topograph nicht; der Ehrgeiz trat dazwischen. Von den zehn Topographen eines Jahrgangs wurden in der Regel nur zwei zum Schluß in den Generalstab aufgenommen, und diesen, damals gewaltigen Avancementsaussichten strebten alle zu. Ich war auch fleißig und schnitt mit meinen Arbeiten sehr gut ab. — Mitte März eilte ich sehr vergnügt nach Koblenz zu meiner Braut; die drei Monate Kommißlebens gingen rasch vorbei, zumal mein Schwiegervater, als er am Karfreitag vom Heiligen Abendmahl nach Hause kam, seine Einwilligung zur Hochzeit im Herbst aussprach. In dieser Zeit trat ich einer Freundin meiner Frau näher, der damals verwitweten Frau v. Barby, späteren Frau v. Holtzendorff, mit der wir bis an ihr 1887 erfolgtes Ende in nächster Beziehung geblieben sind.

Am 1. Juni ging es wieder ans Topographieren, diesmal in die Nähe von Köln, in das Oberbergische, in die Kreise Waldbrohl und Gummersbach. Große Heidestrecken, die man nicht wieder aufgeforstet; verarmte Bauern trotz billigster Bodenpreise; keinerlei Industrie; erbärmliche Quartiere. Ganz abgelegen auf der Höhe, war ich einst in einer elenden Kneipe in dem einzigen Zimmer untergebracht. Hier, wo ich, schon um wegzukommen, mit rastlosem Fleiß arbeitete, inspizierte mich der die Aufnahmen leitende Generalstabshauptmann v. Czettritz. Sechs Wochen hatte ich keinen gebildeten Menschen gesehen und freute mich seines Kommens, hatte mein Bett für ihn hingegeben und möglichst für Verpflegung gesorgt. — Ich muß einschalten, daß wir nicht eigentlich aufnahmen, sondern nur croquierten. Dazu erhielten wir Meßtischblätter mit einer Reduktion der vorhandenen alten Flurkarten. Diese kopierten wir in vier Blatt, in welche dann das Gelände eingetragen werden mußte, in Horizontalen von 50 Fuß Höhenabstand. Kein einziges Instrument wurde dafür geliefert; wir bestimmten die Entfernungen durch Abschreiten, bergauf, bergab, und die Winkel wurden mittels eines einfachen Quadranten aus Holz gemessen, den der Bursche zusammenschlug. Die so primitiv ermittelten Horizontalen sollten schließlich auf der ganzen zweieinhalb Quadratmeilen enthaltenden Platte durchlaufen. Das war in sehr gebirgigem Terrain mit jenen Hilfsmitteln nicht zu erreichen; sehr steile Abhänge, wo die Horizontalen dicht nebeneinanderlaufen, mußten herhalten, um die Fehler auszugleichen.

Mein Dirigent trat mit strenger Dienstmiene ein, nahm meine Arbeiten und folgte mit seinem Stift den Horizontalen. Plötzlich jubelte er förmlich auf: „Da habe ich Sie ertappt." Ich antwortete: „Die Fehler kann ich Ihnen selbst zeigen; die weiß ich ganz genau." Nun gab es ein Donnerwetter; er ging ins Gelände, fand aber nichts Rechtes und fing an zu mäkeln und zu nörgeln. Ich antwortete entsprechend, und so gingen wir in sehr feindlicher Stimmung nach Hause. Fort konnte er nicht, sondern mußte Zimmer und Mahlzeiten mit mir teilen. Ich sprach kein Wort mehr, was er auch sagte. Da sprang er plötzlich auf und rief: „Das halte ich nicht aus; wenn Sie mir zugeben, daß Sie sich gegen mich disciplinarisch gröblich vergangen haben, so will ich Ihnen einräumen,

daß ich Sie gereizt habe. Wollen Sie nun wieder sprechen, so will ich das Geschehene wieder vergessen.“ Er gab mir die Hand, und ich schlug ein. Andre Kameraden, mit denen er auch in Konflikt geraten war, wurden später bestraft. Mir setzte er ins Schlußurteil: „Neigung zur Indisciplin“, woran ich später zu tragen hatte. Czettritz war bei aller Tüchtigkeit ein gefährlicher Vorgesetzter; er scheiterte auch als Brigadekommandeur der Gardekavallerie. Dann kaufte er sich bei Danzig an, konnte sich aber mit seinen Leuten nicht stellen und zog wieder nach Berlin, wo er mich häufig besuchte.

Ich eilte nach Koblenz, wo am 18. Oktober unsre Hochzeit stattfinden sollte. Mein Schwiegervater, ein alter Kämpfer der Freiheitskriege, hatte selbst am 18. Juni, dem Schlachttage von Belle-Alliance, geheiratet; wir feierten die Schlacht bei Leipzig. Unsre Hochzeitsreise ging nach Heidelberg, wo wir die Tante meiner Frau, die Gattin des bekannten Historikers Schlosser, besuchten. Wir hatten dort interessante Tage und lernten auch Gervinus kennen. Von Heidelberg fuhren wir mit einem Hauderer bis Halle. Solches Reisen hatte seine Reize, so langsam es auch von statten ging; man hielt alle paar Stunden an, sah die Gegend, besichtigte die Ortschaften und suchte nahegelegene schöne Punkte auf. Von Halle ging es per Eisenbahn nach Berlin.

Dort begann von neuem die Arbeit. Wir geboten über so beschränkte Mittel, daß unser Leben äußerst einfach war; am 1. Januar 1846 besaßen wir 25 Pfennig, zum großen Unglück meiner Frau. Erst der nächste Tag brachte dann Trost. In unserm Haus verkehrte außer Hartmann und Luck der damalige Referendar v. Holtzendorff, der sich inzwischen mit der schon erwähnten Frau v. Barby verlobt hatte. Wir schlossen auch mit ihm Freundschaft, welche bis an sein Lebensende gewährt hat und mit den Kindern des Paares fortdauert. Diese drei Freunde waren sämtlich große Politiker, und so kam es manchen Abend zu sehr lebhaften Unterhaltungen, bei denen mir schließlich die Vermittlerrolle zufiel. Ich interessierte mich stets für Politik, aber über meine Ansichten zu sprechen hat nie in meiner Natur gelegen, so wenig wie über Religion. Ich bin am Rhein in liberaler Gesinnung groß geworden und bin dieser bis heute treu geblieben.

Mein Nachfolger, der Minister v. Caprivi, sagte zu meinem Schwiegersohn: „Ihr Schwiegervater ist ein Liberaler; das hat er von seinem Vater geerbt, und dem ist es von Gneisenau eingeflößt worden.“ Das ist richtig und falsch. Gneisenaus und meines Vaters Liberalismus bestand darin, daß sie die Verfassung herbeiwünschten, die König Friedrich Wilhelm III. so lange versprochen hatte. Darin kann heute kein Vorwurf liegen. Mein Liberalismus aber hat sich noch immer mit den Pflichten des preußischen Offiziers vertragen, so gut wie Gneisenaus, und ich erachte das als ein Lob und keinen Tadel.

Auch in den Zeichensälen kämpften wir 30 Topographen lebhaft auf politischem Gebiete, wobei Ansichten sehr weit links zum Vorschein kamen. Einer der Lautesten in dieser Richtung ging 1848 unter.

Ich erhielt dann den Auftrag, das Geheimarchiv des Generalstabs zu

inventarisieren. In demselben wurden die hinterlassenen Korrespondenzen und Papiere aufbewahrt, auf die bis zum Jahre 1848 von Amts wegen Beschlag gelegt wurde. Es war eine interessante aber langwierige Arbeit und hielt mich lange in Berlin fest.

Zum Juni brachte ich meine Frau nach Koblenz und ging selbst nach Aachen, wo der Vermessungsdirigent v. Voigts-Rheetz stationierte.

Meine Arbeiten führten mich an die Nied, südlich von Düren. Die Arbeit in der freien Natur that Körper und Geist wohl nach dem Staub der Archive.

In meinem ersten Quartier lernte ich den katholischen Ortspfarrer kennen. Wir wurden bald Freunde, und er bewies mir seine Neigung gern dadurch, daß er Sonnabends abends, wenn ich nach Hause kam, so viele Flaschen Wein unter seinem Stuhl aufstellte, wie seine langen Rockschöße zudeckten. Diese mußten bis Mitternacht ausgetrunken sein, damit er zur Frühmesse sich leeren Magens betrachten konnte. Der Wein war leichtes, geringes Gewächs und schadete uns nichts.

Ich habe seitdem mit vielen katholischen Priestern verkehrt und habe den Umgang fast durchweg zusagend gefunden. Sie haben mehr oder minder aristokratische Allüren, denn ihr Amt stellt sie hoch über die Gemeinde, und sie halten das Seelenheil eines jeden einzelnen in der Hand. Den Kampf ums Dasein hat der katholische Pfarrer nicht zu kämpfen wie unsre protestantischen; dafür ist er auch ausgeschlossen vom Schaffen. Aber er fühlt sich allein berufen, die Welt im Namen Gottes zu regieren, und so genießt er doch die höchste Freude der Welt, dem lieben Gott ins Handwerk zu pfuschen und sich als sein bevorzugtes Werkzeug zu fühlen. Deshalb erkennen sie auch keinerlei gesetzliche Schranke an sich für berechtigt an und sehen schon in dem Polizeidiener einen persönlichen Feind; der Offizier aber, mit dem der Geistliche nie in Kollision gerät, erscheint ihm deshalb sympathisch. Ich habe mich stets einer angenehmen Begegnung zu erfreuen gehabt.

Mein Wirt empfahl mich an alle seine Amtsbrüder im Bereiche meiner Thätigkeit, und ich kam von einem zum andern ins Quartier.

Unter den älteren Herren fand ich mehrere, die noch französische Soldaten gewesen waren. Alle hatten die Gewalt des Staates in ihrer Erziehung empfunden. Die heutigen Geistlichen, im Konvikt oder Seminar oder gar während des Kulturkampfes im Ausland bei Jesuiten groß geworden, sind im vollsten Gegensatz zum Staat erzogen. Will der Staat sie sich zu treuen Dienern machen, so muß er ihre Heranbildung freigeben. Nichts erscheint mir für jede Erziehung wichtiger, als schon der heranwachsenden Jugend die Gewalt des Staates fühlbar zu machen; wie viel stärker aber tritt diese Notwendigkeit hervor bei der Erziehung der katholischen Geistlichkeit, die im direkten Gegensatz zum Staat von der Macht ihrer Kirche blind begeistert wird. Ich fürchte, man legt darauf bei uns nicht genug Gewicht.

Dann bekam ich eine weitere Aufgabe in dem reichen, ebenen Lande westlich von Köln; der rheinische Adel besitzt dort vielfach Schlösser, jedoch ohne die Pflichten der Verwaltung zu übernehmen; die Ländereien werden verpachtet, der

Rentmeister ist der Finanzmann, der Kaplan Sekretär und geistiger Leiter. Ich fand überall elendeste Unterkunft, da die Schlösser keine Aufnahme gewährten. So trieb es mich, mein Pensum zu Ende zu bringen, um so mehr, als mir in der Zwischenzeit in Koblenz mein ältester Sohn geboren wurde. Frisch und froh eilte ich Anfang Oktober dahin und war ein glücklicher Mann.

Dann ging es wieder zurück nach Berlin. Ich mietete eine Wohnung, die mein Freund Holtzendorff über Sommer innegehabt hatte. Das Haus lag am Anhaltischen Platz, mit freiem Blick bis zum Kreuzberg; drei große hübsche Zimmer mit reichlichem Nebengelaß kosteten 360 Mark jährlich. Wir verlebten dort sehr glücklich die vier Wintermonate; ich immer fleißig, dienstlich und privatim, stets geistig angeregt und in äußerst zufriedener Stimmung. Bis zum 1. März sollte die Entscheidung erfolgen, wer von unserm Jahrgang in den Generalstab berufen würde. Nach allem, was man meinem Vater und mir gesagt hatte, rechnete ich mit Bestimmtheit darauf, auserwählt zu werden; es geschah nicht, weil, wie mir gesagt wurde, ich „zur Indisciplin neigte". Dieser Schlag traf mich in meiner innersten Seele. Ich war mir bewußt, etwas gelernt und geleistet zu haben. Ich hatte mich klüger und stärker als alle meine Kameraden erachtet. Jetzt war mir das Gegenteil bewiesen. Der Eintritt in den Generalstab hätte mich binnen zwei Jahren zum Hauptmann gemacht und mir so auch finanziell vorwärts geholfen. Ich war bereits zwölf Jahre Sekondeleutnant und hatte nun die Aussicht, das mindestens noch zwölf Jahre zu bleiben. Es war eine harte Lehre zur Bescheidenheit, aber sie ist mir nutzbringend für das ganze Leben gewesen.

Ich kehrte also als einfacher Frontoffizier nach Koblenz zurück. Es waren böse Tage für mich. Glücklicherweise lebten wir im Hause meiner Schwiegereltern, und mein Schwiegervater, ein geistig sehr reger Mann, verstand es, mich über Wasser zu halten. Wesentlich zog er mich in den Kreis seiner Interessen als Führer der protestantischen Gemeinde, welche sich in dem gut katholischen Koblenz ihre Stellung Schritt für Schritt erkämpfen mußte, auch war es sein Werk, daß der Vermessungsdirigent des nächsten Sommers, ein alter Regimentskamerad, der mir wohl wollte, es veranlaßte, daß mir die nochmalige Kommandierung zu den Vermessungen angeboten wurde.

Doch ich lehnte ab, denn meine Gedanken hatten eine andre Richtung genommen. Meine Schwiegermutter war von einem Hüttenwerk in der Nähe zu Haus, und es erschien wünschenswert, daß einer aus der Familie in dieses Geschäft eintrete. Darauf bereitete ich mich nun vor, denn meine Avancementsaussichten waren äußerst gering.

Da kam das Jahr 1848 und brachte neue Ideen und Pflichten.

Vorarbeiten. 1848 bis 1866.

Infolge der im Anschluß an die revolutionäre Bewegung in Frankreich in der Rheinprovinz sich entwickelnden Unruhen entsandte man Truppen des vierten Corps dorthin, und das Generalkommando des achten Corps bedurfte

einer Hilfe zur Bearbeitung der Marschrouten und so weiter. Ich wurde dazu berufen, und da ich mich brauchbar bewies und man über mich als jungen Menschen freier verfügen konnte, so wurde ich dort den ganzen Tag beschäftigt und immer zur Disposition gehalten, während die andern Herren nur die regelmäßigen Bureaustunden hielten. So kam es, daß sehr viele besondere Angelegenheiten, Nachrichten, dringende Personalien zuerst durch meine Hände gingen und ich den politischen Dingen näher kam als es mit meinem Rang und dienstlichen Verhältnis übereinstimmte.

Es ist ja bekannt, daß unsre höheren Offiziere damals den Ansprüchen, welche die Verhältnisse an sie stellten, mit wenigen Ausnahmen nicht genügten. Die langen Jahre des Friedens und der politischen Ruhe hatten sie nicht gewöhnt, die ihnen beiwohnende Autorität durch eigne Kraft zu stärken. Das Einsetzen der eignen Person war für sie außer Mode gekommen, und hatten in einzelnen Fällen höhere Offiziere und Garnisonälteste einmal die militärische Gewalt zur Niederhaltung ungesetzlicher Handlungen verwendet, so war ihnen dies stets verdacht worden. Anstatt ihre Thatkraft wenigstens anzuerkennen, hatte man ihnen, wenn nicht Strafe oder Verweis, doch mindestens eine sehr lange und wiederholte Berichterstattung zur Rechtfertigung auferlegt. Es war daher Regel geworden, daß man sich möglichst zurückhielt, um sich Ungelegenheiten zu ersparen.

So stellte sich denn den unruhigen Bewegungen der Massen für den Anfang gar kein Damm entgegen, und selbst in den Regimentern, wo die Reserven eingezogen waren, lockerte sich die Disciplin. Dies war denn auch der Fall bei meinem Regiment, dem 29., welches in Koblenz seinen Ersatzbezirk hatte, und man entschloß sich deshalb, das Regiment nach Saarlouis an die französische Grenze zu beordern, um dort Ordnung unter den aus Frankreich ausgewiesenen, massenhaft ankommenden deutschen Arbeitern zu erhalten. An seine Stelle sollte das aus Magdeburg hierher dirigierte 26. Infanterieregiment treten. — Da erschien am Nachmittag eine Volksdeputation beim kommandierenden General und legte Protest gegen jene Maßregel ein. Der General wies die Deputation zurück, und der Chef des Stabes gab mir auf, einen Befehl aufzusetzen, wonach die Bataillone des Regiments zunächst nach dem Exerzierplatz zu marschieren hätten; dort sollten die Leute gefragt werden, wer marschieren wolle. Wer sich weigerte, sollte ausgekleidet und vorläufig entlassen werden. Ich remonstrierte wegen solcher Ordre an mein Regiment, und während wir noch sprachen, kam der Magistrat von Koblenz und erklärte, die Ruhe sei nicht aufrecht zu erhalten, würde die Marschordre nicht zurückgenommen; auch sei es notwendig, die Reserven zu entlassen. Der kommandierende General gab nach. Ich hatte den entsprechenden Befehl aufzusetzen und ihn dann dem Kommandeur mitzuteilen. Von dort ging ich nach der Speiseanstalt, wo der größte Teil der Leutnants des Regiments versammelt war, und teilte ihnen den Befehl mit. Sie beschlossen nun ihrerseits, in corpore den Kommandierenden um Aufhebung des Befehls zu bitten. Und so geschah es; der General nahm sie an, entschuldigte sich und bat sie, doch zu gehorchen.

Dieses Auftreten der Offiziere hatte aber doch den General auf einen richtigeren Gedanken gebracht. Er beschloß, seinen Abschied zu erbitten, unter gleichzeitiger Darlegung der Gründe, die ihn zur Entlassung der Reserven bestimmt hatten.

Ich erhielt den Befehl, andern Mittags mit diesen beiden Schriftstücken nach Berlin zu reisen, um sie dem König persönlich zu übergeben. Ueber den Inhalt derselben instruierte mich der Chef des Stabes vor meiner Abreise und sagte: „Sie müssen dafür wirken, daß der General den Abschied nicht erhält; er ist der einzige Mensch, der uns über die Krisis fortbringen kann. Ich habe dafür gesorgt, daß auf Ihr Urteil in Berlin Gewicht gelegt wird."

Ich traf in Berlin ein unmittelbar nach den Märztagen. Alle Welt war von dem Geschehenen konsterniert; über das nun zu Verfolgende waren weder die Massen, noch leider die Regierung mit sich einig. Nirgends trat das deutlicher hervor als im Schlosse. Die Wache war bezogen von der Berliner Metzgergilde, in bunter und reicher Uniform. Der Offizier fragte, was ich wolle, und forderte mir die Depeschen ab, um sie selbst dem König zu geben. Auf meine Weigerung sagte er: „Dann kommen Sie," und gleich darauf befand ich mich vor meinem König.

Der König stand im Militärüberrock in dem nach der Spree ausgebauten Raum, den Rücken an einen Tisch gelehnt, der reich mit Kunstsachen besetzt war. Er las die Depeschen, fragte mich nach Personen und Sachen und sagte schließlich: „Ich sehe, Ihr General hat recht, Sie haben ein Urteil zur Sache; nun überlegen Sie mal meine Lage und sagen mir, was soll ich thun." Ich verhielt mich natürlich ganz schweigend, und nun setzte mir der König die Lage mit ganz überraschender Klarheit auseinander, sprach von der Totenschau der Märzgefallenen und vom Verhalten seiner Umgebung. Hier wurde er unterbrochen durch die Meldung, das neue Ministerium sei da, um sich vorzustellen. Er sagte: „Kommen Sie mit nach vorn," und ich ging mit ihm in ein dem Schloßplatz zu gelegenes Zimmer. Als wir eintraten, hörte man einen Trauermarsch auf der Straße. Der König trat hinter die Gardine, sah hinaus und sagte: „Man begräbt noch einige der Gefallenen und bereitet mir dies Schauspiel. Treten Sie an das Fenster, ich darf mich nicht sehen lassen, ich will Ihnen den Aufzug erklären." Als die Wachtmannschaften der ehrsamen Metzgergilde etwas rücksichtslos vorgingen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, sagte der König: „Wenn meine Soldaten so eingegriffen hätten, wie diese Bürgersoldaten, dann hätte alle Welt räsonniert. Von diesen Leuten lassen sie sich sogar Schläge gefallen." — Da öffnete sich die Thür, und die Herren sollten eintreten. Ich ging hinaus in eines der tiefen Fenster im Vorzimmer. Die Minister kamen von der andern Seite und gingen durch in das Audienzzimmer. Es war das Ministerium des 29. März, für mich lauter unbekannte Größen. Der letzte von ihnen schloß plötzlich die Thür vor sich und sagte laut, sich umdrehend: „Du kannst nicht," nach einigen Schritten stehen bleibend, rief er: „Schwerin, du mußt!" machte Kehrt und folgte nun eiligst den andern.

Ich hielt mich noch drei Tage in Berlin auf, und zwar den Tag über meist in den königlichen Vorzimmern, die gleichzeitig Vorzimmer für die auf der andern Seite gelegenen Ministerzimmer waren. Hier bewegten sich die allerverschiedensten Menschen, einerseits die Umgebung des Königs, anderseits eine Flut von Leuten, welche die Minister sprechen wollten: Deputationen aller Art und aus allen Provinzen, wiederholt aus dem Posenschen. Sie wurden abwechselnd von den heraustretenden Ministern empfangen. Mein Eindruck war, daß Graf Schwerin allein den Mut seiner Stellung und das Bedürfnis einer königlichen Autorität für sein Verhalten hatte. Die andern äußerten sich nur in beruhigender und vermittelnder Weise.

Ein Kriegsminister war noch nicht ernannt; General v. Reyher hatte nur einstweilen die geschäftliche Leitung erhalten. Er nahm mich verschiedentlich über Personen und Dinge ins Verhör. Am zweiten Tage sagte er mir: „General v. Thiele ist um seinen Abschied eingekommen, was sagen Sie dazu?“ — Ich: „Der Chef des Stabes hat mich ganz besonders beauftragt, darauf aufmerksam zu machen, wie General v. Thiele allein dazu geeignet sei —“ General v. Reyher, mich unterbrechend: „Ich will nicht Ihren Auftrag wissen, ich will Ihre Ansicht kennen. In solchen Zeiten ist jeder verpflichtet, mit seiner Meinung einzutreten.“ So berichtete ich pflichtgemäß, was ich in Koblenz miterlebt hatte, und beantwortete frei alle Fragen, die General v. Reyher mir stellte. Es traten verschiedene Personalveränderungen im Corps ein; den Abschied des Generals v. Thiele hatte ich selbst zu überbringen.

Ich brachte meine freie Zeit auf der Straße oder in Versammlungen aller Art zu. Die Welt war in einem Taumel; alles, was bis dahin Autorität gewesen, war verschwunden; was Neues entstehen sollte, dazu hielt sich ein jeder für berechtigt mitzusprechen.

Vor dem Kriegsministerium fand ich einen mir befreundeten Rat abends als Schildwache aufgepflanzt. Er vertrieb sich die Zeit damit, das ihm anvertraute neue Gewehr auf dem Pflaster springen zu lassen, zum tiefen Schmerze meines infanteristischen Herzens. Zur Erleichterung der Bürgerwehr wurden zwei Bataillone herangezogen, eins vom 20. Regiment (damals Ersatz Berlin) und eins vom 2. Regiment (Pommern). Am letzten Tage meines Dortseins wohnte ich dem Einmarsch beider bei. Das erste Bataillon war untermischt von Berliner Bürgern, die den Soldaten die Gewehre trugen und ihnen Schnaps zu trinken gaben. Jede Disciplin war geschwunden: eine Räuberbande, nicht eine preußische Truppe; mir stieg die Röte der Schmach ins Gesicht. Eine Stunde später folgten die Pommern. Fest geschlossen und mit strammem Tritt zogen sie durch die erstaunten Massen. — Mir ist der von diesen beiden Bataillonen empfangene Eindruck stets unvergeßlich geblieben.

Ich fuhr dann nach Hannover und wohnte dort einer Versammlung bei, in welcher zu meiner damaligen großen Ueberraschung viel von Deutschlands Einigung gesprochen wurde. In Köln war großer Straßenlärm; aber man hatte mehr den Eindruck allgemeinen Vergnügtseins, wie ja überhaupt die ersten Zeiten

des Jahres 1848 mehr einem Taumel glichen als den ernsten Vorboten großer Ereignisse. Die Schärfen der Lage kamen erst nach und nach zum Ausdruck, als die leitenden Kräfte auf den entgegenstehenden Seiten sich in Personen verkörperten. Ich kehrte heim wie vom Anblick eines großartigen Schauspiels, in allen Fibern an- und aufgeregt. Ich hatte tief in die Welt hineingeblickt und empfand einige Neigung, mitzuspielen. Die Richtung war mir durch Familientradition wie durch eignes Standesbewußtsein vorgezeichnet, und ich wäre ohne Gewissensnot frisch gegen alles Revolutionäre zu Felde gezogen. — Aber mir blieb keine Zeit, mich mit fremden Dingen zu beschäftigen.

Kaum zurückgekehrt, wurde ich als Adjutant zum General v. Stockhausen entsandt, der die Infanterieregimenter 26 und 27, Kavallerie und Artillerie an der französischen Grenze kommandierte. Hauptquartier war ein kleiner Ort, Lebach, fern von dem unruhigen Treiben der Städte. Es kamen wohl Aufsässigkeiten einzelner Ortschaften vor, die die Wälder als Gemeingut ansahen oder sonst zu kommunistischem Unfug sich hatten beschwatzen lassen, aber das scharfe Laden vor versammeltem Dorf reichte immer aus, die Gemüter zu beruhigen. Allmählich liefen die aus Frankreich ausgewiesenen Arbeitermassen ab, und die Truppen wurden wieder frei. Mein General ging als Kriegsminister nach Berlin, ich wurde Ende April dem Kommando der 16. Division überwiesen, und zwei Bataillone der Regimenter 26 und 27 gingen nach Trier, die gestörte Ordnung dort wieder herzustellen.

Auch in Trier hatten die Generale versagt und nicht verstanden, Disciplin in den heimischen Truppen zu bewahren. General v. Schreckenstein, der spätere Kriegsminister, kam gleichzeitig mit jenen Bataillonen von Koblenz aus, wo er die Stelle des kommandierenden Generals versah, in Trier an und überwand die Stadt, welche Barrikaden gebaut und die Bürger bewaffnet hatte, nur durch Ruhe und Sicherheit. Er stellte die Truppen und Batterien auf; alle Glocken der Stadt läuteten Sturm, und nach drei Stunden war Friede geschlossen, ohne daß ein Vorwärtsbewegung erfolgt oder ein Schuß gefallen wäre.

Was die Stadt eigentlich wollte, darüber herrschte große Unklarheit. Der ostensible Grund der Erhebung war die Einquartierung fremder Truppen, nebenbei aber spielten Einflüsse wunderlichster Art. Eine Gruppe strebte zur Republik, eine andre wollte die Wiedervereinigung mit Frankreich, eine dritte endlich proklamierte als Ziel die Wiederherstellung des Kurfürstentums Trier. Preußische Gesinnung fand sich nur bei den Eingewanderten; das Hinneigen zu Frankreich beruhte auf der Erinnerung, wie wohl man sich damals befunden hatte, zunächst durch die Verschleuderung der Kirchengüter, dann dadurch, daß die heimkehrenden Heere, die bei der Ueberschreitung der Grenze ihren rückständigen Lohn erhielten, viel Geld ins Land brachten; endlich durch den lukrativen Viehhandel, den die Verproviantierung der Truppen entwickelt hatte; der ganz unklare Gedanke aber der Wiederherstellung des Kurfürstentums hatte die meisten Anhänger, zumal die durch Geistlichkeit.

Als ich den General v. Schreckenstein nach seiner Wohnung geleitete, blieb

er plötzlich stehen und sagte: „Ja ja, mein Lieber, das ist eine Zeit, wo man noch ein großer Mann werden kann.“ Er war noch Generalmajor und vom Brigadekommandeur kommandierender General geworden; die leichten Erfolge hatten ihn berauscht und seine Phantasie rege gemacht.

Ich blieb in Trier bei der Division und habe dort von 1848 ab fünf sehr zufriedene Jahre erlebt; wir hatten sehr angenehmen Verkehr, genossen die schöne Natur und kamen zu wissenschaftlichen und musikalischen Kränzchen zusammen. Ich lernte italienisch, spielte Theater und so weiter. Von unserm Verkehr will ich den damaligen Divisionsadjutanten v. Kritter besonders erwähnen, der später die Schwester meiner Frau heimführte.

Anfang September ward mir der Befehl, über Luxemburg, Thionville, Metz und Saarlouis zu reisen und Nachrichten über französische Rüstungen und Zustände einzuziehen. In ersterer Hinsicht war nichts zu berichten; Frankreich war mit sich selbst beschäftigt. Meine Nachricht aber, die Franzosen würden den Prinzen Napoleon zum Präsidenten wählen, erwies sich bekanntlich als richtig, obgleich sie mit den Pariser Berichten nicht stimmte.

In Baden begannen sich die Verhältnisse sehr unglücklich zu gestalten. Dieses aus den Napoleonischen Zeiten heraus künstlich gestaltete Land war dem Einfluß des flachen französischen Liberalismus am meisten zugänglich und befand sich schon im August 1848 in ganz haltlosen Zuständen. Der Großherzog war gutmütig, die Beamten entbehrten der Kraft, ja selbst der Routine; die Truppen ermangelten der Disciplin. Die Frankfurter Reichsregierung beschloß, ein Truppencorps nach dem Norden Badens zu schicken, um der Landesregierung Kraft zu geben. Das Corps, aus Preußen und Nassauern bestehend, wurde meinem Chef, dem General v. Dunker, anvertraut, und ich ging voraus, um die Märsche zu regeln. Am 30. September nahmen wir unser Hauptquartier in Mannheim, wohin, über Kreuznach und Heidelberg unsre Truppen, über Darmstadt vier Bataillone Nassauer dirigiert waren. Allmählich beruhigten sich die Geister wieder, auch in Rheinhessen, wohin ich Ende Oktober mit einer Kolonne zu marschieren hatte, und wir konnten melden, daß unsre Soldaten die besten preußischen Diplomaten seien.

Im November erachtete die Frankfurter Regierung die Ruhe in Baden und Hessen wieder für vollständig gesichert, und die Truppen wurden zurückgezogen. Ich selbst erhielt die Ernennung zum Adjutanten der Landwehrbrigade in Trier. Es gehörten zu jener Zeit zu jeder Division eine Infanterie- und eine Landwehrbrigade; bei dieser wurden die gesamten Reserve-, Landwehr- und Ersatzangelegenheiten für den Bereich der Division bearbeitet, und es gab viel zu thun. Ich blieb über drei Jahre in dieser Stellung und hatte reiche Gelegenheit, nicht nur mich in den ganzen Organismus unsers Heeres gründlich hineinzufinden, sondern auch mit der Provinz vertraut zu werden. Wir bereisten mehr als drei Monate im Jahr zu Musterungs- und Aushebungszwecken den Bezirk, in welchen nicht nur die Regierungsbezirke Trier und Koblenz gehörten, sondern später auch Hohenzollern.

Im Laufe des Jahres 1848 hatten der stete Ortswechsel und meine so mannigfache dienstliche Verwendung jede persönliche Teilnahme an den Ereignissen verhindert; die größere Beständigkeit meines Aufenthaltes in Trier aber führte mich zu einer Teilnahme am politischen Tagesleben, und ich lieferte wiederholt Zeitungsartikel im Interesse der Armee.

Die preußische Armee bildete, als das größte Hindernis der republikanischen Bewegungen, den Gegenstand der Verfolgung von seiten der Weltverbesserer, und so gab es für einen Soldaten stets reichen Stoff zum Kampfe gegen diese; ich suchte ihn nach Möglichkeit auszunützen. Sonst aber empfand ich es oft mit Bitterkeit, daß ich meine Kräfte dem Alltagsleben in dem geistig toten Trier widmen mußte, während die ganze Welt sich in der größten Aufregung und Thätigkeit befand.

Als im Laufe des Sommers 1850 der Konflikt mit Oesterreich sich vorbereitete, rückten die höheren Stäbe sowie die Truppen aus Trier nach Kreuznach, und die Landwehrbrigade übernahm die Geschäfte der Division und der Infanteriebrigade. Das ging ganz gut, bis plötzlich im Spätherbst die Mobilmachung befohlen wurde. Mit einer Ordre und auf einen Tag wurden die Reserven für die Linie und Landwehr ersten und zweiten Aufgebots einberufen. Die Menschen und Pferde kamen, aber weder Unterkommen noch Kleidung noch Nahrung und am allerwenigsten Offiziere waren vorgesehen. Es war eine Gnade Gottes, daß es nicht zum Kriege kam, und mir erschien es wie ein Wunder, daß bei diesen führerlos zur Fahne berufenen Leuten die Gesetzlosigkeit nicht zum Durchbruch kam. Nach Wochen waren die Bataillone noch nicht formiert, noch viel weniger die Landwehrkavallerie und zumal der Train. Die infolge des Abkommens von Olmütz rasch eintretende Abrüstung wurde als große Wohlthat empfunden, und ich bin noch heute der Ansicht, daß die seitdem vielfach aufgetauchte Meinung, wir würden Oesterreich trotz der offenen Mängel unsrer Organisation auch damals überwunden haben, auf einer schweren Täuschung beruht. Es folgten viele Personalveränderungen und eine ganz neue Bearbeitung des Mobilmachungsplanes.

Das Jahr 1852 brachte mir eine Veränderung in meiner dienstlichen Stellung. Ich wurde erster Adjutant bei der Division in Trier, was den Vorteil hatte, daß ich der Truppe wieder näher kam und mehr mit dem Kommando als mit der militärischen Verwaltung zu thun hatte. Auch wurden in diesem Jahre die sechs ältesten Premierleutnants aller Infanterieregimenter Hauptleute dritter Klasse, und da ich gerade der sechste war, rutschte ich noch mit hinein. Doch meine Stellung bei der Division sollte nicht von langer Dauer sein.

Im Sommer 1853 wurden die sämtlichen Stellen der ersten Adjutanten bei den Divisionen durch Majore des Generalstabes besetzt. Bei dieser Begebenheit wurden die abgelösten ersten Adjutanten alle mit Vorteil versetzt, nur ich nicht. Ich allein von achtzehn trat einfach in das Regiment zurück. Wie hart mir diese Zurücksetzung wurde, brauche ich nicht zu sagen; es war wieder eine

Lehre zur Bescheidenheit, aber ich war nicht genug Hegelianer, um sie gern auf mich wirken zu lassen.

Man verübelte mir von oben her gewisse Selbständigkeiten, die ich bei der vergangenen Mobilmachung in Vertretung meines etwas altersschwachen Generals begangen hatte. Ihn, den General v. Palm, einen verdienten alten Lützower, mußte man verabschieden; mich hielt man nur auf. Daß ich persönlich in meiner Stellung nichts eingebüßt hatte, wurde mir dadurch bewiesen, daß sämtliche Generale und der größte Teil der Stabsoffiziere mir ein Abschiedsessen gaben. Beim Nachhausegehen sagte mir der Regierungspräsident v. Mirbach: „Verlieren Sie nicht den Mut! Aus Ihnen wird doch noch etwas."

Mein Regiment stand in Frankfurt am Main; ich übernahm die Führung einer Compagnie und lebte mich rasch wieder in den alten Kameradenkreis ein. Meine Frau hatte viele Beziehungen mit der guten Frankfurter Gesellschaft, welche uns sehr herzlich aufnahm. Der Bundestag vereinigte Menschen aus aller Herren Ländern, und man fand überall Anregung. Bismarck als Bundestagsgesandter machte bereits Aufsehen durch die Entschiedenheit seiner preußischen Politik. Wir waren alle stolz auf ihn, und jeder Preuße feierte ihn. In Verkehr kamen wir nicht mit dem Bismarckschen Hause, denn schon im Frühjahr 1854 rückte das Regiment nach Trier ab. Ich aber kam nach Koblenz als Compagniechef, zunächst bei der Landwehr und nach wenigen Monaten bei dem damals bestehenden Reservebataillon.

Mein Dienst war tötend; meine Compagnie lag auf dem Asterstein, während ich in Koblenz wohnte; eine Ration hatte ich nicht. So wurden meine Kräfte durch das Laufen aufgezehrt, und es blieb daneben für geistige Thätigkeit nichts übrig. In dieser Stimmung erklärte ich eines Tages im Sommer 1854 meiner Frau, ich müsse fort; das Detail des Dienstes könne ich nicht mehr aushalten. Ich reiste auf 14 Tage über Thüringen nach München, und als ich über Heidelberg wieder heimkam, fand ich meine Versetzung in den Generalstab beim Generalkommando in Koblenz vor. Freundliche Kräfte, General v. Fischer und General v. Herrman, hatten für mich gewirkt. Mein Chef war der Oberst v. Schwartz, und in den wenigen Monaten war ich sein Hauptarbeiter. Major v. Gersdorf, ein alter Freund von mir und hier mein Vorgesetzter, wurde fortversetzt, und ich sollte bei Schwartz sein Nachfolger sein. Es kam zu meinem Glück anders.

Das Koblenzer Leben war sehr nett und amüsant, aber wenig förderlich für den Menschen. In der rheinischen Fröhlichkeit vertrödelte man viele Zeit und gewöhnte sich an ein phäakisches Dasein. Später sagte mir Graf Lehndorf mal lachend: „Sie wollen Rheinländer sein? Dafür sind Sie ja viel zu fleißig." Ich hätte sicher hieran verloren, wäre ich nicht jetzt in Verhältnisse gekommen, wo wenig Tugend dazu gehörte, ausschließlich zu arbeiten.

Ich will noch erwähnen, daß ich in meiner Stellung beim Generalstab in Koblenz zum erstenmal in persönliche Berührung mit dem damaligen Prinzen von Preußen, späteren Kaiser Wilhelm trat. Er hielt zur Zeit Hof in Koblenz als

Militärgouverneur der Rheinprovinz und von Westfalen. Im Winter 1855/56 hatte ich die Ehre, in der neu gebildeten Militärischen Gesellschaft vor dem Prinzen eine Vorlesung über die Bedeutung des Zündnadelgewehres für das Infanteriegefecht zu halten. Der hohe Herr war ungemein angeregt von meinem Gedankengang, ich mußte Abschrift des Vortrages einreichen und habe oft in späteren Jahren von ihm gehört, ich hätte ihm zuerst die Wichtigkeit des Gewehres gezeigt. Ich wurde anderntags zur Tafel befohlen und habe seitdem mich der besonderen Gnade auch der späteren Kaiserin Augusta zu erfreuen gehabt. Nach Tisch wurde das Gespräch sehr lebhaft, und der Prinz verurteilte höchst offen die reaktionäre, frömmelnde Richtung, in die der König eingelenkt war: namentlich die englische Sonntagsheiligung verwarf der Prinz, da sie so ganz dem deutschen Volksgeiste widerspreche.

Ein Jahr später hielt ich in Posen denselben Vortrag in der dortigen Militärischen Gesellschaft; da fanden es denn die älteren Herren bedauerlich, daß ich so moderne Ansichten der altbewährten preußischen Schule gegenüber öffentlich ausspreche. Ich erzähle dies, um zu zeigen, wie freien Geistes der Prinz die Dinge zu sehen verstand.

Ich kam also im Mai 1856 als Major nach Posen. Hier wehte eine für mich in jeder Richtung fremde Luft; und während ich mich bis dahin sehr leicht, und die letzte Zeit in Koblenz vielleicht zu leicht, am Leben beteiligt hatte, vereinsamte ich hier rasch. Ich wurde wieder ein sehr arbeitsamer Mann und hatte in dieser Beziehung eine sehr kräftige Stütze an meinem Chef, General v. Brandt, der nicht nur eine sehr reiche militärische Carriere hinter sich hatte, sondern auch als militärischer Schriftsteller in der Welt rühmlichst bekannt geworden war. Er stellte stets die größten Ansprüche an meinen Fleiß; ich hatte große Freude an seinem Verkehr und blieb bis an sein Lebensende in brieflicher Verbindung mit ihm. Leider nahm er schon im Jahre nach meinem Eintreffen seinen Abschied. Sein Nachfolger war das gerade Gegenteil, in der Front groß geworden und ausgesprochener Feind aller Bücher, obgleich geistig sehr gut beanlagt. Er kam kurz vor dem Manöver, zu dem ich alle Anlagen und Befehle bereits fertig hatte. Nach dem ersten Manövertage in der Division wies er nun die von mir entworfene Disposition zurück und gab mir eine eigne Arbeit. Ich ließ diese abschreiben und bemerkte bei der Vorlage zur Unterschrift, ich glaubte nicht, daß die Gegner sich treffen würden. Er fuhr auf; als wir aber abends nach Hause ritten, sagte er: „Sie haben recht gehabt.“ Nun ließ er mich ferner gewähren; aber er mochte mich nicht mehr, und ich wurde bald darauf in den Generalstab des Generalkommandos, zum Grafen Waldersee versetzt, als Vertreter des kranken Chefs des Stabes, der bald an der Schwindsucht starb. Hier gewann ich sehr bald das volle Vertrauen meines Generals. Er schickte mich 1858 bei den großen Manövern gegen das sechste Corps immer nur mit der Anweisung fort: „Sehen Sie mal hin und befehlen Sie, was notwendig ist.“ — Im Winter zu 1859 bearbeitete ich eine Mobilmachungsinstruktion, die später maßgebend wurde. — Ich blicke auf die in Posen verlebten fünf

Jahre als auf eine Zeit reichen geistigen Lebens zurück; es war eine Zeit stillen Schaffens. Die einzige Ausnahme wurde gebildet durch die Mobilmachung von 1859, die mich für einige Wochen nach Frankfurt am Main führte. Ich wurde dorthin vorausgeschickt, um für das fünfte Armeecorps Quartier zu machen. Wir sollten bekanntlich mit zwei andern Corps unter Generalfeldmarschall v. Wrangel am Rhein aufgestellt werden, um eine Diversion zu Gunsten Oesterreichs herbeizuführen. General Vogel v. Falckenstein war zum Chef des Generalstabes der Armee designiert und ebenfalls in Frankfurt eingetroffen. Der General war frisch und thatkräftig bei der Arbeit, ein guter Kamerad, und sein Verkehr von höchstem Wert. Ich gewann sein Herz, als ich, am zweiten Tage früh von Frankfurt weggefahren und abends von Wiesbaden heimgekehrt, nicht nur die ganze Dislokation des Heeres geordnet, sondern auch den Herzog von Nassau, seine Minister und alle 24 Amtmänner zum Einverständnis gebracht hatte. Der Herzog erklärte mir, daß er bereit sei, alles zu leisten, da es der von ihm so langersehnten Hilfe für Oesterreich gelte. Die Amtmänner des Landes, mit welchen ich mehrere Stunden arbeitete, waren außerordentlich dienstwillig und sprachen wiederholt ihre Sympathien für Preußen aus.

Ganz so leicht wurden dem General seine Forderungen von der Stadt Frankfurt nicht erfüllt. Ich weiß nicht, welches Corps hier untergebracht werden sollte, die Stadt aber erklärte, keinerlei Einquartierung zu nehmen. Der General ging an den Senat; es gab heftige Reden und Gegenreden um die Reichsfreiheit der Stadt, und endlich erklärte er den versammelten Herren, er würde die Truppen sich selbst einquartieren lassen und wolle doch mal sehen, wie lange die Souveränität der Stadt vor 100 000 Gewehren stichhalten würde. Es folgten wieder aufgeregte und bittere Reden, als aber die Herren sahen, daß der General Ernst machte, gaben sie nach.

Ich fand den General ganz aufgebracht über den hochmütigen Hohn, mit dem man ihm begegnet war. Als Falckenstein 1866 als Sieger in die Stadt einrückte, gedachte er wohl jener Stunden. Kaum war unsre Arbeit Hals über Kopf fertig, da kam der Friede von Villafranca und für uns die Rückberufungsordre.

Ich bin in Posen bis zum Jahre 1861 geblieben und habe in dieser Zeit mich bemüht, Land und Leute kennen zu lernen. General v. Brandt unterstützte mich dabei sehr wesentlich. Er hatte seinen militärischen Dienst in der polnischen Armee begonnen, hatte mit ihr die Kriege von 1807 bis 1813 unter Napoleon mitgemacht und besaß eine große Kenntnis der polnischen Adelsfamilien, sowie der Geschichte und der Verhältnisse des Landes. Ich lernte die Sprache und las dann selbst die hervorragendsten Werke der polnischen Litteratur.

Das eigentlich revolutionäre Element in der Provinz ist der Adel; mit ihm zu paktieren ist immer falsch, denn er ist seiner innersten Natur nach ungeeignet, sich in einen deutschen Staat einzuleben. Leider haben wir wiederholt die preußische Regierung auf diesem Wege gesehen; alle solche Versuche sind kostbar. Wie er aber zu brauchen ist, das lehrt uns die Zentrumsfraktion, die ihn hegt und trägt und über die polnischen Stimmen im Reichstage gebietet.

Die katholische Geistlichkeit in der Provinz ist seit dem Kulturkampf mächtiger geworden als je zuvor. Eine national-polnische giebt es nicht mehr, denn polnischer und deutscher Katholizismus gehen Hand in Hand; sie regierungsfreundlich zu stimmen, ist noch schwieriger als den Adel außer Kurs zu setzen. Man kann auch hier vom Zentrum nur lernen. Die Besetzung des Bischofsstuhles und das Domkapitel sind für die Regierung das bedeutendste Mittel, auf die Geistlichkeit zu wirken; sie durch Polizeimaßregeln beherrschen zu wollen, ist unmöglich. Die fanatischste Glaubensrichtung aber ist nicht so gefährlich wie politische Interessenverbindung.

Der polnische Bauer ist ein an sich ruhiger und zum Gehorsam geneigter Mann und hat gar keinen Drang zu revolutionären Bestrebungen. Als Beleg mag folgendes Vorkommnis dienen: Im Jahre 1848 war man im ersten Freiheitsdusel so weit gegangen, den Polen in Posen zu gestatten, eigne Truppen zu halten. Schließlich erkannte man die damit heraufbeschworene Gefahr und beschloß, ihnen mindestens die Reserve- und Landwehrmänner zu nehmen; man berief diese also ein, und der Bezirksfeldwebel ging auf dem Exerzierplatz der polnischen Bataillone zu jedem einzelnen, las die Einberufungsordre vor, ließ die Leute vortreten und marschierte einfach mit ihnen ab, ohne daß auch nur ein Zeichen des Ungehorsams vorkam.

Aus meinem privaten Leben in Posen will ich noch erzählen, daß wir langsam daselbst an Umgang gewannen, mit Menschen, denen ich für das Leben verbunden blieb. Wir kamen in diesem Kreise regelmäßig zusammen, wo dann der Wirt des Hauses einen Vortrag eigner Arbeit zum besten geben mußte: General v. Zastrow, später kommandierender General; Oberst v. Lyncker; Präsident Graf Schweinitz, wir standen uns besonders nahe; Präsident v. Bernuth; Präsident v. Mirbach, der als Reaktionär fiel, während Bernuth liberaler Minister wurde; und endlich der einzige Nichtbeamte der Posener Gesellschaft, Buchdruckereibesitzer v. Rosenstiel, später Amtsrat in Gorgast; mit dessen Frau verband mich eine besondere Neigung, und ich stehe noch heute in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihr.

Außerdem hielt ich im Winter in militärischen Zusammenkünften Vorträge der verschiedensten Art. Die eigentliche Anregung der großen Welt aber vermißte ich dauernd, und ich schrieb in einem Briefe, der mir vorliegt, vom 1. September 1859: Die Warthe ist ein treues Bild des hiesigen Lebens: still, trübe, seicht, statt des fördernden Elementes ein stagnierender Schlamm.

So begrüßte ich es mit Freude, als ich im Frühjahr 1861 als Chef des Generalstabes des vierten Armeecorps nach Magdeburg versetzt wurde. Jedoch sollte mein nach Berlin als Abteilungschef versetzter Vorgänger bis zur Beendigung der beabsichtigten größeren Manöver dort bleiben und ich diesen so lange beim Großen Generalstab in Berlin vertreten. Meine Familie ging in der Zwischenzeit nach Koblenz, während ich den Auftrag erhielt, Ungarn zu bereisen und im September die Manöver und die Generalstabsübungsreise am Rhein mitzumachen.

Die Reise nach Ungarn und Siebenbürgen war wie gesagt eine Dienstreise und ziemlich anstrengend. Es fiel aber auch für den außerdienstlichen Menschen vieles ab, wovon ich einiges hier erwähnen will. Mit etwas Ungarisch, welches ich gelernt hatte, fand ich mich stellenweise durch; in andern Gegenden half mir die Kenntnis des Polnischen, bei den Juden durfte ich deutsch sprechen.

Ich fuhr über Wien und Pest, von dort mit dem Dampfboot die Donau hinunter nach Neusatz und Peterwardein und kam von dort mit einigen Offizieren, die ich auf der Reise kennen gelernt hatte, in ein slavonisches Kloster. Es war gerade Mittagszeit; man lud uns freundlich zu Tisch. Ungefähr ein Dutzend Mönche aßen mit uns das erste Gericht, dann standen sie auf und bedienten den Abt und uns bei den ferneren Gängen eines sehr guten Diners. Darauf schickte der Abt nach dem Dorf; es erschienen Mädchen, und man tanzte die Nacht durch.

In Belgrad sah ich türkische Truppen, ging dann weiter, die Donau in ihrem reißenden Strom verfolgend, nach Orsova, machte einen Abstecher in die Walachei und besuchte das Schwefelbad Mehadia.

Eine derartige Trennung von Nationalitäten wie hier habe ich noch nie gesehen; im Hotel waren besondere Zimmer für Walachen und besondere für Magyaren; in den kleinen Gaststuben hatte jeder von beiden seinen eignen Tisch, und hatte die Badekapelle ein ungarisches Musikstück gespielt, so mußte ein walachisches folgen, sonst gab es einen Mordsspektakel. — Dann nahm ich einen Wagen und fuhr ins Land hinein. Die Ortschaften trugen noch die Spuren des längst vergangenen Bürgerkrieges; ganze Häusermassen lagen in Ruinen, nur die katholischen Kirchen waren sämtlich neu erbaut. In Siebenbürgen besuchte ich ein fiskalisches Silberwerk, welches mich interessierte, da ich durch meine Frau Mitbesitzer eines solchen Werkes bei Ems war. Ich fand den Betrieb unsäglich elend. Der mich führende Direktor sagte traurig, die Regierung gewähre ihm kein Geld für Verbesserungen.

Bei der langsamen Art des Reisens im Wagen hatte man Gelegenheit, die Eindrücke voll auf sich wirken zu lassen, und ich empfand die Schärfe der Gegensätze zwischen den vielen Nationalitäten des Landes, die in der Masse und Buntheit ihrer Bestrebungen mir erst hier einigermaßen klar wurden. In Klausenburg lud mich der Kommandant zu Tisch. Sein Wein war mordsschlecht; er entschuldigte sich: der Bischof habe den Verschleiß des Weines; dem sei ein Faß verdorben, und ehe dieses nicht ausgetrunken, gebe es keinen andern. Ich habe auch nie so viel gehungert wie auf dieser Reise. In Debreczyn fuhr ich mittags vor dem Hotel vor. „Was haben Sie zu essen?“ — Antwort: „Vor sieben Uhr nichts!“ Kein Zureden half, die Leute waren in der Ernte. Gelegentlich genoß ich die liebenswürdige Gastfreundschaft eines Gutsherrn; da war's dann besser.

Dann wanderte ich über die Karpathen nach Krakau und mußte hier die Reise abbrechen, da meine Zeit abgelaufen war.

Von Berlin ging ich direkt zu den großen Manövern des siebenten und achten

Corps, und zwar war ich dem als Schiedsrichter fungierenden General Fürsten Radziwill zugeteilt. Er war wenig Soldat, aber ein fein gebildeter Herr, und die Tage bei ihm verliefen sehr angenehm.

An das Manöver schloß sich die Generalstabsübungsreise nach Köln-Wittlich unter Leitung des Generals v. Moltke. Ich führte die preußische Seite; ich hielt es für Pflicht, die zehn Herren, die mir zugeteilt waren, täglich mit Aufträgen zu beschäftigen, die ausgearbeitet und eingereicht wurden. Da sagte mir Moltke eines Tages klagend: „Sie machen mir damit zu viel Arbeit."

Die taktische Ausbildung der Offiziere interessierte ihn nicht besonders; was ihn beschäftigte, waren die großen strategischen Fragen, und da war es allerdings stets eine ebenso hohe wie lehrreiche Freude, seine Ansichten und Urteile darüber zu hören. (Fortsetzung folgt.)

Aischa.

Skizze aus dem mohammedanischen Familienleben.

Von

Pile Arslân-Aga Lotin.

I.

Drei Männer standen an dem Lager des Kranken. Risvan-Aga Saffetagitsch-Gonjik ist von einem schweren Uebel heimgesucht worden. Seit zwei Tagen schwebt sein Lebensgeist zwischen dem Dies- und dem Jenseits. Mit geschlossenen Augen liegt der Aga auf den Polstern und Teppichen des niederen Holzgestelles. Leise hebt und senkt sich seine Brust. Schweigend blicken die ernsten Männer in das bleiche Antlitz des Patienten. Zu dessen Haupt steht Namik, der erfahrenste Bader des ganzen Vilajets. Zu den Füßen des Aga ältester Sohn Saïd, etwas abseits der Schwiegersohn Hamid. In dem Gemach begann es schon zu dunkeln. Noch hatte die Sonne den Westen nicht erreicht, aber das Zimmer des Selamluk, der Männerabteilung, liegt gen Osten.

„Nun werd' ich das letzte Mittel versuchen," flüsterte der Bader den beiden Männern zu. Diese nickten mit dem Haupte zum Zeichen des Einverständnisses.

„Der Aga leidet am Stoß," [1]) fügte Namik hinzu, „ich weiß es jetzt bestimmt."

Er zog ein längeres Messer aus dem Gürtel und trat dicht an das Lager

[1]) Kongestionen.

des Kranken heran. Saïd und dessen Schwager verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit das Vorgehen des Baders. Sie wußten, daß jetzt „das letzte Mittel“, die Beschwörung des Uebels, folgen wird.

Das Messer über dem Haupte des Kranken haltend, begann Namik in lautem Tone:

„Befinden sich in Risvan-Aga Saffetagitsch neun Stößlein, neun Brüderlein, — so mögen aus diesen neun werden acht, aus den acht sieben, aus den sieben sechs, aus den sechs fünf, aus den fünf vier, aus den vier drei, aus den drei zwei, aus den zwei eins, aus dem eins — keins! ... Zieh hinaus, du Stoß, aus den achtundachtzig Muskeln, den siebenundsiebzig Adern, aus dem Kopfe, dem Herzen, den Händen und den Füßen!“

Bei jedem der letzteren Worte drückte er die flache Klinge gegen den entsprechenden Körperteil des Kranken. Dann fuhr er fort:

„Zieh hinaus in des Erdballs Mitte, zu des Himmels Höhen, in des Meeres Tiefe; hinaus über hundert Felder, hundert Wälder, hinter das neunte Hochgebirge, — in das wüste Erdreich; hinaus zu unbekannten Grenzen: wo kein Hund bellt, kein Licht brennt, wo die Wiege nicht geschaukelt, mit der Schaufel nicht gearbeitet, zieh hinaus und dahin — wo mit der Axt nicht geschlagen wird!“

Leise berührte der Bader die bläulichen Lippen des Kranken mit der Klinge. Nach einigen Sekunden zog er den Stahl behutsam wieder hinweg. Er wandte sich von Aga ab und schleuderte das Messer zu Boden.

„Hinaus, hinaus, du Blutstoß!“ rief er mit starrem Blick auf das Messer. Dreimal schrie er dem Instrumente noch ein „Pfui!“ zu, hob es auf und verbarg es mit geschlossenen Augen in seinem Gürtel.

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich der Brust des Baders. Der Beschwörungsakt war vorüber.

Saïd näherte sich auf den Fußspitzen dem Lager seines Vaters.

„Vater,“ fragte er sanften Tones, „ist dir leichter?“

Der Aga schüttelte kaum wahrnehmbar das Haupt.

„Lasset mir Ali holen,“ hauchte er nach einer Weile zu den Ohren des Sohnes.

Saïd trat zurück, Thränen glänzten in seinem Auge. Den Wunsch des Vaters, vielleicht den allerletzten, teilte er dem Schwager mit.

„Du, Namik,“ wandte sich Hamid an den Bader, „wirst den Hodscha Kerim holen, indes schickt Saïd um Ali. Ich bleibe hier.“

Ungefähr eine Viertelstunde blieb Hamid bei dem kranken Schwiegervater allein. Da es jedoch mittlerweile dunkel geworden war, zündete er das Oellämpchen an, das auf einer Holzetagere in Manneshöhe hinter dem Haupte des Kranken stets in Männerzimmern bereitsteht. Das spärliche Licht genügt, um das Gemach überblicken zu können. Es bildet ein längliches Viereck, der Plafond ist ziemlich niedrig. Zwei Thüren sind da: eine vom Gang aus, die andre führt in ein Kabinett, das durch einen schmalen Korridor mit dem Haremluk, der

Frauenabteilung, in Verbindung steht. Zwei Fenster an der schmalen, finsteren Gassenseite bieten bei Tag dem Zimmer etwas Licht. Zwischen den Fenstern und zu beiden Seiten derselben ist die Wand mit schönen Waffen, Gewehren, Pistolen, Yatagans und Dolchen geziert. An der Wand rechts von der Gangthür hängen die Kleider des Hausherrn. Oberhalb des Bettes ist eine Nische angebracht, in der der Koran, das Schreibzeug, eventuell Schriftstücke aufbewahrt werden. Ein kleiner Diwan und einige Taburetts vervollständigen die Einrichtung. Der Fußboden ist mit dichten dunkelgrünen Teppichen bedeckt.

Die Gangthür wurde leise geöffnet, und Saïd mit Ali Tindur Omerowitsch, genannt Topal-Ali, der krumme Ali, weil er auf einem Fuße hinkte, traten herein. Ali, ein wegen seiner Rechtlichkeit sehr geachteter Viehhändler, war ein weitläufiger Verwandter des adligen Risvan-Aga. Er war eine gedrungene Gestalt mit rötlichem Gesicht und starkem, graumeliertem Vollbart.

„Du hast mich rufen lassen, Freund Risvan," hob Ali an, indem er sich zu dem Kranken beugte.

„Bruder," begann der Aga mit schwacher Stimme, „der Augenblick, wo Allah, der Allmächtige, meinem Dasein ein Ende bereitet, ist gekommen. Du wirst mein Vasimuktar (Testamentsvollstrecker) sein, wie ich dir's schon wiederholt gesagt. Laß die andern kommen."

Ali gab dem Sohne und Schwiegersohne des Aga dessen Wunsch bekannt, und diese eilten zur Thür hinaus. Auf dem Gange stießen sie mit dem Hodscha zusammen, den der Bader von der gefährlichen Lage des Patienten verständigt hatte. Namik schien zum Erfolge seiner Beschwörung kein Vertrauen mehr zu haben. Zaghaften Schrittes ging er hinter dem Hodscha Kerim daher, der, eine hagere Gestalt mit schmalem Gesicht und schütterem Bart, hastig ins Krankengemach trat. Hamid und sein Schwager eilten weiter über den Gang in den Hof.

*

Unsre Geschichte spielt in einer Provinzstadt des ottomanischen Reiches. Wiewohl das Aeußere dieser Stadt an manchen Stellen bereits die Errungenschaften des Fortschrittes aufweist, — innerhalb der Häusermauern blieb alles so, wie es vor Jahrhunderten war. Hier fließt das eigentliche Leben der Moslim mit ihren Zeremonien, ihren Gebräuchen, vorwiegend aber mit ihrem alles umfassenden Aberglauben, in unwandelbarer Eintönigkeit dahin. Auch im Hause Risvan-Agas, des reichen Grundbesitzers, geht es so zu. Dieses besteht, wie bei allen besser situierten Rechtgläubigen, aus dem Selamluk, der Männerabteilung, und dem Haremluk, kurzweg Harem genannt, der Wohnstätte der Frauen. Den Haremluk Risvan-Agas wollen wir uns nun betrachten. Nur die verehrten Damen sind hierzu eingeladen. Die Herren müssen in der Avlija, dem Hofraume, verbleiben.

Nachmittag ist es. Durch die starken Gitter der beiden in der Höhe der Wand angebrachten Fenster dringen die Sonnenstrahlen von der Gartenseite aus in den mittelgroßen Wohnungsraum. Er ist Empfangssalon und Versammlungs-

zimmer der Frauen. Einen Schritt von den schweren Sammetportieren, welche die große Eingangsthür bedecken, befindet sich die etwa einen Meter hohe Holzbarriere, durch die das Gemach in zwei ungleiche Teile abgesondert wird. In der Mitte des Geländers öffnet sich ein Thürchen zum Innenraum, dessen Boden mit dunkeln Teppichen bedeckt ist. Rings an den drei Wänden des Gemaches zieht sich der Minder, eine niedere gepolsterte Bank, dahin. Fünf oder sechs Peschkuns, Taburetts verschiedener Höhe und unterschiedlicher Verzierung, zwei an der Wand rechts und links vom Eingange befestigte Holzetageren mit je einer größeren Oellampe bildeten die ganze Einrichtung des Damensalons. Kein Spiegel, kein Gemälde ziert die grün getünchte Wand des Gemaches. In den seltensten Fällen wird der Wandspiegel von den Hausherren geduldet, weil er oft den Gegenstand des Zankes zwischen den Damen bildet, die zuweilen stundenlang vor dem Spiegel ihre neuen Toiletten bewundern. Dafür ist jede Dame im Besitze eines Handspiegels, der von manchen Damen Hunderte Male des Tages in Anspruch genommen wird.

In dem Innenraume des Salons finden wir heute den Haremluk vollzählig beisammen. Kleinere Seidenpolster dienen den Damen als Sitze auf den Teppichen. Dem Eingange gegenüber hat die Witwe Raïl, eine Schwägerin des Hausherrn, Platz genommen. Sie zählt sechsundvierzig Jahre. Wiewohl ihre Züge schon welk, sieht man ihr doch die einstige Schönheit an. Raïl führt die Oberaufsicht in der Frauenabteilung. Zu ihrer Linken sitzt Essarah, die erste Frau Risvans. Sie steht ungefähr im dreißigsten Lebensjahre. Längliches Gesicht, schwarze Augen und ebensolche Haare. Behle, die zweite Frau, rechts von Raïl sitzend, zeigt ein schmales Gesichtchen, braunes Haar und graue Augen. Essarah und Raïl verraten auf den ersten Blick die orientalische Abstammung, Behles Vorfahren schienen christlichen Glaubens gewesen zu sein. Raïl gegenüber befindet sich Gülni, die älteste Tochter Risvan-Agas, verehelichte Hamid Alajbegowitsch. Sie gehört nicht zu diesem Harem, sie ist nur zeitweilig anwesend. Ihre Mutter starb schon vor einem Jahrzehnt und machte der jüngeren Frau Essarah Platz. Behle wurde erst später die Gattin Risvans.

Einige Schritte hinter Essarah erblicken wir ein junges Mädchen. Es ist Ajscha, die Verwandte und Pflegetochter der Frau Raïl. Vor ungefähr acht Jahren blieb Ajscha als elternlose Waise zurück. Solche Kinder sind unter den Moslim die unglücklichsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden. Der erste beste Mohammedaner nimmt das Mädchen unter dem Vorgeben, ein Verwandter der Waise zu sein, in seinen Haremluk. Nun liegt das Schicksal der Armen in den Händen des neuen Gebieters. Entwickelt sich das Kind zu einer Schönheit, so wird es nach einigen Jahren gegen so und so viel Dukaten an einen Beamten verschachert, der das Mädchen für sich behält oder — was zumeist der Fall ist — an einen Großwürdenträger abgiebt. Das etwaige Vermögen der Unglücklichen geht rasch an den angeblichen Verwandten über, der es nicht selten mit den Distriktsbeamten teilt. Aber selbst wenn die Waise das Glück hat, wie Ajscha in einer Familie unter die Obhut einer nahen Anverwandten zu kommen,

ist ihr Los nichts weniger als beneidenswert. Denn in dem Augenblicke, wo sie in den Räumen des Haremluk Wohnung nimmt, wird der Hausherr ihr unumschränkter Gebieter. Entweder er behält sie für immer bei sich oder er verheiratet sie nach Gutdünken. Die Mitglieder des Haremluk sind einem solchen „Eindringling“ nur im seltensten Falle günstig gesinnt. Mag sie noch so bescheiden sein, jeder Dame ist sie im Wege; jede wähnt in dem Mädchen ihre künftige Rivalin oder Nachfolgerin. Besonders wenn das Mädchen schön ist. Und Ajscha war wirklich schön. Eine schlanke, biegsame Gestalt, zeigte ihr etwas bleiches Gesichtchen feine Züge von ausgesprochenem Adel. Die langen, schwarzen Wimpern beschatteten ein Augenpaar von tiefer Bläue. Ihr schwarzes Haar, das rückwärts zu einer dichten Flechte gewunden, bedeckte ein niederes, dunkelrotes Fes. Ihre Kleidung bestand aus einem dunkelgrünen Kamisol mit weiten Aermeln, ebensolchem Rock, einer Bluse aus weißer Seide mit gelbem Gürtel. Die Füßchen staken in Sandalen von braunem Leder.

Das Haupt auf den linken Arm gestützt, beobachtete Ajscha die Vorgänge im Empfangssalon. Sie konnte heute ruhig auf ihrem Platze bleiben, denn die Kinder — drei Mädchen und zwei Knaben —, deren Benehmen, wie bei allen Haremskindern, die vollste Ausgelassenheit bedeutet, saßen diesmal still in einem Winkel. Ein Beweis dafür, daß etwas Ungewöhnliches ihre Neugierde bannte.

Die Damen des Haremluk verlebten heute einen bangen Nachmittag. Alle Augenblicke ließen sie sich von den Mägden berichten, wie es dem kranken Gebieter gehe. Fünf Gebete, fünf Suren aus dem heiligen Buche des Alkorans hatte Raïl vorgesagt, und der ganze Haremluk wiederholte die Gebete um die Genesung des Hausherrn.

„Ach, daß er uns wieder gesunde!“ seufzte Essarah, die „Erste“.

„Daß er uns erhalten bliebe!“ jammerte Behle, die „Zweite“.

„Für seine Frauen und seine Kinder!“ stöhnte Gülni Alajbegowitsch.

„Und du, Ajscha?“ wandte sich Essarah an das Mädchen, „du findest kein Wort für den Kummer, der uns alle drückt!“

„Was soll ich sagen?“ erwiderte Ajscha, indem sie sich geradesetzte. „Daß ich mit euch gebetet um Risvan-Agas Gesundheit, das habt ihr ja gesehen, edle Frauen!“

Raïl gab den Frauen, die vorwurfsvoll auf Ajscha blickten, ein Zeichen, das Mädchen in Ruhe zu lassen.

Frau Raïl fing wieder ein Gebet an, dem wieder Seufzer und Jammern folgte.

Plötzlich wurde die Portiere mit Geräusch auseinandergeschoben. Die Frauen erblickten zwei Arme eines Mannes, die den dunkelbraunen Stoff der Gardine festhielten. Der Mann selbst durfte die Schwelle nicht überschreiten. Mustafa war es, der alte Diener des Gebieters. Er rief den Damen zu:

„Auf, zum Halal!“

Ein lautes Schreien und Weinen folgte den Worten des Herrendieners. Die Frauen sprangen entsetzt von ihren Sitzen auf ... Der Halal ist der feier-

lichste Moment in dem Familienleben der Gläubigen. Halal bedeutet den Abschied von dem Sterbenden, die Versöhnung und die gegenseitige Vergebung der Sünden an dem Totenbette. Wer nicht selbst von schwerer Krankheit heimgesucht, eilt an das Krankenlager des Familienmitgliedes oder des Bekannten, um zu „halalil“, um Vergebung für wirkliche oder vermeintliche Sünden zu erlangen und dem „Wanderer ins Jenseits“ auch selbst zu vergeben. Für den Lebenden bleibt es ein Trost, ein freies Gemüt zu besitzen, für den Sterbenden aber ist die Sündenvergebung eine Notwendigkeit. Ohne vollständige Verzeihung findet die Seele jenseits des Grabes keine Ruhe.

Die Frauen nahmen die Kinder an den Händen und stürzten durch den geheimen, nur für den jeweiligen Haremsgebieter bestimmten finsteren Gang den Selamluk zu. Sie gelangten durch das kleine Zimmerchen in das Krankengemach des Hausherrn.

An dem Lager des Aga weilten der Hodscha Kerim Ali, Saïd und Hamid Alajbegowitsch. Rückwärts stand Mustafa.

Ali hielt einen länglichen Papierstreifen in der Hand. Es war das Testament Risvan-Agas. Als die Frauen erschienen, verlas er noch einige Stellen aus der letztwilligen Verfügung: daß der Haremluk der liebevollen Fürsorge Saïds, des Universalerben, anvertraut werde und daß dieser und jener Dame kleinere Stücke aus dem Familienschatze auf Lebzeiten ausgefolgt werden können. Lautes Schluchzen unterbrach jedes Wort des Vasimuktars. Und als dieser mit dem Vorlesen zu Ende war, gab Risvan-Aga durch mühsames Emporheben der Hand das Zeichen, die Seinen mögen nähertreten.

Hintereinander ließen sich Saïd, Hamid und der Diener Mustafa vor dem Lager des sterbenden Aga auf die Kniee nieder.

„Ich hab' dir vergeben, vergieb auch du mir!“ kam es regelmäßig von den Lippen des Aga.

Nach den Männern war die Reihe des Halals an den Frauen. Zuerst kamen Essarah und Behle, dann Gülni. nach ihr Frau Naïl. Auch die Kinder hatten niederzuknieen. Die Erwachsenen riefen laut:

„Ich vergebe dir! Ich vergebe dir!“

Die Kinder hatten nicht zu antworten. Für sie sprach der Engel, dem Sterbenden allein vernehmbar.

Zuletzt kam Ajscha.

„Ich vergebe dir,“ hauchte der Aga mit kaum vernehmbarer Stimme, „ver . . .“ Weiter kam er nicht. Die Kräfte hatten ihn verlassen.

Der Hodscha warf einen Blick in das Antlitz des Aga und sah, daß es sich verfärbte.

„Der Haremluk soll gehen!“ rief er den Frauen zu.

Unter herzzerbrechendem Jammer verließen die Frauen das Gemach. Naïl zog Ajscha, die noch immer auf den Knieen lag und die Hände vor das Gesicht gepreßt hielt, empor und folgte den Genossinnen. Im Nebenzimmer, durch welches der Weg zum Haremluk zurückführte, schloß sich ihnen die weibliche

Dienerschaft an. Bei den letzten Atemzügen eines Mannes dürfen die Frauen nicht zugegen sein.

Und der Hodscha verlas langsam das Sterbegebet, die Sure Tscheli-mejsche-hadet. Leise bewegten sich die Lippen des Sterbenden, die Worte des Gebetes wiederholend. Ein Seufzer — und eisige Ruhe lagerte über dem Körper Risvans.

„Saffetagitisch Risvan-Aga ist gestorben!“ verkündete der Hodscha mit einem Blick in die Höhe, gegen den Himmel.

Saïd, Mustafa und Hamid warfen sich zu Boden, berührten den Teppich mit der Stirn und weinten. Ali, der etwas seitwärts stand, da er den Frauen Platz machen mußte, verneigte sich bei der Botschaft des Hodscha tief gegen Osten.

Hodscha Kerim schritt auf den Fußspitzen zur Thür und öffnete sie leise. Auf dem Gange befanden sich vier ältere Männer. Auf einen Wink des Hodscha traten zwei ins Gemach, blieben aber beim Eingang stehen. Saïd, dessen Schwager, der Diener Mustafa und Ali traten auf den Gang. Für Ali, den Testamentsvollstrecker, begann der Augenblick der Thätigkeit. Zunächst hatte er sich mit den Rechtsnachfolgern des Verstorbenen über die Form des Begräbnisses zu verständigen und über andre augenblickliche Verfügungen Rücksprache zu pflegen.

„Gehen wir ans Abheben!“ sprach der Hodscha zu den beiden Männern.

Omar und Selim, dies die Namen der letzteren, nahmen eine Decke vom Lager des Verstorbenen und breiteten sie in der Mitte des Gemaches auf dem Boden aus. Sie hoben nun mit Hilfe des Hodscha den Körper des Toten vom Lager und betteten die sterbliche Hülle, den Kopf gegen Westen, die Füße gegen Osten, auf die Decke. Mit einem zweiten solchen Bettstück wurde die Leiche umhüllt.

„Laßt uns noch das Licht anzünden und das Maß nehmen,“ wandte sich nun Kerim-Hodscha an seine Gehilfen. Omar eilte auf den Gang, um einen Haselstock zu holen, während der Hodscha eine Wachskerze entzündete und sie in einen niederen Leuchter steckte, den er zu Häupten des Toten niederstellte. Durch Kerben an dem Stocke bezeichnete der Hodscha Länge und Breite des Körpers.

„So,“ sprach der Hodscha nach geschehener That, „die Tschefine (Toten-gewänder) werde ich sofort anfertigen lassen. Ihr zwei haltet die Wache; zeitlich morgens bin ich wieder bei euch. Gebt acht, daß das Wasser bis dahin warm ist.

Der Hodscha ließ die Wache allein.

„Du, Selim,“ begann Omar, nachdem sich Kerim entfernt hatte, „was glaubst du, werden wir diesmal gut entlohnt werden?“

Der Mohammedaner ist der geborene Egoist. Sowie irgend eine religiöse Zeremonie im Zuge ist, denkt er sofort daran, seinen Vorteil dabei zu wahren. In diesem Falle ist es allerdings begreiflicher, da die beiden Männer zumeist davon lebten, daß sie den „Toten ihre Rechte angedeihen ließen“. Sie halfen also stets bei den Vorbreitungen eines Toten zur letzten Fahrt mit, wofür sie die Entlohnungen je nach dem Vermögen des Erblassers erhielten. Allein schon

während der zeremoniellen Thätigkeit sind ihre Gedanken immer auf den ihnen gebührenden materiellen Dank gerichtet. Omar konnte es kaum erwarten, mit seinem Genossen über die möglichen Früchte ihrer heutigen Thätigkeit zu sprechen.

„Nun, Selim, was meinst du?" begann Omar wieder, als jener mit der Antwort zögerte.

„Das ist schwer zu sagen," erwiderte Selim nach einer Weile, „Risvan-Aga war allerdings ein reicher Mann. Drei Spahiluk (Rittergüter) mit Pferden, Vieh und Getreide, mehrere Häuser und viel Schätze hat er für die Lebenden zurückgelassen. Ob er jedoch für das Begräbnis eine große Summe bestimmte, das möchte ich sehr bezweifeln."

„Du glaubst wohl, Selim, weil Risvan bei Lebzeiten nur ungern ein Geldstück aus der Hand ließ?"

Selim nickte bedeutungsvoll mit dem Haupte.

„Wie Allah will," meinte Omar mit Resignation. „Zeit wär' es übrigens, daß wir einmal ein Stück Geldes verdienen. Die Zeiten sind schlecht, an fromme Werke mag nicht jeder denken. Und jetzt, Selim, geh' ich hinüber," Omar deutete auf das kleine Zimmer, „wir werden später abwechseln."

Omar ging ins Nebenzimmer und rauchte sich die Tschibukpfeife an. Selim blieb als Wache beim verstorbenen Aga ...

Kerim-Hodscha wurde vor der Gangthür von dem Schreiner und dem Totengräber erwartet, die von ihm Belehrungen über die Größe des Sarges und des Grabes erhielten. Als die drei durch das Thor auf die Straße traten, schlug das Wehklagen des Haremluk an ihr Ohr.

Bei den Frauen ging alles bunt durcheinander. Die Schicksalsgenossinnen lösten ihr Haar auf und legten den Schmuck ab. Wer über dunkle Kleider verfügte, nahm sie schleunigst aus dem Schrank und wechselte die Toilette. Die andern entfernten einstweilen die lichtfarbigen Stücke aus ihrer augenblicklichen Kleidung und warfen sich unter den Ausdrücken des heftigsten Jammers auf die Teppiche nieder. Jachime, die Schneiderin, wurde sofort verständigt, die Trauertoilette für die Damen zu verfertigen.

Gleich nach der Rückkunft vom Halal rief Rail die gesamte weibliche Dienerschaft zusammen und hielt an dieselbe eine feierliche Ansprache.

„Unser Gebieter," sagte sie, „der edle und teure Risvan-Aga Saffetagitsch-Gonjik ist hinübergewandert ins Paradies der Seligen. Für uns alle, die wir dem Hausstande des Unvergeßlichen angehören, beginnt nun die große Trauerzeit. Jeden Tropfen Wasser im Hause habet ihr sofort auszuschütten, das Feuer in der Küche zu löschen, das etwa fertige Essen wegzuwerfen. Bis zur Rückkehr der Männer vom Grabe des Verewigten darf bei uns überhaupt nicht gekocht werden. Daß mir keine von euch ein lautes Wort spreche oder gar singe."

In den meisten Haremluks befinden sich christliche Dienstboten, die nicht selten bei der Arbeit irgend ein Volkslied anstimmen. Bei den Mohammedanern kommt das allerdings seltener vor. Die Dienerschaft, die sich in der Nähe des Empfangszimmers versammelt hatte, verneigte sich bei den letzten Worten des

Oberhaupts ihrer Abteilung und kehrte schweigend zu den unteren Gemächern zurück.

Der Narik, das zeremonielle Wehklagen der Frauen um den Hintritt des Gebieters, nahm jetzt seinen Anfang. Die Damen saßen wieder in einem Kreise auf den Teppichen des Fußbodens.

„Risvan-Aga, teurer Schwager,“ begann Naïl als älteste, „wer kann uns die Fürsorge so angedeihen lassen, wie du es gethan?“

„Risvan-Aga, teurer Gatte,“ klagte Essarah, „wer wird fortan für unser Leben sorgen?“

„Risvan-Aga, teurer Gebieter, wer wird uns weiter schützen und ernähren?“

Die Mütter mit den Kindern:

„Risvan-Aga, teurer Vater, wer wird deine Kinder zu Allahs Ehre erziehen?“

Alle zusammen:

„A joj! A joj! A joj!“

Dann ging es von neuem an. Der Name des Verstorbenen wurde in jedem Satze genannt. So erheischt es die heilige Tradition.

Ajscha, das Pflegekind, saß wieder seitwärts vom Reigen der klagenden Frauen. Sie gehörte ja nicht zur Familie, durfte somit nicht einstimmen in den schauerlichen Rhythmus der Klagetöne. Einsam flossen ihre Thränen. Während die Frauen nach Beendigung des Narik in dem Aufzählen der Wohlthaten sich ergingen, die sie von Risvan-Aga empfangen hatten, flüsterten ihre Lippen: „Mir hat er mehr gethan!“

Diese Nacht schliefen die Frauen nicht auf ihren Diwans. Sie lagerten sich dort zur Ruhe, wo sie des Abends die Trauer abgehalten.

II.

Die Nachricht von dem Tode Risvans hatte sich noch am Abend in der Stadt verbreitet. Nachbarsleute vernahmen durch die offenen Fenster des Selamluk Schluchzen und Jammern. Sie wußten nun, daß sich im Hause Risvans eben die traurige Scene des Halal abspielte. Viele Bekannte der Familie Saffetagitsch und mit ihnen andre Passanten blieben, wie es bei solchen Anlässen üblich, vor den Fenstern stehen und verlangten im Geiste von dem Sterbenden Vergebung und vergaben ihm ihrerseits. Ueberall, auf den Bazars, in den Cafés, in jedem Haremluk sprach man von dem Ereignisse. Risvan-Aga war eine stadtbekannte Persönlichkeit. Und allenthalben hieß es: Risvan-Saffetagitsch war ein frommer und reicher Mann. Er that niemand was zuleide. Für Ali, den Vasimuktar, gab es seit dem Hinscheiden des Aga viel zu schaffen. Abends verhandelte er noch mit den Priestern: sie mußten ihm Gelehrte schaffen, die den Trauerkoran zu „lernen“, das ist zu lesen haben. Mit Kerim-Hodscha hatte er spät nachts eine Unterredung. Ihrer Besprechung gemäß trafen sie sich zeitlich morgens. Ali und Kerim, letzterer die Tschefine über den Arm geschlagen, wanderten gemeinsam zur Münhasir-Dschamija — das „eingefriedete“ Bethaus. Dort erhielten sie von dem Imam (Priester) Raschid, dem Vorsteher des Tempels,

die Makeurti, den heiligen Teppich, den Mekkapilger zur Weihe auf das Grab des Propheten gelegt hatten.

Vor dem Hause Risvans wurden die beiden Herren von Mustafa begrüßt. Der Diener ließ sie durch das Thor in den Flur und schloß die Eingangsthür hinter ihnen ab. In der Mitte des Hofs bemerkten sie ein Feuer. An den Flammen stand ein großer irdener Topf, bis an den Rand mit Wasser gefüllt. Omar, der Wächter, hatte seinen Genossen im Selamluk allein zurückgelassen und schürte fleißig die Glut. Einige Schritte vom Herde entfernt stand ein breites, von drei Seiten mit Segelleinen bedecktes Zelt, in dem nur ein einziger Gegenstand bemerkbar war: eine niedere Holzbank mit einer Oeffnung in der Fläche. Es ist der Teneschir, auf dem die Waschung des Toten vorgenommen wird. Seitwärts, an einem Mauervorsprung, lehnte der einfache Holzsarg. Der Tischler hatte die ganze Nacht daran gearbeitet und ihn vor einer Viertelstunde an Ort und Stelle gebracht.

„Ist das Wasser gut, Omar?" fragte der Hodscha.

„Gleich wird es gut sein, Hodscha," erwiderte Omar, nachdem er die Finger zur Probe in das Wasser getaucht.

„So wollen wir denn unserm Verblichenen das Recht widerfahren lassen," sprach der Hodscha und schritt die Treppe zum Selamluk hinan. Omar folgte ihm, nachdem er den Topf ein klein wenig von den Flammen weggerückt.

Ali blieb allein beim Feuer zurück. Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Glut, seine Glieder ein wenig durchzuwärmen. Die Nacht hatte er nur wenig geschlafen. Ihn fröstelte bei dem kühlen Morgennebel. Ringsherum war alles still. Von den Hausleuten durfte niemand bei den Vorbereitungen „zur letzten Wanderung" des Entschlafenen zugegen sein. Während sich Alis Muskeln an der behaglichen Wärme dehnten und streckten, fuhren ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Sie drehten sich um Risvan und dessen Verhältnisse. Vor ihm hatte Risvan, mit dem er stets auf gutem Fuße stand, niemals Geheimnisse. Nur über einen Punkt konnte sich Ali trotz eifrigsten Nachdenkens keine Rechenschaft geben: Wenn mir Risvan wirklich so gut war, warum — so grübelte Ali — warum hat er die Werbung meines Sohnes um Ajscha so rundweg abgewiesen? ... Die Geschichte scheint schon an den Haremluk zu grenzen, da läßt sich nicht weiter forschen.

Von der Treppe ließen sich in diesem Augenblicke Schritte vernehmen.

„Wahrscheinlich kommen die Wächter," murmelte der Vasimuktar vor sich hin und entfernte sich rasch aus dem Hofe.

Kerim-Hodscha und seine Gehilfen kamen wieder in den Hofraum. Sie trugen den entseelten Körper des Aga und legten ihn behutsam auf den Teneschir. Das Antlitz des Verstorbenen war mit zwei Decken verhüllt. Der Himmel darf den Toten niemals in seinem Sterbehause sehen.

Selim brachte das Wasser, und der Hodscha sah, daß es gut war. Nicht zu warm und nicht zu kalt.

Eine volle Stunde nahm die Waschung in Anspruch. Der Hodscha streute

noch Kampfer über den Körper und legte frische Baumwolle über die Augen des Toten.

„Kommt näher!“ gebot Kerim den beiden Gehilfen.

Omar und Selim, die etwas abseits standen, traten dicht an den Hodscha heran und stellten sich an die Seite des letzteren.

Der Hodscha langte in die Brusttasche seines Wamses und brachte ein Pergamentstück zum Vorschein. Es war die Abhenama, das Lobgebet auf Allah. In Gegenwart der beiden Zeugen — so verlangt es die Vorschrift — legte er das Pergament auf die Brust des Verstorbenen. Nunmehr kleidete der Hodscha den Toten in die weißen Leinengewänder und bedeckte ihn mit dem heiligen Teppich.

„Laßt die Thore öffnen,“ wandte sich Kerim-Hodscha wieder an seine Helfer.

Omar eilte über den Hof und teilte dem Diener Mustafa den Auftrag des Hodscha mit. Selim ging auf Geheiß Kerims zum Selamluk und verkündete dort Ali, Saïd und Hamid, daß dem Verewigten sein Recht geworden. Er übernahm noch den Turban Risvan-Agas, und alle vier gingen zum Hodscha. Dieser setzte den Turban auf den Sarg: die Fremden, die dem Leichenzuge begegnen, sollen wissen, daß ein Mann und nicht eine Frau zu Grabe getragen werde.

Durch das offene Hausthor traten nunmehr an zwanzig zumeist ältere Männer in den Hof. Freunde, Bekannte und Nachbarn des Verstorbenen stellten sich vor den Sarg und verrichteten stille Gebete.

„Den Toten die Ehre, den Lebenden die Pflicht,“ sprach Hodscha, zu den Ankömmlingen gewendet, in feierlichem Tone.

Acht Männer hoben den Sarg auf die Schultern. Der Zug setzte sich in Bewegung. Hinter dem Sarge schritten Sohn und Schwiegersohn des Verstorbenen; an ihrem Fes fehlte die Quaste, ein Zeichen der tiefen Trauer. Ali und der Hodscha folgten; den Zug schlossen die Trauergäste, denen sich die Totenwächter beigesellt.

Als der Zug an den Fenstern des Haremluk vorbeikam, drang eine Flut von Klagen und Beschwörungen von den Gitterstäben zu den Trauergästen herab.

„Risvan-Aga, teurer Gatte, vergiß deine Frauen nicht!“

„Risvan-Aga, teurer Vater, vergiß deine Kinder nicht!“

An die schaurigen Töne dieser Musik schienen die Männer schon gewöhnt zu sein. Sie setzten ruhig ihre gleichmäßigen Schritte fort. Nur die Brust Saïds hob und senkte sich merklich. Der Sohn allein in dem Geleite konnte die Größe des Schmerzes empfinden, den die Frauen hinter den vergitterten Fenstern kundgaben.

Nach je ungefähr zweihundert Schritten machte der Zug Halt. Die Träger mußten wechseln. Jeder Gast wollte des frommen Werkes teilhaftig werden, — dem Toten den Weg ins Paradies zu erleichtern. Aber nur die älteren Leute hatten darauf Anspruch. So hatte denn der Sarg bei der Ankunft des

Geleites an der Münhasir-Moschee zum achten Male auf immer andern Schultern geruht.

Der Morgennebel war zerflossen. Im hellen Sonnenschein erstrahlte der Giebel des Gotteshauses und ein Teil der Pforte. So hoch stand der Sonnenball noch nicht, daß er den kühlen Schatten des Vorplatzes schon vertrieben hätte. Eine bunte Menge wartete hier der Ankunft des Leichenzuges. Vorn, an den untersten Stufen, stand Raschid, der erste Priester der Münhasir-Dschamija. Hinter ihm ein halbes Hundert zumeist ärmlich gekleideter Moslim.

Auf dem breiten Mauervorsprung der Vorhalle, rechts vom Eingang in die Moschee, wurde der Sarg in Gegenwart des Imams Raschid langsam niedergelassen. Mit lauter Stimme sprachen die Trauergäste ein Gebet und zerstreuten sich dann nach allen Richtungen. Auch Saïd und sein Schwager hatten sich entfernt. Nur Ali und der Imam blieben bei dem Sarge zurück. In der Vorhalle aber standen noch immer die Armen. Sie warteten auf Almósen.

„Raschid," erhob Ali, „laß die Sàla [1]) lernen."

Auf ein Zeichen des Priesters begaben sich drei Männer, die in einer Ecke der Vorhalle standen, in das Innere der Moschee und bestiegen von dort das Minaret.

„Du kannst schon gehen, Ali," bemerkte Raschid, „die Wächter kennen ihre Pflicht."

Fünf oder sechs Männer stellten sich nun vor dem Sarg auf und sprachen in näselndem Tone ihre Gebete auf das Wohl des Entschlafenen. Ali drückte dem Imam einen Geldbeutel in die Hand und ging seines Wegs. Von der Höhe des Minarets drang jetzt der Ruf zu ihm:

„Vernehmt es, ihr Gläubigen: Risvan-Aga, der fromme Diener Allahs, ist ins Paradies gezogen!"

Unter den Leuten, die sich vor der Moschee eingefunden hatten, erhob sich, nachdem auch der Imam fortgegangen war, lautes Murren.

„Da habt ihr's," meinte ein Greis mit silbergrauem Bart, „stirbt da ein Reicher und gedenkt der armen Brüder nicht."

„Daß Risvan-Aga nicht einmal die Hatma [2]) würde lernen lassen," bemerkte ein andrer, „das hätt' ich niemals gedacht."

„Der Vasimuktar hätt' ihn darauf aufmerksam machen sollen," äußerte sich ein dritter.

„Ich habe mir den Aga als viel frömmeren Menschen vorgestellt," ließ sich wieder eine andre Stimme vernehmen.

„Was wollt ihr," nahm der Greis wieder das Wort, „ich habe mit solcher

---

[1]) Ein Gott verherrlichendes Gebet, in dem auch der Tod eines Gläubigen von der Höhe des Minarets verkündet wird.

[2]) Hatma wird das Durchlesen des ganzen Koran genannt. Zu diesem Zwecke wird das Buch in dreißig Teile zerlegt und an ebensoviele arme Schriftgelehrte verabfolgt. Die einzelnen Partien werden zu gleicher Zeit gelesen, damit die Hatma nicht zuviel Zeit in Anspruch nimmt. Die Leute werden dafür entlohnt. Bei dieser Gelegenheit werden die Armen mit Geld beschenkt.

Sicherheit auf den Verdienst gerechnet, daß ich mir ein Viertel Mehl bestellte. Nun kann ich es aus eignem bezahlen."

„Mit den gottgefälligen Werken geht es abwärts," jammerte der Nachbar des Alten.

„Auf niemand kann man sich mehr verlassen," ergänzte ein jüngerer Muselman.

Nach und nach verloren sich die Gruppen von der Moschee. Auf dem Wege zu ihren Wohnungen gaben die Ortsarmen ihrem Mißvergnügen, bei der Leichenfeier eines reichen Mannes leer ausgehen zu müssen, wiederholt lauten Ausdruck.

Die Tageswächter an der Bahre hatten sich nach Entfernung der Menge, wie dies bei solchen Anlässen üblich, in drei Abteilungen gruppiert. Zwei verrichteten die Gebete, zwei andre blieben in deren Nähe, um unberufene Gäste abzuwehren, die letzten zwei verfügten sich an die unterste Stufe der Vorhalle und rauchten hier stillschweigend ihre Zigaretten. Nach zwanzig Minuten wurden die Beter von ihren Wachgenossen abgelöst, die Raucher besetzten die Posten in der Nähe des Sarges, die Reihe des Rauchens kam nunmehr an die ersten zwei. So ging das fort bis zum Mittag ...

Heiße Strahlen sandte der südliche Himmel zur Erde. Wen um diese Stunde nicht dringende Geschäfte auf die Straße trieben, der blieb in seinem Selamluk. Heute war aber ein Ausnahmetag. Dem Begräbnisse Risvan-Agas wollte der größte Teil seiner Bekannten anwohnen. Und so hatten sich um die Mittagsstunde nebst den Verwandten des Verstorbenen und den Funktionären an hundert andre Gäste bei der Moschee eingefunden.

„Zur Dschenaza," gebot nun der Imam Raschid.

Die Wächter ergriffen den Sarg, trugen ihn vorsichtig die Stufen hinab und zogen zur entgegengesetzten Seite des Tempels, zur südlichen Pforte. Hier wurde der Sarg auf eine Holzbank niedergelassen. Die Trauergäste stellten sich rings um die Bahre, und der Hodscha begann mit lauter Stimme die Dschenaza, das Mittagsgebet für den Verstorbenen, vorzulesen. Und die Gläubigen wiederholten das Gebet Satz um Satz.

Nunmehr entwickelte sich erst der eigentliche Leichenzug. Acht Männer hoben den Sarg auf die Schultern und setzten sich gegen eine schmale Gasse in Bewegung. Voran schritt der Sohn des Hodscha, ein fünfzehnjähriger, hagerer Junge, die Weihrauchpfanne in der Hand. Er hielt das Gefäß bald nach rechts, bald nach links — man soll es wissen, daß hier ein reicher Mann auf seiner letzten Fahrt sich befindet. Nur die Priestersöhne hatten ein Recht auf diese Funktion. Zwei Silberstücke sind ihre Entlohnung.

In dichte Rauchwolken gehüllt, bewegte sich der Zug die krumme, holprige Bergstraße hinan, deren Lauf von dem Thor des Friedhofes begrenzt wird. Eine Doppelreihe von alten und neueren Grabsteinen entlangschreitend, gelangte der Trauerzug vor ein offenes Grab. Hier machten die Träger Halt und setzten den Sarg auf die frischen Schollen.

Saïd und Hamid stiegen in die Oeffnung. Die Leiche wurde aus dem Sarg gehoben und vorsichtig in das Grab hinabgelassen. Unter heftigem Schluchzen bettete Saïd mit Hilfe seines Schwagers die entseelte Hülle seines Vaters auf die nackte Erde. Bretter und Balken wurden dann von den beiden Männern kreuz und quer in den Erdwänden befestigt. Und die beiden stiegen aus dem Grabe. Von oben wurden noch Bretterstücke hinabgelassen — bis vom Toten nichts mehr zu sehen war. Rasch griffen nunmehr die Trauergäste zu den Schaufeln. Geräuschvoll kollerten die Erdschollen in die Tiefe, und bald wölbte sich der frische Hügel über die letzte Ruhestätte Risvan-Agas.

Auf ein Zeichen des Hodscha ließen sich alle Anwesenden auf die Kniee nieder.

„Ihr guten Leute!“ begann Kerim-Hodscha. „Ihr habet den Mann genau gekannt, den wir jetzt begruben. Sagt nun, was war er für ein Mensch?“

„Ein guter Mensch war er,“ riefen alle durcheinander, „wir werden dafür zeugen vor dem jüngsten Gericht!“

Die Menge erhob sich. Das letzte Grabgebet, das Talkin, wurde noch verrichtet, und allmählich verließen die Leute den Gottesacker. Der Imam nahm das grüne Tuch, mit dem der Tote bedeckt war, an sich. Als Vorsteher der Moschee hatte er ein Recht darauf, das Tuch nunmehr als sein Eigentum zu betrachten. Omar und Selim trugen den Sarg zur Dschamija zurück. Hier verbleibt er für den armen Glaubensbruder, den Allah zunächst ins Paradies berufen wird.

Kerim-Hodscha blieb allein.

„Risvan-Aga Saffetagitsch,“ rief er mit lauter Stimme. „Gedenke: Es giebt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“

Nach dreimaliger Verneigung gegen Osten entfernte sich auch der Hodscha. Und heilige Ruhe lagerte sich über dem Gräberfelde. (Schluß folgt.)

Ein Dreigestirn großer Naturforscher an der Heidelberger Universität im 19. Jahrhundert.

Von

A. Kußmaul.

I.

Die Meister.

Die Heidelberger Universität eilte gerade mit raschen Schritten dem Abschlusse ihres halbtausendjährigen Bestehens entgegen, als ein Dreigestirn großer Naturforscher an ihr aufging, dessen Glanz in alle Zukunft fortleuchten wird. Der badischen Regierung war es gelungen, innerhalb weniger Jahre Bunsen

(1852), Kirchhoff (1854) und Helmholtz (1858) für die in Notstand geratene Ruperto-Carola zu gewinnen. Die ganze Bedeutung dieser Geistesheroen für ihre Wissenschaften und die Welt vermöchte nur derjenige darzulegen, der die Chemie, Physik und Physiologie in ihrer Gesamtheit beherrscht; ich muß mich darauf beschränken, den mächtigen Einfluß zu schildern, den sie auf die Heidelberger Hochschule ausgeübt haben. War ich doch Zeuge ihrer gesegneten Thätigkeit in den Jahren, wo sie an ihr sich zusammenfanden und eine der ruhmreichsten Perioden der altehrwürdigen Universitas litterarum eröffneten. Der Beginn meiner akademischen Laufbahn als Privatdozent und bald darauf als außerordentlicher Professor der Medizin, von 1855 bis 1859, fällt in jene denkwürdige Zeit. Ich hatte somit Gelegenheit, sie in Person und in ihrer Einwirkung auf das geistige Leben der Hochschule kennen zu lernen, bin auch mit ihren Jüngern und Heidelberger Fachgenossen von damals bekannt geworden; in dem Bilde, das ich zu schildern wünsche, dürfen diese nicht fehlen.

Leopold Gmelin, der berühmte Chemiker, hatte sein Lehramt 1851 altershalber niedergelegt und der medizinischen Fakultät, der er angehörte, Robert Bunsen als würdigsten Nachfolger empfohlen; auf ihren Vorschlag berief die Regierung Bunsen von Breslau, wo er ein Jahr lang Ordinarius für Chemie gewesen, an die erledigte Stelle; er zog jedoch vor, in die philosophische Fakultät einzutreten. Bald darauf wurde auch der Lehrstuhl für Physik frei; Philipp Jolly, ein ausgezeichneter Lehrer, hatte ihn bisher innegehabt und war 1854 einem Rufe an die Universität nach München gefolgt. Auf Bunsens Empfehlung trat an seine Stelle Gustav Kirchhoff, der neben Bunsen in Breslau als außerordentlicher Professor Physik doziert hatte. Zuletzt, 1858, kam Hermann Helmholtz von der Bonner Hochschule, der er drei Jahre als Professor der Anatomie und Physiologie angehört hatte, und übernahm die in Heidelberg neu geschaffene Professur für Physiologie. Bis dahin waren Anatomie und Physiologie in einem Lehramt, zuletzt unter Friedrich Arnold, als Forscher und Lehrer geschätzt, vereint gewesen; auf Arnolds Antrag wurden die beiden Fächer getrennt, ein eigner Lehrstuhl für die Physiologie errichtet und Helmholtz damit betraut. — Man ersieht hieraus: auch die Vorgänger der drei Auserwählten waren hervorragende Männer, aber der Ruhm ihrer Nachfolger sollte sie überstrahlen.

Es dürften nur selten drei Berufungen in so wichtigen, nahe verwandten und vielfach aufeinander angewiesenen Fächern, wie es Chemie, Physik und Physiologie sind, an eine und dieselbe Hochschule so überaus glücklich zusammengetroffen sein. Die drei Professoren standen in der Vollkraft der Jahre — Bunsen zählte 41, Kirchhoff 30, Helmholtz 37 — und waren in neidloser Freundschaft eng verbunden. Sie wirkten lange vereint in Heidelberg. Bunsen blieb der alten Musenstadt getreu bis an sein Ende; erst mit 78 Jahren schied er aus dem Lehramt, zehn Jahre später aus dem Leben. Kirchhoff siedelte nach zwanzigjähriger Thätigkeit in Heidelberg 1875 nach Berlin über, einem wiederholten Rufe an die dortige Universität folgend. Helmholtz war ihm dahin schon 1871, nachdem er Heidelberg zwölf Jahre angehört hatte, vorausgegangen. Die epochemachen-

den Entdeckungen und Erfindungen, wodurch diese genialen Meister den Horizont des menschlichen Geistes erweitert und seine Herrschaft über die widerstrebenden Naturkräfte ausgedehnt haben, fallen großenteils in die Heidelberger Jahre.

Als die Ruperto-Carola 1886 ihr 500jähriges Jubiläum feierte, nahm Bunsen daran noch teil als ehrwürdiger Senior der philosophischen Fakultät. Kirchhoff wurde durch tückische, unheilbare Krankheit in Berlin zurückgehalten und starb ein Jahr danach, am 17. Oktober 1887. Helmholtz war als Gast erschienen und pries bei dem Festmahl in den Räumen der Museumsgesellschaft am 4. August die geliebte Musenstadt in gedankenreichen, unvergeßlichen Worten.

Herrliche Trinksprüche des Rektor Magnificentissimus, Großherzogs Friedrich, und des erhabensten seiner Gäste, des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen, Friedrich Wilhelm, hatten die Reihe der offiziellen Tischreden eingeleitet und mächtig eingeschlagen. Nach dem Trinkspruche des Großherzogs auf Kaiser Wilhelm, den Begründer des Reichs und Behüter des Friedens, hatte sich der Kronprinz, Deutschlands Stolz und Hoffnung in jenen sonnigen Tagen des neuerstandenen Reichs, eine Siegfriedgestalt in Kraft und Schönheit, an der Tafel erhoben und gab den Gefühlen der Liebe und Verehrung, die ihn mit dem Landesfürsten brüderlich verbanden, warmen Ausdruck. Er rühmte die Universität als die Pflanzstätte patriotischer Gesinnung, wo die Stämme Deutschlands durch ihre Söhne, die hier ihre Bildung empfangen, starke, die zukünftige Einheit der Nation verheißende Bande geknüpft hätten. Von dieser Hochschule aus habe sich der patriotische Geist über ganz Deutschland verbreitet und in dem Großherzog verkörpert. Nach der ernsten, im Feldlager verbrachten Zeit habe dieser die Bahn gebrochen für die große Entscheidung und die Wiederherstellung des alten, an Haupt und Gliedern reformierten Reichs.

Auf diesen, mit unendlichem Jubel aufgenommenen Spruch ergriff der Großherzog dankend nochmals das Wort und pries die alma mater, deren Schüler er selbst gewesen, als Universitas des geistigen Lebens und Pflegerin der nationalen Entwicklung. Eingedenk aber der Anwesenheit glückwünschender Vertreter aller Kulturstaaten, dankte er nunmehr diesen vielwillkommenen Gästen mit dem Wunsche, es möchte die Völker zu ihrem Heile ein dauerndes Band der Freundschaft umschließen, in dem Streben nach Erkenntnis der Wahrheit!

Hatten die erhebenden Worte aus dem Munde edler Fürsten dem Festmahle die schönste patriotische Weihe erteilt, so gab ihm der Trinkspruch aus dem Munde eines Heroen der Wissenschaft, womit die Tischreden abschlossen, die schönste akademische. Helmholtz rühmte Altheidelbergs Schönheit. Die grünen Höhen der herrlich gelegenen Musenstadt beschwingten die Phantasie der Dichter wie der Naturforscher und erfrischten die arbeitsmüden Geister der Denker. Er könne zwar, rief er aus, den Dichtern nicht nacheifern, die ihre Reize besungen, von Goethe bis zu dem jüngstentrissenen, dessen Lieblingsthema sie gewesen,[1] aber er wolle ihr als Naturforscher einen Ehrenkranz flechten. Es könne kein

[1] Scheffel war im Frühling des Jubeljahrs, am 9. April 1886, gestorben.

Zufall sein, daß von ihren Hügeln aus der geistige Blick des Menschen zum erstenmal in die unendlichen Welträume gedrungen sei, mit der Absicht, die chemische Natur der Weltkörper zu entziffern, ein Unterfangen, das unmittelbar vorher noch als die abenteuerlichste Unmöglichkeit habe erscheinen müssen. Etwas vom Schauen des Dichters müsse auch der Forscher in sich tragen. „Freilich," fuhr er fort, „ist dem Forscher mühsame und geduldige Arbeit nötig, um das Material zu sichten und bereit zu machen. Aber Arbeit allein kann die lichtgebenden Ideen nicht herbeizwingen. Diese springen, wie die Minerva aus dem Haupte Jupiters, unvermutet, ungeahnt, wir wissen nicht, von wannen sie kommen. Nur das ist sicher: dem, der das Leben nur zwischen Büchern und Papier kennen gelernt hat, und dem, der durch einförmige Arbeit ermüdet und verdrossen ist, dem kommen sie nicht. Die Empfindung von Lebensfülle und Kraft muß da sein, wie sie vor allem das Wandern in der reinen Luft der Höhen giebt. Wenn der stille Frieden des Waldes den Wanderer von der Unruhe der Welt scheidet, wenn er zu seinen Füßen die reiche, üppige Ebene mit ihren Feldern und Dörfern mit einem Blicke umfaßt und die sinkende Sonne goldene Fäden über die fernen Berge spinnt, dann regen sich wohl auch sympathisch im dunkeln Hintergrunde seiner Seele die Keime neuer Ideen, die geeignet sind, Licht und Ordnung in der inneren Welt der Vorstellungen aufleuchten zu machen, wo vorher Chaos und Dunkel war."

Der Spruch klang aus in ein feuriges Hoch auf die geliebte Musenstadt, die Zuflucht müder und beladener Seelen, die Stadt strenger Arbeit und jugendlicher Begeisterung.

Mit dem Hinweis auf die Spektralanalyse, deren Wiege gewesen zu sein Heidelberg sich rühmen darf, hatte Helmholtz den Kernschuß beim Feste gethan; die Versammlung ließ niemand mehr zu Worte kommen. Eine unsterbliche Geistesthat hatte das erste Halbjahrtausend der Ruperto-Carola abgeschlossen und gekrönt.

Da nur einer der beiden Väter der Spektralanalyse, Bunsen, anwesend war und schwere Krankheit den andern, Kirchhoff, am Erscheinen verhindert hatte, so mochten einzelne Festgäste, die mit den Eigenheiten Bunsens nicht vertraut waren, erwarten, daß wohl auch er noch das Wort ergreifen werde. Da dies nicht der Fall war, so sahen sie sich getäuscht; sie mußten vorlieb nehmen mit dem Anblick des freundlich lächelnden Gelehrten, dessen ausdrucksvolles Gesicht niemand vergaß, der es einmal gesehen hatte, und dessen hünenhafte Gestalt gar stattlich unter den Kollegen hervorragte. Wie seine näheren Freunde versicherten, war er niemals zu einer Tischrede zu bewegen gewesen; er behauptete, die Natur habe ihm dazu die Gabe versagt. Durfte man ihm widersprechen? Er mußte es doch wohl am besten wissen. Man kann ein großer Gelehrter und ein schlechter Tischredner sein.

Die Forschungen der drei Gelehrten kamen nicht bloß der reinen Wissenschaft oder ausschließlich ihren Spezialfächern zu gute. Dies trifft völlig für

Bunsen und Helmholtz zu, teilweise für Kirchhoff, den feinen mathematischen Physiker, als Schöpfer der Astrochemie.

Bunsens Name lebt bekanntlich in zahlreichen von ihm erdachten Instrumenten der Laboratorien fort: der Bunsenbatterie, dem Bunsenbrenner, Bunsenphotometer, seiner Wasserstrahlpumpe und mehrerer Kalorimeter. Chemie, Mineralogie und Geologie verdanken ihm fruchtbare Ideen und zahlreiche analytische Verfahren, der Hüttenbetrieb praktische Einrichtungen. Auch in der Medizin sind ihm die Heilmittel- und die Heilquellenlehre Dank schuldig. Schon 1834 hat er die Heilkunde mit einem Gegengift des Arseniks beschenkt, dem frischgefällten Eisenoxydhydrat, das noch heute mit keinem besseren vertauscht ist; in den Heilquellen entdeckte er bisher unbekannte, völlig neue chemische Elemente.

Welchen unschätzbaren Dienst Helmholtz der Medizin geleistet hat, weiß alle Welt. Dem Augenspiegel, den er schon 1851 erfand, verdankt die Augenheilkunde großenteils die hohe Ausbildung, die sie in den letzten 50 Jahren erreicht hat. Mit diesem Werkzeug hat er die dunkeln Tiefen des Augapfels beleuchtet und sichtbar gemacht, die Pathologie des Auges neu aufgebaut und der ärztlichen Diagnostik überhaupt ein unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen, denn aus dem Spiegelbefunde sind häufig die wichtigsten Rückschlüsse auf die Beschaffenheit versteckter innerer Organe, namentlich des Gehirns, gestattet. Seine berühmten Werke über physiologische Optik und über die Tonempfindungen, die Früchte hauptsächlich seiner Heidelberger Thätigkeit, besitzen einen unvergänglichen Wert für Physiologie und Psychologie, für Aerzte und Künstler. Niemand hat die Leistungsfähigkeit der beiden wichtigsten Sinneswerkzeuge unsers Denkens, Auge und Ohr, schärfer geprüft, Natur und Ursachen unsrer Beobachtungsfehler besser aufgedeckt und damit der menschlichen Erkenntnis eine größere Sicherheit verliehen. Außerdem hat er bald in gelehrter Darstellung, bald in populären Vorträgen teils allgemeine und spezielle Probleme der Wissenschaft, teils praktische Fragen des Unterrichts mit vollendeter Meisterschaft abgehandelt; Muster solcher Vorträge sind, um nur einige von denen zu nennen, die im Druck erschienen, die über die Wechselwirkung der Naturkräfte, das Sehen der Menschen, das Denken in der Medizin, und über die akademische Freiheit an den deutschen Universitäten.

Wie die großen Naturforscher für die strebsame Jugend edle Vorbilder unermüdlicher Arbeitslust, strengen Pflichtgefühls und genauester experimenteller Gewissenhaftigkeit gewesen sind, so haben sie auch ihren Jüngern, den künftigen Lehrern und Gelehrten, in der Tugend sokratischer Bescheidenheit, bei klarem Bewußtsein des wirklichen Wertes ihrer Leistungen, vorgeleuchtet. Aeußerlich schlicht und von einfacher Haltung, blieben sie durch ihren vornehmen Takt bewahrt vor den Anwandlungen der Eitelkeit, die auch sehr respektable Gelehrte auf die Stufe kleiner Seelen herabsetzen.

Diesen vornehmen Sinn offenbarten ihre Vorlesungen; niemals kehrten sie im Vortrage ihre Persönlichkeit und ihre Verdienste hervor. Helmholtz und

Kirchhoff darf ich es auf Grund meines Besuches ihrer Vorlesungen bezeugen; wie fast unglaublich bescheiden sich darin Bunsen gab, wissen wir von Theodor Curtius, seinem Schüler und heutigen Nachfolger in seiner Professur.[1])

„In jedem Semester,“ erzählt Curtius, „hielt Bunsen regelmäßig eine Vorlesung über Experimentalchemie mit Ausschluß der organischen. In 100 oder genau 101 Stunden streute er in den allgemeinen Gang der Vorlesung fast seine sämtlichen eignen Entdeckungen ein und wußte sie mehr oder minder zusammengedrängt dem Begriffsvermögen der Anfänger wunderbar anzupassen. Da er dabei niemals den eignen Namen erwähnte, so hatten die jungen Zuhörer kaum eine Ahnung von der Fülle des von dem Meister aus eigenster Grundtiefe Gebotenen. Sätze, wie: ‚ich habe entdeckt,‘ oder: ‚ich fand,‘ waren Bunsen im Vortrage unmöglich.“

Uebrigens setzt Curtius die Bemerkung hinzu: „Seine Bescheidenheit war außerordentlich, aber man denke ja nicht, daß er sich seines Wertes nicht bewußt war. Er machte zur rechten Zeit und in der rechten Gesellschaft davon vollkommen Gebrauch.“

Eines Tages wohnte ich selbst einem Vorgange bei, der Bunsen Gelegenheit gab, taktlosem Verhalten würdig zu begegnen.

Die Museumsgesellschaft in Heidelberg verfügte über große Räume und hatte einen schönen Lesesaal eingerichtet, worin zahlreiche Schriften und Zeitungen, meist politischen und belletristischen Inhalts, auflagen. Ungefähr ein Dutzend jüngere Aerzte und Naturforscher, Mitglieder der Gesellschaft, machten eine Eingabe an den Vorstand, worin sie baten, einen zweiten, kleineren Lesesaal für naturwissenschaftliche und medizinische Litteratur einzurichten. Darin sollten die zahlreichen Zeitschriften und Verhandlungen gelehrter Gesellschaften, die der im Raume beschränkten Universitätsbibliothek zugingen, aufgelegt werden. Der Direktor dieser Anstalt hatte seine Zustimmung bereits gegeben. Dann beauftragte die Gesellschaft ihren Leseausschuß, dem Bunsen angehörte, den Antrag zu prüfen. Die Antragsteller ersuchten ihn um seine gewichtige Unterstützung, und er sagte sie zu. In der Sitzung des Ausschusses, wozu ich als Vertreter der Bittsteller eingeladen war, hielt er sein Wort; aber ein Ausschußmitglied, ein Herr, der in der Armee gedient und von Bunsens Stellung in der wissenschaftlichen Welt keinen Begriff hatte, trat ihm entgegen und meinte, Bunsen wünsche das zweite Lesezimmer aus eignem Interesse, er könne die schwer zugänglichen Verhandlungen der gelehrten Gesellschaften bequemer einsehen, wenn sie in den Museumsräumen aufgelegt würden. Die besser unterrichteten Anwesenden senkten verlegen die Häupter, aber Bunsen erwiderte mit größter Seelenruhe: Die Unterstellung des geehrten Ausschußmitgliedes sei irrig, er habe nur das Interesse seiner jungen Kollegen im Auge. Ihm fehle die Zeit, die Lese-

---

[1]) Curtius, Gedächtnisrede, gehalten bei der akademischen Trauerfeier für R. W. Bunsen am 11. Nov. 1899. In: Robert Wilh. Bunsen u. s. w., akadem. Gedenkblatt, Heidelberg, Hörning 1900.

räume des Museums zu besuchen, und er brauche für seine Zwecke weder die Gefälligkeit des Museums noch die der Bibliothek in Anspruch zu nehmen; alle die Verhandlungen der gelehrten Gesellschaften, die der Bibliothek zugingen, würden von ihnen auch ihm zugeschickt. Der Antrag ging ohne weitere Schwierigkeit bei dem Ausschuß und später bei der Gesellschaft durch. Dem Opponenten aber wurde nach der Sitzung klar gemacht, daß es keine gelehrte Akademie oder naturwissenschaftliche Gesellschaft gebe, die es sich nicht zur höchsten Ehre anrechne, Bunsen zu ihren Mitgliedern zu zählen.

Obwohl Bunsen keineswegs ein phlegmatisches Temperament hatte, so verfügte er doch über ein ruhiges Gemüt und gesunden Humor. Unverheiratet, blieb er von Familiensorgen verschont und lebte einzig der geliebten Wissenschaft. Die nötige Erholung fand er in Spaziergängen, wobei Kirchhoff, solange dieser in Heidelberg verweilte, sein unzertrennlicher Gefährte war, in Ferienreisen und dem Umgang mit gleichgestimmten Kollegen. Warme Freundschaft verband ihn mit Häußer, dem Geschichtschreiber und heiteren Sohne der fröhlichen Pfalz, und mit v. Vangerow, dem gelehrten und gemütreichen Pandektisten; in ihrer Gesellschaft machte er vergnügte Fahrten durch die Schweiz und Italien, von denen Häußer viele scherzhafte Erlebnisse heimbrachte.

Nach dem Bankbruche eines angesehenen Heidelberger Hauses, dem Bunsen seine Ersparnisse anvertraut hatte, erzählte man sich in der Stadt, daß er dabei ansehnliche Verluste erlitten, namentlich auch das deponierte Honorar für seine gasometrischen Analysen (1857) eingebüßt habe, ohne sich dadurch aus seinem Gleichmute bringen zu lassen. War nun das Gerede wirklich begründet oder nicht, so kann man daraus doch ersehen, wie die öffentliche Stimme den Charakter des Gelehrten beurteilte.[1])

Die Freunde Bunsens behaupteten, hinter seinem ehrlichen Gesicht, über das nicht selten ein feines Lächeln glitt, lauere ein Schalk. Mit solchem Lächeln mag er einst einem seiner Assistenten[2]) die Geschichte erzählt haben, wie er es anfing, sich in Kassel, wo er von 1836 bis 1839 an der höheren Gewerbeschule Chemie lehrte, in dem Laboratorium die nötige Ventilation für sein Arbeitszimmer zu verschaffen. Das Laboratorium bestand aus zwei Zimmern, einem zur Auf-

[1]) Der Leiter des Bankhauses hatte zu kühn spekuliert und nahm sich das Leben. Vorsichtiger verfuhr er bei der Ausführung seines Entschlusses, aus der Welt zu scheiden. Unter dem Vorgeben wissenschaftlicher Neugierde ersuchte er den Professor der Anatomie und damaligen Prosektor Nuhn, einen sehr gefälligen Herrn, ihm das menschliche Herz und seine Lage zu beschreiben. Dieser, ebenso verwundert als erfreut über die wissenschaftliche Anwandlung des reichen Herrn, der bisher auf die gelehrte Welt von oben herab geschaut, lud ihn zu sich ein in den Seziersaal, um dort das Gewünschte in Augenschein zu nehmen. Der Banquier kam, und der Anatom unterwies ihn mit der ihm eignen gründlichen Gewissenhaftigkeit, teils an der Leiche, teils an ihm selbst, wie man vorgehen müsse, um das versteckte Herz hinter der knöchernen Rippenwand sicher zu erreichen. Der seltene Schüler merkte sich alles gut, ging nach Hause und wußte das Zentrum des Lebens so genau mit der Kugel zu treffen, wie es der Lehrer selbst nicht hätte geschickter fertig bringen können.

[2]) H. Debus, Erinnerungen an Robert Wilhelm Bunsen, Kassel 1901, Seite 6 und 7.

bewahrung von Gerätschaften und Chemikalien, und dem Arbeitszimmer, denen die Einrichtungen für Ventilation abgingen. Wiederholte Eingaben um deren Herstellung wurden vom Ministerium mit der stehenden Formel abgewiesen: „Wir haben kein Geld.“ Glücklicherweise pflegte der Minister, unter dem die Schule stand, ein alter Herr v. Hanstein, die Anstalten zuweilen zu besuchen. Eines Tags erfuhr Bunsen, daß ihm ein solcher Besuch zugedacht sei, und der Minister kam wirklich. Bunsen empfing ihn in dem Gerätezimmer und ersuchte ihn, das Arbeitszimmer in Augenschein zu nehmen. Vorher aber hatte er ein offenes Rohr mit Kakodyl, das einen abscheulichen Geruch verbreitet, hineingelegt und Thür und Fenster geschlossen. Kaum hatte die Excellenz die Schwelle zu dem Zimmer überschritten, so sprang sie wieder zurück. Schon den nächsten Tag ging man an die Ausführung der nötigen Einrichtungen.

Die kräftige Natur Bunsens trotzte lange den Schwächen, die das Alter mit sich bringt. Er hatte stets mäßig gelebt und nur der Untugend des Rauchens gehuldigt. Bedenklich wurde seine Gesundheit, abgesehen von ihren Störungen in seinen letzten Lebensjahren, nur einmal erschüttert. Es geschah in Kassel. Während seiner klassischen Untersuchungen über das arsenikhaltige Kakodyl explodierte eine selbstentzündliche Flüssigkeit, trieb ihm einen Glassplitter in ein Auge und brachte ihn dadurch um dessen Sehkraft. Zugleich warfen ihn die giftigen Dämpfe so schwer auf das Krankenlager, daß er eine Zeitlang zwischen Tod und Leben schwebte. Von da an aber bewahrte er inmitten der Dünste des Laboratoriums eine gute Gesundheit, wenn er auch über Katarrh der Luftwege viel zu klagen hatte. Daran mochten die flüchtigen Chlorverbindungen und andre scharfe Dämpfe der chemischen Küche ebensoviele Schuld tragen wie der beizende Rauch des Tabaks. Sein Schlaf war gut, und das launenhafte Organ, das den Gelehrten so viel Verdruß macht, der Magen, blieb ihm mit wenigen Unterbrechungen treu bis ins hohe Alter. Noch als Achtziger, wird berichtet, habe er in vollem Ernste die Gänselebern unter die leichtverdaulichen Speisen gerechnet, gut für Kinder und hinfällige alte Leute. Seine geistige Klarheit bewahrte er bis ans Ende. Doch blieb auch er von den mannigfachen Störungen, Beschwerden und Leiden nicht verschont, die das abgenützte Räderwerk des Organismus den Greisen mehr und mehr bereitet.

Eines Tages begegnete ich Bunsen auf der Straße; er stand im Alter von 78 Jahren und kam gerade aus dem Laboratorium; es war nicht lange bevor er vom Lehramte schied. Er schritt noch aufrecht daher, und ich freute mich seiner Rüstigkeit, aber er wies meine Glückwünsche mit der Klage ab, seine Muskeln ließen ihn im Stiche und wollten ihn nicht mehr tragen, sie seien wie von Leder. Was der exakte Forscher unter ledernen Muskeln verstand, begreift man erst, wenn sie am eignen Leibe ledern zu werden beginnen.

Nachdem Bunsen sich gezwungen sah, seine Spaziergänge auf die waldigen Höhen aufzugeben, begegnete ich dem hochverehrten Manne, wie es auch Curtius beschreibt, noch wiederholt auf den Wegen der waldigen Hügel in der Umgebung

der Stadt und sah gerührten Herzens die hohe Gestalt, sorgfältig in den Mantel eingehüllt und im Wagen zurückgelehnt, den verklärten Blick herabrichten in die schönen, geliebten Thäler des Rheins und Neckars. Er hat es auf 88 Jahre und nahezu 6 Monate gebracht, aber dieses hohe Alter in den letzten Jahren seines Lebens mit Qualen erkauft. Heftige, schmerzhafte, minutenlange Schleuderkrämpfe suchten ihm anfallsweise Nacken- und Zungenmuskeln heim und raubten ihm, solange sie währten, die Fähigkeit zu sprechen, aber nicht das klare Bewußtsein. Er starb am 16. August 1899. Seine irdischen Reste birgt der schöne Friedhof am westlichen Abhange der waldbekränzten Berge; seine Werke leben unvergänglich fort. Das Bild, das sein Grabmal schmückt, giebt den Geist, der seine edeln Züge belebte, nur unvollkommen wieder.

Ueber die Vortragsweise der drei Meister kann ich aus eigner Erfahrung am besten von Kirchhoff und Helmholtz berichten, da ich ein Semester lang Vorlesungen von beiden besuchte, von Kirchhoff über Elektrizität, von Helmholtz über die Sinnesorgane und das Nervensystem. Von Bunsen hörte ich nur einen größeren Vortrag, den er auf Wunsch des neugegründeten naturhistorisch-medizinischen Vereins in dessen Sitzung vom 10. Juli 1857 gehalten hat. Als Thema hatte er, anknüpfend an seine berühmte wissenschaftliche Reise nach Island, die jüngsten geologischen Bildungen dieser Insel gewählt. In großartigen Bildern führte er uns die Wunder vor, die er dort mit genialem Scharfsinn zu enträtseln versucht hat. — Den Zauber, womit er in seinen Vorlesungen die Hörer bestrickte, schildert Curtius sehr anschaulich in seiner Trauerrede. Er rühmt den angenehmen Klang seiner hellen, volltönenden Stimme, seine gute Aussprache, namentlich seine reinen Vokale, und die einfache und doch lebendige, anmutige und von jedem Pathos freie Darstellung des jeweils behandelten Stoffes.

Dem Vortrage Kirchhoffs erteilt einer seiner hervorragendsten Schüler, Professor Ludwig Boltzmann, großes Lob, fast größeres noch Helmholtz. — „Er sprach ruhig," berichtet Boltzmann, „klar, kein Wort zu viel, keines zu wenig, alles sorgsam durchdacht, und bot in kurzer Zeit ungewöhnlich vieles und Reichhaltiges." — Nach Helmholtz war es ein ästhetischer Genuß, seinen Deduktionen zu folgen; der ganze Stoff habe sich vor dem Zuhörer aufgebaut wie ein kunstvolles, klassisch formvollendetes, logisches Fachwerk. „Nie kam," versichert Helmholtz, „ein Irrtum, eine Unklarheit, ein Schwanken im kleinsten vor. Obgleich seine Vorlesungen innerlich zu den schwierigsten gehörten, hätten sie jedem, auch dem Unbegabtesten, verständlich sein müssen, vorausgesetzt, daß der Zuhörer die mathematische Sprache kannte." [1])

Wenn solche Meister Kirchhoffs Vortrag bewunderten, ist es da nicht erstaunlich, daß er in den ersten Semestern seiner Heidelberger Lehrthätigkeit den Zuhörern nur wenig gefiel und manche sogar seine Berufung für verfehlt hielten?

---

[1]) Vergl. den Aufsatz: Gustav Robert Kirchhoff, Badische Biographien, T. 4, Karlsruhe 1891, S. 220.

Der Grund davon lag weniger in dem Lehrer als in den Schülern. Seine Zuhörerschaft bestand damals fast ausschließlich aus angehenden Medizinern und Kameralisten. Die ausgezeichneten mathematisch-physikalischen Arbeiten, die dem jungen Professor bei seinen Fachgenossen die größte Anerkennung verschafft hatten, waren den jungen Leuten samt und sonders böhmische Dörfer. Sein Aeußeres imponierte ihnen nicht; eine zartgebaute, kaum mittelgroße Gestalt, trat er bescheiden vor sie hin; freilich hätten die feinen, durchgeistigten Züge und die klugen Augen, die so klaren Blicks auf die Zuhörer gerichtet waren, sie über die innere Bedeutung des neuen Professors belehren sollen, aber die physiognomische Kunst der jungen Studentlein reichte nicht weit. Ein Vergleich seines schlichten Vortrags mit dem ungemein eleganten seines Vorgängers Jolly fiel nicht zu seinen Gunsten aus. Dennoch schien mir Kirchhoffs Vortrag den Vorzug zu verdienen, man konnte ihm bequemer mitdenkend folgen und ihn nachhaltiger in sich aufnehmen. Dazu sei ausdrücklich bemerkt, daß sie beide mit klugem Bedacht, um von ihren Schülern verstanden zu werden, von der Sprache Euklids nur den nötigsten Gebrauch machten und daß beide geschickt experimentierten. Die Hauptursache aber des absprechenden Urteils der jungen Herren — angehenden Lehrern mag es zur Warnung dienen — war eine kleine Untugend Kirchhoffs beim Sprechen, die er später vermutlich abgelegt hat. Mitten im Vortrag, oft eben im Begriffe, einen Satz abzuschließen, stockte er unerwartet, schluckte ein wenig, als müsse er ein kleines Hindernis aus der Kehle schaffen, und beendete dann erst den Satz in richtiger Fassung. Die üble Gewohnheit stammte wahrscheinlich aus der Zeit, wo er als angehender Dozent noch befangen vor seine Schüler trat; sie störte die reifen Hörer, die ganz bei der Sache waren, nicht, wirkte aber zerstreuend auf die unreifen.

Einen ganz andern, einen mächtigen Eindruck mußte die persönliche Erscheinung von Helmholtz auf die Zuhörer machen, wenn er ihnen zum erstenmal entgegentrat. Die olympische Schönheit unsers größten Dichters ruhte auch auf Stirn und Augen unsers großen Naturforschers; nur das Kinn war bei der Bildung seines Kopfes zu kurz gekommen und schwach ausgefallen. „Oben ein Gott, unten ein Hase!“ lautete die derbe Kritik Lenbachs, als ich sein treffliches Bild von Helmholtz bei ihm bewunderte.

Zum Schulmeister war der große Denker nicht geboren. Ihm fehlte die Gabe, die den echten Schulmeister vor manchem großen Gelehrten auszeichnet: das Pensum, das der Lektionsgang vorschreibt, von Stunde zu Stunde mit gleicher Beflissenheit wohl ausgearbeitet den Schülern darzulegen, wie auch das Thema beschaffen sei. Es hing ganz von dem Stoffe ab, wie sein Vortrag ausfiel. Man erkannte Helmholtz oft von einer zur andern Stunde kaum wieder. Entwickelte er beispielsweise bei den Sinnesempfindungen die Youngsche Farbentheorie, die ihm ihre Ausbildung großenteils verdankt, so wurde man von seinem Vortrage hingerissen, die Darstellung war entzückend klar und von Versuchen trefflich unterstützt, die Vorlesung schloß mit dem herrlichen Versuche der Spektralfarbenmischung wie mit dem allerbrillantesten Feuerwerk. Aber ebenso un-

vergeßlich haftet eine andre Vorlesung, die, ich kann es nicht anders nennen, ein Gefühl von Mitleid in mir zurückließ, in meiner Erinnerung. Bei der elektrischen Erregung der Nerven angelangt, mußte er das sogenannte Zuckungsgesetz abhandeln, das damals den Namen eines Gesetzes noch nicht verdiente, sondern nur eine Reihe zusammenhangloser Thatsachen umfaßte. Er bemühte sich vergebens, sie geordnet vorzutragen. Bald gab er sie richtig, bald unrichtig wieder, korrigierte sich, fing wieder von vorn an, kam aber nicht zum Ziele. Zuletzt griff er, ohne jedoch durch irgend eine Miene Verlegenheit zu zeigen, in die Brusttasche und holte einen Zettel heraus, worauf er vorsorglich die nötigen Notizen niedergeschrieben hatte. Es war die alte Geschichte vom Pegasus im Joche. Erst 1888 löste man die Ketten, die den großen Genius an die Schulstube schmiedeten. Durch die fürstliche Freigebigkeit seines Jugendfreundes Werner Siemens wurde die Reichsregierung in stand gesetzt, die physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg zu errichten und den ersten Physiker seiner Zeit, wie ihn Siemens nannte, als deren Präsidenten einzusetzen.[1]) Jene merkwürdige Vorlesung über das Zuckungsgesetz ist mir übrigens zu völligem Verständnis erst gekommen, als ich nach mehr als 30 Jahren die psychologisch hochinteressante Rede las, die Helmholtz bei dem Festessen zur Feier seines 70. Geburtstages gehalten hat.[2]) Er schilderte seine eigentümliche geistige Entwicklung und führte es auf einen Mangel seiner Veranlagung zurück, daß er für unzusammenhängende Dinge ein schwaches Gedächtnis habe; aus diesem Grunde sei er in der Jugend für beschränkt gehalten worden. (Fortsetzung folgt.)

Das letzte Stück Alexander Dumas' des Jüngeren.

Persönliche Erinnerungen.

Von

Georges Claretie.

Bei der Comédie Française ist es Brauch, daß, wenn ein Mitglied austritt und sich beim Publikum verabschiedet, es selbst das Stück wählt, das es aufführen lassen will, und, wie man sagt, seinen Theaterzettel zusammenstellt. Die Comédie Française stellt ihm den Saal des Theaters zur Verfügung, und der Benefiziant ist Herr über sein Programm, wählt die Stücke und die Schau-

[1]) Werner Siemens, Lebenserinnerungen. Berlin, Springer, 1892. S. 286.

[2]) Ansprachen und Reden, gehalten bei der am 2. November 1891 zu Ehren von Hermann v. Helmholtz veranstalteten Feier. Berlin, Hirschwald, 1892.

spieler aus: und am Tage seines letzten Auftretens ist der Schauspieler, der abtreten will, für kurze Zeit zugleich Künstler, Regisseur und Theaterdirektor. Diese Abschiedsvorstellungen sind immer interessante Aufführungen, und der Schauspieler, der zum letztenmal vor dem Publikum erscheint, benutzt oft die Gelegenheit, um Rollen zu geben, die sein Fach oder die Bedürfnisse des Theaters ihm bis dahin nicht zu spielen erlaubt haben — Rollen, die oft während eines ganzen Daseins begehrt und mit stiller Hoffnung ersehnt worden sind und die er nur an dem Tage spielen kann, an dem er von der Bühne zu verschwinden im Begriffe ist, zum letztenmal in seinem Leben vom Publikum mit Beifallsbezeigungen begrüßt.

Prudhon, Mitglied der Comédie Française, kündigt eben jetzt seine Abschiedsvorstellung an. Er hat eine ausgezeichnete Idee gehabt: er möchte sich dem Pariser Publikum nicht nur in den besten Rollen seines Repertoires zeigen, sondern ihm, wenn es möglich wäre, wenigstens einen Akt von einem noch unveröffentlichten Stück vorführen, einem Stück von Alexander Dumas dem Jüngeren, von dem so viel gesprochen worden ist, „La Route de Thèbes“; er möchte dem Publikum auf der Bühne der Comédie Française, auf der Alexander Dumas seine letzten Triumphe errungen hat, zugleich mit dem Abschied eines alten Mitgliedes ein noch unveröffentlichtes Werk von dem größten Dramatiker unsers Jahrhunderts vorführen, eine Neuheit, sozusagen eine „Premiere“.

Wird Prudhon sein Vorhaben zur Ausführung bringen können? Wird es ihm gelingen, von der Familie des Dichters die Genehmigung zu erlangen, dem Manuskript einige Bruchstücke der „Route de Thèbes“ zu entnehmen? Ich wünsche es ihm; und noch mehr wünsche ich es dem Pariser Publikum und unsrer ganzen französischen Litteratur.

Der Ruhm Alexander Dumas' des Jüngeren hat sicherlich diese posthume Weihe nicht nötig, denn es fehlt ihm nichts zur Vollkommenheit. Aber es ist immer bedauerlich, zu wissen, daß irgendwo im Verborgenen ein unbekanntes Drama, ein Meisterwerk liegt, das das Publikum nie kennen lernen, sehen und lesen wird.

Alexander Dumas der Jüngere ist vom Schauplatz abgetreten, ehe er dieses letzte Werk ganz hat vollenden können, und er ist gestorben, indem er es seinen Erben überließ, dieses Drama, an das er gerade die letzte Hand anlegte, zu veröffentlichen oder nicht. Er hatte es fast vollendet, als die Krankheit ihn niederwarf. Sein Wunsch, sein liebster Wunsch — ich habe es ihn oft sagen hören — war, sein Stück auf der Bühne der Comédie aufgeführt zu sehen. Seine Erben haben das Drama, das er für die Oeffentlichkeit bestimmt hatte, der Oeffentlichkeit bis jetzt nicht übergeben wollen; sie sind den berechtigten Aufforderungen und wiederholten Bitten der Freunde des Dichters, aller jener, welche sein letztes Werk haben kennen lernen dürfen, nicht nachgekommen. Hoffen wir jedoch, daß ein Tag kommen wird, an dem sie das Meisterwerk der Bühne überlassen werden, für die er es verfaßt hat.

Mag es Prudhon gelingen oder nicht, diese Genehmigung zu erlangen,

wir werden ihm trotzdem dankbar sein müssen, daß er wieder einmal die Aufmerksamkeit auf ein Werk gelenkt hat, das die Oeffentlichkeit mit leidenschaftlichem Interesse erfüllt hatte, und das man mit Ungeduld erwartete; denn andernfalls würde es — das ist leider nur zu wahr — schließlich in Vergessenheit geraten und sagenhaft werden, es würde als ein unvollendetes Stück gelten, das der Meister nicht hat beendigen wollen und können, das nicht reif für die Oeffentlichkeit war; ja, schließlich wäre es vielleicht — ich spreche da im Sinne der Gegner — nur eines der zahlreichen dramatischen Projekte gewesen, die Alexander Dumas nie zur Ausführung gebracht hätte.

Indessen, das Stück ist vorhanden. Es ist beinahe fertig, und es ist ein Meisterwerk. So wie es ist, so wie ich es kenne, kann es gespielt werden und sollte es gespielt werden.

Das Publikum wartet seit langer Zeit darauf. In der Presse und in der Gesellschaft wird seit Jahren davon gesprochen, und wenn es uns vergönnt wäre, auf der Bühne auch nur ein Bruchstück davon zu sehen, so wäre das ein wahres litterarisches Ereignis. Es liegt schon recht weit hinter uns, das letzte Stück von Alexander Dumas, jene „Francillon“, deren erste Aufführung im Jahre 1887 ein so großartiger Erfolg war. Zehn Jahre liegen zwischen „Francillon“ und dem Tode des Dichters, zehn Jahre, während welcher er kein neues Stück auf die Bühne bringt, während deren er aber beobachtet, arbeitet und das meisterhafte Stück „La Route de Thèbes“ schreibt, zugleich mit einer andern sozialen Satire beschäftigt, „Les Nouvelles Couches“, wovon ein geistreicher und tiefer Akt vorhanden ist, der jederzeit aufgeführt werden könnte. Der Erfolg von „Francillon“ war außerordentlich gewesen, zu groß vielleicht, und Dumas zögerte in der Freude über seinen Triumph ein wenig, sein neues Stück der Oeffentlichkeit zu übergeben. Immerhin gefiel es ihm, er war damit zufrieden, vielleicht gleichfalls zu sehr, denn er liebte es wie ein teures Wesen; es wurde ihm schwer, sich davon zu trennen; er schrieb und änderte unaufhörlich daran und arbeitete es immer wieder um, ohne sich entschließen zu können, es auf die Bühne zu bringen.

Der große Schriftsteller hatte, wenn er auch nicht so viel Werke geschaffen hat, wie sein Vater, doch von dem Verfasser des „Monte Christo“ die erstaunliche Leichtigkeit des Schaffens geerbt. Wie sein Vater, der fand, daß das Toilettemachen verlorene, der Litteratur geraubte Zeit sei, verbrachte Dumas der Jüngere keine Stunde seines Lebens, ohne zu schreiben. Wenn er ein Lustspiel fertig hatte, verausgabte er, „verbrauchte“ er sozusagen seinen erstaunlichen Gedankenreichtum in Briefen, intimen, entzückenden Briefen, die er an seine Freunde richtete. Nach dem Erfolg der „Francillon“ ruhte Dumas nicht aus; er fuhr fort zu schreiben. Er verfaßte zwei Stücke zu gleicher Zeit: die „Route de Thèbes“ und die „Nouvelles Couches“, worin er in einer Dienstbotenrolle, die abwechselnd für Coquelin den Aelteren und Prudhon bestimmt war, den Figaro des Beaumarchais neu gestalten und neu beleben wollte. Er rechnete darauf, die beiden Stücke ungefähr gleichzeitig zu vollenden. Er beeilte sich nicht und

ruhte sich von dem einen in der Arbeit am andern aus. Der Tod hat ihn überrascht, taub, wie er für die Wünsche der Menge ist, denn sein bleicher Schädel hat keine Ohren, und er hat den berühmten Schriftsteller im Vollbesitz seines Talentes dahingerafft, in demselben Augenblick, in dem er sein Werk der Oeffentlichkeit übergeben wollte.

Die „Route de Thèbes“ war — ich wiederhole es — vollendet oder doch beinahe; es fehlten daran nur einige Scenen des vierten Aktes und die Lösung des Knotens. Aber diese Lösung war gefunden: eine jener einfachen, nüchternen, raschen Lösungen, für die Dumas das Geheimnis besitzt; sie war niedergeschrieben, es waren nur noch die wenigen ganz kurzen Scenen des letzten Aktes miteinander zu verbinden, und das Stück war fertig zur Inscenierung.

Dumas hatte es der Comédie Française versprochen. Ich machte damals, 1895, mit meinem Vater eine Reise in Italien, und Dumas schrieb meinem Vater fast täglich, zwischen zwei Aenderungen, die er an seinem Werke machte, einen Brief in Sachen der „Route de Thèbes“. Ich erinnere mich noch, als ob es gestern gewesen wäre, an diese Briefe, die wir in Neapel oder in Florenz lasen, in diesem Lande, das auch Dumas als ganz junger Mensch mit seinem Vater durchwandert hatte. Er sprach von seinen Erinnerungen aus jener Zeit, von den Erinnerungen seiner Jugend, da die beiden Dumas, Vater und Sohn, der eine fast ebenso jung wie der andre, lustig durch die Welt gezogen waren wie zwei Freunde, zwei Kameraden, die ihre Jugend, ihren Frohsinn, ihren Geist, ihre Begeisterung an den vier Enden der Welt verausgabten. Er sprach auch von der „Route de Thèbes“. Das Stück war fertig, wie er sagte, es erforderte nur noch einige Tage Arbeit, eine Zeit, die wir zu einem Besuche Sienas benützten; dann sollte das vollständig fertiggestellte Stück in die Comédie Française geschickt werden.

Er sprach sogar bereits von kleinen Einzelheiten, von Fragen der Inscenierung oder der Rollenverteilung. Diese letztere machte ihm, wie er sagte, ein wenig Sorge, und diese Frage hatte ihn bisher abgehalten, sein Werk völlig fertig zu machen. Es kamen in dem Stücke zwei wichtige Figuren vor, ein Mann und eine Frau; und er hatte mehre Male Bedenken über die Wahl der Künstler gehabt, die diese beiden Rollen übernehmen sollten. Die Frauenrolle hatte er abwechselnd für Fräulein Marsy und Madame Bartet bestimmt, von denen jede die verschiedenen Eigenschaften besaß, welche er für diese Rolle verlangte. Dumas schwankte, und je nachdem er die Rolle für die eine oder die andre bestimmte, nahm er sein Stück wieder vor, änderte es, arbeitete es um und machte aus seiner Heldin bald ein gebieterisches, stolzes Weib, eine Art Abenteurerin, die ein wenig an die Baronin d'Ange in „Demi-Monde“ erinnerte, bald eine mehr sanfte, sympathische Frau, eine Art Opferlamm, das sich in unsre Pariser Welt verirrt hatte. Diese Zweifel, schrieb er, und diese Aenderungen hatten seine Arbeit etwas verzögert. Doch jetzt war er Herr über sein Stück, er bat sogar meinen Vater um eine Zusammenkunft gleich nach seiner Rückkehr aus Italien, um es ihm vorzulesen. Seine Wahl war getroffen;

Madame Bartet sollte die Frauenrolle spielen und Mounet-Sully die erste Hauptrolle, einen Arzt in vorgerückten Jahren, wofür er anfänglich Frédéric Févre gewählt hatte. Doch dieser hatte kurz zuvor die Comédie Française verlassen und seine Abschiedsvorstellung gegeben. Dieser Arzt, ein Mann von Genie, konnte entweder der moderne Schauspieler sein, wie es Févre war, oder der große romantische Darsteller, wie es Mounet-Sully ist. Es war damals Frühling, und die „Route de Thèbes" sollte im Oktober oder November die Saison der Comédie Française eröffnen.

Die Zeit ging dahin; Jahre sind seitdem verstrichen, und die „Route de Thèbes" ist noch nicht aufgeführt worden. Der Sommer war vorüber, und der Herbst kam heran, die Zeit, in der das Stück gegeben werden sollte. Alexander Dumas und mein Vater sind in den Ferien fast Nachbarn, und Marly ist nicht weit von Viroflay — zu Wagen höchstens eine Stunde durch den Wald, eine Spazierfahrt. Gegen Anfang September, an einem Tage, als Dumas meinem Vater geschrieben hatte: „Mein Stück ist fertig, Sie können es jetzt geben," nahm mich mein Vater im Wagen mit nach Marly, um selbst mit Alexander Dumas den Tag der Aufführung der „Route de Thèbes" festzusetzen. Alexander Dumas bewohnte im Sommer in Marly bei der Kirche, an der abwärts zum Bahnhof führenden Straße, ein reizendes von Laub und wildem Wein umgebenes Landhaus, nicht weit von der Besitzung Victorien Sardous, die sich am Walde hinzieht. Dieses Haus, dieses Champflour (das ist der Name seines Lieblingsaufenthaltes) hatte ehemals dem Schriftsteller Alphonse de Leuven gehört, dem Sohne des Grafen Ribbing de Leuven, der als Mitschuldiger Anckarströms, des Mörders Gustavs III., zu gleicher Zeit mit dem Grafen von Horn aus Schweden verbannt worden war. Es war bereits fast ein historisches Haus, noch ehe Dumas dort gelebt hatte.

Es war ein feuchtes und trübes Septemberwetter, ein feiner, durchdringender Regen verdeckte mit seinem grauen Schleier die Bäume des Waldes von Marly, als wir vor Champflour ankamen. Aus Rücksicht und um Dumas nicht in seiner Arbeit zu stören, ging mein Vater allein zu ihm hinauf und ließ mich unten im Wagen vor der Thür des Hauses. Ich hatte Dumas bis dahin selten gesehen; ich glaube sogar, daß ich nie mit ihm gesprochen hatte, und dennoch war er für mich eine der deutlichsten und lebendigsten Kindheitserinnerungen geblieben. Ich erinnere mich noch an einen Besuch, den er vor langer, sehr langer Zeit meinem Vater gemacht hatte. Ich war damals ganz klein, und als Alexander Dumas in den Salon trat, wo ihn mein Vater erwartete, spielte ich mit einem Kindergewehr mitten zwischen den Möbeln und schoß mit meiner harmlosen Waffe Papierkugeln in alle vier Ecken des Zimmers. Dumas trat ein, und ich erinnere mich, ihn mit meiner kleinen Flinte auf die Wange getroffen zu haben. Diese Kindheitserinnerung war mir sehr genau im Gedächtnis geblieben; auch Dumas hatte sie nicht vergessen, und seitdem unterließ er es nie, wenn er meinen Vater wiedersah, ihn zu fragen: „Wie geht es Ihrem Sohne? Wächst er tüchtig? Will er mich noch immer töten?"

Das Kind war in der That gewachsen, und ich las jetzt die Briefe, die Dumas meinem Vater schrieb und die dieser mir zeigte; ich hatte Alexander Dumas in der „Comédie Française“ mehrere Male bei den Proben zu „Un Mariage sous Louis XV.“ oder „Le Père prodigue“ gesehen; ich hatte bei der Aufführung von „Denise“ und „Francillon“ Beifall geklatscht, und ich wartete, wie ganz Paris, mit Ungeduld auf die Aufführungen der „Route de Thèbes“. Der Besuch Dumas' in unsrer früheren Wohnung in der Rue de Douai, seine hohe, breitschulterige Gestalt, wie sie die Bühne des Théâtre Français durchmaß, alle diese zahlreichen Kindheits- und Jugenderinnerungen tauchten in mir auf, während ich allein in dem geschlossenen Wagen vor der Thür Alexander Dumas' auf die Rückkehr meines Vaters wartete.

Die kleine in den Garten führende Thür öffnete sich, und eine Kammerfrau erschien: „Herr Dumas läßt Sie bitten, hinaufzukommen.“ Ich war etwas bewegt, als ich in das Arbeitskabinett des Meisters trat, eine Art Atelier, sehr groß, hell beleuchtet durch ein hohes Fenster; in der Mitte ein großer Tisch, auf dem Bücher und Papiere lagen, alles wohl geordnet; neben einem Schreibzeug eine kleine Vase mit einer Menge Gänsefedern darin, deren sich Dumas beim Schreiben ausschließlich bediente und die er häufig wechselte. Er saß vor seinem Tisch in einem Fauteuil, er trug ein Arbeitskostüm aus einer Art grauen Flanells; mein Vater saß neben ihm. Dumas hielt ein Manuskript in den Händen — das Manuskript der „Route de Thèbes“.

Er hatte bereits mit dem Vorlesen begonnen, als mein Vater, um auch mir den Genuß zu verschaffen, ein unveröffentlichtes Stück von Dumas vom Verfasser selbst vorlesen zu hören, ihm mitteilte, daß ich unten sei und warte. Dumas sagte sofort: „Ich werde ihn heraufrufen lassen.“ Nie werde ich den freundlichen, schlichten, herzlichen Empfang vergessen, den er mir bereitete, indem er mir seine breite Hand entgegenstreckte. Er hatte fast schon den ersten Akt vorgelesen, und als er mich hatte Platz nehmen lassen, begann er alles, was er schon gelesen hatte, für mich, für mich allein noch einmal zu lesen. Er kannte durch meinen Vater die ganze tiefe Bewunderung, die ich für ihn hegte, und er schien beinahe glücklich, ein Publikum vor sich zu haben, das ihn bewunderte und liebte, den alten, treuen Freund und den jungen Mann — die „junge Generation“. Er begann also die „Route de Thèbes“ von der ersten Scene an wieder zu lesen. Er trug vortrefflich vor, vielleicht ein wenig leise, ganz ungekünstelt, mit einer klaren, wohlklingenden Stimme voll Reiz und unendlicher Anmut.

Sie sind mir unvergeßlich, dieser Herbsttag und dieser wahre litterarische Schmaus, den uns Alexander Dumas bereitete, indem er uns in seinem Hause das Stück vorlas, das für mich vielleicht die Krone seines dramatischen Schaffens ist. Die Gestalten bekamen Seele und Leben, die Reden und Gegenreden kreuzten sich, die Gedankenreihen entwickelten sich; dann, mit einem Male, hielt Dumas inne, scheinbar teilnahmlos, als ob es sich um das Werk eines andern handelte; er betrachtete das große Fenster seines Arbeitskabinetts und die Feuchtigkeit, die

sich auf seine Scheiben legte: „Wie es regnet! Was für ein abscheuliches Wetter!" Dann fing er wieder an zu lesen, und der Genuß nahm seinen Fortgang. Bisweilen, wenn er einen der großartigen Seelenergüsse gelesen hatte, für die er das Geheimnis besaß, unterbrach er sich wiederum und sagte: „Hier ist eine Länge, das werde ich weglassen." Ich erinnere mich noch an eine Stelle in der „Route de Thèbes", wo eine der Personen erzählt, wie die ganze französische Revolution dadurch entstanden sei, daß ein Vogel, ein kleiner Vogel, eines Tages aus einem offen gelassenen Käfig entkommen war. Der Vogel war entflogen, die Menge war herzugelaufen, das Volk hatte sich zusammengerottet und die Bastille erstürmt. Diese in wenigen Zeilen erzählte Geschichte der Revolution war ganz köstlich; aber als Dumas diese originelle und humorvolle Stelle, die er sichtlich liebte, gelesen hatte, und zwar vortrefflich gelesen hatte, hielt er inne: „Das ist vielleicht ganz amüsant, aber es ist unnütz; das giebt eine Länge. Ich werde das herausstreichen, aber es hat mich glücklich gemacht, das zu schreiben. Ich habe das nur zum Spaß hineingebracht," — und damit nahm er im Bewußtsein seiner Bedeutung und seines Talentes, doch ohne Anmaßung, ruhig und schlicht die Lektüre wieder auf.

Kein Stück von Dumas hat mich tiefer bewegt und zugleich interessiert als die „Route de Thèbes". Der Dichter hat in diese fünf sehr kurzen Akte sein ganzes Talent — das nie größer war — und alle seine Ideen, seine Ideen über die Gesellschaft, über das Leben, die Wissenschaft, die Religion, über die Frau und das Kind gelegt. Es ist nicht, wie man heutzutage gern sagt, ein Thesenstück, es ist ein Drama, ein intimes, sogar sehr bürgerliches Drama; die handelnden Personen sind solche aus dem Alltagsleben: ein Arzt, verheiratet, Familienvater, der mit seinen Schülern in seinem Laboratorium mitten unter seinen Flaschen, Retorten und Mikroben lebt. Er arbeitet, er ist glücklich. Da tritt mit einem Male eine Frau in sein Dasein und zerstört sein Leben. Der Gelehrte, der auch ein Mann ist, macht eine schreckliche Krise durch, er kämpft und geht schließlich als Sieger daraus hervor. Die eigentliche Wirkung des Dramas entspringt aus dieser Krise, die Didier, der Gelehrte, durchmacht. Dumas stellt da die großen Probleme auf, die die moderne Gesellschaft beschäftigen: die Liebe, die Pflicht, die Familie, die Verantwortlichkeit des Vaters, die Erziehung der Kinder. Es ist, ich wiederhole es, genau genommen kein Thesenstück, aber alle Thesen sind darin aufgestellt — sie gehen aus den Situationen hervor.

Der Titel des Stückes hat gewechselt. Dumas hatte es anfangs „La Troublante" genannt. Das Drama sollte den Titel erklären. Wenn auf unserm Planeten irgend eine atmosphärische Störung entsteht, ein Gewitter, ein Orkan oder ein Cyklon, so suchen die Gelehrten bisweilen die Erklärung für diese Erscheinung in einer Unregelmäßigkeit, die im normalen Laufe der Gestirne eingetreten ist. Was auf unsrer Erde vor sich geht, ist oft nur die Rückwirkung einer großen Störung im Weltraum; irgendwo oben am Himmel verläßt ein Himmelskörper, ein Komet, seine Bahn und nimmt, unsichtbar für unsre Teleskope, seinen Weg mitten durch die Gestirne. Dieser Komet ist die „Troublante".

Am Himmel ist es ein Gestirn; im Drama ist es eine Frau, die den normalen Lauf des Lebens der Hauptfigur, Didiers, stört.

Didier ist ein Arzt von etwa 50 Jahren. Er ist nicht nur Arzt, er ist auch Gelehrter, ein Denker, ein Philosoph der Wissenschaft, ein bedeutender Mensch. Die Frau, die er als allzu junger Mann geheiratet hat, ist eine einfache, tugendhafte, spießbürgerliche Natur, die in ihrem Haushalt aufgeht, und während der Gelehrte in seinem Laboratorium arbeitet, sieht sie die Rechnungsbücher ihrer Dienstboten durch. Sie haben eine Tochter, Geneviève, die zwischen ihrer allzu spießbürgerlichen Mutter und ihrem allzu beschäftigten Vater groß geworden ist. Didier, der materialistische und atheistische Philosoph, hat seiner Tochter keine Erziehung gegeben. Was für einen Zweck hat es, ihr von Religion, von Gott und der Seele zu reden? Alles das existiert nicht, nichts ist wahr, als was bestimmt und sichtbar ist, nichts ist wahr als die Wissenschaft. „Die Seele," sagt Broca, „habe ich nie unter meinem Skalpell vorgefunden." Didier sagt dasselbe zu seiner Tochter: „Ich habe schon Gehirne ohne Gedanken gesehen, aber niemals einen Gedanken ohne Gehirn."

Die Jahre sind dahingegangen, Geneviève ist bei dem Laboratorium zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter herangewachsen, in der Nähe eines Lieblingsschülers ihres Vaters, Mathias, der wie sein Lehrer gleichfalls Arzt, Materialist und Atheist ist, und der in seinen Mußestunden Flöte spielt, so die Kunst nach der Wissenschaft treibend. Die Erziehung, die ihre Eltern ihr nicht haben geben können, hat Geneviève sich selber gegeben; sie hat ihre persönlichen Ideen, ihre Theorien, und wenn ihr Vater mit ihr über Gott und die Seele spricht, weiß sie zu antworten. Das Dasein dieser Menschen fließt glücklich und sehr ruhig dahin. Ein unerwartetes Ereignis wirft mit einem Male alles über den Haufen — das ist das Erscheinen der „Troublante", der Störerin, in der Konstellation. Ein Zufall bringt eine Frau in das Leben Didiers hinein. Auf der Straße, fast an seiner Thür, hat sich ein sensationeller Vorgang abgespielt. Eine Frau hat mehrere Revolverschüsse von einem Mann erhalten, der sie heiraten wollte, den sie aber nicht liebte. Sie hat ihn abgewiesen, und Dominique, dieser moderne Antony, ein kranker, aus dem Gleichgewicht geratener Neurastheniker, der an den „vibiron" (Lebemann) in der „Etrangère" erinnert, hat sie töten wollen. Didier ist Arzt, die Frau ist verwundet, und sie wird in sein Haus gebracht, um von ihm geheilt zu werden. So gelangt Miliane in das Dasein des Gelehrten.

Diese Miliane ist eine sonderbare Persönlichkeit. Sie ist keine Abenteurerin, aber sie ist auf dem Punkt, es zu werden. Erzogen in einer ehemals reichen, jetzt ruinierten Familie, ist sie arm und verdient sich mit Mühe ihren Lebensunterhalt. Ihr arbeitvolles Leben wird ihr zur Last, sie ist der mit Mühe und Not errungenen Klavierstunden müde. Sie ist ehrgeizig und will reich sein. Sie ist jedoch anständig, und wenn sie auch Erlebnisse gehabt und sich ins Leben hineingewagt hat, so ist sie doch nicht unterlegen. Sie hat Dominique abgewiesen, weil er reich war und sie arm und sie sich nicht verkaufen will. In

Wirklichkeit ist sie im innersten Herzen Egoistin; wenn sie auch anständig bleibt, ist es doch ihr Glück, wonach sie strebt, und um es zu erreichen, ist sie entschlossen, sich aller Mittel zu bedienen. Welcher Art wird dieses Glück sein? Dieses unklare zwanzigjährige Gehirn weiß es selbst nicht recht, aber sie will es haben, und sie sucht es. Vielleicht wird es Didier sein, Didier, der sie liebt, der zum ersten Male in seinem Leben die Retorten seines Laboratoriums im Stich läßt und bemerkt, daß es im Leben noch andre Dinge giebt als die Wissenschaft, daß es darin noch die Liebe giebt. Eine seltsame, undefinirbare Persönlichkeit, diese Miliane, diese „Sphinx", die er auf der Straße nach Theben gefunden hat, und die Mathias, der Schüler Didiers, ein „monstre de la famille verte" nennt.

Didier liebt sie, mit einer Liebe, die um so heftiger ist, als sie in so späten Jahren kommt; um ihretwillen ist er bereit, seine Frau, seine Tochter, seine Arbeit und die Wissenschaft zu verlassen.

Er kämpft jedoch, und diese Krise, die sich jetzt in der Seele des Arztes abspielt, ist eine großartige Episode in dem Drama. Hat er das Recht, seine Familie und sein Laboratorium im Stich zu lassen, weil er liebt? Er gehört vor allem den Seinen, dann den andern, den Kranken, der ganzen leidenden Menschheit. Ist es nicht auch ein wenig sein eigner Fehler, wenn seine Frau nicht dem Ideal entspricht, das er sich erträumt hatte? „Es ist nicht leicht, die Frau eines großen Mannes zu sein," sagt sie eines Tages zu ihm.

„Und erst seine Tochter!" setzt Geneviève hinzu.

Die Frau! ... Die Tochter! ... Ist er ihnen gewesen, was er ihnen hätte sein sollen? Er ist ein Gelehrter gewesen, ein Mann von Genie, heißt es überall, — hätte er nicht vor allem Gatte und Vater sein müssen? Das sind die schrecklichen Fragen, die sich Didier während seines Kampfes mit sich selbst stellt. Er glaubt an nichts, weder an die Religion, noch an Gott, noch an die Seele; aber hat er das Recht, weil er, der materialistische Gelehrte, nicht glaubt, seine Tochter in demselben Zweifel und demselben Skeptizismus zu erziehen? Er ist Vater — hat er seine Tochter gut erzogen? Hat er seine Pflicht gethan?

Dumas hatte vordem die ehebrecherische Frau gebrandmarkt. „Töte sie!" hatte er dem beschimpften Gatten zugerufen. Jetzt stellt er ein andres Problem. Wenn die Frau eines Tages schuldig wird, wer ist dann der wahre Verantwortliche? Ist es die Welt und ihre Laster, der Gatte, der sie nicht verstanden hat? In der „Route de Thèbes" antwortet Dumas kühn: „Es ist der Vater, der sie nicht zu erziehen verstanden hat." Das junge Mädchen von heute wird morgen Frau; sie wird ehrbar und tugendhaft oder schuldig, Mutter und Gattin oder Maitresse werden, in erster Linie je nach ihren Instinkten, vor allem jedoch nach der Erziehung, die sie erhalten hat. Dumas hatte ehedem zum Gatten gesagt: „Töte sie!" — jetzt sagt er zum Vater: „Erziehe sie!"

Und das Drama spielt sich ab mit seinen Peripetien und der Kraft seiner Handlung. Didier besinnt sich, und die Pflicht, die Gattin, die Vaterliebe, die Familie tragen endlich in ihm den Sieg davon.

Die Partie, die Miliane gespielt hat, ist verloren; es bleibt ihr nichts übrig, als fortzugehen. Sie versucht, Mathias mit sich zu ziehen, aber dieser liebt Geneviève; sie verläßt dann Frankreich, um anderswo ihr Glück zu versuchen, mit einem jungen schwedischen oder norwegischen Studenten, der mit Landsleuten nach Paris gekommen ist, um den berühmten Gelehrten zu feiern, und den Dumas sichtlich unter dem Einfluß der nordischen Dichter in sein Drama hineingebracht hat. Miliane reist ab; die „Troublante“ ist nur durchgezogen, und das Leben nimmt wieder seinen normalen Lauf. Geneviève heiratet Mathias, und Didier kehrt in sein Laboratorium zurück.

Indessen hat diese moralische Krise doch Spuren im Dasein Didiers, des Materialisten, hinterlassen. Der Philosoph hat nachgedacht, der Skeptiker ist nahezu bekehrt. Er betrachtet seine Tochter, und während der Vorhang niedergeht, murmelt er halblaut: „Vielleicht giebt es schließlich doch eine Seele? ...“

Ja, vielleicht. Da unterbricht ihn Mathias und bläst in seiner Ecke zwei Flötentöne heraus, Gott, die Seele ... vielleicht! ... Worte, Klänge, grelle Flötentöne ... türlütütü! ... und der Vorhang fällt.

Ich empfand eine tiefe innere Bewegung, während ich dieses Werk anhörte, das Dumas im Halbdunkel seines Arbeitskabinetts vorlas, während draußen der Regen tobte und gegen die Fensterscheiben prasselte. Ich kannte endlich die „Route de Thèbes“, dieses Stück, an dem er fast zehn Jahre lang gearbeitet und an das er sein ganzes Talent, sein ganzes Genie gesetzt hatte, dieses Werk, das alle Eigenschaften seiner vorausgegangenen Dramen und dazu noch neue hat, dieses Werk, das ein ganzer Dumas ist, aber ein neuer Dumas, den das Publikum nicht kennt und vielleicht nie kennen lernen wird — ein Dumas, der Ibsen verherrlicht haben würde.

„Sie sehen,“ sagte der Dichter, „mein Stück ist fast fertig. Ich werde es Ihnen geben ...“

„Aber wann?“

„Ah, wann? Ich weiß es nicht. Um es zu beendigen, brauche ich acht Tage oder acht Monate.“

Er begleitete uns bis an seine Thür, indem er sagte: „Auf Wiedersehen!“ Und wir kehrten, fast ohne miteinander zu sprechen, in dunkler Nacht durch den regennassen Wald von Marly nach Viroflay zurück; wir dachten beide an die „Route de Thèbes“.

Ich habe Alexander Dumas im folgenden Jahre in Marly wiedergesehen; er hatte sein Stück noch nicht aus der Hand gegeben. Er begleitete uns an diesem Tage zu Fuß bis zum Bahnhof, immer derselbe heitere, geistreiche, entzückende Plauderer, aber sein Gang war schwerfälliger geworden, und er sprach nicht mehr von der „Route de Thèbes“.

Der Tod ist gekommen, und das Werk ist noch unveröffentlicht. Werden wir eines Tages wenigstens ein Bruchstück davon kennen lernen? Ich wünsche es; aber wenn Prudhon es nicht durchsetzt, einige Scenen daraus am Tage seiner Abschiedsvorstellung in der Comédie Française geben zu dürfen, so

wird mir wenigstens das egoistische Vergnügen bleiben, mir sagen zu können, daß ich einer der wenigen Bevorzugten bin, die das Werk des Meisters kennen.

Die Straße nach Theben, die Sphinx mit ihren Rätseln, das Geheimnis des Weibes und das Geheimnis der menschlichen Seele — Dumas kennt sie nun, da er auf dem Montmartre-Friedhof ruht, unter der Grabplatte, auf der seine große Gestalt schlafend, in einem Flanellgewand, wie ein Laienmönch, von Saint-Marceaux in Stein gehauen ist, auf dem Camposanto, wo nicht weit von ihm Heinrich Heine schlummert ...

Erinnerungen aus meinem Berufsleben.

Von

Generaloberst Freiherrn **v. Loë.**

III.

Kaiser Napoleon hatte seiner Regierung auf dem innern Gebiete ein doppeltes Ziel gesetzt, die Gründung einer starken Staatsgewalt, die jeden politischen Widerstand mit eiserner Hand niederdrückte, daneben die Förderung des materiellen Fortschrittes, des Nationalreichtums, eines glänzenden Wohlstandes in allen Klassen der Bevölkerung.

Die Mittel, welche die Regierung für den letztgenannten Zweck auf allen Gebieten der Technik und Industrie anwandte, die großartige Entwicklung der Eisenbahnen und der Schiffahrt, die Ausdehnung des Telegraphennetzes, die Gründung der Kreditinstitute, kurz, die Erfindungen jeder Art, welche die Regierung zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes benützte, waren bewunderungswürdig und erfolgreich; jedoch brachte sie es durch ihren Einfluß zu stande, der Mittelpunkt aller dieser, von ihr hervorgerufenen Unternehmungen zu bleiben.

Sie wußte es zu verhüten, daß dieselben unabhängig von den Behörden wurden. Sie übernahm in dem neuen napoleonischen Musterstaate die Rolle der Vorsehung, indem sie in der Bevölkerung die Bereitwilligkeit, auf ihre Ideen einzugehen, reich belohnte, die Unfügsamkeit dagegen bestrafte.

Die Verfassung, welche Frankreich nach dem Staatsstreiche aus der Hand des Kaisers erhielt, schaffte die frühere politische Freiheit der Nation größtenteils ab.

Sie setzte an die Stelle der Freiheit Ruhe und Ordnung, äußere Gesetzlichkeit und freie Bewegung in Handel und Wandel, Luxus, Wohlstand und materielle Verbesserung des täglichen Lebens.

Dazu traten die glänzenden Erfolge auf dem Gebiete der äußeren Politik, die führende Stellung Frankreichs in Europa, die ruhmvollen Siege der Armee im Krimfeldzuge, die vielfache Gelegenheit leichten Geldgewinnes, hervorgerufen teils durch mannigfache Spekulationswerte, welche wie die Pilze aus der Erde schossen, teils durch die maßlose Pracht, welche vor allem der kaiserliche Hof entfaltete.

Mit dem äußeren Glanze hielt die Verschönerung von Paris und seiner Umgebung, das Aufblühen der Theater, die Zunahme der Vergnügungen und die Steigerung aller Lebensgenüsse gleichen Schritt.

Der Höhepunkt des napoleonischen Glanzes war die Zeit der französischen Weltausstellung im Jahre 1855.

Wer von den wenigen noch lebenden Augenzeugen der Entstehung des zweiten Kaiserreichs und dem tollen Schwindel beigewohnt hat, in welchen die berauschte Pariser Bevölkerung hineingerissen wurde, der glaubt heute ein Zaubermärchen zu träumen, wenn er sich an seine damaligen Erlebnisse erinnert.

Herr de la Gorce giebt im neunten Buche ein farbenreiches, wahrheitsgetreues Bild jenes Zeitabschnittes, welchen die französische Nation trotz der verderblichen in ihm enthaltenen Keime zu den glänzendsten Epochen ihrer Geschichte zu zählen berechtigt ist.

Nachdem der Geschichtschreiber den zwiefachen — politisch rückschrittlichen — nationalökonomisch fortschrittlichen Charakter der kaiserlichen Regierung dem Leser veranschaulicht hat, geht er auf die Entstehung und Formen der autokratisch verliehenen Verfassung über.

Er spricht von den zur Gesetzgebung berufenen politischen Körperschaften — dem Staatsrate (conseil d'état), dem gesetzgebenden Körper (corps législatif), dem Senate (sénat) —, erörtert ihre Zusammensetzung, ihre Befugnisse, ihre Thätigkeit, ihren Mangel an politischem Einfluß.

Er schildert dann die Interessen und das gesellige Leben unter Napoleon III., den Glanz und die Leiden, welche Frankreich heimsuchten, die Hungersnot, die Cholera, die Ueberschwemmungen in den Jahren 1855 und 1856.

Er nennt das Jahr 1856 mit Recht den Glanzpunkt der Regierung Napoleons III.

Den Schluß des neunten Buches bildet die Thronrede des Kaisers Napoleon am 16. Februar 1857.

Herr de la Gorce wiederholt mit patriotischem Stolze die kaiserlichen Worte, welche das berechtigte Selbstbewußtsein des Herrschers im Rahmen edler Bescheidenheit, verbunden mit Vertrauen auf die Zukunft Frankreichs, wiederspiegeln.

Der Geschichtschreiber spricht im Schlußsatze des neunten Buches aus, daß die Nation damals fast ausnahmslos das Vertrauen des Kaisers teilte und seinen Worten Beifall spendete, aber sein gesunder politischer Sinn, sein feines Verständnis für die Persönlichkeit des Kaisers gestatten ihm nicht, das damalige allgemeine Vertrauen der Nation als vollberechtigt anzuerkennen.

Die Nation vergaß im Jubel über die wunderbaren Erfolge der kaiserlichen

Politik den schwankenden Charakter des Herrschers, den abenteuerlichen Ursprung seiner schrankenlosen Gewalt, seine Neigung zum Experimentieren und seine Vergangenheit, welche ihn bald zum Unglück für Frankreich in revolutionäre Bahnen drängte.

Nachdem Herr de la Gorce im zehnten Buche die Stellung der verschiedenen feindlichen Parteien — Republikaner, Legitimisten, Orleanisten, liberale Vereinigung —, ihre Zersplitterung innerhalb und außerhalb des Landes erörtert, spricht er am Schlusse die Ueberzeugung aus, daß alle politischen Gegner des Kaisers ungefährlich blieben, solange ihnen der gemeinsame Boden fehlte, um ihre Anstrengungen zum Kampfe zu vereinigen.

Ein solches gemeinsames Kampffeld blieb aber den feindlichen Parteien verschlossen, solange das Bündnis Napoleons mit der katholischen Kirche dauerte.

Von diesem Bündnisse handelt das elfte Buch.

Der erste Abschnitt enthält die Gründe, welche den Kaiser bestimmten, im Beginne seiner Herrschaft das Einverständnis mit der katholischen Kirche, den Schutz ihrer Interessen, das gute Verhältnis zum gesamten Klerus, wozu die Freigebigkeit der Regierung viel beitrug, an die Spitze seines Regierungsprogramms zu stellen. Demgegenüber zeigte sich der Klerus dankbar und gefügig, ohne jedoch im Prinzip die weitgehenden, in ihren letzten Konsequenzen unerfüllbaren Ansprüche der Kirche an den Staat aufzugeben.

Der Kaiser gab in der Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zur Kirche persönlich ein taktvolles, kluges Beispiel, aber er hielt an den Rechten des Staates den kirchlichen Ansprüchen gegenüber fest.

Der weltgeschichtliche Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, welcher seit Urzeiten im Völkerleben eine wichtige Rolle spielt, war für Napoleon III. vom Beginne seiner Regierung bis zum Untergange von entscheidender Bedeutung. Daß letztere von dem einsichtsvollen Herrscher niemals unterschätzt wurde, dafür sprechen alle seine Maßregeln, seine ganze politische Stellung auf diesem Gebiete.

Bis zum Jahre 1858 ist es ihm gelungen, mit dem Klerus ein gutes Verhältnis zu unterhalten. Im August dieses Jahres erreichten die innigen Beziehungen durch die Reise des Kaiserpaares nach der Bretagne ihren Höhepunkt. Dieselbe nahm durch die Anwesenheit der Souveräne in Auvray, dem Wallfahrtsorte der strenggläubigen Bevölkerung zum Gnadenbilde der heiligen Anna, fast den Charakter einer Pilgerfahrt an. Die Priesterschaft, an deren Spitze der Bischof von Rennes stand, feierte den Kaiser in ihren Anreden als den Nachfolger des heiligen Ludwig. Die Begeisterung erreichte den Höhepunkt, als Napoleon in seiner Antwort die Bretagner das monarchische katholische kriegerische Volk nannte.

Herr de la Gorce behandelt diesen Geschichtsabschnitt in seinem zwölften Buche mit berechtigter Ausführlichkeit und sichtbarem Wohlbehagen. Man fühlt aus seiner Sprache heraus, daß er in seinem Herzen der politischen Richtung angehört, welche den Kaiser im August 1858 nach Auvray geführt hat; aber

die Sympathien des Geschichtschreibers beeinträchtigen die Unparteilichkeit und den Patriotismus seines Urteils nicht. Er verweilt gern bei der Beschreibung der damaligen Ereignisse. Er hätte gewünscht, daß die damalige Richtung im unsteten Geiste des Herrschers die Oberhand behalten hätte. Aber seine Wünsche sollten nicht in Erfüllung gehen, denn bevor der Kaiser die Reise nach der Bretagne antrat, hatte er bereits in Plombières die Zusammenkunft mit Cavour gehabt, welche für seine gesamte spätere Politik entscheidend wurde.

Den verhängnisvollen Uebergang, die Hinneigung zu dem Bündnisse mit Italien, die mutmaßlichen Motive und den Ursprung desselben, das Attentat Orsinis, die geschichtliche Entwicklung und den Zustand Italiens um jene Zeit, die Vorbereitung und die Zusammenkunft in Plombières, die darauffolgende Aufregung in Europa und namentlich in Oesterreich schildert Herr de la Gorce im 13. und 14. Buche.

Das 15. Buch ist der diplomatischen Vorbereitung des Krieges von 1859 gewidmet. Nichts ist in dieser Schilderung übersehen worden; weder die Schwankungen des Kaisers, noch die Abneigung aller seiner Freunde gegen seine italienische Politik, noch Englands Vermittlerrolle, noch Oesterreichs anfängliche Geneigtheit, auf die Vermittlung einzugehen, noch zuletzt die verhängnisvolle Ungeduld in Wien, welche unpolitischerweise den Ausbruch des Krieges überstürzte, ohne den gewonnenen Vorsprung militärisch zu verwerten.

Nur einen Faktor in der italienischen Politik des Kaisers scheint mir Herr de la Gorce nicht in genügendem Maße gewürdigt zu haben — die Rolle Preußens während des Krieges von 1859, welche, dank der klugen, ehrlichen, weitsichtigen Politik des Prinzregenten, einen im Interesse Deutschlands günstigen Einfluß auf den Ausgang des Krieges ausgeübt hat. Da ich vor, während und nach dem Kriege mich als persönlicher Adjutant in der Umgebung des Prinzregenten befand, so nimmt dieser Abschnitt eine nicht unbedeutende Stelle in meinen persönlichen Erinnerungen ein. Daher werde ich die Rolle des Regenten beziehungsweise die Politik Preußens während des italienischen Krieges und ihre weittragenden glücklichen Folgen später im Zusammenhange schildern.

Es ist bereits erwähnt, daß der Bericht über die diplomatische Vorbereitung des Krieges durch Napoleon und Cavour den Schluß des zweiten Bandes bilden.

Der Geschichtschreiber schildert dann die militärischen Vorbereitungen des Krieges, welche unmittelbar nach den Neujahrsworten des Kaisers an den österreichischen Botschafter begonnen wurden. Der damalige Kriegsminister, Marschall Vaillant, betrieb diese Vorbereitungen heimlich und stückweise, um nicht durch Klarlegung der kriegerischen Absichten die Arbeit der Diplomatie zu stören.

Die Rücksicht auf die Diplomatie war nach meiner Ansicht der äußere, zufällige Grund, weshalb die französische Armee in einem völlig unfertigen Zustande auf dem Kriegsschauplatz eintraf. Herr de la Gorce bestätigt die Thatsache. Er beruft sich auf die Klagen der Divisionsgenerale Renault, Bour-

baki und andrer Befehlshaber, welche genötigt wurden, mit ihren Regimentern ohne jede Kriegsausrüstung die schwierigen Alpenpässe zu überschreiten. Er führt ferner die Enttäuschung, die Ungeduld, die Unzufriedenheit des kaiserlichen Oberfeldherrn mit seinem damaligen Kriegsminister, dem Marschall Randon an, als er nach seiner Landung in Genua die dort ausgeschifften Armeecorps wegen Mangels jeglicher Ausrüstung nicht operationsfähig fand.

Der Aufschub der Operationen, welcher durch die mangelhafte Verfassung der Truppen bei ihrem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz herbeigeführt wurde, konnte höchst bedenkliche Folgen haben; denn er hinderte die rasche Vereinigung der beiden französischen Heeressäulen, von denen die eine unter dem Marschall Canrobert sich bei Turin, die andre unter dem Befehl des Kaisers bei Genua sammelte. Hätte 1859 dem österreichischen Feldzeugmeister Gyulay nicht jede Feldherrnbefähigung gefehlt, so wäre es für ihn möglich gewesen, die Verlegenheit der Franzosen zu benützen, ihre Vereinigung zu hindern, Turin zu besetzen und die verbündeten Armeen von vornherein in eine mißliche Lage zu bringen. Der Erfolg einer solchen Operation hätte dem Feldzuge leicht eine andre Wendung geben können.

Herr de la Gorce beschreibt die peinliche Lage der französischen Armee vor Beginn der Operationen. Er zeigt volles Verständnis für die Unfertigkeit der französischen Truppen, aber von den Ursachen des mangelhaften Zustandes ist ihm nur die äußere Veranlassung, die Heimlichkeit der Rüstungen aus Rücksicht auf die Diplomatie erkennbar. Den eigentlichen innern Hauptgrund, die mangelhafte Kriegsorganisation der französischen Armee, das Fehlen eines Mobilmachungsplans würdigt er ebensowenig wie sämtliche Marschälle und Generäle, ja wie der Kaiser selbst nach ihrem vollen Werte. Die Korrespondenz zwischen dem Kaiser und dem Kriegsminister Marschall Randon [1]) in jenen Tagen der gezwungenen Unthätigkeit und Ungeduld liefert den Beweis, daß weder der Minister noch sein Souverän den Urgrund erkannten, weshalb bei der seit 1832 bestehenden Organisation der französischen Armee keine Armeeverwaltung im stande war, die Friedensarmee in kurzer Zeit für rasche, energische, einheitliche Operationen kriegsbereit zu stellen. Der Grund war das Rekrutierungsgesetz von 1832 und die Stellvertretung.

Damit hing zusammen der Beibehalt der alten Soldaten, die geringe jährliche Rekruteneinstellung, der Mangel an ausgebildeten Kriegsreserven, der ewige Garnisonswechsel, die fehlende ständige Gliederung der Armee in Armeecorps und Divisionen, nebst den zugehörigen Spezialwaffen, Truppendepots und Bezirkskommandos, wie sie Preußen seit langen Jahren besitzt. Ich gelange hier zu dem Hauptunterschied zwischen der französischen und preußischen Wehrverfassung, dem mächtigsten Faktor der damaligen preußischen Ueberlegenheit über

---

[1]) Marschall Randon war beim Ausbruch des Krieges an Stelle des Marschalls Vaillant Kriegsminister geworden, nachdem letzterer zum Chef des Generalstabs der „Armee von Italien" ernannt war.

alle andern europäischen Armeen, solange keine derselben die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatte.

Die allgemeine Wehrpflicht ist die Wurzel der kriegerischen Stärke einer jeden Nation. Aus ihr entspringen alle übrigen Vorteile: der unerschöpfliche Reichtum an ausgebildeten Mannschaften und kriegstüchtigen Offizieren, der kriegerische Geist der Nation, die gleichmäßig gute Ausbildung des Heeres, sowohl im aktiven wie im beurlaubten Stande, die taktische Friedensgliederung der Armee in ständige, der Kriegsformation angepaßte Truppenkörper und Stäbe, die systematische Einteilung des Landes in Ersatzbezirke und als Gipfelpunkt aller dieser Vorteile der rasche, geordnete Uebergang des Heeres vom Friedens- zum Kriegsfuße, der vorbereitete Eisenbahntransport der Truppen und Heeresbedürfnisse nach jedem Kriegsschauplatz und der ausreichende Ersatz der im Feld stehenden Truppen durch ausgebildete Mannschaften der Ersatztruppen, — mit einem Worte der Mobilmachungsplan.

Der Ursprung der preußischen Wehrverfassung, welche heute das Vorbild für alle Armeen geworden, fällt in die Zeit der größten Erniedrigung Preußens vor den Befreiungskriegen. Die Erfinder sind die Helden jener Zeit: Scharnhorst, Gneisenau, Boyen. Sie schufen notgedrungen mit geringen Mitteln eine kleine Friedensarmee auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht, welche durch das Krümpersystem im Kriegsfalle auf eine ansehnliche Stärke gebracht wurde.

Die wachsenden politischen Aufgaben des wiederhergestellten preußischen Staates, vor allem sein deutscher Beruf, den der Prinz von Preußen frühzeitig erkannte, machte später den Regenten zum Schöpfer der vervollkommneten preußischen Armee, welche König Wilhelm als Werkzeug für die Gründung der deutschen Einheit benützte. Der König wurde der Meister des wunderbaren Baues, zu welchem er 1850 nach der Katastrophe von Olmütz, aufgeklärt durch die Schäden der damaligen Mobilmachung, den Plan entwarf.

In den Jahren 1850 bis 1857 reifte in ihm das Projekt der Reorganisation, zu deren Ausführung er 1859 nach der Demobilmachung, unterstützt von seinen Mitarbeitern, den ersten Grundstein legte. Trotz des Widerstandes der damaligen Volksvertretung führte der König, gestützt auf die Thatkraft des Ministers Bismarck, sein Projekt durch, bis er 1866 ganz Europa mit den Erfolgen einer Armee überraschte, die er von außen unbemerkt in aller Stille geschaffen hatte. Erstaunlich war namentlich die Unwissenheit über die Vorgänge in der preußischen Armee im Nachbarlande Frankreich. Weder der Kaiser noch der Kriegsminister ahnten die Wandlung, welche sich im preußischen Heere vollzogen hatte. Als ich 1866 aus Böhmen nach Paris zurückkehrte, fand ich den Kaiser und seine Generale, letztere mit wenigen Ausnahmen, vollkommen überrascht durch die Schnelligkeit der preußischen Operationen, welche durch die systematisch geordnete Mobilmachung vorbereitet waren.

Als der Kaiser mich kurze Zeit nach meiner Rückkehr kommen ließ, um ihm über den Feldzug Bericht zu erstatten, fand ich eine gewisse Schwierigkeit, ihm die Mobilmachung zu erklären. Wohl erinnerte sich der Kaiser der Verzögerung,

welche 1859 seine eignen Operationen vor Beginn des Krieges erleiden mußten. Daß aber die Verzögerung ihren Grund im Mangel eines festen Mobilmachungsplans hatte, war ihm ebensowenig klar wie dem Marschall Randon.

Die seltsame Erscheinung ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Vorbedingung, ein solcher Ueberzeugungswechsel beim Kaiser, bei seinen Generalen und in der ganzen Nation, den Bruch mit dem bisherigen, seit 30 Jahren eingelebten Wehrsystem und mit den ruhmvollen Ueberlieferungen der Armee voraussetzte. Beim Kaiser hatte außerdem die Bevorzugung des Stellvertretersystems einen innerpolitischen Grund — die unbedingte Zuverlässigkeit einer Prätorianerarmee gegen die Revolution.

In der Armee war von der höchsten Stelle bis unten die süße Gewohnheit des Müßiggangs im Frieden eingebürgert, und in der Nation der Widerwille gegen die allgemeine Wehrpflicht überwiegend, welche das Vorrecht der Reichen aufhob, sich von der Blutsteuer auf Kosten der ärmeren Klassen loszukaufen. So kam es, daß die Erfahrungen von 1866 und 1867 nicht ausreichten, um die Armee und die Nation aus dem Schlafe aufzurütteln. Der im Herbst 1866 unternommene Reformversuch des Marschalls Niel blieb Stückwerk. Er scheiterte an der Unlust der alten Generale, an dem Verständnismangel der Staatsmänner und Kammern, an der Schlaffheit der Nation. Als nach dem frühzeitig verstorbenen Marschall Niel der Marschall Leboeuf, der Vertreter des alten Systems, zum Unheile Frankreichs Kriegsminister wurde, da stockten alle Reformen. Vergessen waren alle Erfahrungen. Als im Sommer 1870 das Kriegsfieber gegen Preußen die französische Regierung, mit Ausnahme des Kaisers und weniger verständiger Männer, sowie den größten Teil der Nation ergriff, da sandte Marschall Leboeuf nach übereilter Kriegserklärung zwei zusammengewürfelte, völlig unausgerüstete Armeen nach der Grenze, deren Mobilmachung gemäß der alten Unsitte auf dem Kriegsschauplatze sich vollziehen sollte.

Es wiederholte sich die Erscheinung des Jahres 1859, daß die Operationen wegen Unfertigkeit der Truppen nicht begonnen werden konnten. Nur mit dem Unterschied, daß diesmal die Armee sich einem überlegenen Gegner gegenüber befand. Die deutsche Heeresleitung benutzte blitzschnell die Verwirrung in der französischen Armee, um über sie herzufallen und ihr trotz der Tapferkeit der Truppen entscheidende Niederlagen beizubringen.

Die Kriegsgefangenschaft des ganzen kaiserlichen Heeres nach der Schlacht von Sedan und dem Falle von Metz war die Folge des Zusammenstoßes zwischen der veralteten französischen Wehrverfassung und den neubewährten deutschen Heereseinrichtungen. Herr de la Gorce bezeichnet mit Recht den italienischen Feldzug als den Wendepunkt des napoleonischen Glücks, den Beginn des Niedergangs auf diplomatischem wie auf militärischem Gebiete. Er nennt den Nationalitätentraum des Kaisers eine für Frankreichs Gegner nützliche, für Frankreich unheilvolle Politik. Er erkennt den Zusammenstoß mit dem Papsttum als den verderblichen Stachel in Frankreichs Fleisch. Was die Erfolge des Kaisers auf dem militärischen Gebiete anbetrifft, so schildert der Geschicht-

schreiber den Feldzug mit strategischem Verständnis. Die Oberleitung der Operationen wurde selbstverständlich durch die Persönlichkeit des Oberfeldherrn beeinflußt. Napoleon hatte die Theorie der Kriegswissenschaften in seiner Jugend fleißig studiert, aber zur selbständigen Kriegführung fehlte ihm die praktische Schulung, die Erfahrung, der feste Körper und vor allem der Charakter. Die Operationen waren in Bezug auf geniale Entschlüsse, Schnelligkeit und Kraft mit der Kriegführung des ersten Napoleon nicht vergleichbar, aber sie waren der einfachen Kriegslage und dem zaghaften Gegner ausreichend angepaßt. In den Schlachten war eine selbständige Einwirkung des Oberkommandos nicht erkennbar. Die Gefechtsleitung blieb den Unterführern überlassen, in der jeder für sich die glänzenden Eigenschaften der französischen Truppen, Mut, Findigkeit, geschickte Geländebenützung und den Drang nach vorwärts ausnützte.

So wurden die Schlachten ohne eine bestimmte oberste Leitung, ohne Zusammenhang zwischen den einzelnen Truppenteilen geschlagen, aber sie wurden gewonnen, weil auf der andern Seite dieselbe Planlosigkeit herrschte und weil der französische Soldat, die französische waghalsige Fechtweise den Oesterreichern überlegen war. Die Soldaten, nicht die Generale, haben im italienischen Feldzuge gesiegt — das war das Bewußtsein der Armee. Das Selbstgefühl begründete den Ruf der Unüberwindlichkeit, welche die französische Armee aus dem Feldzuge nach der Heimat zurückbrachte.

Diese Errungenschaft des italienischen Krieges wurde für Frankreich und für die Zukunft der französischen Armee verhängnisvoll. — Die Verblendung über die Vortrefflichkeit der französischen Wehrverfassung, der Mangel an Erkenntnis ihrer oben geschilderten Grundfehler blieb bestehen, obgleich der Abschluß des Feldzuges wohl geeignet gewesen wäre, die einsichtigen Köpfe der französischen Heeresleitung zum Nachdenken anzuregen und von der Notwendigkeit radikaler Reformen zu überzeugen.

Der Prinzregent von Preußen hatte am 14. Juni zur Durchführung seiner Politik die Bereitstellung von sechs preußischen Armeecorps und zwei deutschen Bundescorps angeordnet und am 24. Juli die Mobilmachung der gesamten preußischen Armee befohlen. Dieselbe befand sich in der Stärke von mindestens 200000 Mann auf dem Marsche nach der französischen Grenze.

Da Kaiser Napoleon für die Abwehr solch überlegenen Angriffes augenblicklich in Frankreich nur 40000 Mann[1]) an der Ostgrenze unter Marschall

[1]) Mein Gewährsmann dieser Angabe ist der Oberst Saget, der 1863, als ich mein Kommando zur Botschaft in Paris antrat, Abteilungschef im Kriegsministerium war. Oberst Saget war während des italienischen Feldzuges dem kaiserlichen Hauptquartier zugeteilt, ein hochbedeutender Offizier und als solcher Vertrauter des Marschalls Vaillant. Nach Beendigung des Feldzuges trat er als Abteilungschef in das Ministerium unter Marschall Randon zurück. Während meines Aufenthaltes in Paris habe ich fortgesetzt in nahen, für mich sehr wertvollen Beziehungen zum Obersten Saget gestanden. Wenngleich ein Mann der alten Schule und als solcher ein unbedingter Anhänger des Rekrutierungsgesetzes von 1832, hatte Oberst Saget ein offenes Auge für die Schäden des Systems und sprach seine Kritik

Pélissier verfügbar hatte, so war er gezwungen, von der Fortsetzung seiner Operationen am Mincio gegen die österreichische Armee baldmöglichst Abstand zu nehmen. Er beschloß nach der Schlacht von Solferino, mit dem Kaiser von Oesterreich auf Grund eines persönlichen Abkommens rasch Frieden zu schließen. Allerdings mußte er dann auf die Durchführung seines italienischen Programms, welches er 1858 mit dem Minister Cavour vereinbart hatte, in wesentlichen Punkten verzichten. Der Versuch wurde bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz Joseph am 15. Juli in Villafranca gemacht und gelang. Der Kaiser von Oesterreich schenkte der Versicherung Napoleons Glauben, daß vom Prinzregenten keine Hilfe zu erwarten sei, trotzdem sein Abgesandter Fürst Windischgrätz telegraphisch aus Berlin vor dem Abschlusse eines ungünstigen Friedens gewarnt hatte, „da dort alles günstig stehe“. Aber nach den harten Schlägen der letzten Monate war die Stimmung des österreichischen Kaisers dem Mißtrauen zugänglicher als der Hoffnung. So trat er die Lombardei an Frankreich unter der Bedingung ab, daß Venetien nebst Mantua und Peschiera unter einem österreichischen Erzherzog bei Oesterreich verbleibe. Die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena sollten allerdings ohne Anwendung von Waffengewalt zurückkehren. Der Papst sollte den Kirchenstaat unter Einführung von Reformen behalten und den Ehrenvorsitz eines neu zu bildenden Bundes der italienischen Staaten übernehmen. Nach abgeschlossener Uebereinkunft unterschrieben beide Kaiser den Vertrag, Viktor Emanuel nach einigem Sträuben ebenfalls, jedoch mit dem eigenhändigen Vorbehalt: „Soweit es mich betrifft.“

Nicht so der große italienische Staatsmann, der in der Nachgiebigkeit seines bisherigen Verbündeten einen Verrat an der Sache Italiens erblickte. Cavour schied nach Abschluß des Vertrages von Villafranca sofort aus dem Ministerium, fest entschlossen, die Wandlung des französischen Kaisers nicht mitzumachen.

---

rücksichtslos freimütig aus, nachdem unser Verkehr ein intimer geworden war. Er versicherte mir, der Kaiser Napoleon habe nach der Schlacht von Solferino Frieden schließen müssen, weil für die Verteidigung der französischen Ostgrenze nur 40000 Mann unter Pélissier verfügbar und auch für die italienische Armee der Nachschub von ausgebildeten Reservisten erschöpft gewesen sei. Ich erinnere mich, daß seine Mitteilung mir damals einen tiefen Eindruck machte und mich zu der Frage veranlaßte, wie es denn möglich sei, einen nachhaltigen Krieg zu führen, wenn nicht vor der Eröffnung der Feindseligkeiten die Hauptbedürfnisse sichergestellt seien. Oberst Saget gab mir eine für die damaligen französischen Anschauungen charakteristische Antwort: „Que voulez-vous? Il faut que chacun se débrouille!“ Wie oft habe ich später, 1864, in der algierschen Expedition das Wort: Débrouillez vous! als Antwort der Vorgesetzten auf die Klagen der Untergebenen gehört. Und gewöhnlich in diesen kleinen Verhältnissen mit gutem Erfolge. Aber für die Schwierigkeiten des großen Krieges, für das Fehlen jeder planmäßigen Vorbereitung von der obersten Stelle reichte das débrouillez vous nicht mehr aus. Da traten denn die Notstände ein, welche 1859 in Italien den Beginn der Operationen verzögerten, die Ausnutzung der Siege verhinderten, während die mexikanische Unternehmung den verderblichsten Einfluß auf die Kriegstüchtigkeit der ganzen Armee ausübte und 1870 wesentlich zu der Katastrophe beitrug. Die Erinnerung an das damalige débrouillez vous war die Wurzel der Pedanterie, mit welcher ich in meinen späteren Befehlshaberstellungen die Bezirkskommandos besichtigte.

Der Vertrag von Villafranca hatte den Grundgedanken der Abmachung von Plombières — die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft — unvollendet gelassen.

Oesterreich hatte trotz der Abtretung der Lombardei durch den Beibehalt des Festungsviereckes und die Wiederkehr der Fürsten von Toscana und Modena eine mächtige Stellung in Italien behalten.

Die Herrschaft des Papstes war durch die Garantie des Kirchenstaates, durch den Ehrenvorsitz des italienischen Bundesstaates und durch die Rückkehr der Erzherzöge von Toscana und Modena gestärkt worden. Aber Cavour verzweifelte trotz Napoleons Abfall nicht, seine Pläne für Italien durchzusetzen.

Das Werk, welches die französischen Waffen unvollendet ließen, beschloß er, dem Patriotismus der italienischen Nation zu übertragen.

Die Geschichte hat dem eisernen Mann recht gegeben, aber vorläufig mußte er sich dem Willen des mächtigen Verbündeten unterwerfen.

Am 15. Juli trafen der Kaiser Napoleon und der König Viktor Emanuel in Turin ein, wo Napoleon den unzufriedenen ehemaligen Kampfgenossen empfing. Der Kaiser suchte Cavour mit der Erklärung zu beschwichtigen, daß er, um den Krieg fortzuführen, einer für ihn nicht verfügbaren Verstärkung der Armee von 300 000 Mann bedurft hätte.

Die Worte sind geschichtlich wertvoll, denn sie beweisen, daß im Geiste Napoleons Preußen der Urheber seines Entschlusses war, auf die Ausführung des Vertrages von Plombières zu verzichten und Cavour im Stiche zu lassen.

Es war ein verhängnisvoller Entschluß, nicht für Cavour, sondern für Napoleon, zu dessen Untergang seine schwankende italienische Politik wesentlich beigetragen hat.

Am 16. Juli verließ Napoleon Turin und traf am 17. Juli in St. Cloud ein.

Der italienische Krieg war siegreich beendigt, aber aus vorstehender Schilderung der Ursachen und Vorgänge ergiebt sich, daß der Sieg der französischen Waffen nicht gleichbedeutend mit dem Siege der französischen Politik war.

Der französische Kaiser und der italienische Staatsmann hatten den Krieg als Verbündete, scheinbar zu demselben Ziele, zur Befreiung Italiens begonnen; aber die Ideengemeinschaft der beiden Männer war nur äußerlich.

Napoleon ging in den Krieg unter dem Einflusse seiner träumerischen Natur, ohne weder sich seines politischen Zieles, noch der Folgen seiner Unternehmung, noch seiner Machtmittel klar bewußt zu sein.

Seine Phantasie hatte ihm ein befreites Italien vorgespiegelt, welches in Zukunft ein Vasall Frankreichs und zu dessen Vorteil beschnitten, teils als Priesterstaat, teils mittels revolutionärer Neubildung den Nationalitätentraum des Kaisers verwirklichen sollte.

Ihm gegenüber stand Cavour, der Mann mit dem klaren Blick und dem eisernen Willen, fest auf dem Boden der natürlichen Verhältnisse. Sein Zukunftsbild war das auf den Trümmern der Vergangenheit geeinigte Italien,

unabhängig und stark, ohne phantastische Ausschmückung. So waren die beiden Männer unversöhnliche Gegner.

Dieser Zwiespalt, dessen Entwicklung in der Zukunft für die napoleonische Dynastie verhängnisvoll, für Italiens Einheit entscheidend wirkte, wurde durch eine dritte Macht hervorgerufen, deren bis dahin unbekannte Kraft den Kaiser Napoleon zwang, Halt zu machen, bevor das in Plombières mit Cavour vereinbarte Programm ausgeführt war.

Bekanntlich ist die Politik des Prinzregenten während des italienischen Krieges vielfach getadelt worden. Die einen warfen dem Regenten vor, er habe Oesterreich aus bösem Willen und aus Unentschlossenheit im Stiche gelassen, während andre behaupteten, er habe Preußens wahres Interesse verkannt, indem er versäumte, durch einen rechtzeitigen Druck auf das in Verlegenheit befindliche Oesterreich die Stellung Preußens in Deutschland zu verbessern.

So lautete im ersten Augenblicke nach Villafranca unter dem Eindrucke der scheinbar verspäteten Mobilmachung die grundverschiedene Kritik aus den beiden feindlichen Lagern.

Auch die Geschichte ist bis jetzt der Politik des Regenten nicht gerecht geworden, mit Ausnahme Sybels, welcher im zweiten Kapitel des zweiten Bandes den italienischen Krieg, seine Entstehung und seinen Verlauf, die Verhältnisse bei den kriegführenden Mächten, die Stimmung in Deutschland und den übrigen Ländern, den überraschenden Abschluß durch den Vertrag von Villafranca mit gewohnter Gründlichkeit geschildert hat; demgemäß beurteilt Sybel die schwierige Lage des Regenten richtig und dessen Politik mit gerechter Anerkennung.

Das Urteil des berühmten deutschen Historikers ist um so wertvoller, als derselbe für sein Geschichtswerk ein Quellenmaterial von unübertrefflicher Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit benutzen durfte, das preußische Staatsarchiv und die Registratur des Auswärtigen Amtes. Für die geschichtliche Bedeutung des Regenten ist die wahrheitsgetreue Schilderung seiner Politik in dem französisch-österreichischen Zusammenstoße besonders wichtig, weil der Prinz von Preußen zum ersten Male seit Antritt seiner Regierung in die Lage versetzt war, zu einer der schwierigsten Fragen auswärtiger Politik Stellung zu nehmen.

Wenn mir nun meine damalige Dienststellung in der unmittelbaren Umgebung des Prinzregenten die Möglichkeit bietet, Sybels Angaben aus meinen Erlebnissen zu ergänzen und zu bestätigen, so erfülle ich damit meine in der Einleitung ausgesprochene Absicht, zur wahrheitsgetreuen Schilderung besonders wichtiger Momente mein Scherflein beizutragen. (Fortsetzung folgt.)

Begegnungen.

Von

Friedrich Graf v. Schönborn.

Im Jahre 1881 zum lebenslänglichen Mitglied des österreichischen Herrenhauses ernannt, wurde ich bald darauf in die Delegation gewählt und als einer der jüngsten Delegierten zum Schriftführer bestellt. Als solcher hatte ich bei Beginn der Tagesordnung das Protokoll der letzten Sitzung zu verlesen. Wie es bei solchen Vorlesungen zugeht, weiß jeder Parlamentarier. Da werden Begrüßungen getauscht, Briefe geschrieben, insbesondere aber die lautesten Konversationen geführt; von allem ist die Rede, nur nicht vom Zuhören. Als unerfahrener Neuling kämpfte ich anfangs mit meiner Stimme gegen den Lärm, natürlich vergebens. Dann verfiel ich in das entgegengesetzte Extrem, anstatt rasch und leise zu Ende zu lesen, las ich aus Trotz gar nicht mehr und begnügte mich, unartikulierte Laute zu murmeln. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Präsidenten gemacht. Als solcher fungierte damals Anton Ritter v. Schmerling, eines der einflußreichsten Mitglieder und Obmann einer der größten Parteien des Herrenhauses, der „Gruppe Schmerling", wie sie im Hause hieß. — Schmerling griff zur Glocke, läutete energisch — er that alles energisch — und sagte zu den momentan aufhorchenden Kollegen: „Ich bitte um Ruhe, der Herr Schriftführer kann sich nicht verständlich machen." Ich war also ertappt, mußte natürlich von da an ordentlich lesen, aber ebenso natürlich hörte nach wie vor, mit Ausnahme des Präsidenten, kein Mensch zu.

Der an sich ganz bedeutungslose Vorgang ist charakteristisch für das Wesen des Mannes, dessen Erinnerung diese Zeilen gelten. Schmerlings Autoritätsgefühl und Ordnungssinn lehnte sich gegen mein, allerdings ganz geschäftsordnungswidriges Murmeln auf; er wußte das, so gut wie ich, daß lautes Lesen in solchen Fällen gar nichts hilft, auch widerstrebte es seiner angeborenen Bonhomie, mich direkt zu ermahnen. Als Wiener vom reinsten Wasser, zog er es also vor, ironisch zu werden, indem er an das hohe Haus eine Ermahnung richtete, welche eigentlich mir galt.

Schmerling war zu jener Zeit ein recht alter Herr, aber nur in Anbetracht der großen Zahl der von ihm durchlebten Jahre. Seine hohe Gestalt war schlank und aufrecht geblieben, sein Gang, alle seine Bewegungen fest und elastisch. Jeder Wiener kennt den charakteristischen Kopf, die energischen Züge des bis auf die grauen Bartkoteletten stets sorgfältig rasierten Gesichtes. Noch viele Jahre hindurch blieb der rüstige Greis in Amt und Würde, als erster Präsident des obersten Gerichts- und Kassationshofes. Als solcher feierte er sein sechzigjähriges Dienstjubiläum in vollster Frische und Gesundheit; ich war damals Justizminister und als solcher natürlich berufen, an den zu Ehren des Jubilars stattfindenden

Festlichkeiten teilzunehmen. Ich erinnere mich, daß wohlwollende Freunde im Interesse des greisen Jubilars — er hatte damals die Achtzig lange hinter sich — die Feier dadurch abkürzen wollten, daß sie den Vorschlag machten, verschiedene gratulierende Körperschaften zusammen zu empfangen. Aber Schmerling wollte davon nichts wissen, sondern empfing die verschiedenen Korporationen gesondert. Er hatte eine beinahe kindliche Freude an der ihm geltenden Feier, so daß letztere noch heute eine angenehme Erinnerung für mich bildet und gewiß auch für alle Ueberlebenden, welche dazu beigetragen haben. Es spielte hierbei gewiß auch seine große, sich niemals verleugnende Höflichkeit mit, welche ihn die nicht geringe Mühe, so oft danken und Ansprachen halten zu müssen, gerne auf sich nehmen ließ, damit niemand vernachlässigt werde. Allein es war auch eine gewisse naive Freude an der ihm geltenden Demonstration, eine Art von Kindlichkeit, die ihm überhaupt eigen war. So zum Beispiel hatte Schmerling großes Interesse und große Freude an allen militärischen Aeußerlichkeiten, Musik, Paraden, Uniformen und dergleichen. Bei der silbernen Hochzeit der österreichischen Majestäten erschien Schmerling in einer großen Soiree in der Wiener Hofburg mit einer merkwürdigen Uniform angethan: Schwarzer Waffenrock mit schwefelgelben Aufschlägen, lichtblaue Pantalons mit weißem Passepoil, Federhut mit weißrotem Busche, an der Seite einen Schleppsäbel in stählerner Scheide. Wie kommt Schmerling, welcher sich als Geheimer Rat oder als Beamter uniformieren kann, zu dieser Uniform? — hieß es allgemein. Zufällig bin ich, ein geborener Prager, in der Lage, Aufklärung zu geben, da ich die Uniform als die eines Offiziers der Prager Bürger-Grenadiere sofort erkannt hatte. Schmerling war Ehrenhauptmann dieses altehrwürdigen Corps, welches, gleich den bürgerlichen Scharfschützen und Dragonern, in Prag eine gewisse Popularität genießt, bei festlichen Gelegenheiten ausrückt, Ehrenwachen stellt, Ehrenstellen in seinem Offizierscorps verleiht, aber auch mit seiner etwas rückständigen Uniform und dem behäbigen Aussehen seiner Mitglieder bisweilen der Gegenstand des Witzes ist. — Es war charakteristisch für Schmerling, daß er, der nicht in der Lage war, eine Militäruniform zu tragen, wenigstens das antiquarisch-idyllische Kleid eines Bürgergardisten bevorzugte. — Diese Vorliebe für Militärisches war übrigens nicht bloß äußerlich. Wenigstens mich hat oft der Gedanke beschäftigt, ob Schmerling nicht eigentlich ein geborener Soldat war, den äußere Umstände einem andern Beruf zuführten. Etwas Soldatisches lag in seinem Wesen, vor allem Mut und die Fähigkeit zu raschem Entschließen und Handeln. Während des Aufstandes in Frankfurt hat er als Reichsminister und Teilnehmer an den Sitzungen des deutschen Parlaments nicht nur persönlichen Mut an den Tag gelegt, sondern er wußte auch durch festes Auftreten und Energie im richtigen Moment die Ruhe wieder herzustellen.

Ueber die politische Rolle, die Schmerling in Frankfurt gespielt hat, will ich nicht eingehend sprechen; erstens verfolge ich mit meinen kleinen Aufsätzen keinen politischen Zweck, dann ist es sehr schwer, in so engen Bahnen, auch nur historisch rückblickend, den komplizierten Verhältnissen der damaligen Zeit gerecht

zu werden. Und noch eins: So sehr ich mich in vielen politischen Fragen von Schmerling unterscheide, in diesem einen sind oder waren wir verwandt, in der aufrichtig österreichischen Gesinnung. So sehe ich denn in Schmerling vom Jahre 1848 vor allem den Mann, der unter den schwierigsten Verhältnissen die österreichische Fahne in Frankfurt hochgehalten hat. Daß schon damals ein großer Teil der Deutschen über die Neugestaltung Deutschlands und über das Verhältnis zu Oesterreich ganz anders dachte als Schmerling, und daß dessen Ansichten und Bestrebungen den meisten heutigen Reichsdeutschen als etwas Obsoletes, kaum mehr Verständliches erscheinen dürften, weiß ich nur zu gut!

Schmerling erzählte nicht ungern von jenen bewegten Tagen, in denen die Ermordung des unglücklichen Fürsten Felix Lichnowsky eine so schreckliche Episode bildete. Als ich einmal im Gespräche des so tragisch Hingeschiedenen erwähnte und dabei bemerkte, derselbe sei wohl ein großer Verehrer des schönen Geschlechts gewesen, erwiderte der alte Herr lächelnd: „Nun, das war ich ja auch, wir waren es damals alle, wir freuten uns stets, das leugne ich durchaus nicht, wenn schöne Damen die Galerie des deutschen Parlaments besuchten;" — und eigentlich war bei diesem Ausspruche nur die Anwendung der halbvergangenen Zeit unrichtig, denn bis in sein spätes Alter liebte es Schmerling, mit liebenswürdigen Damen zu verkehren, denen er stets mit einer, im guten Sinne des Wortes altmodischen Galanterie begegnete. Männern gegenüber war der verewigte Präsident stets sehr höflich, bei näherer Bekanntschaft, wenn er ein gewisses Vertrauen gewonnen hatte oder solches wecken wollte, auch sehr freundlich. Beim Obersten Gerichtshof, zu dessen Präsidenten er noch in voller Manneskraft ernannt wurde, und dem er — eine Seltenheit — ein Vierteljahrhundert vorstand, war er sehr beliebt wegen der patriarchalischen Gemütlichkeit, welche er den Präsidialmitgliedern, Hofräten und sonstigen Beamten gegenüber an den Tag legte. Allerdings konnte er mitunter in seinem Wohlwollen etwas weit gehen. — Selbst ein Mann von ungewöhnlicher Frische und Widerstandskraft, aktiv dienend bis in das höchste Alter, konnte oder wollte er nicht begreifen, daß andern, weniger glücklich Veranlagten — und das ist ja die ungeheure Mehrzahl — die Stunde früher schlägt, in der sie scheiden müssen, wenn sie nicht entweder den Dienst, oder sich selbst, oder beides schädigen wollen. — Da ereignete sich einmal eine merkwürdige Geschichte, welche schließlich eine mehr humoristische als zweckdienliche Lösung fand. Ein Mitglied des Gerichtshofs hatte bereits über das Maß seiner Kräfte hinaus gedient, ohne Miene zum Gehen zu machen. — Schmerling war gerade beurlaubt, und seine Abwesenheit wurde von dem damals stellvertretenden Präsidialmitglied dazu benützt, dem braven aber wirklich schon „überständigen" Beamten dringend nahezulegen, er möchte doch endlich sein Pensionsgesuch überreichen. Der Beamte ist verständig genug, sich dem unangenehmen Ansinnen zu fügen, und als Schmerling vom Urlaub zurückkehrt, findet er das Pensionsgesuch auf seinem Tische liegen. Sofort läßt er den Betreffenden kommen und fragt ihn in seinem gemütlichsten Wienerisch-Deutsch, weshalb denn er, ein „so junger" Mann, schon in Pension gehen wolle. — „Der junge Mann", er soll ein

Siebziger gewesen sein, war überglücklich, jetzt glaubte er natürlich wieder an seine Dienstfähigkeit und nahm sein Gesuch zurück. Wie lange er noch gedient hat, weiß ich nicht, aber das bestürzte Gesicht von Schmerlings Stellvertreter kann man sich denken.

Selbst Schmerlings Verehrer konnten nicht behaupten, er sei ein gelehrter Jurist. Allein trotzdem war er ein vorzüglicher Präsident, denn er besaß die natürliche Anlage dazu, welche durch langjährige Uebung sich noch mehr entwickelt haben mochte. Kam er nach geschlossener Abstimmung durch Stimmengleichheit zum Dirimieren, so wußte er das Richtige zu finden. Oft saß er, scheinbar teilnahmlos, mit geschlossenen Augen da, so daß man glauben mochte, er sei eingeschlafen; kam er aber dann als Vorsitzender zum Wort, so konnte man merken, daß ihm nichts Wichtiges entgangen war.

Ein Beispiel von Schmerlings seltenen Präsidenteneigenschaften erzählte mir der (im vorigen Jahre) frühverstorbene Baron Budwinski, in Juristenkreisen sehr bekannt durch die von ihm herausgegebene Sammlung von Erkenntnissen des Verwaltungsgerichtshofes, bei welchem er in seinen letzten Lebensjahren, schließlich als Senatspräsident, diente. Budwinski war in der Jugend dem Sekretariat des Obersten Gerichtshofs zugeteilt, hatte in dieser Eigenschaft als Protokollführer zu fungieren und übte zufällig dieses Amt zum ersten Male unter Schmerlings Vorsitz in einem stark besetzten Senate aus. Die Meinungen der Votanten gingen hin und her, es gab eine förmliche Debatte; Schmerling saß die ganze Zeit stumm da, eifrig auf große Papierbogen schreibend. Endlich schloß er die Verhandlung und resumierte dann dieselbe in meisterhafter Weise, indem er nicht nur jedes einzelne Votum, sondern auch im wesentlichen die von den Votanten dahin geltend gemachten Gründe in prägnanter Kürze wiedergab. Als nun der Senat, der Vorsitzende an der Spitze, den Saal verlassen hatte, begab sich Budwinski zum Platze des Präsidenten und musterte die von letzterem so emsig vollgeschriebenen Bogen, weil er meinte, Schmerling müsse offenbar, um so genau zu resumieren, die ganze Verhandlung nachgeschrieben haben. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er die Papiere mit nichts beschrieben fand, als mit langen, ganz bedeutungslosen Ziffernreihen, welche gar keinen Zusammenhang mit der Verhandlung hatten. Schmerling hatte sich also mit Recht auf seine gespannte Aufmerksamkeit und sein vorzügliches Gedächtnis verlassen, die Ziffern hatte er nur ganz gedankenlos, wahrscheinlich gewohnheitsmäßig, hingeschrieben, um die Hand mechanisch zu beschäftigen, wie etwa ein andrer mit seiner Uhrkette spielt oder sich den Bart streicht, ohne dabei etwas zu denken.

*

Schmerling als Politiker gehört der Geschichte an, und wiederholt muß ich betonen, daß ich nicht Geschichte schreibe, sondern persönliche Eindrücke und was mit ihnen unmittelbar zusammenhängt, wiedergebe. Auch wäre es schwer, ein so langes und an Ereignissen reiches Leben in seinen Ergebnissen anders zu würdigen, als durch ein umfangreiches, gründliches Geschichtswerk. Aber eine

generalisierende Bemerkung möchte ich zum Abschluß machen: So sehr schon zu Lebzeiten Schmerlings die Meinungen über sein Wirken geteilt sein mochten, eines mußten auch seine Gegner, zu denen ich zählte, gerechterweise zugeben, nämlich, daß mit ihm eine große Figur von unserm politischen Schachbrett verschwunden ist, und daß er ein unbedingt treuer Diener der österreichischen Dynastie, sowie ein aufrichtiger Patriot war.

*

Viele Jahre sind vergangen, seit ich, etwas schüchtern, als ein sehr junger Student zum ersten Male vor meinem damaligen Professor, dem Dr. Johann Heinrich Loewe, stand, um mich ihm als Hörer vorzustellen, da ich bei ihm für ein philosophisches Kollegium inskribiert war. Das „Stehen" dauerte übrigens nicht lange, da Dr. Loewe mich sofort freundlichst einlud, auf dem Kanapee Platz zu nehmen. Und wie oft haben sich meine Besuche dort wiederholt im Laufe mehrerer Jahre, nein, mehrerer Decennien! — Unzählige Male bin ich seither in derselben Sofaecke gesessen, mit gespanntester Aufmerksamkeit den Ausführungen meines alten Lehrers folgend. Unsre freundschaftlichen Beziehungen dauerten bis zu der Zeit, als der im hohen Alter sich einstellende Verfall seiner Gesundheit, verbunden mit dem Nachlasse der geistigen Kräfte, ihm den Empfang von Besuchen nicht mehr gestattete; nach einer längeren Krankheit befreite ihn der Tod von seinen Leiden.

Auch seit Loewes Hinscheiden sind Jahre verflossen, so daß mein letzter Besuch bei ihm schon ziemlich weit zurückdatiert. Trotzdem steht das Bild des Dahingegangenen stets lebhaft und klar vor meinen Augen. Ich sehe noch immer den kleinen, schwächlichen, schon bei unserm ersten Beisammensein ältlichen Herrn vor mir, mit den scharfen, den semitischen Ursprung andeutenden Zügen. Loewe war, gleich seinem berühmten Vetter, dem Kanonikus und Domprediger Veith, getaufter Jude. Wir leben in einer Zeit, welche Rassenkultus und Rassenverfolgung bis auf ihre höchsten Potenzen erhoben hat, in einer Zeit, in welcher man so häufig die Juden zwingt, ihre Wiege bis zum Grabe nachzuschleppen. Vielen gilt heutzutage das Wort des Apostels: „Und so wird ganz Israel gerettet werden," nichts mehr. In solcher Zeit, die nur zu gerne in jedem als Erwachsener Getauften einen Streber sieht, wird es vielleicht nicht überflüssig sein, zu betonen, daß meines Wissens kein Urteilsfähiger es je gewagt hat, die Lauterkeit der Ueberzeugung der beiden Genannten, Loewe und Veith, zu verdächtigen. Loewe war als Mensch Christ, als Philosoph Spiritualist, beides aus inniger Ueberzeugung. Ueber das Judentum und seine antisemitischen Gegner sprach er mit mir nur ein einziges Mal, ruhig und weder als Philosoph noch als Antisemit, sondern sehr objektiv. Allein gewisse Stammesmerkmale waren ihm geblieben, nicht bloß in den Gesichtszügen, sondern auch in der Denk- und Redeweise, in dem scharfen Witz und der Neigung zum Wortspiel. Zweier seiner Wortwitze kann ich mich noch erinnern, aber nur den einen wiedergeben, da das Opfer des andern, obwohl längst verstorben, sofort von jedem ältern,

wenigstens jedem ältern österreichischen Lehrer erkannt werden müßte. Den zweiten, mir erinnerlich gebliebenen Witz aber kann ich, mit Weglassung einer näheren Bezeichnung der Betroffenen, erzählen. Wir sprachen über eine Versammlung von Männern, denen Loewe nicht viel Gutes zutraute, während ich meine Verwunderung über die Haltung derselben in einer bestimmten Richtung aussprach. „Was wollen Sie?“ fragte Loewe, und mit der ihm eignen scharfen Accentuierung fügte er bei: „Die Herren sind teils von Verstand eindeutig, teils von Charakter zweideutig!“

Allein nicht in solchen extemporierenden Aeußerungen, nicht in der bisweilen grellen Beleuchtung, die Loewe Menschen und Dingen angedeihen ließ, zeigte sich die Macht seines Geistes, sondern sie trat dann erst recht hervor, wenn er sich auf das Feld jener Wissenschaft begab, welcher er ein langes und arbeitsames Leben gewidmet hatte. Loewe über philosophische Dinge reden zu hören, war für mich einer der größten geistigen Genüsse, und mehr als das, die Quelle reicher Belehrung. Schon als Student hatte ich, in den oben erwähnten Vorträgen an der Prager Universität, die Macht der Gedanken, die Schönheit und krystallhelle Klarheit des Vortrages bewundert. Und während wir sonst, nach langjähriger, vielfacher Erfahrung und ruhiger Ueberlegung, so oft die Gegenstände unsrer jugendlichen Bewunderung immer kleiner werden, ihren Schimmer verblassen sehen, hat in diesem Falle meine Bewunderung eher zu- als abgenommen, denn auch im Zwiegespräch, in freier Improvisation, blieb Loewe in meinen Augen derselbe, der er als Professor in seinen, gewiß sorgfältig vorbereiteten Vorträgen gewesen war. Ich würde viel darum geben, könnte ich noch einmal von seiner Hand in den Gärten der Weltweisheit mich herumführen lassen! — Dabei blieb er gleich interessant, ob er seine eignen Ideen entwickelte oder System und Art großer Vorgänger besprach. Allein nicht ausschließlich philosophischer Natur waren unsre Gespräche. Loewes historische und litterarische Kenntnisse waren sehr reich, und seine Gabe, dieselben im Gespräch anregend zu verwerten, machte dasselbe auch auf diesem Gebiete sehr anziehend. Ganz merkwürdig und eigentümlich waren aber Loewes Beziehungen zur Politik. Loewe zeigte in unsern Gesprächen stets zum mindesten jenes Durchschnittsmaß von politischem Interesse, welches ein hochgebildeter Mann haben soll. Praktisch hatte er sich im Revolutionsjahre 1848 als Mitarbeiter einer oder der andern Zeitschrift bethätigt, sonst war er meines Wissens nicht hervorgetreten.

Allein wider seinen Willen und ohne sein Zuthun wurde Loewe durch die Umstände gezwungen, während eines seiner vielen Lebensjahre aktiv Politik zu machen. Nach den Ordnungen der einzelnen österreichischen Königreiche und Länder haben die Rektoren der Universitäten für die Dauer ihres Rektorats Sitz und Stimme im Landtag. Es konnte nicht fehlen, daß Loewe als einer der ältesten und hervorragendsten Professoren der Prager philosophischen Fakultät einmal zum Rektor Magnifikus gewählt wurde, und dadurch war er bemüßigt, im böhmischen Landtag zu erscheinen, da die Nichtausübung dieses Rechtes sich wenigstens mit den damals geltenden Anschauungen kaum vertragen hätte. Ein

wichtiges Referat wurde dem gelehrten und klugen Mann anvertraut, und er vertrat dieses Referat in meisterhafter Weise, indem er auch in der Debatte sich den besten Rednern des böhmischen Landtags, der damals an redegewandten Mitgliedern reich war, gewachsen zeigte. Sein Auftreten gehörte zu den glänzendsten parlamentarischen Debüts, deren ich mich entsinnen kann. Es war natürlich, daß es infolgedessen an Anregungen nicht fehlte, um eine solche Kapazität für den Landtag dauernd zu gewinnen. Allein Loewe war nicht zu bewegen, ein Mandat anzunehmen. Während eines meiner Besuche erschien einer seiner Kollegen von der Universität, ein würdiger alter Herr, und versicherte Loewe, er sei jetzt sehr populär geworden, er solle dem Rufe folgen, sich wählen lassen und so weiter. Schlagfertig erwiderte der Gefeierte mit einem Citat aus Shakespeare, in welchem der große Dichter einem seiner Helden sehr pessimistische Worte über den Wert der Gunst der Menge in den Mund legt; und er war nicht zu bewegen, ein Mandat anzunehmen, sondern kehrte nach Ablauf seines Rektoratsjahres definitiv aller Politik den Rücken, wieder ausschließlich mit seinen wissenschaftlichen Aufgaben sich beschäftigend. Wie sehr die letzteren ihn gefangen nahmen und namentlich in späteren Jahren unaufhörlich beherrschten, davon konnte ich mich, viele Jahre später, bei einem meiner Besuche überzeugen. Ich war damals bereits längst von Prag weggezogen, lebte, als Statthalter von Mähren, in der Hauptstadt dieses Landes, kam aber mehrmals des Jahres zum Besuch meiner noch in Prag lebenden Familienmitglieder ebendorthin; und jedesmal, wenn sich gute Gelegenheit dazu ergab, besuchte ich während meiner Anwesenheit in Prag den alten Professor. Wichtige politische Ereignisse waren zufällig einem dieser Besuche unmittelbar vorangegangen, die deutsche Linke des Landtags hatte gerade ihren Exodus vollzogen und eine jahrelang dauernde Abstinenzpolitik inauguriert, weil die Majorität über einen ihrer Anträge, auf den sie großes Gewicht gelegt hatte, zur Tagesordnung übergegangen war. Natürlich wurde dieses Ereignis auf das lebhafteste erörtert, alles schien erfüllt von dem Eindruck einer bedeutsamen Thatsache, um welche sich die publizistische Diskussion wie das private Gespräch drehte, wobei natürlich die Gegensätze heftig aufeinanderstießen. — Nur an Loewe, dem einst so hervorragenden Mitglied der in Rede stehenden Körperschaft, schien das Ereignis spurlos vorüberzugehen. Als ich bei ihm eintrat, empfing er mich in dem grauen Schlafrock, den ich schon so lange, vielleicht seit Beginn unsers persönlichen Verkehrs, kannte; nach einer, wie stets, herzlichen Begrüßung ließ er mich in derselben Ecke des mir wohlbekannten, mit schwarzer Lederleinwand überspannten Sofas niedersitzen, in der ich so oft als aufmerksamer Zuhörer gesessen war, und dann begann er ex abrupto mit folgenden Worten zu sprechen: „Wissen Sie, ich habe mir immer gedacht, daß der Konfucius eigentlich ein gemeiner Kerl war, jetzt weiß ich, daß ich recht hatte — dagegen war der Laotse ein großer Philosoph!“ Und nun folgte eine höchst interessante Darlegung gewisser Resultate seiner Forschungen, welche sich damals gerade auf die Geschichte der chinesischen Philosophie erstreckte. Das weltfremde Wesen des nur der Wissenschaft zu-

gewandten alten Mannes, die Gleichgültigkeit, mit welcher er, zwei Schritte vom Landtagssaale wohnend, mit vielen Landtagsmitgliedern bekannt, mitten im Tageslärm über die Politik zur philosophischen Tagesordnung übergegangen war, der Eifer, mit dem er, unbekümmert um die Gegenwart, dem längst Vergangenen nachforschte, waren so charakteristisch, daß mir die beinahe verblüffende Scene unvergeßlich bleibt.

Trotz seiner schwächlichen Konstitution und mancher körperlicher Leiden blieb Loewe lange Zeit arbeitsfähig, und solange er fähig war, zu arbeiten, war er auch arbeitslustig: mit achtzig Jahren gab er ein wertvolles Lehrbuch der Logik heraus. — Wenige haben so lange und mit solchem Eifer ausschließlich der Wahrheit, der Wissenschaft gelebt wie er.

*

In der Geschichte des großen Kampfes der Ungarn gegen die Türken, gegen Ausgang des Mittelalters, spielte der tapfere Held Kiniszy eine große Rolle. Seine sehr reellen, geschichtlich beglaubigten Heldenthaten werden im Volksmund, in der Sage, wie das so zu gehen pflegt, auch mit manchen Zuthaten ausgeschmückt, deren Glaubwürdigkeit ich nicht prüfen kann, die aber nun einmal zum Gesamtbilde des Recken mitgehören, so zum Beispiel die Erzählung, daß er stets mit zwei Schwertern zugleich, in jeder Hand eines, gefochten habe. Noch charakteristischer ist die Angabe, Kiniszy habe nach einem großen Siege über die Türken mit seinen Gefährten auf dem Schlachtfelde gelagert; während die andern sich erschöpft am Wachtfeuer hinwarfen, habe der fabelhaft starke Held den Leichnam eines erschlagenen Türken mit den Zähnen emporgehalten und sei so in wildem Siegesjubel tanzend um das Feuer herumgesprungen. Ich mußte oft an diese Geschichte denken, wenn ich den vor wenigen Wochen verstorbenen Desider von Szilágyi betrachtete; nicht als ob ich ihm so wilde Art zugetraut haben wollte, wohl aber, weil seiner herkulischen Kraft ähnliche Leistungen zugemutet werden konnten.

Ich konnte es nicht recht fassen, daß in einem der zahllosen Nekrologe Szilágyi als kleiner, dicker Herr bezeichnet wurde. Er war allerdings nur mittelgroß, er war auch das Gegenteil von mager, aber als „kleiner Dicker" ist er mir niemals erschienen, sondern als ein Athlet durch und durch. Wir beide waren gleichzeitig Justizminister, er trans und ich cis, und hatten oft miteinander zu verhandeln. Als er einmal nach Wien gekommen war, brachte er einen geraumen Teil der ihm erübrigten freien Zeit damit zu, einen Turn- oder Kraftmessungsapparat speziell für die Hände zu suchen. Die Kraft seines Armes, seine Ausdauer und Stärke im Säbelfechten, welchen Sport er leidenschaftlich liebte, waren bekannt. Und stark waren auch die sonstigen physischen Anstrengungen, welche er sich zumutete, um sich von geistiger Uebermüdung, von politischen Sorgen und Nervenaufregungen zu erholen. Das liebste war ihm immer ein forcierter Fußmarsch in die Berge der Karpathen, auf die Hohe Tatra. Kam dann der vom Steigen Erhitzte an ein kaltes, klares Gebirgswasser, so

konnte er fast nie der Lust widerstehen, ein, gewiß mehr erfrischendes als hygienisches, Bad zu nehmen. Abends, in der Herberge angelangt, aß er dann mit einem Appetit, der ebenso ungewöhnlich und gewaltig war, wie der ganze Mann. Konnte er nicht aus der Stadt fort, so schleppte er, auch in der größten Hitze, seinen schweren Körper in scharfem Tempo die steile Höhe des Ofener Schwabenberges hinauf, alles, um Bewegung zu machen, die im Innern drängende Triebkraft zu bethätigen, aber auch in der wohl vergeblichen Hoffnung, abzumagern und recht viel von seinem Körpergewicht zu verlieren. Und ebenso war Szilágyi, den größten geistigen Anstrengungen gewachsen, schwer zu ermüden; ich erinnere mich noch heute mit einem leisen Grauen an eine Verhandlung, die wir miteinander hatten und die den Entwurf eines Gesetzes betraf, auf dessen Konformität in den beiden Teilen der Monarchie allseits großes Gewicht gelegt wurde. Die Besprechung fand unter dem Vorsitz des jetzigen Botschafters am deutschen Hofe, Herrn v. Szögyényi, im Ministerium des Aeußern statt. Teilnehmer waren außer den Genannten, Szilágyi und mir, noch ein Sektionschef des österreichischen Justizministeriums und ein Hofrat des Ministeriums des Aeußern. Wir alle waren schon müde bis zur Erschöpfung, und doch hatten wir in der Diskussion, einander gewissermaßen ablösend, abgewechselt, während er den ungarischen Standpunkt als solchen allein zu vertreten hatte. Aber er saß da, „seiner Kraft sich freuend", wie ein altgriechischer Held, stets mit derselben hellen Stimme und mit dem gleichen Eifer seine Argumente vorbringend, in klaren Sätzen, mit etwas gleichmäßigem Tonfalle, der stets durch prononziert ungarische Accente gefärbt war; ein stereotypes, bisweilen spöttisches Lächeln auf den breitgeöffneten, von kurzem blondem Vollbart umsäumten Lippen, hellen Glanz in den grünlichen Augen, die breitschultrige Gestalt behaglich zurückgelegt. Allerdings hatte Szilágyis Art zu diskutieren oft einen opportunistischen Beigeschmack; man erzählte sich in Ungarn, er habe einst mit überzeugender Logik vor seiner Partei einen von ihm gestellten oder befürworteten Antrag begründet. Alles war einverstanden und stimmte freudig zu; da erklärte Szilágyi, er sei ebensogut in der Lage, das Gegenteil zu begründen! Gegner und Freunde leicht unterschätzend, vor allem kritisch veranlagt, mochte er ja auch seinem eignen Gedanken, seinem eignen Urteil mißtrauen. Ich sah ihn zum letztenmal heuer bei einem großen, für ungarische und österreichische Delegierte gegebenen Hofdiner. Ein oder zwei Tage vorher hatte ich in der cisleithanischen Delegation eine längere Rede gehalten; Szilágyi sagte mir bei der ersten Begrüßung sofort rund heraus, er sei mit der Form meiner Rede einverstanden, in der Sache aber nicht. Er selbst aber, der stets — sit venia verbo — mit politischen Gedanken geladen war, und dem meine Rede, die von einem seiner schärfsten Gegner citiert worden war, überdies noch Anlaß zur Entgegnung bot, hatte so lange zwischen Redenwollen und Nichtredenwollen geschwebt, bis es zu spät geworden. Zu der Trauer über das plötzliche Hinscheiden des so bedeutenden, interessanten Mannes, dessen Umgang außerordentlich anregend auf mich wirkte, gesellte sich bei mir noch das Gefühl des Verlustes dieses nicht gehaltenen Vortrags, und mit wahrem Be-

dauern denke ich noch heute daran, daß die Rede, die der Verstorbene im Kopfe hatte, nicht gesprochen worden und so die Nachwelt um den Besitz des Schwanengesanges eines der größten modernen Redner gekommen ist.

Nicht nur politische Gegner, sondern auch Anhänger und Freunde haben gar oft über Szilágyis schroffes, abweisendes und absprechendes Wesen geklagt. Es wäre undankbar, wenn ich hier nicht erwähnte, daß ich keine solchen Erfahrungen mit ihm machte, und daß die persönlichen Beziehungen zwischen uns beiden stets sehr befriedigende und angenehme waren. Besonders muß ich aber hervorheben, daß er auch dann freundlich blieb, wenn gewisse starke Gegensätze, die uns schieden, zu Tage getreten waren; so zum Beispiel nach Abschluß der großen kirchenpolitischen Campagne, deren Szilágyi einst Erwähnung that, worauf ich ihm offen erklärte, ich sei, was diese Aktion betrifft, „von A bis Z. sein Gegner gewesen". Er begnügte sich, ruhig zu erwidern, das habe er schon gewußt, und führte das Gespräch in ebenso ruhiger, freundlicher Weise fort, während er sonst Widerspruch nicht eben leicht vertragen haben soll.

Vielleicht kehrte er mir, dem relativ Fremden und neuen Bekannten gegenüber, die Schroffheit und Ecken seines Wesens weniger hervor als gegenüber den näherstehenden Landsleuten, welchen gegenüber er seine große Geistes- und Willenskraft gerne zur unbeschränkten Geltung brachte. Indessen, wenn viele darunter leiden mochten, wenn Szilágyi manchen offenen oder versteckten Feind hatte, über seine großen geistigen Fähigkeiten herrschte ebenso eine Stimme wie über seine persönliche Integrität. Und er konnte nicht bloß interessant, sondern bezaubernd wirken, wenn er die Fülle seines Wissens erschloß und die Glanzlichter seines Geistes über Menschen und Dinge verbreitete. Viele Stunden habe ich so mit ihm zugebracht, und niemals habe ich mich von ihm verabschiedet, ohne geistige Anregung empfangen zu haben. Er war ein sehr interessanter Typus; trotz weltmännischer Bildung, längeren Aufenthalts im Auslande, besonders in England, trotz seiner Kenntnis verschiedener Sprachen, war er durch und durch Ungar geblieben, und vielleicht war sein aufrichtiges Ungartum dasjenige, was vor der zersetzenden Kritik des geborenen Skeptikers am besten stand hielt. Als ich einst im Gespräch mit ihm der massenhaften Magyarisierung nichtungarischer, in neuester Zeit insbesondere jüdischer Elemente erwähnte und meinen Zweifel aussprach, ob die Resorptionsfähigkeit des ungarischen Stammes ausreichen werde, so viel fremdes Volkstum aufzunehmen, ohne den eignen Nationaltypus dabei zu alterieren, antwortete er mit einem mir an ihm ungewohnten, fast wehmütigen Ernst: „Man muß manchmal eine Politik machen, die man selbst nicht für richtig hält." Gewöhnlich brachte er sonst einen oder den andern Witz an, oder es war wenigstens eine komisch wirkende Intonation, eine spöttische Miene, die er von Zeit zu Zeit auch in ernstem Gespräch hören oder sehen ließ. Als ich ihn einst in Budapest nach längerer Zeit wiedersah, schilderte er mir in kurzen Worten den Widerstand, dem die von ihm für richtig gehaltene Politik begegne, und führte mehrere Gegner namentlich auf: „Da ist — natürlich — der A. und der B. und der K. und der N. und dann der Papagei." — „Wer?" fragte ich.

— „Nun, der Papagei," wiederholte er und wollte nicht glauben, daß ich nicht wüßte, wen er darunter meine.

Szilágyi war und blieb bis zuletzt ein echter, eingefleischter Junggeselle mit den etwas unregelmäßigen Allüren eines solchen, der Professor, der er einst gewesen war, trat manchmal in ihm zu Tage und zeigte sich nicht nur in der doktrinären Redeweise, sondern auch in der etwas nachlässigen Kleidung, einer gewissen Zerstreutheit und so weiter. Ich selbst war Zeuge eines in den Nekrologen erwähnten, heiteren Vorfalles, der den Verewigten von dieser Seite zeigte. Szilágyi war gerade mit einem hohen Orden ausgezeichnet worden, als ich nach Budapest reisen mußte, da ich mir eine Audienz bei Seiner Majestät dem Kaiser Franz Joseph, der damals gerade in der ungarischen Hauptstadt weilte, erbeten hatte. — Unter den zur Audienz Zugelassenen fand ich im Vorsaal Szilágyi, welcher eigens gekommen war, um sich für die Dekoration zu bedanken; ich kann aber bezeugen, daß er auf seinem schwarzen Attilarock weder Ordensstern noch Band trug, beides hatte er anzulegen vergessen. — Als alter Junggeselle war er auch nicht leicht zu Hause zu treffen, viel eher im Nationalkasino, wo wir zusammenkamen, wenn wir uns nicht bei Tische in der „Königin von England" trafen, dem alten, an Glanz der Einrichtung wohl überholten, aber guten und soliden Hotel, in dem hervorragende Politiker Ungarns seit undenklichen Zeiten zu finden sind — Koloman Tisza zählt heute noch zu denselben. Erst in der letzten Zeit begann Szilágyi seine einfache Wohnung mit allerlei Kunstwerken zu schmücken, die er eifrig sammelte. Von verläßlicher Seite — ich habe die Bilder nicht gesehen — wurde mir gesagt, der so scharfsinnige Mann habe sich über den Wert dieser Objekte schwer getäuscht; so hat denn der unerbittlichste Realist und der schärfste Kritiker seine schwachen Stunden!

Vielleicht hätte Szilágyi länger leben können, wenn er, anstatt einsam und ganz auf sich gestellt, unter dem liebevollen Einflusse einer Frau, einer Familie gelebt und seine etwas gar zu excentrische und unbekümmerte Lebensweise etwas modifiziert hätte; ich habe bereits erwähnt, wie er im blinden Vertrauen auf seine Riesenkraft sich allzuviel zugemutet hat. Die Art, wie er starb, und die auch den Fernstehenden mit tiefem Mitleid erfüllen mußte, hängt mit dem einsamen Leben zusammen; allein und in der Nacht hat ihn der Tod ereilt, da er im Begriffe stand, wieder einmal seine geliebten Berge aufzusuchen. — Er sehnte sich nach ihrer frischen Luft, und die Sommerschwüle der großen Stadt hat ihn in einem Schlaganfalle dahingerafft.

Himmlische Gäste.

Von

Leo Brenner.

Von Zeit zu Zeit wird unsre Erde mit dem Besuche von Gästen aus den himmlischen Regionen beehrt — armen Burschen, die ungezählte Jahrtausende im Weltraum herumirrten, ehe ihnen die Erde ein gastliches Heim eröffnete. Ich spreche von den Meteoriten.

Eigentlich, genau genommen (wir Astronomen nehmen nämlich immer alles sehr genau!), werden die armen Meteoriten auf unsrer Erde nicht immer gastlich aufgenommen. Fallen sie Gelehrten in die Hände, so klopfen, schneiden und kochen dieselben an ihnen herum, um sie auf ihre chemische Zusammensetzung zu prüfen, und ziehen sie es vor, in Grönland oder sonstigen gelehrtenarmen Gegenden niederzufallen, so werden sie gar von den Eskimos eingeschmolzen und in Werkzeuge verwandelt.

Noch merkwürdiger ist aber ihr Schicksal, wenn sie so unvorsichtig sind, in den Vereinigten Staaten niederzufallen. Dort hat nämlich vor ein paar Jahren ein weiser Thebaner einen großen Meteoriten mit — Einfuhrzoll belegt! Mit den letzten Zollgesetzen der Vereinigten Staaten noch unbekannt (denn bei seiner Abreise aus der Heimat hatte es noch keine Vereinigten Staaten gegeben), hatte sich nämlich der große Meteorit ahnungslos in der nordamerikanischen Union auf einer Farm niedergelassen. Der Farmer sah, daß der himmlische Gast aus Nickeleisen bestand und wollte ihn für den Metallwert verkaufen. Die Zollbehörde erfuhr davon und verständigte den Farmer, daß er „wegen nicht angemeldeter Einfuhr von Metallen in die Union“ nicht nur den darauf festgesetzten Zoll, sondern auch eine strafweise Erhöhung desselben zu zahlen habe! Vergebens erklärte der arme Farmer, er habe die vorgeschriebene Anzeige nicht erstatten können, weil die Einfuhr für ihn selbst überraschend gekommen sei; — er mußte zahlen! Allerdings schwur er dabei hoch und teuer, er werde sich hüten, künftig wieder einmal einen herrenlosen Meteoriten als Gast bei sich aufzunehmen.

Das finde ich nach solchen Erfahrungen allerdings begreiflich.

Was ein Meteorit ist, weiß wohl jedermann; und wer noch nie einen gesehen hat, der versäume ja nicht, in ein naturhistorisches Museum zu gehen, welches eine entsprechende Meteoritensammlung besitzt. Er wird dort Meteoriten aller Art, ganz, in Bruchstücken oder durchsägt und geätzt — die allergrößten vielleicht in Gipsabguß — finden. Namentlich die geätzten Schleifstellen werden ihn interessieren, weil sie eine ganz eigentümliche Zeichnung, die sogenannten Widmannstettenschen Figuren aufweisen, durch die sich Meteoreisen vom irdischen unterscheidet.

Die nächstliegende Frage betrifft den Ursprung der Meteoriten. Wo kommen sie her?

Es ist noch kein Jahrhundert her, daß wir darüber Sicherheit haben. Die Gelehrten früherer Jahrhunderte hatten überhaupt den Fall von Meteoriten geleugnet — trotz so vieler beglaubigter Fälle —, und Chladni wurde noch 1794 von der französischen Akademie der Wissenschaften verhöhnt, weil er auf Grund einer Untersuchung des 1766 von Pallas in Sibirien entdeckten Meteoreisens den außerirdischen Ursprung der Meteoriten behauptet hatte. Erst seit dem großartigen Steinregen von Laigle (1803) konnte kein Gelehrter mehr die Wahrheit der Chladnischen Entdeckung bestreiten.

Einige allerdings sprachen die Vermutung aus, daß die Meteoriten Auswürflinge der Mondvulkane seien, doch Olbers fand bei Berechnung, daß diese Auswürflinge mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 2360 Meter pro Sekunde hätten ausgeschleudert werden müssen, um überhaupt nur aus dem Gebiet der Anziehungskraft des Mondes zu gelangen.[1])

Eine solche Auswurfsschnelligkeit wäre allerdings durchaus nicht unmöglich; denn nach Vezau wurde vom Vulkan Teneriffa ein Stein mit einer Anfangsschnelligkeit von 975 Meter ausgeworfen. Da aber auf dem Monde die Schwerkraft sechsmal geringer ist als auf der Erde, so sehe ich nichts Ungewöhnliches in der Annahme, daß gleiche Kräfte der Mondvulkane Steine mit 6000 Meter Anfangsschnelligkeit auszuwerfen vermögen, so daß derartige Steine den Mond auf Nimmerwiedersehen verlassen müßten.

Dennoch können aber die Meteoriten nicht vom Monde herstammen und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil es schon seit undenklichen Zeiten auf dem Monde keine thätigen Vulkane giebt, die vor Jahrtausenden oder Jahrmillionen ausgeschleuderten Steine also schon längst im Weltraum verschwunden oder auf unsre Erde gestürzt sein müßten; zweitens aber, weil dies noch immer nicht die ungeheure Schnelligkeit erklären würde, mit welcher die Meteoriten auf unsre Erde stürzen — Schnelligkeiten, die 20 bis 88 Kilometer pro Sekunde betragen. (Selbst die Eigenbewegung der Erde abgerechnet, würde immer noch eine — bisher beobachtete — Maximalschnelligkeit von 58 Kilometer pro Sekunde für die Meteoriten resultieren.)

Unter diesen Umständen ist auch Schiaparelli, der berühmte Mailänder Astronom, zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Meteoriten weder von dem Monde, noch von den Planeten, noch von Kometen stammen können, sondern von Fixsternen.

Diese Schlüsse, wie überhaupt eine Uebersicht über unsre Kenntnis der Meteoriten habe ich in den Kapiteln 19 bis 22 meines Werkes „Spaziergänge durch das Himmelszelt“ ausführlich erörtert. Nun schrieb mir ein Leser dieses Werkes folgendes:

---

[1]) Da Flammarion in seiner „Astronomie populaire“ die Zahl von 4500 Meter angiebt, habe ich die Rechnung auf Grund der neuesten Bestimmungen des Monddurchmessers wiederholt und dafür genau 2381 Meter gefunden.

„Ferner ist mir unverständlich die Annahme von der Herstammung der Meteore von Fixsternen. Es muß doch angenommen werden, daß ein Himmelskörper, der feste Massen ausschleudern soll, selbst bereits bis zu bedeutender Tiefe fest ist, so daß, wie dies zum Beispiel bei der Erde der Fall ist, die inneren eruptiven Kräfte Stücke von der festen Kruste loslösen und emporschleudern.

„Nun wächst doch aber, wenn ich mir überhaupt in diesem Punkt klar bin, die Anziehungskraft mit der Verdichtung. Ferner müßte ein derartiger Himmelskörper auch eine sehr bedeutende Atmosphäre haben, die ein aufgeschleudertes Meteor durch den ungeheuren Reibungswiderstand sehr beträchtlich hemmen und auch zum Schmelzen und Verdunsten bringen müßte. Aber selbst wenn ich mir denke, daß es einer ausgeschleuderten Masse wirklich gelänge, die ganze Atmosphäre zu durchfliegen, so ist es mir schlechterdings unmöglich, zu begreifen, wie diese Masse dem Bereiche der (viele Millionen Meilen weit reichenden) Anziehungskraft des Mutterkörpers entgehen soll. Weiter sagen Sie auf Seite 274, daß Meteore eine so bedeutende Geschwindigkeit zeigten, wie sie bei Kometen niemals in der Sonnennähe vorkomme, und doch heißt es Seite 252 vom Kometen von 1843, daß sein Schweifende im Perihel 125 000 Kilometer pro Sekunde zurücklegte; eine doch wohl nicht zu übertreffende Schnelligkeit, überhaupt etwas Unfaßbares."

Mit diesen Zeilen hat der Schreiber einen Punkt berührt, der mir selbst immer unerklärlich war: die Unmöglichkeit, die Struktur der Meteoriten mit der glühenden Beschaffenheit der Sterne und der Möglichkeit ihres Abschleuderns von diesen zu vereinen. Denn die Meteoriten nur als Bruchstücke einer zertrümmerten Welt zu betrachten, geht deshalb nicht an, weil eine Welt überhaupt nicht „zertrümmert" werden kann. Denn nehmen wir auch an, sie pralle mit einer andern Welt direkt zusammen, so würden sich beide sofort in glühenden Gasnebel verwandeln, also einen Nebelfleck bilden, in dem es überhaupt keine „Bruchstücke" gäbe.

Obiger Brief hat mich aber, trotz der falschen Voraussetzungen, die er enthält, zum Nachdenken angeregt und gerade durch seine falschen Voraussetzungen auf eine Idee gebracht, welche mir eine sehr annehmbare Erklärung des Ursprungs der Meteoriten zu sein scheint.

Falsch ist die Annahme des Briefschreibers, daß ein Körper deshalb der Anziehungskraft seines Mutterkörpers nicht entrinnen könne, weil letztere sich auf viele Millionen Meilen erstrecke. Es hängt nur davon ab, mit welcher Anfangsgeschwindigkeit er abgeschleudert wird und wie groß der Mutterkörper ist. Ebenso falsch ist seine Auffassung der kometarischen Schnelligkeit; denn der erwähnte Komet von 1843 hatte „nur" 550 Kilometer (pro Sekunde) Schnelligkeit bei seinem Umkreisen der Sonne; die 125 000 Kilometer beziehen sich auf sein Schweifende, welches sich deshalb schneller um die Sonne drehen mußte, weil es stets von der Sonne abgewendet war. Der Schweif eines Kometen dreht sich nämlich beim Umkreisen der Sonne gerade so um diese wie der Uhrzeiger um seine Achse. So fabelhaft nun auch eine Schnelligkeit von 125 000 Kilometer pro Sekunde erscheint, so läßt sie sich doch durch die (bekanntlich ungeheure)

Elektrizität der Sonne erklären. Denn vergessen wir nicht, daß der aus der Entladung einer Leydner Flasche in einen 1,7 Millimeter dicken Kupferdraht resultierende elektrische Strom gar 463 500 Kilometer in der Sekunde zurücklegt!

Um aber wieder auf den Kernpunkt der Anfrage jenes Lesers zu kommen, will ich gleich bemerken, daß ich nach reiflichem Nachdenken auf die Vermutung verfallen bin, daß die Meteoriten — den kleinsten Planetoiden entstammen! Hier meine Gründe.

Der Planetoid Russia hat einen Durchmesser von etwa 20 Kilometer, folglich beträgt die Intensität seiner Schwerkraft nur 0,0154 Meter (gegen 9,81 Meter unsrer Erde). Eine einfache Rechnung zeigt, daß alle Körper auf der Russia 637 mal leichter sein müssen als auf unsrer Erde — vorausgesetzt, daß beide die gleiche Dichtigkeit haben. In Wirklichkeit dürfte die Dichtigkeit der Russia nur die Hälfte jener unsrer Erde betragen; um aber jedem Einwande über willkürliche Annahme vorzubeugen, wollen wir die beiderseitige Dichtigkeit als gleich annehmen.

Nach meiner Berechnung ergiebt sich, daß ein von der Russia mit nur 17,55 Meter Anfangsschnelligkeit abgeschleuderter Körper nicht mehr auf sie zurückfallen kann, sondern im Weltall verschwinden muß. Nun kann man aber als sicher annehmen, daß auch die Russia — wenngleich in einem sehr kurzen Zeitraum — alle die Phasen durchgemacht hat, welche unsre Erde durchmachte, seitdem sie sich von der Sonne abgetrennt hat; es wird also auch auf der Russia eine Zeit gegeben haben, zu der sie eine feste Kruste und inneres Feuer besaß, das sich in vulkanischen Ausbrüchen Luft machte. Ich sehe keinen Einwand gegen die Annahme, daß die Intensität der Naturkräfte dort ebenso groß sein könne als bei uns, anderseits aber wird die Wirkung jener Naturkräfte 637 mal (wahrscheinlich aber 1200 bis 1300 mal) größer sein als bei uns, so daß der obenerwähnte Stein von Teneriffa, mit 637 facher Kraft aus einem Vulkan der Russia ausgeschleudert, 621 075 Meter Anfangsschnelligkeit hätte. Er würde also mit der ungeheuren Schnelligkeit von 621 Kilometern die Russia verlassen, deren dünne Atmosphäre nicht im stande wäre, ihn zu schmelzen — höchstens an seiner Kruste —, so daß also diese Schnelligkeit immer noch fast elfmal größer wäre als die größte bisher beobachtete der Meteoriten. Der von Schiaparelli erhobene Einwand gegen den planetarischen Ursprung der Meteoriten würde somit hinfällig, wenn wir statt der großen Planeten Planetoiden als ihre Heimat annehmen.

Erinnerungen an Max v. Pettenkofer.

Von

Prof. Dr. Rudolf Emmerich.

> „Wenn es einen Magnet gäbe, der auf die Gegenden und Häuser hinwiese, in denen die Reichen und Gewaltigen des Geistes und der Seele wohnen, dann würde ich alle meine Habe verkaufen, diesen Magnet erstehen und mich unverweilt auf den Weg machen."
>
> Emerson: Repräsentanten des Menschengeschlechtes. S. 2.

Max Pettenkofer war, als er in Gießen bei Liebig arbeitete, wie mir Liebig selbst sagte: „ein schöner, kräftiger Jüngling, mit feurigem Auge und schwärmerischem Blick".

Ein schwärmerischer Blick ist nichts Nachteiliges für junge Leute, zumal in demselben die Begeisterung für das Schöne und Ideale Ausdruck fand, welche den jungen Pettenkofer durchglühte und die ihn ja auch einmal vorübergehend auf die Bretter führte, die die Welt bedeuten. Pettenkofer trat nämlich, nachdem er in München zwei Jahre Naturwissenschaften studiert hatte, als Lehrling zu seinem Onkel in die Hofapotheke ein. Der Onkel war ein strenger Herr, und eines Tages gab er dem Neffen, als diesem ein Mißgeschick bei der Arbeit passierte, eine Ohrfeige. Pettenkofer, der eine solche Behandlung mit seiner Ehre nicht vereinbaren konnte, verließ sofort die Hofapotheke und wurde Schauspieler. Das war die erste Entgleisung in seinem Leben, wie er selbst zu sagen pflegte. Das Theater zu Regensburg nahm den jungen, poetisch veranlagten Mann als Statisten auf.

„In Augsburg," erzählte Pettenkofer humoristisch, „ließ ich als enragierter Schauspieler einige Buchstaben meines Namens weg und trat unter dem Pseudonym Penkof als Brackenberg in Goethes ‚Egmont', als Astolf in Calderons ‚Leben ein Traum' auf; auch einige andre Rollen eignete ich mir an. In der freien Zeit ging ich nach dem nahen Friedberg. Da lebte als Rentbeamter mein Onkel Josef Pettenkofer, der höchlich über meinen Schauspielerberuf entrüstet war. Aus dieser Entrüstung hätte ich mir nun nicht viel gemacht, aber wohl aus seiner schönen, liebenswürdigen Tochter Helene, die ich liebte. Ihre Erklärung, sie wolle mir Herz und Hand schenken, wenn ich nur wieder zurückkehrte und ein ordentlicher Mensch würde, machte Eindruck auf mich. Ich verließ die Bretter, verlobte mich mit Helene, ging nach München und arbeitete an der Universität mit meiner ganzen Kraft, um bald angestellt zu werden und heiraten zu können. Aus der Hofapotheke war ich durch meinen Onkel Xaver verbannt,

denn ein ehemaliger Schauspieler konnte sich nach seiner Meinung höchstens noch zum Mediziner eignen." [1])

Pettenkofer wollte ursprünglich, veranlaßt durch seine Lehrer Professor Spengel und Rektor Fröhlich, Philologie studieren. Glücklicherweise haben ihn seine dürftigen pekuniären Verhältnisse bestimmt, ein rentables Fach, nämlich Medizin, zu wählen, und der weite Blick seines für ihn väterlich besorgten Onkels, des Hofapothekers Xaver Pettenkofer, hat ihm den richtigen Weg der Vorbereitung gewiesen und ihn veranlaßt, sich nach Gießen zu Liebig zu begeben, der damals im Zenit seiner Leistungen stand und seine für die rasche Entwicklung der Chemie bahnbrechenden Arbeiten in Gemeinschaft mit seinen Schülern ausführte, zu denen Heinrich Will, Hermann Kopp, Remigius Fresenius, Adolf Bardeleben und Max Pettenkofer, lauter später berühmt gewordene Männer, gehörten. Pettenkofer wandte sich mit jugendlicher Begeisterung der rasch emporblühenden Wissenschaft zu, welche gerade auch der „Lebenskraft" durch die synthetische Herstellung organischer Körper den Todesstoß gegeben hatte. So hoch gingen die Wogen der Begeisterung für die Chemie, daß er nach Fertigstellung einer sehr bedeutsamen Arbeit: „Ueber Kreatin" und nach der Entdeckung der noch heute in Gebrauch befindlichen, so außerordentlich fruchtbaren Pettenkoferschen Gallenprobe sogar chemische Sonette dichtete, in denen er Roger Baco, Lavoisier, Scheele, Fuchs, Liebig und andre verherrlichte.

Da die chemischen Sonette, welche von frischem, freisinnigem Geiste durchweht sind, uns zeigen, wie der junge, vorwärtsstrebende Forscher von seiner Wissenschaft entflammt und von dem Schicksal der Märtyrer derselben ergriffen wurde, da sie geeignet sind, uns sein Innerstes, den Adel seiner Gesinnung zu enthüllen, so sollen einige dieser Sonette hier wiedergegeben und das vorausgeschickt werden, was Pettenkofer selbst in der Vorrede über dieselben sagte.

„Als ich im Herbst 1844," schreibt Pettenkofer, „von Gießen zurückkehrte, fühlte ich mich von dem wissenschaftlichen Leben, welches damals in dem Liebigschen Kreise herrschte, jugendlich so begeistert, daß ich am liebsten gleich wieder nach Gießen zurückgereist wäre, wenn es meine Verhältnisse gestattet hätten. Da ich in München nicht sofort Gelegenheit fand, experimentell zu arbeiten, so machte ich dem innern Drange in chemischen Sonetten Luft. Als ich diese poetischen Jugendsünden kürzlich statt eines wissenschaftlichen Vortrages in einem Kreise von Freunden und Kollegen als Faschingsscherz (der Vortragsabend fiel auf den Faschingstag) vorbrachte, wurde von für mich maßgebender Seite der Wunsch ausgesprochen, diese Verse als Erinnerung an eine Zeit zu besitzen, in welcher die Jugend sogar für die prosaische Arbeit begeistert sein konnte, und gemeint, daß ich damit auch den andern Zuhörern ein Vergnügen in diesem Sinne bereiten könnte. Da entschloß ich mich gern, die seit vierzig Jahren Abgelagerten, die wenigstens das nonum prematur in annum hinlänglich hinter sich haben,

[1]) Max v. Pettenkofer von Prof. Dr. F. Erismann. Deutsche Med. Wochenschrift 1901. Nr. 14 S. 210.

als Manuskript für Freunde drucken zu lassen, bitte aber alle, welchen sie in die Hände kommen, keinen weiteren Gebrauch davon zu machen, denn Verse könnten in den Augen vieler meinem Rufe als Professor, der ja nur exakt sein soll, und dem Rufe seiner Schule sehr bedenklich werden."

Anton Lorenz Lavoisier.

Du legtest prüfend alles auf die Wage,
Ein Mann der Wahrheit und Gerechtigkeit.
Das Zünglein war dein scharfes Schwert im Streit,
Ob es herüber, ob hinüber schlage.

Und alle Weisheit unsrer weisen Tage
Ragt über deinem Wissen noch nicht weit.
Wir machten wohl die Wege lang und breit,
Doch gab dein Genius Richtung uns und Lage.

Wie lohnt dein Volk das Herrliche, das Wahre?
Verehrt es dich gleich einem halben Gotte?
Durchflicht's mit goldnem Lorbeer deine Haare?

Ans Kreuz mit ihm! so tobt die wilde Rotte.
Man reißt wie einen Priester vom Altare
Dich von der Arbeit weg und — zum — Schafotte.

Roger Baco.

Doctor mirabilis.

Wer von der Frucht der Wahrheit je genoß,
Den lüstet es danach sein ganzes Leben.
Du aßest sie mit Seelenangst und Beben,
Als dich des Klosters Kerker eng umschloß.

Der eignen Brüder dumm fanat'scher Troß
Hat dich dem tiefsten Jammer preisgegeben,
Und sie begriffen nicht dein frommes Streben,
Weil deine Wunder für sie allzugroß.

Ein milder Papst hat endlich dich verteidigt,
Und dein Verdammungsurteil er zerriß,
Doch schnöde ward dein Freiheitsbrief beseitigt.

Dein Auge brach in Kerkersfinsternis.
Und die im Leben dich so schwer beleidigt,
Sie schrieben auf dein Grab: Mirabilis.

Frühlingstraum.

Die erste Lerche, die ich heut vernommen,
Hat mich in wundersamen Traum gewiegt.
Mir war's, als hätt' ich glorreich obgesiegt,
Auf Regenbögen den Olymp erklommen.

Die Seligen — sie jubelten: Willkommen!
Und wie mein Blick durch ihre Reihen fliegt,
Sah ich den Himmel, der auf allen liegt,
Und fühlte mich in Seligkeit verschwommen.

Ich sah, wie Hand in Hand nach einem Ziel
Stahl und Lavoisier zusammengingen.
Ich sah, die jüngst bekämpft sich bitter viel,
Berzelius und Liebig sich umschlingen.
Da reicht ein Cherub mir das Saitenspiel,
Das Himmlische des Friedens zu besingen.

Zur Charakteristik des jungen Pettenkofer ist noch nachzutragen, daß er einen dunkeln Teint und rabenschwarz-glänzendes Haar hatte, welches in üppiger Fülle die ebenmäßige, mächtige Stirn umwallte, während mächtige Augenbrauen das geniale Auge beschatteten. Pettenkofer wurde infolgedessen bald für einen Franzosen oder Italiener und von andern wieder für einen Spanier gehalten.

Als sich Pettenkofer im Jahre 1857 mit Unterstützung Max II., des Förderers der Wissenschaft, zu Studien über Ventilation in Paris aufhielt, besuchte er auch einen Mechaniker Namens Njumann, der damals die besten Anemometer verfertigte, die in Deutschland noch so gut wie unbekannt waren. Pettenkofer kaufte einige dieser sehr kostbaren Instrumente und machte sie, obgleich er damals nur 700 Gulden Jahresgehalt, zwei Scheffel Weizen und sieben Scheffel Korn bezog, seinem Laboratorium zum Geschenk. Als Pettenkofer gelegentlich dieses Einkaufs Herrn Njumann fragte, ob er Engländer sei, erwiederte dieser: „Nein! aber Sie sind ohne Zweifel ein Spanier." — „Nein," sagte Pettenkofer, „ich bin aus dem Donaumoos bei Ingolstadt in Oberbayern." — „Und ich," erwiderte der anglisierte Njumann, hocherfreut, einen Landsmann vor sich zu haben, „ich bin nicht weit davon, aus Straubing in Niederbayern, und heiße Neumann." Es war dies in der Zeit der Ohnmacht und Zerrissenheit unsers Vaterlandes, in welcher sich ein Bayer schämte, Bayer, ein Deutscher Deutscher zu sein. Leider besitzen wir wenige Bilder aus Pettenkofers Jugendzeit, dagegen mehrere aus den sechziger und siebziger Jahren. Sie zeigen uns Pettenkofer in der Sturm- und Drang- und Kampfperiode, in welcher er mit bewundernswerter Dialektik einen harten, unablässigen Kampf für seine neuen Lehren führte, durch welche viele alte, eingewurzelte Irrtümer und Dogmen über den Haufen geworfen und große Menschenmassen mit wohlthätigen Einrichtungen beschenkt wurden. Kühn und schneidig, fast herausfordernd blickt das feurige Auge in die Welt. Man ahnt den Helden Pettenkofer, den wir späterhin bei mehreren Gelegenheiten bewundern und ehren durften. Noch das herrliche Kunstwerk aus Lenbachs Meisterhand verewigt den heldenhaften Kämpfer und ruhmreichen Sieger Pettenkofer, aber auch den genialen Forscher, dem Pallas Athene bereits den Unsterblichkeit verleihenden Weihekuß auf die Stirn gedrückt hat.

Diesen unsterblichen Forscher und Gelehrten bewundern wir auch in dem

herrlichen Oelgemälde Fritz August Kaulbachs und in der vortrefflichen Büste Hildebrands. Beim Anblick des ersteren glaubt man den von allen geliebten Meister in leibhaftiger Gestalt zu sehen, wie er am Abend seines Lebens zur Freude seiner Freunde in jugendlicher Frische unter uns weilte. Hildebrands Pettenkofer-Büste wurde von vielen Besuchern der letzten Münchener Kunstausstellung für die Büste eines altgriechischen Philosophen gehalten. Der klassische Hauch, den dieses Kunstwerk atmet, war nicht etwa eine phantasievolle Schöpfung des Künstlers, sondern ein im geistigen Wesen des großen Gelehrten begründetes Charakteristikum der äußern Erscheinung. Von mehreren Seiten wurde Pettenkofer mit den altgriechischen und -römischen Geistesheroen verglichen und diesen hinsichtlich seiner universellen Bildung und der kulturgeschichtlichen Bedeutung seiner Wirksamkeit an die Seite gestellt. Und in der That, Pettenkofer war ein „Weiser“ in des Wortes ganzer Bedeutung, er verdiente diesen Namen so gut wie irgend einer von den Weisen Griechenlands. Wenn irgendwo eine recht schwierige Frage auftauchte, zu deren Lösung naturwissenschaftliche Kenntnisse nötig waren, und wenn die Weisheit der andern zu Ende war, da wendete man sich an Pettenkofer.

Professor v. Nußbaum pflegte in seiner Vorlesung über Chirurgie zu sagen: „Wenn wir alle nichts mehr wissen, dann wenden wir uns an unsern Pettenkofer, der weiß immer Rat und das Richtige zu treffen.“

Viele seiner Entdeckungen sind, wie Keim sagt, dem Umstande zu danken, daß er in der betreffenden Sache um Rat gefragt wurde. So erfand er als Mitglied der vom Königlichen Ministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten bezüglich der Konservierung von Oelgemälden eingesetzten Kommission das Regenerationsverfahren für Oelgemälde, durch welches die durch äußere Einflüsse scheinbar zerstörten Prachtwerke alter Meister wieder im vollen, ursprünglichen Glanze erstrahlten.

Als Professor Dr. Du Bois Reymond am Gardasee für nur zwei Lire ein Oelbild gekauft hatte, welches von dicken Rauch- und Ruß- und Schmutzschichten bedeckt war, aber aus einer noch leidlich sichtbaren Figur ein Meisterwerk ahnen ließ, bat er Pettenkofer, das Bild regenerieren zu wollen. Pettenkofer erkannte bald, daß das Regenerationsverfahren nicht anwendbar war. Aber es gelang Pettenkofer, das Bild völlig zu reinigen, und er erfand dabei eine neue Methode, verschmutzte, vom Rauch und Staub der Jahrhunderte bedeckte Oelgemälde zu reinigen, und das kleine, um zwei Lire erstandene Bild hatte nach der Reinigung durch Pettenkofer einen Wert von mehreren hundert Mark. Auch als die herrliche Marmorstatue Justus v. Liebigs durch Bubenhand beschmutzt wurde, wendete man sich vergebens an viele Sachverständige. Erst Pettenkofer gelang es, durch ein sinnreiches Verfahren die Flecken vollständig aus dem Marmor zu entfernen. Aber nicht nur das; er erfand auch bei dieser Gelegenheit eine Methode, um Marmorstatuen gegen die zerstörenden Einflüsse der Stadtluft und gegen absichtliche Verunreinigung zu schützen, ohne daß hierdurch das Aussehen und der Glanz des Marmors auch nur im geringsten beeinflußt wird. So

spendete er freigebig aus dem unerschöpflichen Schatze seines Wissens, ohne an Dank zu denken, mit vollen Händen.

Pettenkofer wurde nie vergebens um Rat ersucht, und seine Ratschläge waren voll salomonischer Weisheit.

Sogar den Schlangenbändiger mußte er machen, als in Gaßners zoologischem Museum eine große Giftschlange aus ihrem Käfig entkommen war. Da das Museum der für die Besucher drohenden Gefahr wegen polizeilich geschlossen wurde, so wendeten sich der schwer geschädigte Besitzer und die Behörden an die kompetentesten Zoologen des In- und Auslandes und an viele andre Sachverständige. Aber niemand wußte Rat, wie man der gefährlichen Bestie gefahrlos habhaft werden könnte. Schließlich kam man auch zu Pettenkofer.

„Ich kann," sagte dieser, „innerhalb weniger Stunden angeben, wie man die Schlange sicher ohne Gefahr töten kann, wenn man mir eine andre Schlange der gleichen oder ähnlichen Art übergiebt, damit ich ein Experiment damit ausführen kann." Dem Wunsche Pettenkofers konnte sofort entsprochen werden, da in Gaßners Museum noch eine Schlange der gleichen Art vorhanden war. Man gab ihm eine Schlange der gleichen Art und Größe, welche er in ein Zimmer brachte, in welchem er durch Verbrennen einer bestimmten Menge Schwefel schwefelige Säure entwickelte. Es dauerte eine volle Stunde, viel länger als Pettenkofer erwartet hatte, bis das Tier sich nicht mehr bewegte und nicht mehr atmete. Er ließ nun das scheinbar verendete Tier vorsichtshalber aus dem kalten Versuchsraum in die Nähe des Dampfkessels der Zentralheizung bringen, wo es sehr warm war — und siehe da, schon nach wenigen Minuten fing die Schlange zu atmen an und wurde sehr lebhaft. Jeder andre hätte es daraufhin als aussichtslos bezeichnet, die entkommene Schlange durch schwefelige Säure töten zu wollen. Pettenkofer aber fragte sich: wie war es möglich, daß die Schlange trotz einstündigen Aufenthaltes in einer mit enormen Mengen von schwefeliger Säure erfüllten Atmosphäre, in welcher die für alles tierische Leben tödliche Dosis dieses Gases weit überschritten war, dennoch, allen Voraussetzungen entgegen, am Leben blieb? Pettenkofer erkannte sofort, daß dieses auffallende Versuchsergebnis ausschließlich in der niederen Temperatur des Versuchsraumes, in dem der Vergiftungsversuch ausgeführt wurde, begründet war. Es war Winter und die Temperatur des Raumes nur etwa vier Grad Celsius. In diesem kalten Raum befand sich die Schlange, so schloß Pettenkofer, in einer Art Kältestarre (Winterschlaf), sie atmete infolgedessen nicht oder nur sehr selten, so daß die großen Mengen schwefeliger Säure in der Luft nicht in die Respirationsorgane gelangten und für die Schlange schadlos waren. Pettenkofer wiederholte nun den Versuch ganz genau und im gleichen Raume, mit dem einzigen Unterschied, daß er vor und während desselben tüchtig heizen ließ, so daß die Zimmertemperatur auf 28 Grad stieg. Nun mußte die Schlange atmen, und schon nach zehn Minuten war sie verendet. Pettenkofer schlug nun vor, das zoologische Museum stark zu heizen und gleichzeitig eine bestimmte Menge Schwefel verbrennen zu lassen. Den Bedenken und Einwänden vieler entgegen bewährte

sich der Vorschlag glänzend; nach wenigen Minuten kam die gefürchtete Schlange aus ihrem Versteck zum Vorschein und verendete vor den Augen der Zuschauer. Die getötete und in Spiritus konservierte Schlange wurde späterhin dem Publikum als die teuerste Schlange der Welt zur Schau gestellt, weil man viele auswärtige Gelehrte und schlangenkundige Laien, die sich ihre Gutachten gut bezahlen ließen, zu Rate gezogen hatte, anstatt gleich zum Altmeister Pettenkofer zu gehen. Aber ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!

Pettenkofer war ein großer Verehrer der Kunst, was bei seinem freundschaftlichen Verkehr mit so berühmten Meistern wie Gärtner, Klenze, Schraudolph, Kaulbach bis zu den jüngeren Piloty, Lenbach und so weiter nicht zu verwundern ist. Ich hatte öfters das Glück, ihn bei dem Besuche der Ateliers von Lenbach, Ruemann, Rudolf Maison und andern begleiten zu dürfen. Rudolf Maison zeigte uns einmal auf besonderen Wunsch Pettenkofers seine Kreuzigungsgruppe. „Ich habe Christus," sagte Maison, „nicht als Gottessohn, nicht als Gott, sondern als Philosophen und als Begründer der schönsten sozialistischen Lehre aufgefaßt." — „Nun," erwiderte v. Pettenkofer, „wenn er auch kein Gott war, so war er doch ein göttlicher Mensch."

Pettenkofer war, wenigstens im späteren Alter, nicht ungläubig. Wir sprachen öfters über religiöse Dinge. Einmal fragte ich ihn, ob er denn an ein Fortleben nach dem Tode glaube. „Warum," erwiderte er, „sollte so etwas nicht möglich sein?! Es giebt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen wir keine Ahnung haben. Denken Sie nur an die Röntgenstrahlen, die uns eine ganz neue Kraft enthüllten, welche Unsichtbares sichtbar zu machen, Holz, Papier, Kleidungsstoffe, ja sogar den menschlichen Körper zu durchleuchten vermag!" Pettenkofer citierte dabei die Worte von Thomas Carlyle, welche ins Deutsche übersetzt lauten: „Die Wissenschaft hat viel für uns gethan, aber das wäre eine armselige Wissenschaft, die die große, geheiligte Unendlichkeit des Nichtwissens vor uns verbergen wollte."

In Maisons Atelier stand damals auch ein herrliches Sujet des Meisters, „eine dem Bade entstiegene Jungfrau", welche sich mit einem Tuch die üppigen Schenkel trocknet. „Ah," sagte v. Pettenkofer doppelsinnig, „das ist eine, die sich gewaschen hat."

Pettenkofer verstand es vorzüglich, bei Gelegenheitsreden oder im einfachen Gespräch seine Zuhörer durch treffende Bemerkungen oder schlagenden Witz zu verblüffen. Ich zeigte ihm einmal einen von mir im Fell konservierten, vor fünf Monaten geschlachteten Hammel und machte ihn darauf aufmerksam, daß das Fleisch viele Monate lang ganz frisch bleibt, wenn die Haut (das Fell) gesund und unverletzt ist. „Da sieht man wieder," sagte v. Pettenkofer, „welch großen Wert es hat, wenn einer in einer guten Haut steckt."

Wenige Tage vor seinem Tode saß ich bei ihm in seinem Arbeitszimmer, als die Verlobungskarte des Herrn Oberingenieurs Max Niedermayer eintraf, der zugleich Kommandant der Münchener Feuerwehren ist und den Pettenkofer sehr hoch schätzte. „Ah," sagte er, „da muß ich gleich gratulieren." — „Ich

gratuliere Ihnen," so schrieb er, „von ganzem Herzen, muß mich aber sehr darüber wundern, daß trotz der guten Löscheinrichtungen in München zwei Herzen in Brand geraten konnten."

Pettenkofer war ein herzensguter Mann und konnte seine Freunde innig lieben und wie ein echter deutscher Mann die Feinde furchtbar hassen.

„Ich liebe, die mich lieben,
Und hasse, die mich hassen;
So hab' ich's stets getrieben
Und will davon nicht lassen!"

konnte er mit Mirza Schaffy sagen.

Bei der Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums sagte ich im Auftrage der Schüler des Jubilars: „Ich kenne keinen unter Ihren Schülern und Freunden, dessen Herz Sie nicht im Sturme erobert durch Ihre herzgewinnende, natürliche Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, durch gerade und ehrliche Offenheit, durch hilfbereites Wohlwollen und, wenn es galt, durch wahrhaftiges, inniges Mitgefühl — durch inniges Mitgefühl — glücklich, wer es niemals bedurfte! — Wenn aber einen von uns schweres Unglück betraf, dann haben Sie, innig geliebter Lehrer, väterlicher Freund, mit uns getrauert, mit uns geweint, und dieser lindernde Balsam aufrichtiger Teilnahme war uns Trost und Erhebung. Aber auch wenn Donnerwolken fremdes Glück umhüllten, wenn die seuchenbringenden Pfeile zerschmetternd niederfuhren unter die Aermsten des Volkes, und wenn Sie von heroischen Thaten wahrer Seelengröße im Unglück erzählten, auch da sahen wir Thränen des Mitgefühls in Ihren Augen perlen. Wenn Hochherzigkeit, Menschenliebe und selbstlose Herzensgüte des Lorbeers würdig sind, dann schmückt auch dieser Ruhmeskranz Ihr teures Haupt!"

Das waren keine hohlen Phrasen, sondern Worte, für deren Berechtigung ich viele Beweise aus Pettenkofers Leben anführen könnte.

Wehe dem, der sich seinen gerechten Zorn zugezogen hatte! Namentlich dann, wenn jemand Pettenkofers Lehren ohne Berechtigung oder ohne sie verstanden zu haben, anzugreifen wagte, dann flammte das Auge unter den schwarzen, buschigen Brauen, und die männliche Entrüstung machte sich im Sturme Luft, der ohne Rücksicht alles entwurzelte, was nicht wahr und echt war.

Ein bekannter außerordentlicher Professor der Münchener medizinischen Fakultät versuchte einmal in einer Sitzung des ärztlichen Vereins Pettenkofers Grundwassertheorie zu kritisieren. Diese Kritik zeigte, daß der Betreffende die Theorie ganz unrichtig aufgefaßt hatte. Sofort stand Pettenkofer auf und sagte: „Man muß meine Lehren kennen, wenn man sie bestreiten will." — „Ich habe alle Ihre Abhandlungen gelesen," erwiderte der andre. — „Ja," sagte Pettenkofer, „man muß sie nicht nur gelesen, sondern auch verstanden haben," worauf er in bewundernswerter Dialektik und beißender Ironie die Unkenntnis des andern schonungslos an den Pranger stellte.

Ein hervorragender Professor der philosophischen Fakultät in München wagte einmal ebenfalls, über die Grundwassertheorie Pettenkofers einen aller-

dings ernst gemeinten Witz zu machen, indem er sagte: „Wenn man das Steigen und Fallen der Kurse an der Frankfurter Börse in einer Kurve auftragen würde, so könnte man zu dem absurden Resultate kommen, daß nicht nur das Grundwasser, sondern auch die Frankfurter Kurse Einfluß auf Typhus und andre Krankheiten haben."

Da der betreffende Professor wohlweislich unterlassen hatte, diese Kurven herzustellen, weil er damit gründlich hereingefallen wäre, so scheute sich Pettenkofer nicht, ihn einen Clown zu nennen, indem er sagte: „Es wäre interessant gewesen, diesen geistreichen Gedanken weiter zu verfolgen und zu zeigen, ob in München mehr Menschen an Typhus sterben, so oft die Frankfurter Kurse hoch oder wenn sie niedrig stehen. Wer die Rolle des Clowns mit Erfolg spielen will, der darf von den Späßen und Sprüngen, die er etwa machen zu können meint, nicht bloß reden, sondern er muß sie mit überraschender Schnelligkeit und Leichtigkeit sofort exekutieren, und erst wenn er dabei keinen Aufsatz prästiert, wird das lachlustige Publikum ihm Beifall klatschen. Ernste Angelegenheiten aber, wie Typhus und seine Ursachen, finden durch keine Witze ihre Erledigung, selbst wenn sie noch viel besser wären als die vom Münchener Grundwasser und von den Frankfurter Kursen."

Pettenkofer war in München eine sehr populäre Persönlichkeit. Fast jeder Münchener kannte seinen Pettenkofer. An seinem siebzigsten Geburtstag überhäuften ihn viele hohe und höchste Herrschaften mit Ehrenbezeigungen und Orden. Die Gelehrtenwelt des In- und Auslandes übergab Huldigungsadressen, in welchen er als Begründer der Hygiene und Wohlthäter der Menschheit gefeiert wurde. Der Magistrat ernannte ihn zum Ehrenbürger und begründete im Verein mit den Städten Danzig und Leipzig die Pettenkofer-Stiftung, welche Geldpreise für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Städtehygiene verleiht. Aber auch die Künstlerschaft, der Verein für rationelle Maltechnik, der Polytechnische Verein, der Aerzte-, der Apothekerverein und viele andre erschienen, um ihm den schuldigen Dank abzustatten. Der Verein der Hausbesitzer dankte ihm für die Assanierung der Hauptstadt, und sogar die Kanalarbeiter Münchens brachten ihm ihre Huldigung dar.

An seinem einundachtzigsten Geburtstag hatten sich Hunderte von Münchener Bürgern vereinigt, um dem Jubilar die goldene Pettenkofer-Medaille und die zur Ehrung hervorragender Hygieniker gestiftete silberne Pettenkofer-Medaille zu überreichen, während der Münchener Mäßigkeitsverein den Pettenkofer-Brunnen stiftete, der humoristischerweise der großen Augustinerbrauerei gegenüberliegt und bei dessen Einweihung v. Pettenkofer unter anderm sagte, sein Schulkamerad Joseph Wagner (der Besitzer des Augustinerbräus) brauche nicht zu fürchten, daß er ihm mit dem Pettenkofer-Brunnen Konkurrenz mache, denn in München seien die Wassertrinker leider äußerst selten. Die Popularität, deren sich der große Gelehrte in Arbeiterkreisen erfreute, äußerte sich oft in rührender Weise.

Wenn er im Sommersemester während des Physikatsexamens in einer nahe beim Hygienischen Institut gelegenen Wirtschaft speisen mußte, konnte man ihn

im sogenannten „Garten" des Polnischen Hofes mitten unter den Arbeitern, die ihn alle kannten, sitzen sehen.

In Cholerazeiten besuchte er forschend und Trost spendend die Hütten der Armen und Aermsten, wo es oft grauenhaft aussah. Dabei spielten sich auch drollige Scenen ab.

Als er einmal dem Besitzer einer arg verschmutzten Herberge sagte, er möge doch den Schmutz aus dem Hofe fortschaffen, damit es nicht gar so fürchterlich stinke, erwiderte ihm dieser: „Nein, Herr Professor, da geschieht nichts, ich möcht' mein Häusel schmecken." [1])

Großen Spaß machte es Pettenkofer, daß das neu errichtete Hygienische Institut in der Findlingstraße vom Volk scherzweise auch heute noch, im Gegensatz zum Hypothekengebäude, als „Hypothesenpalast" bezeichnet wird.

Durch die populären Vorträge, welche Pettenkofer und seine Schüler hielten, waren seine Entdeckungen auch in Arbeiterkreisen bekannt geworden. Ich saß einmal in der Restauration Wittelsbach in der Goethestraße, in welcher vorherrschend Arbeiter verkehrten. Ein alter Maurer tadelte seine jungen Genossen, weil ihnen die Eigenschaften der Baumaterialien, die ihnen täglich durch die Hand gehen, nicht bekannt seien. „Wißt ihr," so fragte er, „daß die Steine, der Mörtel und das Holz so für Luft durchlässig sind, daß man, wie der alte Pettenkofer zeigte, durch einen Backstein, durch eine Mauer oder ein Stück Holz ein Licht ausblasen kann?" Alle belachten ungläubig die Worte des eifrigen Alten. Dieser aber nahm ein Stück hartes Buchenholz vom Ofen weg, tauchte das eine Ende einige Minuten in das vor ihm stehende Bier und fing an, in das andre Ende hineinzublasen — und siehe da, sofort bildete die durchgeblasene Luft reichliche Schaumblasen, und nach kurzer Zeit war zum Erstaunen der Zuschauer die untere Fläche des Holzstückes mit dickem, weißem Schaum bedeckt. Dieser Maurer hatte also das Experiment zur Demonstration der Luftdurchlässigkeit von Holz nicht nur viel einfacher, sondern auch in noch überzeugenderer Weise ausgeführt als Pettenkofer, der die Seitenflächen des Holzstückes erst mit undurchlässigem Kitt umgab und auf die obere und untere Holzschnittfläche je einen Glastrichter kittete. Während das Endrohr des einen Trichters in Wasser gehalten wurde, konnte man in das des andern hineinblasen und am Durchgang der Luftblasen durch das Wasser sehen, daß die Luft durchs Holz hindurchgegangen war. — Als ich Pettenkofer dieses interessante Erlebnis mitteilte, war er über diesen Erfolg seiner populären Vorträge sehr erfreut und sagte in bekannter Bescheidenheit: „Ja, das weiß ich schon lange, daß es auch unter den einfachen Arbeitern Leute giebt, die gescheiter sind als ich." Die Popularität Pettenkofers beschränkt sich also nicht bloß auf die sogenannte „bessere" Gesellschaft, sie geht durch alle Schichten der Bevölkerung. Kaufleute, Gewerbetreibende und namentlich auch die Arbeiterbevölkerung — alle wissen, was sie ihrem Pettenkofer zu verdanken haben, der unser geliebtes München aus einem von den Fremden

---

[1]) schmecken = riechen.

gefürchteten „Typhusnest" zu einer reinen und gesunden Stadt gemacht hat, die, dank ihrer herrlichen Umgebung und dank den von den Wittelsbachern geschaffenen großartigen Kunstwerken, jetzt alljährlich vom Fremdenverkehr überflutet und von vielen Auswärtigen mit Vorliebe zu dauerndem Aufenthalt gewählt wird. So ist Max v. Pettenkofer nicht bloß ein Förderer der Gesundheit, sondern auch ein Mehrer des Wohlstandes von München geworden, und wenn irgendwo, so trifft hier die Richtigkeit der Worte Emersons zu: „Der Ruhm bedeutender Männer wächst ihren Mitbürgern zu. Der Umstand, daß in einer Stadt der Erfinder der Eisenbahn wohnt, hebt das Ansehen aller Bürger dieser Stadt."

Für mich ist heute noch ein hoher Genuß die Erinnerung an jene weihevollen Stunden, in denen ich den Meister bei der Lösung schwieriger wissenschaftlicher Probleme bewundern durfte. So war er auch einmal mit der Lösung einer chemischen Frage beschäftigt, die sein Assistent Dr. Rudolf Sendtner an ihn gestellt hatte; da klopfte es an die Thür, und auf unser „Herein!" trat Seine Excellenz der Minister v. Lutz ein, der, als er Pettenkofer bei der Arbeit sah, uns zu verstehen gab, daß er ihn nicht stören wolle. Bei solchen schwierigen Untersuchungen schien der Meister in höheren Sphären der Wirklichkeit entrückt zu sein. Er hatte nicht bemerkt, daß der Minister eintrat und sich auf einen Stuhl setzte. Pettenkofer hatte eine Reihe chemischer Reaktionen ausgeführt, und plötzlich ertönte aus seinem Munde das *Εὕρηκα* „ich hab's". Er hatte das Prinzip einer einfachen Methode des Nachweises kleiner Quecksilbermengen gefunden, und nun erst bemerkte er den Minister, der gekommen war, um dem Meister persönlich mitzuteilen, daß Fürst Bismarck dringend wünsche, ihm die Organisation und das Direktorium des zu gründenden Reichsgesundheitsamtes zu übertragen.

Pettenkofer fühlte sich hochgeehrt, er war tiefgerührt, so daß ihm, wie meist bei großen Ereignissen, die Thränen in die Augen traten. Er versicherte aber dem Minister, daß er jetzt ebensowenig sein geliebtes München verlassen werde, wie damals, als er den ehrenvollen Ruf erhielt, in Wien das erste hygienische Institut zu begründen. Er pflegte zu sagen: „Ich passe nicht nach Berlin." Fürst Bismarck war ein aufrichtiger Verehrer Pettenkofers, und als der in Ungnade gefallene Ex-Reichskanzler auf seinem großartigen Triumphzug durch Deutschland nach München kam, war Pettenkofer einer der wenigen, die zu ihm bei Lenbach zu Tisch geladen wurden. Wenn Pettenkofer eine wichtige Frage bearbeitete, so ging er ganz in seiner Arbeit auf. Das Ziel, das er sich gesteckt, mußte erreicht werden, kostete es auch noch so viel Geld und Mühe, und selbst seine Gesundheit, sein Leben opferte er, wenn es sein mußte, der wissenschaftlichen Erkenntnis. Nicht bloß das berühmte Cholera-Experiment, auch noch andre Fälle kann ich anführen, in welchen sein Leben bei experimentellen Forschungen in Gefahr war. Als die Kohlensäure-Eismaschinen aufkamen und die flüssige Kohlensäure ausgedehnte Anwendung in der Industrie fand, hatte ich beschlossen, durch Versuche an mir selber und einigen Freunden festzustellen, welcher Kohlen-

säuregehalt der Luft für den Menschen gefährlich ist — eine wichtige Frage, welche noch nicht entschieden war. Als ich dies meinem Lehrer Pettenkofer mitteilte, ließ er sich nicht davon abbringen, am Experiment selbst teilzunehmen. Wir ließen in einem kleinen Zimmer des Hygienischen Instituts flüssige Kohlensäure aus eisernen Bomben ausströmen und bestimmten fortgesetzt den steigenden Kohlensäuregehalt nach Pettenkofers klassischer Methode. Als der Kohlensäuregehalt der Luft acht Prozent erreicht hatte, stellten sich bei uns allen schwere Vergiftungserscheinungen ein: heftiges Herzklopfen, stürmische, sehr erschwerte Atmung, Blaurotfärbung des Kopfes, heftige Kopfschmerzen. Als wir infolge davon schon alle das Zimmer verlassen und in der Hoffnung, daß uns Pettenkofer folgen werde, Reißaus genommen hatten, wollte er immer noch im Zimmer bleiben, aber glücklicherweise waren die Kohlensäurebomben bald darauf leer gelaufen, so daß sich der Kohlensäuregehalt der Luft nicht mehr steigern konnte. Mir war es bei diesem Experiment besonders deshalb sehr unheimlich, weil man mir, wenn ein Unglück passiert wäre, mit Recht vorgeworfen hätte, dasselbe verschuldet zu haben.

Als ich Pettenkofer, nachdem er die Cholerabazillen getrunken hatte und wieder genesen war, fragte, ob er denn in Erwägung gezogen habe, daß dieser Versuch eine tödliche Erkrankung zur Folge haben konnte, erwiderte er: „Gewiß! Aber es wäre für mich schön gewesen, in dem Bewußtsein zu sterben, der Wissenschaft durch meinen Tod genützt zu haben,“ und späterhin sagte er in einem Vortrag, den er im ärztlichen Verein über den Selbstinfektionsversuch mit Cholerabazillen hielt: „Selbst wenn ich mich täuschte und der Versuch lebensgefährlich wäre, würde ich dem Tod ruhig ins Auge sehen, denn es wäre kein leichtsinniger oder feiger Selbstmord, ich stürbe im Dienste der Wissenschaft, wie ein Soldat auf dem Felde der Ehre. Gesundheit und Leben sind, wie ich schon oft gesagt habe, allerdings sehr hohe irdische Güter, aber doch nicht die höchsten für den Menschen. Der Mensch, der höher stehen will als das Tier, muß bereit sein, auch Leben und Gesundheit für höhere, ideale Güter zu opfern.“

Pettenkofer fürchtete den Tod nicht. Er war nicht nur ein genialer Forscher, sondern auch ein Mann, der den Mut der Wahrhaftigkeit besaß, er war ein Held! Und solche Männer sind es, die auf die Welt am nachhaltigsten und mächtigsten einwirken, deren Gedanken, Geist und Mut künftigen Geschlechtern begeisternd voranleuchten. Der Freimut, die Ueberzeugungstreue, die Begeisterung und die Wahrhaftigkeit tragen das meiste dazu bei, den Genius unsterblich zu machen. Pettenkofer hat sich selbst ein unvergängliches Denkmal in seinem großen Werke gesetzt. Aber München, Bayern, Deutschland, ja die ganze Welt werden und müssen ihm auch den schuldigen äußerlichen Dank in gebräuchlicher Weise erstatten:

Denn der verdient ein Denkmal groß und erzen,
Der selbst sich eins gesetzt im Völkerherzen!

Friedrich Chopin als Komponist.

Von

Johanna Kinkel.

Geschrieben im Jahre 1855. Aus ihrem Nachlaß.

Einleitung.

Die musikalische Welt war immer in zwei feindliche Lager geteilt: das eine umfaßt die Salonmenschen, denen die Musik nicht viel mehr als ein Flitter oder eine Art von Parfüm für den Geist ist; das andre schließt die Klassiker in sich, welche nur den strengen Stil gelten lassen, der eine historische Berechtigung hat. Es giebt sehr wenige Komponisten, die von beiden Parteien zugleich anerkannt würden; im Gegenteil, eine jede Partei findet die Abgötter des feindlichen Lagers langweilig und lächerlich. Man nehme als Beispiel die äußersten Extreme: J. S. Bach und Donizetti. Werden nicht die Anhänger des einen vor der Musik des andern davonlaufen und sich, was das Kunsturteil angeht, gegenseitig gründlich verachten?

Ich bin in dem orthodoxen Lager erwachsen und hatte das Glück, daß derselbe Mann, der in seiner Jugend den Knaben Beethoven unterrichtete, in seinem späten Greisenalter mein Lehrer ward. Was Wunder, daß mir seit meiner Kindheit der Name Beethoven als musikalischer Gott und Rossini als Antichrist vor der Seele stand! Dazu kam noch, daß in meiner Heimat, wo, wie in jeder deutschen Universitätsstadt, die Gelehrten auch im Kunstgeschmack den Ton angeben, die Haupteindrücke, die ich empfing, Oratorien und Kirchenmusik der alten strengen Schule waren. Ich versenkte mich mit Leidenschaft in das Studium der ernsten und tiefen Musik und löste mich mit Widerwillen von aller oberflächlichen Modekomposition.

Ich erwähne diese persönlichen Einzelheiten nur darum, weil sie ein Bild der besonders in Deutschland weit verbreiteten Partei der musikalisch Orthodoxen geben, welche in ihren Uebertreibungen wie ein Mühlstein auf allen jungen Keimen einer frischen künstlerischen Entwicklung liegt. Bei diesen musikalischen Schwärmern wird die exklusive Verehrung des Klassischen zu einer Art Religion, mindestens ebenso intolerant wie ein Götterglaube.

Man denke sich die Stimmung eines solchen Musikers, der vorzugsweise Bach und Beethoven spielt, und dem man zumutet, er solle statt dessen die Polkas und Quadrillen eines namenlosen Komponisten einüben! Dies war mein Fall, als mir vor vielen Jahren im Musikladen einige Hefte Mazurkas von einem „gewissen Friedrich Chopin“ als interessante Novität vorgelegt wurden. Ich warf sie unberücksichtigt beiseite zu den Walzern von Strauß und Lanner, denn wie konnte ein Mensch, der Mazurkas schrieb, anderswohin als ins feindliche Lager gehören? Bald nachher kam mir eine Veranlassung, aus Gefälligkeit für

Freunde Tänze zu spielen; und ich verfiel auf jenes Heft Chopinscher Mazurkas, ohne zu ahnen, welche Bezauberung in diesen Blättern wohnte.

Kaum hatte ich die ersten acht Takte gespielt, so war mein Sinn von der wundervollen Schönheit dieser Musik gefangen genommen. Es war der Reiz des Unerhörten, einer vorher nie dagewesenen Anschauung der Tonwelt, die sich selbst aus der anspruchslosen Form eines kleinen Tanzstücks offenbarte. Welche Seele, in der nur ein Funke von Poesie wohnt, könnte der Macht des frisch Erschaffenen widerstehen, das zugleich anmutig und geistreich ist! Schmachtete das Ohr nicht inmitten der Ueberfülle von herrlicher Musik, wie sie uns seit einem Jahrhundert immer großartiger umströmte, dennoch wieder nach einem neuen, nie geahnten Klange? Das Schönste und Beste, was die Gegenwart leistete, überraschte nicht mehr, denn es erschien nur als eine Wiederholung, höchstens als eine Verfeinerung der Klassiker. Bei Chopin aber war das Schöne durchaus originell, und darum huldigt ihm der Hörer als einem der großen Erfinder, der in seinem Fach eine frische Epoche begründet.

I.

Zu keiner Zeit hat ein Individuum die Tonkunst auf allen Gebieten zugleich vorwärts gebracht. Der eine fand ein neues Prinzip, der andre die schönste Form für dessen Aufführung. Gluck, der größte musikalische Tragiker des vorigen Jahrhunderts, bekannte selbst, daß er nie danach gefragt habe, ob eine Melodie neu sei, wenn sie ihm dienlich schien, den Seelenausdruck wiederzugeben, den er eben für die vorliegende Situation gebrauchte. Mozart, der Erfinder der bezauberndsten Melodien, konnte nicht widerstehen, wenn ihm ein neuer Klang gleichsam vom Himmel herabgefallen war, denselben sogleich anzubringen, unbekümmert, ob er zur Situation der handelnden Personen paßte oder nicht. In unsern Tagen finden wir ebenso auffallend die Trennung gewisser musikalischer Anlagen in weltberühmten Künstlern. Ich brauche nur an Richard Wagner zu erinnern, der gewiß viele höchst wichtige Prinzipien aufgestellt hat, dessen Musik aber, weil ihr die herzgewinnende Schönheit fehlt, seinen Intentionen oft geradezu widerspricht. Nur die vereinten Resultate der Bestrebungen aller großen musikalischen Genies einer Zeit bahnen dem Kunstwerk der Zukunft den Weg.[1])

Wenn wir das bloße Schönheitsgefühl über die innerste Beschaffenheit einer Musik, abgesehen von der äußeren Form, in der sie auftritt, Richter sein lassen, so müssen wir Chopin als einen der edelsten Meister, die je gelebt, anerkennen. Es ist kein Name so hochgefeiert, mit dessen schönsten Gedanken die seinen sich nicht vergleichen ließen. Natürlich kann die sinnliche Wirkung, die ein gewaltiges Orchester, ein vielhundertstimmiger Chor hervorbringt, nie von einem Pianoforte erwartet werden; aber um auf dem Punkt gerecht zu sein, um den es sich hier handelt, müssen wir die rein geistige Quintessenz der Musik von den Effekten lösen, die sie durch äußere Mittel hervorbringt.

---

[1]) Damals hatte Wagner noch nicht Tristan, die Nibelungen und andres geschrieben.

Wenn von Komponisten ersten Ranges die Rede ist, so wird gewöhnlich etwas andres als die reine Qualität des von ihnen Geschaffenen in Anschlag gebracht. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß in den meisten Fällen ein großer Genius auch viel und Mannigfaltiges zu schaffen pflegt; aber dies hängt mehr von der Dauer des Wirkens und den Lebensumständen als von der Erfindungsgabe ab. Wieder hat man sich gewöhnt, diejenigen Meister in die erste Reihe zu stellen, welche die umfangreichsten Werke für Chor und Orchester geschrieben haben. Um einen königlichen Rang in der musikalischen Welt zu behaupten, scheint es unerläßlich, Opern, Oratorien oder Symphonien geschaffen zu haben. Gewiß würden die Kritiker, die auf diesem Standpunkt stehen, es geradezu lächerlich finden, wollte ein Komponist, der nur Lieder oder Musikstücke für ein einzelnes Instrument geschrieben hätte, eine Stelle neben den anerkannten Heroen behaupten.

Diese Ansicht läßt sich bestreiten. Es sind Komponisten von mittelmäßigem Talent weit berühmt geworden, weil sie, entweder als Günstlinge eines Regenten, oder durch große Geldmittel oder eine Clique in der Presse getragen, früh Gelegenheit fanden, Opern oder Messen an Orten aufzuführen, von wo aus sie rasch der ganzen Welt bekannt und zugänglich wurden. Ein Stück, das einmal mit Recht oder Unrecht berühmt geworden ist, findet überall Eingang, und die besten Kräfte unter den Sängern drängen sich daran, es aufzuführen. Es hängt von einem bloßen glücklichen Zufall ab, ob ein Komponist sich je die Bühne oder nur ein Orchester erringt.

Einem wirklich tief denkenden Geiste wird dies oft am allerschwersten werden. Welche Kriecherei vor Hofintendanten, Hofkapellen, Theatereigentümern, Primadonnen bis zu dem letzten intriganten Paukenschläger herunter gehört dazu, ein Erstlingswerk vor das große Publikum zu bringen! Und selbst wenn ein Künstler, von feurigem Enthusiasmus für die höchste Palme durchdrungen, alles dieses durchgestanden hätte, würde nicht das Publikum, das sich von dem Unverstandenen, Fremdartigen ohne gewissenhafte Prüfung abwendet, ein solches Werk fallen lassen?

Unsre ausübenden Künstler thun wenig oder nichts, um einem wahrhaft originellen Genie die Bahn zu brechen. Anstatt das Publikum zu ihrem Verständnisse heranzubilden, machen sie sklavische Konzessionen an den herrschenden Ungeschmack. Der ausübende Künstler hat die Pflicht, dem Genius zu d i e n e n. Schöne Stimme, Virtuosität und Vortragsfähigkeit sollten nur die Mittel sein, den Geist der Kunst lebendig darzustellen. Nun will aber das Instrument Selbstzweck werden und empört sich gegen eine geistreiche Musik, in welcher es verschwindet.

Unsre Sänger pflegen d i e Art von Musik offenbar am meisten, in welcher ihre persönliche Geschicklichkeit den Spielraum für sich allein behält. Wer kann leugnen, daß die größten lebenden Sängerinnen oft in der allerwertlosesten Musik öffentlich auftreten?

Und auf dem Gebiet der Kirchenmusik gehört für einen Komponisten eine

ganz eigne Gemütsrichtung dazu, um ihn im 19. Jahrhundert den Anachronismus begehen zu lassen, orthodoxe Oratorien und Psalmen zu schreiben.

Dürfen wir es einem so feinen Geiste wie Chopin verargen, daß er unter so bewandten Umständen weder Oper noch Oratorium schrieb, sondern für seine Komposition ein Fach erwählte, das er persönlich vertreten konnte? Einer der größten Klavierspieler seiner Zeit, hatte er die Macht, selber seinen wunderbaren Tondichtungen und mit ihnen einem neuen Stil Eingang zu verschaffen.

Wir wollen künstlerisches Verdienst auf einem andern Gebiete prüfen. Sind nicht Statuen und Bilder von den bescheidensten Dimensionen durch ihre Schönheit unsterblich geworden, ohne daß derjenige, welcher sie erschuf, sich durch große historische Gemälde oder für den Marktplatz bestimmte kolossale Gruppen einen Anspruch auf Ruf zu erringen brauchte? Auch in der Poesie gilt Platens Wort:

„Ein frisches Lied, das wirklich Leben sprudelt,
Kommt mehr zuletzt in aller Menschen Hände,
Als tausend starke, doch gekleckste Bände.“

Warum sollen wir uns denn scheuen, die Bedeutung eines nur für Klavier schreibenden Komponisten wegen der geistigen Schönheit, die ihm zu Gebote stand, höher anzuschlagen als die Wirkung jener, die mit alltäglichen Tonbildern nur einen ungeheuren Rahmen ausfüllen?

Erinnern wir uns an Franz Schubert, der vor zwanzig Jahren fast nur in dem engeren Kreise, in dem er persönlich gewirkt hatte, als ein Komponist von unsterblicher Bedeutung anerkannt wurde. Die wenigen Stimmen, die ihn neben den von der Welt längst vergötterten Meistern zu nennen wagten, wurden als unwissende, flache Enthusiasten verhöhnt, weil außer Liedern verhältnismäßig wenige Kompositionen Schuberts damals populär geworden. Jetzt, nachdem seine Harfe verhallte, hat man ihn heilig gesprochen, und indem man Mozart als den musikalischen Dramatiker, Beethoven als den Epiker par excellence hinstellt, vindiziert man Franz Schubert den Titel des ersten Lyrikers unsers Zeitraums.

Ohne Zweifel verdient Schubert den höchsten Rang unter allen Liederkomponisten; er hat selbst über diesen Kreis hinaus gewirkt. Das beweist die glänzende Aufnahme, welche Franz Liszts Umschreibungen Schubertscher Melodien für Klavier fanden: ein überaus verdienstliches Unternehmen, wodurch Schuberts Geist auch in die nicht ausschließlich den Gesang pflegenden musikalischen Kreise durchdrang.

Das höchste Verdienst Schuberts besteht darin, die Analogien bestimmter Harmonien mit poetischen Anschauungen und Gefühlen der menschlichen Seele darzustellen. Es ist ihm dies häufiger und in einer feineren Weise gelungen als selbst den großen Vorbildern, die er hatte. Hier können alle Zeitgenossen von ihm lernen, und wirklich ahmen ihm viele schon mit mehr oder weniger Glück nach.

Nicht so leicht ward es der verschleierten Muse Chopins, Glauben an ihre Göttererscheinung zu finden. Gleich wie in Schubert, wenn nicht in höherem

Grade, wohnt auch in Chopins Schöpfungen eine Welt von Poesie, aber es fehlt das vermittelnde Wort, welches jenen, die am meisten befähigt wären, ihn zu würdigen, seine Rätsel aufschließt.

II.

Wir wollen uns zuerst zu der am leichtesten verständlichen Form Chopinscher Musik wenden, zu seinen Walzern, die schon so ziemlich allgemein Freunde gefunden haben. Sie sind, mit seinen andern Kompositionen verglichen, leicht und faßlich geschrieben, und stoßen nur selten durch Dissonanzen ein allzu verweichlichtes Ohr ab. Wie tief und fremdartig erscheinen uns hingegen selbst diese Walzer, wenn wir sie neben jedes andre Stück gleicher Gattung stellen, wobei, wie sich von selbst versteht, die faden ganz gewöhnlichen Tänze gar nicht in Betracht kommen sollen.

Chopin hat die Bässe und Mittelstimmen jedes, auch des kleinsten Werkes, mit einer Sorgfalt ausgearbeitet, welche man sonst nur auf die Sonate oder eine andre der ernsteren Formen zu verwenden pflegte. Dadurch sind seine Tänze in ihrer Art Meisterwerke geworden, ohne doch das mindeste von der Anmut des galanten Stils einzubüßen.

Eine Musik, in welcher bloße Läufe und aneinandergereihte Melodien auf einen inhaltlosen Baß geworfen sind, steht auf gleicher Stufe mit dem, was in der Sprache als leeres, dummes Geschwätz gilt. Ebenso oberflächlich hingestellte langsame Noten sprechen höchstens eine flache Sentimentalität aus. Aber echtes Gefühl, Leidenschaft, Poesie, sogar in gewissem Maße reine Ideen können nur von derjenigen Musik ausgesprochen werden, welche geistreich in der Harmonie ist.

Man folge nur den Baßnoten einer Chopinschen Komposition, von seinen kompliziertesten Sonaten und Konzerten bis zu den Walzern herunter, um sich zu überzeugen, wie dieser Mann in Tönen zu denken verstand und wie er spielend den schwersten Stoff beherrschte. Umkehrungen fremdartig kombinierter Accorde, dissonierende Vorhalte, die man für viel zu streng und zu steif hielt, um sie anders als in feierlich anspruchsvoller Musik einzuflechten, hat er gleichsam zu einer duftenden Würze verfeinert.

Gewisse Tänze aus vielbekannten klassischen Opern haben schon früher eine allgemeine Berühmtheit daher erlangt, weil der Komponist sie mit besonderer Sorgfalt der Situation angepaßt hatte. Sie galten als Ausnahme von der verachteten Stellung, die der Tanz bei den gelehrten Musikern einnimmt, und wurden als Musterstücke ihrer Art betrachtet. Wir brauchen nur an das liebeverlockende Menuett in Don Juan, an die siegstürmende Polonaise in Spohrs Faust, vor allem an die Ballette in Glucks Opern zu erinnern. Bei diesen letzteren sei es uns vergönnt, eine kleine Frist zu verweilen, da sie am schlagendsten beweisen, was eine Tanzkomposition sein kann, wenn ein feinfühliger Künstler sie als eine bedeutende Aufgabe mit Liebe behandelt.

Man vergleiche in der Iphigenia in Tauris von Gluck zum Beispiel die

langsamen Feiertänze der um Orestes Tod klagenden Priesterinnen, welche den Altar ihrer Göttin umwandeln, mit den Opfertänzen, wobei die wilden Skythen sich eben anschicken, ihre Gefangenen zu morden. Gleich beim ersten Takt eines jeden dieser Ballette scheint sich ein andrer Himmelsstrich über uns zu wölben. In jenen Rhythmen erscheinen weiße Marmorstatuen vor einem dunkelblauen griechischen Himmel, in diesen blitzt das geschliffene Schlachtbeil vor schwarzen Gewitterwolken. Sehen wir von solchen schneidenden Kontrasten ab, da sie immerhin leichter zu malen sind als feine Gefühlsschattierungen, und stellen wir die Ballette aus Glucks Armida denen seiner Alceste gegenüber, so tritt ein feinerer Unterschied ebenso klar hervor. Diese schildern die reine Herzensfreude, die im Tanze das schuldlose Glück tugendhafter Menschen feiert, und in jenen flüstert der Sirenengesang lockender Verführung, der den Tapferen um seinen Heldenpfad belügen will.

Hier erinnere ich mich einer charakteristischen Anekdote, welche zu bewahren wohl der Mühe wert sein möchte. Als im Jahre 1837 auf der Berliner Bühne nach einer Lücke von vielen Jahren die Gluckschen Opern wieder auflebten, weigerten sich die Ballettkünstler, nach den ursprünglich dazu gehörigen Stücken zu tanzen, weil sie ihre geschmacklosen modischen Sprünge mit Glucks edeln Rhythmen nicht in Einklang zu bringen vermochten. Die Intendantur gab mit gewohnter Fühllosigkeit gegen die höheren Forderungen der Aesthetik dem Eigensinn der Tänzer nach, und zwischen Chören von antikem Stil klingelten mit harmloser Unverschämtheit Aubersche Ballettstückchen.

Der rohere Teil des Auditoriums merkte nichts; aber aus den Sperrsitzen vor dem Parterre, wo damals die Gebildetsten Berlins ihre Plätze zu nehmen pflegten, erhob sich erst ein Gemurmel des Unwillens, dann eine stürmische Demonstration gegen diesen Unfug des Orchesters. Der alte König Friedrich Wilhelm III., dessen Leidenschaft bekanntlich das Ballett war, und der in musikalischen Dingen einen sehr naiven Standpunkt einnahm, traute seinen Ohren nicht, als anstatt von der Galerie von dem ruhigsten Platz seines Opernhauses her ein solcher Lärm dröhnte. Der Kammerherr, den er abschickte, um die Ursache dieses Phänomens zu ergründen, kam mit dem Bescheid wieder, daß die „Kunstkenner“ sich empört hätten, weil eine Glucksche Oper mit unechten Balletten profaniert werde. Der alte König antwortete in seiner lakonischen Weise: „Unangenehme Leute, die Kunstkenner! Aber künftig die echten Ballette für sie spielen lassen!“

Wir kehren von dieser Abschweifung zu Chopin zurück und wollen auf einem andern Boden der Wurzel jener tiefen Melancholie nachspüren, die gerade aus seinen Tanzweisen klingt.

Unter naturwüchsigen Menschen war der Tanz immer der Ausdruck überströmender Fröhlichkeit, und die Dorflinde, um die sich eine fröhliche Jugend zum Reigen versammelte, flüsterte von seligem Herzenstausch, der am natürlichsten und leichtesten beim Tanz geschah. Anders im kerzenschimmernden Prachtsaal unsrer Tage, wo manch blutendes Herz zu den rauschenden Rhythmen, die ihm

wie Hohn klingen, lächeln soll. Hier strebt die Thatkraft, ihr vergebliches Ringen auf einen Augenblick zu vergessen. Hier mag Liebe weit öfter das Gefühl ihrer Hoffnungslosigkeit einwiegen als ihre Wonne ausjubeln. Der Tanz führt auf einen flüchtigen Moment zusammen, was ewig geschieden bleiben muß, und über allen Klüften, die sich zwischen Herz und Herz spalten, steigt wie ein Regenbogen die Musik auf, die zu jenem einzigen Gruß der Sehnsucht ladet. Die Menschen, die am schmerzfähigsten und deren Empfindungen am zartesten besaitet sind, kennen jenen leisen Stachel, der allen Genüssen des „gebildeten" Lebens innewohnt. Dieses Weh der unmöglichen Wünsche ist da, und Tausende verlangen nach der Berechtigung, es durch die Kunst verklärt und ausgesprochen zu sehen.

Ein platter Dreivierteltakt, der nur wie ein hölzernes Gerüst für den Tanz dasteht, verhöhnt dies Gefühl, in dessen Veredlung Chopin eine besondere Stärke hat. Ohne jeden seiner Walzer ausführlich zu analysieren, will ich einige skizzenhafte Züge daraus für diejenigen entwerfen, denen Chopin noch fremd ist, und die ihn jedenfalls aus solchen Stücken am besten zuerst kennen lernen, welche technisch ziemlich leicht zu bewältigen sind.

Die Einladung zum Tanz (Op. 18, Es-dur) ist populär genug gehalten, um beim ersten Hören dem bloßen Musikliebhaber einzuleuchten, und zugleich so fein ausgearbeitet, daß ihr auch ein strenger Kunstkenner mit dauerndem Interesse folgen wird. Sie malt den Tanz an sich in allen seinen verschiedenen Färbungen: die tobende Lust wie das neckische Gaukeln, zärtliches Anschmiegen und wildes Fortstürmen. Diese Form mahnt an C. M. v. Webers beliebtes Musikstück gleichen Namens, ohne daß die vorliegende Komposition die mindeste Aehnlichkeit damit bekundete. Chopins Einladung zum Tanz ist leichter zu spielen als die Webersche, und überhaupt scheint er sich in diesem seinem ersten Walzer mehr als in den folgenden dem herrschenden Geschmack genähert zu haben. Daher legt Op. 18 weniger von des Meisters Eigentümlichkeit ein hervorstechendes Zeugnis ab, als es bequem zur Brücke für diejenigen dienen mag, welche aus dem Salonstil den ersten Schritt in Chopins Tonlabyrinth wagen.

Op. 34 besteht aus drei Separatnummern, deren erste (in As-dur), was den reinen Wohlklang angeht, vielleicht vor allen Walzern Chopins den Vorzug verdient. Das liebliche Thema umschmeichelt uns halb schmachtend, halb scherzend, und die Mittelstimmen sind fein und maßhaltend mit einem Wechsel von dissonierenden und beruhigenden Intervallen gewürzt. Der Septimenaccord vertritt das Prinzip der Sehnsucht, die Auflösung in die Tonika deren Erfüllung. Diese Lösung wird hier durch zwischengeschobene Vorhalte künstlich aufgehalten, so daß diese Hindernisse einen spannenden Reiz ausüben.

Nr. 2 (in A-moll) ist ziemlich leicht zu spielen. Sein Ton ist sanft und elegisch, und alle Schattierungen sind äußerst zart aufgetragen.

Nr. 3 (in F-dur) bildet einen starken Gegensatz zu dem vorigen Walzer. Die seltsame, zigeunerhafte Figur des Themas, in welcher Melodie und Harmonie auseinanderzutaumeln scheinen, bringen uns das Bild eines schwülen

Tanzbodens an der Grenze des Waldes, wo ungarische Krieger auf eine Stunde der nahen Gefahr des Ueberfalls vergessen. Die Sporen der leichtfüßigen Tänzer klirren, die dunkelbraunen Haarflechten der schönen Zigeunermädchen lösen sich im Umschwung des feurigen Tanzes: es ist der wilde Laut einer Freude, die neben dem Abgrunde gehascht wird.

Ist es rotes Wetterleuchten oder der Wiederschein einer Feuersbrunst, ist es das Rollen fernen Donners, oder fallen schon Schüsse jenseits des Waldes? Was ist es, was dort mit ein paar schroffen Klängen plötzlich die leichtsinnige Tanzmelodie durchschneidet? Was fragen die lustigen Paare danach! — Der Tanz wirbelt fort. — Wer wird so nahe dem Verderben den Becher von der Lippe reißen, ehe er ausgetrunken! Nun aber — die Reihen lösen sich — die Geige entfällt den Händen des aufhorchenden Zigeuners — hallo, der Feind ist da! Zu den Waffen greifen alle, und die Melodie steigert sich zum Schlachtruf.

In Op. 42 (in As-dur) liegt etwas von jenem Sagenhaften, das mit dem heißen Jugendtrieb zum Tanze verknüpft ist. Die Figur des Hauptthemas scheint aus dem Feenlande zu stammen und gleicht einer Nixe, die, von den fernen Geigenklängen des Dorfes gelockt, zur Dämmerung den Teich im Walde verläßt, um sich mit ihrem feuchten, wasserblauen Gewande unter die Menschenkinder zu mischen. Zwischen den rotbackigen Dirnen und den in wilder Lust den Boden stampfenden Burschen gleitet die bleiche Geisterschönheit mit unhörbaren Tritten dahin, bis das staunende Gemüt des einen sich aufschließt und die Laute der Liebessehnsucht zwischen den gellenden Klängen des Jubels wach werden.

„Muntrer, Zimbeln, Schalmein,
Milder ihr Geigen darein —
Die Stunden verrauschen!“

In heißen Schmerzen klagt dann die Melodie um die düstere Kluft, welche das Menschenherz von den Bewohnern der Geisterwelt trennt. Wieder schlägt die gemeinsame Lust des Tanzes auf einen Augenblick den Liebenden die Brücke — dann, horch, verkündet die Lerche das Morgenrot — mit einem Ruf des Entsetzens macht sie sich aus den umschlingenden Armen des Knaben los und flüchtet zum Walde — zu spät — die Nixe muß sterben, weil sie den Bann des Geisterreichs gebrochen.

Ob dem Komponisten dieses oder ein andres Märchen vorgeschwebt, wer mag das erfragen? Aber fragt doch die Komposition selbst, ob nicht nach den vierzig ersten Takten, die träumerisch wie ein Wasserspiegel im dämmernden Erlengrunde uns grüßen, der wirkliche helle Geigenklang uns zum Reigen ladet, ob nicht etwas wie ein Schauer vor der unerklärlichen Fremden, die sich in den Tanz mischt, in den paar Accorden liegt, wo die kleine None zugleich mit einem Quartenvorhalt uns süß erschreckt, und ob nicht ein unaussprechlicher Liebe- und Klagehauch aus den später folgenden Harmonien weht, die mit dem As-dur-Dreiklang und der übermäßigen Sexte beginnen.

Da, wo das Hauptthema zum letztenmal einsetzt, wird sein Kontrast mit dem Dorfreigen am auffallendsten. Das ist nicht der Gliederbau des braunen Mäd-

chens, das noch eben lustig im Kreis sich schwang: nein, so gleitet nur die Wellengeborene, wie diese Melodie weich und wogend sich um ihren Baß schmiegt. Ein plötzliches Innehalten und Horchen spricht sich in den drei Unisonotakten aus, die noch einmal von den Geigen durchschnitten werden, und dann folgen Flucht, steigendes Leben, während der Reigen die unbefangene Stimmung der Fröhlichkeit festzuhalten und mit wildem Jauchzen den Klagelaut zu übertäuben strebt.

Op. 64 ist wieder in drei Nummern eingeteilt, deren erste (in Des-dur) zu den leichtesten Stücken von Chopin gehört. Es ist ein freundliches, sehr kurzes Tonbild, das ich wohl den Tanz der Blütenranken mit dem Westwind nennen möchte.

Die zweite Nummer (in Cis-moll) zeichnet sich durch einen ungemein pikanten Rhythmus aus, dem dann eine Passage voll erregter Leidenschaft folgt. Es ist, als ob die gesangreichen Noten des folgenden Satzes in Des-dur wie ein Wort der Hoffnung den Sturm beschwichtigen wollten, der aber beim Schluß alles mit sich fortreißt und eine düstere Stimmung hinterläßt.

Für As-dur scheint Chopin eine besondere Vorliebe zu haben, denn hier grüßt uns dieser himmelblaue Ton schon wieder in dem dritten Walzer dieser Sammlung. Sein wunderschönes Thema, dessen schwebende Linien enthusiastisch emporsteigen, wird durch ein mildes Thema im Baß, das sich nach dem naiveren C-dur wendet, beruhigt, und es klingt, als ob es singen wollte:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht.“

So spricht uns aus jedem dieser Walzer eine besondere charakteristische Färbung an, und mit nur ein wenig Phantasie von seiten des Spielers muß es gelingen, diese dem Hörer verständlich zu machen und neben dem bloß musikalischen auch ein poetisches Interesse an diesen köstlichen Kompositionen zu erwecken.

III.

Es ist unmöglich, Kompositionen von einem so durchaus neuen Stil, wie Chopin ihn geschaffen, zu verstehen und zu würdigen, wenn sie nicht mit vollkommener Reinheit vorgetragen und an der rechten Stelle accentuiert werden. Dies sollte zwar von aller Musik gelten, aber wir wissen, daß die Majorität nicht darum auf den Genuß der feineren Kompositionen verzichten will, weil nur wenige die höchste Stufe des Vortrages erreichen.

Es ist schon oft gerügt worden, daß der Dilettantismus eine Vorliebe für die schmeichelnde Obermelodie auf Kosten des ernsthaften Basses nährt. Dasselbe zeigt sich auch in der größeren Fertigkeit und Sicherheit der rechten Hand bei den meisten Klavierspielern im Verhältnis zur linken.

Man denke sich nun Chopins Kompositionen, die just auf einer haarbreiten Linie zwischen auflösbarer und verwundender Dissonanz stehen, mit einem undeutlichen Baß gespielt, und frage sich, ob nicht eine unheilbare Verwirrung im Zusammenhang entstehen muß! Bei ihm wechseln die Harmonien beständig,

und eben darin liegt ein bestrickender Zauber, wenn das Ohr der Bewegung folgen kann. Man dürfte Chopins Harmonienbau mit der Konstruktion eines subtilen philosophischen Satzes vergleichen, wo sich aus dem einen Schluß folgerichtig der nächste entwickelt, wobei aber das Auslassen eines Mittelgliedes sofort die Wahrheit in Unsinn verkehrt.

Es ist ein natürlicher Uebelstand, daß auf dem Klavier die wichtigste Baßnote dem schwächsten Finger, nämlich dem kleinen der linken Hand, zugewiesen ist. Bei moderner Musik muß er sie meist mit einem Sprung, rasch und aus ziemlicher Entfernung haschen. Es ist also nötig, daß ein Klavierspieler mit ganz besonderem Fleiß die Kraft und Sicherheit dieses Fingers ausbilde. Eine schwächlich klingende Baßnote macht unter vollen Accorden unserm Ohr denselben unangenehmen Eindruck, den das Auge empfindet, wenn eine Statue ein zu schmales Postament hat. Man glaubt jeden Augenblick, die Wucht des Bildwerkes müsse es obenüberstürzen lassen. Ganz so bedarf eine reiche Harmonie, um unser Gefühl zu beruhigen, der Grundlage eines Tones, der gewichtig genug durchklingt, um die darauf getürmten Intervalle zu tragen.

Der geschmackvolle Gebrauch des Pedals ist bei moderner Klaviermusik, und ganz besonders bei Chopin, unerläßlich. Bei Bach, Mozart und den früheren Beethovenschen Kompositionen ist das Pedal nicht bloß überflüssig, sondern es kann nicht angebracht werden, ohne durch das Nachrauschen durchgehender Noten dieselben in eine fremde Harmonie hinein zu verlängern. Die Instrumente, für welche jene Meister schrieben, waren ganz anders konstruiert als unsre jetzigen vollkommenen Flügelpianofortes, und hätte ihnen ein Erard zu Gebote gestanden, auf dem man einem und demselben Ton die verschiedensten Schattierungen geben kann, so möchten sie manche der Effekte heutiger Klaviermusik nicht verschmäht haben. Damals war von Fortepedalen und Pianopedalen, von einem sogenannten Fagottpedal, welches dem Spieler beim Staccato beistand, und manchen andern Kindereien die Rede, welche ein verständiger Künstler zu gebrauchen für unwürdig hielt. Der Gebrauch unsers Hauptpedals wird hingegen nicht durch Forte- oder Pianospielen bedingt, sondern es ersetzt dasselbe dem Spieler eine dritte Hand, und indem es die Baßnote festhält, ermächtigt es den kleinen Finger, dieselbe sofort nach dem Anschlag zu verlassen. Hierdurch ist der ganzen linken Hand die Möglichkeit gegeben, bei den Mittelstimmen beschäftigt zu werden, wodurch das Klavier in seinen Mitteln dem Reichtum eines kleinen Orchesters näher kommt. Es versteht sich, daß der Fuß höchst genau mit Heben und Senken des Pedals dem Wechsel der Harmonie folgen muß. Ganz besonders bei Chopin ist ein geschicktes Lüften des Pedals erforderlich, um eine Note zur rechten Zeit zum Schweigen und eine folgende zur Geltung zu bringen, und oft hängt es an solchen Versehen, wenn eine Modulation von der herrlichsten Wirkung spurlos verloren geht.

Ein aufmerksamer Spieler wird stets darauf achten, ob sich in den Mittelstimmen zwischen den rascheren Passagen verborgen eine Reihe von Noten zu einem melodiösen Gesang verbindet, und ob unten, oben oder in der Mitte die

bloß begleitenden Figuren oder Arpeggien stehen. Jene Melodien bedürfen gleich dem Baß ein geschlossenes Hervorheben, weil sie gleichsam die Konturen des Tonbildes darstellen, indes die ausfüllenden Stimmen wie ein zarter Wolkengrund zurücktreten oder gleich durchsichtigen Schleiern die Hauptgestalt nur duftig umwehen müssen, ohne sie zu verhüllen.

Die Einzelnoten vor Arpeggien dürfen an sich gar keinen Ausdruck erhalten, denn sie gelten nur in ihrer Gesamtverbindung etwas. Es ist der höchste Ungeschmack, wenn sie sich durch irgend eine Accentuation vordrängen, denn der Komponist wählt ja bloß deshalb die in Atome zerflatternde Begleitung, um mit keinem plumpen Ballast einen aufstrebenden Gedanken zu beschweren. Alle bloß ausfüllenden Passagen müssen daher mit einem eher flüchtigen Anschlag behandelt werden, als ob die Saiten kaum angehaucht sich säuselnd regten.

Solchen Virtuosen, deren ganzer Ehrgeiz sich darauf konzentriert, „geschwind und laut“ zu spielen, wird Chopin ewig ein verschlossenes Buch bleiben, denn seine Kompositionen verlangen eine seelenvolle Hand, welche im Ton ein lebendiges Wesen erschafft und zu unsern tiefinnersten Gefühlen spricht. Anderseits reicht das bloße Berührtsein der Seele des Spielers von Chopins Geist wieder nicht hin, um auch nur aus seinen Werken die langsameren und mehr ausdrucksvollen als schweren darzustellen. Wir finden es oft, daß die gefühlvollsten Musiker sich verleiten lassen, zu starke Accente aufzutragen, weil der sinnliche Klang des Accords nicht an die Ueberschwänglichkeit dessen reicht, was sie dabei empfinden. Chopin verträgt solche Uebertreibung am wenigsten, und zart wie seine Kompositionen empfunden sind, müssen sie auch vorgetragen werden.

Ich will an eine Feinheit des Vortrags erinnern, die, obschon sich von selbst verstehend, dennoch gar zu häufig vermißt wird. Ich meine den Grad von Stärke, der dem Sforzando gebührt, je nachdem es inmitten eines Pianosatzes oder während eines positiven Forte vorkommt. Sforzando heißt „verstärkend“, es ist also ein relativer Begriff und richtet sich nach dem schon vorhandenen Charakter des zu Verstärkenden. Wie nun der Maler die Schatten eines weißen Gegenstandes höchstens leichtblau und nicht mit derben schwarzen Strichen wie bei einem dunkeln andeuten wird, so wird ein geschmackvoller Spieler seine Accente wohl danach berechnen, ob sie in einer milden oder leidenschaftlichen Stelle vorkommen.

Sehr scharfe Dissonanzen, die auf einen accentuierten Taktteil fallen, bedürfen ein für allemal eines höheren Grades von Betonung als die andern Intervalle, um unser Gehör mit sich zu versöhnen. Eine ängstlich angeschlagene Dissonanz erregt das Mißverständnis eines falschen Griffs von seiten des Spielers, während wir in der festen Betonung derselben eine Vorausempfindung ihrer durch die Auflösung erfolgenden Berechtigung erhalten.

IV.

„Chopins Notturnen rufen die Stimmung hervor, die uns in einsamer Mitternacht umweht, wenn wir auf einer hohen, freien Stelle horchend stehen

und alle die flüsternden Laute wach werden, die sonst das Tagesgeräusch übertönt. Da fließt es von den Sternen herab, steigt aus den Thalgründen auf und klingt zu einem kaum hörbaren Etwas zusammen. Es ist nicht Schwirren, es ist nicht Tönen, was die weite Atmosphäre erfüllt; doch sie ist da, diese Musik der Nacht, für die es keinen Namen giebt — keiner kann sie wegleugnen, der sie einmal belauscht."

Ich muß diese Worte, die ich in einer andern Schrift bei einer nur vorüberstreifenden Beurteilung Chopins einschaltete, hier wiederholen, weil ich den ersten Eindruck seiner Notturnen mit nichts anderm zu vergleichen wußte als mit dem leisen Nachhall des Weltenchors.

Als der Vater des Notturnos wird, was die Form dieses beliebten Musikstücks angeht, eigentlich John Field betrachtet. Wer kennt nicht jene zarten und anmutigen Klavierkompositionen, die von allem, was Field geschrieben hat, sich allein bis heute populär erhalten haben? Es sind dieselben Notturnen, mit denen die Künstlerhand der Maria Szymonowska den greisen Goethe in jenem gewaltigen Seelensturm beschwichtigte, den seine „Trilogie der Leidenschaft" besingt.

Später wurde das Notturno wegen seiner leichten und bequemen Form von allen Klavierkomponisten ausgebeutet. Dabei vergaßen aber die meisten, daß der Inhalt einer so einfachen Umrahmung um so tiefer und geistiger auszustatten sei, wenn er die Geltung behaupten solle, die Field seiner Schöpfung errang.

Dann artete das Notturno in ein brillantes Salonstück aus; und man fragt sich wirklich, wo ein sonst so achtungswerter Komponist wie Hummel den künstlerischen Menschenverstand gelassen, als er jenes allerliebste Duo für Klavier (in F-moll beginnend und dann mit Variationen endend, die sich in einen Ländler auflösen) mit dem Titel Notturno taufte. Unter dem Notturno ist gewiß nicht eine Serenade verstanden, mit der man von der Straße herauf das Liebchen weckt oder den Namenstag eines öffentlichen Charakters beim Fackelzug um den Markt feiert.

Das echte Notturno soll die Einsamkeit im schweigenden Dunkel der Nacht darstellen und *das* in Tönen aushauchen:

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

O geliebte Einsamkeit, einer denkenden und fühlenden Künstlerseele kostbarer als all das glänzende Glück, das die Welt bietet, du, „des Dichters Braut", groß und überwältigend wie die Natur, hold und ambrosisch wie die Liebe —

Dein balsamischer Duft ist es, der Chopins Nachtmusik durchweht. Sie gleicht dem tiefen Aufatmen desjenigen, welcher den Staub von der Seele schüttelt und ermattet von der Knechtesarbeit des Lebens das Fenster der dumpfen Stube öffnet; da strömt ihm der Gruß von Rebenblüten mit kühlem,

erfrischendem Hauch entgegen! Oder sie mahnt uns an solche Momente, wo wir aus schimmernder Festeshalle, berauscht von tausend Jubelstimmen, plötzlich heraustretend uns unter der ruhigen Majestät des Himmelsgewölbes allein finden und die fernen Nebelsterne uns zu fragen scheinen: „Was sind all eure flammenden Kronleuchter gegen uns, die Vertrauten eurer heiligsten Geheimnisse?" Wie die leise dahinwandelnden Sterne, wie dunkle Wolkenzüge, die den Mond dann verhüllen, dann wieder mit leuchtender Klarheit hervortreten lassen, so sprechen diese Wunderlaute die Gefühle aus, für die kein Wort, nur die Musik ein Echo hat.

Menschen, welche die Musik so lieben und pflegen, daß sie ihnen nicht mehr eine Lustbarkeit, sondern eine Art Kultus geworden ist, fühlen sich im Konzertsaal durch viele Dinge abgestoßen. Diese merkt der Unempfindlichere gar nicht; noch weniger läßt er sich dadurch stören. Der ganze sonderbare Apparat eines Orchesters, die zappelnde, oft verzerrte Beweglichkeit der Virtuosen, das profane Benehmen eitler Sänger oder schwatzender Zuhörer, der Flitterputz und die Unruhe, welche bunte Farben und das Geräusch einer (wenn auch nur mäßig sich regenden) Menschenmasse in unsre Stimmung bringen, ist dem Wirken des Tons auf das Gemüt durchaus nicht förderlich. Ich erinnere mich, daß Spontini in seiner Theaterloge selbst bei den interessantesten Opern immer mit festgeschlossenen Augen saß, um die pure Musik unbekümmert zu genießen.

Eine andre, noch größere Mortifikation bei öffentlichen Aufführungen ist das sinnlos aneinander gereihte Programm in solchen Konzerten, wo nicht ein Oratorium oder ein andres in sich zusammenhängendes Tonbild aufgeführt wird. Wir fühlen uns dann kalt, dann heiß übergossen, indem die widersprechendsten Kunstwerke (oder noch häufiger Kunstsünden) an unserm Ohr vorüberziehen. Da folgt vielleicht einer grandiosen Symphonie eine der plattesten Virtuosennichtigkeiten auf dem Fuße; oder wir sollen uns nach dem komischen Duett der beiden Philister aus Matrimonio segreto alsbald in die verzweifelte Stimmung eines Agamemnon versetzen, der seine Tochter der Diana schlachten muß. Geschmacklosigkeiten wie diese verfolgen den ästhetisch Gebildeten noch täglich in solchen Konzertsälen, welche den Ton in einer Welthauptstadt angeben.

Wer eine einheitliche, durch den Ton verklärte Seelenstimmung rein genießen will, für den ist eine hochgebildete Musik im Stil des Notturno unersetzlich. Sie vereinigt sich mit unsern stillen Nachtgedanken, und indem sie dieselben zu holder Poesie vergeistigt, scheint sie von unsern eignen Träumen gelenkt zu werden.

Ein berühmter musikalischer Kritiker, der zur Zeit, als Chopin eben die Aufmerksamkeit zu erregen begann, das Kunsturteil in ganz Deutschland influenzierte, feindete dessen Notturnen allzu voreilig, nach einem flüchtigen Eindruck, an. Er sagte, man brauche nur die weiten Accordlagen zusammenzurücken und die dissonierenden Harmonien etwas zu vereinfachen, und dann würden sie gerade so leicht zu spielen und zu verstehen sein wie ein Notturno von Field. Der letztere habe, so glaubte er, die Klarheit und Lieblichkeit der Melodie noch vor

Chopin voraus, und dieser häufe mutwillig technische Schwierigkeiten und hasche nach einer erlogenen Originalität, um tiefer und bedeutender als sein Vorgänger zu erscheinen.

Diese Ansicht fand bei vielen Menschenfreunden Eingang und erweckte ein Vorurteil gegen Chopins reine Schönheitstendenzen. Man verwechselte ihn mit jenen koketten Virtuosen, die unter fremdartigen Tonarten und einem Wust von Verzierungen nur ihre Gedankenarmut verstecken. Bei ehrlicher Prüfung muß sich indessen jeder zuletzt überzeugen, daß Chopin am wenigsten einen derartigen Vorwurf verdient und daß er, frei von Nebenabsichten, nur das höchste Kunstideal zu erreichen strebte. (Fortsetzung folgt.)

Ueber den Traum.

Von

Paul Schultz (Berlin).

„Der Traum ein Leben" heißt der Titel eines Grillparzerschen Dramas. Rustan, der in ländlich abgeschiedener Gegend im Hause seines Oheims sorgenlos aufgewachsen und an dessen Tochter durch herzlich erwiderte Zuneigung gefesselt ist, will dessenungeachtet, von einem Sklaven ermuntert, in die Welt hinausziehen, um große Thaten zu verrichten und Ruhm zu gewinnen. In der Nacht vor dem von dem Oheim nur widerwillig zugestandenen Auszug durchlebt er im Traum die Erfüllung seiner hochfliegenden Wünsche. Vor dem Zuschauer spinnen sich die Abenteuer ab, die den Helden zu Ruhm und Macht gelangen lassen, die ihn aber zugleich in schwere Schuld verstricken. Als Rustan am Morgen in seiner Hütte erwacht, vermag er sich nur schwer darein zu finden, daß alles, was er gesehen und erlebt, „all die Größe, all die Greuel, Blut und Tod und Sieg und Schlacht", nur ein Traum war. So lebhaft waren die Gebilde, und so mächtig ist noch ihr Eindruck, daß er, dadurch gewarnt, von seinem Vorhaben absteht und daheim bleibt.

Bei der ersten Aufführung des Dramas am Burgtheater in Wien vermochte, wie Laube berichtet, das Publikum sich anfänglich nur wenig zu interessieren, dann aber, als es bemerkte, daß es sich nur um einen Traum handle, begrüßte allgemeiner Beifall die Ueberraschung. Das feinfühlige Wiener Publikum hatte damit entschieden, daß es die Vorgänge als wirkliche sich nicht denken konnte, als Traumgebilde aber waren sie sofort verständlich. In der That giebt diese

Dichtung in mehr als einer Beziehung vortrefflich den Charakter des Traumlebens wieder. Zunächst was den Verlauf der Handlung anlangt. Wir sehen eine seltsam dahinspringende, fast sich überstürzende Reihe von Ereignissen, die wie Märchen wunderbar, in schnellem Wechsel an uns vorüberfliehen. So hat jeder schon einmal geträumt; denn es giebt keinen Menschen, der sich nicht erinnerte, geträumt zu haben, und wenn man es von Lessing hat behaupten wollen, so ist das nicht richtig. Bemerkenswert ist sodann dies: Rustan, der bis dahin in der schlichten Enge und in den redlichen Anschauungen des einsamen Landlebens aufgewachsen ist, sieht sich mit einemmal in die volkbelebte Hauptstadt des Landes, an die üppige Hofhaltung des Herrschers versetzt. Dieser selbst hält ihn für den Retter seines Lebens und hat ihm Tochter und Reich zugesagt. Rustan findet sich in die außerordentliche Veränderung sofort hinein; ihm scheint das kaum Begreifliche nur selbstverständlich. Und weiter. Lüge und Totschlag haben ihm zu dem Erfolg verholfen; nun lädt er, um sich darin zu befestigen, Giftmord und neue Gewaltthaten auf sich. Ohne Scheu und ohne Zittern begeht er die abscheulichsten Verbrechen. Hier ist die merkwürdige Thatsache zum Ausdruck gekommen, daß wir bei den wunderbarsten Dingen im Traume niemals erstaunen. Ueber die verworrensten und sinnlosesten Bilder verwundern wir uns nicht, das schier Unmögliche versetzt uns nicht in Ueberraschung. Und damit hängt zusammen, daß sich uns bei unsittlichem Thun, wie völlig fremd es uns im Wachen ist, das Gewissen nicht regt; wir fühlen im Traum keine Furcht, keine Scham, keine Reue. Noch eine dritte Eigentümlichkeit des Traumlebens wird in unserm Drama hervorgehoben. Als Rustan nach der Aussöhnung mit dem Oheim die geliebte Mirza von ihm zur Gattin begehrt, weigert der die sofortige Erfüllung der Bitte. Erst muß sich zeigen, ob der Verzicht auf seine kühnen Pläne auch von Bestand ist. Daß sie nur ein Traum waren, kann den Zweifel daran nicht heben; es beweist vielmehr nur, wie lange er sie im stillen gehegt.

Doch vergiß es nicht: die Träume,
Sie erschaffen nicht die Wünsche,
Die vorhandenen wecken sie.

Was schon als Keim in uns verborgen lag, das und nur das bringt der Traum in uns zur Reife. Nicht neue Gedankenreihen, nicht ungekannte Empfindungen schafft er; er erneuert nur in freiem Spiel die Eindrücke, die wir im wachen Zustand empfangen haben. Daher liefern auch die am Tage am meisten beschäftigten Sinne den Hauptbestandteil des Traumbildes. Wir träumen am meisten zu sehen, weniger zu hören und so selten zu schmecken, zu riechen und zu tasten, daß das Vorkommen dieser Sinnesempfindungen im Traume vielfach, aber mit Unrecht, bezweifelt worden ist. Die Ansicht vieler Laien, die schon das Altertum hegte, und die auch unter den neueren Philosophen, besonders in der Schellingschen Schule, Vertreter fand, daß im Traum die Seele sich von den Fesseln der Körperlichkeit befreie und alle Erdenschwere von sich streife, um gereinigt und geläutert sich in das Reich des Uebersinnlichen zu erheben, und

daß sie in diesem Zustand Kräfte und Fähigkeiten besitze, die ihr im Wachen nicht zukommen, ist völlig falsch. Was die Sinne aufgenommen, was der Tag gegeben, nichts andres führt uns der Traum herauf. In dieser Beziehung giebt uns das Traumleben des Blinden eine ebenso bemerkenswerte wie entscheidende Aufklärung. Während der später Erblindete im Schlaf noch oft in die Zeit zurückversetzt wird, da er den Formenreichtum und die Farbenpracht dieser Welt mit eignen Augen in sich aufnahm, gerade wie der Ertaubte noch längere Zeit Gehörseindrücke träumt, empfindet der Blindgeborene niemals Gesichtseindrücke. Der verstorbene Hitschmann in Wien, der selbst im Alter von drei Jahren das Augenlicht verlor, hat uns über das von dem normalen völlig abweichende Traumleben des Lichtlosen eine interessante Studie hinterlassen. „Der Blinde im allgemeinen,“ heißt es da, „hat sich mit seinem Gebrechen so ziemlich abgefunden und fühlt sich in demselben als in einem gewohnten und daher im natürlichen Zustande; es fehlt ihm unter normalen Verhältnissen durchaus an jener schmerzlichen Sehnsucht nach dem Lichte, welche sich der Vollsinnige so poetisch auszumalen pflegt, und demgemäß auch an den heftigen Gemütsbewegungen, deren es bedurfte, um Vorstellungen, welche ihm so ferne liegen, wie Licht und Farbe, auch nur als Surrogate in seine Traumwelt einzuführen.“

Man sollte nun glauben, daß hier wie im wachen Zustand die Stelle der Gesichtsbilder die Gehörswahrnehmungen und Tasteindrücke ausfüllen. Aber auch das ist irrig. Darauf bezügliche Vorstellungen treten allein dann auf, wenn sie bei ihrer Aufnahme im Wachen mit starken Gemütseindrücken verbunden waren und dadurch sich tief dem Gedächtnisse einprägten. Nur unter den Gehörseindrücken kehrt die menschliche Stimme häufiger wieder, die „für den Blinden das Wesen der Person in ähnlicher Weise äußerlich zusammenfaßt wie für den Sehenden die Physiognomie“. Was von besonderem Interesse ist, auch die Tiere erscheinen nicht selten als mit menschlicher Stimme und Rede begabt. Wenn Dichter bisweilen den Blinden im Traum das Augenlicht zurückgegeben haben, so haben sie dabei von der ihnen zustehenden Freiheit Gebrauch gemacht; der Wirklichkeit entspricht das nicht. Selbst Hitschmann, der noch Hell und Dunkel unterscheiden konnte, hat ebensowenig wie die Schicksalsgenossen, die er darum befragte, sich jemals im Traum sehend empfunden. Wie der Traumwelt des Lichtlosen also jede Gesichtsvorstellung fehlt, so ist sie überhaupt arm an sinnlich anschaulichen Vorstellungen, reich dagegen an eigentümlich abstrakten Phänomenen, die nicht weniger lebhaft sind als jene. Eigentümlich ist ihr noch, daß Verse häufig vorkommen, was Hitschmann als einen weiteren Beweis für die von ihm vertretene Ansicht deutet, daß dem Blinden ein ungemein reges Formgefühl innewohnt.

Der Traum reproduziert also nur, was die wachen Sinne vorher produziert haben. Aber seine Bilder sind nicht Kopien, sie gleichen nicht denen des Tages, sie sind ihnen nur ähnlich. Sie ziehen an uns vorüber wie die Figuren im Schattenspiel. Riesengroß, die Umrisse verzerrt, bald deutlich sich abhebend, bald in Dämmerung versinkend, plötzlich auftauchend, plötzlich versinkend. Bald

drohen sie uns als furchtbare Schreckgestalten, bald spiegeln sie wie eine Fata Morgana liebliche Erscheinungen vor. Immer täuschen sie den Schlummernden. Diese Thätigkeit des Traumes wird wahrscheinlich in den meisten Fällen erst ausgelöst durch irgend welche Sinneseindrücke, die ja auch im Schlaf nicht ganz aufhören. Dabei erfahren diese Reize, sei es, daß sie von außen kommen, sei es, daß sie im Körper selbst vor sich gehen, eine mannigfache phantastische Umdeutung. Der Knall einer zufällig aufspringenden Selterflasche verwandelt sich zum Pistolenschuß im blutigen Kampfe, ein Nadelstich wird als Dolchstoß eines angreifenden Feindes oder als Biß einer gefährlichen Schlange empfunden, eine Wärmflasche an den Füßen führt zu einem Gang über den Aetna, unbequeme Lage ruft die Vorstellung einer schweren körperlichen Arbeit hervor, plötzliche Streckbewegung des Fußes täuscht den Sturz von steiler Felsenspitze vor, der Rhythmus der eignen Atembewegung setzt sich in die Vorstellung des Fliegens um, der eingeschlafene Arm läßt einen unbequemen Nachbar empfinden. Atembeschwerden rufen die furchtbare Angst des Alpdrückens hervor, wobei der Alp bald als ungeheure Last sich auf die Brust wälzt, bald als scheußliches Ungeheuer den Schlummernden zu erwürgen droht. Störungen des Allgemeinbefindens erzeugen die bekannten Verlegenheitsträume. Man sieht sich in mangelhafter Toilette auf der Straße oder in Gesellschaft, oder man hat kurz vor der Abreise etwas vergessen und kann es trotz hastigen Suchens nicht finden, oder, was für uns Deutsche charakteristisch ist, man muß das Abiturientenexamen noch einmal bestehen. Dann wird der Optativ eines verzwickten griechischen Verbums, der binomische Lehrsatz, dann werden die Figuren auf Achills Schild oder die Jahreszahlen der merowingischen Herrscher zum Fallstrick des Dulders. Aus Angst und Not erwachend, fühlt er das ganze Glück, dies alles nicht mehr wissen zu brauchen.

Mit den so phantastisch ausgelegten Sinneseindrücken verbinden sich in mannigfaltiger Verknüpfung und in buntem Wechsel Erinnerungsbilder. Erlebnisse früherer Tage, besonders solche, die mit starken Gemütserregungen verbunden waren, kehren im Traume zurück. Verstorbene Angehörige und Freunde sehen wir wieder und verkehren mit ihnen. Gerade dieser Umstand ist es gewesen, der in Verbindung mit der Beobachtung des erlöschenden Lebens in den Zeiten der beginnenden Kultur das naive Denken zu dem Seelenbegriff geführt hat. „Der wilde Philosoph," sagt Tylor in seinen Anfängen der Kultur, „der diese beiden Erscheinungen sah, hat praktisch die eine zur Erklärung der andern benutzt, indem er beide in einen Begriff vereinigte, den wir Gespensterseele oder Geisterseele nennen können. Solange sie im Leibe ist, bedingt sie das Leben des Menschen, ihr Mangel charakterisiert den leblosen Körper, und ihr Erscheinen als Besucher bildet den Traum." Auch die Geliebte erscheint dem Geliebten im Traum. Darauf beruht die Entdeckung, daß Cassio und Desdemona sich lieben. „Zwar nur ein Traum, doch beweist er," wie Othello meint, „die vorhergegangene That." Neuere Traumpsychologen haben freilich auf Grund eigens dahin gerichteter Versuche behauptet, daß solche Ereignisse, welche den Geist am

Tage beherrschen, wie Todesfälle, Verlobungen, Unglücksfälle, kein darauf bezügliches Traumbild hervorrufen. Aus eigner Erfahrung muß ich bestätigen, daß während der langen Zeit, wo der Schmerz um den Dahingang eines mir teuern Angehörigen mich am Tage nicht verließ, mir nie sein Bild oder etwas, das an ihn erinnerte, im Traum erschienen ist. Dabei wird freilich die Tiefe des Schlafes zu berücksichtigen sein, und aus der Vernachlässigung dieses Umstandes erklären sich die vielfachen Widersprüche über diesen Punkt. Denn in dem Uebergang vom wachen in den Schlafzustand, oder wenn es uns überhaupt nicht gelingt, in tiefen Schlaf zu verfallen, und wir nur in einem leichten Halbschlummer dahindämmern, wirken, wie wohl jeder schon an sich erfahren hat, die vorher aufgenommenen starken Sinneseindrücke und überstandenen Gemütserregungen nach. Wir hören noch das Summen der Stimmen einer größeren Gesellschaft, oder es tönt die Musik des Ballsaals fort, was ja in einem bekannten Musikstück nachgeahmt ist. Wir beschäftigen uns weiter mit einem besonders anregenden Gesprächsthema, mit der Freude über einen errungenen Erfolg, mit dem Kummer über ein Mißgeschick, mit dem Schmerz über einen Todesfall. Erst wenn wir danach in tiefen Schlummer versinken, werden wir von allen diesen Vorstellungen befreit. Dann führt uns der Traum ganz andre, fernabliegende Bilder vor. Das vorher bedrückte und gebeugte Gemüt umgaukelt er mit lieblichen Phantasien; bei dem Erwachen können wir uns nur mit Anstrengung in die traurige Gegenwart zurückfinden. Schlaf und Traum liegen dann hinter uns wie eine köstliche, von allem Ungemach befreite Spanne Zeit.

Daß der Verbrecher im Traum seine Unthaten durchlebt und von den Qualen des Gewissens gefoltert wird, ist eine bekannte dichterische Fiktion. Shakespeare hat sie in Macbeth und in Richard III. in erschütternder Weise auf der Bühne dargestellt. Daß dies bei wirklichen Verbrechern nicht vorkommt, daß diese meist besser schlafen als schuldlose Menschen, hatte schon Despine behauptet. Da aber die Meinungen darüber bis in die neuere Zeit auseinandergingen, hat ein italienischer Forscher, de Sanctis, dahingehende Untersuchungen an 125 Verbrechern angestellt, die wegen Mord, Totschlag und Raub im Zuchthause von Orvieto inhaftiert waren. Es ergab sich, daß der Schlaf fast bei allen gleichmäßig und tief war. Nur bei einigen zeigte das Traumleben eine Steigerung, ohne daß damit heftigere Gemütserregungen verbunden gewesen wären. Selbst solche, welche mehrere Menschenleben auf ihrem Gewissen hatten, schliefen so ruhig, als hätten sie nie auch nur einer Fliege ein Leid zugefügt. Nach ihrem eignen Geständnis hatten sie nie besser geschlafen als in den ersten Nächten nach der begangenen Unthat. Ueberhaupt zeigte sich das Traumleben gerade bei den schwersten Verbrechern wenig ausgebildet. Das Verbrechen selbst kehrte nur in 22 Fällen im Traum wieder, darunter in 11 Fällen ohne jede besondere Erregung. Mit Recht bringt de Sanctis diese auffällige Thatsache mit dem Umstande in Verbindung, daß bei diesen Verbrechern das moralische wie das geistige Bewußtsein auf einer niedrigen Stufe steht.

Erinnerungsbilder, die sich von den normalen ihrer Intensität nach und durch ihre Verbindung und Vermischung unterscheiden, und Vorstellungen, die aus Sinneseindrücken hervorgehen, aber in einer von der normalen ebenfalls abweichenden Weise, sind also die Bestandteile des Traumes. Hallucinationen nennt man die erstere Art der Vorstellungen des durch den Schlaf veränderten Bewußtseins, die zweite Illusionen. Beide gehören aber dem Traum nicht allein an.

Die Hallucinationen treten bei den verschiedensten Störungen des normalen Geisteslebens auf, mögen diese dauernd und tiefgreifend sein, wie bei den eigentlichen Geisteskrankheiten, oder vorübergehend, wie im Fieber oder nach Genuß narkotischer Mittel, als Opium, Haschisch, Alkohol, Chloroform, oder endlich bei schwereren Ernährungsstörungen infolge von gänzlichem Nahrungsmangel. Auf letzteren beruhen die Delirien, welche Verschmachtende und Verhungernde befallen, bisweilen in solchem Grade, daß sie ihre Genossen töten, um ihr Blut zu trinken oder ihr Fleisch zu essen. Die ergreifendste Schilderung eines solchen furchtbaren Vorganges hat Byron in seinem „grenzenlos genialen“ Don Juan gegeben. Die häufigsten Hallucinationen sind die des Gesichtssinnes, die sogenannten Visionen, die, wie die Erinnerungsbilder, bei geschlossenen Augen deutlicher werden; so hat sie wohl jeder schon einmal gesehen, sei es kurz vor dem Einschlafen, sei es im finstern Raum. Dann tauchen im dunkeln Gesichtsfeld phantastische Figuren in jähem Wechsel auf, die bei geöffneten Augen und am hellen Tageslicht sofort verschwinden. Darauf beruht die Wahrheit des Satzes, daß man im Dunkeln nie besonders geistreich ist. Denn das Eintreten und Ueberwiegen der Phantasmen hindert das scharfe Nachdenken, darum liebt die tiefste Meditation den lichten Tag. Interessante Angaben hierüber finden sich in der auch noch heute höchst lesenswerten Abhandlung Joh. Müllers: „Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen.“ Er hat an sich selbst solche Hallucinationen beobachtet, die am leichtesten eintraten, wenn er sich ganz wohl befand. Durch Fasten konnte er die Phänomene zu einer außerordentlichen Lebhaftigkeit bringen. Die scheinbar übernatürlichen, mit dem Zauber des Wunders umkleideten Visionen, die uns von Mönchen, Einsiedlern und Priestern berichtet werden, sind auch nichts andres als solche durch Fasten noch gesteigerte Hallucinationen, Inanitionsdelirien, wie wir sie nennen. In den phantasiereichen Zeiten des Mittelalters, wo ein allgemeiner Zug nach solchem verzückten Schauen durch die Massen ging, sind diese göttlichen Visionen besonders häufig gewesen, und selbst die lebenskräftigsten und gesundesten Männer wurden davon befallen, wie Benvenuto Cellini, da er in den Kerkern der Engelsburg schmachtete. Die Erscheinungen des Teufels spielten eine nicht minder große Rolle. Hierin zeigte sich auch noch Luther ganz als Kind seiner Zeit. Hatte er auch an die Stelle der grobsinnlichen Auffassung der Kirchenlehren die vergeistigte gesetzt, hatte er auch die göttliche Gnade und Kraft und die Anfechtung und die Erlösung in das eigne Herz verlegt, — mit dem Satan focht doch auch er noch manchen persönlichen Strauß aus. Der Tintenfleck auf der Wartburg ist zwar nicht genügend beglaubigt, aber wir wissen

aus seinen späteren Jahren, daß er den Bösen bisweilen in der Nacht neben seinem Lager sah, der ihm Schreckliches zuflüsterte. Dann in schwerem Ringen mit ihm fand er einige Male Befreiung, „wenn er den nicht am meisten respektierten Teil des Körpers zum Bett herausstreckte“. Das half, wenn nichts andres helfen wollte. Daß die Dichter und Künstler besonders zu Hallucinationen neigen, die oft schwer die Grenze zwischen gesundem und krankem Denken, zwischen Genie und Wahnsinn erkennen lassen, ist hinlänglich bekannt. Schon Goethe hat darauf hingewiesen, daß diese Anlage verrate, daß alle eigentlichen Künstler geboren sein müssen. Er knüpft seine Betrachtung an die Schilderung seiner eignen merkwürdigen Gabe, bei geschlossenen Augen und gesenktem Kopf beliebig aus einer gedachten Blume immer neue phantastische Blumen hervorquellen zu sehen. Er selbst hat uns auch von einer seltsamen Vision erzählt, womit er die Schilderung der Sesenheimer Episode in Dichtung und Wahrheit schließt. Nach dem bewegten Abschied von der Geliebten sah er beim Fortreiten von Sesenheim auf dem Wege plötzlich seine eigne Gestalt in hechtgrauem Rock mit etwas Gold, wie er ihn nie trug, zu Pferde sich entgegenkommen, was darauf zu deuten schien, er werde wieder einmal nach Sesenheim zurückkehren. Und das geschah. Acht Jahre später fand er sich in demselben Kleid, „das er nicht aus Wahl, sondern aus Zufall trug“, auf demselben Wege, um Friederike noch einmal zu sehen. Eine gewisse Berühmtheit haben die Phantasmen erlangt, die der frühere Buchhändler und Schriftsteller Nicolai an sich beobachtete und über die Alexander v. Humboldt der Akademie der Wissenschaften in Berlin einen Bericht vorlegte. Sie verschwanden erst wieder, nachdem Nicolai den gewohnten Aderlaß gebraucht und Blutegel am After angesetzt hatte. Der Proktophantasmist in der Walpurgisnacht ist kein andrer als dieser Nicolai, der Vertreter der nüchternsten Aufklärung und vom Werther her Goethes alter Widersacher, an dem sich der Dichter hier in ergötzlicher Weise gerächt hat.

Unter denselben Bedingungen wie die Hallucinationen treten auch die Illusionen auf. Auch sie sind dem ganz gesunden Bewußtsein nicht fremd, unter gewissen Umständen hat sie jeder von uns schon erfahren. Wer erinnert sich nicht aus der Kindheit, da ihn die Nacht noch mit Furchtsamkeit erfüllte, wie im dunkeln Zimmer die Gegenstände schreckhafte Gestalten annahmen, oder auf dunkelm Pfade durch Feld und Wald die Bäume zu Ungetümen, das Rascheln des Laubes zu geheimnisvollem Flüstern oder zu schnellen Schritten eines verfolgenden Unholdes wurden. Auch jetzt noch neckt uns im Dunkeln der plastische Trieb unsrer Phantasie, der wie im Wechselgesang in der Brockenscene Sträucher, Bäume und Felsen wunderlich belebt zeigt. Je verschwommener die Umrisse sind, um so freier kann die Einbildung damit schalten; „die Nacht schafft tausend Ungeheuer“:

Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Auf Illusionen und Hallucinationen beschränkt sich aber das Traumleben nicht. Mit den Vorstellungen verbinden sich Bewegungen. Durch diese kann man das Dasein des Traumes auch bei fremden Wesen erkennen. Der Säugling stülpt im Schlaf die Lippen vor, um zu saugen; das Rind käut wieder; das Pferd spitzt die Ohren. Der Jagdhund träumt vom Jagen; er spürt, schlägt an, setzt nach: aber das Gebell ist gedämpft, die Bewegungen der Füße zeigen wohl den regelmäßigen Rhythmus, aber sie sind schwach und unvollkommen. Aehnlich empfinden wir oft selbst im Traum die Unbehilflichkeit unsrer Bewegungen. Wir wollen gehen, um einer Gefahr zu entfliehen, und wir fühlen uns fest an die Stelle gebannt; wir wollen unsre Arme erheben zur Abwehr oder zum Kampf, und sie hängen wie gelähmt am Körper herab. Häufiger aber werden diese Bewegungen wirklich ausgeführt. Hier ist es vor allem das Sprechen, welches unsre Traumvorstellungen begleitet. Dazu kommen Bewegungen der Hände und Füße, ja sogar zusammengesetzte Handlungen können ausgeführt werden, doch weichen auch sie von den Handlungen im wachen Zustand in charakteristischer Weise ab. Der Nachtwandler strebt nach dem Fenster, weil er es für eine Thür hält; Don Quichotte zersticht in der Schenke die gefüllten Weinschläuche und glaubt den Riesen im mikomikonischen Königreich zu verwunden; Lady Macbeth sucht durch Reiben mit den Händen den eingebildeten Blutfleck abzuwaschen.

Wenn dann weiter berichtet wird, daß auch völlig zweckmäßige Handlungen im Traum ausgeführt werden, daß der Hausknecht die Stiefel weiter putzt, der Schüler den angefangenen Aufsatz beendet, ja daß sogar schwierige wissenschaftliche Probleme gelöst werden, wie dies Burdach von sich und andern erzählt, so werden wir solche Angaben mit großer Vorsicht aufnehmen, um so mehr, als hier der Selbsttäuschung Thür und Thor geöffnet ist und solche Berichte, weil ja der Traum an sich den Reiz des Wunderbaren und Geheimnisvollen hat, allzuleicht geglaubt und überliefert werden. Hierher gehören auch jene prophetischen Träume, in denen künftige Ereignisse vorausgeschaut werden. Wohl mag es in einzelnen Fällen vorkommen, daß krankhafte Zustände des Körpers im Schlaf, wo die mannigfaltigen ablenkenden Eindrücke des Tages fehlen und die leisesten Erregungen eine große Intensität erlangen, in ihren ersten Anfängen sich bemerkbar machen, während man im wachen Zustand davon noch nichts verspürt. Wenn aber auch ganz andre Ereignisse vorausgeahnt worden sind, so liegt das entweder an einem zufälligen Zusammentreffen; und diese Fälle werden immer wieder angeführt, gerade wie der Lotteriekollekteur die Treffer, die ihm zugefallen sind, bekannt macht, nicht aber die Nieten. Oder es werden unbewußt hinterher die Dinge miteinander in Beziehung gesetzt, wie einmal in den „Fliegenden Blättern“ auf die Frage: Glauben Sie an Ahnungen? die hübsche Antwort gegeben wurde: Ja, nachher. Wenn heute noch der Glaube an das Hellsehen, an Geisterverkehr, übersinnlichen Rapport und ähnliche Phantastereien ein großes Publikum findet, ein viel größeres, als man gemeinhin

glaubt, so zeigt das nur, wie wenig die breite Masse des Volkes, die sogenannten Gebildeten mit eingerechnet, trotz aller Popularisierung der Wissenschaft die geistigen Errungenschaften in sich aufnimmt. Aufklärung macht eben die Masse nicht zu Philosophen. Der Mangel an Kritik, der sich auf allen Gebieten unsers „tintenklecksenden Säkulums“ fühlbar macht, springt hier besonders hervor. An produktiven Köpfen haben wir übergenug, aber an kritischen fehlt es. Diese sind freilich allezeit die rari nantes in gurgite vasto gewesen.

Was die Ursache des Traumes angeht, so wissen wir darüber so gut wie nichts. Das Wort Jean Pauls, daß der Traum leichter zu erklären ist als der Schlaf, beruht darauf, daß schon zu seiner Zeit über die psychologische Seite des Traumes ein reiches Material vorlag. Rührt doch die älteste physiologische Abhandlung darüber von Aristoteles her, deren Uebersetzung Joh. Müller seinem oben genannten Werke angehängt hat. Die Fülle bekannter Thatsachen auf diesem Gebiet konnte leicht vortäuschen, daß damit auch die Erscheinung selbst erklärt sei, während man, um die Ursache des Schlafes zu suchen, sich direkt an die physiologische Grundlage, an den Körper, an das Gehirn insbesondere, wenden mußte. Und eine Kenntnis dieses Organs war damals noch wenig vorhanden. Erst in neuerer Zeit hat die Forschung sich dieser Aufgabe mit glänzendem Erfolg zugewandt.

So vortrefflich wir aber auch über den Aufbau, die Gliederung und die Struktur des Gehirns unterrichtet sind, so wissen wir doch über die physiologischen Vorgänge, die sich darin abspielen, so gut wie nichts. Deswegen hatte ich auch in meiner früheren Mitteilung über „Schlaf und Ermüdung“ nur die allgemeine Richtung angeben können, in welcher eine zukünftige Theorie des Schlafes und des Traumes zu suchen sein wird. Zwei Probleme sind es besonders, deren Erforschung für die physiologische Erklärung dieser Erscheinungen und der damit verwandten des Hypnotismus von großer Bedeutung sind: das der zentralen Erregungsverteilung und das der zentralen Hemmung. Was man gegenwärtig als Ursache des Traumes anführt, beruht mehr auf sinnvoller Kombination von Vorgängen, wie sie an andern Organen bekannt sind, als auf direkter Beobachtung. Danach nimmt man an, daß im Schlaf eine Anbildung von neuem Material in den Nervenzellen des Gehirns stattfindet. Dadurch wird eine Summe latenter Energie in ihnen angehäuft. Da nun wegen der Funktionsruhe der Sinnesorgane und der Hirnteile im Schlaf nur vereinzelte Erregungen aufgenommen werden, und diese nur eine beschränkte Ausdehnung erlangen können, so werden sie innerhalb ihres Gebietes eben wegen der angehäuften Spannkräfte eine gesteigerte Erregbarkeit vorfinden. Deswegen sowohl als auch wegen der von den umgebenden ruhenden Teilen her stattfindenden Zufuhr von Energie erlangen die Sinnesreize sowohl wie die Erinnerungsbilder eine ungewöhnliche Stärke. Hierzu kommt, daß die Ruhe eines Organs verringerten, die Thätigkeit gesteigerten Blutzufluß zur Folge hat, wie auf der andern Seite die Aenderung des Blutzuflusses die entsprechende Funktionsänderung nach sich zieht. Auch dadurch wird wieder die Thätigkeit der einmal erregten Gebiete erhöht, die der andern noch weiter

herabgesetzt. Also auf dem Mangel der im wachen Zustand stattfindenden gleichzeitigen Thätigkeit aller Hirnteile, ihres harmonischen Zusammenwirkens und Ineinandergreifens beruhen die das Traumleben charakterisierenden Veränderungen.

Aber noch eine Frage schwebt meinen Lesern auf den Lippen. Wir hatten gesehen, daß die Vorstellungen des Traumes nicht diesem eigentümlich sind, daß sie unter gewissen Umständen auch im Wachen vorkommen, ja daß sie überhaupt nur veränderte Bestandteile des gesunden Wachseins sind. Wenn dem so ist, was ist der Unterschied zwischen Träumen und Wachen? Giebt es ein Kriterium zwischen Traumphantasma und realem Objekt? Daß dies nicht immer leicht zu finden ist, weiß wohl jeder aus eigner Erfahrung. Man besinnt bei manchen Dingen vergebens darauf, ob man sie erlebt oder nur geträumt hat. Besonders im Augenblick des Erwachens vermögen wir uns oft schwer in die Wirklichkeit zurückzufinden. Spinoza hat von sich ein solches Erlebnis erzählt. Als er eines Morgens aus schwerem Traum auffuhr, konnte er sich den geschauten Bildern anfänglich durchaus nicht, selbst nicht durch Lektüre entziehen; erst nach längerer Zeit wich das Gesicht von ihm. Darauf beruht auch die köstliche Einkleidung, mit der Shakespeare das Lustspiel „Der Widerspenstigen Zähmung“ umgeben hat; Gerhart Hauptmann hat sie neuerlich nicht eben glücklich in „Schluck und Jau“ nachgeahmt. Die enge Verwandtschaft zwischen Leben und Traum haben die Dichter oft hervorgehoben. „Der Mensch ist der Traum eines Schattens,“ sagt Pindar. Und Sophokles im Ajax: „Jetzt sehe ich, daß wir alle, so viele da leben, nichts weiter sind als wesenlose Bilder und flüchtige Schatten.“ Und Shakespeare im Sturm: „Wir sind von solchem Stoff, woraus die Träume gemacht sind; unser kurzes Leben ist von einem Schlaf umflossen.“ Was also trennt nun Traumbild und Wirklichkeit? Schon Descartes hatte sich diese Frage vorgelegt; in der ersten seiner Meditationen findet er nicht ein einziges Merkmal, um beide Zustände zu trennen. Auch Schopenhauer hatte das Problem aufgegriffen. Da nach seiner Lehre auch im Traum alles Einzelne nach dem Satz vom Grunde in allen seinen Gestalten zusammenhängt, so giebt es auch für ihn keinen Unterschied zwischen Wachen und Träumen; nur eine Grenze bildet der Moment des Erwachens, wo der Kausalzusammenhang zwischen den geträumten Begebenheiten und denen des wachen Lebens ausdrücklich und fühlbar abgebrochen wird. Das ist für den echten und alleinigen Thronerben Kants, wie er sich selbst gern bezeichnete, eine recht schlechte Legitimation. Denn eben Kant hat uns die Lösung an die Hand gegeben. Wir haben oben die Merkmale angeführt, welche die Traumbilder charakterisieren. Ihnen gegenüber erscheinen die wachen Vorstellungen geordnet und zusammenhängend. Sie tragen in sich Beständigkeit, Sicherheit und Gesetzmäßigkeit dadurch, daß sie jedem gesunden gleichorganisierten Individuum in gleicher Weise erscheinen müssen. Je mehr sie das thun, je mehr sie auf Allgemeinheit und Notwendigkeit Anspruch erheben können, um so mehr schreiben wir ihnen Wahrheit zu. Ueberaus treffend hat schon Heraklit gesagt: Im Wachen haben alle Menschen eine gemeinschaftliche

Welt, im Schlaf und im Traum hat ein jeder seine eigne. Der Wert also, den die Erscheinungen für uns haben, nicht der psychologische Ursprung ist das Entscheidende. Vorstellungen sind unsre wachen Ideen, die realen Objekte, die ganze umgebende Welt auch nur. Und soll daher der idealistische Charakter unsrer Weltanschauung betont werden, so werden wir den tiefsinnigen Worten Calderons beistimmen:

„In dieser Wunderwelt ist eben
Nur ein Traum das ganze Leben,
Und der Mensch, das seh' ich nun,
Träumt sein ganzes Sein und Thun,
Kurz, auf diesem Erdenballe
Träumen sie, was sie leben, alle!"

So angesehen, ist auch nur „das Leben ein Traum".

Die Einnahme des Malakow.

Nach Aktenstücken des Kriegs- und des Marineministeriums, sowie verschiedenen von den Marschällen Pelissier und Mac Mahon und von Admiral Bruat stammenden Papieren und Unterhaltungen mit Marschall Canrobert.

Von

Germain Bapst.

Ueber ein Jahr befand die verbündete Armee sich vor Sebastopol, und so oft hatte man geglaubt, man stehe unmittelbar vor der Einnahme der Stadt, daß man schließlich an einem Enderfolg zu zweifeln begann. Im August 1855 beunruhigte man sich in London und in Paris; neue Nachrichten über die Alliierten liefen um. In London kamen die Minister der Königin, dem allgemeinen Gefühl nachgebend, zu der Ueberzeugung, die kommandierenden Generale fühlten sich außer stande, den Platz zu nehmen, und dächten daran, die Belagerung aufzuheben; sie regten sich über diese Voraussetzung so auf, daß sie Erklärungen in Paris verlangten.

Kaiser Napoleon, der sich diese ebenso unvorhergesehene wie unwahrscheinliche Frage absolut nicht zu erklären vermochte, telegraphierte an General Pelissier. Dieser beschwichtigte sofort die kaiserlichen Bedenken und beschloß dann in der

richtigen Vermutung, woher der Schlag ausgehe, für die Zukunft ein derartiges Gerede kurz abzuschneiden. Zu diesem Zwecke ließ er im englischen Hauptquartier bei seinem Kollegen Simpson einen Kriegsrat zusammentreten in der Absicht, sich über diese Frage auszusprechen und denjenigen, die sie heraufbeschworen hatten, rund heraus seine Meinung zu sagen.

Die Geniegenerale der beiden Armeen, Sir Harry Jones und General Niel, waren die Urheber des Vorschlags, die Belagerung aufzuheben, falls der Platz nicht vor dem Winter genommen sei. Sie hatten ihm Ausdruck in einer Denkschrift verliehen, die nach London gelangt und dort für den Gedankenausdruck der beiden kommandierenden Generale gehalten worden war. Daher der ganze Lärm.

Am 3. August trat der Kriegsrat im englischen Hauptquartier zusammen. Wie gewöhnlich eröffnete General Pelissier die Sitzung und ergriff gleich das Wort. Er las zunächst die Denkschrift der Geniegenerale vor und unterbrach seine Vorlesung durch keine Bemerkung, nur rief er, sofort nachdem er zu Ende gekommen war, aus: „Davon zu reden, die Belagerung aufzuheben! Beim Lesen dieser Stelle haben sich mir die Haare auf dem Kopfe gesträubt; wie kann nur dieser Gedanke in dem Geiste irgend eines Menschen auftauchen? Was mich anlangt, so werde ich die Belagerung niemals aufheben. Niemals!

„Die geringste Rückzugsbewegung würde verhängnisvoll sein ... Was für eine Entmutigung für die Armee, wenn sie zu der Vorstellung gelangte, ein derartiger Gedanke habe Boden bei ihren Generalen gefaßt!“

General Niel, der zur Verteidigung seiner Ideen um das Wort gebeten hatte, glaubte auf die täglichen Verluste hinweisen zu müssen, die sich im Winter verdoppeln würden, aber General Pelissier ließ ihn nicht ausreden.

„Man übertreibt die täglichen Verluste bedeutend,“ sagte er, „in diesem Augenblick verdoppelter Thätigkeit belaufen sie sich auf 80 Mann täglich; ganz gewiß wird der Winter Leiden mit sich bringen, aber bis dahin wird es Zeit sein, sich dagegen vorzusehen. Außerdem werden die Russen ebensosehr leiden wie wir, wahrscheinlich noch viel mehr. Auf alle Fälle wird man sich mit der Zukunft beschäftigen, wenn die Zeit dazu kommt. Die Hauptsache ist, an die Gegenwart zu denken; man muß mit der Belagerung so streng wie möglich vorgehen, um zu einem Resultat zu gelangen. Auf dieses Resultat dürfen wir noch vor Ablauf von sechs Wochen rechnen. Sollten wir nach Ablauf dieser Frist nicht zu einer Lösung gekommen sein, dann müßten wir sehen, was zu machen wäre.“

Der General schloß, indem er auf das demnächstige Eintreffen von 200 32-Centimeter-Mörsern hinwies und die Geniegenerale aufforderte, einen neuen Bericht abzufassen, der eine kategorische Antwort auf die Frage der englischen Minister erteile; sobald dieses Schriftstück fertiggestellt sei, werde man sich wieder versammeln, um Kenntnis davon zu nehmen, und damit hob er die Sitzung auf.

Die zweite Konferenz wurde am 7. August abgehalten.

General Pelissier las zunächst eine Depesche von Marschall Vaillant vor,

der ihn um die Erklärung ersuchte, daß die Belagerung Sebastopols fortgesetzt werden werde, wie fern auch noch das Ende derselben sein möge. Dann begann er, den Bericht der Geniegenerale aus der Tasche ziehend, dessen Verlesung. Nach den ersten Sätzen unterbrach er sich, um die Bemerkung zu machen, daß das Memorandum sich nicht innerhalb der Grenzen der aufgeworfenen Frage halte, und las dann weiter bis zum Schluß, der, ohne in absoluter Weise auf der Notwendigkeit der völligen Einschließung des Platzes zu bestehen, das Fruchtlose aller Bemühungen der Alliierten betonte, solange der Feind in Verbindung mit seinen Reserven bleibe.

General Pelissier erklärte, daß er die Vorteile der völligen Einschließung nicht verkenne, man darüber aber, da die Effektivbestände und die Umstände diese Operation nicht möglich machten, nicht reden könne.

Man müsse die Annäherungsarbeiten bis zum Graben fortsetzen und die Errichtung der Batterie mit den bereits unterwegs befindlichen 200 Mörsern beschleunigen, von deren Wirkung er sich viel verspreche.

Darauf ergriff Admiral Lyons in seinem Namen und in dem des Generals Simpson, der das Französische nicht ganz geläufig sprach, das Wort und gab dem Bedauern darüber Ausdruck, daß die Zeit für den Sturmangriff immer noch verschoben werde, da bisher jeder Verzug mehr den Belagerten als den Belagernden genützt habe.

„Aber," fügte er hinzu, „wir sind hier, um die Antwort auf die Frage der Minister abzufassen, und ich schlage folgende Fassung vor:

‚Man bereitet die Errichtung von Batterien mit 200 neuen Mörsern vor. Diese Batterien werden binnen zehn Tagen im stande sein, Feuer zu geben.

„Binnen acht Tagen wird ein Kriegsrat die Bedingungen des jetzt schon im Prinzip beschlossenen Sturmangriffs regeln.'

„Jedenfalls ist die formelle Ansicht der kommandierenden Generale und Admirale die, daß die Belagerung nicht aufgegeben werden darf, und daß die verbündeten Armeen vor Sebastopol aushalten müssen, bis der Platz genommen ist."

Glücklicherweise drang nichts von diesen Diskussionen in die Lager durch: vielleicht hatte man in Paris Kenntnis von der einen oder andern Einzelheit, denn das „Journal des Debats" veröffentlichte, um die Befürchtungen zu beschwichtigen, die bezüglich der Aufhebung der Belagerung entstehen könnten, einen Artikel, in dem es verkündete, der kommandierende General lasse sich für den Winter einen Palast aus Hausteinen an Stelle seiner Baracke erbauen.

Diese Erfindung wurde alsbald zu den Ohren Napoleons gebracht, der darüber sofort an General Pelissier telegraphierte.

„So entschlossen wir auch sein mögen," antwortete dieser, „so träumt doch der Herr von Saint-Ange in den ‚Debats', wenn er als ein Zeichen unsers Entschlusses die Erbauung eines zweistöckigen steinernen Hauses für den Generalstab hinstellt. Er muß das Opfer einer Mystifikation sein."

Es war in der That für die Regierungen der verbündeten Staaten sehr

schwierig, sich eine Vorstellung von dem genauen Stande der Ereignisse und der Zukunft des Feldzugs zu machen, da die Personen, die sich auf dem Kriegsschauplatze befanden, sich so ganz und gar täuschten.

So war der Herzog von Newcastle, der englische Kriegsminister, der die Geschäfte dem Lord Panmure hatte überlassen müssen, nach der Krim gekommen, um dort den unfreiwilligen Urlaub zu verbringen, der ihm durch das Votum des Unterhauses zugefallen war, und durchlief die Lager, auf Neuigkeiten fahndend und sich die Bemerkung des ersten besten notierend, sie ganz kritiklos alle für wahr haltend. Schrieb er doch am 5. August an Lord Clarendon, die britische Armee gehe einem Unglück entgegen. General Simpson sei ein müßiger Grillenfänger. General Pelissier, der g a n z u n d g a r n i c h t s t a u g e, flöße kein Zutrauen ein und sei wenig beliebt. Eine einzige Armee fand Gnade vor seinen Augen: die sardinische. Er glaubte nicht, daß man einen Plan habe; hätte man einen, so führe man ihn nicht aus, und doch, so schloß er, würde es ein leichtes gewesen sein, die Russen aus dem südlichen Teile Sebastopols zu verjagen!

Glücklicherweise kam dieser Brief erst nach der Einnahme der Stadt in England an und hatte keine andre Wirkung als die, daß er das bisherige Ministerium wegen seines Mangels an Voraussicht in militärischen Dingen beseitigte.

So zweifelten denn in Paris und London und selbst in der Krim gewisse Leute am Erfolge oder glaubten ihn doch noch in weiter Ferne, und einer der Hauptgründe für diese Befürchtungen war die Ungewißheit, in der wir uns über die Lage der Russen befanden, denn ihre Zeitungen ließen nur selten offizielle Depeschen erscheinen, und keine Korrespondenz, kein Gerücht drang durch die Steppen bis nach Europa vor; das Zarenreich war in das geheimnisvolle Schweigen gehüllt, das es weit gefürchteter erscheinen ließ als es war.

Die Russen dagegen erfuhren über uns alles bis ins Detail durch die englische Presse.

Indessen begannen um die Mitte des Sommers für Rußland beunruhigende Gerüchte in Paris und London umzulaufen. Die Regierungen hätten Mitteilungen erhalten, die ihnen die Annahme verstatteten, mit dem moskowitischen Reiche gehe es zu Ende, und es sei genötigt, den Krieg aufzugeben. Gleichwohl ließ die positive Bestätigung dieser Gerüchte auf sich warten bis zum 18. August, an dem man die Nachricht von der Schlacht von Tschernaja erhielt. Daraufhin richtete man sich in London und Paris auf und hielt die Position der Alliierten für die denkbar günstigste.

Im Laufe des Monats Mai trafen die ersten Aufklärungen ein; sie gingen sämtlich von Berlin aus. Der König von Preußen und der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., waren von jeher sehr anhänglich an ihren Schwager, den Kaiser Nikolaus, gewesen. „Wenn Friedrich Wilhelm nur Rußland ergeben bleibt!“ hatte der Zar in seinem Todeskampf mehrmals gerufen. Dieser Ruf des Sterbenden war demjenigen, an den er ergangen, im Gedächtnis

geblieben, und er hatte die Zuneigung, die er dem Vater erwiesen, auf den Sohn übertragen.

Es waren daher ständige Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und St. Petersburg vorhanden, Austausch der gegenseitigen Ansichten und Zusendung von Nachrichten auf offiziellem Wege und durch Privatkorrespondenz.

Nun empfing im Laufe des Monats Mai unser Gesandter in Berlin, Marquis v. Moustier, einen Brief und später den Besuch eines ehemaligen Offiziers des Königreichs Westfalen, der in der Erinnerung an den Dienst unter Napoleon I. sich auch dem Nachfolger desselben noch ergeben zeigen wollte und sich erbot, gegen eine geringfügige Remuneration den zwischen dem Grafen Münster, dem preußischen Militärattaché in St. Petersburg, und dem General v. Gerlach, dem Generaladjutanten des Königs von Preußen, geführten Briefwechsel auszuliefern, einen Briefwechsel, der zuverlässige und vertrauliche Angaben über die russische Armee enthielt. Einige Nachforschungen führten den Marquis v. Moustier mühelos dahin, sich davon zu überzeugen, daß der angebliche Offizier des 12. Corps der großen Armee ein ehemaliger Bedienter war, der ebenso schlau wie wenig von Vorurteilen befangen war. Er nannte sich Tächen und hatte sich schon in polizeilichen und diplomatischen Kreisen bekannt gemacht, als Graf Bresson französischer Gesandter in Berlin war. Er hatte sich eines Nachts in die am Ufer der Spree gelegene Villa des Diplomaten eingeschlichen und, nachdem er über den Fluß geschwommen war, die Schlösser gesprengt und die Thüren gewaltsam geöffnet hatte, den Sekretär erbrochen und sich Papiere angeeignet, an deren Besitz der preußischen Regierung viel gelegen war.

Diese geschickt ausgeführte Expedition erwarb ihm die Gunst des preußischen Premierministers v. Manteuffel, der sich seiner bediente, um seine zahlreichen persönlichen Feinde zu überwachen, indem er ihn damit beauftragte, in das Geheimnis von Briefen, Papieren und Dokumenten einzudringen, deren Inhalt er kennen zu lernen wünschte. Da Herr v. Manteuffel sehr sparsam war und Tächen nur mäßig entlohnte, so suchte dieser sich seine Arbeit noch anderweitig bezahlt zu machen, und da er glaubte, daß eine Abschrift der von dem General v. Gerlach herrührenden Dokumente auch wohl die französische Gesandtschaft interessieren könnte, war er zu dieser gekommen, um sie ihr anzubieten.

Herr v. Moustier wollte sich wegen der Herkunft dieser Briefe, die man nicht zu verheimlichen suchte, auf einen Ankauf derselben nicht einlassen, ohne durch eine Ordre von Paris aus gedeckt zu sein; man gab sie ihm, und so kam er in den Besitz der Rapporte des Grafen Münster, die recht erbaulich waren.

Die russische Armee war erschöpft, ihre zahllosen Bataillone verschwanden eines nach dem andern auf den Märschen und in den Lazaretten, wo der Typhus wütete; in Sebastopol tötete das Bombardement täglich 500 Mann, und in St. Petersburg fürchtete man Tag für Tag die Nachricht von der Einnahme des Malakow zu hören, die unvermeidlich die Uebergabe der Stadt hätte nach sich ziehen müssen.

An dem Tage vor dem, an welchem General Canrobert in Paris anlangte, am 14. August, übermittelte man dem Kaiser zwei Depeschen, deren Wortlaut in allen Punkten der gleiche war. Die erste, aus Berlin, meldete, dem Fürsten Gortschakow in Sebastopol sei der Befehl zugegangen, um jeden Preis die Offensive zu ergreifen.

Die zweite kam von Baden und war durch den Baron v. Talleyrand übermittelt worden.

Sie besagte: „Die Ermattung des Kriegszustandes ist auf das äußerste gediehen, und Kaiser Alexander ist infolgedessen sehr niedergeschlagen. Der Kriegsminister Fürst Dolgoruki will, daß man eine große Aktion versuchen soll, um die Verbündeten ins Meer zu treiben, und der Kaiser ist der gleichen Ansicht; man hat zu diesem Zwecke die letzten verfügbaren Truppen zusammengezogen, und wenn die Verbündeten diesem Versuche widerstehen, ist Sebastopol ihnen.

„Die Leiden sind schrecklich, und der kommende Winter wird noch schlimmer sein als der letzte. Die Hilfsmittel beginnen auszugehen, und man weiß nicht, wie man Vorräte und Transportgelegenheiten beschaffen soll. Gewisse Provinzen im Süden haben 40000 Wagen gestellt, aber nicht ein einziger ist angekommen, weder ein Mann noch ein Pferd. Was die Leute betrifft, so langt von einem Bataillon von tausend Mann nur ein Drittel am Bestimmungsort an, und in welchem Zustande? Die Gesamtstärke der Krimarmee erhebt sich nicht über 100000 Mann. Die Herbstcampagne wird über den Besitz Sebastopols entscheiden."

Das eine wie das andre Dokument kam aus der Umgebung des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Kaisers Wilhelm.

Der Angriff auf die Linien von Tschernaja, den die Depeschen ankündigten, hatte kurz zuvor stattgefunden: da sie hinsichtlich dieses ersten Punktes exakt waren, hatte man recht, wenn man vermutete, daß sie auch in ihrem weiteren Inhalte der Wahrheit entsprächen.

Aus diesen Nachrichten, sowie aus denjenigen, welche von Tataren und Deserteuren übermittelt wurden, ging hervor, daß die Chancen für den Sturmangriff sich vermehrten.

Mit welchen Schwierigkeiten war gleichwohl, trotz aller schrecklichen Verluste, von denen die Russen betroffen worden waren, die Einnahme noch verbunden, und wie weit war man bei den Verbündeten noch von einer richtigen Schätzung der Stärke und des gewaltigen Charakters der Verteidigungsmittel entfernt!

Hinter der Umfassungsmauer, die sie vor sich sahen, war noch eine zweite vorhanden; riesige, erdbedeckte Kasematten boten den Reserven Schutz gegen die einschlagenden Geschosse, und überall waren Minen vorbereitet, um die Werke bei dem Eindringen der Engländer und Franzosen in die Luft fliegen zu lassen.

Am 5. September wurde endlich der Sturm auf den Mittag des 8. festgesetzt. Die Division Mac Mahons sollte, unterstützt von der Division Wimpffen

und den Gardezuaven, den Malakow angreifen; rechts von ihr sollte die Division La Motterouge mit den Gardegrenadieren auf die Courtine zu marschieren und auf den äußersten rechten Flügel die Division Dulac, die Brigade de Marolles und die Gardejäger zu Fuß auf den kleinen Redan.[1])

Sollte der Angriff gelingen, so sollte General Pelissier die Flagge der Königin neben seiner Standarte auf dem grünen Hügel hissen; das sollte das Zeichen für die englische Armee sein; ihre Divisionen Codrington und Markham sollten, unterstützt von den Hochländern, sich auf den großen Redan werfen und links die Divisionen Levaillant und d'Autemarre und die sardinische Brigade Cialdini die Verteidigungswerke der Stadt angreifen.

Vom fünften bis zum achten bombardierte man in einzelnen Absätzen; das Unterbrechen des Feuers sollte den doppelten Zweck haben, die Russen in den Glauben an einen unmittelbar bevorstehenden Sturm zu versetzen, was sie zwingen würde, ihre Reserven aus den Kasematten heraustreten zu lassen und sie unsern Kugeln auszusetzen, und sie sich an dieses Feuer gewöhnen zu lassen, was abschwächend auf ihre Nerven wirken und sie nicht mehr sonderlich darauf achten lassen würde. Wir würden dann im entscheidenden Momente den Vorteil haben, sie weniger vorbereitet zu finden.

Das Wetter war bis dahin prachtvoll gewesen, doch trat in der Nacht vom siebenten auf den achten ein Umschlag ein. Es erhob sich ein scharfer, kalter Nordwind, der, hart über das Erdreich streichend, in Stößen einsetzte, auf dem Lande Staubwolken aufwirbelnd und das Meer in heftigen Wogengang versetzend. Der Himmel blieb, in eine Decke von niederhängenden Wolken gehüllt, grau und ließ auch nicht für einen Augenblick einen Sonnenstrahl durchdringen. Des Morgens hätte man sich in das Aufdämmern eines unfreundlichen Novembertags versetzt glauben können, so trüb und rauh war es.

In der Besorgnis, die Russen möchten unsre Bewegungen erkennen, hatte General Bosquet, um sie zu maskieren, Haufen von Dünger und trockenem Laubwerk aufwerfen lassen, die angezündet werden sollten. Der Rauch der Geschütze machte in Verbindung mit dem Staub und dem Nebel diese Vorsichtsmaßregel überflüssig.

Um acht Uhr setzen die Truppen sich in Bewegung. Sie treten in die Laufgräben ein an den Stellen, die ihnen angewiesen worden sind; sie tragen die Waffen unter dem Arm; alle sind in Parade-Uniform, die Grenadiere tragen ihre Bärenmützen, die Voltigeure ihre Tschakos, die Offiziere haben ihre goldenen Epauletten und weiße Handschuhe angelegt, die Soldaten ihre roten und grünen Epauletten.

Die Generale begeben sich teils an die Spitze ihrer Mannschaften, teils einzeln an ihre Kampfstellen. Um neun Uhr kommt General Mac Mahon den Hohlweg von Karabelnaja herab; unterwegs bemerkt er eine Gruppe, die lang-

---

[1]) Der große und der kleine Redan waren wie der grüne Hügel (mamelon verte) und der Malakow Festungswerke auf der Ostseite der Südbucht.

sam dahinzieht; es ist der englische Generalstab. Man sollte nicht glauben, Soldaten vor sich zu sehen, noch weniger Generale, sondern eher eine excentrisch gekleidete Jagdgesellschaft. Voran marschiert General Simpson, ein ganz alter Mann, in einer schwarzen Uniform, um den Kopf einen grauen Mantel geschlagen: von einem Augenleiden heimgesucht, hat er sich so vermummt, um sich gegen den Staub und den Wind zu schützen; neben ihm hat General Airey seinen Helm mit einem Taschentuch umgebunden, das er unter dem Kinn zugeknüpft hat; unmittelbar hinter ihm kommt eine Bahre, auf der unter einer Masse von Decken und Paletots General Sir Harry Jones vom Genie liegt, auf dem Kopfe einen Helm mit brandrotem Kamm. Da er wegen seiner letzten Verwundung nicht gehen kann, läßt er sich auf dieser Vorrichtung zu seinem Posten bei dem ersten Laufgraben schaffen.

Als General Mac Mahon unter dieser Verkleidung die Anführer unsrer Verbündeten erkannte, begrüßte er sie. General Simpson, liebenswürdig wie immer, dankt ihm und streckt ihm, auf ihn zutretend, die Hand entgegen: „Werden Sie den Malakow angreifen?“

„Jawohl, um zwölf Uhr werde ich zum Sturm vorgehen lassen, und einige Minuten später werde ich auf den Wällen sein, und Sie werden von dort das dreifarbige Banner wehen sehen.“

„So sind Sie also eines raschen Erfolges so sicher?“

„Gewiß, einige Minuten nach zwölf werde ich Herr des Malakow sein.“

„O, dann freut es mich, daß Sie mir das so zuversichtlich sagen.“

Nach diesen Worten drückten die beiden Generale sich nochmals die Hand und gingen dann auseinander, jeder nach seiner Seite.

Die Truppen befinden sich schon seit geraumer Zeit in Spannung, Mann gegen Mann gedrückt, in so vielen Reihen, wie die Gräben zu fassen vermögen; Ordnung und Schweigen lassen nichts zu wünschen; man sieht mit nervöser Ungeduld der Stunde des Angriffs entgegen.

Es entsteht eine Bewegung: General Mac Mahon kommt, um sich an die Spitze seiner Division zu stellen; alles erhebt sich, und man drängt sich zusammen, um ihm Platz zu machen.

Der General macht bei dem letzten Laufgraben Halt, wo sich die Zuaven befinden, er wählt sich den Korporal Lifaut aus, um sein Feldzeichen zu tragen.

Dem General war es so vorgekommen, als sei dieses Feldzeichen zu klein, und als werde General Pelissier es vielleicht inmitten des Pulverdampfs und Staubes nicht erkennen können, er hatte darum an seinen Schaft eine große Marineflagge heften lassen (dieselbe, die, von 37 Kugeln und Granatsplittern zerfetzt, in der Militärausstellung zu sehen war).

Der General läßt sie entfalten und zeigt sie den Zuaven. „Diese Fahne wird euer Signal sein; wenn ich sie erheben werde, werdet ihr mit mir voranstürzen.“

General Pelissier begiebt sich seinerseits nach dem grünen Hügel, von dem er die ganze Aktion beherrschen kann; 600 Meter vor ihm erhebt sich der Malakow;

zu seiner Linken sieht er den Redan und die englischen Laufgräben; rechts dehnt sich unsre ganze Angriffslinie bis zum äußersten Ende des Hafens von Sebastopol aus. Er ist begleitet von den verschiedensten Arten französischer, englischer, sardinischer und türkischer Offiziere.

Inzwischen ist es halb zwölf geworden; 2000 Schüsse dröhnen mit furchtbarer Gewalt los, Dampf- und Staubwolken emporwirbelnd, die im Winde verwehen.

In den Laufgräben ist alles ungeduldig; wer eine Uhr hat, hält sie in der Hand und zählt die Minuten; jedermann hat mit einer Hand den Pfahl eines Schanzkorbes erfaßt, der ihm als Stütze dienen soll, damit er so schnell wie möglich über die Brüstung des Grabens gelange. (Fortsetzung folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

Beiträge zur Kenntnis der türkischen Armee.[1])

Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, in das großangelegte Werk über die türkische Armee von dem jüngst verstorbenen Großvezier Dschewad Pascha Einblick zu thun. Der Pascha, seinem Zeichen nach dem Militärstande angehörig, war, wie er mir mitteilte, jahrelang mit diesem Werke beschäftigt, und er hat auch keine Mühe gescheut, sämtliche hierauf bezügliche orientalische und occidentalische Quellen zu untersuchen. Es war ein lobenswertes Unternehmen, doch, wie ich mich überzeugte, war es nicht so sehr eine Geschichte der Armee, sondern vielmehr eine Geschichte der Kriege und Schlachten des ottomanischen Heeres mit Berücksichtigung der politischen und strategischen Beziehungen jener Waffenthaten, durch welche die Osmaniden zur Herrschaft über das auf drei Weltteile sich erstreckende Reich gelangt waren. Den ersten Versuch zur Entstehungsgeschichte des türkischen Heeres und zur Schilderung der einzelnen Phasen seiner Fortentwicklung hat Rittmeister v. Schlözer gemacht. Es ist allerdings charakteristisch, daß der deutsche Forschungsgeist nicht nur fachmännischen Gelehrten und Professoren, sondern auch den deutschen Soldaten eigen ist, denn wer die zwei vorliegenden Hefte gelesen hat, der wird überzeugt sein, daß unser Autor das vorhandene Quellenmaterial, soweit ihm solches zugänglich gewesen, gewissenhaft durchforscht hat und den Werdeprozeß der zu seiner Zeit weit und breit schreckenverbreitenden Armee ganz richtig aufgefaßt hat. Wer die ersten Anfänge der türkischen Armee kennen will, der muß die Organisation und den Geist der Nomadenheere genau geprüft haben, denn im Grunde genommen waren es ja eigentlich nur Nomadenheere, welche vom zweiten Jahrhundert der Hedschra angefangen, den Islam ver-

[1]) Von Leopold v. Schlözer, Rittmeister und Eskadronschef im Husaren-Regiment „König Wilhelm“. I. Ursprung und Entwicklung des alten türkischen Heeres. II. Das türkische Heer im 19. Jahrhundert. Berlin 1901.

breitet und ihm zur Weltstellung verholfen haben, ebenso wie es nur türkische Nomaden waren, aus deren Reihen jene natio militans hervorgegangen, die in Zentralasien, in Persien, in Indien, in Westasien und in Aegypten Staaten gegründet und bis zum militärischen Erwachen Europas auch erhalten haben. Rittmeister v. Schlözer weist dies an der Hand vorliegender Daten nach. Es ist heute kein Geheimnis mehr, daß die Waffenthaten der Araber ohne Hilfe der schon unter den ersten Kalifen aufgetretenen türkischen Söldlinge bei weitem nicht jenen Erfolg hätten aufweisen können, dessen sie sich rühmen. Aus der officina gentium Mittelasiens strömten die Heeresfluten gegen Süden, Westen und Norden zu, und in der Verfassung, Kampfweise und Leitung der Nomadenheere liegt das Geheimnis des Erfolges der ottomanischen Waffen, ebenso wie nach der Schilderung des byzantinischen Leo des Weisen die Organisation der Türkenheere der der byzantinischen Truppen weit überlegen war.

Im Laufe der Zeit hat der türkische Ethnos infolge starker Beimischung arischer und semitischer Volkselemente in seinem äußern Wesen, in vielen seiner Sitten und Gebräuche, ja auch in seiner Denkungsart sich bedeutend verändert, doch der militärische Geist seiner Ahnen ist unverändert geblieben. Jeder Türke, ob ein schlichter Anatolier oder ein verweichlicht aussehender Efendi aus Stambul, ist ein geborener Soldat, Pferd und Waffen waren und sind noch heute sein Liebling, und würde der Armee des Sultans ein besseres Offiziercorps vorstehen, so wäre sie entschieden eine der tüchtigsten der Welt. Wie nun dieses türkische Heeresmaterial seit Sultan Mahmud II. umgestaltet und modernisiert worden ist, darüber giebt uns Rittmeister v. Schlözer in Heft II Aufschluß. Die Reorganisation ging allerdings nur langsam von statten, es haben an derselben Militärlehrer aus den verschiedensten Nationen Europas sich erprobt, und ohne den Deutschen besonders ein Kompliment machen zu wollen, muß zugestanden werden, daß die aus dem Deutschen Reiche an die Ufer des Bosporus gelangte Militärmission am erfolgreichsten gewirkt und zur Tüchtigkeit der heutigen türkischen Armee das meiste beigetragen hat. Man hat die Rolle der deutschen Instructeurs militaires am Bosporus sehr oft im Zusammenhange mit weitreichenden politischen Plänen des Fürsten Bismarck erklären wollen, man vergißt aber gewöhnlich, daß die Türken von jeher die preußische Armee als mustergültig angesehen, und daß unter anderm der 1771 zu Friedrich dem Großen geschickte türkische Diplomat Ahmed Resmi Efendi bei seiner Beschreibung Preußens die Heeresorganisation besonders rühmend hervorhebt. Soweit ich mich selbst erinnern kann, ging man im türkischen Kriegsministerium schon nach Beendigung des Krimkrieges mit dem Gedanken um, Militärlehrer aus Preußen zu bestellen, und es ist leicht erklärlich, daß dieser Gedanke nach dem deutschen Siege im Jahre 1870 um so leichter zur Ausführung gelangen konnte. Die Thätigkeit der deutschen Militärmission wird Herr Rittmeister v. Schlözer in Heft III behandeln, und in Anbetracht der Gründlichkeit und Fachkenntnisse des Autors sehen wir dieser Publikation freudig entgegen.

H. Vambéry.

Litterarische Berichte.

Lebenserinnerungen von Robert v. Mohl 1799 bis 1875. Mit 13 Bildnissen. Zwei Bände. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart 1902.

Der Verfasser, geboren zu Stuttgart am 17. Juli 1799, war Professor der Staatswissenschaften an den Universitäten Tübingen (1827 bis 1846) und Heidelberg (1847 bis 1861), inzwischen Frankfurter Reichs-Justizminister, dann badischer Gesandter beim Bundestag in Frankfurt a. M. (1861 bis 1866) und badischer Gesandter am bayrischen Hof in München (1867 bis 1871), zuletzt Präsident der badischen Oberrechnungskammer

zu Karlsruhe und starb als Reichstagsabgeordneter zu Berlin, 4. November 1875. Seine Lebenserinnerungen begann er 1849 aufzuzeichnen und hat sie im Frühjahr 1874 abgeschlossen. Die Handschrift ist jetzt im Besitz der Universität Tübingen; die Herausgabe und durchgehende Erläuterung hat der Würzburger Oberbibliothekar Dr. Dietrich Kerler besorgt. Mohls Name und geistige Bedeutung ist der älteren Generation noch geläufig genug, um ihr Interesse an seinen Aufzeichnungen zu erregen; die Erwartungen des Lesers werden; wie wir gleich an der Spitze unsrer Anzeige bemerken wollen, weitaus überboten. Die deutsche Geschichtslitteratur ist ja nicht mehr so arm an wertvollen Autobiographien — aber nur sehr wenige davon dürfen sich mit der vorliegenden messen an rücksichtsloser Offenheit, an Schärfe der Beobachtung und an Reiz der Darstellung; es ist ein Buch, das, mit Ausnahme vielleicht der Darstellung der litterarischen Thätigkeit dem Leser auch ästhetischen Genuß gewährt. Der Inhalt ist bei dem mannigfachen Wechsel der Schauplätze bunt genug; die Bilder aus der Jugend und den Studienjahren Mohls in Stuttgart und Tübingen gewähren einen fesselnden Einblick in das schwäbische Leben zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Auch der Schilderung des Frankfurter Parlaments von 1848 ist ein breiter Raum gewidmet; die von Mohl gezeichneten Charakterköpfe führen uns den improvisierten Professorenreichstag von Volkes Willen in voller Lebensfrische vor Augen. Historischer Quellenwert im engeren Sinne ist besonders den Beobachtungen Mohls während seiner Gesandtenlaufbahn zuzuschreiben. Für seinen Scharfblick sei nur auf eine Probe hingewiesen, auf die Schilderung des unglücklichen Bayernkönigs Ludwigs II. „König Ludwig war kaum 20 Jahre alt, und schon begann er sich zu isolieren, womöglich auf dem Lande, und dann ganz unzugänglich zu leben und seine Minister kaum je zu sehen. Man war verblüfft darüber, grübelte über die Ursache nach, hoffte aber noch, daß sich die Menschenscheu, die Schüchternheit, das träumerische Hinleben in einer romanischen Gefühlswelt mit reiferen Jahren, längerer Erfahrung, vielleicht mit dem Erwachen von Leidenschaft allmählich verlieren werde. Unglücklicherweise täuschte man sich darin," so schreibt Mohl im Jahre 1874, wo noch niemand das schreckliche Ende des Fürsten ahnte! Ein sorgfältiges Personenregister ist eine dankenswerte Beigabe und erleichtert die Uebersicht über die verschiedenen Beiträge Mohls zum Charakterbild fast aller der Persönlichkeiten, die während seines Lebens eine Rolle in der Geschichte Württembergs, Badens und der deutschen Einheitsbestrebungen gespielt haben. Die Ausstattung des Werkes ist gediegen und geschmackvoll.

Guntram Schultheiß.

Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Von Felix Rachfahl. Halle a. S. 1901. Verlag von M. Niemeyer. 319 Seiten.

Die Geschichte der Berliner Märztage ist ein Thema, das in der letzten Zeit von der historischen Forschung mit großem Eifer erörtert worden ist. Als Kern des Problems erhebt sich die Frage: wer hat den Rückzug der Truppen verschuldet? Sie wurde bisher überwiegend in der Richtung beantwortet, daß man in erster Linie den König verantwortlich machte. Die Hauptvertreter dieser Ansicht sind H. v. Sybel und Wilh. Busch. Ihr tritt nun in der vorliegenden Schrift eine ganz andre Auffassung gegenüber. Obwohl Rachfahl im einzelnen an andre Forscher anknüpft, so kann seine Arbeit doch als eine durchaus originale Leistung angesehen werden. Zunächst führt er mit einer Energie wie niemand vor ihm den Gedanken durch, daß die Stellung Friedrich Wilhelms IV. zur Revolution im Rahmen der allgemeinen politischen Verhältnisse, im Zusammenhang mit seiner auswärtigen Politik beurteilt werden müsse. Sodann unterwirft er die Quellen für die Geschichte der Märztage einer neuen eingehenden Prüfung. Das Resultat, zu dem er gelangt, ist folgendes: nicht den König trifft die Hauptschuld an dem Rückzug der Truppen, sondern den General v. Prittwitz. Um es kurz zu sagen, Prittwitz wünschte den Monarchen aus Berlin zu entfernen und verbiß sich in einen verstockten Eigensinn, als ihm dies nicht gelang. Die Prüfung der einzelnen Quellenzeugnisse, die R. vornehmen muß, beansprucht einen großen Raum. Aber man wird durch diese Untersuchung keineswegs ermüdet; man liest vielmehr gerade die Partien, in denen R. eine Ordnung und Säuberung des Quellenmaterials vornimmt, mit großem Behagen. Und in der Hauptsache dürfte er recht haben: der Nachweis, daß des Königs Verhalten viel würdevoller war, als man bisher annahm, ist ihm zweifellos gelungen. Dagegen möchte ich einige Bedenken aussprechen, ob es richtig ist, wenn er ferner Prittwitz als Repräsentanten der „Militärpartei" hinstellt. Gewiß fand derselbe im Offiziercorps große Sympathien. Aber es ist doch fraglich, ob viele Offiziere ebenso gehandelt hätten wie er. R. sagt selbst mit Recht (S. 171), daß das preußische Offiziercorps einer Prätorianerrolle aktiven Widerstandes gegen den obersten Kriegsherrn nicht fähig war. Man darf aber wohl noch weiter gehen und behaupten, daß die meisten Offiziere selbst bei abweichender Auffassung der Dinge dem Monarchen einfachen Gehorsam geleistet hätten. Es ist bezeichnend, daß die Hauptzeugen, die R. gegen Prittwitz anführt, eben auch Militärs sind und zwar Männer von so militärischer Gesinnung, wie

L. v. Gerlach und Natzmer; sie mißbilligten Prittwitz' Verhalten. Ich möchte hiernach mehr Prittwitz persönlich verantwortlich machen als das Offiziercorps im allgemeinen. Aber als Warnung mag die Haltung des Generals immerhin dienen: man sieht daraus wieder einmal, wohin es führt, wenn Generäle auf eigne Hand in politische Fragen eingreifen. G. v. Below.

Friedrich der Große und sein Hof. Persönliche Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin von D. Thiébault. Erste deutsche Bearbeitung in zwei Bänden. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Noch immer lebt die Gestalt des alten Fritz in der Seele nicht nur seines preußischen, sondern des gesamten deutschen Volkes; die Erinnerung hat, wie bei allen Heroen der Geschichte, die menschlichen Mängel und die Einseitigkeiten des Fürsten hinweggewischt und hält treu das fest, was die bleibende Größe seiner Erscheinung ausgemacht hat. Deshalb muß es auch als ein glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung bezeichnet werden, daß sie die Aufzeichnungen des französischen Gelehrten Thiébault über seinen 20jährigen Aufenthalt in Berlin (1765 bis 1785) aus ihrer Verschollenheit für den deutschen Leser wieder erweckt hat. Sie sind 1804 zu Paris gedruckt worden unter dem Titel: „Mon souvenir de vingt ans de séjour à Berlin ou Frédéric le Grand, sa famille, sa cour, son gouvernement, son académie, ses écoles, ses amis littérateurs et philosophes". Das Buch erregte damals in Berlin lebhaftes Aufsehen, ja Mißvergnügen, was sich sehr leicht dadurch erklärt, daß der Verfasser eben durchaus Franzose geblieben war und dem König mit unbefangenerem Urteil gegenüberstand als dessen geborene Unterthanen. Es ist ja kennzeichnend, daß man ihm den Beinamen des Einzigen anzuhängen suchte, ein Ausdruck der unterwürfigen Verehrung, die dem großen Mann selbst auf seinem Sterbebett die Worte in den Mund gelegt haben soll, er sei es müde, über Sklaven zu herrschen. Thiébault nimmt nicht den leisesten Anstand, auch die tyrannischen Züge und Willensakte Friedrichs sorgfältig zusammenzutragen. Was ihm die damaligen Leser verdacht haben, würdigen die heutigen unbefangen als die Schatten zum historischen Lichtbild. Der Inhalt des Buches ist großenteils anekdotischer Natur und nicht durchaus einwandfrei, wie auch der Franzose selbstverständlich in seinen allgemeinen Darstellungen der Verhältnisse Preußens manches schief beurteilt. Der ungenannte Bearbeiter hat alles, was den Quellenwert des Buches beeinträchtigt, in Anmerkungen zu berichtigen sich bemüht, auch beträchtliche Kürzungen gereichen dem Buch für den heutigen Standpunkt zum Vorteil. Eine wertvolle Beigabe des hübsch ausgestatteten Buches sind die sechs Bildnisse Friedrichs in verschiedenen Lebensstufen.

Guntram Schultheiß.

Ein Dichterling. Roman von Felix v. Stenglin. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. Geb. M. 4. —.

Es ist eine merkwürdig lebenswahre Geschichte, die sich da in Berlin vor unsern Augen abspielt: der Lebensroman eines Buchhändlers Peter Flott. Zu Hause verzärtelt, wird Flott, der schon in frühester Jugend Verse machte, Buchhändler. Bald aber findet er das „praktische Leben abscheulich". Er vermißt seine volle Freiheit und glaubt seinen hohen Gedankenflug durch seinen Beruf beeinträchtigt. Daher wendet er sich der Presse zu. Er schreibt Dramen und Romane, findet aber damit keinen besonderen Anklang. Dennoch giebt er sich, obwohl von seiner Preßthätigkeit schwer enttäuscht, ganz dem freien Schriftstellertum hin; aber wieder ohne Erfolg. Seine Braut, die er gerade jetzt in dieser traurigen Zeitlage gewonnen, muß ihn so ziemlich verhalten. Trotzdem findet die Heirat statt. Denn er hofft immer, daß seine Pläne und Hoffnungen sicher in Erfüllung gehen. Allein vergebens. Die Not und das Elend wird immer größer. Ein Nachrichtenbureau, das er errichtet, soll ihn retten. Wieder umsonst. Die abenteuerlichsten Pläne durchkreuzen sein Gehirn; aber er findet keinen Ausweg, zumal da er selbst im Laufe der Zeit moralisch gesunken war. Erst die Geburt seines ersten Kindes bringt ihn zur Vernunft. Er sucht Stellung in seinem alten Geschäft als Buchhändler. Er bekommt sie; er beginnt ein neues Leben; seine alten Pläne sind begraben. Er lebt glücklich und zufrieden.

Der Roman ist mit großer Menschen- und Sachkenntnis geschrieben. Der Gestalt des schwachen, haltlosen Dichterlings steht in scharfem Kontrast seine klare, verständige Frau gegenüber. Der Verfasser versteht meisterhaft zu schildern. Das Leben und Treiben der untern Klassen Berlins hat er voll Humor dargestellt. Julius Stindes Schilderungen des Berliner Volkstums erscheinen hier in neuer, trefflicher Auflage. Wie ausgezeichnet ist, um nur eines hervorzuheben, im 11. Kapitel „Eine Sitzung des Vereins ‚Wehmut'" beschrieben! Wer so köstlich und unterhaltend zu erzählen weiß, wie F. v. Stenglin, der verdient und findet auch sicher einen großen Leserkreis. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Barclay, Johann, Euphormio. Satirischer Roman nebst Euphormios Selbstverteidigung und dem Spiegel des menschlichen Geistes. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Gustav Waltz. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 4.—

Baudelaire's Werke in deutscher Ausgabe von Max Bruns. Zweiter Band: Die künstlichen Paradiese (Opium und Haschisch). Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

Baumgartner, Alexander S. J., Durch Skandinavien nach St. Petersburg. Mit einem Titelbilde in Farbendruck, 161 Abbildungen und einer Karte. Dritte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Gebunden M. 12.—

Björson, Björnstjerne, Das neue System. Schauspiel. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. Auerbach. München, Albert Langen. M. 3.—

Björson, Björnstjerne, Leonarda. Schauspiel in vier Akten. Autorisierte Uebersetzung von Cläre Mjöen. München, Albert Langen. M. 3.—

Blüthgen, Victor, Gedichte. Neue vermehrte Auflage. Band 74 der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. M. 4.—

Braun, Lily, Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite. S. Hirzel. M. 10.—

Challemel-Lacour, Studien und Betrachtungen eines Pessimisten. Einzig autorisierte Ausgabe. Uebersetzt von M. Blaustein. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. M. 6.—

Deeken, Richard, Manuia Samoa. Samoanische Reiseskizzen und Beobachtungen. Mit Abbildungen. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. M. 4.—

Driesmans, Heinrich, Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Der „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte". Zweiter Teil. Leipzig, Eugen Diederichs. M. 4.—

Eyth, Max, Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs. Zwei Bände. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 6.—

Freystedt, Karoline v., Erinnerungen aus dem Hofleben. Mit 2 Bildern der Markgräfin Amalie von Baden. Herausgegeben von Dr. Karl Obser. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 5.—

Freytag, Gustav, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Herausgegeben von Ernst Elster. Erster Band. Leipzig, S. Hirzel. M. 6.—

Ganghofer, Ludwig, Die Sünden der Väter. Roman. Zwei Bände. Illustriert von A. F. Seligmann. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 8.—

Goethe Ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnack. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. Gebunden M. 3.—

Hansjakob, Heinrich, Verlassene Wege. Tagebuchblätter. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 4.20.

Hindermann, Adele, Des Lebens Bürde und andere Novellen. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—

Koch, David, Wilhelm Steinhausen. Ein deutscher Künstler. Mit 116 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Lithographien und Holzschnitten. Heilbronn, Eugen Salzer. M. 3.—

Müller, Alfred v., Unsre Marine in China. Eingehende Darstellung der Thätigkeit unsrer Marine und der Seebataillone im ersten Abschnitt der Chinawirren. Mit zahlreichen Abbildungen und Skizzen. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. Gebunden M. 5.—

Ratzel, Prof. Dr. Friedrich, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Erster Band. Mit 264 Abbildungen und Karten im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 16. bis 18. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Topelius, Zacharias, Ausgewählte Märchen und Erzählungen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Fr. Rosenbach. Göttingen, Franz Wunder. Gebunden M. 2.50.

Uhlands sämtliche Werke. Mit einer litterarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof und dem Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Wernitz, Dr. J., Betrachtungen über das Wesen und den Grund der Kulturentwickelung und der auf dieselbe günstig oder ungünstig einwirkenden Faktoren. Leipzig, K. F. Koehler.

Wißmann, Hermann v., Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880 bis 1883 ausgeführt von Paul Pogge und H. v. Wißmann. Mit zahlreichen Abbildungen. Achte Auflage. Berlin, Herm. Walther. M. 8.—

Zwehl, H. F. v., König Baldurs Liebe. Märchenepos in 6 Gesängen. Berlin, A. Bath. M. 2.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Denkwürdigkeiten

des

Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon erwähnt, in wie nahen Beziehungen wir dauernd mit der Familie v. Holtzendorff standen; er war mir seit den Berliner Tagen aufs engste in Freundschaft verbunden, seine schöne und anmutige Frau Eveline die Herzensfreundin meiner Frau. Seitdem wir getrennt waren, hatte sich eine rege Korrespondenz gebildet, in der wir alles abhandelten, was inneres und äußeres Leben, Herz und Verstand bewegte; die politischen Wirren der Zeit nahmen naturgemäß den breitesten Raum ein.

Aus meinen Briefen, die mir hier vorliegen, will ich zur Kennzeichnung der Stimmung aus jenen Tagen einiges anführen.

Koblenz, 18. 10. 47.

„Sie wissen, wie abfällig mein Urteil über einen Teil unsrer militärischen Verhältnisse schon früher war; jetzt bin ich zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß mit aller Energie dahin zu streben ist, daß unsre Armee in entscheidenden Fällen lebendig bleibt. Solche Verordnungen wie die neueste, nach der uns verheirateten Offizieren gestattet worden ist, mit der Frau am Arm zu gehen und zu grüßen, während kein Offizier mit einem andern Arm in Arm gehen darf, werden aber nicht viel zum Bestand der preußischen Armee beitragen.

Sie suchen alles Heil der Entwicklung in der Politik; ich finde es in der Religion. Schenken Sie heut der Welt die Freiheit, ohne daß vorher eine strenge innere und äußere Kirchlichkeit Platz gegriffen hat, so schaffen Sie damit die größte

Tyrannei, die je vorgekommen ist. Religion innerhalb der Kirche, das ist das Fundament, auf welchem Sie nur die Freiheit erbauen können, sonst wird diese der Weg, auf dem sich das Laster zum Herrscher erhebt. Alle Völker sind in ihrer Jugend frische, gute Soldaten gewesen; eine strenge, aber freie Kirche erhöht die Lebenskraft des Volkes und ist für Deutschland Lebensbedingung. Wir fallen auseinander, weil jedem sein Gott ganz beliebig zur Verfügung gestellt ist. Unser Protestantismus wurde von Idealisten und Gelehrten gebildet, nicht von Staatsmännern. Wir haben uns jeder Form entblößt; was aber lebendig sein will, muß Form haben. Ich behaupte darum, daß, wenn wir eine germanische Welt entwickeln wollen, wir vor allem religiös gefestigte Individuen schaffen müssen, dann findet sich alles Weitere von selbst. Warum treten so viele Leute von Geist, aber wankendem Gemüt von uns zum Katholizismus über? Nur weil sie hier nicht den genügenden Halt finden. Ich will jetzt selbst bei mir mit der Kur anfangen, die ich für ganze Völker vorschreibe; der Dienst läßt mir auch reichliche Zeit für Betrachtungen auf religiösem Gebiet, ich habe eigentlich den ganzen Tag zur Disposition, nur mein dicker Junge nimmt mir manche Stunde fort und macht mir das Herz im Leibe springen; aber das ist schließlich auch Religion."

*

Koblenz, 1. 1. 1848.

„Den Tag habe ich begonnen mit einer Lektüre, die mich sofort an Sie erinnerte, denn auf Ihre Empfehlung bin ich von heute ab Abonnent der Deutschen Zeitung. Ich habe das Blatt zum erstenmal in die Hand bekommen und finde vorläufig, daß es für die Quantität sehr teuer ist, über die Qualität kann ich ein Urteil noch nicht fällen. Der ‚Rheinische Beobachter‘ sagt: ‚Große Trauer herrscht über den Tod der Herzogin von Parma in ihrer Residenz.‘ Die ‚Deutsche Zeitung‘ drückt dasselbe so aus: ‚Dieser sehr gehaßten Herrscherin folgt der vielleicht noch mehr gehaßte —‘ und so weiter. Jedenfalls Gegensätze. — Wie wird unsre Regierung den in der Schweiz geschürzten Knoten lösen? Zum Schwert wird es kaum kommen. In Hessen wird es wohl blutige Köpfe setzen, aber es wäre mir sehr bitter, wenn die Pflicht mich zwänge, dort einzurücken. Die italienischen Wirren sind fast ebenso interessant wie die Schweizer, und man sieht überall, daß, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt, alles sich vor einem tüchtigen Degen und einer geraden Willenskraft beugen muß. Ach, Holtzendorff, wenn es sich in der Welt regt, ist man gern Soldat, aber es ist schändlich, das man nächstens 30 Jahre alt wird und immer noch wartet auf die Dinge, die da kommen werden.

Sie haben die Feiertage mit ihrer Herde Kinder gewiß sehr schön zugebracht; hätte ich ein Mittel, sie zu ernähren, so sollte mir ein Dutzend nicht zu viel sein. Haben Sie sich nicht auch über die prächtigen Gedanken und die Poesie im ‚Kosmos‘ gefreut?"

*

Trier, 17. 8. 48.

„Heut ist es ein Jahr, daß Sie Ehemann sind und diesen ganz bedeutenden Schritt in das Leben thaten. Wir haben in dieser Zeit innerlich und äußerlich viel durchgemacht, und sehr weniges ist bisher entschieden. Sie haben in Ihrem letzten Brief die deutsche Frage ganz vermieden und mir damit ausgesprochen, daß Sie sich in einem Zwiespalt darüber befinden; der Kopf will noch nicht von Deutschland lassen, aber das Herz zieht zu Preußen. Wie wäre es aber auch anders möglich; sind wir nicht groß geworden in dem Stolz, Preußen zu sein? Haben wir uns nicht ernährt mit dem Ruhm unsrer Eltern und Ahnen, knüpften wir nicht unsre Hoffnungen für die Zukunft nur an unser engeres Vaterland? Ja, sind wir nicht stolz auf unsre großen Herrscher? Und ich, ich bin Soldat und sollte nicht mit Leib und Seele an meiner Fahne hängen, die stolz auf tausend Siege blickt! — Nun kommt der Kopf und erklärt das alles für närrische Empfindelei; es sei wohl des Strebens wert, ein einiges kräftiges Deutschland zu bilden, einen Staat von 45 Millionen Einwohnern, der den deutschen Namen im fernsten Winkel der Erde zu Ehren bringt. — Sie wissen, daß ich von jeher der Ansicht war, daß der jetzige Weg nicht zum Ziel führt, Deutschland kann nur zur Einigkeit gelangen, wenn es Preußen an die Spitze stellt. Es ist mir aber noch weiter die historische Wahrheit klar geworden, daß noch nie ein Staat sich in wirklicher Einheit befand, in welchem die Religionen verschieden sind. Ist das richtig, so müssen wir als gute Protestanten die Zukunft Deutschlands nur in uns suchen und doppelt energisch für Preußen kämpfen. Darum also vorwärts mit Preußen für ein ideales Deutschland. Es ist noch nicht lange her, daß ich zu diesem Schluß, zu meiner eignen Einheit gekommen bin, und es hat Mühe gekostet.

Die Nachrichten vom Kölner Fest zeigen, daß man auch dort ein wenig erkannt hat, daß Preußens König in Deutschland Herr ist, trotz aller Reichsverweser, vom alten Johann bis zum jungen Hecker. Nach meinen Nachrichten liegt das mit darin, daß Kölns hervorragendste Männer Protestanten sind und die andre Seite ihn warm als Protektor begrüßen mußte. Düsseldorf müßte man in die Luft sprengen. Die Mitglieder der Frankfurter Versammlung, die in Köln waren, denken sehr vorteilhaft von unserm König. Gebe Gott, daß uns nun auch das Schwert nicht fehlt, wenn wir es brauchen; vielleicht ist die deutsche Einheit doch kein Traum, trotz der Religionsverschiedenheiten. ‚Friedliche Eroberungen‘ sind in der Geschichte noch nicht vorgekommen, warum wollen wir auf einmal Wundertiere sein? Erst muß die Not uns verbinden, dann hat das Band Festigkeit. Das erzählt jede Ehe, warum wollen wir es nicht glauben?“

*

Trier, 3. 1. 49.

„Prost Neujahr, alte Seele! Viel Glück für Sie und Ihr ganzes Haus! Möge das Jahr 1849 der Zukunft ein neues Kleid anziehen; mir erscheint es unter allen Umständen sehr entscheidend, und meine Gedanken haben

sich vielfach damit beschäftigt. Vielleicht werde ich sogar einmal Premier; alle meine Bekannten hüpfen ganz elegant über mich weg, aber kommt einmal der große Tag, wo die Weltgeschichte anfängt zu brummen, so werde ich auch anfangen; das hat keine Not.

Wie geht es Ihnen denn als Prokurator? Ich hoffe, Sie sind auch nicht avancementssüchtig und gehören nicht zu den wilden Verfolgern der unterlegenen Partei. Uebrigens freue ich mich, daß wir beide zum Preußenverein gehören. Das hohe Zentralkomitee hat sich durch meinen Vater an mich gewandt, und nun bin ich lanciert. Die Geschichte ist nur die, daß hier nicht viel in dem Sinne zu machen ist, denn die Demokraten herrschen so entschieden, daß sie hier selbst die Wahlen in die Erste Kammer durchbringen werden. Die Besitzenden sind überall dumm und feige. Ich sagte ihnen neulich in Gesellschaft: ‚Wenn Ihr die deutsche Einheit durchführen wollt, so schafft euch einen Jellachich an.' Da lachten sie mich aus und nahmen den Mund voll allgemeiner Volksweisheit. Ich aber harre mit Ungeduld des Heerführers, der uns helfen kann und muß. Geht es los, so schicke ich die Meinigen zu meinem Vater nach Schwedt, das liegt gut für solche Zeiten; hier am Rhein habe ich kein rechtes Vertrauen, und in die Festung mag ich Frau und Kind nicht stecken. Lachen Sie nicht über meine kriegerischen Absichten.

Ich las gestern aus dem Jahr 1791: ‚In jetzigen Zeiten sehen die Herrscher mehr auf gute Gesinnung als auf guten Kopf, daher kommen gerade in der höchsten Gefahr so viel beschränkte Leute obenauf.'"

*

Trier, 3. 4. 49.

„Sie sind ein Mann der praktischen Politik und gehen in Ihrem fast schwärmerischen Drange, Gutes zu schaffen, immer von den besten Voraussetzungen aus. Bei mir muß sich notgedrungen nach und nach eine entgegengesetzte Ansicht ausbilden; ich sehe Tag für Tag mehr die Disciplin in der Armee und im Volk schwinden und muß mir sagen, daß hier nur eine eiserne Hand helfen kann. Ich weiß und fühle, daß ich eine Truppe beherrschen und regieren könnte; es bedarf nur eines Willens, um aus einem Haufen bewußtloser Menschen ein Instrument zu machen, das sicher den Gedanken zur That bringt. Ich herrsche ja auch unbeschränkt, aber in meinem Adjutantengeschäft ruht das Gebäude, welches ich aufführe, auf einem Berg von Akten, die sich täglich vermehren. Jetzt treten noch neue Verhältnisse dazu. Die scharfe Parteibildung der Zeit hat in den Landwehroffiziercorps Raum gewonnen und Kollisionen herbeigeführt, die notgedrungen die Ehrengerichte beschäftigen müssen. In den oberen Regionen sowohl wie in den unteren hat man nun keine Neigung, die Sachen anzufassen, man fürchtet das Geschrei der Presse und Gott weiß was sonst noch. Ich bin nun gewiß der Ansicht, daß es nicht wünschenswert ist, die Ehrengerichte zum Tummelplatz politischer Ansichten zu machen, ist es aber einmal dazu gekommen, so soll mich keine Macht der Erde abhalten, die

Sache durchzufechten. Ich habe nun schon drei Fälle, die mir zur Beurteilung vorlagen, dergestalt eingeleitet, daß die Entscheidung getroffen werden muß, und mich dahin ausgesprochen, daß demokratische Elemente aus den Landwehroffiziercorps mit allen Mitteln auszustoßen sind. — Sagen Sie mir Ihre Ansicht. Alle andern Behörden lavieren, sollen wir das auch thun? Ich bin überhaupt der Ansicht, daß man von oben her das Parteiwesen noch gar nicht vom richtigen Standpunkte aus angefaßt hat. Es gehört hierzu ganz wesentlich, daß man von den Verwaltungsbeamten entschiedene Farbe verlangt: alle jene halben Menschen, die sich für alle Fälle möglich halten, müssen gezwungen werden, für die Regierung zu sein. Das würde eine wesentliche Stärkung bedeuten.

Ihre Flottennachricht hat mich sehr erfreut; bestätigt sie sich, so muß ganz Deutschland mit mir die Wollust des Gedankens begrüßen, daß mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten das erste Gefecht eine für uns siegreiche Seeschlacht ist. Diesem Gedanken zuliebe könnte ich ein Glas über den Durst trinken.

Während ich hier ganz friedlich mit Ihnen plaudere, tobt durch die Straßen die rohe Soldateska. Es ist bereits zehn Uhr vorüber, die Leute müßten längst schon in den Betten stecken, statt dessen ist eine wahre Menschenjagd. Da haben Sie die vielgerühmte, vielbewährte Disciplin. Das sind die Folgen der fürchterlichen Wühlereien in den Truppen, die Demokraten hängen wie Kletten an den Soldaten und versuchen auf allen Wegen, dieselben zu verführen. Drum Krieg, Krieg, und nochmals Krieg! Ein Thor, wer ihn vermeiden will, wir haben wenig zu erhalten, aber viel zu verbessern.

Ueber Humboldts ‚Briefwechsel mit einer Freundin' urteilen Sie unfreundlich. Das Buch hat mir so außerordentlich gefallen, weil es eine Sammlung von schönen, einfachen und klaren Gedanken ist, in schönem Gewande. Sie können nicht klarer und durchdachter die innersten Falten eines reichen Gemütes in den verschiedensten Lagen wiedergeben. Das muß auch in Ihrer Seele wiederklingen, wenn Sie es unbefangen aufnehmen."

*

Trier, 3. 5. 49.

„Mein Vater schreibt mir aus dem Ministerium: ‚Nach allen Berichten, die ich gelesen und gehört habe, ist der Hauptmann Delius, gegenwärtig Chef des Stabes beim General v. Bonin, einer der ausgezeichnetsten Offiziere, und selbst der kleine Blumenthal, der unter ihm steht, schreibt mit Bewunderung von seinen Talenten und Fähigkeiten. Man gedenkt ihn bald außerordentlich zu poussieren, um ihn dann zum Kriegsminister zu machen.'

Welche Leere im eignen Haus, welches Armutszeugnis! Delius ist ein tüchtiger Mensch, aber bis auf diesen Hauptmann hinunter soll sich niemand zum Minister eignen!"

*

Trier, 26. 10. 49.

„Sie haben die Hoffnung in mir angefacht, Berlin wiederzusehen und mal wieder mit Ihnen zu leben. Reyher hatte es meinem Vater versprochen, bei der

dritten Vakanz sollte ich in den Generalstab kommen, das ist aber alles wieder vorüber, der Ehrgeiz flackert nur hie und da noch auf, ich werde Philister und suche den Genuß in der Ruhe. Jede schönere Thätigkeit ist mir abgeschnitten, und so sehr mir das Leben not thut, muß ich mich auf das Glück des Hauses beschränken. Ich herrsche über Aktenstöße, über denen kein Geist schwebt, und freue mich allein dann, wenn mir irgend ein dummer Federfuchser Gelegenheit giebt, meine Galle an ihm auszulassen.

Dafür lese ich gute Dinge, Macaulay, History of England. Der Mann schreibt wundervoll, und inhaltlich erfreut mich besonders, daß er das religiöse Element so heraushebt und ihm ganz den Wert beilegt, den auch ich ihm im Volksleben so entschieden vindiziere. Auf diesem Gebiet erkenne ich das Gesetz der vollen Toleranz durchaus nicht an. Toleranz und Gleichgültigkeit sind fast dasselbe, und Gleichgültigkeit in religiöser Beziehung ist eine sehr schlimme Sache, das können Sie lebendig in Frankreich sehen und zum Teil auch hier in den schönen Rheinlanden. Hier klagen die Juristen, daß der Meineid etwas ganz Landläufiges, eine Sache, die man kaum verfolgen könne, da sie zu alltäglich sei. Ich frage nun, welche Freiheit kann man einem Volke geben, das sein gegebenes Wort, seinen Eid, für Kinderspiel, für kaufmännische Ware betrachtet? Macaulay sagt: ‚England wurde deshalb so früh frei, weil es das Glück hatte, zur Zeit der historischen Krisen schwache Fürsten zu besitzen.‘ Da breche ich meine Betrachtungen ab, denn das führt zu weit.“

*

Trier, 17. 12. 49.

„Ich hatte Hartmann gebeten, mir doch recht ausführlich über seinen Feldzug in Baden zu schreiben, nun bekomme ich neulich einen Brief von 30 Bogen, frisch für mich niedergeschrieben. Ich habe viel aus diesen Zeilen gelernt. Auch kann ich Ihnen sagen, daß er sich sehr hervorgethan hat, wie mir von andern Seiten erzählt wird. Er ist eine thätige und thatendurstige Natur, hat allerdings durch seine Eitelkeit vielfach angestoßen und manches verdorben. Bei unsern alten und schwachen Friedensgeneralen aber sind Naturen, die sie auf die Seite drängen, um selbst zu glänzen, leider notwendig, und so hat Hartmann hier den Vogel abgeschossen. Das ist das allgemeine Urteil von allen Offizieren; es ist für die Generale traurig, aber wahr.“

*

Trier, 13. 7. 50.

„Heut wird mir seit über zwei Monaten die erste ruhige Stunde, und diese benutze ich, um Ihnen und Ihrer Frau unsre herzlichsten Glückwünsche zu senden. Gott helfe dem jungen Sohn und erhalte weiter das Glück des Hauses.

Ich bin viele Meilen gereist und viele Wochen unterwegs gewesen; ich hätte wohl zu Ihnen gelangen können, aber mir sind andre Vergnügungen zu teil geworden. Aushebung; täglich bis vier Uhr nachmittags Rekruten sehen und riechen, dann schwere Diners und zum Schluß Bureauarbeiten. Es kam kaum

eine Zeitung in meine Hand, und nur die gröbsten Sachen, wie die Rückkehr des vielgeliebten Hassenpflug, bahnten sich einen Weg zu meinem Ohr. Seit meiner Heimkehr gestern abend habe ich mich nun in die Zeitungen gestürzt und ersehe, wie wenig Erfreuliches unsre Politik bringt. Ich bin Soldat und kann deshalb kein politischer Schriftsteller sein, aber ich würde gern wie der alte Jupiter mal donnern und blitzen, um die Bande aufzurütteln; das kann ich aber nur in meinem Bureau mit der Feder und sehr bescheiden auf Befehl meines Generals.

Ich habe die Freude gehabt, meinen alten Vater ein paar Tage bei mir zu sehen, und habe von ihm mit Freuden vernommen, daß Sie als Staatsanwalt und Redner in Berlin Ruf haben; reden Sie nur nicht zu schön, Sie wissen, ein wie schlimmes Laster das ist. In den Herzogtümern wird der Krieg wohl nächster Tage losgehen. General Bonin erzählte mir, Willisen sei ein sehr ideenreicher Kopf in der Art unsers Königs. Wir wollen hoffen, daß er Tüchtiges leistet."

*

Trier, 11. 9. 50.

„Ihrem Wunsche gemäß hat Junker Otto den ersten Trunk aus Ihrem Becher gethan und dazu Deutschlands Wohl als Trinkspruch von den Lippen seines Vaters vernommen. Wir haben ein einiges Deutschland so oft gewünscht, möge Gott uns den Tag erleben lassen, wo durch das Schwert dieser Wunsch zur Wahrheit wird. Ich mache mir häufig Vorwürfe, daß ich dem so oft wiederholten Ruf der Schleswig-Holsteiner nach Deutschlands Kriegern nicht Folge geleistet habe. Ich halte aber den Kampf dort an sich nicht für entscheidend, solange Preußen nicht daran teilnimmt. Dazu wird es mit Gottes Willen noch kommen, und so hoffe ich, in unserm Heere für Deutschland mit in die Schranken zu treten. — Unsre jetzigen politischen Verhältnisse, über die von konstitutioneller Seite so viel geklagt und lamentiert wird, stimmen eigentlich ganz mit meinen Wünschen überein. Die kräftige Reibung der Parteien und Interessen erzeugt Leben und Charaktere, und ein männliches, charaktervolles Geschlecht brauchen wir, um deutsch zu werden. Noch schreien wir, wenn uns eine Fliege über den Pelz läuft.

Willisen scheint mir der Fähigkeit zu entbehren, den kleinen Krieg zu führen; er müßte sich den Dänen so unausstehlich machen, daß sie sich gezwungen sähen, ihn in seiner vorteilhaften Stellung bei Rendsburg anzugreifen. Abwarten und Ueberlegung bringt keine Resultate; die brauchen wir aber."

*

Koblenz, 1. 12. 50.

„Bis jetzt hat die Mobilmachung auf uns beide gleichen Effekt ausgeübt, das heißt wir sind beide der Familie verblieben. Ich habe zuletzt den Befehl erhalten, hier in Koblenz auf den General Bonin zu warten, und der ist mir der liebste von allen Generalen, denn bei ihm kann man lernen. Dann ist es zwischen Reyher und dem Generalkommando hin und her gegangen und schließlich

festgestellt worden, daß ich nicht Generalstabsoffizier werde, und das ist mir auch recht, denn kommt es zum Kriege, so will ich mich schon durchbeißen, und für Friedensverhältnisse bin ich ein zu glücklicher Familienvater, um viel nach andern Dingen zu sehen."

*

Trier, 18. 5. 51.

„Ich habe die von Ihnen erwähnten Broschüren H. v. Arnims gelesen und muß gestehen, daß die ‚vier Monate auswärtiger Politik' meinen Respekt vor dem Ministerium nicht erhöht haben. Ich sehe auch täglich in meinen Berufsgeschäften, wie wenig der sonst von mir so hochgeschätzte Kriegsminister es versteht, die Armee zu einer wirklichen Stütze des Staates zu machen. Wir haben also von der Regierung den Blick auf die Massen zu wenden, und hier zeigen sich doch Fortschritte in der politischen Entwicklung. Die Partei der Kreuzzeitung beweist zunächst, daß der Adel und die höchsten Beamten eine wirkliche Macht bilden, die bisher nur zerstreut war und ohne Geltung, die wir aber zur stetigen Entwicklung unsrer Staatsverhältnisse notwendig brauchen. Gelingt es nun dieser Partei, das Staatsruder wirklich in die Hand zu bekommen, so werden wir endlich einmal ein Ministerium bekommen, das, durch die Partei getragen, gezwungen wird, konsequent zu sein, und das ist ein ungeheurer Fortschritt. Alle bisherigen Ministerien waren ohne eigne Macht, auf zufällige Fähigkeiten, auf momentane Verhältnisse gestützt, und deshalb von diesen abhängig. Die Kreuzpartei hat ein scharf abgegrenztes Prinzip, sie ist zur Gründung eines mächtigen Ministeriums allein geeignet, sie allein ist im stande, dem Königtum Schranken aufzuerlegen, ohne uns in eine Revolution zu stürzen. Damit werden sich auch die andern Parteien konsolidieren, und wir gewinnen ein wirklich konstitutionelles Staatsleben, wo das bisherige nur Lüge war. Die Schwäche des jetzigen Regiments muß die Galle erregen, und das ist gut zur Verdauung. Nur eins wünsche ich, nämlich daß die Kreuzzeitung wirklich die Elemente hat, welche ich in ihr voraussetze, dann wird sie siegen, und wir mit ihr Viktoria rufen. Manchmal bilde ist mir ein, in der Welt, und gerade in den schwierigsten Verhältnissen etwas leisten zu können; um einen Leutnant in die Position zu bringen, wäre aber ein rascher und gewaltiger Verlauf unsrer Entwicklung notwendig. Wenn ich trotzdem den alten Jammer, der das umstürzende Element ganz sicher zum Ausdruck bringt, nicht länger konservieren will, sondern meinen Ehrgeiz dem allgemeinen Besten zum Opfer bringe, so schätzen Sie hoffentlich diese Resignation sehr hoch; ich würde sie aber nicht besitzen, lebte ich nicht in so glücklichen Verhältnissen und in so schöner Natur, die mich beruhigen und erheben."

*

Koblenz, 30. 3. 52.

„Die Versetzung des jetzigen Kriegsministers hat mich zum Adjutanten der Division gemacht. Da habe ich weniger zu thun, einen intensiveren Wirkungskreis, aber keine Reisen und weniger Einnahmen. Auch muß ich ein Pferd mehr halten und habe kein Geld. Mein Schwiegervater hat mir 100 Thaler dazu

geschenkt, aber woher kommt der Rest? Es ist eine wahre Affenschande, daß man sich damit plagen muß, und auch uns wird dabei das Schicksal nicht wieder zusammenführen.

Der alte Schlosser hat seine silberne Hochzeit am vorigen Sonntag begangen und ist von Heidelberg hierhergekommen, um sich in der Familie noch weiter feiern zu lassen. Er ist 75 Jahre alt und immer noch geistig ausgezeichnet und von großer Lebhaftigkeit. Er hat mir von der Familie Bonaparte erzählt, mit der er seit langen Jahren in stetem Verkehr ist, und die er, inklusive des Herrn Präsidenten, sehr gut kennt. Er meint, der letztere würde seinem Charakter nach wahrscheinlich nicht durch eine Revolution gestürzt werden, dazu sei er zu courageös. Er würde sich zum Kaiser machen und zuletzt an der Unhaltbarkeit seiner Stellung untergehen.

Das wollen wir mit Geduld abwarten, uns aber zu einem Eckstein machen, an dem die Weltbegebenheiten vorüber müssen; vielleicht erwischen wir so ein kleines Ereignis. Meine Frau ist böse, wenn ich von Kriegswünschen spreche, aber ich bin doch mal Soldat. Uebrigens geht es ihr und den beiden Jungen gut.

Ich treibe viel Sprachstudien und habe mit Interesse gelesen: ‚Ludens Rückblicke‘, und ‚Yorks Leben‘. Er war eine scharfe und eckige Natur, und bis auf seine Bitterkeit kann man ihn sich zum Beispiel nehmen. Mir wird dabei manchmal bange, daß es mir zu gut geht, um solch einen kernigen Charakter aus mir zu bilden; Wohlleben und Ruhe produzieren keine innere Kraft. Ich bin froh, daß ich wenigstens seinerzeit nicht in den Generalstab gekommen bin und damit eine kleine Ohrfeige meiner Laufbahn bekommen habe; das öffnet die Augen.“

*

Trier, 28. 6. 52.

„Also wenn Sie wieder schreiben, bin ich Hauptmann und Divisionsadjutant. Ich bin sehr zufrieden damit, muß mich auch dankbar gegen Seine Majestät und den Kriegsminister erklären. Wir haben den König drei Tage in unsern Mauern gehabt, und ich hatte viel zu laufen. Die Stadt that das möglichste, um den Herrn freundlich zu begrüßen, sie wollten ihm schmeicheln, damit er die Eisenbahn nach Saarbrücken bewilligte. Ich fand ihn sehr wohl aussehend, der Prinz von Preußen aber imponiert ganz anders durch die Haltung. Sie werden als Residenzler über dergleichen Betrachtungen lachen. Ihr bewegt Euch in hohen Sphären und Ideen, die gar nicht bis in ein Nest wie Trier dringen. Aber ich bin gesund, esse mit Vergnügen und trinke mit Durst und unterstütze meine Frau dabei, die Jungen zu hauen. Der gute Luck hat auch kein besonderes Glück, daß er noch nicht Hauptmann ist; grüßen Sie ihn recht herzlich von mir.“

*

Trier, 22. 9. 52.

„Mein lieber Freund! Der Himmel hat mir in seinen unerforschlichen Wegen ein gleiches Schicksal zuerkannt wie Ihnen. In der Zeit von vier Wochen

hat er mir einen Sohn geschenkt und einen genommen. Mein Stolz, drei kräftige Söhne zu besitzen, ist gebrochen. Der älteste, Albrecht, ist uns am 20. d. M. entrissen worden. Er war stark an Körper, stark an Geist, und ein Todeskampf von einer Minute zerstörte alle unsre Hoffnungen. Der Junge war das Bild des Lebens, niemals krank, eine kräftige Figur und ein heiterer Geist. Am 19. abends kam ich nach vier Wochen Reisen und Manöver nach Haus. Albrecht kam mir wie immer entgegen, aber mit einer dicken Backe. Der Arzt erklärte es für bedeutungslos, um zehn bekam der Junge einen Krampfanfall, der Doktor verschreibt erweichende Umschläge. Die Anfälle wiederholen sich noch zweimal, beim drittenmal rufe ich den Arzt, der an die Geschwulst, die sich nach dem Halse hingezogen hat, Blutegel setzt. Um zehn verläßt uns der Arzt mit dem Ausspruch, abends würde der Junge gesund sein. Um elf war er tot. Nach gewöhnlichem Ausdruck hat ihn der Schlag gerührt. Ich bin außer stande, andres als Thatsachen zu berichten, und appelliere an Ihre eigne traurige Erfahrung; doch Ihr Kind war ganz jung, unser Junge aber mit der ganzen Ehe verflochten. Er war ganz außerordentlich eigensinnig und hatte stets drei Strafen nötig, damit er that, was ihm befohlen war. Er hatte die ganze Kraft seines Willens bereits in Händen und hatte gelernt, sie zum Guten anzuwenden. Er war geistig nicht überreif, aber in der Entwicklung seines Charakters den Altersgenossen weit voran. Seine Gabe und Sicherheit zu handeln fiel allgemein auf, und gerade die war es, welche meine Hoffnung auf ihn so hoch geschraubt hatte. Ja, alter Freund, ich war zu stolz auf den Jungen, ich betrachtete seine Entwicklung ganz als mein Verdienst; der Herr hat mir gezeigt, daß er der Geber war.

An Beileid hat es uns nicht gefehlt. Die ganze Stadt kannte ja den Jungen, wem er begegnete, dem fiel er unbedingt auf. Seine wunderschönen tiefen, dunkeln Augen zogen an. Adieu, ich vertiefe mich zu sehr in die Vergangenheit. Gott schenke Ihnen und den Ihrigen Gesundheit und ein langes Leben."

*

Trier, 14. 7. 53.

„Schon wieder war Fortuna so gütig, sich mit besonderer Liebe meiner anzunehmen: ich bin zum Regiment zurückgeschickt worden, muß Frontdienst thun und komme vorläufig nach der schönen Stadt Frankfurt. Der Generalstab hätte mich bei dieser Gelegenheit verschlucken können; wie mir mein guter Vater schreibt, bin ich politisch anrüchig, wissen Sie vielleicht wodurch? Frankfurt bietet große Vorzüge, leider aber können wir sie nur auf sieben Monate genießen; am 1. März übernehme ich auf acht Monate eine Landwehrcompagnie in einem kleinen Nest, dann komme ich wieder auf vier Monate nach Frankfurt zurück, und so geht es viele Jahre lang hin und her, bis ich einen grauen Kopf habe. Die Politik reizt mich nicht mehr, es kommt doch nicht zum Klappen, aber daß ich von Frankfurt so bequeme Verbindung zu Ihnen habe, das werde ich mit Gottes Hilfe sehr bald ausnutzen."

*

Frankfurt, 18. 12. 53.

„So kurz mein letzter Aufenthalt in Berlin war, und so selten wir uns trafen, so hat der konzentrierte Genuß, der Mangel jeden langweiligen Momentes so durchaus angenehm auf mich gewirkt, daß ich mich durch jene Tage so recht von innen heraus erquickt und gestärkt fühle. Nun sind wir wieder in der Einförmigkeit unsers Alltagslebens eingerichtet. Ich thue meinen Dienst und studiere viel. Andre schlagen die Zeit in der Kneipe tot und mit Spiel und Tanz, und wer weiß, ob sie nicht ebenso gescheit sind wie ich; wer nur gesund bleibt, kann alles werden. Meine schönste Hoffnung ist jetzt mein Junge, und das Bild des Ihren tritt mir oft vor die Seele. Möge er Ihnen viele, viele Freude machen."

*

Trier, 15. 7. 54.

„Die jetzigen politischen Zustände näher zu beurteilen, fehlen mir die Kenntnisse, ich bin aber der allgemeinen Ansicht, daß, so leicht es wäre, die Westmächte vom Kriege abzubringen, es um so schwieriger für Rußland ist, Frieden zu halten. Der Rausch der Kulturvölker verfliegt rasch; die östlichen Stämme fordern aber, daß ihre Leidenschaften austoben. Ich erwarte also einen allgemeinen Krieg, aus dem ein einiges Deutschland hervorgehe. Das ist sehr unwahrscheinlich, aber was man wünscht, das hofft man."

*

Koblenz, 9. 4. 55.

„In Oesterreich hat man wieder viel Lärm um nichts gemacht; man ist sich selbst ganz treu geblieben, egoistisch und charakterlos. Ein sehr hoher Herr hat hier geäußert, es wäre eine Schande, welche Massen russischen Goldes nach Berlin gegangen wären; ich zweifle nicht, daß in Wien noch viel reichere Saat gestreut worden ist. Für uns kommt die Zeit des Eingreifens erst, wenn die Westmächte die Wiederherstellung Polens sich zur Aufgabe setzen, dann dürfen wir einen Krieg mit Oesterreich nicht scheuen. Oesterreich hat uns noch nie als gleichberechtigt erkannt und wird es nicht eher thun, als bis wir es noch einmal bezwingen. Noch 1848 that Erzherzog Johann gegen einen preußischen Gesandten die Aeußerung: ‚Aber dann müßten wir Sie ja als selbständige Macht anerkennen!' Bruder- und Bürgerkrieg sind gewiß verabscheuungswert, aber wir sind in der Notwehr und müssen leben: Ich sprach den alten Schlosser in Heidelberg; er hat viel politisiert. Frankreichs innere Ordnung müsse umgeworfen werden, wenn man an eine waltende Vorsehung glauben solle, denn eine solche Sammlung von Schuften, wie man dort an der Regierung finde, und wie er sie von lange her und aus napoleonischen Quellen kenne, sei in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen."

*

Koblenz, 4. 9. 55.

„Schönen Dank für Ihre Glückwünsche; wenn ich nun mal im Jahre 1847 nicht in den Generalstab kommen sollte, so war jetzt der beste und günstigste

Zeitpunkt. Ich bin zufrieden, nach 20jähriger Dienstzeit so weit zu sein, wenngleich mein augenblicklicher Chef, der Oberst Schwartz, mir das Leben nicht leicht macht. Dafür erfreue ich mich an Gervinus, der im ersten Teil des ‚19. Jahrhunderts' eine sehr edle, kurze und charaktervolle Schilderung der Personen und Begebenheiten bietet. Häußer schreibt, um schlaue Diplomaten zu erziehen, Gervinus, um Deutschland Männer zu erwecken.

Von allen Zeitungen, die ich sehe, ist mir trotz mancher entgegengesetzten Ansichten die Kreuzzeitung die liebste, weil hier das gesteckte Ziel mit Konsequenz und Verstand verfolgt wird. Das giebt Kraft und Sicherheit."

*

Posen, 13. 7. 56.

„Wenn Sie sich Berlin denken, die alten Stadtteile und die neuen und die Umgegend, von den beiden letzten Teilen alles streichen, was schön ist, Baulichkeiten, Tiergarten, und den Rest um mehrere Stufen tiefer stellen, so haben Sie Posen. Ueber das Kapitel der Wohnungen will ich gar nichts sagen, aber ich bin in Verzweiflung, keinerlei Promenade zu finden, die ich für meine Körperkonstitution sehr notwendig brauche.

Mein General, Heinrich v. Brandt, ist nach Geburt und Erziehung Pole; er war in seiner Jugend polnischer Soldat, focht unter Napoleon, ist seit 1813 Preuße und jetzt hier Generalleutnant. Die Frau ist eine Deutsche; seine beiden Söhne sind Offiziere und Deutsche, er aber blieb Pole, obgleich er 1848 hier sehr wacker gegen seine Landsleute gefochten hat. Uebrigens ist er geistreich und voll Wissen; weiß alle Sprachen, hat alles gelesen und liest heute noch alles und behält auch alles. Ich kann sehr viel von ihm lernen. Er hat das Schicksal aller unsrer Generale, er ist zu alt. Offiziell bekennt er 68 Jahre, in der Regel aber führen die alten Herrn immer noch ein paar Jahre privatim mit sich.

Ich lese Droysensche Politik und fühle mich vielfach angeregt, auch zur Opposition."

*

Posen, 17. 7. 56.

„Ich habe mich gefreut, von meinem General bei Bestellung Ihrer Grüße die Antwort zu bekommen: ‚Sagen Sie ihm, daß ich zu ihm wie Hamlet zu Horatio spreche:

‚Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege.'

Sie sehen, daß er Ihrer mit Freundschaft und Achtung gedenkt; wir haben manches von Ihnen geplaudert, und die Ohren müssen Ihnen geklungen haben. Der alte Herr ist und bleibt mein Trost. In dem Regierungsvizepräsidenten v. Mirbach habe ich einen alten Bekannten gefunden. Ich habe beider Ansichten über Polen verglichen. Brandt behauptet, die Bureaukratie sei hier der Wurm, der das Ge-

deihen des neuen Reises am alten Stamm nicht aufkommen ließe. Mirbach sagt: ‚Man arbeitet hier mit minderwertigen Werkzeugen; denn mehr oder weniger ist die Provinz für jeden Beamten ein Verbannungsort.‘

Brandt citiert über unsre Beamtenwelt den Ausspruch eines Staatsmannes: ‚Sie gleichen den Arbeitern einer Fabrik, wo der eine nur Knöpfe, der andre nur Stiele und so weiter macht, und wo die Einheit nur im Gedanken des Oberhaupts liegt. Fehlt sie hier, so ist alles Spreu.‘

Die hiesige Zeitung ist ein so offizielles Organ, wie mir noch nirgends vorgekommen ist, ein Tummelplatz für alle klugen Gedanken untergeordneter Beamter zur Erziehung des Volkes.“

*

Posen, 5. 11. 56.

„Es ist doch schwer für einen Westmenschen, hier heimisch zu werden, die Disharmonie ist zu vollständig. Sogar im militärischen Leben bin ich anders gewöhnt. Bei uns achtet man im gemeinen Soldaten doch den Menschen; es gehört zum Ehrgeiz des Offiziers, gut für den Untergebenen zu sorgen. Hier ist das umgekehrt, und der alte Brandt sagte neulich: ‚Sie vergessen, daß Sie in einem slavischen Lande sind, wo es nicht Menschen, sondern Herren und Knechte giebt.‘ — Das will mir nicht ins Blut. — So bin ich denn Klausner geworden und sehr fleißig. Haben Sie ein gutes Buch irgendwo entdeckt, so lassen Sie es mich wissen. Ich lese meiner Frau einen ganz leidlichen Tendenzroman vor: ‚Soll und Haben‘, es ist vieles darin, was die hiesigen Verhältnisse und Anschauungen recht deutlich macht.“

*

Posen, 28. 11. 56.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich zum Gevatter für Ihren Jüngsten haben wollen, und eine Reise nach Berlin und zu Ihnen würde ich herzlich gerne machen, aber ich kann nicht. Es ist ein sehr prosaischer Grund bei dem höchst poetischen Gegenstande, aber wenn ich Ihnen sage, daß ich Tabakrauchen und Weintrinken habe aufgeben müssen und noch andre Passionen an den Nagel gehängt habe, weil ich durchaus kein Geld dazu habe, so werden Sie mir nicht zürnen, werden eine Ihrer ausgezeichneten Zigarren rauchen und an den armen Mann in Posen denken.

Sagen Sie mir, was man mit der Schweiz vorhat. Werden wir marschieren? Wie schön, wenn es mich eiligst wieder von hier fort schleuderte!“

*

Posen, 16. 7. 57.

„Sie haben doch eine wahre Leidenschaft zur Politik. Ich glaube, Sie möchten eigentlich Ministerpräsident sein; ich auch, aber ich bin der Ansicht, daß man am sichersten auf die Höhe der Leiter kommt, wenn die Sprossen fest sind, und wenn man eine nach der andern nimmt. Herunter hat man das nicht nötig, da kommt man doch an. Wenn man aber gar von einer Leiter zur andern geht, so verliert man zu viele Chancen. Also, mein alter Freund, betrachten Sie die

Justiz als Ihre sicherste Leiter zur Höhe, und sehen Sie die Politik als ein Irrlicht an, das Sie vom Wege abbringt.

Der Sommer ist scheußlich, der Junge hat die Masern, und die Tochter wird sich nächstens legen. Also ist keine Rede von Reisen. Im September komme ich zur Generalstabsreise mit Reyher nach Frankfurt."

*

Posen, 30. 8. 57.

„Meinen herzlichsten, wärmsten Dank für das Zeichen Ihrer altbewährten Freundschaft, das Sie mir gestern sandten. Der Verlust meines alten, liebevollen Vaters macht einen Abschnitt des Lebens aus, macht mich um eine ganze Generation älter. Wer wie ich als Soldat immer von einem Ort zum andern wandert, der klammert sich um so fester an den einzig festen Punkt, das väterliche Herz und Haus. Die Auflösung des altgewohnten Hausstandes thut mir unendlich weh.

Es scheint nun sicher, daß Sie nach Gotha übersiedeln und aus den geschraubten Verhältnissen erlöst werden. Das ist doch viel wert, Sie gewinnen eine feste Stellung und ein Feld der Thätigkeit und des freien Strebens. Meine wärmste Teilnahme begleitet Sie bei diesem neuen Anfang. Der momentane Abschied vom Vaterlande darf Ihnen nicht zu schwer sein. Schenken Sie auch ferner Preußen Ihre Liebe und erhalten Sie sich die Verbindung mit dem Prinzen von Preußen, ohne sich direkt auf Politik einzulassen. Nächstes Jahr wollen wir nicht ermangeln, uns darüber gehörig auszusprechen."

*

Posen, 28. 4. 58.

„Ihren Vergleich mit der politischen Situation vom Jahre 1848 muß ich für richtig anerkennen. Die Revolution im Schlafrock und Pantoffeln ist ebenso heimisch im Vaterlande wie damals. Der größte Teil aller Beamten ist gegen die Regierung, liest in aller Heimlichkeit nur oppositionelle Blätter und entbehrt des inneren moralischen Haltes. Die besitzende Klasse ist mit geringen Ausnahmen gegen das herrschende System, und auch die Kirche fängt wieder an, den Gemütern Gärungsstoff zu geben. — Wie 1847 der Vereinigte Landtag als hoffnungsreicher Engel am Himmel schwebte, so heut der Prinz von Preußen. Auf ihn hoffe ich: er wird langsam bessere Zustände herbeiführen. Ich habe auf den einfachen und treuen Charakter des Prinzen das Vertrauen, daß er Männer um sich dulden wird, er wird solche suchen und finden, die für ihn handeln. Er ist ohne Eitelkeit und schon dadurch möglichen Katastrophen besser gewachsen.

Napoleon muß fallen, wenn Gerechtigkeit in der Welt ist; jetzt sucht er den Krieg mit Oesterreich, und ich denke, wir sind auf dem besten Wege einer Allianz Preußen-England-Oesterreich. Ich hoffe zu Gott, daß ein guter Stern dann über uns waltet. Preußen ist klein, aber es ist der Lebenskeim für Deutschland. Also, wo Sie auch sind, unsre Losung ist und bleibt: ‚Mit Preußen für Deutschland!'"

*

Posen, 11. 8. 59.

„Die schönen, lebensvollen Tage, die ich bei Ihnen in Gotha zubrachte, sind mir ein erfrischendes Bad gewesen, dessen Wirkung noch lange vorhalten wird. Trotzdem aber wird es mir nicht möglich sein, das Anerbieten, ganz nach Gotha zu kommen, anzunehmen. Ich beschränke mir dadurch den Horizont meiner ganzen militärischen Existenz, ohne einen Ersatz an dem inneren Werte der Stellung zu finden. Die hiesige Garnison ist stärker wie dort das ganze Heer. Ich habe hier viele Gelegenheit, Gutes zu stiften, und kann viel mehr leisten; also ich kann nicht annehmen.

Auf der Rückfahrt in Berlin sprach ich eine Menge Menschen, ohne eigentlich Neues zu hören. Ich suchte nach Material für die von Samwer gestellte Aufgabe, die Möglichkeit einer französischen Landung in England zu beleuchten, fürchte aber, aus Mangel an lokaler Kenntnis nicht zu stande zu kommen. — Man spricht von einem Pairsschub von 60 bis 70 Mann, um den Widerstand des Herrenhauses zu brechen, ich würde das nicht hübsch finden. Der Horizont der äußeren Politik ist sehr unklar; ich denke, die hessische Frage wird uns wesentlich fördern und uns gestatten, unsre Kräfte wenigstens zu zählen.

Von hier kann ich Ihnen nur berichten, daß das Polentum von Freiheit träumt und erwartet, daß in dem allgemeinen Schwindel auch ihm sein Teil davon zufällt; sie bilden Revolutionscadres und senden ihre Diplomaten nach befreundeten Höfen."

*

Posen, 25. 4. 60.

„Ihre Frage wegen der Militärvorlagen will ich damit beantworten, daß ich Ihnen anbei einen Aufsatz schicke, den ich Anfang dieses Jahres auf Verlangen Brandts geschrieben habe. Die Erhöhung und Vermehrung unsrer Cadres ist eine Lebensfrage für die Armee. Die Existenz von Louis Napoleon und die deutsche Frage machen die gute Armee zu einer Lebensfrage des Staates, und es kommt sehr viel weniger auf ein paar Millionen an, wie darauf, daß Preußen in sich einig und mit entwickelten Heereskräften der nahen Gefahr entgegentreten kann. Ob zwei- oder dreijährige Dienstzeit der Infanterie, ist augenblicklich eine ganz müßige Frage, und das Ministerium hat ganz recht, wenn es hierin dem Regenten keine Opposition macht. Je stärker heut die Armee gehalten wird, je eher ist sie bereit, dem Gegner entgegenzutreten. Ich halte mithin die Opposition gegen die Vorlage für ein Unglück. Wer das Vaterland liebt, muß für den Kühneschen Antrag stimmen, wirken Sie dahin, wo Sie können.

Ich wurde für einen sehr wichtigen Posten im Ministerium vorgeschlagen, man hat mich aber für ungeeignet erachtet, weil ich zu sehr ‚eigner Meinung' sei. Das ist ein Vorwurf, welchen man sich schon gefallen lassen kann, zumal wenn man Soldat ist. Nun droht es mir, entweder hier sehr bald Chef zu werden, oder ich werde in Jahresfrist versetzt."

*

Posen, 31. 12. 60.

„Ich sehne mich nach einem Kriege; ich erwarte ihn in diesem Jahr. Gebt uns die Mittel, ihn zu führen, dann wird Preußen gedeihen und Deutschland vorwärtskommen. Die Not wird dann leimen, was jetzt auseinanderfällt. Beleben Sie die Geister in dieser Richtung, dann macht sich die Armeereorganisation von selbst, aber gemacht muß sie werden."

*

Berlin, 30. 6. 61.

„Gerade vor einem Monat erhielt ich meine Versetzung nach Magdeburg als Chef, mit der Bestimmung, bis Ende September hier beim Großen Generalstab zu wirken. Dies war mir sehr angenehm, da es mir die Aussicht eröffnete, einige Reisen zu machen und an den großen Manövern am Rhein teilzunehmen. Ich hatte an das südliche Frankreich gedacht, aber man schickt mich nach Ungarn, und ich habe sehr fleißig zu sein, um nur einigermaßen vorbereitet auf den Weg zu kommen. — Die Ministerkrisis war vollständig beendigt, weil das Ministerium sich einstimmig gegen die Huldigung ausgesprochen hat; da ist der Prinz Karl mit der Ansicht hervorgetreten, die Familie könne den König nicht anerkennen, wenn er nicht die Huldigung nach altem Ritus empfangen hätte. Nun gehen die Wogen hoch, das Ministerium wird aber bestehen bleiben; nur der Fürst Hohenzollern wird sich aus ‚Gesundheitsrücksichten' zurückziehen. So erzählt man mir."

(Fortsetzung folgt.)

Aischa.

Skizze aus dem mohammedanischen Familienleben.

Von

Pile Arslân-Aga Lotin.

III.

Wenden wir uns wieder dem Haremluk zu.

Am Ende des Korridors, an dem die Gemächer der Damen liegen, führt ein schmaler, finsterer Seitengang, fünf bis sechs Schritte lang, zu einer hohen Thür. Der schwere Vorhang ist ein wenig zur Seite geschoben und gestattet einen Blick ins Innere. Vor uns liegt ein kleines, ziemlich niederes Gemach. Dem Eingange gegenüber besitzt es ein einziges, mit dicken Eisenstäben vergittertes Fenster. Rechts eine flache Holztruhe, darauf mehrere Kleidungsstücke, links ein Diwan. Auf einer Ecke derselben sitzt eine Frauengestalt.

Es ist Ajscha in ihrem Boudoir. Ihre Kleidung ist dieselbe, in der wir sie jüngst kennen gelernt. Diesmal ziert ihren Nacken ein altmodisches Collier, dessen rückwärtige Schließe und vordere Mitte einen länglichen Halbmond darstellen.

Sinnend blickte Ajscha auf die grünen Blätter des Kastanienbaumes, der einen Zweig seines Geästes bis zum Kämmerchen Ajschas emporstreckte. In der Hand hielt sie einen schwarzen Rock, dessen unterer Teil über einen Peschkun gebreitet war.

Ein Geräusch an der Thür störte das Mädchen in seinem ruhigen Nachdenken. Hastig wandte Ajscha das schöne Köpfchen dem Eingange zu. Der Vorhang der Thür wurde leise beiseite geschoben, und ein weiblicher Kopf zeigte sich an der Oeffnung.

„Ajscha!" rief eine Stimme. Gleichzeitig trat eine kleine, rundliche Frauengestalt in das Gemach.

Ajscha legte den Rock auf den Peschkun und ging der Eintretenden entgegen.

„Ah, du bist es, Jachime," sprach sie freundlichen Tones und legte zum Zeichen des Willkommens die rechte Hand auf die linke Schulter des Gastes.

„Du weißt es ja, Ajscha, wozu ich euch besuche," bemerkte Jachime, die Schneiderin.

„Leider," erwiderte das Mädchen, „der Trauerfall hat uns schwer getroffen."

„Man sieht es dir an, liebes Kind," versetzte die Schneiderin teilnahmsvoll. „Gewiß hast du die Nacht über nicht geschlafen."

„Du hast's erraten, Jachime," bemerkte Ajscha. „Doch wollen wir nicht hinübergehen zu den Damen?"

„Natürlich, natürlich," versicherte die Schneiderin. Sie warf dabei einen verstohlenen Blick auf das Mädchen. Es schien ihr, als hätte dieses aus besonderen Gründen dem Gespräch eine andre Richtung gegeben.

Als sie mit Ajscha aus dem finstern Winkel trat, flüsterte sie derselben ins Ohr:

„Was ist's mit Halil?"

„Still!" erwiderte Ajscha rasch ebenfalls im Flüstertone. „Komm später zu mir, ich werde dir einiges mitteilen."

Jachime war um sechs Jahre älter als Ajscha. Sie war ihre Vertraute. Für junge Damen des Haremluks sind weibliche Personen, denen intime Mitteilungen gemacht werden können, stets eine Notwendigkeit. Auserkoren zu solchen Missionen werden zumeist Anverwandte, die außerhalb des väterlichen Hauses stehen. Zuweilen wenden sich Mädchen auch an eine ältere Haremsdienerin mit ihren Geheimnissen. Ajscha hatte außer ihrer Tante Naïl keine Verwandten am Leben. Und der Tante konnte sie doch nicht mit den vielen Kleinigkeiten kommen, die junge Mädchen für wichtig halten. Nur Freundinnen erzählen sich gewisse Sachen gut.

Jachime hatte durch einige Aufmerksamkeiten schnell das Vertrauen Ajschas gewonnen. Sie erfüllte ihr kleine Wünsche, die im Leben eines jungen Mädchens bedeutende Rollen spielen. Im Haremluk mehr als anderweitig. Irgend ein Seidenbändchen, eine Masche oder einen bunten Glasknopf, eine Nadel, die Ajscha gefallen, wußte Jachime immer zur richtigen Zeit in den Harem zu bringen. Uebrigens hatte Jachime auch ein wohlwollendes Herz. In allen Frauengemächern war sie darum wohl gelitten. Zu Ajscha zog es sie besonders hin. Mit acht Jahren elternlos, kam Jachime zur Schwester ihrer Mutter in den Harem, bei der sie das Schneidern erlernte. Ein seltenes Handwerk bei türkischen Frauen, daher auch eine Goldgrube. Zumeist wird es von Eltern auf Kinder oder nahe Anverwandte vererbt. So bleibt es jahrhundertelang in einer und derselben Familie. Seit dem Tode ihrer Tante, der besten Kleiderkünstlerin meilenweit in der Umgebung, übte Jachime das Geschäft persönlich aus. In mehreren Haremluks hieß es, Jachime hätte ihre Tante Chaja in der Kunstfertigkeit bereits übertroffen. Und Jachime gab sich ihren Arbeiten mit großem Eifer hin. Auf eine Heirat hatte sie wenig Aussicht. Sie war klein und beleibt. Ihr nichts weniger als reizender Kopf saß zwischen den Schultern, als hätte sie keinen Hals.

„Ich weiß," pflegte sie zu sagen, „daß ich nicht schön bin. Aber ein Mann könnte mich noch immer glücklich machen." Das ist nun keineswegs im humoristischen Sinne aufzufassen. Die moslemitischen Damen sind wohl ebenso eitel auf ihr Aeußeres wie ihre Genossinnen im Abendland. Allein das Glück in der Ehe bringt nach der traditionellen Auffassung einzig und allein der Mann. Niemals ist es umgekehrt.

So oft es ihre Zeit erlaubte, kam Jachime zu Ajscha auf ein Plauderstündchen. Da konnte Ajscha erfahren, was die Mädchen im Orte trieben. Auch in andern Familien wurde durch Jachime bekannt, was es in Risvan-Agas Hause Neues gäbe. Der sogenannte Tratsch erfreut sich in den türkischen Familien einer viel größeren Pflege als in den Häusern des Westens. Doch erstreckt sich diese Verbreitung unterschiedlicher Neuigkeiten niemals auf jene Vorkommnisse, die das tiefste Stillschweigen erheischen. Schon aus geschäftlichen Gründen hielt sich Jachime streng an dieses Prinzip. Ajscha setzte deshalb unbedingtes Vertrauen in sie.

„Jachime, wo bleibst du?" rief ihr Essarah entgegen, als jene mit Ajscha in den Korridor trat.

„Wir kommen schon," gab die Schneiderin zur Antwort. Mit beschleunigten Schritten traten sie in das große Gemach.

Da waren die Gehilfinnen Jachimes damit beschäftigt, den Frauen die Trauerroben anzupassen. Ganz fertig durften die Kleidungsstücke nicht sein. Das ginge wider die heilige Tradition. Für jede Dame mußte irgend eine Kleinigkeit an ihrer Toilette freigelassen werden, die sie sich eigenhändig zu besorgen hatte. Die eine befestigt sich die Spange, die andre schließt mit Nadel und Zwirn ein kleines Stück Naht, die dritte vervollständigt ein Säumchen. In besonders frommen Häusern pflegen die Mütter bei solchen Anlässen auch

an die Kleidchen ihrer Kinder die letzte Hand zu legen. Die Damen Saffetagitschs gehörten zu den Emanzipierten. Sie setzten sich über diese Kleinigkeit teilweise hinweg, indem sie die Schneidermädchen für sich die Arbeit verrichten ließen. Allerdings fädelten die Damen selbst den Zwirn ein und überreichten die Nadel den Gehilfinnen. Das ist so, als hätten sie selbst die Sache gemacht.

In Anwesenheit der Schneiderinnen und Aischas gaben sich die Damen eifrig dem Anprobieren hin.

„Aischa, hilf mir den Rock halten!“

„Aischa, sieh, ob die Falte sitzt!“

So riefen Essarah und Behle durcheinander. Aischa mußte überall helfen. Still und in sich gekehrt kam sie den Aufforderungen nach.

So war es elf Uhr geworden, der Augenblick, wo das Fasten unterbrochen wird. Nunmehr servierten Dienerinnen die Halva, das Trauergebäck. Mit Gier stürzten sich die Frauen auf den braunen Zuckerkuchen. Jede nahm zwei Stücke, ebensoviel bekamen auch die Kinder. Nur Aischa mußte sich als „Fremde im Harem“ mit einem Stück begnügen. Jachime wurde vom Kuchen nichts verehrt. Von der „Totenhalva“ durften nur die Mitglieder des Haremluk genießen. Ein solches Höflichkeitsangebot an Fremde würde eine schwere Kränkung des Toten bedeuten.

Naïl winkte den Schneiderinnen mit der Rechten. Diese verneigten sich ehrerbietig vor den Damen und verließen das Gemach. Aischa folgte ihnen und zog sich mit Jachime in ihr Boudoir zurück.

„Naïl,“ wandte sich Essarah-Hanum, die erste Frau, nunmehr die erste Witwe Risvan-Agas, an die älteste der Haremsdamen, „Naïl, hast du wegen des Techwids Anordnungen getroffen?“

„Alles ist besorgt, Essarah,“ gab Naïl zur Antwort, „die Einladungen an die Bula und an unsre Freundinnen sind bereits ergangen. Aber nun will ich noch in der Küche einige Aufträge erteilen.“

Es war um die Mittagszeit, als Naïl vom Erdgeschoß, wo das Gesinde seinen Pflichten obliegt, in das Stockwerk zurückkehrte. Auf der Treppe begegnete ihr die Schneiderin.

„Armes Kind!“ seufzte diese.

„Wen meinst du damit?“ fragte Naïl mit scharfer Betonung der Worte.

„Ach,“ antwortete Jachime etwas verlegen, „ich meine natürlich Aischa, weil sie so blaß ist.“

„Ja, ja, das Mädchen ist etwas kränklich,“ bemerkte Naïl und trat nachdenklich in das Gemach der Haremsdamen.

Diese ließen sich nach der Rückkunft der Aeltesten wieder auf den Teppichen nieder. Ihr Wehklagen begann von neuem.

„Jetzt wird die Dschemaza für unsern guten Herrn gelernt,“ jammerte Essarah.

„Und dann trägt man ihn zum Ruheorte,“ setzte Behle fort.

„Und betet das Talkin für ihn,“ ergänzte Naïl.

„A joj! A joj! A joj!“ riefen wieder alle zusammen.

Gegen halb vier erschienen die ersten Gäste. Die Hanum des Früchtehändlers Taleb, des Fleischverkäufers Ibro, des Tuchhändlers Mujo, dann die adligen Damen Fazli-Beg, Suleyman und Rustan-Aga, Namik-Effendi und andre. Binnen einer Viertelstunde waren sechzehn Damen beisammen. Als eine der letzten erschien die Bula, die Schriftgelehrte Halime. Sie begrüßte sämtliche Anwesende und wandte sich sodann an Essarah:

„Erwartest du noch welche Gäste, Essarah-Hanum?“

„Wir sind vollzählig, Halime.“

„Dann laßt uns mit dem heiligen Techwid beginnen.“

Die Damen ließen sich auf dem Fußboden nieder und bildeten einen Kreis. Die Bula, eine schlanke Gestalt mit strengen, doch nicht unsympathischen Zügen, warf einen flüchtigen Blick auf die lagernde Gesellschaft und nahm dann selbst im Kreise Platz. Ein Seidenpolster diente ihr als Sitz. Sie zog das „Buch“, den Koran, hervor und legte ihn vor sich. Dem abgenützten braunen Deckel sah man es an, daß er seit Jahrzehnten im Gebrauch. Halime dürfte das Buch schwerlich im neuen Zustande erhalten haben. Sie zählt vierzig Jahre und ist erst seit fünfzehn Jahren anerkannte und ausübende Schriftgelehrte.

Die Bula brachte nun das Tespi, den Rosenkranz mit sechshundert nußgroßen Holzkörnern, zum Vorschein. Das Tespi wurde seinem ganzen Umfange nach in der Mitte des Damenkreises auf den Fußboden ausgebreitet.

„Langt zu, ihr frommen Dienerinnen Allahs,“ gebot die Bula.

Die sechzehn weiblichen Gäste und die drei Frauen des Haremluk ergriffen mit der linken Hand je ein Korn des Rosenkranzes.

Die Bula faltete die Hände, rückte sich so, daß ihr Antlitz gegen Osten gekehrt war und murmelte ein Gebet.

„Der Seele Risvan-Aga Saffetagitschs,“ sprach sie dann mit lauter Stimme, „der Seele, die hier Trauer zurückließ, um dort Freuden zu empfangen, ihr sei nun dieses Techwid geweiht.“

Jetzt langte auch die Schriftgelehrte nach einem Holzkorn. Und wie aus einem Munde ruft nun der ganze Kreis der Frauen:

„La illah il Allah!“

Die Hände rückten um je zwanzig Holzkügelchen vor. Wieder erscholl der Ruf: „La illah il Allah!“

So ging es fort, bis auf jedes Korn des Tespi je ein Ruf entfallen. Dreißigmal hatten sich die Lippen der Frauen dazu geöffnet. Nach dem letzten Rufe setzten sich die Frauen, die durch das Vorstrecken der linken Hand in eine liegende Stellung gekommen waren, wieder zurecht.

„Frauen des Harems und ihr Gäste,“ erhob die Bula, „wollen wir den Koran lesen.“

Essarah verließ ihren Platz und öffnete die Gangthür. Die ganze weibliche Dienerschaft, die während der Trauerzeremonie hier versammelt sein mußte, trat jetzt ins Gemach. Auch Aischa war gekommen. Sie ließ sich in der Nähe

Essarahs, die ihren Platz wieder eingenommen hatte, auf dem Teppiche nieder. Eine heilige Pflicht ist es doch für jedes menschliche Wesen, dem Vorlesen des „höchsten Buches" anzuwohnen. Der abgeschiedenen Seele gereicht eine solche Anwesenheit vor dem Throne Allahs zu hoher Ehre.

In gleichmäßigem, näselndem Tone begann die Bula das vierte Kapitel des Alkorans, Ennisah, „die Weiber", herunterzuleiern. Nur an solchen Stellen, wo der Inhalt für Frauen von besonderer Wichtigkeit war, wo von deren „Rechten", den Erbschaftsansprüchen und der Kinderversorgung die Rede ging, da nahm die Stimme der Vorleserin eine lautere Tonart an. Die Damen widmeten der Bula keine besondere Aufmerksamkeit. Jede von ihnen, auch die Hausfrauen, schien mit ihren Gedanken beschäftigt. Wer weiß, wie oft sie dem Vorlesen dieser Sure beigewohnt.

Beim letzten Satz des Kapitels „Gott aber versteht alles" ging eine Bewegung durch den Kreis. Die Frauen nickten bejahend mit den Häuptern, als wollte jede für sich die Richtigkeit dieses Spruchs bekräftigen.

Die Schriftgelehrte klappte das Buch zu. Sie schritt nun an die in solchen Fällen sehr willkommene Belehrung.

„Ihr Frauen des Hauses und ihr Gäste!" begann die Bula ihren freien Vortrag. „Das Kapitel aus dem heiligen Buche, das wir soeben gehört, die ‚Ennisah', steht mit dem vorhergehenden Abschnitt, ‚Das Geschlecht Amrams', zwischen den Suren ‚El Bakara", die Kuh, und ‚El majeda — E'okud', der Tisch. Weise wie alle Handlungen Allahs, war auch diese durch den Propheten besorgte Einteilung. Denn, seht ihr Frauen das Hauses und ihr Gäste: Die Kuh stellt ja das Sinnbild einer geordneten Wirtschaft dar. Der Mann, der sich eine Kuh anschafft, geht an die Gründung seines eignen Haushaltes, er will einen eignen Tisch besitzen. Wer aber besorgt ihm diesen? Das Weib! ... Das Weib steht im Mittelpunkte des Hauswesens und läßt den Mann, seinen Herrn, die Früchte seines Schaffens genießen. Ohne Frau, mag sie nun allein sein oder Genossinnen haben, besitzt der Mann kein rechtes Heim. Ohne Mann aber ist das Weib ein Schatten. Das ist die ungeschriebene Lehre des Propheten ... Wehe der Frau, wenn ihr Allahs unerforschlicher Ratschluß den Gatten entreißt! Wenn er hingetreten zum Paradiese, Weiber und Kinder in Schmerzen zurückläßt!" (Alle Frauen weinen.) „Doch Allah ist groß. Er nimmt sich der Witwen und Waisen an. Und" — die Bula wandte sich bei diesen Worten an die Damen des Haremluk — „und so wird er auch euch unter seinen väterlichen Schutz nehmen. Er wird euch seine Gnade zuwenden von heute bis in die Ewigkeit. Amin!"

„Amin! Amin!" wiederholten die Frauen.

„Der Techwid für die Seele Risvan-Aga Saffetagitschs ist nun zu Ende," schloß die Bula und erhob sich von ihrem Sitze.

Die Damen folgten diesem Beispiele. Bald hatte sich die Gesellschaft in einzelne Gruppen aufgelöst, die rasch in lebhafter Unterhaltung begriffen waren. Die Gäste ließen sich zunächst von den Damen des Hauses die Geschichte der

Krankheit erzählen, die zum Hintritt des Gebieters führte. Hierbei machte jede Zuhörerin irgend eine Bemerkung über Krankheitsfälle, die aus eigner Erfahrung geschöpft zu sein schienen. Man ging dann im Gespräche auf andre Gegenstände über. Das heißt, die Verhältnisse in den verschiedenen Harems wurden einer eingehenden Kritik unterzogen. In diesen Dingen ist die Frau des Ostens jener im Westen „über". Die „Kaffeekränzchen" stammen ja aus dem Orient.

Indes brachte die Dienerschaft einen ziemlich niederen Tisch und breitete weiße Damastdecken darüber. Große Schüsseln mit Backwerk reihten sich an solche mit eingemachtem Obst. Schalen und silberne Löffel wurden mit großem Geräusch rings auf die Tischdecke gestellt oder gelegt, damit sich die Gäste von dem Werte das Hausrats überzeugen konnten. Gleich darauf erschien die Schaffnerin, ein älteres, robustes Frauenzimmer, mit einem kupfernen Kessel.

„Bujur," rief Essarah-Hanum, „belieben Sie, meine Damen!"

In einem Augenblicke waren die Gruppen gesprengt. Die Damen eilten zum Tisch, wo ihnen die Schaffnerin den Kaffee in die Schalen goß. Zuerst den Gästen, dann den Damen des Hauses.

Alle ließen sich auf dem Minder, dem einfachen Wanddivan nieder und verzehrten die Jause. Die leeren Schalen stellten sie auf den Tisch zurück. Nunmehr reichten die Dienerinnen kleine grünliche Tellerchen herum, die sich die Damen selbst mit Obst füllten. Die Löffel wurden nicht gewechselt. Dienerinnen gingen mit braunen Tüchern herum und wischten das Eßzeug ab.

Ajscha hätte sich nach der Trauerzeremonie gern in ihr Boudoir zurückgezogen. Als ältestes Mädchen des Haremluks mußte sie aber an der Jause teilnehmen. Ihr Fernbleiben wäre eine Beleidigung für die Gäste gewesen. Auf Anstand und Sitte hält man im Orient große Stücke. Der leiseste Verstoß gegen die althergebrachte Norm im gesellschaftlichen Verkehr wird von jedem einzelnen Gast als eine ihm persönlich zugefügte Unbill betrachtet.

Schweigend lauschte Ajscha dem Gespräche der Frauen, das in erster Reihe der Bula eine Fülle von Komplimenten für die tiefempfundene Belehrung eintrug. Natürlich drehte sich die Konversation gleich darauf um Trauertoiletten, wobei eine Dame die Bemerkung machte, Ajschas Rock sitze am besten.

„Ich weiß nicht," flüsterte die Bula dem weiblichen Nestor des Haremluk zu, „ich weiß nicht, Naïl, warum, aber mir kommt das Mädchen jetzt ganz verändert vor."

„Sie trauert um den Gebieter," bemerkte Naïl, „und dann hat sie die ganze Nacht an ihrem Traueranzuge gearbeitet."

„So, so," versetzte Halime kopfschüttelnd, „mir aber scheint, als drücke Ajscha noch ein andres Leid. Ich glaube das besser beurteilen zu können als euer Harem. Sag, Naïl, treibt das Mädchen nicht etwa Haschikluk? [1])

„Keine Spur," beteuerte Frau Naïl. „Allerdings hat sich ein Mann um

---

[1]) Liebelei.

Ajscha beworben, aber der hat dem hochseligen Aga nicht gefallen. Er hat ihn abgewiesen."

Halime nahm die Auskunft Raïls ohne Bemerkung entgegen. In Liebes- und Heiratssachen hatte die Bula, wie alle ihre engeren Standesgenossinnen, große Erfahrungen angesammelt. Sie kannte sich da vortrefflich aus. Die leiseste Bemerkung über irgend eine mit dem Haschikluk zusammenhängende Affaire genügte ihr zu einer zumeist richtigen Kombination. Das bleiche, matte Aussehen Ajschas, die Geschichte von dem zurückgewiesenen Bewerber sagten ihr alles, was sie wissen wollte. Die Ueberzeugung stand nunmehr in ihr fest, daß der abgewiesene Freier dem Herzen des Mädchens nicht ganz gleichgültig gewesen sein konnte. Oder es war außerdem etwas, was Ajscha schweren Kummer bereiten mochte.

„Ein andermal werden wir auf die Sache zurückkommen," sagte die Bula. „Jetzt ist es Zeit zum Aufbruche."

Das Abendgebet wurde noch gemeinsam verrichtet, dann kehrten die Gäste zu ihren Haremluks heim.

Als letzte verließ die Bula das Trauerhaus. Sie hatte vorher noch die Entlohnung entgegenzunehmen: zwei Dukaten und ein seidenes Taschentuch.

IV.

Als der Vasimuktar Ali mit Saïd am nächsten Morgen nach dem Totengebete in der Dschamija gegen den Bazar kam, wurden sie von einer Schar älterer und jüngerer Moslim umringt.

„Du, Saïd," wandte sich ein älterer Mann an den jungen Saffetagitsch, „du brauchst einen Kurban [1]) für die Seele deines frommen Vaters."

„Und den wirst du bei mir finden," ergänzte ein andrer.

„Aber keinen solchen, wie er bei mir zu haben," drängte sich ein jüngerer Mann vor.

„Schweiget," rief der erste den andern zu, „ich war es, der Saïd zuerst angesprochen."

„Das ist wohl richtig," versetzte ein dritter, indem er sich dicht vor Saïd hinstellte, „wer aber einen gottgefälligen Kurban haben will, der stellt sich bei mir ein."

„Streitet da nicht herum," rief Ali den Schafhändlern zu, „Saïd wird seinen Kurban bei Ferhat kaufen."

Ohne eine weitere Bemerkung abzuwarten, nahm er Saïd beim Arm und zog ihn von diesen Zudringlichen fort.

„Ha, ha, ha," lachten diese rings im Kreise, „bei Ferhat werdet Ihr jeden Fuß des Tieres separat bezahlen müssen."

---

[1]) Opfer, hier das Opferlamm, das der Sohn seinem Vater oder seiner Mutter zum Beiramfeste als Sühne darbringt. Er schlachtet das Tier eigenhändig. Das Fleisch wird bis auf eine Kleinigkeit an Arme verschenkt.

„Und einen halben Dukaten für das linke Ohr,“ höhnte eine Stimme.

„Natürlich gehen diese Herren zu dem reichen Mann,“ rief der Alte Saïd und seinem Begleiter nach, „uns Arme lassen sie verhungern.“

Indes waren die beiden dem Hörkreise schon entrückt. Sie wanderten eine schmutzige Gasse entlang und traten dort in ein Haus.

In dem Flur stand Ferhat, der angesehenste Schafhändler des Ortes. Er begrüßte die Gäste wie alte Bekannte und führte sie zur Stallung, wo etwa sechzig bis siebzig Schafe und Lämmer in einem einzigen Rudel beisammen standen.

„Seht ihr dieses Stück, meine lieben Freunde?“ begann Ferhat und zeigte auf ein mageres Lämmchen, das sich scheu unter den Leib seiner Mutter verkroch, „dieses Lamm habe ich für die Seele meines unvergeßlichen Gönners Risvan-Aga bestimmt. Es ist fleckenlos und wird ein reines, weißes Fell bekommen.“

Ferhat nannte den verstorbenen Aga seinen Gönner. Ob er es jemals gewesen, das konnte nur Allah oder der Vasimuktar wissen. Doch Ali schwieg.

„Aber, Ferhat,“ meinte Ali, „das Lämmchen ist ja noch ganz klein und mager.“

„Allerdings,“ erwiderte der Schafhändler, „aber du darfst nicht vergessen, daß noch volle zwei Monate bis zum Beiramfest sind. Bis dahin wird das Tierchen bei dir groß und fett werden. Ich sage dir, Saïd, das ist eine Rasse, die Allah einzig und allein für Kurbans geschaffen hat.“

Schweigend hörte Ali dem Schafhändler zu, der so fleißig die Geschäftstrommel zu rühren verstand. Als langjähriger Kaufmann war ihm das Gebaren seines Standesgenossen durchaus bekannt. Wahrscheinlich übte er seinen Kunden gegenüber dieselbe Praxis.

Ferhat machte noch einige Bemerkungen über die Vorzüge seiner Ware. Omar, der Verwandte des Propheten, sagte er, habe schon aus dieser Rasse seine Opferlämmer gewählt.

„Du kannst uns den Kurban gleich mitgeben,“ bemerkte Ali zu Ferhat, als der Preis endlich bedungen und der Kaufschilling von Ferhat eingestrichen war.

Ferhat befahl einem Knecht, das bezeichnete Lämmchen den Käufern nachzutragen. Ali und Saïd widmeten nun dem Einfangen und dem Transport des Opferlämmchens große Aufmerksamkeit. Je schwieriger die Expedition sich gestaltete, desto angenehmer war das Opfer der Seele des Verstorbenen.

Dem Knechte war es nicht leicht, das Lämmchen von der Mutter loszubringen. Und als es geschehen, rannte das Mutterschaf zweimal dem Manne nach, der ihr den Sprößling entführte. Ferhat mußte das Thor mit aller Gewalt zupressen, sonst wäre das Schaf dem Jungen durch den ganzen Ort nachgelaufen.

Ungefähr hundert Schritte hinter Ali und Saïd folgte der Knecht mit dem Lämmchen. Ueberall, wo es vorüberkam, sammelten sich die Leute in Gruppen und riefen, als sie des Opfertieres ansichtig wurden, mit lauter Stimme:

„Das ist der Kurban für Saffetagitsch Risvan-Aga!“

Ein gottgefälliges Werk, dieser Ausruf. Das Blut des Opfers zeugt vor dem Allmächtigen für die Frömmigkeit des Rufers.

Zu Hause angelangt, übernahm Saïd das Tierchen und übergab es Mustafa, indem er es dessen besonderer Aufmerksamkeit empfahl.

„Das wäre also besorgt," meinte Ali zu Saïd, „jetzt müssen wir hinaufschauen, ob da alles in Ordnung."

Die Wachskerze im Sterbezimmer des Hausherrn war beinahe ganz niedergebrannt. Rasch ließ Ali eine frische anzünden. Durch vierzig Tage muß das Seelenlicht unaufhörlich brennen.

„Die Grabgebete hab' ich schon besorgt," ließ sich die Stimme Hamids vernehmen, der während des Auswechselns der Kerzen ins Zimmer getreten war. „Der alte Hodscha Raghi wird am Grabe unsers Unvergeßlichen täglich beten."

„Ist man drüben verständigt worden," wandte sich Ali an die beiden Schwäger, „während der Trauerzeit jeden Sonntag- und Donnerstagabend je zwei Kerzen in die Moschee zu senden?"

Moslim pflegen untereinander nur äußerst selten das Wort „Haremluk" zu gebrauchen. Es wird immer ein andrer Ausdruck dafür verwendet. Ali bediente sich hier der Bezeichnung „drüben", und die beiden Schwäger wußten sofort, was er damit gemeint.

„Mustafa hat die Sache schon besorgt," erwiderte Saïd, „auch hat er an die Abhaltung des zweiten Techwid erinnert."

„Wir können also die Kleider des Verstorbenen in Augenschein nehmen," sagte Ali. „Alles soll herüberkommen."

Diesmal bedeutet „alles" wieder die Damen.

Während Hamid in den Hof geeilt war, um durch Mustafa die Frauen in den Haremluk bitten zu lassen, suchten Ali und Saïd die einzelnen Kleidungsstücke des verstorbenen Aga hervor und legten sie über zwei zusammengeschobene Peschkuns größeren Umfanges übereinander. Unten die Beinkleider, darauf Kamisole und Gürtel, dann die Leibwäsche. Der Turban wurde zuoberst gelegt.

Die Thür des anstoßenden Gemaches wurde nun geöffnet. Dort hatten sich die Frauen, die Kinder an der Hand, versammelt. Sie standen in einer dichten Gruppe an der Thüröffnung und blickten zu Boden. Das Trauergemach durften sie diesmal nicht betreten.

„Ist alles da?" fragte Ali.

„Ja," antwortete Essarah-Hanum, ohne aufzublicken.

Ali gewahrte, daß Hamid und Mustafa zurückgekehrt waren und schritt auf das Kleiderbündel zu.

Er langte zuerst nach dem Turban. Dieser entglitt seiner Hand und fiel zu Boden.

Eine Bewegung des Schreckens ging durch die Gruppe der Frauen.

Ali hob den Turban auf, hielt ihn mit beiden Händen in die Höhe und sprach in dumpfem Tone:

„Das ist der Turban, der einst das edle Haupt unsers frommen Risvan-Aga Saffetagitsch zierte. Der Turban ist geblieben, — er aber ist nicht mehr!"

Unter Schluchzen und Jammern wiederholten Frauen und Männer in beiden Zimmern: „Er ist nicht mehr!"

Ali reichte den Turban dem Diener und nahm den ersten Leibrock.

„Den Körper unsers edlen Risvan-Aga," setzte Ali die Beschwörung der Kleiderstücke fort, „hat dieser Rock beschützt. Den Rock haben wir, sein Träger ist uns entrissen worden."

Und in beiden Gemächern erscholl der Klageruf: „Er ist uns entrissen worden!"

Kamisol, Gürtel und Beinkleider kamen nunmehr an die Reihe. Jedem einzelnen Stücke wußte Ali die entsprechenden Worte anzupassen. Risvan wurde seiner Familie geraubt, er ist der Erde entschwunden. Allah hat ihn ins Paradies berufen. Die Aussprüche wurden jedesmal von den trauernden Erben des Aga wiederholt. Zum Schluß verrichtete man ein gemeinsames Gebet, und die Frauen kehrten in ihre Gemächer zurück.

„Hast du bemerkt, Essarah," wandte sich Raïl an die letztere, „wie der Turban unsers unvergeßlichen Herrn zu Boden fiel?"

Essarah nickte vielsagend mit dem Haupte.

„Wer weiß, was das zu bedeuten hat!" seufzte Raïl.

„Gutes gewiß nicht," bemerkte Behle, die zweite Witwe Risvans. „Als man des verstorbenen Jussuf Muasch Kleider betrauerte, da ist der Gürtel, zu Boden gefallen, und ..."

„Und?" forschten Raïl und Essarah wie aus einem Munde.

„Und bald nachher ist auch seine Witwe Yertal zum Paradies gewandert."

„Allah, sei uns gnädig!" betete Raïl.

„Nach Selims, meines Schwagers Tod," erzählte Gülni, die Tochter Risvans und einzige Frau Hamids, „ist etwas Aehnliches vorgefallen. Acht Tage später ist im Haremluk Feuer ausgebrochen!"

„Daß uns Allah vor dem Unglück bewahre!" flehte Behle.

„Glatt wird es bei uns auch nicht ablaufen," sprach Essarah. „Das fürcht' ich sehr."

„Keine Furcht, liebe Frauen," meldete sich die alte Schaffnerin, die seitwärts stand und dem Gespräch zugehört hatte. „Keine Furcht. Der Turban ist kein Gürtel, und der Gürtel kein Rock. Ich kenne einen Fall, wo ebenfalls der Turban zu Boden geglitten war. Die Leute waren in großem Schrecken und wandten sich an den weisesten Hodscha der Umgebung. Und dieser hat ihnen erklärt, Allah achte den Turban viel zu hoch, als daß er seinethalben ein Unglück schicken sollte."

„Gelobt und gepriesen sei er und der Prophet!" rief Raïl nach einem Seufzer der Erleichterung.

„Meine Brust ist von einer schweren Last befreit," bemerkte Essarah-Hanum.

Die Damen hatten zu der alten, robusten Schaffnerin großes Vertrauen.

Sie war weit in der Welt herumgekommen. Einst war auch sie eine große Dame. Das Schicksal hat sie aber gezwungen, Dienste zu nehmen. Und so ist sie schon seit zwei Jahrzehnten Wirtschaftsführerin im Haremluk Risvan-Agas. Reiche Erfahrungen hat sie angesammelt, viel hat sie gesehen und gehört. Im Märchenerzählen kam ihr keine Frau im ganzen Vilajet nahe. Was die Schaffnerin also über die Bedeutung eines bei der Beschwörung herabfallenden Kleidungsstückes bemerkte, wurde von den Damen als unumstößliche Thatsache zur Kenntnis genommen.

Dem Gespräch der Frauen hatte auch Ajscha gelauscht. Als sich die Schaffnerin entfernt hatte, stieß das Mädchen einen Seufzer aus.

Wie auf Kommando wandten sich die Damen dem Mädchen zu.

„Was ist dir, Ajscha?“ fragte Raïl besorgt.

„Was soll mir sein? Nichts?“ gab Ajscha zur Antwort und verließ das Gemach.

„Mit dem Mädchen geht etwas vor,“ bemerkte Behle kopfschüttelnd.

Raïl nickte bejahend. Während der nächsten Tage wurde Ajscha von den Damen genau beobachtet. Sie konnten wahrnehmen, daß das verschlossene Mädchen von Tag zu Tag bleicher ward …

V.

Mehr als fünf Wochen waren seit dem Tode Risvans verstrichen. Zum siebenunddreißigsten Male erschien der Hodscha am Grabe des Verstorbenen zum Gebet. Zwei Tage fehlten noch zur Beendigung der tiefsten Trauer. Im Hause Saffetagitschs ging alles den durch die Glaubenssatzungen vorgeschriebenen Weg. Die Damen widmeten der Seele des verstorbenen Gebieters früh und abends ihre Gebete. An jedem Sonn- und Donnerstage wurden bei Beginn der Nacht regelmäßig zwei Kerzen in die Dschamija gesendet. Saïd und Ali überzeugten sich jedesmal selbst, ob die Spende im Gotteshause eingetroffen. Auch mehrere Techwids waren schon vorüber. Im Selamluk brannte fortwährend das Seelenlicht. Mustafa wachte Tag und Nacht darüber, daß es nicht ausgehe. Vormittags, wenn er die Fenster des Sterbegemaches öffnete, zog er sorgsam auf der Seite, wo das Licht stand, den Vorhang ein wenig herunter, damit der Luftzug die Flamme nicht verlösche. Sonst durfte in diesem Gemache nichts berührt werden. Alles mußte auf seinem Platze bleiben bis zum Abend des vierzigsten Tages. Die Seele des Verstorbenen kehrt ja während dieser Trauerzeit täglich mehrere Male zur Stelle zurück, von wo sie Allah zu sich berufen. Wehe den Hinterbliebenen, wenn sie hier die Ordnung mutwillig gestört. Allah vernimmt die Klagen des Verstorbenen und ahndet die Sünden der Lebenden.

So war der Morgen des achtunddreißigsten Tages angebrochen. Ein sonniger Morgen. Ali, Saïd und Mustafa standen im Hofe und unterhielten sich über wirtschaftliche Dinge, in denen auch der Diener einigen Bescheid wußte. Den beiden Herren wurden die Reitpferde vorgeführt, und Mustafa half ihnen

n den Sattel. Sie ritten hinaus auf die Besitzungen, wo Saïd von Ali über einige Punkte der Oekonomieführung aufgeklärt wurde.

Mustafa blieb allein in der Herrenabteilung. Seit dem Tode des Hausherrn war er „drüben" unentbehrlich. Die Damen ließen durch die Schaffnerin hunderterlei Anfragen und Aufträge an ihn ergehen. Ueber die Anschaffung der allernotwendigsten Dinge entschied er in erster Instanz. Erst bei schwierigeren Fragen setzte er sich mit Ali und Saïd ins Einvernehmen. Nebst dem Haremluk nahm die Bewachung des Sterbezimmers und der angrenzenden Gemächer die meiste Zeit in Anspruch. Alle Abteilungen des Selamluk standen unter seiner Aufsicht. So oft es seine Beschäftigung erlaubte, ging er auch hinüber ins Schlafzimmer, zu den versperrten Truhen und Wandschränken, um nachzusehen, ob noch alles so, wie er es vor wenigen Stunden verlassen. In Risvans Sterbegemach verbrachte er den größten Teil des Tages.

Auch heute finden wir ihn da. Die Fenster standen offen. Mit der frischen Luft strömten die Strahlen der Morgensonne ins Gemach. Mustafa ging aus einem Zimmer ins andre. Ueberall hielt er Umschau. Während er auf dem Gange, der zur Seitentreppe führte, einige Strohhälmchen vom Boden auflas, vernahm er durch die offene Zimmerthür Hufschläge, die von der Straße zu kommen schienen. Mustafa eilte ans Fenster und warf einen Blick auf die Straße. Er gewahrte eine Gesellschaft von etwa acht bis zehn Reitern, die in die Richtung gegen den Bazar zogen. Die plötzliche Ankunft der Reiterschar hatte ungefähr ein Dutzend Tauben und Spatzen, die inmitten des Weges nach Nahrung suchten, aus friedlicher Beschäftigung aufgestört. Scheu stoben die Federtiere auseinander. Vor Schrecken schienen sie den nächsten und besten Versteck nicht finden zu können und flatterten an den Häusern zu beiden Seiten der Straße empor. Mehrere dieser Vögel waren über Mustafas ältliche Kopfbedeckung hinweggeflogen. Eine Weile blickte er den Reitern nach, dann verließ er das Fenster, um wieder auf den Gang zu schauen.

Plötzlich blieb er stehen. Was ist das, rauscht nicht etwas über seinem Kopfe?

Er blickte gegen die Decke, und ... das Blut stockte ihm in den Adern. Bewegt sich da nicht etwas durch die Luft? Er will seinen Augen nicht trauen. Bei Allah und den Propheten! Ein Vogel ist es, ein wahrhaftiger Vogel mit ausgebreiteten Flügeln! Kreuz und quer schwebt er durch das Gemach. Und da ... Mustafa schwindelt es ... da nimmt der Vogel den Weg über das Sterbelager ... und wieder zurück ... Alles dreht sich dem armen Mustafa im Kreise. Sein Herz pocht zum Zerspringen ... die Kniee zittern gewaltig ... wie festgebannt blieb er auf seinem Platze. Nach längerem Verweilen kam er ein wenig zu sich und stürzte aus dem Zimmer. So schnell ihn seine Füße tragen konnten, lief er die Treppe hinab, durch die Avlija, zum Haremluk. Die Schaffnerin kam ihm da entgegen.

„Du," stammelte er, „du! Sage droben ... sag ... ein Vogel ... ein Geist flog durch das Zimmer des Verstorbenen!"

Mit einem Schrei des Entsetzens war die Schaffnerin davongestürzt.

Bleichen Antlitzes ließ sich der Diener auf eine Bank nieder. Mit der Rechten schlug er sich auf die Brust und nickte dabei fortwährend mit dem Kopfe.

Einige Minuten später trabten Ali und Saïd in den Hof.

„Heda, Mustafa," rief ihm Ali zu, „halt uns die Pferde!"

Mustafa war taub. Er schlug sich wieder auf die Brust und wackelte mit dem Kopfe.

Verwundert sahen die beiden Herren einander an. Sie sprangen aus den Sätteln und traten, die Pferde an den Zügeln führend, näher an Mustafa heran.

„Was ist denn vorgefallen, Mustafa?" sprach Saïd.

Mustafa ächzte und schwieg.

„Nu," rief Ali, „vielleicht wird es dir belieben, uns zu antworten."

„Ach," seufzte der Alte, „Entsetzliches, Entsetzliches hat sich zugetragen."

Langsam erhob er sich von seinem Sitze. Dicht an die beiden Herren herantretend, sprach er dann, jedes Wort scharf betonend:

„Ein Vogel ... ist ... um das ... Totenlager ... Risvan-Agas ... geflogen!"

Saïd und Ali warfen sich einen Blick des Einverständnisses zu. Sie kannten die Bedeutung des Ereignisses. Ohne ein Wort auf die inhaltschwere Eröffnung zu erwidern, führten sie die Pferde zur Stallung und übergaben sie den Knechten.

Den Blick starr zu Boden gerichtet, blieb Mustafa vor der Bank stehen. Die Pforte, die zum Haremluk hinanführt, wurde jetzt rasch geöffnet. Mit geröteten Wangen stürzte die alte Schaffnerin heraus.

„Komm schnell, Mustafa," rief sie dem Diener zu und zog ihn förmlich am Arm gegen die Pforte. „Komm, du mußt den Damen genau erzählen, wie sich die Sache zugetragen."

Hinter der Thür vernahm er einen erregten Frauenchor. Die Damen des Harems befanden sich in lebhafter Debatte. Einige Schritte vor der Pforte blieb Mustafa stehen.

„War es wirklich ein Vogel, Mustafa?" rief Essarah durch die Thürspalte.

„Hast du dich nicht getäuscht?" forschte Naïl.

„Wie hat der Vogel ausgesehen?" wollte Behle wissen.

„Edle Frauen," erwiderte der Diener, der sich mittlerweile etwas beruhigt hatte, „leider hab' ich mich nicht getäuscht. Es war wirklich ein Vogel. Er war von bräunlich-grauer Farbe und glich, soweit ich sehen konnte, einem Spatzen."

Die Gesichter der Frauen verfärbten sich bei diesen Worten.

„Kein Zweifel," nahm die Schaffnerin das Wort, „die Seele unsers teuern Gebieters ist zurückgekehrt und verlangt ein Opfer."

Die Frauen schluchzten laut auf.

„Wer weiß, wen es treffen wird!" rief Behle.

„Eine von uns oder eines unsrer Kinder," jammerte Essarah.

„O Allah, Allah," schrie Raïl, die Hände übers Haupt faltend, „so weit haben wir uns versündigt!"

Händeringend stiegen die Damen zu ihren Gemächern hinan.

„Senden wir um die Bula," meinte Raïl, „vielleicht weiß sie eine Sühne, welche die Seele unsers Gebieters beruhigen könnte."

Man schickte um die Bula.

„Lasset uns einstweilen nachdenken," bemerkte Essarah-Hanum, „ob nicht eine von uns einer Schuld sich bewußt gegen die Seele des teuern Aga."

„Mein Gewissen ist rein," beteuerte Raïl.

„Auch meines," bekräftigte Behle. „Und deines, Essarah?"

„Niemals hat ein sündiger Gedanke gegen den Gebieter in meinem Herzen Raum gefunden," gab die Hanum zur Antwort, indem sie die Hände über der Brust kreuzte.

„Und doch ist der Vogel ins Sterbegemach geflogen!" sprach Raïl.

„Und doch will die Seele des Verstorbenen," setzte Essarah fort, „daß ihr eine zweite ins Paradies folge."

„Fürchterlich!" jammerte Behle. „Fürchterlich ist es, die Gewißheit zu haben, daß eine Person im Hause, die sich im Augenblick noch gesund und kräftig fühlt, bald werde ins Grab steigen müssen!"

„Ob sich nicht der Selamluk versündigt hat?" warf Essarah ein.

„Darüber werden sie drüben selbst nachdenken," tröstete Raïl.

In der That hatten sich eine Viertelstunde später Saïd, Ali, Hamid und Mustafa in einen Winkel der Avlija zur Beratung zurückgezogen. Mit dem Hodscha Kerim erörterten sie dort in eifrigster Weise das bedeutungsvolle Ereignis. An jeden der Anwesenden stellte der Hodscha eine Reihe von Fragen: Ob er dem Toten nichts nachtrage, ob er seine Pflicht gegen den Verstorbenen erfüllt, und ob das Seelenlicht brenne. Die Antworten lauteten durchwegs befriedigend.

„Und nun geh hinauf, Mustafa," befahl Saïd, „und sieh nach, ob alles in Ordnung."

„Wozu denn?" erhob der Diener. „Weiß ich denn, ob ich den Tag überlebe?"

Mustafa machte den Eindruck, als sei er dessen gewiß, zum Sühnopfer für andre auserkoren zu sein. Er war auch der festen Ueberzeugung, im nächsten Augenblick müsse sein Leben ein Ende nehmen. Das Wie war ihm gleichgültig.

„Sei ruhig, Mustafa," sprach der Hodscha im Tone der Ueberzeugung, „im Selamluk hat niemand eine Sünde gegen die Seele des Verstorbenen begangen."

Mustafa fiel ein Stein von der Brust.

„Wenn du es sagst, Hodscha," meinte er freudigen Herzens, „dann will ich nach wie vor meine heiligen Pflichten erfüllen."

Sagt's und stieg rasch die Treppe hinan.

„Die Sünde kann also nur da drüben“ — er zeigte gegen den Haremluk — „begangen worden sein,“ wandte sich Ali an den Hodscha.

„Daran halt' ich fest,“ gab dieser zur Antwort.

„Es wird sich zeigen,“ bemerkte der junge Saffetagitsch traurigen Tones.

Der Hodscha empfahl sich. Im Hausflur kam ihm die Bula entgegen. Sie ging natürlich direkt in die Damenabteilung.

Hier wurde sie mit Schmerzen erwartet. Essarah stellte den Sachverhalt dar, und die Bula lauschte dem Berichte mit großer Aufmerksamkeit.

Ehe die Schriftgelehrte eine Auskunft gab, ließ sie sich auf einem Polster nieder und begann im heiligen Buche zu blättern. Das war denn unbedingt notwendig. Wer von Allah einen Strahl seiner Weisheit erflehen will, der muß ihm vorher ein Zeichen der Verehrung darbringen.

Naïl, Essarah, Behle und die Schaffnerin harrten still des Momentes, wo die Bula den Folianten zuklappte und sich erhob. Sie trat vor die Frauen hin und sprach in eindringlichem Tone:

„Gehet in euch und verkündet mir bei Allah die Wahrheit, ob nicht eine unter euch gegen Risvans Geist sich versündigt hat. Noch ist es Zeit, durch aufrichtige Sühne das Unglück von euerm Hause abzuwenden!“

Die Frauen schwiegen.

„Nun,“ forschte die Bula weiter, „fühlet ihr die Herzen rein vor dem Herrn?“

„Ja!“ lautete die einstimmige Antwort.

„Dann ist der Quell der Sünde anderweitig zu suchen. Wer ist noch da? Wo bleibt Ajscha?“

Erstaunt blickten die Frauen einander an. Bei der Verwirrung über die fürchterliche Nachricht aus dem Selamluk hatten sie vollständig auf das Mädchen vergessen.

Naïl holte Ajscha herbei. Sie schien sehr aufgeregt.

„Habet ihr alle,“ fragte die Bula mit lauter Stimme, „dem sterbenden Gebieter Halal gegeben und solchen von ihm empfangen?“

„Ja!“ riefen die Frauen wieder gleichzeitig.

„Auch du, Ajscha?“ wandte sich die Bula an die letztere.

„Ich . . .“ stammelte das Mädchen, „ich . . . er . . . er hat mir Halal gegeben. Und als ich . . .“

Hier stockte das Mädchen. Die Frauen waren dicht an Ajscha herangetreten.

„Und?“ forschte die Bula in strengem Tone.

„Und . . . und . . . ehe ich den Halal erwidern konnte, war der Aga gestorben! . . .“

Totenstille herrschte in dem Gemache. Auf den bleichen Gesichtern der Frauen malte sich Entsetzen. Starren Auges blickten die Damen auf das Mädchen, das seinen Blick zu Boden geheftet hatte.

„Es ist gut, Ajscha,“ unterbrach die Bula sanften Tones die eisige Ruhe, „geh auf dein Zimmer.“

Das Mädchen wankte aus dem Gemache.

„Nun, Raïl,“ meinte die Bula, „weißt du jetzt, warum das Mädchen so niedergeschlagen war? Ich hab' dir's gesagt, wir werden auf die Sache noch zurückkommen.“

Die Damen erinnerten sich nun der Reihe nach an die Scene im Sterbezimmer. Jede drückte ihr Erstaunen darüber aus, daß ihr die Sache nicht früher eingefallen. Raïl schien über das Bekenntnis Ajschas sehr bestürzt.

„Das arme Kind!“ seufzte sie. „Es ist unter keinem Glücksstern geboren.“

Die Damen und die Bula zogen sich in ein kleines Gemach zur Beratung zurück. Nach zwei Stunden verließ die Schriftgelehrte den Haremluk Saffetagitsch.

*

Eine trübe Nacht. Schwere Wolken bedeckten die Mondscheibe. Schwüle Luft, Gewitterstimmung.

Drei Gestalten, eng aneinander geschmiegt, bewegten sich die hügelige Straße hinan. Zuweilen durchdrang ein Strahl das dichte Gewölk und brachte Licht in die Straßenzüge. In diesem Augenblicke konnte man die nächtlichen Wanderer unterscheiden ... Drei Frauen ... die rechts und links in tiefe Mäntel gehüllt. Das Haupt der mittleren bedeckte ein dunkles Tuch ... Langsam ging es bergan. Wir erkennen die Straße. Vor einigen Wochen haben sie den toten Aga da zur letzten Ruhe geführt.

Vor dem offenen Thor des Friedhofs machten die drei Frauen Halt. Die mittlere, der Gestalt und den Bewegungen nach die jüngste unter den dreien, schüttelte sich vor Frost ... Einige Minuten verblieben die drei vor dem Eingange. Dann wurde die mittlere von ihren Begleiterinnen wieder an den Armen gefaßt und gegen das Innere des Friedhofes geführt. Es war ein günstiger Zufall, daß das leuchtende Antlitz des Mondes eben zum Vorschein kam. Der Weg wäre für die Frauen sonst ungemein beschwerlich geworden ... Einige Schritte noch, oberhalb eines bemoosten Platzes, lagen die ersten Gräber. Zwei Männer ruhen hier. Man erkennt es an der Form der Grabsteine. Dann kamen Gräber von Frauen und Mädchen. Schweigend bewegten sich die Frauen an diesen Steinen vorüber. Ein schmaler, unregelmäßiger Steg führt zwei Gräberreihen entlang zu einem schiefen Plateau. Da ragen noch wenige Denkmale in die Höhe. Am östlichen Abhange dieser kleinen Hochebene zeigt sich ein frischer Grabhügel. Hier blieben die Frauen stehen.

„Sieh,“ wandte sich die Frau links feierlichen Tones an die mittlere, „sieh, das hier ist das Grab Risvan-Agas. Er schied von den Seinigen, ohne von dir, Ajscha, den Halal empfangen zu haben. Kniee jetzt nieder an diesem Grabe und fleh die Seele des Verstorbenen um Verzeihung an.“

Die Bula sprach's, und Ajscha ließ sich langsam auf die Kniee nieder. Raïl, die dritte in der Gesellschaft, stellte sich hinter das Mädchen.

Ajscha zitterte vor Aufregung. Die beiden Frauen gewahrten das hastige Atmen ihrer Brust.

„Fleh um Gnade, Ajscha,“ wiederholte die unerbittliche Bula, „ich werde einstweilen für dich beten.“

Anfangs ließ sich nur das leise Weinen des Mädchens vernehmen. Dann folgten unartikulierte Laute, hie und da eine Silbe, ein halbes Wort. Nach und nach schien das Mädchen etwas Mut gefaßt zu haben. Die Hände nach oben gefaltet, den Kopf auf die Brust gesenkt, rief Ajscha dreimal hintereinander:

„O Risvan-Aga!“

Ein Weinkrampf stellte sich nach jedem Ausruf ein.

„O Risvan-Aga!“ begann Ajscha zum viertenmal, „du hast mir vergeben ... Ja ... und ich wollte dir auch den Halal bieten ... Kann ich dafür, daß dich Allah — sein Name sei gelobt — just in diesem Augenblicke abrief! ... Ich wollte dir vergeben das Leid, das du mir zugefügt ... O Risvan-Aga! ... Ich verzeihe dir nun alles ... alles ... alles!“

Schluchzend sank das Mädchen auf den Grabhügel nieder.

Ein scharfer Windstoß strich vom Gebirge über den Friedhof zum Ort hinab. Dumpfes Rollen von den Höhen. Rasch kam das Gewitter heran.

Hinter dem zur Erde geneigten Körper Ajschas flüsterte die Bula ihrer Gefährtin zu:

„Raïl, es ist Zeit, daß wir gehen.“

Raïl wischte sich die Thränen aus dem Antlitz und beugte sich zu dem in Schmerz aufgelösten Mädchen hinab.

„Komm, Ajscha, mein Kind, wir wollen nach Hause gehen.“

Die beiden Frauen faßten das Mädchen an den Armen und brachten es mit einiger Schwierigkeit auf die Beine.

Ajscha war ganz gebrochen. Sie wankte. Die Frauen mußten sie mit Kraft halten, sonst wäre sie zusammengesunken.

Einzelne Tropfen fielen jetzt zur Erde. Je weiter die Frauen auf ihrem Rückwege kamen, desto heftiger wurde der Regen. Raïl und die Bula zogen ihre Mäntel besser zusammen. Die Frauen wärmten sich an dem heißen Körper Ajschas, von deren Lippen fortwährend leises Wimmern drang.

Vom Regen durchnäßt trafen sie im Haremluk ein. Die Bula übernachtete bei Raïl.

Am andern Morgen fand man Ajscha in heftigem Fieber auf ihrem Lager. Man reichte ihr längst bewährte Mittel. Da sie nichts nützten, legte man ihr Amulette auf die Brust und unter die Arme. Ohne Erfolg. Abends begann die Kranke zu phantasieren.

Raïl, die Bula und Jachime, die Schneiderin, umstanden besorgt das Lager Ajschas.

Die Delirien der Kranken wurden stärker. Sie begann laut zu sprechen.

„Nein, nein, nein!“ rief sie ein um das andre Mal. „Damals, als wir allein waren ... im Haremluk ...“

„Eine schwere Krankheit,“ bemerkte die Bula leisen Tones zu Naïl. „Und da scheint mir, daß zwischen Ajscha und dem seligen Aga ein schweres Geheimnis bestanden haben mußte.“

Naïl schüttelte das Haupt. Jachime öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen. In diesem Augenblicke begann die Schwerkranke wieder zu sprechen.

„Ja, ja ... du hast mir versprochen, mich ... mich ... zu ... deinem Weibe ... zu machen ... Du hast mich bethört ... Und ich habe von ihm gelassen ... Von ihm ... von ihm ... von ihm ...“

„Nun, Naïl,“ sprach die Bula wieder, „wirst du mir jetzt recht geben?“

Wieder wollte die Vertraute Ajschas eine Bemerkung machen, als sie von der Stimme der Kranken unterbrochen wurde.

„Warum hast du den Freier abgewiesen, Aga? ... Bethört, bethört ... damals ... am Nachmittag ... Oj, oj ... nein, nein ... Ich kann dir nicht verzeihen, Aga ... Allah hat es gesehen ... Oj, oj ...“

Diesmal nahm Jachime das Wort.

„Was die Arme spricht, ist wahr,“ erhob sie mit thränenerstickter Stimme. „Doch Ajscha blieb rein und unschuldig wie ein Engel ...“

Zwei Tage und zwei Nächte quälte sich Ajscha in Delirien. Am Abend des dritten Tages hatte sie ausgerungen.

Man bettete sie in einiger Entfernung von der Ruhestätte Risvan-Agas in die kühle Erde. Die Frauen pflanzten einen Pflaumenbaum auf ihrem Grabe, zum Zeichen, daß sie jung aus dem Leben geschieden.

Nach dem Begräbnisse meinte die Schaffnerin zum Hausgesinde:

„Da nützt leider nichts. Kommt ein Vogel ins Totengemach geflogen, so muß eines im Hause sterben.“

Der ewige Frieden.

Von

General der Infanterie **Vogel v. Falckenstein.**

Im Sommer 1899 trat im Haag, angeregt durch den friedensliebenden Kaiser aller Reußen und beschickt von fast allen Kulturstaaten, die vielbesprochene Friedenskonferenz zusammen. Die Aussichten wurden sehr verschiedenartig beurteilt. Skeptiker versprachen sich wenig oder gar nichts, andre hielten gewisse Erfolge für nicht unmöglich, insofern sich die Versammlung mit beschränkteren Zielen, wie etwa einem weiteren Ausbau der Genfer Konvention begnügte, andre erhofften einen tüchtigen Schritt vorwärts auf dem humanen Wege zum ewigen

Frieden, alle aber erkannten willig und dankbar das ideale Ziel an, welches sich der Urheber, der Beherrscher des größten europäischen Reiches, gesteckt hatte, und die Teilnahme aller Regierungen, welche sich ihm anschlossen. Daß hie und da politische Parteien das Unternehmen in ihrem Sonderinteresse auszunutzen versuchten, hie und da etwas voreilig das Stichwort „allgemeine Abrüstung" laut wurde, daß nicht ganz ernst zu nehmende Schwärmer und konfuse Frauen, welche anscheinend in eigner Häuslichkeit wenig zu thun haben, sich hierbei in die Oeffentlichkeit drängten — um später kleinlaut zu verstummen —, durfte füglich nicht verwundern, jedenfalls der guten Sache keinen Abbruch thun. Auf der Konferenz selbst wurde, wie allgemein bekannt, viel, mehr oder minder Zutreffendes, gesprochen und schließlich zur Befriedigung des besonnenen Teiles der Interessenten sogar eine Art positiven Erfolges erzielt durch den Beschluß zur Einsetzung einer permanenten Kommission als Cadre eines internationalen Schiedsgerichtes für entstehende Streitigkeiten unter den beteiligten Mächten.

Zeitlich fast unmittelbar anschließend, entbrannte der Streit zwischen Spanien und seinen Kolonien, die Einmischung der Vereinigten Staaten, der Krieg zwischen diesen Parteien, die Vernichtung der spanischen Flotte, das Verschwinden Spaniens aus der Reihe der Großmächte und die Annexionen Amerikas. Hieran schlossen sich die Gewaltthätigkeiten Englands in Südafrika und der jetzt sich in das dritte Jahr hineinziehende Krieg mit den Buren, und dann kamen die Wirren in China mit den Expeditionen der europäischen Mächte nach Ostasien. Bis auf diese letzte Nummer dieses reichhaltigen Repertoires kriegerischer Ereignisse war die Entstehung überall im Sinne der Tendenz der Haager Konferenz durchaus angethan, einem internationalen Schiedsgerichte unterbreitet zu werden. Der Burenkrieg hat sich inzwischen zu einem der scheußlichsten Kriege entwickelt. Wenn die eine Partei, von einem endgültigen Erfolge, das heißt dem Friedensschlusse, noch weit entfernt, die Unterwerfung des Gegners proklamiert, um unter dieser Firma den allerseits als kriegführende Macht anerkannten Feind brevi manu als Rebellen zu behandeln, so wird diese Methode modernster Kriegsführung die Grundlage für weitere Friedenskonferenzen jedenfalls um eine neue Programmnummer bereichern.

Diese bluttriefende und wie ein Hohn auf die große internationale Friedenskonferenz erscheinende Entwicklung der Ereignisse darf und wird nicht davon abhalten, den guten und gesunden Kern ehrlicher Friedensbestrebungen immer wieder und immer weiter zu kultivieren; immerhin wird die Lehre dieses großen Mißerfolges uns, so Gott will, davor behüten, Utopien nachzujagen, welche, auch ganz abgesehen von dem bezeichneten Mißerfolge, ernste Gefahren enthalten. Auf diese hinzuweisen, ist der Zweck dieser Zeilen, und es sei mir gestattet, diesen Versuch mit einer winzigen Jugenderinnerung einzuleiten.

Zu Anfang der fünfziger Jahre wurde uns auf der Obertertia des Grauen Klosters zu Berlin folgendes Thema zu einem deutschen Aufsatze gegeben: „Kriege sind wie Gewitter, schrecklich aber wohlthätig." — Unser Lehrer war Dr. Hoffmann, später eine Leuchte der Lehrerschaft, wenn ich nicht irre Stadt-

schulrat und so weiter. Dr. Hoffmann war ein geistreicher und wenn seine Bequemlichkeit nicht allzusehr beteiligt war, anregender Lehrer, dessen Unterricht mir heute noch in dankbarer Erinnerung steht. Es war gebräuchlich, daß ein Aufsatzthema zunächst von dem Lehrer selbst kurz besprochen und damit schon so ziemlich der Weg bezeichnet wurde, welchen die Gedanken des Schülers zu durchwandeln hatten. Dieser war nicht allzu schwierig. Durch verschiedene Ursachen entstehende Feindschaften zwischen Völkern, Parteikämpfe innerhalb eines Volkes, Unterdrückungen, Erstarken des Kraftbewußtseins des Unterdrückten und dergleichen. Das war die dem Gewitter vorhergehende Schwüle, das Verdunkeln der Sonne, das Heraufziehen des Gewölkes. Der Donner, der Sturmwind, der herabzuckende Blitz, der herniederprasselnde Hagel, der gesamte Aufruhr der Natur waren alles ohnehin Bilder der Schlacht, des Krieges. Aber der strömende Regen hat auch die verdurstenden Felder neu befruchtet, die gereinigte Luft läßt den Menschen nach der entsetzlichen Hitze wieder aufatmen und mit neuer Frische sich seiner Arbeit zuwenden und so weiter. Beim Schlusse schien mir das Gleichnis etwas zu erlahmen. Die Wohlthat der Abkühlung, der gesättigten Felder und Wiesen, die Schönheit des obligaten Regenbogens und das Wiederertönen der Friedensschalmei erschienen bei dem Vergleiche etwas einseitig, insofern auf dem andern Bilde, dem des Krieges, diese Wohlthaten im wesentlichen doch nur der einen Partei, das heißt dem Sieger zufallen. Ich erinnere mich auch meines Versuches, diese Bedenken durch einen hinzuerfundenen Zusatz abzuschwächen. Auch der geschädigte Teil, welchem der Hagel die Felder verwüstet oder der Blitz das Haus verbrannt hat, kann und soll den Nutzen hieraus ziehen, seine Felder gegen Hagelschaden und sein Haus gegen Feuersgefahr zu versichern, beziehungsweise Blitzableiter und Löschvorrichtungen anbringen, ebenso wie der im Kriege unterliegende Teil zur Erkenntnis über Gethanes oder Versäumtes, wie zum Beispiel zu einer besseren Einrichtung seines Heerwesens veranlaßt würde. Es lag der Gedanke an Preußens Erniedrigung und Preußens Erhebung in den Befreiungskriegen nahe. Jedenfalls war das Thema ein allgemein anregendes, und mehr oder weniger geistreich waren die fünfzig Aufsätze bald geschrieben, alle durchtränkt von der Ueberzeugung: Kriege sind wie Gewitter, schrecklich aber wohlthätig.

Seit jener Zeit habe ich nun viele Gewitter erlebt, aber auch drei wirkliche Kriege mitgemacht, auch mancherlei Kriege unsrer und älterer Zeit zu studieren Veranlassung gehabt, und ich gestehe, daß, wenn ich heute jenes Aufsatzthema noch einmal zu bearbeiten hätte, dies mit einer Einschränkung so ziemlich wie vor nun fast fünfzig Jahren lauten würde. Die Einschränkung würde ich allerdings in dem Thema selbst suchen, und dies würde lauten: Es giebt Kriege, welche wie Gewitter schrecklich aber wohlthätig sind. Damit habe ich mein Glaubensbekenntnis für das Kapitel des ewigen Friedens niedergelegt und will nun versuchen, diese von modernen Friedensschwärmern jedenfalls für höchst rückständig gehaltene Ansicht zu begründen.

Mit Vorliebe und in unerschöpflich dankbarer Erinnerung citiere ich Moltke. Dieser sagte einst im Deutschen Reichstage etwa folgendes: Ein jeder Krieg

enthält auch für den Sieger, für das eigne Land des Siegers viel Unglück. Wir können versuchen, ihm möglichst aus dem Wege zu gehen, wir müssen und wollen dahin streben, seinen Charakter menschlicher zu gestalten; ihn aus der Welt zu schaffen vermögen wir nicht. In diesen kurzen, einfachen Sätzen sehe ich das Wesen der Sache, die Wahrheit, aber auch keinerlei Widerspruch mit meinem Aufsatzthema. Die Geschichte aller Zeiten bis auf den heutigen Tag wird in erster Linie durch Kämpfe der Völker, durch Kriege gekennzeichnet. Eine höhere Macht als die Menschen hat sich also zu allen Zeiten des Krieges bedient, um die Geschicke der Völker zu ordnen, und niemand wird behaupten wollen, daß all diese vielen Kriege nur Unheil gebracht haben oder daß die Menschheit besser und glücklicher wäre, wenn sie keinen Krieg in ihrer Entwicklungsgeschichte zu verzeichnen hätte. Wäre ohne die Befreiungskriege 1813 bis 1815 unser Volk nicht vielleicht dem Untergange, dem Verschwinden aus der Weltgeschichte verfallen, während es sich jetzt der langsam ausgereiften Konsequenzen dieser Kriege, das heißt seiner ehrlich erstrittenen Größe und Macht erfreut? Schwerlich wäre ohne den großen Krieg der Jahre 1870/71 ein Gleichgewicht unter den europäischen Mächten erzielt worden, welches allein es friedliebenden Regierungen und ihrer Diplomatie möglich macht, unter den uns zunächstliegenden Kulturstaaten einen langen Frieden zu erhalten.

Der wirksamste Schutz gegen ein leichtfertiges Heraufbeschwören des Krieges liegt unbestritten in der allgemeinen Dienstpflicht. Je mehr alle Stände durch den Krieg berührt, je mehr die gesamte Volkskraft personell und materiell in Anspruch genommen wird, je gewaltiger die Unterbrechung in dem allgemeinen Erwerbsleben ist durch den einen Mobilmachungsbefehl, desto seltener wird dieser sein. Das ist unfehlbar ein tüchtiger Schritt auf dem Wege der Friedensbestrebungen. Ein andrer wird vielfach darin gesucht, daß die Zeit der Kabinettskriege vorüber und ein absolut unpopulärer Krieg heute undenkbar sei. Ob es für die Erhaltung des Friedens vorteilhaft wäre, wenn die Entscheidung statt bei dem souveränen Herrscher bei dem souveränen Volke steht, dünkt mich zunächst recht zweifelhaft. Der deutsch-französische Krieg 1870/71 war gewiß kein Kabinettskrieg. In Frankreich aber war thatsächlich an Stelle des Souveräns das Volk getreten, denn dieses hat dem Kaiser Napoleon die Kriegserklärung aufgedrängt. Aber so oder so: die Aufklärung der Massen, die fortschreitende Bildung und Kultur sollen allmählich die Völker zu friedlicher Arbeit erziehen, und damit wird allgemein, still und schmerzlos der Weg betreten sein, welcher zum ewigen Frieden führt. Die Sache hat nur den Haken, daß die Menschheit nun einmal in Nationen gegliedert ist, welche in nicht weniger als in allen hier in Betracht kommenden Beziehungen grundverschieden geartet sind. Denn sie sind alle Produkte ihrer Rasse, ihres Bodens, ihres Klimas, ihrer Kultur, Religion und Tradition, und solange diese Faktoren so grundverschieden sind, werden auch die von ihnen abhängigen Menschen und Völker, werden ihre Interessen grundverschieden sein. Selbst die Möglichkeit, daß alle Völker dereinst die gleiche höchste Bildungsstufe erreichten, ändert nichts hieran, denn sie ändert

nichts an der Natur des Menschen, an welcher Jahrtausende nichts geändert haben. Und in dieser Natur ist der Krieg begründet. Der Kampf ums Dasein ist für den einzelnen schon ein Kampf mit andern. Was er gewinnt, muß ein andrer verlieren. Man nennt dies wohl einen friedlichen Kampf, welcher nichts mit dem blutigen Kriege zu thun habe, und man rühmt mit Recht diesen friedlichen Kampf als den Wettbewerb der Nationen um die Fortschritte der Kultur und Bildung, ohne welchen die Menschen in elenden Marasmus verfallen müßten. Aber dieser stetige und unentbehrliche Kampf bleibt ebenso stetig ein Ausdruck nicht der Interessengemeinschaft, sondern der ihrer Verschiedenheit. Keine Industrie arbeitet in Gemeinschaft mit der des Nachbarstaates etwa um der Menschheit ein neues Kleinod billig zu verschaffen, sondern sie arbeitet und beschickt internationale Ausstellungen, um Geld zu verdienen und die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Der Weg der Interessengemeinschaften, insonderheit der politischen zwischen den Nationen, ist vollends in der Regel bald zurückgelegt. So war es seit Anbeginn, und so wird es wohl bleiben, bis vielleicht eine Rückbildung der Erde in den alle Völker verbrüdernden, alles nivellierenden Urschleim eintritt. Dies alles ist wohl schon oft, jedenfalls oft besser gesagt, und so sollte man füglich über die Vermessenheit staunen, welche immer wieder der Utopie eines ewigen Friedens zustrebt. Aber man darf diesen Schwärmern, soweit sie es ehrlich meinen, nicht zürnen. Ist es doch ebenfalls in der menschlichen Natur begründet, ja gehört es doch zu den glücklichsten Eigenschaften derselben, sich Ideale zu schaffen und sich ihnen hinzugeben, auch da, wo es feststeht, sie nie zu erreichen. Man müßte deshalb diese Idealisten mit einem zarten „o rühret nicht daran“ ihre Wege wandeln lassen, wenn nicht eine ernste Gefahr hiermit verbunden wäre. Ehe wir uns mit dieser beschäftigen, scheint es notwendig, einen Blick auf das Wesen unsrer modernen Friedensapostel zu werfen.

Zunächst ist einer politischen Partei zu gedenken, in deren Parteizwecke die Aussicht auf den ewigen Frieden, wohlverstanden nach dem nötigenfalls vorhergegangenen allgemeinen Kladderadatsch, gelegentlich außerordentlich gut paßte und wohl noch öfters passen wird. Als im Jahre 1870 unsre großen Siege und unsre großen Opfer auch an den Preis erinnerten, den wir hierfür zu fordern hatten, und der Gedanke an die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens die gesamte Nation mit Begeisterung erfüllte, wurden seitens der heute noch an ihrem Platze stehenden sozialdemokratischen Führer Volksversammlungen einberufen behufs Protestes gegen eine Annexion der heutigen Reichslande. Die Stichworte waren etwa: Nieder alle völkermordenden Regierungen, hoch die Internationale, Arbeiter aller Nationen vereinigt euch zu Armeen im Rücken der Söldnerheere, keine Einverleibung feindlichen Gebietes, vielmehr Friede, ewiger Friede! Damals zog das nicht. Niederlagen im Felde, wie sie wohl in diesen Kram gepaßt hätten, traten nicht ein; damals hatten wir ein Heer fast ausschließlich aus Kerntruppen, die von Sieg zu Sieg schritten, damals fand sich auch schnell der Daumen, der sich landesverräterischem Uebermute etwas schmerzhaft auf das Auge drückte und dieses Unterfangen im Keime erstickte. Uebrigens

möchte ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß der Zuname „international“ für die bezeichnete Partei wohl nicht ganz zutreffend ist! — International setzt Nationen voraus, zwischen denen Beziehungen bestehen. Bei jeder andern Anwendung des Wortes kommt dies auch zum Ausdruck. Internationale Ausstellungen lassen die Nationen in ihren Produkten scharf geschieden nebeneinander aufmarschieren, internationale Abmachungen entstehen durch Vertretungen der einzelnen Nationen. Eine Lehre, welche die Menschheit nicht in Nationen, sondern nur in Arbeitnehmer und Arbeitgeber scheidet, kann füglich nicht als international bezeichnet werden. Ihre Anhänger verzichten auf die Angehörigkeit zu einer Nation und sollten sich korrekterweise vaterlandslos nennen. Da alle ehrlichen Friedensbestrebungen aber sehr viel mit dem Begriffe international zu thun haben, so schien mir diese Abschweifung erwünscht, um diese Bestrebungen eines sozialdemokratischen Beigeschmacks zu entkleiden.

Vielleicht das größte Kontingent der modernen Friedensschwärmer besteht aus den wohlwollenden Naturen, welche der fortschreitenden Bildung eine unüberwindliche Macht vindizieren. Diese Bildung führt zu milderen Sitten, und die hieraus erwachsende Humanität ist die Grundlage des kommenden Weltfriedens. Allerdings müßte dieser Weg breit genug sein für alle Völker, denn solange es noch andre Wege wandelnde böse Nachbarn giebt, kann bekanntlich der Beste nicht im Frieden leben. Doch bleiben wir zunächst in unserm Erdteil und bei den Nationen, welche sich mehr oder weniger gleicher Bildungsstufe erfreuen und des entsprechenden Standpunktes der Humanität. Humanität möchte ich, dem allgemeinen Sprachgebrauche folgend, weniger mit „menschliches Empfinden“ als mit „Menschlichkeit, Nachsicht, Wohlwollen, immer im Gegensatze zu Rauheit, Roheit“, übersetzen. Welche Früchte hat nun in Bezug auf diese Tugenden unsre fortschreitende Bildung zu verzeichnen? Um zu ihnen zu gelangen, müssen wir erst eine nicht unerhebliche Masse von Wasserreisern beseitigen, die aus derselben Wurzel entsprossen sind. Verfeinerte Sitten haben sich zur Genußsucht entwickelt, und schlimmer als diese macht sich die auf ungenügendem Boden gezüchtete Halbbildung breit, diese Landplage und Brutstätte ewiger Unzufriedenheit. Aber niemand möchte wegen dieser Schattenseiten unsrer Bildungsfortschritte deren Lichtseiten missen oder verkennen, selbst wenn wir von der eigentlichen wissenschaftlichen Bildung absehen und nur die sogenannte allgemeine Volksbildung ins Auge fassen. Wenn diese sich nur etwas mehr auf Bildung des Gemütes, des Charakters erstrecken möchte! Es ist eine Freude, zu sehen, wie in der kleinsten Dorfschule die elementaren Kenntnisse gelehrt und für das praktische Leben entwickelt werden, aber noch nie habe ich gesehen, daß ein roher Lümmel, der mit Wohlbehagen Bäumchen für Bäumchen einer sorgfältig angelegten Pflanzung umknickt, deswegen von seinen Kameraden verfemt wurde. — Wie vieler Roheit ist doch entgegenzuarbeiten, und wie wenig hat hier die allgemeine Bildung geleistet! Wir verbrennen keine Hexen, und wir foltern nicht mehr, beides unzweifelhafte Kulturfortschritte. Aber ist die Beseitigung der Prügelstrafe für die ständig wachsende Roheit auch ein solcher? Wer von Humanität

als Bildungserfolg schwärmt, findet vielleicht einige Abkühlung in dem Studium des Polizeiberichtes einer Woche der einen Stadt Berlin. Humanität findet sich allerdings in den Strafabmessungen und Strafausführungen. Einige nennen dies Talmihumanität oder Humanitätsduselei.

Zu diesen Ausführungen habe ich mich mit Widerstreben entschlossen, denn sie führen eigentlich seitab und noch dazu in wenig erfreuliche Gebiete. Der ganze Kultus, der mit den Stichworten Bildung und Humanität getrieben wird, scheint mir an und für sich etwas verschwommen und unklar. Selbst wenn wir im Jahre 1870 von wirklicher Humanität übervoll gewesen wären, es wäre keiner zurückgeblieben, als der König zu den Fahnen rief. Eine durch fortschreitende Bildung wachsende Humanität muß und wird dazu beitragen, den Krieg menschlicher zu gestalten, wie wir dies an dem glänzenden Beispiele der Genfer Konvention sehen, aber nie wird sie es dahin bringen, daß ein wehrhaftes Volk seine heiligsten Güter, sein in ehrlichem Kampfe oder in langer Friedensarbeit Errungenes freiwillig preisgiebt, indem es sich einem Schiedsgerichte unterwirft. Ein solches kann und wird immer nur in untergeordneten Fragen angerufen werden. „Nichtswürdig die Nation, welche nicht alles einsetzt für ihre Ehre." Ist diese im Spiele, so wird ein ehrliebendes Volk auch zum Schwerte greifen. Theorien über Schiedsgerichte müssen, wenn sie sich nicht in nebelhafte Gebilde verflüchtigen sollen, immer bald auf konkrete Verhältnisse angesetzt werden. Wie denken sich zum Beispiel solche Theoretiker den Verlauf im Jahre 1870, wenn beide Parteien zunächst ein Schiedsgericht angerufen und bis auf dessen Entscheidung naturgemäß mit dem Losschlagen gewartet hätten? Die in emsigster Arbeit und mit schweren Opfern gewonnene frühere Schlagfertigkeit der deutschen Heere, welche doch thatsächlich den Ausgangspunkt seiner Erfolge bildete, wäre einfach wertlos geworden, aber der Krieg wäre dennoch entbrannt unter gänzlich zu unsern Ungunsten veränderten Verhältnissen. Dies eine Beispiel allein ist meines Erachtens so schlagend, daß damit die Frage internationaler Schiedsgerichte im großen Stile bei allem ernsthaften Vorgehen von vornherein auszuschalten ist.

Hiermit würde ich diesen Teil meiner Betrachtungen noch vor wenig Wochen zu schließen gehabt haben, wenn nicht inzwischen eine neue Lehre auf diesem Gebiete entstanden wäre. Herr Johann v. Bloch hat im Oktoberheft dieser Zeitschrift einen Artikel veröffentlicht des Inhalts: „Die Fortschritte der Waffentechnik müssen die Kriege verschwinden lassen." — Das ist nun allerdings ein nagelneuer Standpunkt, und zu meiner Schande muß ich es gestehen, daß ich auf diesen Gedanken noch nie gekommen bin. Bisher war ich nämlich der Meinung, daß der Sprung von der Schleuder zur Kanone, von der Armbrust zum Schießgewehr, vom glatten zum gezogenen, vom Vorderlader zum Zündnadelgewehr größer gewesen wäre als der sich in den letzten Jahrzehnten vollzogene zum kleinen Kaliber und zum rauchschwachen Pulver, und daß alle diese gewaltigen Sprünge der Waffentechnik naturgemäß die Taktik beeinflußt haben, aber der Gedanke, daß — nicht etwa zukünftige, noch weitere Steigerungen, sondern

der jetzige Stand der Waffentechnik die Kriege verschwinden lassen wird, hat in der That etwas Verblüffendes. Im übrigen hat Herr v. Bloch im Texte seines Aufsatzes sein Programm etwas erweitert und zwar dahin, daß auch andre Faktoren, so vorzugsweise die Größe der ins Feld tretenden Heere, die Kriege nicht erst aufkommen lassen werden.

Bleiben wir zunächst bei den Waffen. Irgendwo habe ich mal das Sprüchlein gelesen: Jedem Tierchen wird bei seiner Geburt auch sein Feind geboren. Dies auf die technischen Erfindungen im Waffenwesen angewendet, möchte ich mit „sehr richtig“ bezeichnen. Als die eine Firma Geschosse mit Stahlspitze und stark gesteigerter Durchschlagskraft erfand, antwortete eine andre mit Verstärkung der Panzer; der Jahrzehnte dauernde Steigerungskampf zwischen Kaliber und Panzerstärke ist in aller Erinnerung.

Als der erste Panzerturm geplant wurde, war auch schon die nicht üble Theorie fertig, sich mit dem Panzer selbst gar nicht abzugeben, sondern mit den gleichzeitig erfundenen Sprengmitteln das unmittelbare Vorland bis auf die Fundamente des Panzers aufzuwühlen, der ja, nur um ein geringes aus dem Lot gebracht, seinen ganzen maschinellen Wert einbüßt. Kaum war das rauchschwache Pulver in Aufnahme gelangt, als auch schon die jetzt allgemein eingeführten Ferngläser — Triëder-Binocles — erfunden wurden, die auch ohne Rauchentwicklung beim Feinde im Erkennen derselben Erstaunliches leisten. Das kleine Kaliber hat — und noch dazu gegen alle von der Chirurgie aufgestellte Theorien — die Verwundungen erheblich leichter gestaltet. Der Artikel des Herrn v. Bloch kam mir zufällig in die Hände in Gegenwart eines soeben aus China zurückgekehrten Kameraden, der überdies vor seinem Abgange nach Ostasien ein volles Jahr in den Reihen der Buren gefochten hatte. Dieser war nicht wenig erstaunt über die Anschauungen dieses Artikels. Ich citiere einige seiner Bemerkungen: „Bei den Buren war es seit Wochen in Gebrauch gekommen, nicht oder nur ganz ausnahmsweise über 400 Meter zu schießen. Die Buren als ideale Tirailleurs hinzustellen, ist einfach Unsinn, immerhin kannte ich vorzüglich kaltblütige und geübte Schützen mit vortrefflichen Augen unter ihnen, und gerade diese waren es, welche ständig auf weites Schießen verzichteten, für sie hatte wohl die Rasanz der Waffe und ihre Treffsicherheit Wert, nicht die Tragweite. Was aber die durch das kleine Kaliber verursachten Verwundungen betrifft, so bin ich durchaus nicht der Meinung, daß diese den Krieg blutiger machen werden. In einem ziemlich heftigen Schützengefecht begleitete ich einen Buren, einen schon älteren Mann, welcher einen Schuß durch die Fleischteile des linken Oberschenkels erhalten hatte, hinter ein Gehöft, um ihn dort zu verbinden. Von einem Verbandplatze war keine Rede, auch kein Arzt in der Nähe. Der Mann schnitt sich die Hose auf und benutzte die ihm von mir angebotene Verbandwatte nur, um Ein- und Ausschuß von dem wenigen heraussickernden Blute zu reinigen. Den Ausschuß, der etwas größer und blutiger war, konnte er nicht sehen, weshalb ich hier das Geschäft übernahm. Darauf zog er ein tadelloses Portemonnaie aus der Tasche und aus diesem ein kleines rotes Deckelchen „perforiertes

Englisch Pflaster ‚Ideal‘, staubsicher, praktisch und bequem“, riß die größte Nummer ab und verklebte die Wunde am Einschuß, mir dieselbe Handreichung am Ausschusse überlassend, wobei ich allerdings noch weitere vier Stücke des kleinen Pflastervorrates gebrauchte. Die Blutung war gestillt, und wir begaben uns beide wieder in die Schützenlinie. Nach einer Stunde etwa sah ich allerdings meinen Mann wieder zurückgehen, wobei ihm das Blut am linken Stiefel heruntersickerte. Ob die Wunde doch wieder aufgegangen oder ob er einen neuen Schuß erhalten, habe ich im Drange der weiteren Ereignisse nicht ermitteln können. An andrer Stelle habe ich die Wirkung des kleinen Kalibers noch viel genauer beobachten können. Zehn Boxer wurden nach abgehaltenem Kriegsgericht erschossen. Mit geradezu fabelhafter Gleichgültigkeit knieten die Kerle, die Hände auf den Rücken gebunden, mit zehn Schritt Abstand auf der Erde. Fast gleichzeitig fielen zehn Schuß, alle zehn Mann waren durch den Kopf geschossen, und alle zehn lebten und mußten einen Fangschuß bekommen. Ich habe hieraus die Ueberzeugung gewonnen, daß unter anderm die Chance großer Reiterangriffe in einem nächsten Feldzuge mit Kleinkalibern erheblich gestiegen ist. — Die attackierte Infanterie wird zweifellos verhältnismäßig weit mehr Treffer haben als ehedem, und trotzdem werden weit mehr Pferde, darunter ganz gewiß solche, welche mehrfach getroffen sind, in die vielleicht gerade hierdurch überraschten Schützenschwärme eindringen und damit ihre Schuldigkeit gethan haben, ehe sie verenden.“

Dies etwa die Meinung meines Gewährsmannes, welche ich neben die des Herrn v. Bloch zur Auswahl stelle. Uebrigens wird es den zahlreichen Jägern, welche sich heute unsers Kleinkalibers und seiner Munition als vortreffliche Birschbüchsen bedienen, nicht unbekannt sein, wie man das Geschoß aptieren muß, um auf Hochwild nicht schlechte Geschäfte zu machen, ebenso aber auch, daß die — auf der Jagd ohnehin entbehrliche — Tragweite damit erheblich eingeschränkt wird. Was aber nun die geringe Rauchentwicklung betrifft, welcher Herr v. Bloch ebenfalls ähnliche, zur Abschaffung der Kriege führende Eigenschaften beimißt, so dürfte zunächst daran zu erinnern sein, daß von einer Rauchlosigkeit überhaupt keine Rede ist. Ein einigermaßen geübtes Auge erkennt auch heute noch auf recht erhebliche Entfernung die leichten, die Stellung des feuernden Gegners verratenden Wölkchen. Vor allem aber bleibt zu erwägen, daß der Vorteil der schwächeren Rauchentwicklung unter allen Umständen beiden Parteien ganz gleichmäßig zu gute kommt. Den Vorteil nur der Defensive zuzuerkennen und hiermit das Uebergewicht dieser Kampfform nachweisen zu wollen, ist mir nicht verständlich. Die Offensive setzt sich aus einer Reihe von Vorwärtsbewegungen mit eingeschobenen Feuerstationen zusammen. Ist es dem Angreifer schwer, der schwachen Rauchentwicklung wegen die Stellung der Verteidiger zu erkennen, so bleibt doch dieser an seiner Stelle und wird schließlich erkannt, während der Wechsel der Feuerstationen des Angreifers dieses umgekehrt erschwert. Ich möchte hieraus schlußfolgern, daß die oft behandelte Frage, welcher Kampfform, der Offensive oder der Defensive, die Palme gebührt, durch die Fortschritte der Waffentechnik doch nur recht wenig berührt ist. Herr v. Bloch beschränkt sich

auch nicht auf diese in seinen Ausführungen, denen allen zu folgen ich mir versagen muß. Nur an einer seiner Thesen darf ich nicht vorübergehen. Sie hat mit den Fortschritten der Waffentechnik nichts zu thun, aber sie zeigt den Friedensapostel, der in heiligem Eifer vor den kühnsten Argumenten nicht zurückschreckt. Er sagt: „Für die verbreiteten (?) Millionenheere sind keine genügend großen Schlachtfelder vorhanden.“ — Nun gerät man platterdings in Zweifel, ob Herr v. Bloch hiermit für oder gegen die großen stehenden Heere plaidiert. Für insofern, als er diese damit als die beste Assekuranz gegen Kriegsgefahr bezeichnet, denn für sie giebt es nicht genügend große Schlachtfelder, und müssen deshalb die Kriege verschwinden. Anderseits wird man nicht übersehen dürfen, daß die vielen Soldaten doch des Krieges wegen da sind. Wird durch ihre Masse dieser ihr Daseinszweck vereitelt, dann kann man ja diese Masse verringern. Dann sind die Schlachtfelder wieder groß genug, aber dann wächst auch wieder die Kriegsgefahr. Die Sache dreht sich etwas im Kreise herum, aber man wird vielleicht gut thun, sich hierüber nicht zu beunruhigen. Die Lehre von den zu kleinen Schlachtfeldern wird vielleicht ohnehin nicht allzuviel Anhänger finden, denn es wird vielleicht niemand glauben wollen, daß diese Millionenheere auch alle auf ein Schlachtfeld zusammengebracht werden sollen. Wir können uns unschwer zwei Kriegstheater mit einer Entfernung von 1000 Kilometern Luftlinie und auf diesen auch noch etliche verschiedene Schlachtfelder denken, womit die Millionenheere wohl genügend zusammenschrumpfen. Daß der Mangel an Schlachtfeldern dazu beitragen wird, „die Kriege verschwinden zu lassen“, ist mir also nicht wahrscheinlich. Was aber die fortgeschrittene Waffentechnik betrifft, so muß ich mich dahin zusammenfassen, daß ich sie einmal gar nicht für so fürchterlich halten kann, und daß ich ihr ferner einen entscheidenden Einfluß immer nur zugestehen könnte, wo die eine Partei fortgeschritten, die andre zurückgeblieben ist. Selbst in solchem Falle sind die Deutschen nicht zurückgeschreckt vor dem Kriege. Wie hat man uns mit Chassepot und Mitrailleusen graulich gemacht, und schließlich haben diese damaligen Wunder der Waffentechnik uns nicht gehindert, nach Paris zu marschieren.

Ich habe mich auf diese Punkte aus dem Aufsatze des Herrn v. Bloch beschränkt, durfte sie aber zwecks meines Themas nicht außer acht lassen. Auf eine Polemik möchte ich mich im übrigen nicht einlassen, schon aus dem Grunde, weil ich eine Probe aufs Exempel, eine genügende Erfahrung über unsre Bewaffnungen leugne, während Herr v. Bloch den Transvaalkrieg nicht nur für eine solche, sondern sogar für den notwendigen Ausgangspunkt total zu verändernder Grundsätze der Taktik und so weiter hält. In einem nach meiner Meinung rein theoretischen Streite der Meinungen wäre ich aber schon insofern im Nachteil, als ich in Kühnheit von Behauptungen Herrn v. Bloch jedenfalls weit unterlegen bin.

Nach dieser kurzen Revue der verschiedenen Richtungen, aus welcher die modernen Friedensbestrebungen stammen, erübrigt der Nachweis, daß wir dieselben, so verschiedenartig sie auch zu bewerten sind, nicht unbeachtet lassen

dürfen, da ihnen allen mehr oder weniger bewußt dieselbe Gefahr innewohnt. Es ist meines Erachtens bestimmt zu befürchten, daß dieses ständige Friedensblasen allmählich unsrer Nation den kriegerischen Geist ausbläst. Natürlich verstehe ich unter diesem nicht rohe Rauflust oder Landsknechtsbegier, im Kriege Fortune zu machen, ich verstehe darunter sehr hohe, sehr wertvolle Soldatentugenden, wie sie gottlob heute noch unserm Volke eigen sind. Weit mehr als taktische Theorien scheint mir aus dem Burenkriege das erkennbar, was diesem sonst so achtbaren Volke fehlt, und dessen Fehlen ganz wesentlich zu seinem Untergange beitragen wird, und das ist eben der soldatische Geist, welcher in dem willigen, einsichtsvollen sich Unterordnen unter Höhere besteht. Die Manneszucht ist eine schwere Zucht, sie entstammt schweren Zeiten und ist vornehmlich für schwere Zeiten bestimmt, solange nicht etwa die Waffentechnik auch auf Flaschen gezogenen Enthusiasmus in die Ausrüstung der Truppen einstellt. Die Zeiten scheinen mir wenig dazu angethan, diesen heute noch durch die vornehmste Volksschule, das ist die allgemeine Dienstpflicht, erhaltenen militärischen Geist absterben zu lassen. Er ist nun einmal ein gut Stück Vorbedingung der Vaterlandsliebe und mit ihr innig verbunden. Ohne jenen können wir diese nicht bis zur letzten Konsequenz, bis zum pro patria mori bethätigen. Mit seinem Verschwinden geht uns viel von der edelsten Tugend eines mannhaften Volkes verloren, und wir sinken mehr und mehr in krassen Materialismus, der zum Niedergange führen muß. Wenn wir aufhören, uns an den Heldenthaten unsrer Väter aufzurichten, wenn wir nichts mehr lernen und verstehen von dem Sturmwinde, der das Volk zu den Waffen ruft, wie im Jahre 1813 oder in den unvergeßlichen Julitagen 1870, wenn kein Ernst Moritz Arndt, kein Theodor Körner mehr zu finden ist, die ihre begeisterten Lieder von des Vaterlandes Ehre und Freiheit erklingen lassen, wenn die Männer, die mit ihrem Leben ihre Treue für König und Vaterland bethätigt haben, abgethane Größen sind, wenn wir den ewigen Frieden dekretiert und dem „Moloch Militarismus“ das Haupt zertreten haben und an seiner Stelle die Wissenschaft allein ihre höchsten Triumphe feiert, die Kenntnis des assyrischen Rechtes, der Sitten der Asseln und der Lebensweise der Krustentiere Gemeingut aller Menschen geworden ist und wir uns alle, brüderlich und stolz auf unsre Erfolge, der vollendeten Fortschritte der Technik, Kultur und Humanität inmitten ungezählter Fabrikschornsteine erfreuen, dann — wird noch lange kein ewiger Friede sein, und es werden die Völker, welche sich ihren kriegerischen Geist erhalten haben, uns samt unsern herrlichen Friedenserrungenschaften einfach auffressen.

Es scheint mir in der That richtiger, sich auf Gewitter einzurichten, als sie abschaffen zu wollen.

Ein Dreigestirn großer Naturforscher an der Heidelberger Universität im 19. Jahrhundert.

Von

A. Kußmaul.

II.

Jünger und Dozenten.

Die Besetzung von drei so wichtigen Lehrstühlen, wie die für Chemie, Physik und Physiologie, durch geniale Forscher vom Range der Bunsen, Kirchhoff und Helmholtz kam gerade zur rechten Zeit, um das wankend gewordene Ansehen der Heidelberger Universität zu stützen. Nach den heftigen Stürmen des Jahres 1849 hatte die Reaktion ihre schwere Hand auf das badische Land gelegt, und sie ließ auch die Universitäten ihre Macht fühlen.

Die Freunde der Heidelberger Hochschule machten der Regierung teils Unterlassungssünden, teils schädliche Eingriffe zum Vorwurf.

Man verdachte es dem Ministerium, daß es drei der verdientesten Professoren an der Universität, den Anatomen Henle, den Kliniker Pfeufer und den Physiker Jolly, die an auswärtige Universitäten Rufe erhalten hatten, ruhig habe ziehen lassen, einzig und allein um ihrer liberalen Gesinnung willen, obschon sie sich als entschiedene Gegner der Umsturzpartei vor und während der Revolution bewährt hatten. Henle ging schon im Herbste 1849 nach Göttingen, Pfeufer 1852 nach München, und Jolly folgte ihm 1854 ebendahin nach. Pfeufer freilich wäre schwerlich in Heidelberg zu halten gewesen, denn ihm winkte in seinem bayrischen Heimatlande neben der Münchener Klinik eine erwünschte Stellung im Ministerium, die ihm gestattete, das Medizinalwesen des Königreichs von allerlei verrotteten Einrichtungen zu säubern. Dagegen hätte es dem Ministerium leicht gelingen dürfen, Jolly, ein badisches Landeskind, zum Bleiben zu bewegen, und bei ernstlichem Bemühen auch Henle.

Pfeufer und Jolly ersetzen zu können, durfte das Ministerium hoffen, Henle nicht. Sein Verlust war der schwerste Schlag, der die medizinische Fakultät treffen konnte.

Daß an Jollys Stelle Kirchhoff berufen wurde, der ihn bald überstrahlte, ist schon berichtet. Auch Hasse, der die innere Klinik in Zürich geleitet hatte und Pfeufers Stelle übernahm, war seinem Vorgänger mehr als ebenbürtig, aber er fühlte sich, wie er selbst eingehend erzählt,[1]) in der Fakultät nicht heimisch. Sie erschien ihm von der modernen Medizin, die ihre Richtung von Johannes

---

[1]) K. E. Hasse, Erinnerungen aus meinem Leben. Als Manuskript gedruckt. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1893. Seite 184.

Müller in Berlin und seinen Schülern, Schwann, Henle und Virchow, erhalten hatte, überholt. Er vertauschte schon 1856 Heidelberg mit Göttingen. Sein Nachfolger, Duchek aus Prag, hielt noch fest an der irrigen Krasenlehre und andern, von Virchow bereits überwundenen Anschauungen der Wiener Schule; er verließ Heidelberg noch rascher als Hasse und kehrte schon 1858 nach Oesterreich zurück, um in Wien die innere Klinik an der Josefs-Akademie zu übernehmen. Erst in diesem Jahre erlangte die Heidelberger innere Klinik einen Leiter, der ihr dauernd, bis zu seinem Tode 1882, getreu blieb: Nikolaus Friedreich aus Würzburg. Ein ausgezeichneter Diagnostiker und überzeugter Schüler Virchows, ist er einer der bedeutendsten und konsultiertesten Kliniker Deutschlands geworden.

Henles Abgang beraubte nicht allein die medizinische Fakultät ihrer besten Kraft, die ganze Universität hatte den Verlust eines ihrer geistreichsten und anregendsten Lehrer zu beklagen. Für die Fakultät bedeutete Henle einen der arbeitsfreudigsten und vornehmsten Vertreter der Schule Johannes Müllers, vor deren umfassendem Blick die Medizin nur eine große Provinz des ungeheuern Gebietes der biologischen Wissenschaft darstellte. Eine ihrer größten Thaten war die Schwannsche Zellenlehre, auf deren Grundlage Virchow die Cellularpathologie aufgerichtet hat. Mag an dem Schwannschen Fundamente da und dort ein Stein mangelhaft beschaffen sein, es trägt fest und sicher einen wohlgefügten und mächtigen Bau, der bis heute keine ernstliche Erschütterung erfuhr. Mit Henle verlor die Fakultät den einzigen Mann, der ihr Schiff richtig zu steuern vermocht hätte, und die Universität den einzigen Lehrer, der es verstand, Hörer aller Fakultäten durch ausgezeichnete, stark besuchte Vorlesungen über Anthropologie mit dem organischen Räderwerke bekannt zu machen, an dessen normalen Gang leibliche und geistige Gesundheit auf dem irdischen Planeten gebunden sind.[1])

Es dauerte drei volle Jahre, bis man endlich, im Herbste 1852, einen Nachfolger, aber keinen vollen Ersatz für Henle erlangt hatte. Das Ministerium berief auf den Rat der Fakultät den bedeutendsten von Tiedemanns Schülern, Friedrich Arnold, der seine akademische Laufbahn in Heidelberg (Spätjahr 1826 bis Frühjahr 1835) begonnen und dann in Zürich, Freiburg und Tübingen die ordentliche Professur für Anatomie und Physiologie bekleidet hatte. Er wurde jetzt mit den gleichen Lehrfächern in Heidelberg betraut. Einer der letzten Anatomen, denen es vorbehalten geblieben war, in der menschlichen Anatomie noch Entdeckungen von Belang mit unbewaffnetem Auge zu machen, hat er zuerst den Ohrknoten des sympathischen Nervengeflechts am Kopfe beschrieben: das Ganglion oticum Arnoldi. Litterarisch ungemein thätig, gab er wertvolle anatomische Atlanten (Bilderwerke) und viele anatomische und physiologische selbständige Schriften und Abhandlungen in Zeitschriften heraus, die Schwannsche

---

[1]) Wie anregend diese Vorträge auf denkende Zuhörer einwirkten, schildet Gottfried Keller, der sie im Winter 1848/49 besuchte, in einem seiner nach Hause gerichteten Briefe. Baechtold, Gottfried Kellers Leben, 1895, Band I. Seite 358.

Zellenlehre aber lehnte er ab. Seine Schüler verehrten den unermüdlichen Lehrer dankbar. Er hat, wie schon früher bemerkt worden, mit richtigem Verständnisse die Trennung des physiologischen Lehrfachs von dem anatomischen beantragt und für jenes Helmholtz in Vorschlag gebracht.

Die Koryphäen der alten medizinischen Fakultät,[1]) deren Ruf über die Meere reichte und Heidelberg zu einem medizinischen Salerno gemacht hatte, waren alle bis auf einen aus dem Amte oder dem Leben geschieden.

Tiedemann, Henles Vorgänger, hatte, hochbetagt und tiefgebeugt, das Land verlassen; die Revolution hatte ihn furchtbar heimgesucht. Sein ältester Sohn war 1848 von den Aufständischen zum Gouverneur der Festung Rastatt ernannt worden; nach der Uebergabe an die belagernde Armee wurde er am 11. August kriegsgerichtlich erschossen. Seine beiden jüngeren Söhne hatten sich gleichfalls am Aufstande beteiligt und gingen nach Amerika. Er zog zuerst nach Frankfurt a. M., später von da nach München, wo er 1861 starb. — Leopold Gmelin, der Chemiker, und Franz Karl Naegele, der Geburtshelfer, waren aus der Welt geschieden, Gmelin 1853, ein Jahr nachdem er sein Lehramt niedergelegt hatte, Naegele schon vor ihm, 1851.

Wie bereits erwähnt wurde, war an Gmelins Stelle und auf dessen Vorschlag Bunsen berufen worden, Bunsen aber hatte es vorgezogen, nicht in die medizinische, sondern in die philosophische Fakultät, der die andern Naturforscher sämtlich angehörten, einzutreten. Wenn Gmelin der medizinischen Fakultät angehört hatte, so lag dafür, außer einem veralteten Herkommen, eine sachliche Berechtigung darin, daß er sich um die physiologische Chemie sehr verdient gemacht und mit Tiedemann ein berühmtes Werk über die Verdauung herausgegeben hatte; noch heute lebt er durch die „Gmelinsche Farbenreaktion der Galle" in der Medizin fort. Merkwürdigerweise nahm jetzt die medizinische Fakultät, ohne Rücksicht auf ihre wirklichen Bedürfnisse, einen Chemiker an Gmelins Stelle in ihre Mitte auf, der sich ausschließlich mit reiner Chemie und nie mit physiologischer beschäftigt hat: Wilhelm Delffs. Er hatte als außerordentlicher Professor neben Gmelin Chemie doziert; sobald Bunsen zu lehren begann, las er vor leeren Bänken.

Auf dem Katheder, worauf der alte Naegele 50 Jahre seine Funken und Blitze hatte sprühen lassen, trug jetzt, wie Hasse sich in seinen Erinnerungen ausdrückt, „ein ehrlicher, wohlgeschulter Lehrmeister" die Geburtshilfe ganz gut vor, ließ aber keine Raketen steigen: Wilhelm Lange. Man hatte ihn 1851 aus Prag berufen, von wo auch Würzburg seine Geburtshelfer bezogen hatte, zuerst den geistvollen Kiwisch von Rotterau 1845, nach ihm 1850 Scanzoni.

Von der alten Fakultät war einzig und allein Maximilian Josef Chelius übrig geblieben, und auf ihn paßten die Worte des Dichters:

---

[1]) Sie waren meine ersten Lehrer. Ich habe sie in meinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes", (Stuttgart, Bonz, 4. Auflage, 1900, Seite 188 ff.) für ein größeres Publikum zu schildern versucht.

„Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, halb geborsten, kann stürzen über Nacht.“

So standen die Dinge in der medizinischen Fakultät, als der Erfinder des Augenspiegels 1858 in sie eintrat. Sein Name that ihr dringend not, wenn der alte Glanz, der von ihr einst über die Welt ausgegangen war, aufgefrischt werden sollte. Auch begann bald danach die politische Leitung des Landes wieder ein andres Ansehen zu gewinnen, es kamen, sehnlichst erwünscht, bessere Tage.

Viel größeres Aufsehen als der Abgang der drei Professoren erregte in ganz Deutschland 1853 das Vorgehen des Ministeriums gegen den Privatdozenten der Philosophie Kuno Fischer. Er hatte sich im Herbste 1850 habilitiert und erstaunlich rasch begeisterte Hörer gefunden; sie füllten die größten Hörsäle und priesen seine lichtvollen, fesselnden Vorträge. Das Ministerium Wechmar entzog ihm 1853 durch einfaches Reskript, ohne den Grund anzugeben, das Recht zu dozieren, wie man behauptete, auf die Beschuldigung von theologischer Seite: er vergifte die Jugend mit Irrlehren. Bekanntlich hat 19 Jahre später, 1872, ein besser beratenes Ministerium den gefeierten Lehrer nach Heidelberg zurückgerufen, und noch heute wie vor 50 Jahren bleibt ihm der Ruhm unerreichbarer Meisterschaft in der Darstellung der schwierigsten Geistesprobleme.

Ein Jahr später drohte dasselbe Schicksal dem Privatdozenten der Medizin Jakob Moleschott. Er hatte seit 1847 gute Vorlesungen über Physiologie gehalten und aus eignen Mitteln ein Laboratorium eingerichtet, worin fleißig gearbeitet wurde. Das Ministerium verwarnte ihn seiner materialistischen Lehren wegen, worauf er mit richtigem Verständnisse dieses Winks es vorzog, auf das Recht zu dozieren freiwillig zu verzichten. Aus der unsicheren Lage, in die er geriet, erlöste ihn 1856 ein Ruf an die Züricher Universität. Sechs Jahre später berief ihn die italienische Regierung nach Turin; er starb bekanntlich als Senator des Königreichs und Professor der Physiologie an der Universität in Rom am 20. Mai 1893.

Dazu kam noch der Hochverratsprozeß gegen Gervinus, nachdem der berühmte Geschichtschreiber 1853 seine Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts herausgegeben hatte. Das Hofgericht verurteilte ihn, das Oberhofgericht kassierte das Urteil. Die Regierung stand darauf von weiteren Schritten ab, konnte sich aber die Genugthuung nicht versagen, dem Professor honorarius der Universität die venia legendi zu entziehen, wovon er ohnedies in den letzten Jahren keinen Gebrauch mehr gemacht hatte.[1])

Daß die Universität trotz dieser bedenklichen Eingriffe in die Freiheit der akademischen Forschung nicht nachhaltig geschädigt wurde, verdankte sie hauptsächlich den glücklichen Berufungen so hervorragender Gelehrter wie Bunsen

[1]) Vergl. v. Weech, Badische Biographien, Band I, Heidelberg 1875. Artikel: Gervinus von Thorbecke, Seite 298.

und Kirchhoff in die philosophische und Helmholtz in die medizinische Fakultät. Das Ministerium ging doch nicht so weit, unbekümmert um das herkömmliche Vorschlagsrecht der Fakultäten, das wichtigste Recht unsrer deutschen Universitäten, dem sie ihre Stellung in der Welt verdanken, nach eignem Ermessen die Lehrstühle zu besetzen.

Bunsen entwickelte eine gewaltige Zugkraft. Aus nahen und fernen Landen strömten die Schüler, meist schon chemisch vorgebildete, reifere junge Männer, in das neue, nach seinen Anweisungen erbaute Laboratorium. Es hatte 50 Arbeitsplätze, war damals das besteingerichtete in Deutschland und dient auch noch immer, durch ein zweites, den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechendes Gebäude bedeutend erweitert, dem chemischen Unterrichte. Das alte Laboratorium, worin Gmelin fast 40 Jahre gearbeitet, wurde Delffs eingeräumt.

Seit Liebig in Gießen Chemie dozierte (1824—1852), dort das erste größere chemische Laboratorium in Deutschland errichtet und durch seine bekannten Schriften die ungeheure Bedeutung der Chemie für die Medizin, den Ackerbau und die Industrie den weitesten Kreisen klar gemacht hatte, zog das Studium dieser Wissenschaft strebsame Leute in stetig wachsender Zahl in die Laboratorien. Es waren nun nicht mehr lediglich Apotheker und vereinzelte Mediziner, die an den Hochschulen der Scheidekunst beflissen waren. Eine besondere Klasse von Studierenden, die sich ihr ausschließlich widmeten, bildete sich heran, und für die richtige Ausbildung der Aerzte erschien das Analysieren im chemischen Laboratorium ebenso notwendig wie das Präparieren im anatomischen Seziersaale.

Die große Wandlung, die in dem Studium der Chemie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor sich ging, wird sehr hübsch durch eine kleine Geschichte aus Liebigs eignem Munde beleuchtet.[1]) Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt Darmstadt und geriet während dieser Zeit hinter die Jahrgänge einer alten Zeitschrift für Physik und Chemie, die ihn mehr anzog als Latein und Griechisch. Eines Tags betraf ihn der Klassenlehrer während des Unterrichts beim Lesen eines Bandes dieser Zeitschrift, den er verborgen unter der Schulbank in der Hand hielt. Er besah das Buch und rief ihm zu: „Liebig, was lesen Sie da für Bücher? O Gott, was soll denn aus Ihnen werden?“ — „Ein Chemiker!“ war die Antwort. Halb erzürnt, halb mitleidig wandte sich der Schulmann an die Klasse: „Habt ihr's gehört? Der Liebig will ein Chemiker werden! Ein Chemiker! Unglaublich!“ — Jahre verstrichen. Liebig war Professor der Chemie in Gießen geworden und ein weltberühmter Mann. Da führte ihn der Zufall nach Heppenheim an der Bergstraße, wo er seinen alten, jetzt pensionierten Lehrer, den er seit der Schule nicht mehr gesehen hatte, in einer Gartenlaube sitzend antraf. Er hatte dem wackeren Herrn ein gutes An-

---

1) Ich habe sie Liebig in der Pfingstwoche 1861 in Erlangen erzählen hören. Er war von München zu einem Besuche bei seinem Schwiegersohne, dem Chirurgen Thiersch, meinem damaligen Kollegen in der medizinischen Fakultät, herübergekommen.

denken bewahrt und begrüßte ihn: „Kennen Sie mich noch, Herr Professor?“ — Der Alte nickte freundlich: „Ei, gewiß! Sie sind ja der Liebig und in Gießen Professor der Chemie geworden. Wer hätte so etwas für möglich gehalten?“

Die Chemiker, die Bunsen im Laufe eines halben Jahrhunderts in Heidelberg und vorher — er lehrte in Kassel, Marburg und Breslau — herangebildet hat, bilden eine lange Reihe. Viele seiner Schüler schmücken noch heute die Lehrstühle unsrer Hochschulen. Ich nenne nur die wenigen, die ich in den Jahren 1855—59 in Heidelberg kennen lernte.

Darunter befanden sich zwei Doktoren der Medizin, mit denen mich meine, 1854/55 zum zweitenmal aufgenommenen medizinischen Studien in Würzburg zusammengeführt hatten. Der eine, George Harley, ein Schotte aus Haddington bei Edinburg, blieb der Medizin getreu; der andre, Julius Lothar Meyer aus Varel in Oldenburg, wandte sich, unbefriedigt von der praktischen Medizin, zuerst der physiologischen, später der reinen Chemie zu.

Harley hatte in Edinburg Medizin studiert und dann, hauptsächlich in Paris und Würzburg, sich mit physiologischer Chemie und mikroskopischer Anatomie beschäftigt, ehe er zuletzt noch bei Bunsen arbeitete. Er ist seinen deutschen Freunden in angenehmer Erinnerung geblieben und den Aerzten in Deutschland besonders durch eine gute Monographie der Leberkrankheiten, die 1883 in unsre Sprache übersetzt wurde, bekannt geworden. Er wurde Professor an der Londoner Universität, zuletzt Physician am Hospital des University College und Mitglied der Royal Society. Durch seine Frau, eine Tochter des Großindustriellen und Chemikers Muspratt, eines Freundes von Liebig, war er in persönliche Beziehungen zu Liebig gekommen und ist auf dessen Vorschlag 1862 korrespondierendes Mitglied der K. bayerischen Akademie der Wissenschaften geworden. Er starb 1896.

Lothar Meyer begann bei Bunsen eine Reihe von Untersuchungen, die er erst 1858 als Leiter des chemischen Laboratoriums an der physiologischen Anstalt in Breslau abschloß. Sie trugen wesentlich zur Kenntnis der Blutgase bei und halfen die Ursache der gefährlichen Wirkungen des Kohlenoxydgases aufhellen, das bekanntlich den wesentlichsten Bestandteil des giftigen Kohlendunstes darstellt. Wir sind heute darüber nicht mehr auf bloße Hypothesen angewiesen. Es steht fest, daß nur ein winziger Teil des eingeatmeten Sauerstoffs, dessen der Mensch zu seinem Bestehen bedarf, vom Blute einfach physikalisch absorbiert wird, der größte Teil wird chemisch daran gebunden. Seine Aufnahme erfolgt unabhängig von dem Daltonschen Gesetze auf den höchsten Bergen sowohl wie in den tiefsten Thälern. Sie geschieht durch die mikroskopischen roten Blutkügelchen, die den Sauerstoff mittels des Kreislaufs allen Organen des Körpers zutragen. Im Blute ist es das Hämoglobin, der Hauptbestandteil der roten Blutkügelchen, das sich vermöge seiner chemischen Verwandtschaft des Sauerstoffs bemächtigt und eine lockere Verbindung mit ihm eingeht. Sie ist so beschaffen, daß der Sauerstoff ebenso leicht aus der Luft aufgenommen als an die Organgewebe abgegeben

wird. Eine noch größere Verwandtschaft als die zu dem Sauerstoffgase hat das Hämoglobin zu dem Kohlenoxydgase des Kohlendunstes. Wird es rein oder im Kohlendunste eingeatmet, so treibt es deshalb den Sauerstoff aus den Blutkügelchen, und das Leben erlischt, weil die Organe ohne ihn ihre Verrichtungen einstellen müssen; der Tod erfolgt somit durch Erstickung, wie beim Strangulieren, nur ohne die mechanische Beihilfe des Strangs, auf dem rein chemischen Wege der Vergiftung. — Daraus erklärt sich die lebensrettende Wirkung der Transfusion in manchen Fällen von Kohlendunstvergiftung. Ein Teil des Blutes, das durch die Aufnahme des Kohlenoxydgases nicht mehr zur Atmung taugt, wird durch eine entsprechende Menge von Blut eines gesunden Menschen ersetzt, jedoch taugt das Blut, das durch einen Aderlaß gewonnen wird, nicht ohne weiteres zur Einspritzung in die Adern des Vergifteten, es muß vorher sein gerinnbarer Bestandteil, der Faserstoff, durch Quirlen daraus entfernt werden, um eine Verstopfung der Blutgefäße durch Gerinnsel zu vermeiden. Gelingt es so, durch Transfusion ausreichende Mengen zur Atmung tauglichen und nicht mehr gerinnungsfähigen Blutes an Stelle des untauglich gewordenen in den Kreislauf zu bringen, so bleibt das Leben erhalten.

Ein scharfer Denker, hat sich Lothar Meyer später an den feinsten Aufgaben der reinen Chemie erfolgreich beteiligt; als ordentlicher Professor der Chemie in Tübingen ist er am 12. April 1895 im Alter von 65 Jahren gestorben.

Einige andre Chemiker, die damals bei Bunsen arbeiteten und mir persönlich bekannt wurden, will ich kurz anführen. Zuerst sei Carius genannt, sein langjähriger und unermüdlicher Assistent; er wurde 1865 ordentlicher Professor der Chemie in Marburg und starb 1875. Adolf Baeyer, am meisten bekannt durch die künstliche Darstellung des Indigo, ist Justus Liebigs Nachfolger in München geworden. Leopold v. Pebal, ein gemütlicher Oesterreicher, ist als ordentlicher Professor der Chemie in Graz 1887 gestorben, ermordet von seinem Laboratoriumsdiener. Heinrich Meidinger, dem großen Publikum durch trefflich konstruierte Oefen vielleicht am besten bekannt geworden, ist heute Professor der technischen Physik am Karlsruher Polytechnikum. Leon Schischkoff, ein stattlicher kaiserlich russischer Gardeleutnant, beschäftigte sich bei Bunsen mit Untersuchungen über das Knallquecksilber. Dem Engländer Henry Enfield Roscoe, der 1855 seine ersten, mit Bunsen ausgeführten photochemischen Untersuchungen veröffentlichte, begegnete ich erst 1886 gelegentlich des Jubiläums der Universität, das ihn nach Heidelberg geführt hatte, in befreundeter Gesellschaft. Eines der Ergebnisse jener berühmten Versuche kann ich mir nicht versagen, hier anzuführen, nur um zu zeigen, wie der chemische Horizont Bunsenscher Forschung schon vor Entdeckung der Spektralanalyse den Kosmos umspannte. Es läßt sich in den Satz fassen: Das Licht, das die Sonne in einer Minute in den Weltenraum sendet, kommt einer Kraft gleich, die etwas mehr als 25 $^1/_2$ Billionen Kubikmeilen Chlorknallgas zu Salzsäure verbinden kann.

Nach dem Schlusse des Laboratoriums, nach sechs Uhr abends, versammelte sich ein kleiner Kranz von Chemikern eine Zeitlang regelmäßig um den Tisch

der „Maierei“, einer dem Laboratorium nahegelegenen Bierbrauerei an der Hauptstraße, heute die beträchtlich erweiterte Wirtschaft „Zum Gutenberg“. Man konnte hier die neuesten Nachrichten aus allen chemischen Küchen des In- und Auslandes bequem erfahren.

Wie ein großer Krystall in einer gesättigten Lösung seiner Substanz zahlreiche kleine Krystalle emporschießen machen kann, so schossen in Heidelberg aus dem mit Chemie getränkten Boden der Hochschule neben dem großen Laboratorium unter dem Ordinarius Bunsen kleine unter der Leitung von Privatdozenten empor. Eines war schon im Gang, als ich in Heidelberg einzog, zwei andre wurden, während ich dort dozierte, eingerichtet. Das ältere leitete August Borntraeger, ein ehemaliger Assistent von Woehler in Göttingen und von Leopold Gmelin; es wurde ausschließlich von Medizinern und Pharmazeuten benutzt; auch ich sicherte mir darin einen Platz. Die beiden andern, von August Kekulé 1856, und von Emil Erlenmeyer 1857 eingerichteten, dienten vorzugsweise der organischen Chemie. Bei Kekulé trat Adolf Baeyer als Assistent ein; mit Erlenmeyer verband sich eine Zeitlang Dr. G. Levinstein aus Berlin. Borntraeger wurde 1857 außerordentlicher Professor; Erlenmeyer siedelte 1868 als Ordinarius an die polytechnische Schule in München über. Kekulé erhielt schon 1858 die Professur für Chemie an der belgischen Staatsuniversität Gent übertragen; bei ihm, dem berühmten Begründer der Strukturchemie, muß ich länger verweilen. Vorher sei nur noch ausdrücklich die Zahl der chemischen Laboratorien festgestellt, die 1858 in Heidelberg bestanden. Während zehn Jahre vorher nur das dürftig ausgestattete unter Leopold Gmelin existierte, gab es jetzt, dieses, nunmehr von Delffs geleitete, eingerechnet, fünf.

Obwohl Kekulé bei Beginn seiner Lehrthätigkeit in Heidelberg erst im Alter von 27 Jahren stand, gründete er in kurzer Zeit eine eigne Schule und wuchs erstaunlich rasch zu einer Größe ersten Ranges heran. Er hatte Bunsen ferngestanden und blieb ihm fern. Ihre Anlagen waren verschieden, und darum auch ihre Art zu forschen und die chemischen Gebiete, die sie anzogen. Ihre Wege kreuzten sich nicht, sondern gingen getrennt nebeneinander her.

Bunsen hatte seit dem Abschlusse seiner großen Arbeit über die Kakodylverbindungen die organische Chemie beiseite liegen lassen und seine ganze Kraft nur noch der anorganischen gewidmet. Die chemischen Vorgänge in der unbelebten Welt eigneten sich für seine Art, den Erscheinungen auf den Grund zu kommen, am besten. Er war ebensowohl Physiker als Chemiker und fand sich nur da wissenschaftlich völlig befriedigt, wo er mit streng exakten Methoden versuchsmäßig an die Dinge herantreten und dem Zusammenhang ihrer Erscheinungen nachgehen konnte. Der Größe seiner wissenschaftlichen Neigung kam die seiner praktischen Begabung gleich. Von Jugend auf hatte er chemische Betriebe aller Art, Berg- und Hüttenwerke, Salinen und Fabriken aufgesucht; Wissenschaft und Technik reichten einander bei ihm jederzeit die Hand. Eines der besten Beispiele dafür liefert eine Arbeit, die er schon 1838 und 1839 ausgeführt

hat.[1]) Die kurhessische Regierung hatte ihm aufgetragen, die chemischen Vorgänge im Eisenhochofen zu untersuchen. Um darüber ins reine zu kommen, bedurfte es genauer Messungen und Mengenbestimmungen der sogenannten Gichtgase, das ist der gasförmigen Produkte des Ofens; über die festen gab das Hüttenjournal Auskunft. Zu diesem Zwecke bildete er das Hilfsmittel der Gasanalyse aus, von der bis dahin nur wenige Anfänge vorhanden waren. Mittels der so geschaffenen genauen gasanalytischen Messungsmethoden kam er zu dem praktisch wichtigen Ergebnisse, daß die Hälfte des Brennmaterials mit den Gichtgasen verloren geht, an deren Verwendung man bis dahin nicht gedacht hatte. Nun war es die Aufgabe der Technik, die von der Wissenschaft erteilte Belehrung auszunutzen. — Die organische Chemie mit ihren weit verwickelteren Vorgängen eignete sich für die exakten Methoden der Forschung, wie sie Bunsen liebte, nicht, er ließ es bei jener ersten Arbeit auf diesem Gebiete, obwohl sie für eine der großartigsten chemischen Leistungen überhaupt gilt.

Kekulé, 1829 in Darmstadt geboren, hatte anfangs (1847) in Gießen die Baukunst studiert. Ihr Studium habe ihm, versicherte er gelegentlich[2]) — wohl mehr im Scherz, als wirklich im Ernst — die Fähigkeit verschafft, in der Luft liegenden Anschauungen Ausdruck zu geben. Er hörte die Vorlesungen Liebigs, und der mächtige Eindruck, den sie auf ihn ausübten, bestimmte ihn, sich der Chemie zu widmen. Nach seiner Promotion ging er auf Liebigs Rat nach Paris. Die herrschenden Vorstellungen über den Aufbau der chemischen Verbindungen aus ihren Elementen, wie sie hauptsächlich Berzelius in Schweden ausgebildet hatte, wollten mit manchen neuen Erfahrungen nicht mehr recht stimmen, was zu neuen theoretischen Anschauungen drängte. Es waren namentlich französische Chemiker, die ihren Scharfsinn dieser Aufgabe zuwandten. Kekulé schöpfte in Paris ihre Lehren aus erster Quelle und fand besonders bei Gerhardt, dem Urheber der Typentheorie, einem Elsäßer aus Straßburg, der seine Studien teilweise bei Liebig gemacht hatte, freundliche Aufnahme. Später ging er als Assistent von Stenhouse nach London und trat hier in nähere Beziehungen zu Williamson, der gleichfalls bei Liebig studiert hatte. Gerhardt und Williamson verdankte er seine fruchtbarsten Anregungen; ihre Namen führte er in seinen Vorlesungen in Heidelberg oft und gerne an.

Die organische Chemie, von der Bunsen sich abgewendet hatte, wurde Kekulés Arbeitsfeld; ihr schwierigster und wichtigster Teil, die Lehre von dem Aufbau ihrer unzähligen, mit den mannigfachsten Eigenschaften begabten und doch aus verhältnismäßig wenigen Elementen zusammengesetzten Verbindungen, zog ihn besonders an. Die alte Hypothese, wonach die chemischen Körper, die der

---

[1]) Professor W. Ostwald, Gedächtnisrede auf Robert Bunsen, Halle, Knapp, 1901. Seite 9 und 10.

[2]) Vergl. seine Aeußerungen bei einem Feste, das ihm die deutsche chemische Gesellschaft am 28. März 1890 in Berlin zum 25jährigen Gedenktage seiner Theorie über den chemischen Bau des Benzols gab. — Sitzungsberichte der Königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften, 1897, Heft 1. Nekrolog Kekulés, verfaßt von Professor Voit.

Pflanzen- und Tierleib erzeugt, als Produkte der Lebenskraft angesehen wurden, mußte, seit Woehler in Göttingen 1828 den Harnstoff künstlich dargestellt hatte, aufgegeben werden, und damit fiel die Schranke zwischen anorganischer und organischer Chemie. Die organische wurde einfach zur Chemie der Kohlenstoffverbindungen. Den Schlüssel, der den inneren Bau dieser Körper dem Blicke bloßlegte, fand Kekulé in der Valenz- oder Wertigkeitstheorie, die auf der Erkenntnis beruht, daß ein Kohlenstoffatom vier und immer nur vier andre einwertige Atome oder Atomgruppen binden kann.[1]) Mit ihrer Hilfe ließ sich der Aufbau der organischen oder Kohlenstoffverbindungen zwanglos erklären und Licht und Ordnung in die wirre Masse bringen. Auf ihr beruht die großartige Entwicklung der organischen Chemie als Wissenschaft und im Anschluß an sie die riesige der chemischen Industrie, die ihre Entdeckungen und Erfindungen ausnutzte und den Wohlstand Deutschlands so außerordentlich gehoben hat. In fast überflutender Fülle ersinnt die moderne Chemie auf Grund theoretischer Berechnungen neue chemische Körper, zunächst in der Luft, um Kekulés Worte zu gebrauchen, und stellt sie dann wirklich zu den mannigfachsten Verwendungen „synthetisch" her; ja es ist ihr wiederholt gelungen, die physiologischen Eigenschaften solcher Körper richtig vorherzusagen, ehe sie aus dem Tiegel hervorgingen, wie dies die Bereicherung des Arzneischatzes mit dem Phenacetin und Trional beweist.

So liefert die Valenztheorie Kekulés eines der lehrreichsten Beispiele für die Richtigkeit der Behauptung, daß die Wissenschaft, die rein aus dem Bestreben hervorgeht, den Zusammenhang der Dinge zu begreifen, unbekümmert um andre, außerhalb dieser Absicht liegende Zwecke, der Wohlfahrt der Menschheit dient; ihre Früchte reifen sicher, bald früher, bald später. Im Hinblick auf solche Erfahrungen dürfte manchen überlauten Vorkämpfern einer lediglich auf Nützlichkeitsabsichten fundierten, realistischen Vorbildung der Techniker und Aerzte eine ruhigere Ueberlegung besser anstehen.

Sehr schön hat Voit in dem oben angeführten Nekrologe Kekulés hervorgehoben, daß dieser große Chemiker niemals ein industriell verwertbares Produkt hergestellt und niemals mit der technischen Ausbeutung eines solchen sich befaßt

---

[1]) Um dies deutlich zu machen, wähle ich die Worte, die Victor Meyer, Bunsens erster Nachfolger in Heidelberg, in einem populären chemischen Aufsatze zur Erklärung dieses Gesetzes gewählt hat. „Verbindet sich ein Kohlenstoffatom mit Wasserstoff, so nimmt es von diesem Elemente vier Atome auf, niemals weniger, niemals mehr; ebenso vier Atome Chlor, vier Methylgruppen und so weiter. Nimmt es verschiedenartige einwertige Elemente oder Gruppen auf, so ist deren Summe wiederum gleich vier. Der Chemiker drückt dies durch Formeln aus, in denen die Atome durch die Anfangsbuchstaben ihrer lateinischen oder griechischen Namen bezeichnet werden. C bedeutet ein Atom Kohlenstoff (Carbo), H ein Atom Wasserstoff (Hydrogenium); Cl, Br, J bedeuten je ein Atom von Chlor, Brom oder Jod. Entsprechend der Valenzlehre sind daher die Verbindungen eines Kohlenstoffatoms mit den genannten Elementen nur durch die Formeln auszudrücken: CH_4, CCl_4, CH_3Cl, $CHCl_3$ und so weiter; Verbindungen nach der Formel CH_3 oder CH_5 sind unmöglich und existieren thatsächlich nicht." („Zukunft", Nr. 13 vom 28. Dezember 1895. „Pasteur als Chemiker".)

hat, die Techniker aber richtig erkannt haben, daß seine rein wissenschaftlichen Bestrebungen und Gedanken die Technik am meisten förderten. Aus diesem Grunde habe auch die Großindustrie das Bild Kekulés durch Angely malen und in der Nationalgalerie zu Berlin aufstellen lassen, neben dem von Wilhelm v. Hofmann, dem großen Zauberer, der bekanntlich die prächtigsten Farbstoffe aus gemeinem Teer hervorlockte.

Die jungen Chemiker meiner Bekanntschaft sahen den Vorlesungen Kekulés, die er 1856 eröffnete, mit Spannung entgegen; sie kannten ihn teils schon persönlich, teils aus seinen wissenschaftlichen Arbeiten; Baeyer trat als Assistent bei ihm ein. Aus Neugierde besuchte auch ich ein Semester lang ein Publikum, das er als theoretischen Teil der organischen Chemie einstündig in der Woche angekündigt hatte. Es brachte die Essenz des allgemeinen Teils seines berühmten Lehrbuchs der organischen Chemie, dessen erster Band nachher, 1861, bei Ferdinand Enke in Erlangen erschien. Der betriebsame Verleger war nach Heidelberg gekommen und wollte mich zur Abfassung irgend eines medizinischen Lehrbuchs bewegen; ich ließ mich nicht darauf ein und riet ihm, sich an Kekulé zu wenden, wo er bessere Aufnahme finden werde und wirklich fand.

Kekulés markierte Züge umschwebte im Verkehr eine leichte ironische Heiterkeit, die sich in der Vorlesung zu einem sehr ausgesprochenen Lächeln steigerte, wenn er seine Valenztheorie darlegte. Er schien sich an dem geistreichen Spiele mit den Atomen zu ergötzen, wie ein Meister im Dominospiele mit den Steinen. Bekanntlich hat er selbst erklärt, daß er auf solche theoretische Betrachtungen nur untergeordneten Wert lege. Man müsse sich in der Chemie bei dem gänzlichen Mangel exakt wissenschaftlicher Prinzipien mit Wahrscheinlichkeits- und Zweckmäßigkeitsvorstellungen begnügen, und deshalb seien solche Betrachtungen doch mitteilenswert, weil sie für die neuesten Entdeckungen einen einfachen und ziemlich allgemeinen Ausdruck gäben. Sie könnten vielleicht das Auffinden neuer Thatsachen vermitteln. — So lauteten seine Worte in einer grundlegenden Abhandlung über die chemische Natur des Kohlenstoffs, die er 1858 veröffentlicht hat; seine bescheidene Erwartung wurde in reichstem Maße erfüllt.

An den Heidelberger Aufenthalt Kekulés knüpft sich die Erledigung einer interessanten pathologisch-chemischen Streitfrage. Die Gewebe mancher Organe, besonders der großen Drüsen im Unterleibe, Milz, Leber und Nieren, erleiden bei schwerem Siechtum, beispielsweise nach langwieriger Eiterung der Knochen, eine eigentümliche Veränderung ihres Gefüges und bekommen ein speck- oder wachsartiges, grauweißes Aussehen. Virchow entdeckte, daß die so entartete Gewebssubstanz ähnliche Farbenreaktionen zeigt, wie sie gewissen chemischen Pflanzenstoffen aus der Klasse der Kohlenhydrate, dem Holzfaserstoff (Cellulose) und der Stärke (Amylum) eigen sind. Er nannte sie deshalb Amyloidsubstanz, und man bezeichnet seitdem die Entartung als amyloide, ja voreilig sprach man sogar von einer Verholzung der Organe, wenn sie holzartig derb beschaffen gefunden wurden. Konnte die Umwandlung tierischer Substanz in pflanzliche wirklich geschehen, so erklärte sich die mythische Verwandlung der Daphne und

andrer klassischer Personen in Bäume und Sträucher als ein ganz natürlicher, wenn auch pathologisch-chemischer Vorgang. Zu der Sorge, mit den Jahren zu verknöchern, kam nun die neue, zu verholzen, uud damit voraussichtlich eine neue Form hypochondrischer Grillen. Eine chemische Untersuchung solcher amyloider Substanz durch Kekulé erstickte die aufsteigenden Sorgen und Grillen im Keime. Auf der inneren Klinik Friedreichs lieferte die fast ganz „verholzte" Milz eines siech gewesenen Weibes eine solche Menge amyloider Substanz, daß Kekulé sie einer Elementaranalyse unterziehen konnte. Da erwies sie sich als stickstoffhaltig und somit nicht in die Klasse der Kohlenhydrate, sondern in die der Eiweißkörper gehörig. Trotzdem behielt man den Namen „Amyloidentartung" bei; er soll nur auf die an Amylum erinnernde Farbenreaktion hinweisen, über das Wesen der Entartung aber nichts besagen.

Nach dem Urteile seiner chemischen Fachgenossen hat Kekulé seine wichtigsten Untersuchungen in Gent ausgeführt und mit der Benzoltheorie, die zu einer unübersehbaren Reihe experimenteller Arbeit angeregt habe, auch abgeschlossen. Baeyer war ihm getreu nach Gent gefolgt, und viele bedeutende Chemiker zog er dort heran. Im Jahre 1865 kehrte er, an W. Hofmanns Stelle nach Bonn berufen, nach Deutschland zurück. Leider scheint die riesige Thätigkeit, die er sich von Jugend an auferlegt hatte, die Wurzeln seiner Kraft früh untergraben zu haben; seine Konstitution war wenig kräftig; er begann zu kränkeln, wirkte noch anregend als Lehrer, schuf aber wenig eignes mehr. Er besuchte mich einmal in den achtziger Jahren und schilderte mir die Störungen seiner Gesundheit unter Entwicklung eigentümlicher Ideen über die Natur seines Leidens, denen ich nicht zu folgen vermochte; seine erstaunlichen Hypothesen begleitete er mit demselben Lächeln, womit er einst in Heidelberg den Hörern im Kollegium seine Valenztheorie auseinandergesetzt hatte.

Im Frühjahr 1859 erschien in Heidelberg zu Besuch ein Chemiker, der von 1845—49 der Universität als Privatdozent angehört hatte: Jakob Schiel, geboren 1813 in Stromberg bei Kreuznach, ein Schüler Liebigs. Er kam von Amerika, wohin er 1849, dem Zuge der Zeit europamüde folgend — nicht als politischer Flüchtling — ausgewandert war. Eine feste Stellung hatte er gesucht, aber nicht gefunden, nur einmal im Dienste der nordamerikanischen Staatenregierung als Physiker und Geolog an einer wichtigen Unternehmung teilgenommen, die das Kriegsdepartement in Washington zu dem Zwecke ausgerüstet hatte, behufs der Anlegung einer Eisenbahn das Gebiet zwischen dem Mississippi und dem Stillen Ozean zu untersuchen. Die gefährliche Reise ging 1853/54 über das Felsengebirge, das Land der Mormonen und die Humboldtberge nach San Francisco; sie kostete den Leiter der Unternehmung, Kapitän Gunnison, das Leben, er verblutete unter den Streichen der Indianer. Eine Skizze dieser Fahrt hat Schiel veröffentlicht.[1]) — Seine alten Freunde in Heidelberg hatten ihm

[1]) Schaffhausen, Brodtmann, 1859.

ein gutes Andenken bewahrt und nahmen ihn freundlich auf, denn er war allezeit gut aufgelegt und reich an Gedanken und Kenntnissen. Er beabsichtigte nicht in Europa zu bleiben, sondern war im Begriffe, nach Berlin zu Graefe zu gehen, um Augenheilkunde zu studieren und dann zu ihrer Ausübung nach Amerika zurückzukehren. In der That reiste er nach Berlin, kam aber im August, anders entschlossen, nach Heidelberg zurück und ließ sich aufs neue unter die Privatdozenten der Chemie aufnehmen. Ein so gut wie aussichtsloses Unternehmen für einen Mann von 46 Jahren! Er fand keine Zuhörer mehr, auch kein richtiges Unterkommen in der Industrie, seine Lage gestaltete sich sehr verdrießlich, da rettete ihn die Liebe einer Jugendfreundin aus der gemeinen Not des Lebens. In glücklicher Ehe mit der edeln Frau, die ihm fortan ihre Sorge weihte, beschloß er seine alten Tage in einem traulichen Heim nahe bei Lichtenthal in Baden-Baden. Er beschäftigte sich dort mit mancherlei wissenschaftlichen Untersuchungen, auch elektrotherapeutischen, die er in dem Deutschen Archiv für klinische Medizin niederlegte, und starb 1889.

Obwohl Schiel keinen Einfluß auf die Heidelberger Universität ausgeübt hat, verdient er doch einige Worte freundlichen Gedenkens, denn ihm schuldet die Geschichte der Chemie die Anerkennung, daß er zuerst die homologen Reihen der organischen Verbindungen aufgedeckt hat.[1]) Schon 1842 wies er in Liebigs und Woehlers Annalen nach, daß eine Anzahl chemischer Körper, die als Alkohole bezeichnet werden, als Methyl-, Aethyl-, Amylalkohol und so weiter, in einer arithmetisch fortschreitenden Reihe zusammengesetzte Verbindungen darstellen. Damit hat er eine der wichtigsten Thatsachen von allgemeiner Bedeutung in der organischen Chemie zuerst nachgewiesen; Dumas, dem man das Verdienst zuschrieb, der Entdecker der homologen Reihen zu sein, hat erst vier Monate nach Schiels Mitteilung eine homologe Reihe organischer Verbindungen, die der Fettsäuren, welche aus der Alkoholreihe hervorgehen, als zweite in einer Mitteilung an die französische Akademie nachgewiesen.

Auf Liebigs Anregung übersetzte Schiel als Heidelberger Dozent John Stuart Mills System der deduktiven und induktiven Logik ins Deutsche; die wohlgelungene Uebersetzung erschien bei Vieweg in Braunschweig 1849 in erster, 1868 in dritter Auflage.

Aus Schiel hätten sich ganz leicht drei Professoren machen lassen, denn der kenntnisreiche Mann war in einer Person Chemiker, Physiker und Geolog, und er hätte in vier lebenden Sprachen dozieren können, da er sie völlig beherrschte. Trotz dieser Vorzüge wäre er ohne die Hilfe der Jugendfreundin im Kampfe ums Dasein besiegt unterlegen, weil ihm die Tugend der Beharrlichkeit abging, ohne die auch ein reicher Schatz von Kenntnissen nur einen beschränkten Wert hat.

---

[1]) Vergl. Kekulé, Chemie der Kohlenstoffverbindungen, Teil 1, 1861. Seite 86 und 87, sowie: Schiel in den Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins in Heidelberg, Band I, 1859, Seite 176 u. f.

Die Hörsäle und Arbeitsräume der physikalischen und der physiologischen Anstalt für Kirchhoff und Helmholtz wurden in einem großen Privathause an der Hauptstraße, nicht weit von dem chemischen Laboratorium Bunsens, eingerichtet. Der auffallende Barockbau führt den Namen zum Riesen und wurde 1707 von einem Freiherrn v. Venningen aus abgesprengten Steinen der Schloßruine hergestellt. Heute befindet sich das physikalische Institut ihm gegenüber in dem Friedrichsbau, der 1861—63 für die Unterrichtszwecke der Hochschule an der Stelle der alten Anatomie in einer ehemaligen Dominikanerkirche aufgerichtet wurde. Welche Wandlungen hat doch das Gotteshaus in einem Jahrhundert erfahren! — Das physiologische Institut besitzt seit 1875 ein eignes Gebäude neben dem chemischen.

Wie Bunsen zog auch Helmholtz gleich nach der Einrichtung seiner Anstalt junge Leute nach Heidelberg, Augenärzte und Physiologen, die unter des Meisters Augen in seinem Laboratorium physiologische Arbeiten ausführten. Einer der ersten, die sich einstellten, war Eduard Junge aus Riga, der sich später große Verdienste um den augenärztlichen Unterricht im russischen Reiche erwarb. Als Assistenten wählte Helmholtz den Privatdozenten der Medizin Wilhelm Wundt, den heute gefeierten Philosophen der Universität Leipzig. — Kirchhoff dürfte erst, nachdem er 1859 seine Untersuchungen über das Spektrum veröffentlicht hatte, Physiker herbeigezogen haben.

An den Heidelberger Aufenthalt von Helmholtz erinnern noch heute die Kongresse der Augenärzte, die in den Mauern der Musenstadt periodisch wiederkehren. Albrecht v. Graefe, der größte Augenarzt aller Zeiten, hat sie eingeführt und Heidelberg zum Versammlungsorte gewählt, weil Helmholtz, dessen Genie nach Graefes Ausspruch der Heilkunde eine neue Welt erschloß, in Heidelberg lebte und wirkte. v. Graefe hatte Berlin, wo er seine Kunst lehrte, zum Mekka der Augenärzte gemacht. Sie kamen aus den fernsten Ländern zu ihm, um die neuen Methoden der Untersuchung des Auges und der Behandlung der Augenkrankheiten kennen zu lernen. Ein herrlicher Morgen war für die Augenheilkunde angebrochen. Graefe erwarb in kaum je erlebtem Maße die Liebe und Verehrung seiner Jünger, und er hinwieder bewahrte ihnen eine treue väterliche Gesinnung durchs Leben. Allherbstlich in den Ferien versammelte er sie in Heidelberg um sich; sie kamen in großer Zahl aus allen Gauen Deutschlands und den angrenzenden Ländern, um mit ihm das ophthalmologische Fazit des abgelaufenen Jahres zu ziehen. Regelmäßig erschienen auch seine Freunde und Mitredakteure des neugegründeten Archivs für Ophthalmologie, Donders aus Utrecht und Arlt aus Wien. Nur wer diesen Kongressen angewohnt hat, kann die Glut begeisterter Verehrung, welche die Freunde und Schüler Graefes für ihn und Helmholtz empfanden, ganz ermessen. Auch andre hervorragende Ophthalmologen erschienen als willkommene Gäste, so kam Bowman aus London, ebenso hoch geschätzt in seiner ärztlichen Kunst wie als Anatom; er hielt einen Vortrag in englischer Sprache. In jeder Sitzung gab es Neues und Großes zu lernen, und die

Nachsitzungen bei Gambrinus waren ebenso gemütlich, wie die Sitzungen lehrreich.[1])

Eine zweite Schöpfung jener Jahre, die 1906 ihr 50jähriges Stiftungsfest feiern wird, ist der naturhistorisch-medizinische Verein in Heidelberg. Er blüht und zeugt noch heute von dem rührigen Geiste, der damals die naturhistorisch-medizinischen Kreise der Universität beseelte. Das Bedürfnis, dem er entsprang, wurde mehr von den Jüngern als von den Meistern empfunden. Nichts ist förderlicher für das Verständnis der höchsten Zielpunkte der Wissenschaft, und nichts übt besser in der schwierigen Kunst des Lehrens, als Vorträge und Diskussionen in regelmäßig wiederkehrenden Zusammenkünften. Eine solche Arena fehlte und wurde am meisten von den jungen Medizinern vermißt. Die Idee, einen Verein zu gründen, der Aerzte und Naturforscher zu gemeinsamen Verhandlungen zusammenbringen sollte, ging von ihnen aus und wurde von den jungen Naturforschern freudig begrüßt. Auch die Professoren der naturwissenschaftlichen Fächer wurden leicht gewonnen; Bunsen, Kirchhoff, der Zoolog Bronn, der Mineralog Blum erklärten sich sofort bereit, ihm beizutreten. Dagegen stieß der Plan auf unerwartete Schwierigkeiten in der medizinischen Fakultät, doch gelang es, sie im Sommer 1856 allmählich zu überwinden; die Ordinarii traten schließlich alle, bis auf einen, dem Vereine bei. Helmholtz weilte noch in Bonn; hätte er der Fakultät bereits angehört, so wäre man rascher zum Ziele gelangt. Am 24. Oktober 1856 kam endlich das Kindlein glücklich zur Welt, erhielt seinen Taufschein und wurde mit den nötigen Statuten ausgestattet. Die erste wissenschaftliche Sitzung wurde am 24. Dezember 1856 abgehalten und von dem würdigen Bronn mit einem Vortrage eröffnet. An diesen reihten sich von Sitzung zu Sitzung in buntem Wechsel zahlreiche andre, bald naturwissenschaftlichen, bald medizinischen Inhalts. Bunsen fehlte nie; Helmholtz trat sofort nach seiner Ankunft in den Verein ein und hielt in dem einen Jahre 1858/59 drei größere Vorträge. Bei der Gründung zählte der Verein 48 Mitglieder, drei Jahre nachher 59. Der erste Band seiner Verhandlungen, der die Jahre 1857—1859 umfaßt, schließt ab mit einem Vortrage von Kirchhoff am 28. Oktober 1859: „Ueber das Sonnenspektrum".

---

[1]) An einem andern Orte (Jugenderinnerungen eines alten Arztes, Seite 130) habe ich erzählt, wie Rudolf v. Freydorf, der nachmalige badische Staatsminister, die Erhaltung seines Augenlichtes dem glücklichen Zufall verdankte, daß gerade in der Zeit, wo ihm gänzliche Erblindung durch akutes Glaukom drohte, v. Graefe sein neues operatives Heilverfahren dieser schlimmen Krankheit dem Heidelberger Kongresse mitgeteilt hatte.

Ueber die Bedeutung der ärztlichen Diagnose.

Von

Professor Dr. med. **Hermann Eichhorst** in Zürich.

Schon außerordentlich häufig ist die Frage an mich gerichtet worden, halten Sie diesen oder jenen für einen guten Arzt. Eine Antwort läßt sich durchaus nicht immer leicht geben, weil die verschiedenen Fragesteller unter dem Ausdruck gut vielfach ganz verschiedene Eigenschaften eines Arztes verstanden wissen wollen. Derjenige, welcher großen Wert auf äußere Formen und Gewandtheit im Verkehr legt, wird geneigt sein, die Güte eines ärztlichen Beraters nach der Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit zu beurteilen, mit der er sich beim gesellschaftlichen Umgang zu geben weiß. Derartige Aeußerlichkeiten sind zwar sehr schätzenswert und angenehm, sollten aber doch niemals ausschlaggebend dafür sein, um die Tüchtigkeit des Betreffenden auf rein ärztlichem Gebiete zu beurteilen. Trotz alledem ist es unter Aerzten kein Geheimnis, daß mancher Kollege seine ausgedehnte Praxis und sein ärztliches Ansehen in höherem Grade seiner Liebenswürdigkeit als seinem ärztlichen Wissen und Können zu verdanken hat, während einem andern mit weit umfangreicheren Kenntnissen, aber weniger geschmeidigen Umgangsformen die allergrößten Schwierigkeiten erwachsen, um doch wenigstens einigermaßen zur Anerkennung zu gelangen.

Einen sehr eigentümlichen Maßstab für die Beurteilung eines Arztes sieht man oft bei Ausländern im Gebrauch. Namentlich bei Engländern pflegt es Regel zu sein, daß sie im Auslande nur denjenigen für einen tüchtigen Arzt halten, der mit möglichster Vollkommenheit der englischen Sprache mächtig ist. Daher kann man ziemlich sicher sein, daß ein Engländer bei einer etwaigen Wahl zwischen zwei Aerzten jenem den Vorzug geben wird, der ihm der Sprachkundigere und Sprachgewandtere zu sein scheint. Es ist wohl selbstverständlich, daß jeder Kranke den Wunsch hat, ohne Dolmetscher mit seinem Arzte verkehren zu können, und man muß heutzutage von einem Arzte, der in verkehrsreichen Orten thätig ist, verlangen, daß er über dem Studium der alten Sprachen nicht eine eingehende Beschäftigung mit den wichtigsten neueren Umgangssprachen vernachlässigt hat; immerhin sollten hierin die Anforderungen der Fremden nicht über ein billiges Maß hinausgehen und diese sich nicht zu irrtümlichen Schlußfolgerungen verleiten lassen.

Kleider machen Leute — behauptet das Sprichwort und nicht mit Unrecht, wie man auch aus Erfahrungen im ärztlichen Leben ersehen kann. Wie viele Menschen giebt es, welche der Ansicht sind, daß einer schönen Hülle immer ein schätzenswerter Inhalt entsprechen müsse, und dabei kommt leicht derjenige Arzt zu kurz, der auf sein Aeußeres zu wenig Wert legt und sich der Meinung hin-

giebt, daß in jeder Gestalt geistiges Können und Kennen immer zu einem vollen Siege verhelfen müßten.

Wer Gelegenheit hat, einen tieferen Blick in das ärztliche Leben zu werfen, der wird wohl auch hie und da herausfinden, daß Frau und Familie eines Arztes mitunter hervorragenden Anteil daran haben, um dem Ehemann und Vater entgegenstehende Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und sein ärztliches Ansehen wesentlich zu fördern. Liebenswürdiger Umgang mit den Kranken und deren Familien, geschickte Erzählungen über ärztliche Erfolge und Aehnliches, das sind Dinge, die den Wert und das Gewicht eines Arztes sehr steigern können.

Für einen Arzt geben selbstverständlich ganz andre Umstände den Ausschlag, um ein Urteil über die Tüchtigkeit eines andern Arztes abzugeben. Vor allem handelt es sich dabei um zwei Dinge, einmal darum, ob der Betreffende im stande ist, Krankheiten richtig zu erkennen, oder, wie der ärztliche Kunstausdruck lautet, richtige Diagnosen zu stellen, und außerdem darum, ob er fähig ist, die richtig diagnostizierte Krankheit auch richtig und sachgemäß zu behandeln. Es ist selbstverständlich, daß eine zweckmäßige Behandlung eines Kranken so gut wie ausgeschlossen ist, wenn sich der behandelnde Arzt in der Natur der Krankheit geirrt oder mit andern Worten eine falsche Diagnose gestellt hat. Dieser Schluß ergiebt sich notwendigerweise daraus, daß eben jede besondere Krankheit auch einer besonderen Behandlung bedarf. Der Ausspruch, daß niemand an einer falschen Diagnose stirbt, daß aber eine falsche Behandlung Ursache des Todes werden kann, ist daher nur in beschränkter Weise als richtig zuzugeben, denn in der Regel zieht eine irrtümliche Diagnose eine unrichtige Behandlung nach sich.

Derjenige Arzt, welcher eine richtige Diagnose stellen will, muß in erster Linie die diagnostischen Untersuchungsmethoden sicher beherrschen. Diese sind den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften entlehnt, namentlich der Physik, der Chemie, der Botanik und der Zoologie.

Wenn ein Arzt den menschlichen Körper beklopft oder behorcht, um Krankheiten in seinem Innern herauszufinden, wenn er in das Auge, in den Kehlkopf, selbst in die Speiseröhre und in den Magen mittels Spiegelvorrichtungen Lichtstrahlen hineinsendet, um diese dunkeln Höhlen zu erleuchten und auf Krankheitsherde abzusuchen, so sind das alles diagnostische Eingriffe, welche dem Gebiete der Physik entlehnt sind. Bekannt ist es, daß es in jüngster Zeit dem Physiker Röntgen in München gelungen ist, Gegenstände zur Wahrnehmung zu bringen, welche von undurchsichtigen und allseitig abgeschlossenen Wänden umgeben sind. Von dieser glänzenden Entdeckung hat die praktische Medizin große Vorteile gewonnen und ihr diagnostisches Können in vordem nicht geahnter Weise vervollkommnet. Wenn auch in erster Linie der Chirurg viel durch das Röntgenisieren bei seinen Diagnosen erreicht, so sind doch auch auf dem Felde der inneren Medizin viele schöne Erfolge erzielt worden. Keinem Arzte wird es einfallen, anzunehmen, daß das Gebiet der physikalischen Untersuchungsmittel nunmehr erschöpft sei und den Grad höchster Vollkommenheit erreicht habe, im Gegenteil ist

man ununterbrochen bemüht, immer neue physikalisch-diagnostische Wege zu finden. Auch hier kennt die Wissenschaft keinen Stillstand.

Chemische Untersuchungsmethoden sind für den den menschlichen Körper auf Krankheitsherde untersuchenden Arzt — namentlich bei der Untersuchung der Nierenausscheidungen, von hoher Bedeutung. Zu den sehr verbreiteten und leider nur allzuoft unheilbaren und verhängnisvollen Erkrankungen der Nieren gehören gewisse Entzündungen, die man einem englischen Arzte zu Ehren auch Brightsche Nierenkrankheit genannt hat. Lokale und greifbare Veränderungen an den Nieren selbst fehlen in der Regel, dagegen tritt im Nierensekret Eiweiß auf, welches sich mittels chemischer Proben ohne Schwierigkeit und mit großer Sicherheit nachweisen läßt. Freilich reicht der Nachweis von Eiweiß allein noch lange nicht für eine abgeschlossene Diagnose aus, und es müssen noch gewisse physikalische Untersuchungsmethoden zu Hilfe genommen werden, wenn man zu einem klaren Einblick gelangen will. So ist das spezifische Gewicht des Nierensekrets zu bestimmen; vor allem aber muß man den Bodensatz, dem sich Bestandteile der erkrankten Nieren beizumischen pflegen, aufs sorgfältigste mit dem Mikroskop untersuchen. Aus dem angeführten Beispiel ersieht man, daß derjenige Arzt den diagnostischen Aufgaben nicht gerecht werden könnte, der vielleicht in vollkommener Weise die Chemie, nicht aber die physikalischen Untersuchungsmethoden beherrscht.

Ein andres Beispiel, welches die große Wichtigkeit chemischer Untersuchungsmethoden für die Diagnose ins hellste Licht stellt, giebt die Zuckerkrankheit ab, denn dieses ernste Leiden läßt sich nur daraus mit Sicherheit erkennen, daß der Arzt im stande ist, mit Hilfe von chemischen Proben Zucker in dem Nierensekret nachzuweisen.

Der Botanik sind in erster Linie jene wertvollen Untersuchungsmethoden der neuesten Zeit entlehnt, welche man mit dem Namen der bakteriologischen Untersuchungen belegt hat. Es ist auch den meisten Nichtärzten bekannt, daß gewisse Krankheiten dadurch entstehen, daß außerordentlich kleine Pilze in den menschlichen Körper eindringen und den Körper gewissermaßen mit Stoffen vergiften, welche die Pilze bilden und ausscheiden. Man nennt derartige Krankheiten ansteckende Krankheiten oder Infektionskrankheiten. Den verschiedenen Infektionskrankheiten kommen auch verschiedene Pilze oder Bakterien zu, und man ist daher im stande, aus dem Nachweise dieses oder jenes Pilzes mit unumstößlicher Sicherheit diese oder jene Infektionskrankheit zu diagnostizieren. Der Nachweis von Tuberkelbazillen im Auswurf spricht für eine tuberkulöse Erkrankung der Lungen; Diphtheriebazillen auf Belägen der Rachenschleimhaut kommen nur bei Rachendiphtherie vor; sogenannte Kommabazillen im Darminhalt sind ein untrügliches Zeichen für asiatische Cholera; und in ganz ähnlicher Weise lassen sich Milzbrand, Rotz, Pest, Typhus, Rückfallfieber, Sumpffieber und manche andre Infektionskrankheiten durch bakteriologische Untersuchung erkennen. Manche unter diesen Krankheiten zeigen zwar einen so eigentümlichen Verlauf, daß man auch aus diesem schon die Krankheit sicher zu diagnostizieren

vermag, bei andern dagegen ist man auf die bakteriologische Untersuchung angewiesen, wenn man zur Gewißheit gelangen will. Wer beispielsweise Sumpffieber diagnostizieren will, muß im Blute die sogenannten Malariaplasmodien gefunden haben, welche als Erreger der Sumpffieber anzusehen sind. So lange dieser Fund aussteht, wäre die Möglichkeit zu Irrtümern gegeben, da manche andre Krankheiten (Tuberkulose, Blutvergiftung) genau die gleichen Erscheinungen wie die Sumpffieber hervorzurufen im stande sind. Ebenso wird kaum ein Arzt die Diagnose auf Rückfallfieber stellen wollen, wenn sich die korkzieherartig gestalteten und lebhaft beweglichen Rekurrensspirillen im Blute nicht haben wahrnehmen lassen, und das Entsprechende gilt für Diphtherie, Cholera, Pest, Milzbrand, Rotz und andre Infektionskrankheiten.

Eine bakteriologische Untersuchung gewinnt in vielen Fällen noch dadurch einen hohen Wert, daß es durch sie möglich geworden ist, gewisse Krankheiten bereits in ihrem ersten Anfang und zu einer Zeit mit unumstößlicher Sicherheit zu erkennen, in welcher noch keine andern bezeichnenden Störungen bestehen. Wir wissen heutzutage, daß hinter Husten und hartnäckigen Katarrhen der Luftwege, die man früher meist für bedeutungslos hielt, bedauerlicherweise sehr häufig beginnende Lungentuberkulose steckt, und daß dem so ist, erfährt der Arzt daraus, daß es ihm gelingt, Tuberkelbazillen im Auswurf zu entdecken.

Wie wichtig es ist, daß der Arzt bei seinen Diagnosen auch mit Erfahrungen aus der Zoologie vertraut ist, geht schon daraus hervor, daß manche Krankheiten dem Eintritt von tierischen Gebilden in den menschlichen Körper ihren Ursprung verdanken. Besonders oft siedeln sich im Darme Würmer als Schmarotzer an, aber mitunter handelt es sich auch nur um mikroskopisch erkennbare Gebilde, welche die Ursache hartnäckiger Darmentzündung werden können.

Mit den diagnostischen Hilfsmitteln, wie sie im vorausgehenden angedeutet worden sind, kommt der Arzt nicht unter allen Verhältnissen aus. Mitunter bedarf er für die Diagnose des Tierversuchs. Nehmen wir einmal an, es sollte entschieden werden, ob ein entzündlicher Erguß in der Brust- oder Bauchhöhle tuberkulöser Natur ist oder nicht, so wird trotz tuberkulösen Ursprunges die Suche auf Tuberkelbazillen in der Regel vergeblich sein. Wenn man dagegen von diesem Erguß einem Meerschweinchen einige Kubikcentimeter in die Bauchhöhle spritzt und einige Wochen zuwartet, so wird das Tier an Tuberkulose erkranken, wenn die eingespritzte Flüssigkeit tuberkulöser Abstammung war.

Gerade der Tuberkulose gegenüber sieht sich der Arzt mitunter gezwungen, noch zu andern diagnostischen Hilfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Tuberkulöse fangen an zu fiebern, wenn man ihnen geringe Mengen Tuberkulin unter die Haut spritzt, das heißt einen Stoff, den Tuberkelbazillen abscheiden. Derartige Einspritzungen sind, mit der notwendigen Vorsicht ausgeführt, nach unsrer Erfahrung ohne jede Gefahr und Schaden und haben einen außerordentlich großen diagnostischen Wert.

Einem naturwissenschaftlich vorgebildeten und geschulten Menschen wird es in der Regel nicht schwer fallen, die diagnostischen Untersuchungsmethoden mit

Sicherheit zu beherrschen, und auch solche mit nicht übermäßig großer Begabung werden schließlich mit Fleiß, Ausdauer und Sorgsamkeit dieses Ziel erreichen. Es würde nun aber ganz und gar unmöglich sein, wenn man annehmen wollte, daß derjenige, welcher mit den diagnostischen Untersuchungsmethoden sicher zu arbeiten weiß, auch dadurch unter allen Umständen ein guter Diagnost sein muß. Um die Eigenschaften eines guten Diagnosten zu erwerben, ist es zwar eine notwendige Vorbedingung, daß die Handhabung der diagnostischen Untersuchungsmethoden dem Arzte keine Schwierigkeiten bereitet; jedoch damit allein ist es noch lange nicht gethan. Wäre dem so, dann würde die ärztliche Kunst keine Wissenschaft, sondern ein Handwerk sein, dessen Erlernung auch ohne tiefere und weit ausholende Studien möglich sein sollte. Um zu einem guten Diagnosten auszuwachsen, gehören namentlich noch zwei Dinge, einmal eine richtige Anwendung der diagnostischen Untersuchungsmethoden und außerdem ein richtiger ärztlicher Blick oder, wie man meist sagt, die ärztliche Erfahrung.

Recht häufig fällt eine Diagnose deshalb irrtümlich aus, weil der Arzt gemeint hat, diese oder jene diagnostische Untersuchungsmethode vernachlässigen zu dürfen. Mitunter ist es auch Mangel an Zeit, welcher den Arzt zwingt, auf einzelne Untersuchungen zu verzichten, die mit einem sehr großen Zeitaufwand verbunden sind, denn der Nichtarzt ahnt es in der Regel gar nicht, einen wie großen Zeitverlust manche diagnostischen Untersuchungsmethoden verlangen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß sich namentlich in größeren Städten immer mehr und mehr Institute aufthun, welche sich die Aufgabe gestellt haben, gewisse diagnostische Untersuchungen auszuführen und dadurch den Arzt in seiner Arbeitszeit und Arbeitskraft zu entlasten. Wie sehr auch auf diagnostischem Gebiete die moderne Arbeitsteilung um sich greift, erkennt man daraus, daß an derartigen diagnostischen Instituten, wenn sie einigermaßen vollkommen eingerichtet sind, meist mehrere Abteilungen mit verschiedenen Richtungen und Aufgaben eingerichtet sind, so daß die eine unter ihnen chemische, die andre bakteriologische, die dritte photographische Untersuchungen ausführt und so fort. Die älteren Aerzte waren häufig gewohnt, namentlich chemische Untersuchungen in den Apotheken vornehmen zu lassen, glücklicherweise kommt man aber heute davon mehr und mehr zurück, da Irrtümer nicht allzu selten unterliefen.

Es ist ohne Frage zutreffend, daß die heutige Medizin nichts andres ist als ein Zweig der Naturwissenschaften mit praktischer Nutzanwendung auf den Menschen und dessen Wohl. Jeder Kranke wird von seinem Arzte, wenn dessen Wissen und Können auf der Höhe der Zeit steht, zunächst als ein Gegenstand naturwissenschaftlicher Untersuchungen angesehen, welche letztere die Abweichungen von der Regel und dem Gesetz erkennen lassen sollen. Nicht selten sind die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten so bedeutend, daß es auch für den Geübtesten und Kenntnisreichsten ganz unmöglich ist, die gestellte Aufgabe in kurzer Zeit und durch einmalige Untersuchung zu lösen. Vielfach eröffnet sich ein klarer Einblick in die krankhaften Vorgänge im menschlichen Körper erst dann, wenn

sich Gelegenheit geboten hat, den Hilfesuchenden mehrfach und namentlich fortlaufend zu beobachten und zu untersuchen. Es ist daher von großem Wert, daß gut eingerichtete Krankenhäuser es auch als ihre Aufgabe ansehen, Kranke nur zu dem Zwecke aufzunehmen, um durch fortgesetzte Beobachtung zu einer klaren und richtigen Diagnose zu gelangen, und die Kranken sollten es sich in ihrem eigensten Interesse recht angelegen sein lassen, von derartigen Einrichtungen einen sehr ausgedehnten und häufigen Gebrauch zu machen. Einmalige Untersuchungen in der Sprechstunde eines Arztes haben oft nur einen sehr geringen Wert, einen um so geringeren, je mehr die Sprechstunde des Arztes überfüllt war, so daß nicht einmal die allernotwendigste Zeit übrig bleibt, dem Kranken die erforderliche Gründlichkeit bei der Untersuchung zu widmen.

Es kann nun sehr wohl geschehen, daß auch die allersorgfältigste und gründlichste Untersuchung eines Menschen keine Veränderungen ausfindig zu machen im stande ist, während der betreffende vielleicht den Keim eines nahen Todes in sich trägt. Dergleichen ereignet sich beispielsweise nicht selten bei bösartigen Geschwulstbildungen in inneren Organen. Gerade in solchen Fällen leitet mitunter der ärztliche Blick, die ärztliche Erfahrung auf den richtigen diagnostischen Weg. Einem erfahrenen Arzt fällt häufig dieses oder jenes Verdächtige auf, an welchem der Anfänger achtlos vorübergeht. Aber auch die ärztliche Erfahrung räumt ganz und gar nicht immer alle Schwierigkeiten aus dem Wege, und nur zu oft kommt jeder Arzt zu der Erkenntnis der Wahrheit, daß Irren menschlich ist. Wohl dem Arzte und dem Kranken, wenn diese Einsicht nicht zu spät erfolgt. Gerade bei jüngeren Aerzten ist es eigentümlich, daß sie mit Zähigkeit an einer einmal gestellten Diagnose festzuhalten pflegen, während der ältere und erfahrenere Arzt in der Regel keinen Anstand nimmt, diagnostische Fehler einzugestehen und die Diagnose, wenn es erforderlich ist, zu ändern. Daß sich diagnostische Irrtümer vollkommen vermeiden lassen, dazu ist die Zeit noch lange nicht gekommen, eine so große Vervollkommnung auch die diagnostischen Untersuchungsmethoden gerade im verflossenen Jahrhundert erfahren haben.

Eine richtige ärztliche Diagnose ist zwar in erster Linie wichtig für den Kranken selbst, kann aber auch von großer Bedeutung sein für die Familie des Kranken und sogar für den ganzen Staat.

Die Bedeutung einer richtigen Diagnose für den Kranken leuchtet ein, weil von der Diagnose die Behandlung abhängt und Irrtümer in jener Fehler in dieser nach sich ziehen. Dabei mag es nicht versäumt werden, auf den hohen Wert der Frühdiagnosen hinzuweisen. Es giebt eine Reihe von Krankheiten, welche sich in ihrem Beginne noch heilen lassen, während ihnen der Arzt machtlos gegenübersteht, wenn das Leiden schon längere Zeit besteht und zu weitgehende Fortschritte gemacht hat. Daher sollte man es sich zur Pflicht machen, gegen Veränderungen am Körper und dessen Thätigkeit nicht gleichgültig zu sein, sondern bald den Rat eines tüchtigen Arztes einzuholen. Lieber mehrfach ohne Grund als einmal zu spät den Arzt befragt.

Wie oft könnte man einem Lungenschwindsüchtigen noch mit vollem Erfolg beigestanden haben, wenn sich der Betreffende bereits zu Anfang seines quälenden und hartnäckigen Hustens dem Arzte gezeigt und nicht erst abgewartet hätte, bis Fieber, Kräfteabnahme, Unfähigkeit zu körperlicher Arbeit, reichlicher Auswurf und schwere Veränderungen in den Lungen sich ausgebildet hatten. Bösartige Geschwulstbildungen, mögen sie in diesem oder jenem Eingeweide ihren Sitz haben, lassen sich zu Anfang ihrer Bildung oft ohne besondere Schwierigkeit mit dem Messer entfernen, wartet man aber zu lange zu, dann nehmen sie eine zu gewaltige Ausdehnung an oder ziehen auch noch andre Gebilde in Mitleidenschaft, so daß an einen erfolgreichen chirurgischen Eingriff nicht mehr zu denken ist.

Die Bedeutung einer richtigen Diagnose für die nächste Umgebung des Kranken macht sich zunächst für alle übertragbaren oder ansteckenden Krankheiten geltend, denn nur dann, wenn man sich der Ansteckungsgefahr klar bewußt ist, wird man Vorkehrungen treffen, um sich gegen diese Gefahren zu schützen. Von einer großen Zahl derartiger Krankheiten — wir Aerzte nennen sie Infektionskrankheiten — ist es seit ältester Zeit bekannt gewesen, daß sie ansteckend sind, und es sind daher schon seit langem Schutzmaßregeln gegen sie im Gebrauch gewesen. Andre Krankheiten sind erst durch wissenschaftliche Untersuchungen der allerneuesten Zeit als übertragbar und ansteckend nachgewiesen worden. Dahin gehört vor allem die Lungenschwindsucht, deren Ursache Robert Koch in Berlin in dem Tuberkelbazillus entdeckt hat. Man weiß heutzutage, daß sich von einem Lungenschwindsüchtigen sehr leicht Tuberkelbazillen auf seine Umgebung übertragen, wenn man nicht darauf Bedacht genommen hat, diese Gebilde im Auswurf, in welchem sie bei einem Schwindsüchtigen häufig in fast unzählbarer Menge vorkommen, abzutöten und dadurch unschädlich zu machen. Noch immer nicht oft genug können Lungenschwindsüchtige davor gewarnt werden, ihren Auswurf achtlos auszuspucken, und für Gesunde erwächst in ihrem eigensten Interesse die Forderung, streng darauf zu halten, daß Tuberkulöse mit ihrem Auswurf mit größter Vorsicht und Sorgfalt umgehen.

Nicht selten steht der Ruf und das Wohl ganzer Familien auf dem Spiele, wenn der Ernährer einer schweren Geisteskrankheit verfällt. Es ist oft außerordentlich schwer und erfordert eine sehr große Erfahrung in derartigen Untersuchungen, um Geisteskrankheiten bereits in ihren allerersten Anfängen zu erkennen. Der Umgebung erscheinen derartige Kranke vielleicht als absonderlich geworden, und man ist vielfach geneigt, die früher nicht beobachteten Eigentümlichkeiten mit erlittenen Aufregungen in Verbindung zu bringen, während die Veranlassung zu diesen bereits durch die bestehende Geisteskrankheit hervorgerufen wurde. Wie oft kommt es in kaufmännischen Kreisen vor, daß unbegreifliche Spekulationen, Geldverluste und Verschwendungen mit Geisteskrankheit zusammenhängen, die nach dem Ruin des Geschäfts und der Familie mit unverkennbarer Deutlichkeit auftritt und einen grauenerregenden Fortschritt macht.

Auch eine richtige Erkennung mancher andern Nervenkrankheiten giebt mit-

unter Aufschluß für unbegreifliche Handlungen. Wir wählen hier als Beispiel die Fallsucht, Epilepsie. Nach epileptischen Krampfanfällen verbleiben die Kranken mitunter in einem Zustand, in welchem sie sich ihrer Worte und Handlungen nicht klar bewußt sind. Oft werden sie in dieser Zeit unanständig oder gewaltthätig, und manches unbegreifliche Vergehen und Verbrechen gegen Sitte und Gesetz gewinnt erst mit Hilfe des Arztes und seiner richtigen Diagnose eine Erklärung.

Eine richtige Diagnose des Arztes kann aber auch für den Staat von hoher Wichtigkeit sein. Es trifft dies namentlich für gewisse ansteckende Krankheiten zu, für die Volksseuchen. Mit letzterem Namen belegt man solche ansteckende Krankheiten, die sich oft mit erschreckender Schnelligkeit über ausgedehnte Gegenden ausbreiten und nicht selten binnen kurzer Zeit viele Tausende von Menschen zu Grunde richten und dem Staate sein bestes rauben, eine gesunde Bevölkerung. Es dürfte genug sein, an die großen Verheerungen zu erinnern, welche im verflossenen Jahrhundert wiederholentlich die asiatische Cholera auf dem ganzen Erdball angerichtet hat, und geht man noch einige Zeit zurück, so trifft man namentlich noch Pest und Menschenpocken als ebenso grausame Würgengel an. Die Schrecken der Pocken sind glücklicherweise durch die Entdeckung der Impfung, die man dem unsterblichen englischen Arzte Edward Jenner zu verdanken hat, überwunden, dagegen stehen uns Cholera und Pest als noch immer zu fürchtende und in ihrer Gewalt nicht zu unterschätzende Feinde gegenüber. Auf einen siegreichen Kampf darf man nur so lange hoffen, solange es gelingt, die Grenzen des Landes zu schützen und das Eindringen des Feindes zu verhindern. Das ist aber nur dann möglich, wenn der Arzt auf seinem Posten strenge Wacht hält und namentlich die erste Erkrankung sofort sicher erkennt. Da gelingt es noch leicht, den Kranken abzusperren und für die Umgebung unschädlich zu machen, eine Aufgabe, der man ohnmächtig gegenübersteht, wenn die Zahl der Erkrankten in die Hunderte und darüber geht.

Es ist sicherlich nicht leicht, daß sich der Arzt zu einem sicheren Diagnosten ausbildet, aber erhebend und in hohem Grade befriedigend zugleich ist das Gefühl, der schweren Aufgabe gewachsen und ein Hüter des Wohls für den einzelnen, für die Familie und für die Gesamtheit zu sein.

Die deutsche Nordseeflotte und die englische Seemacht.

Ein Essay.

Von

O. Livonius, Vize-Admiral a. D.

Die kriegerischen Ereignisse der letzten Zeit, der Krieg der Vereinigten Staaten gegen Spanien und der noch immer wogende Kampf Englands gegen die Buren, sowie die imperialistischen und protektionistischen Gelüste dieser Staaten lassen die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen in Zukunft mehr als bisher in den Vordergrund treten.

Englands Uebergewicht lastet wie ein Druck auf ganz Europa. Dort könnte auch für uns die Quelle der Gefahr liegen, und einer solchen muß man kühn ins Auge blicken. Deshalb habe ich mich veranlaßt gefühlt, die militärischen Machtmittel Englands einmal vom seemännischen Standpunkt aus etwas näher zu beleuchten.

Mich leitet hierbei der Wunsch und das Interesse, der Flottenfrage eine neue Seite abzugewinnen und der Agitation für dieselbe dadurch einen weiteren Impuls zu geben, das Verständnis für den großen Wert unsrer maritimen Machtstellung zu erweitern und zu heben und die hochbedeutenden Leistungen unsrer jungen Marine durch Vergleich in das richtige Licht zu stellen, um dadurch zugleich dem Selbstgefühl der patriotischen Kreise Vorschub zu leisten.

Zunächst schicke ich einige allgemeine Betrachtungen voraus.

Staunen und berechtigter Stolz erfüllt das Herz eines jeden Deutschen, wenn er vernimmt, daß der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Gesellschaft sich in verhältnismäßig ganz kurzer Zeit zu den größten Schiffahrtsgesellschaften der Welt emporgearbeitet haben. Und dieses Staunen wird des weiteren vermehrt durch den Umstand, daß das Material dieser dem Passagier- und Frachtverkehr dienenden Schiffskolosse von der deutschen Industrie ganz selbständig hergestellt und in einer solchen technischen Vollendung zur Ausführung und Verwendung gebracht worden ist, daß die englische Schiffbau-Industrie, welche diesen Industriezweig fast wie ein Monopol handhabte, überflügelt wurde. Trotz aller Anstrengungen ist es der englischen Schiffbautechnik noch nicht gelungen, den Vorsprung wieder einzuholen, den Deutschland ihr abgewonnen hat.

Durch den rapiden Aufschwung, den unsre gesamte Industrie genommen, durch die ganz allgemein und überall sich geltend machende Vervollkommnung unsrer Technik, sowie durch die kaufmännische Rührigkeit der Produzenten in der Aufsuchung und Ausnutzung von Absatzgebieten ist der englischen Industrie, die bisher als koloniale Weltmacht fast ausschließlich alle Märkte beherrschte, ein

Konkurrent erwachsen, dessen sie sich mit aller Macht zu erwehren beflissen ist. Die Versuche, das deutsche Fabrikat als minderwertig erscheinen zu lassen gegenüber dem englischen durch den Erlaß, daß die nach England importierten Handelsartikel die Bezeichnung „made in Germany“ tragen sollen, haben den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Das kaufende Publikum, bisher von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das englische Fabrikat jedem andern überlegen sei, erfuhr hierdurch bald, daß, was man bisher für englisches Fabrikat erachtet und teuer bezahlt hatte, weil es über England auf den Markt gebracht war, in Wirklichkeit deutsches Fabrikat war, das durch direkten Bezug billiger erhältlich war. Als einer der neuesten Schnelldampfer des Lloyd auf seiner ersten Fahrt nach New York an Raumgehalt und Schnelligkeit alles bisher Dagewesene übertroffen hatte, leistete er sich die kleine Bosheit, an den Schiffsseiten als Reklameschild mit großen Lettern schadenfroh das „made in Germany“ prangen zu lassen.

Die rasche Entwicklung unsrer Schiffbau-Industrie ist zunächst dem früheren Chef der Kaiserlichen Admiralität v. Stosch zu verdanken. Dieser brach mit dem System der Verwaltung, bei Submissionen auf Ausrüstungsgegenstände das billiger liefernde Ausland — und hierbei kam nur England in Betracht — zu berücksichtigen, mochte dieses dem Inlande gegenüber noch so billige Preise stellen. Dies Verfahren, die heimische Industrie leistungsfähiger zu gestalten und die Bedürfnisse der Flotte vom Ausland unabhängig zu machen, trug seine guten Früchte. v. Stosch ging hierbei mit großer Konsequenz zu Werke. Als diesem seinem Prinzip gegenüber von der Ausrüstungsbehörde die Forderung erhoben wurde, die Ankerketten wenigstens so lange aus England zu beziehen, bis die deutsche Ketteninduſtrie den Beweis geliefert habe, daß sie die Kettenglieder ebensogut zu schweißen verstehe wie die Engländer, da von der guten Haltbarkeit der Ankerketten die Sicherheit des Schiffs abhänge, gab er zur Antwort: „Wie sollen die Fabrikanten das Schweißen durch Uebung erlernen, wenn sie keine Aufträge von uns erhalten!?“

Dabei blieb es, und es dauerte in der That nicht lange, bis die deutschen Ankerketten es den englischen in der Haltbarkeit gleichthaten.

Dieser gewaltige Aufschwung der deutschen Industrie und diese schnelle Ausbreitung des überseeischen Handels sind indessen keineswegs, selbst von den kompetentesten Stellen aus, weder vorausgesehen noch in seiner ganzen Stärke und Nachhaltigkeit von Anfang an erkannt worden. Herr v. Miquel gab seinerzeit öffentlich zu, daß selbst diejenigen der sich vollziehenden Thatsachen nicht bewußt geworden sind, die mitten in der Bewegung standen. Einige Beispiele zum Beleg dieser Behauptung:

Als nach der Stillstandsperiode im Kriegsschiffbau unter Graf v. Caprivi die Germaniawerft, deren Etablissement neben der Kieler kaiserlichen Werft vor dem Vulkan bei Bredow den Vorteil größerer Nähe und größerer Wassertiefe voraus hat, sich bei der Marineverwaltung um Bauaufträge bemühte, erhielt sie den Bescheid, es erscheine für absehbare Zukunft völlig ausgeschlossen, daß

außer dem Vulkan noch eine zweite Privatwerft werde marineseitig mit Aufträgen versehen werden können.

Der Norddeutsche Lloyd selbst hat zu jener Zeit ebensowenig Glauben an die Leistungsfähigkeit unsrer Industrie gehabt, denn er ließ seine Schiffe fast nur in England bauen unter dem Vorgeben, England liefere schneller, und dieser Gesichtspunkt sei für den Kaufmann und Reeder maßgebend. Diesem Argument gegenüber dürfte der Einwand berechtigt sein, daß der vorausschauende Reeder den Entschluß zum Bauen in Rücksicht auf die heimische Industrie und zur Bethätigung patriotischer Gesinnung auch um so viele Monate früher hätte fassen können, als der einheimische Schiffbau längerer Frist zur Fertigstellung des Baues bedurfte.

Ja, so ungeklärt waren noch vor einer ganz kurzen Spanne Zeit die Meinungen über den Wert der Kriegsflotte zum Schutz des Handels und zur Begünstigung von dessen Ausbreitung selbst bei den Hanseaten, daß in einer zu jener Zeit aus Hamburger Reedereikreisen in die Welt gesetzten Broschüre dieser Flottenschutz geradezu perhorresciert wurde als schädlich und hinderlich für die Art, welche für den Kaufmann die geeignetste sei, um möglichst unauffällig seinen Geschäften nachzugehen.

Wie kam es denn aber, daß der alte hanseatische Geist aus seinem vierhundertjährigen Schlummer erwachte, in den er verfallen war, weil keine starke Staatsgewalt ihm kräftigen Rückhalt bot namentlich dem angelsächsischen, mächtig aufstrebenden Inselreich gegenüber? Wer gab den hanseatischen Kreisen die bessere Erkenntnis über ihre patriotische Pflicht zum Heil der vaterländischen Industrie und zum Heil ihrer selbst? ...

Unser Kaiser war es, der den Riesen weckte, der ihm, dem Traumbefangenen, die Fesseln abstreifte, der ihn ermutigte und anfeuerte, unter dem Schutz des neuerstandenen Deutschen Reiches, mit dessen stark bewehrter Rüstung die Hansaflagge erneut und siegreich — wie so oft zuvor — über die blauen Fluten des Ozeans zu tragen! Und als der alte sieggewohnte Recke den Ausspruch und Hinweis vernahm, daß Deutschlands Zukunft auf dem Meere liege, da fühlte er neue jugendliche Kraft den durch lange Ruhe neu gestählten Körper durchströmen, und krafterfüllt ließ er den alten kernigen Hansaspruch laut erschallen: „Navigare necesse, vivere non necesse est.“

Gewaltig stieg nunmehr und plötzlich der Anteil Deutschlands an dem internationalen Handelsverkehr; Frankreich wurde fast um das Doppelte überholt, Liverpool mußte den zweiten Platz als Welthafen an Hamburg abtreten.

Nur einige wenige Daten, die in größerer Ausführlichkeit den Unkundigen doch nur verwirren, seien hier angeführt, um einen Begriff zu geben, welchen riesenhaften Fortschritt die deutsche Schiffsbaukunst gemacht hat und wie sehr sich der transatlantische Verkehr gehoben hat. Der im Bau begriffene Doppelschraubenschnelldampfer „Kaiser Wilhelm II.“ des Norddeutschen Lloyd hat einen Bruttogehalt von circa 19500 Tons, seine Wasserverdrängung wird bei

29 Fuß Tiefgang 26000 Tons betragen, Länge 707 Fuß, Breite 72 Fuß, Raumtiefe 41 Fuß. Die Maschinenanlage wird 40000 Pferdekräfte leisten und den ungeheuren Koloß mit einer Geschwindigkeit von 23—24 Seemeilen in der Stunde durchs Wasser treiben. Er ist auf 1285 Kajütspassagiere eingerichtet, die Besatzung ist auf 585 Mann normiert.

Der Schiffs- und Maschinenbau-Anstalt Vulkan in Bredow bei Stettin gebührt das Verdienst, den Bau von Schnelldampfern zuerst in die Hand genommen und mit einem Schlage beim ersten Anlauf zu höchster Vollendung gebracht zu haben.

Mit größter Besorgnis verfolgt England dieses rasche Emporblühen der deutschen Industrie, des transatlantischen Reiseverkehrs auf den Schiffen der deutschen Nordseeflotte, sowie die Ausbreitung des deutschen Handels. Auf Gebieten der Industrie, in denen die Engländer bisher Alleinherrscher gewesen, wurden sie zum Teil verdrängt, zum Teil nahm Deutschland die Führung, wie zum Beispiel bei der chemischen und elektrischen Industrie. Kurz, England und Deutschland sind in einer Nebenbuhlerschaft begriffen, die sich von Jahr zu Jahr mehr zu unsern Gunsten ausgestaltet hat.

So erfreulich dies einerseits für uns ist, so hat doch diese Nebenbuhlerschaft einem so mächtigen Nachbar gegenüber auch seine sehr ernste Seite, denn jede Rivalität trägt den Keim von Verwicklungen in sich, und England hat bisher im ganzen Verlauf seiner Geschichte gezeigt, daß es nicht nur stets darauf ausgegangen ist, jede Nebenbuhlerschaft im Handelsverkehr mit Waffengewalt niederzuzwingen, sondern es hat auch diesen seinen Zweck bisher jederzeit erreicht. Es darf auch einer kraftvollen, noch in voller Triebkraft befindlichen Nation nicht verdacht werden, wenn sie eifersüchtig darüber wacht, ihre Ueberlegenheit im Handelsverkehr nicht schmälern zu lassen. Aber der rivalisierenden Macht ist es ebensowenig zu verdenken, darauf bedacht zu sein, den kolonialen Besitz zu mehren, der einheimischen Industrie die Wege zu ebnen, die Handelsverbindungen zu erweitern. Wie leicht bei so gleichartigen Bestrebungen Reibungen hervorgerufen werden können und wie sehr sich dabei England seines Uebergewichts bewußt ist, zeigt der Verlauf der Faschoda-Angelegenheit, zeigt die überhebende Sprache der englichen Presse Deutschland gegenüber, in der mit glühenden Farben geschildert wird, wessen wir uns von England zu versehen haben würden, wenn es zu einem Kriege zwischen den beiden rivalisierenden Handelskonkurrenten käme.

Wenn wir vorher sahen, mit wie wenig Sicherheit sich in der Entwicklung des Völkerlebens die Zukunft voraussehen läßt, wenn wir zurückdenken an die Zeit, wo in wenigen Tagen der anscheinend so klare politische Himmel sich derartig verdüsterte, daß die ganze Welt von dem Ausbruch des Unwetters überrascht wurde, das den Krieg im Gefolge hatte, so meine ich, daß es nicht als ein müßiges oder unzeitiges Unterfangen zu erachten ist, eine fernliegende Möglichkeit, also im vorliegenden Fall einen Krieg mit England, in den Kreis ruhiger Betrachtung zu ziehen. Man bedenke, welch einen ungemessenen Einfluß eine

einzige hervorstechende Persönlichkeit in England hat, wenn sie um materieller Vorteile willen für den Krieg plaidiert, wie Mr. Chamberlain!

Die ganze wirtschaftliche Weltlage hat sich total verändert. Die Manchesterdoktrin zählt nur noch einige wenige rabiate Anhänger, zumeist nur unter den führenden Berufsparlamentariern der linksliberalen Parteien, die ihrerseits natürlich nicht zugeben dürfen, daß sie sich gründlich geirrt haben in dem, worauf sie so oft Stein und Bein geschworen haben. Rußland und die Vereinigten Staaten von Amerika, die beide sich zu Weltmächten herangebildet haben, umgeben sich mit undurchdringlichen Zollschranken; England, durch die deutsche Konkurrenz hart bedrängt, möchte in gleicher Weise alle seine großen ausländischen Besitzungen aufs engste mit dem Mutterland durch Zollanschluß verbinden, und falls sich diese Bemühungen verwirklichen sollten, für die der energische Kolonialminister Mr. Chamberlain mit seiner ganzen Willenskraft eintritt, wenn also England sich der protektionistischen Politik zuwenden sollte, so würden die mitteleuropäischen Staaten gezwungen sein, sich zusammenzuschließen, um der Gefahr zu entgehen, wirtschaftlich brutalisiert zu werden, und um ihren Platz an der Sonne zu behaupten. Das würde wahrscheinlich den Krieg zur Folge haben. Wenn schon der Krieg nicht gescheut wird, wo es sich bloß um die Wünsche großer Interessentengruppen handelt, wie in dem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien oder zwischen England und Transvaal: wieviel wahrscheinlicher würde ein solcher sein, wenn es sich für die vom Export abgeschnittenen Länder um die eigne Wohlfahrt nicht nur, sondern sogar um die Existenzbedingung handelt! Da England fast alle größeren ausländischen Absatzgebiete in Händen hat, so kann es sich zur Beseitigung der wirtschaftlichen Vergewaltigung nur um einen Krieg mit England handeln.

Prüfen wir daher sina ira et studio die bekannten militärischen Streitkräfte Englands auf ihren inneren Wert, um daraus Schlüsse abzuleiten, welcher Wert den englischen Preßstimmen beizulegen ist, die noch immer von dem Ruhme zehren, den Englands Flotten vor hundert Jahren errungen haben.

Die erste Bedingung zu einer objektiven, leidenschaftslosen Beurteilung ist es, alle diejenigen im englischen Nationalcharakter begründeten guten und rühmlichen Eigenschaften hervorzuheben, durch die aus dem beschränkten Inselreich ein Weltreich geworden ist, das 354 Millionen Menschen und ein Territorium von 6,3 Millionen Quadratkilometer umfaßt.

Die angelsächsische Rasse ist aufs reichlichste mit allen den Eigenschaften ausgerüstet, die sie befähigen, in dem Kampf ums Dasein als Sieger hervorgehen zu können; sie ist auch bisher stets Siegerin geblieben, aber qui trop embrasse, mal étreint. Auch das größte militärische Genie, das je gelebt, Napoleon, der größte Eroberer, stürzte von seiner gewaltigen Höhe herab, weil er sich nicht zu begnügen vermochte und das Schicksal mit seiner Launenhaftigkeit nicht in Rechnung zog. Der Angelsachse ist zähe und entschlossen, die insulare Lage des Landes verwies ihn auf das Wasser, und im Kampfe mit dem flüssigen Element stählte sich seine Kraft. Er besitzt technische Veranlagung, sowie kauf-

männisch-spekulativen Sinn, und da er nebenbei äußerst praktisch ist, so thut er sich bei seinen Unternehmungen durch entschlossenes Wagen hervor. Händler par excellence, eroberte er sich gleichwohl die halbe Welt, nicht wie ein Alexander der Große oder Napoleon aus Ruhmbegierde, sondern um die eroberten Gebiete als Absatzquellen seiner Fabrikate zu benutzen und deren Produkte seiner Heimat billig zuzuführen. Im offenen Kampf mutig und tapfer, ist er doch gerieben und verschlagen, um sich von andern die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen: die Verwicklungen andrer Mächte benutzt er gern, um als tertius gaudens sein Schäfchen zu scheren. Mit hervorragendem Erwerbssinn ausgerüstet, wie die semitische Rasse, hält er sich doch fern von jeder wucherischen Ausbeutung des Schwächeren. Von seiner Ueberlegenheit überzeugt, besitzt er lobenswerten Nationalstolz, den er offen zur Schau trägt und dessen häufig vorkommender Mangel den Deutschen entwürdigt. Demzufolge überträgt er die Sitten und Gewohnheiten seiner Heimat überall dahin, wohin ihn sein auf Erwerb bedachter Wagemut verschlägt, und diese Sitten und Gewohnheiten sind vornehm und nachahmenswert. Auch in der Fremde bleibt und zeigt er sich als der stolze Brite, ohne sich mit einer fremden Nationalität in Sprache und Nachahmung von dessen äußerem Wesen zu vermischen. Freund aller den Körper stählenden Leibesübungen, ist er im geselligen Verkehr von größter Liebenswürdigkeit und Verbindlichkeit. Zur Bezeichnung untadelhaften vornehmen Wesens und Verhaltens ist das Wort Gentleman und gentlemanlike sogar in unsern Sprachgebrauch übergegangen. Als Kolonisator überragt der Engländer alle übrigen Nationen. Wer nicht mit eignen Augen gesehen hat, in welcher hervorragenden Weise eine englische Kolonie ohne Schematisierung, nur den praktischen Bedürfnissen Rechnung tragend, verwaltet wird, vermag sich kaum eine Vorstellung davon zu machen. Kurzum, die englische Nation fordert in allen Beziehungen unsre vollste Wertschätzung heraus.

Verfolgt man nun nach dieser allgemeinen Charakteristik den Werdegang der englischen Geschichte, nicht in Bezug auf die politischen Kämpfe im Innern, sondern in seiner Ausgestaltung zu der erreichten Weltmachtstellung, so ergiebt sich zunächst das Resultat, daß nur Seesiege es sind, denen England seinen Ländererwerb, seine Machtstellung und seinen Reichtum verdankt. Hier auf dem Wasser, auf der überallhin sichtbaren Fläche desselben, wo es keine Terrainschwierigkeiten zu überwinden giebt, wo keine vorherigen Märsche ermüden, keine Ueberfälle unvorhergesehener Art zu gewärtigen sind, keine Umgehungen stattfinden können, wo es nur darauf ankommt, mit gesättigtem Magen gute Seemannschaft zu bethätigen und die physische und moralische Kraft zur Bezwingung des Gegners voll einzusetzen: hier hatte die kernige, durch gute Fleischkost zu großer Kraftanstrengung befähigte physische Natur der englischen Seeleute, deren natürliche Fixigkeit durch gute Schulung unterstützt wurde, hier hatte die Entschlossenheit und zähe Ausdauer ihrer hervorragenden Führer das geeignete Feld, um sich in ihrer Ueberlegenheit gegen Holländer, Spanier und Franzosen zu bethätigen. Hier auf dem Wasser fielen die Würfel um den Besitz von Indien,

vom Kap und so weiter. Im offenen Felde dagegen gegen ebenbürtige Gegner sich zu bewähren, hatte England bisher nur wenig Gelegenheit. Um so wertvoller sind daher die Beobachtungen und die Resultate des jetzigen mehrjährigen Ringens in dem Versuche Englands, die Burenstaaten zu überwinden.

Um vollständig objektiv zu bleiben, schalten wir die Rechtsfrage bei diesem Anlaß vollständig aus: wir gehen sogar so weit, die Maxime aufzustellen, daß im Leben der Nationen wie im Leben der animalischen Welt es nur eine Machtfrage, keine Rechtsfrage giebt. Hier wie dort muß das Recht des Stärkeren, sich auf die Beute zu stürzen, als eine Naturnotwendigkeit anerkannt werden. Aber in der Abwägung der Verhältnisse, welche den Ausbruch des Kriegs veranlaßt haben, ist doch ein Punkt aufzunehmen, der für die künftige politische Entwicklung der Dinge sehr wesentlich ist. Es ist dies das Ueberwiegen eines einzelnen Faktors im staatlichen Getriebe Englands, nämlich der Börse. Letztere war das treibende Moment, sich der reichen Goldländereien der südstaatlichen Republiken zu bemächtigen; ihr Einfluß lediglich ließ den Krieg zum Ausbruch kommen. — Daß das Ueberwiegen eines einzelnen Faktors im Staatsgetriebe ungesunde Verhältnisse schafft, dafür ist Spanien ein sehr naheliegendes Beispiel, das durch das Ueberwiegen des klerikalen Elements von seiner stolzen Höhe herabgestürzt ist. Die Börse als Reizmittel zum Erbeuten ist — wie der Verlauf des Krieges ja zeigt — eine sehr üble Sache, deshalb empfiehlt es sich, da auch physische Kraft im Kriege eingesetzt werden muß, den physisch-militärischen Wert der Börsenleute hervorzukehren, der etwa dahin abzuschätzen ist, daß circa 500 kräftige Bauernbursche, um den heimischen Acker zu bestellen, und 500 tüchtige Seeleute, um auf der Flotte Dienst zu thun, im Fall der Not, also im Kriegsfall, mehr wert sind, als alle noch so gewiegten Börsenleute Englands — die offenen wie die geheimen — zusammengenommen.

Wenn man bisher zu sagen gewohnt war, zum Kriegführen gehöre erstens Geld, zweitens Geld und zum dritten wieder Geld, so zeigt dieser Krieg, daß Geld allein es auch nicht thut, sondern daß auch gar sehr Menschen dazu gehören, die gewillt sind, ihre Knochen zu Markt zu tragen. Unter den Schreiern an der Börse ist aber dies Material leider nicht vertreten.

Die Ursachen der englischen Mißerfolge in Südafrika liegen so klar zu Tage daß es zu deren Erklärung nur kurzer Hinweise bedarf. — England hat nur Söldnerscharen, zwar im eignen Lande angeworben, aber da die Marine alles, brauchbare Menschenmaterial absorbiert, so bleibt für das Landheer im großen und ganzen nur noch der geringere Ausschuß übrig, der im geregelten Erwerbsleben kein entsprechendes Fortkommen findet. Der an und für sich geringe Truppenbestand wird des weiteren durch Abgabe an die Kolonien zersplittert.

Auch über die Frage, welche Unterstützung England etwa im Kriegsfall von seinen Kolonien zu erwarten habe, hat der Burenkrieg den nötigen Aufschluß gebracht. Selbst wenn der Zeitungsnachricht kein Glauben beigemessen wird, daß aus Australien herbeigeeilte Enthusiasten wieder Kehrt gemacht hätten, ohne daß es zu einer Ausschiffung derselben gekommen wäre: immerhin hat die be-

kundete Teilnahme sich nicht derart in Thaten umgesetzt, daß in Zukunft auf eine ins Gewicht fallende Unterstützung gerechnet werden könnte.

Wir haben somit zunächst ersehen, daß England als Landmacht denjenigen Staaten gegenüber, bei denen militärische Dienstpflicht eingeführt ist, kaum in Betracht kommt. Allein wie steht es mit seiner Ueberlegenheit zur See? Ist es noch immer so unangreifbar wie zur Zeit des ersten Napoleon — der bekanntlich wünschte, nur sechs Stunden lang Beherrscher des Kanals zu sein, um Englands Macht vom Erdboden zu vertilgen —, ist es noch so unangreifbar heute, nachdem die Schiffe einen eignen Motor erhalten haben?

Ich gehe an diese Untersuchung mit einem gewissen zaghaften Unbehagen, mit einer Art frommer Scheu. Der englische Seemann ist mir stets das Vorbild vorzüglicher Seemannschaft gewesen, die kühnen Thaten und die Siege der großen englischen Seehelden haben von frühester Jugend an meinen Seemannsenthusiasmus erregt. Ich kenne die englische Seekriegsgeschichte bis ins Detail, und noch heute folge ich mit gleichem Interesse wie je zuvor dem unvergleichlichen Verhalten Nelsons in der Schlacht bei Kap Vincent, wie er ohne Befehl in rascher Entschließung, um die feindliche Flotte am Entweichen zu hindern, das gewagte, tollkühne Manöver ausführte, aus der Linie zu scheren und sich dem Feind entgegenzuwerfen; ich folge ihm bei seinem Nachtangriff auf die französische Flotte bei Abukir, bei seiner späteren unermüdlichen Suche nach dem Verbleib der aus Toulon entkommenen französischen Flotte bis zu der wichtigsten und bedeutungsvollsten aller Seeschlachten bei Trafalgar, durch die Napoleons Plan einer Invasion in Großbritannien endgültig zu nichte gemacht wurde. Daß alle meine Sympathien in diesem gewaltigen Ringen zur Napoleonischen Zeit auf englischer Seite liegen mußten, ist selbstverständlich, und wenn ich in meinen Ausführungen dahin kommen sollte, eine für England ungünstige Verschiebung der heutigen Verhältnisse gegen die damalige englische Ruhmesperiode konstatieren zu müssen, so glaube ich durch die unumwundene Betonung meiner Sympathien für englisches Wesen mich wenigstens gegen den Vorwurf übelwollender Auffassung oder patriotischer Ueberschätzung gesichert halten zu dürfen.

Was ist es — diese Frage ist zunächst zu beantworten —, wodurch England zu dieser Napoleonischen Periode, die so maßgebend für seine heutige Seemachtstellung geworden ist, als Sieger hervorgegangen ist? An Zahl der Schiffe waren die Gegner, Franzosen und Spanier, den Engländern überlegen. In der Schlacht bei Kap Vincent hatten die Spanier 32 Linienschiffe, die Engländer hatten deren nur 15, bei Trafalgar hatten die Engländer 27 Linienschiffe, die vereinigte französisch-spanische Flotte bestand aus 33 Linienschiffen; also die größere Zahl der Schiffe, auf deren Vorhandensein England heute seine Sicherheit und Ueberlegenheit aufbaut, ist eo ipso nicht maßgebend oder ausschlaggebend. Dies muß zunächst als ein sehr wichtiger Punkt in den Vordergrund gestellt werden.

Die obige Frage ist dahin zu beantworten: England erfocht diese groß-

artigen Siege, die trotz der Minderzahl ihrer Schiffe zur vollständigen Vernichtung des Gegners führten, namentlich bei Abukir und Trafalgar, weil ihm zu jener Zeit eine hervorragende Zahl der tüchtigsten Flottenführer und Schiffsbefehlshaber zur Hand war.

Da war zunächst Jervis, unerschütterlich und unbeugsam wie ein Fels, der den Sieg bei Kap Vincent erfocht, eines der hervorragendsten und glänzendsten Seegefechte aller Zeiten. Aber was für Kapitäne standen ihm auch zur Seite! Unter ihnen Nelson, Troubridge, Collingwood; solch eine seltene Vereinigung der hervorragendsten Talente zu gleicher Zeit dürfte wohl nie wieder in die Erscheinung treten, dergleichen wiederholt sich nicht im Lauf der Weltgeschichte! Derartige Epochen eines gleichzeitigen Auftretens hervorragender Talente lassen sich auf allen Gebieten der Kultur nachweisen, auf allen Gebieten der Kunst, in der Litteratur und so weiter. Das sind aber seltene Blüten am Stamm des Völkerlebens!

Des weiteren aber verdankte England seine Ueberlegenheit über die französische und spanische Flotte der intensiven Schulung des seemännischen Personals, den fortgesetzten Uebungen in der Durchführung taktischer Manöver. Damals, zur Zeit der Segelschiffahrt, gehörte mehr dazu als heute, in enggeschlossener Formation zu bleiben bei allen taktischen Evolutionen. Aber der anhaltende Dienst, jahraus jahrein fortgesetzt trotz aller Unbilden der Jahreszeit, aufgezwungen, um die feindlichen Flottenabteilungen, die in den Häfen von Brest, Cadix und Toulon eingeschlossen waren, an einem Auslaufen zum Zweck ihrer Vereinigung zu verhindern, hatte Mannschaften und Offiziere derartig an die Anstrengungen des Dienstes gewöhnt, daß alle dienstlichen Obliegenheiten desselben mit der äußersten Präzision, Sicherheit und Gewandtheit zur Ausführung gebracht wurden.

Diese Schulung fehlte indessen gänzlich bei den Spaniern und Franzosen. Nach den Berichten des Admirals Gravière gab es kaum 60—80 Seeleute auf jedem spanischen Linienschiff, der Rest bestand aus Nichtseeleuten, die man wenige Monate vorher auf dem Lande oder aus den Gefängnissen zusammengesucht hatte, und Nelson schrieb: Die Dons bekamen es nach mehrstündigem Versuch nicht fertig, irgend etwas zu stande zu bringen, was man eine Kiellinie hätte nennen können (Mahan). Bei den Franzosen sah es nicht viel besser aus, zumal die adeligen Offiziere — und nur aus solchen bestand das Offiziercorps — durch die Revolution verdrängt waren.

Wie liegen dem gegenüber heute die Verhältnisse? Daß nur in Kriegszeiten hervorragende Talente an die Oberfläche gehoben werden, die im gewöhnlichen Verlauf der Dinge in der Dunkelheit verblieben wären, ist bekannt. Napoleon ist das beste Beispiel. So mögen ja verborgene Talente auch zurzeit in England reichlich vorhanden sein; daß solche aber mit den vorher genannten Berühmtheiten keinen Vergleich aushalten werden, darf ohne weiteres angenommen werden. Derjenige englische Admiral, der sich in neuerer Zeit bei Gelegenheit von Flottenmanövern glänzend hervorgethan hatte (Tryon), auf den England

seine größten Hoffnungen setzte, rechtfertigte wenigstens die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht. Durch einen unglaublich thörichten Befehl zur Ausführung eines Manövers, auf dessen Durchführung er eigensinnig bestand, führte er den Verlust seines eignen Schiffes herbei und versank mit ihm in die Tiefe. Der zweite Admiral, der die Gefahr vollständig erkannte, die in der strikten Ausführung des Befehls lag, zeigte nicht die Entschlossenheit, die Beseitigung der Gefahr auf eigne Schultern zu nehmen, und brachte dem schönsten Schiffe der englischen Mittelmeerflotte die Todeswunde bei.

Das sind keine Proben von Meisterschaft, von Selbständigkeit und Entschlossenheit, wie Nelson solche in der Schlacht bei Vincent hervortreten ließ.

Nach dieser Richtung hin, was die Führerschaft anbelangt, muß demnach ein Uebergewicht Englands zunächst als zweifelhaft erscheinen.

Was nun die Schulung und taktische Durchbildung auf der englischen Flotte in heutiger Zeit anbetrifft, so möchte ich zunächst in den Vordergrund stellen, was in dieser Beziehung bei uns geleistet wird. Unsre Schiffe sind Winter und Sommer unausgesetzt in Bewegung auf dem gefahrenreichsten Uebungsfeld, um, sei es einzeln, sei es in kleineren Verbänden, sich zu üben und sich auszubilden in der Taktik und in der Handhabung der Feuerwaffen, um dann im Herbst zu einem Ganzen zusammenzutreten zur Lösung strategischer Aufgaben. Kein Wetter schreckt, kein Nebel, keine Gefährlichkeit der Uebungsgründe und der Küsten, um das festgelegte Programm der Uebung unweigerlich und mustergültig durchzuführen. Solche Schulung schafft Seeoffiziere, die ihren Dienst aus dem Grunde verstehen, erzieht Mannschaften, auf die man sich verlassen kann! So ähnlich ging es auf der englischen Flotte zu, als die Blokadeflotte vor Brest unter Admiral Cornwallis und später unter Lord Vincent diesen Hafen umklammerte!

Wie anders heute in England! Im Mittelmeer, das an und für sich ganz gut geeignet ist zum Spazierenfahren, das aber kein Uebungsfeld ist, um wetterfeste Seeleute heranzubilden, hat England aus politischen Rücksichten eine starke Flotte, die ab und zu von einem Hafen zum andern fährt. Die auf die ausländischen Stationen verteilten Schiffe absolvieren, im Hafen liegend, die tägliche Routine; von taktischen Evolutionen ist kaum je die Rede, und daß der Dienst nicht zu angreifend werde, dafür wird auch entsprechend Sorge getragen.

Als ich einmal im Hafen von Singapore des Nachts unverhofft Generalmarsch schlagen ließ, um den Grad der militärischen Ausbildung in Bezug auf „Klar Schiff!“ ohne Vorbereitetsein zu konstatieren, war der Kommandant des dort liegenden Panzerschiffs Swiftoure ganz erstaunt, daß die Mannschaft der nächtlichen Uebung strikt und willig Folge geleistet habe: seiner Mannschaft dürfe er eine solche Zumutung nicht stellen, sich des Nachts aus dem Schlaf trommeln zu lassen. — Hier haben wir mal wieder den Unterschied zwischen militärischer Dienstpflicht und Söldnertum. Auf diesen englischen Stationen hat man besondere Gelegenheit, zu beobachten, in welcher Weise die Besatzungstruppen ihre militärischen Uebungen und Exercitien absolvieren. Meinem an das stramme preußische

Exercitium gewöhnten Blick erschien solches „Ueben“ stets nur so, als würden die Leute spazieren geführt, um sich die Beine zu vertreten. Alljährlich werden ja auch in England größere Flottenmanöver vorgenommen, die im allgemeinen den Angriff einer feindlichen Macht auf die englischen Häfen oder eine feindliche Landung auf der Insel zum Ausgangspunkt nehmen. Daß aber eine vereinzelte derartige Uebung, die sich auf wenige Wochen im Jahr beschränkt, nicht den gleichen Wert haben kann wie eine rationelle, fortlaufende Durchbildung, wie solche in unsrer Marine üblich ist und wie solche auch nach Anwachsen der durch den Flottenplan festgelegten Schiffszahl mit derselben Intensität wie zurzeit durchgeführt werden wird, leuchtet ohne weiteres ein. Eine Ueberlegenheit Englands in Bezug auf taktische und sonstige seemännische Durchbildung des Personals, wie solche zu Nelsons Zeiten so viel zu den damals erfochtenen Siegen beitrug, können wir somit ebenfalls nicht konstatieren, im Gegenteil können wir uns dreist eine solche Ueberlegenheit zuerkennen.

Wir gehen nunmehr zu der wichtigsten Frage über: „Worin besteht demgemäß die eigentliche große Ueberlegenheit Englands?“ Daß eine solche als unbedingt vorhanden vorausgesetzt wird, geht aus dem Verhalten Frankreichs hervor, als ihm in der Faschoda-Angelegenheit ein quos ego vom Kanal entgegengedonnert wurde.

Nun, diese vorausgesetzte und allgefürchtete Ueberlegenheit beruht nach ganz allgemeiner Meinung in der großen Zahl der Schiffe, die England dem einzelnen Gegner gegenüber ins Feld zu stellen vermag.

Diesem Argument gegenüber, gegen das ich nie den geringsten Einspruch erhoben gesehen habe, komme ich mir immer vor, als müsse mein Auffassungsvermögen doch ein recht beschränktes sein, denn — ich kann mir nicht helfen, es auszusprechen — ich kann mich absolut nicht zu der Auffassung emporschwingen, und es will mir durchaus nicht einleuchten, daß Schiffe fechten! Meiner Auffassung nach fechten Menschen, die auf den Schiffen sich befinden und zum Fechten geeignet sind, und wenn demnach nicht Menschen genug vorhanden sind, um alle vorhandenen Schiffe mit dem dazu erforderlichen und geeigneten Personal ausreichend zu besetzen, so kommt nur diejenige Zahl von Schiffen in Betracht, die mit solchem geeigneten Personal voll bemannt werden können. Aller darüber hinausgehende Bestand von Schiffen kommt nicht weiter in Betracht, zählt nicht weiter mit, und wären es ihrer noch zehnmal so viele. Hic haeret aqua! Höchstens ist dieser Ueberzahl eine gewisse Bedeutung als Reservematerial beizulegen, aber wenn England überhaupt in die Lage kommen sollte, auf sein Reservematerial zurückgreifen zu müssen, so dürfte es überhaupt mit seiner Uebermacht vorbei sein.

Es handelt sich also um die Frage, ob England ein so überlegenes geeignetes Menschenmaterial im Kriegsfall zu stellen vermag, um den Bestrebungen zur Flottenvermehrung der übrigen Seemächte auf alle Fälle gewachsen zu bleiben?

Das ist zunächst mehr als fraglich. Die große Flottenrevue vor einigen

Jahren, die darauf berechnet war, die Welt in staunende Bewunderung zu versetzen, entsprach diesem Zweck zwar vollständig in Bezug auf das zur Stelle geschaffte Schiffsmaterial; mit dem Menschenmaterial hat es aber gar sehr gehapert, das war alles nur for show. Und wie würde es erst damit bestellt sein, wenn die fremden Elemente, die sich in der englischen Flotte haben anwerben lassen, die Deutschen, Dänen, Norweger, und so weiter in Abzug gebracht würden?

Zum heutigen Schiffsdienst braucht man namentlich Heizer, Maschinisten und geübte Artilleristen. Von diesem Personal besitzt England den andern Seestaaten gegenüber nicht mehr als seiner Bevölkerungszahl entspricht, das heißt der Prozentsatz dieses Materials — sagen wir für je eine Million Menschen — ist in England nicht größer als anderswo, und demnach kann von einer wirklichen Ueberlegenheit Englands durch größere Zahl der Schiffe nur so lange bei einer einzelnen Seemacht die Rede sein, als die in Betracht kommende Macht noch nicht so viele Schiffe besitzt, um das bei ihr vorhandene geeignete Menschenmaterial auf diesen ihren Schiffen unterbringen zu können. Ist dieser Status aber erreicht, so gleichen sich alsdann die Kräfte aus, respektive das Uebergewicht fällt alsdann derjenigen Macht zu, welche an Bevölkerungszahl England überlegen ist. Aus dem eignen Bestand an solchem Material läßt sich demnach mit Leichtigkeit ein Rückschluß machen auf das, was nach dieser Richtung hin England zu leisten vermag, und so kommt man des weiteren dazu, berechnen zu können, wie viele Schiffe England überhaupt entsprechend bemannt ins Feld zu stellen vermag, wie viele von diesen zur Aufrechterhaltung der Kolonien von dieser Gesamtzahl in Abzug zu bringen sind und wie viele zur Verteidigung des Inselreichs zurückbleiben; denn nachdem der afrikanische Krieg die volle Schwäche Englands in Bezug auf dienstwilliges und dienstbereites Menschenmaterial der erstaunten Welt kundgegeben hat, wird England voraussichtlich bei der heutigen kräftigen Entwicklung aller übrigen Flottenmächte nicht weiter in die Lage kommen, sich mit Angriffsplänen abgeben zu wollen. Den englischen Nimbus zerstört zu haben, ist auch ein Verdienst des Herrn Chamberlain.

Die Mannschaftsfrage ist es also in erster Linie, um die es sich handelt. In dieser Beziehung ist England stark im Nachteil gegen Deutschland, Frankreich und Rußland, zunächst ganz im allgemeinen und im besonderen deshalb, weil England nur über angeworbenes Personal zu verfügen hat. Alle die vielen deutschen Seeleute, welche auf englischen Schiffen ihrem Beruf obliegen, kommen im Kriegsfall sofort in Fortfall, und dies ist ein sehr bedeutender Prozentsatz, während umgekehrt dieser Ausfall unsrer heimischen Flotte zu gute kommen würde.

Zum Schluß unsrer Untersuchungen kehren wir dahin zurück, wovon wir ausgingen, zu unsrer Handelsflotte in der Nordsee.

Die Schiffe, namentlich die besonders geeigneten des Lloyd und der Hamburger Paketfahrt, sind in Rücksicht auf kriegerische Eventualitäten so eingerichtet, daß sie mit Geschützen versehen werden können, um als bewaffnete Kreuzer zu

dienen. Die diesen Gesellschaften gewährte staatliche Subvention ist mit Rücksicht hierauf normiert.

Man denke, was das besagen will, wenn alle die vielen großen und schnellen Schiffe sich auf die Jagd machen würden, um die feindlichen Handelsschiffe abzufangen. Im Nu wäre der gesamte so gewaltige Außenhandel des Inselreichs ins Stocken gebracht. Da diese Schnelldampfer schneller laufen als die Kriegsschiffe, so sind sie in der Lage, sich jedem überlegenen Angriffe zu entziehen.

Sollte es sich aber darum handeln, eine Landung zu bewerkstelligen und zu diesem Zweck Truppen und Kriegsmaterial an Bord zu nehmen, um dasselbe an einem vorher in Aussicht genommenen Punkte der englischen Küste auszuschiffen, so ist die außerordentliche Größe und Schnelligkeit dieser neuesten Schiffstypen des weiteren von größter Bedeutung. Da es beim Inswerksetzen einer Landung sehr darauf ankommt, ganz überraschend hervorzubrechen, so muß es als ein großer Vorteil erachtet werden, daß durch den Nordostseekanal ein doppeltes Ausfallthor gegeben ist.

Die Möglichkeit, an der englischen Küste eine Landung zu bewerkstelligen, ist gegen früher durch die Verwendung der Dampfkraft gar bedeutend gestiegen. Bei der Sicherheit, mit der die Schiffe bei Nacht und Nebel ihren Weg zu finden wissen, der Schnelligkeit, mit der sie an dem Ort ihrer Bestimmung einzutreffen vermögen, der Möglichkeit, nachts mit verdeckten Lichtern fahrend, sich jeder feindlichen Beobachtung zu entziehen, sind die Vorteile der insularen Lage des Königreichs stark zurückgegangen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergiebt sich das Resultat, daß wir von England nichts zu fürchten haben, wenn wir fortfahren, den allergrößten Wert auf die rascheste Vermehrung unsers Flottenmaterials zu legen. Ein jedes Schiff von wirklichem Gefechtswert, also jedes Linienschiff und jeder Kreuzer zum Aufklärungsdienst, bringt somit für uns einen Zuwachs zum allmählichen Ausgleich mit der englischen Flotte, während jeder derartige Zuwachs an Schiffsmaterial für England nur den Wert hat, das vorhandene Schiffsmaterial, soweit solches voll bemannt werden kann, durch solches vom neuesten Typus auf der besten Höhe zu erhalten, denn eine gleichzeitige Vermehrung des erforderlichen und geeigneten Menschenmaterials läßt sich eben nicht auf maschinellem Wege erreichen. Amerika zeigt uns, was sich in Bezug auf rasche Vermehrung von Flottenmaterial erreichen läßt, wenn nicht bei jedem Schritt vorwärts der Hemmschuh der Budgetkommission zu fürchten ist.

Friedrich Chopin als Komponist.

Von

Johanna Kinkel.

Geschrieben im Jahre 1855. Aus ihrem Nachlaß.

V.

Das erste von Chopin publizierte Notturno (Op. 9 in B-moll) giebt uns Gelegenheit, an die eben aufgestellte Behauptung anzuknüpfen. Man suche nur seine begleitenden Arpeggien zusammenzudrängen, und man wird den Farbenstaub des Schmetterlingsflügels abgestreift haben. So fein wie die äußere Hülle ist auch der Inhalt dieses bezaubernden Vortragsstücks, es atmet zarte Melancholie, Hoffnung und Entsagung und führt uns in die ideale Welt, welche der große Künstler bewohnt.

„Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden,
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden, leisen Hauche kommen,
Der Farben grelle Pracht erblaßt,
In weicher Linie ruht verschwommen
Des scharfen Zackenfelsens Last.“ 1)

Mit einer solchen Stimmung begrüßt uns Chopins zweites Notturno (Op. 9 in Es-dur), welches die majestätische Größe der Nacht und ihre zwingende Gewalt über den Menschengeist schildert. Dieser die Komposition durchwehende Klang ist so überwältigend, daß das ungewohnte Zusammentreffen einiger durchgehender Noten dennoch seine Wirkung nicht aufhebt. Und, sobald der Zusammenhang verstanden und der Vortragende fähig ist, kühn darüber wegzuschreiten, sind gerade diese dissonierenden Noten in ihrer Gesamtwirkung von ergreifender Schönheit.

Um noch einmal auf Field und seine Nachahmer zurückzukommen, so möchte der Gegensatz der Stimmungen ihrer und der Chopinschen Notturnos am ehesten so zu charakterisieren sein: Das ältere Notturno ist einem Gedicht aus Matthissons Tagen analog, wo die unschuldigen Gefühle der Freundschaft und der platonischen Liebe sich als der belebende Geist einer Mondlandschaft empfanden und sehr gemütlich und zuweilen etwas prosaisch die Nachtseiten des menschlichen Lebens anklagten. Hingegen ist Chopins Musik demjenigen Ton am nächsten verwandt, den in der Poesie Nikolaus Lenau angeschlagen hat. Es ist die dunkle Gewalt

1) Aus einem Gedicht von Gottfried Kinkel.

einer edleren Klage, die nicht bloß individuelle Gefühle ausspricht, sondern die grübelnde Idee unsrer nach Wahrheit ringenden Zeit in sich verkörpert.

Der lichteren Seite von Lenaus Poesie, die sich in den stillen Naturbildern, zum Beispiel in den Schilfliedern offenbart, sind die weicheren Klänge der Notturnen ebenso nahe verwandt, wo Chopin die einfache Schönheit eines Gesanges mit nur leise flüsternden Hauchen begleitet, die er den Zephyren ablauschte. Auch aus Heinrich Heines schönsten Poesien klingt ein Ton in Chopin unverkennbar nach: ich meine jene wunderholden Lieder, in denen Heine das Meer und die nächtlichen Gestirne mit ihren rätselhaften Einflüssen auf das Menschengemüt besingt, die frei von allem Cynismus nur mit geistreicher Ironie gewürzt sind und ihn vor allem, was er schuf, zu jenem stolzen Wort berechtigen:

„Nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt.“

Chopins drittes Notturno in H-dur, eines der geistreichsten, die er überhaupt geschrieben, läßt sich fast parallel mit dem Heineschen „Seegespenst“ auslegen. Das Thema giebt die wunderlichen Laute, mit denen der leise Nachtwind um die Segel eines Schiffes flüstert und das Tauwerk stöhnend bewegt. Auf der Meeresfläche zittert der letzte Schimmer des Abendrots — da beginnt es in der Tiefe von Gestalten zu wimmeln. Der Träumer, der über den Rand des Schiffes hinabschaut, glaubt Vineta, die versunkene Stadt, mit ihren Zinnen zu sehen. Man vergleiche die sieben letzten Takte des ersten Tempo, die unmittelbar dem Agitato in Moll vorhergehen. Es ist, als ob die Seele durch die Wunderlaute der Natur, die allein auf der weiten Wasserwüste zu ihr reden, sich zum Märchenglauben eben vorbereitet hätte. Die folgenden Triolen des Basses tragen, von dem spornenden Rhythmus der Synkope getrieben, eine phantastische Melodie und schildern uns die Wunder der Tiefe. In dem Heineschen Gedichte wird der Träumer, der sein Liebchen plötzlich vom Meeresgrund heraufgrüßen sieht, auf humoristische Weise vom Kapitän des Schiffs im Augenblick aufgerüttelt, wo er sich eben zu ihm hinabstürzen will. An der entsprechenden Stelle der Chopinschen Komposition bricht ein überraschender Accord den Zauber; die Wirklichkeit grüßt uns wieder mit jenen chromatischen Seufzern des Nachtwindes, der schon vorher über unserm Haupte spielte. Das Seegespenst in der Tiefe ist zerstoben, aber ein süßer Schauer aus der Märchenwelt bleibt über der Seele: Die Schlußpassage ist der zarteste Hauch, der je ein Saitenspiel durchbebte: es sind die Farben des Mondregenbogens, mit dem Geflüster der Aeolsharfe vereint.

Die nächsten Musikstücke in Notturnenform, welche Chopin jenen folgen ließ (Op. 15, ebenfalls in drei Nummern), erscheinen hinsichtlich der Harmonieführung weit geklärter. Das erste (in F-dur) muß durch die Nachtigallklage seiner Melodie augenblicklich das Ohr gewinnen. Trotz seiner Faßlichkeit wird aber der Hauptgedanke nie ermüden, denn er ist durch seine harmonische Grundlage gleichsam vertieft und fesselt uns mit holden Rätseln. Man sehe etwa vom 13. Takt bis zur nächsten Fermate die Begleitung durch, um den Fleiß, mit welchem Chopin die feineren Harmoniemittel anwendete, an einem kleinen Beispiel wahrzunehmen.

Ein oberflächlicher Musiker, dem eine schöne Melodie vom Himmel fällt (und das geschieht doch nicht selten), ist zu träge, um ihren innersten Kern zu ergründen; er überläßt sie sich selbst; sie lebt einen Moment fort und verwelkt wie die Feldblume. Der echte Künstler ist hingegen zu gewissenhaft, um sich mit halb Vollendetem zu begnügen. Er stellt alle Teile seines Werkes plastisch hin und durchdringt sie mit lebendigen Gedanken.

Das folgende Notturno (in Fis-dur) fand wegen seiner hinreißenden Melodie, welche zugleich glänzend verziert ist, längst als ein Lieblingsstück Eingang. Die spezielle Form beider hat Chopin bei vielen späteren Notturnen mit Vorliebe festgehalten: ein ruhiger Eingang, den ein leidenschaftlicher Mittelsatz unterbricht, welcher zuletzt durch die gesteigerten Accorde der ursprünglichen Idee wieder ins Gleichgewicht gebracht wird. Oder auch umgekehrt beginnt das Notturno zuweilen mit einer bewegten Stimmung, die einen grandiosen aber milden Satz in der Mitte einschließt. Die Musik ist das genaue Spiegelbild unsrer Nachtgedanken, wo das Süßeste und Bitterste nebeneinander Raum findet, und wo die zwei Seelen, die in unsrer Brust wohnen, sich miteinander zu streiten und zu versöhnen lieben.

Mit welchen mannigfaltigen Bildern Chopin die Notturnenform zu durchdringen verstand, zeigt uns wieder hervorstechend das zweite Notturno in Op. 37 (in G-dur), welches von allen vorigen ganz verschieden ist. Es übt diesen frischen Reiz durch eine graziöse Heiterkeit aus, und aus den verschlungenen Doppelläufen, welche träumerisch von Harmonie zu Harmonie schleichen, mahnt uns etwas an Sommernächte, wo unzählige Leuchtkäfer über dem hohen, wogenden Grase schaukeln und ein leises Summen von tausend seligen Stimmen die Büsche durchtönt. Dieses Thema wechselt mit einer der süßesten Melodien, welche wie die Nachtviole einen zarten Duft entfaltet.

Op. 48 Nr. 1 (in C-moll) ist von jener unbestrittenen, klaren Schönheit, die man wohl die klassische zu nennen pflegt. Sein Stil ist groß und gewaltig, und sollte es mit einer Stimmung aus einem poetischen Werk verglichen werden, so würde mir nur die Nacht dabei einfallen, in welcher Faust mit dem Geiste spricht und, von dessen Sphäre erdrückt, sich, nachdem er geschieden, doppelt einsam und elend fühlt. Der Mittelsatz (in C-dur) spricht in wahrhaft überirdischen Klängen zu dem erbebenden Gemüte.

Der erste Satz dieses Stücks ist leicht abzulesen; aber schon in dem zweiten möchten die vollgriffigen Accorde ein Hindernis sein, dessen Ueberwindung vorher durch ein genaues Ueberlegen der technischen Hilfsmittel vorbereitet sein muß, ehe man zum Genuß der vollen Wirkung dieser Prachtaccorde durchdringt. Da wo die Oktavengänge in Sechzehnteltriolen eintreten, bleibt das vorige Thema fortlaufend durch die Accorde der guten Taktteile vertreten, welche deshalb durch einen viel stärkeren Anschlag von jenen Triolengängen unterschieden werden müssen. Ohne die beiden Motive scharf voneinander zu sondern, würde der Spieler nur eine unklare Wirkung hervorbringen.

Diejenigen unter den Notturnen, deren spezielle Erwähnung ich übergangen

habe, sind als Kunstwerke wohl alle von gleichem Wert, und manche Beobachtung, die sich uns bei der Beurteilung des einen aufdringt, möchte mit nur geringen Abschattungen auf alle anzuwenden sein. Nur von zweien, die das Op. 55 bilden, möchte ich noch einen Ueberblick geben, da sie, obgleich zu den tieferen und kunstvolleren gehörend, durch eine gewisse Dunkelheit in der Accordentwicklung beim ersten Versuch den Dilettanten abschrecken und selbst bei einem geübteren Spieler erst spät zur Anerkennung und vollen Würdigung ihrer hohen Bedeutung durchdringen.

Der Inhalt dieser beiden Werke ist mehr philosophisch als sentimental, obschon die Hauptmelodie des ersten (in F-moll) zugleich eine edle Trauer verrät. In beiden stellen sich zwei streitende Prinzipien heraus, die einander zu überzeugen oder ihren Widerspruch zu vermitteln streben. Der Schluß ist jedesmal herrlich versöhnend. Im ersten legt sich das finstere Prinzip in einer unwillig absteigenden Baßmelodie dem helleren Geiste zu Füßen, der auf lichten Schwingen zum Himmel strebt.

Das zweite (in Es-dur) führt die Idee des Zweifels, des Suchens und Ringens nach Wahrheit durch. Wie im Feuereifer streiten sich die Stimmen, welche nach dem vermittelnden Ton, der die Harmonie herstellen könnte, auf verschiedenen Wegen suchen. In dem schöpferischen Geiste des Komponisten ist dieser Schlußstein vorhanden; aber er scheint sich an dem selbständigen Ringen seiner Geschöpfe eine Weile ergötzen zu wollen. Diese Melodien klingen, als ob sie losgelassene Geister wären, die ihre eignen wilden Pfade zu suchen gehen; auf einen Moment nehmen sie den Komponisten selbst gefangen und treiben ihn, statt von ihm gelenkt zu werden. Endlich zügelt die Meisterhand wieder ihre Phantasiegebilde, und das verneinende Prinzip wird von der vollen Klarheit eines überzeugenden Schlusses überwunden.

VI.

Die Beschuldigung, welche die exklusiven Anhänger der älteren klassischen Musik gegen Chopin vorbringen, daß er durch unaufhörlich gehäufte Dissonanzen seine Melodien ungenießbar gemacht hätte, müssen wir besonders ins Auge fassen. In diesem Vorwurf liegt eben der charakteristische Punkt, um dessentwillen Chopin von einer Partei bewundert und von der andern gehaßt wird. Wenn ich bekenne, daß mir gerade dies überdissonierende Element als die feinste Schönheit und das bedeutendste künstlerische Verdienst Chopins erscheint, in welchem ein neuer Fortschritt für die Harmonie enthalten ist, so wird man dies für ein Seitenstück zu dem viel verspotteten Paradoxon erklären: „Le laid, c'est le beau!“ Und doch beweist uns die Musikgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert, daß jeder Fortschritt zur höheren Vollkommenheit unsers Tonsystems von den Gewohnheitskennern verdammt und gehindert wurde, bis er sich bei dem nachwachsenden Geschlecht Bahn brach.

Die Geschichte unsrer Tonkunst ist leider ein sehr fremdes Feld und der Virtuosenmehrzahl ein ganz unbekanntes. Dennoch ist sie dem Verständnis unsrer

Musik im großen und ganzen ebenso unerläßlich, wie die Weltgeschichte dem, der die Gegenwart verstehen will. Es ist unmöglich, jemand, der nichts von Musikgeschichte weiß, und der bloß sein subjektives Behagen an den seit einem Jahrhundert anerkannten offiziellen Wohlklängen seinem Urteil zu Grunde legt, von der Berechtigung eines genialen Komponisten zu überzeugen, der in einer entgegengesetzten Richtung nach dem höchsten Schönen forscht. Darum muß es mir verziehen werden, wenn ich um Jahrhunderte zurückgreife, um darzuthun, wie groß die Bedeutung Chopins für die zukünftige Entwicklung der Musik ist.

Die Musik, die das Mittelalter aus griechischen Traditionen überkommen hatte, besaß gar keine Harmonie in unserm Sinne. Die ersten Versuche, zwei miteinander verbundene Stimmen zu gleicher Zeit erklingen zu lassen, bestanden in Quinten- und Quartenfortschreitungen in gerader Bewegung, denen etwa die Oktave zugesellt war. Für unser ausgebildetes Gehör ist diese Harmonie das Scheußlichste, was sich erdenken läßt, und doch haben wir die Zeugnisse derjenigen Männer, welche in jenen Tagen für die tiefsten Musikkenner galten, als Beleg, daß eine solche Harmonie ihnen den angenehmsten Eindruck machte.

Die Terz, das einzige Intervall, das wir in einem zweistimmigen Gesang als vollkommen konsonierend empfinden würden, war damals als eine schreiende Dissonanz verpönt und kommt nur ausnahmsweise als durchgehende Note vor.

Man fragt sich erstaunt, warum die Terz, wenn sie doch hie und da zufällig eines Menschen Ohr bestreifte, nicht sogleich als die Königin unter den Intervallen mit Entzücken erkannt und allgemein eingeführt wurde. Man kann sich dies nur durch die Mutmaßung erklären, daß das harmonische Erkenntnisvermögen damals noch zu roh war, um andre als sehr weit voneinander entfernt liegende Intervalle richtig zu unterscheiden. Die Terz mag auf die kindlichen Harmonisten jener Tage etwa den Eindruck gemacht haben, den uns die kleine Sekunde macht. Bei musikalisch begabten Kindern wiederholt sich ja noch heute immer die Erfahrung, daß sie vor der dritten Umkehrung des Dominantenaccords (dem Sekundenaccord), wenn die beiden dissonierenden Intervalle unmittelbar übereinander liegen, erschrecken. Sie pflegen diesen Zusammenklang für unausstehlich falsch zu erklären, den wir Erwachsene völlig rein hören, weil wir daran gewöhnt und uns seiner Verbindung mit den andern Intervallen bewußt sind.

Wieder finden wir nur eine gewisse Region von Tönen bei den Alten im Gebrauch, welche nicht weiter reicht als die gewöhnlichen Menschenstimmen von mäßigem Umfange. Also auch da muß das Unterscheidungsvermögen des Gehörs seine Grenzen gehabt haben, sowohl wie bei dem Zugleichwahrnehmen von Konsonanten. Als eine Analogie führe ich folgenden selbst erlebten Fall an: Als Klaviere mit sechs Oktaven allgemein wurden, erklärte sie ein sehr vorzüglicher Musiker für einen lächerlichen Unsinn, da niemand mehr im stande sei, die höchsten Töne der obersten Oktave voneinander zu unterscheiden. Dieser Mann war durch das feinste Gehör ausgezeichnet, aber er war schon sehr alt

— fragen wir uns alle, ob wir nicht zuweilen die höchsten Töne des Klaviers nur schwer unterscheiden können.

Erst im dreizehnten Jahrhundert ward eine sehr bedingte Emanzipation der Terzen gewagt, als man versuchte, eine mehr als zweistimmige Musik anzuhören, und der damals seiner Zeit voranschreitende Musiker Franko von Köln erfuhr bei Einführung der Terz wie jeder Neuerer all die hergebrachte Anfeindung.

Erst der jüngeren Generation ward dieses süße Intervall nach und nach eine liebe Vertraute, aber sie galt noch lange nicht für unentbehrlich. Im Gegenteil, jene glanzlosen, hölzernen Accorde, die mit plumpen Tritten jeden Seelenausdruck zermalmten, blieben noch immer vorherrschend.

Wenn wir die Poesie und die Architektur jener Zeit betrachten, so werden wir gewahr, welch eine erstaunlich junge Kunst verhältnismäßig die Musik noch ist, wie langsam sie neben den Schwesterkünsten fortgeschritten und welch eine Zukunft ihr noch vorbehalten ist.

Mit dem schlechtesten Stückchen, das eine Drehorgel heutzutage auf der Straße spielt, ist die Komposition eines der berühmtesten provençalischen Minnesänger, die sich in Archiven abschriftlich erhalten hat, hinsichtlich des Wohlklangs nicht zu vergleichen.

Die ersten Harmonieregeln, welche sich den rohesten Begriffen eben nähern, wurden von musikalischen Schriftstellern aufgestellt, welche Zeitgenossen Dantes und Petrarcas waren. Bis dahin waren die Quinten- und Oktavenfortschreitungen noch nicht verboten gewesen, und Terzen- und Sextenfortschreitungen wurden eher geduldet als für richtig gehalten. Den dissonierenden Vorhalt, ohne den wir eine Musik völlig salzlos finden, hatte damals noch keines Menschen Ohr gehört. Der Hauptseptimenaccord tauchte erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts unbeachtet als vereinzelte Erscheinung auf, wenn ein Musiker aus unerhörter Kühnheit oder Nachlässigkeit drei Terzen übereinander zu türmen wagte. Aber man verweilte ebenso wenig augenblicklich auf dieser Entdeckung wie bei der Terz, sondern man ließ abermals Menschenalter vergehen, ehe man sich des Septimenaccordes als des eigentlichen Lebenspulses der Musik bemächtigte.

Das individuelle Verständnis einer Kunst ist häufig Symbol des allgemeinen Bildungsganges der Welt auf demselben Gebiet. Geradeso wie der auf sehr kindlicher Stufe stehende heutige Dilettant die obere Melodie als das bedingende Prinzip der Harmonie hört, so that das künstlerische Mittelalter. Man rechnete nicht die Intervalle von unten herauf, indem man (wie wir thun) die Grundnote des Accords als Basis dem ganzen Harmoniebau zu Grunde gelegt hätte, sondern suchte von oben herab nach Intervallen, die man gleichsam der Melodie anhängen könnte. Daher dies unbefriedigende, farb- und gestaltlose Wesen der ältesten drei- und vierstimmigen Sätze.

Es ist ein vergeistigtes architektonisches Element in dem Harmoniebau, welches uns auf ähnliche Gesetze hinweist. Was der Architektur der Raum und der Stoff, das ist der Musik die Zeit und der Klang. Ein Musiker muß sein Ohr zum Erkennen der schönsten Symmetrie von Zeit und Klang so genau er-

ziehen, wie der Architekt mit seinem Auge räumliche und stoffliche Verhältnisse prüft.

Hier finde ich im allgemeinen das menschliche Ohr unerzogener als das Auge. Wer sieht nicht auf den ersten Blick, ob die Thür in der Mitte einer Wand steht, oder ob an der einen Seite vier Fenster und an der andern nur drei sind. Das Auge jedes gebildeten Menschen wird durch eine schiefe Linie unangenehm berührt; er mag keine unsymmetrisch aufgehängten Bilderrahmen in seinem Zimmer und keine zwei Kerzen von ungleicher Höhe auf seinem Tische dulden. Ebenso würde er es als widersinnig empfinden, wenn der schwere, kompakte Stoff nach oben und der leichte, durchbrochene nach unten gekehrt wäre. Wer könnte den Anblick einer auf dem Kapitäl stehenden korinthischen Säule ertragen, die das Piedestal in die Luft streckte?

Der gedankenlose musikalische Dilettant erträgt aber auf dem Gebiete der Zeit und des Klangs viel haarsträubendere Dinge, ohne beleidigt zu werden. Das Auslassen, falsche oder zu leise Anschlagen der Baßnoten habe ich schon erwähnt; es macht ganz denselben Effekt, wie wenn eine schwere Masse auf einem zerbröckelten, sich zur Seite neigenden Piedestal schwankt. Eine andre Sünde gegen die Symmetrie der Zeit kommt durchgängig vor — das ungeduldige Ueberhüpfen von Pausen oder langen Noten, deren Aushalten zum richtigen Verhältnis des Rhythmus unentbehrlich ist. An diesen wie an vielen andern Beispielen läßt sich erkennen, wie wenig noch das Organ der Musik, das Ohr, zum Wahrnehmen ihrer Verhältnisse bei den Menschen ausgebildet ist. Um musikalisch urteilsfähig zu werden, muß man durchaus das Ohr zur scharfen Beobachtung der richtigen Symmetrie von Zeit und Klang erziehen.

Der älteste bekannte Kontrapunktist, Guillaume Dufay, der einen vollkommen reinen vierstimmigen Satz schrieb, und bei dem wir durchgehende Noten sowohl als dissonierende Vorhalte ganz regelrecht vorbereitet und aufgelöst finden, lebte zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Der dissonierende Vorhalt lehrte die Menschen zuerst den Reiz der Sekunde kennen, die wie eine herbere Schwester der milden Terz, durch Widerstand die Erfüllung des Wunsches verzögernd, die Freude an der Gewährung erhöhte.

Die nachfolgenden Komponisten beuteten den neuen Fund in übertriebener Weise aus, und die Koketterie der künstlichen Kontrapunkte ward auf die Spitze getrieben. Die Periode der Rätselkanons, dieser gelehrten Modenarrheit, begann. Der Wert einer Melodie wurde nicht nach ihrem natürlichen Flusse, sondern nach der Zahl der kontrapunktischen Operationen, die man an ihr ausüben konnte, berechnet.

Es hat immer eine Klasse musikalischer Präraphaeliten gegeben, welche das Wiederaufleben jener Zeit der starren Kunststücke als einen Fortschritt erstrebten. Man darf gewiß sein, daß allen, die für jenen Stil schwärmen, ebensosehr die Kraft der Erfindung als die Möglichkeit fehlt, ein Neues, Unerhörtes in der Musik zu begreifen. Wenn übertriebene Schulgelehrsamkeit mit beschränktem Fassungsvermögen bei einem Individuum zusammentrifft, so wird es sich immer

vor dem Geist der Zukunft sträuben und so weit als möglich rückwärts in der Vergangenheit den Gipfelpunkt des Vortrefflichen aufsuchen.

Durch die Erfindung des Notendrucks zu Anfang des 16. Jahrhunderts hörte die Musik auf, ein exklusives Eigentum der Gelehrten zu sein, und es trat der erfrischende Sturm des Volksgeistes mit den Komponisten in Wechselwirkung. Von nun an vervielfältigt sich die Zahl der Erfinder; alle Formen musikalischer Komposition entfalten ihre ersten Keime. Indem Virtuosen für einzelne Instrumente schrieben, wurde auf die Vervollkommnung des Orchesters hingewirkt. Zu einer selbständigen Instrumentalbegleitung war man vorher noch nicht durchgedrungen. Die Instrumente verstärkten nur die Chorstimmen, mit mit denen sie unisono gingen. Erst das allgemeine Vertrautwerden mit den Harmonieregeln zum Bilden einfacher Accorde führte die reizvollen Volkslieder herbei, die nun überall aufsproßten.

Die Bekanntschaft mit Palestrinas Namen und seinem Stil muß ich allgemein voraussetzen, da man seine Werke ja eben jetzt vielfach hervorgesucht und allerorten wieder aufgeführt hat. Er wird als der Reformator betrachtet, der die Musik aus ihrer Abirrung zu widersinnigen Künsteleien auf den Pfad klarer Einfachheit zurückgeführt hat. Seine Schicksale und die nahe Berührung, in der er zu mehreren nacheinander folgenden Päpsten stand, haben viel dazu beigetragen, seine Berühmtheit rasch über ganz Europa zu verbreiten und seinen Werken die Unsterblichkeit zu sichern. Uebrigens steht sein Stil nicht ganz so vereinzelt da, wie das Publikum zu glauben gewohnt ist. Er hat gewiß die hervorragende Stellung, die er an der päpstlichen Kapelle besaß, mit weiser Einsicht benutzt, um dem wahren Kirchenstil die Bahn zu brechen; aber manche seiner minder bekannten Zeitgenossen haben Werke geschaffen, die den seinen an Schönheit gleich, wenn nicht überlegen sind. Unter diesen will ich nur Giovanni Gabrieli nennen, denn des größten Rivalen Palestrinas, des Niederländers Orlando Lasso Ueberlegenheit wird selten bestritten. Doch gilt es hier nicht, bei großen Namen zu verweilen, sondern die Entwicklung des musikalischen Stoffs, der Accorde und Intervalle zu verfolgen.

Die damaligen Zopfklassiker führten noch immer einen erbitterten Krieg gegen die Kreuze und Bee, woraus wir schließen müssen, daß die chromatische Tonleiter vor dreihundert Jahren den Menschen so konfus geklungen haben muß, als uns das Gleiten eines Violinbogens über Viertel- und Achteltöne hinweg. Aus der genauen Prüfung der Kompositionen Palestrinas und seiner Zeitgenossen ergiebt sich, daß diese Männer zwar die regelrechte Fortschreitung der Intervalle zweier verschiedener Stimmen begriffen hatten, daß aber das Gefühl für eine schöne vollständige Accordfolge bei ihnen noch sehr unausgebildet war. Palestrina geht ohne die mindeste Vermittlung in großen Sekundenrückschritten oft durch drei harte Dreiklänge, und dies Lückenhafte wird von seinen blinden Anbetern als besonders groß und streng im Stil bewundert.

Der nächste Reformator, der den Mut hatte, einen Schritt weiter als alle Vorgänger zu gehen, war Monteverde, der das *freie* Eintreten von Dissonanzen

für vereinbar mit der melodischen Schönheit hielt. Der Entstehung des dramatischen Stils, die ebenfalls in den Beginn des 17. Jahrhunderts fällt, war diese Neuerung Monteverdes wunderbar förderlich. Man denke sich, wie steif eine weltliche Musik sein mußte, welche den Gebrauch der Dissonanz nur als Vorhalt mit bedächtiger Vorbereitung gestattete. Die langsame Feierlichkeit der Kirchenmusik und ihr Zweck, die Seele zum Gebet zu stimmen, vertrug sich eher mit diesem Verfahren. Die vorbereitende Konsonanz drückte die Erinnerung an den Paradieseszustand der Unschuld, die lang verweilende Dissonanz die Zerknirschung des Sünders, ihre endliche Lösung die Absolution durch Gottes Gnade aus. Hingegen kann bei der Opermusik, in welcher blitzähnlich einschlagende Leidenschaften in Tönen sich aussprechen, Jähzorn oder plötzliches Erschrecken nie durch den dissonierenden Vorhalt, der durch ein konsonierendes Intervall erst umständlich eingeleitet werden muß, dargestellt werden. Hier war die Erfindung Monteverdes am Platz, und trotz des Widerspruchs, in dem sie mit allen ältern Theorien stand, setzte sie sich durch, weil sie naturgemäß war.

Wir sind an die frei eintretende Dissonanz, die all unsre Musik, vom einfachsten Liedchen bis zum modernen Kirchenstil durchtönt, so gewohnt, daß wir uns eine Scheu davor gar nicht mehr vorstellen können. Man nehme noch hinzu, daß damals dissonierende Intervalle nur in einer Stimme auftraten, daß sie sich auf einen recht bekannten Grundton stützten und wie lange auf die Auflösung harren ließen. Aber trotz solcher Vorsichtsmaßregeln schwindelte man zu einer Zeit davor, wo dem Gehör sozusagen der Ueberblick fehlte, um selbst die große Sekunde ohne Zusammenhang mit der vorherigen Melodie zu fassen.

Unsre jetzige allgemein gebräuchliche diatonische Tonleiter begann erst im 17. Jahrhundert als Grundlage des ganzen Harmoniesystems überall anerkannt zu werden. Man hatte früher den Unterschied einer Tonart von der andern in der Stellung ihrer beiden Halbtöne gesucht, und daher rührte wohl die Scheu vor zufällig erhöhten oder erniedrigten Intervallen. Seit aber eine und dieselbe Reihenfolge von Tönen nur in eine höhere oder tiefere Region des Klanges transponiert wurde, erzeugte die Addition ihrer Intervalle immer dieselben ineinander verschlungenen Accorde, die wir als Toniken, Dominanten und Medianten bezeichnen. Diese festen Grundlagen, an die sich das Ohr bald gewöhnte, machten es fähig, die durchgehenden Figuren zu ertragen, deren Verknüpfung zuletzt den Fugenstil emporbrachte.

Wie wenige Musikfreunde unsrer Tage kennen irgend ein Werk des Carissimi, dessen Name noch vor zweihundert Jahren in der musikalischen Welt der allerberühmteste war. In seinen Kompositionen war der Gipfelpunkt alles Schönen, das seine musikalischen Vorgänger erstrebt hatten, erreicht. Seine Zeitgenossen glaubten, mit ihm sei das goldne Zeitalter der Musik angebrochen, und da er nicht mehr überboten werden könne, so werde es jetzt mit unsrer Kunst nur noch abwärts in die bizarren Uebertreibungen hinein gehen. Ich erwähne dies nur, weil dieselbe Art von Kritik sich nach dem Ableben jedes großen musikalischen Genies wiederholt hat und noch heute wiederholt.

Carissimis Name wurde durch Bachs und Händels Auftreten erdrückt, und nur der Kunsthistoriker hält ihn in ehrenvollem Andenken, wenngleich der Einfluß seines Stils auf die Welt längst ausgewirkt hat.

J. S. Bachs und Händels Einwirken auf die heutige Kompositionsweise ist bis zu diesem Augenblick noch nicht erschöpft; und besonders der Einfluß des ersteren auf neuere Komponisten ist unverkennbar. Bachs Harmonienreichtum, das Bilderwerk der Passagen, die sich um die festen Grundsäulen der Harmonie schlingen, die Gedankentiefe seiner Themen, welche fragend und antwortend den Geist des Hörers immer in Thätigkeit erhalten, sein Geschmack in der Wahl der Tonart, welche der Gestalt des Musikstücks die eigentümliche Farbe zugesellt — das alles ist auf spätere Tonkünstler übergegangen.

Indessen wagt Chopin, der die Harmoniekombinationen, welche Bachs große Nachfolger erfanden, zugleich ererbte, einen guten Schritt weiter über die Grenze der dunkeln Region, die bisher als das absolut Dissonierende erschien. Es wäre leichtsinnig, zu behaupten, daß dies ein zu weiter Schritt sei und daß da, wo Chopin uns hinführt, die Nacht für das Verständnis des menschlichen Ohrs beginne, denn wir haben die Erfahrung gemacht, daß seit J. S. Bach der freie Gebrauch jedes neuen Accords Schritt für Schritt dem Widerstande der Gewohnheitsjünger ebenso abgekämpft wurde, wie ehedem das Intervall der Terz. Ich habe musikalische Kritiken des vorigen Jahrhunderts gesehen, welche die für uns so einfachen und klaren Klaviersonaten Mozarts in ganz ähnlicher Weise angreifen, wie es die heutige Kritik mit Chopin gethan hat. In jenen Blättern wurden des jungen Mozarts ohrenzerreißende Dissonanzen und seine mit Haaren herbeigezogene Originalität als warnendes Beispiel, wohin Uebertreibung führe, angehenden Musikern vorgehalten; als Gegensatz wurden ihnen, was wahre und echte Schönheit sei, die Gemeinplätze steifer, phantasieloser Modekomponisten der damaligen Zeit zum Muster aufgestellt, deren Namen und Arbeiten längst hinweggeschwemmt sind.

Das Schicksal der ersten Aufführungen von Händels Messias, von Glucks Iphigenie und Beethovens Fidelio ist bekannt; diese Werke blieben jahrelang unverstanden, bis sie sich endlich dennoch als mustergültig durchsetzten.

Ein verhältnismäßig junges Intervall, die große None, welche heute von allen Komponisten angewendet wird, drückt einen entzückten Enthusiasmus, eine Ueberschwenglichkeit des Gefühls aus, für welche kein andrer Accord einen entsprechenden Klang hat. Ebenso giebt die kleine None die bitterste Schmerzempfindung wieder. Man erzählt von der Kunst eines Malers, daß er mit einem einzigen Strich ein lachendes in ein weinendes Kind umzuzeichnen verstand. Einen ähnlichen Meisterstrich machte Beethoven durch die bloße Veränderung der None, wo im ersten Terzett aus Fidelio die beiden Frauen ihre kontrastierenden Gefühle aussprechen. Die eine singt: „O süße Thränen!“, die andre: „O bittre Thränen!“ Von Takt zu Takt wechselt nur die None, je nachdem Marzelline oder Leonore singt, und jedesmal versetzt uns der Accord in die freudenerhobene Stimmung der einen oder in die schmerzzerrissene der andern Seele.

Die große None ist dasjenige Intervall, dessen richtiger Gebrauch durch C. M. v. Webers Beispiel Gemeingut geworden ist. Wie ein heller Sonnenstrahl beglänzt sie Webers fröhliche Harmonien, und der Zauber dieses Komponisten beruht hauptsächlich auf ihr. Wie schon früher, geschah es auch hier: ein neues Intervall oder ein neuer Accord taucht zuerst hie und da ausnahmsweise auf; dann nimmt ein genialer Komponist Besitz davon, schleift die Spiegelflächen auf das Juwel und zeigt uns alle Farben desselben. Wenn wir zuletzt gewahr werden, worin das Neue, Originelle dieses Komponisten besteht, erstaunen wir, daß ein so großer Erfolg hauptsächlich durch das geschickte Einflechten eines einzigen Intervalls erreicht werden konnte.

Spohr hat von allen Komponisten vor Chopin am chromatischsten geschrieben; dadurch giebt seine Musik so überaus zarte Gefühlsausdrücke wieder. Zum Beispiel: durch die plötzliche Anwendung eines Accords mit übermäßiger Quarte und Sexte, der mit seiner unbestimmten Farbe auf einen andern von lebhafter Frische folgt, bringt Spohr hervor, daß wir da, wo (im Finale des zweiten Akts) Tristan zu Jessonden sagt: „Doch die schöne Wang' verblich!" das Rot von der Wange der Geliebten weichen sehen.

Mendelssohn, der von dem vorhandenen musikalischen Stoff von allen modernen Meistern den tadellosesten Gebrauch machte, arbeitete mehr gleich einem Historiker als einem Dichter, indem er mit scharfem Bewußtsein sein Material unverändert hinstellte. Sollten wir Mozart als den größten Melodienschöpfer hinstellen, so würden wir Mendelssohn als den gebildetsten musikalischen Denker bezeichnen. Jener fand das Schöne, das uns in Erstaunen setzt, und brachte es nicht selten an die verkehrte Stelle. Eine Melodie, die das seligste Entzücken ausspricht, legt Mozart zuweilen einem Verzweifelnden in den Mund, zum Beispiel in der Arie des Sextus („Dies Bewußtsein zu ertragen, das ist mehr als Höllenpein!"), oder in der Arie der Gräfin Klenowiwa („Stehst du mir nicht bei, mir Armen, o dann stirbt mein ganzes Glück!"). Solche Fehler macht der besonnene Mendelssohn nie, und vielleicht ist es sein einziger Fehler, daß er sie nie beging. Er beherrschte mehr die Musik, als die Musik ihn. Er hatte mit verständigem Urteil erfaßt: „Das und das klingt schön und drückt diese oder jene Idee wahrhaft aus;" darum schrieb er es so und nicht anders.

Ueber Chopin ist der Geist einer neuen Musik gekommen; er hat sich ihm in Melodien offenbart, die ihn wie Träume der Zukunft umströmen. Die vorhandenen Intervalle sind fast zu plump und breit, um seine ätherischen Gedanken wiederzugeben; darum schleichen sie widerstrebend durch die chromatischen Verhältnisse der Tonleiter und suchen nach den noch feineren Stufen, die die enharmonische Verwechslung bietet.

Die Bildungsstufe unsrer Zeit hat in der Sprache Worte schaffen müssen, die unsre Altvordern nicht gekannt, weil sie ihrer nicht bedurften. Ebenso sind uns Gedanken und Gefühle eigen, die in der früheren Musik kein Echo finden. Die tausend Schattierungen, die Liebe und Haß jetzt haben, das ganze Labyrinth unsers Innenlebens, das, von Hypothese zu Hypothese irrend,

sich nirgends beruhigt, spricht sich in Chopins Weise, die Harmonie zu behandeln, aus.

Er rüttelt eben schon an der noch geheimnisvoll verschlossenen Pforte der Vierteltöne, die dereinst späteren Jahrhunderten das sein werden, was uns jetzt die kleine Sekunde ist und was unsern Vorfahren die Terz war. „Ist einmal diese Pforte gesprengt, so sind wir abermals um einen Schritt näher den ewigen Naturlauten: denn warum können wir die Aeolsharfe, das Waldesrauschen, die zauberischen Laute des Wassers nicht treu in Töne fassen, nur schwach nachahmen, weil unsre sogenannten ganzen und halben Töne zu plump und lückenhaft auseinanderliegen, während die Natur nicht bloß Viertel- und Achteltöne, sondern die unendliche, kaum in Klangatome zersetzte Skala besitzt!"

VII.

Von den vorher hier besprochenen Werken ist keines, welches den Effekt der eng konzentrierten Intervalle so prominent hinstellte, als das dritte Notturno in H-dur (Op. 9); doch geben auch die drei Impromptus, Op. 29, 36 und 51, hinreichende Gelegenheit, die Art und Weise, wie Chopin uns die kleine Sekunde lieb und vertraut macht, zu erläutern. Gleich im ersten Takt treffen es mit c und d mit es in unmittelbarer Folge zusammen. Es schauert uns, das zu denken, wenn wir uns diese Dissonanzen langsam und eindringlich hintereinander angeschlagen vorstellen, und doch versöhnt uns der innere Zusammenhang nicht bloß mit dieser scheinbaren Härte, sondern wir finden zuletzt einen unnennbaren Zauber darin.

Auf die Passage, die mit dem 27. Takt beginnt, muß ich in Beziehung zu demjenigen aufmerksam machen, das vorher über die Musik der Naturlaute gesagt wurde: hier ist die enharmonische Wiederholung des vorherigen c durch desdes benutzt, um den feinsten Unterschied hervorzubringen, der in der Harmonie bisher möglich war. Es ist die Sprache, in welcher die Geisterstimmen der Sphären flüstern, als ob sie nicht von dem irdischen Sinne vernommen, nur von der Seele geahnt werden sollten.

Das Impromptu Op. 36 (in Fis-dur) beginnt zweistimmig und macht uns mit dem Motiv, welches später Mittelstimme wird, vorher vertraut, ehe die eigentliche Oberstimme eintritt. Dadurch wird eine überaus schöne Wirkung erzielt, denn nun haben wir uns schon mit der vorigen Stimme sozusagen identifiziert, und die neue Melodie tritt uns wie eine fremde Erscheinung gegenüber, die unsre eigne Stimmung idealisiert.

Die Accorde, die den Kontrast mit der leicht flatternden Schlußvariation bilden, enthalten zugleich mit dem Grundbaß eine Parodie des ersten Gesprächs. Man wird den Schlußsatz bei weitem leichter bewältigen, wenn man mit Hinweglassung der Zweiunddreißigstelfigur vorher die unteren Stimmen allein studiert. Das Gehör bedarf der vorbereitenden Gewöhnung an diesen Satz, der in sich schon streitende und versöhnende Intervalle birgt, ehe ihm zugemutet werden kann die Variation damit zu vereinigen.

Das dritte Impromptu (Op. 51, in Ges-dur) hat eine mächtige Verwandtschaft mit der Stimmung, die das Beobachten des Firmaments in tiefer Nacht über einem Wasserspiegel uns erweckt. Wie das tausendfache Glitzern über uns und tief unten im Spiegelbild der Rotunde, wo die zitternde Flut den Sternenreigen zu schaukeln scheint, ganz so berauscht uns das Lauschen auf den Zaubergesang, den hier die glänzende Melodie mit dem regenden Baß wechselt. So wie am Himmel in regelloser Unordnung die schimmernden Punkte dahingestreut erscheinen, bis das Auge des Wissenden die heiligen Gestalten immer wiederkehrender Sternbilder entdeckt, so hat der Meister hier scheinbar in wilder Laune die Klänge den Lüften dahingegeben; aber je schärfer wir hinblicken, je klarer entfaltet sich ein fest waltendes Schönheitsgesetz. Geschlossene Modulationen schlingen ein imaginäres Band durch den lockeren Fluß der Intervalle, deren Abkunft von den leitenden Harmonien wir erkennen, trotz der wirren Bewegung, in die der Taumel des Reigens sie stürzt.

Nachdem die Klavierkompositionen in lyrischer Form sich lange Zeit nur auf das Notturno beschränkt hatten, und darauf Mendelssohn durch die unschätzbare Erfindung seiner sinnigen Lieder ohne Worte einen neuen, anmutigen Stil für kürzere Tonbilder schuf, hat Chopin neben den Impromptus auch durch seine Balladen diesem Genre einen frischen Zuwachs verschafft.

In der Poesie schwanken die Umrisse des Liedes und der Ballade oft so unmerklich ineinander, daß es in vielen Fällen schwer ist, sie durch eine genaue Definition zu scheiden. Das eigentliche Lied giebt uns eine bloße Stimmung wieder und hat mit keiner epischen Erzählung zu thun. In der Ballade sind hingegen immer Teile einer Erzählung, oft sogar dramatische Momente mit eingewebt. Man dürfte ihren Inhalt wohl am bestimmtesten damit charakterisieren, daß sie das Epos in der Stimmung der handelnden Personen reflektiert. Sie ist also ein auserwählter Stoff für musikalische Behandlung, und besonders für einen so poetisch empfindenden Komponisten wie Chopin.

In den Liedern ohne Worte von Mendelssohn finden sich einige, die sich schon der Romanze und den schildernden Elementen der Ballade nähern. Doch halten sie sich vermittelst der streng gewahrten Einheit der Empfindung immer in den Grenzen des Liedes.

Dagegen finden wir in den Chopinschen Balladen innerhalb eines strophischen Baues einen lebhaften Farbenwechsel in der Harmonie, und im Rhythmus ganz die erzählenden, schildernden und dramatischen Elemente vertreten.

Wir wollen die Ballade Op. 23 (in G-moll) in ihren Teilen betrachten; sie war das erste Werk dieser Form, mit welchem Chopin vor das Publikum trat. Die Einleitung versetzt uns in eine elegische Stimmung, und das Thema erzählt von Liebesklage oder einsamer Gefangenschaft. Stürme und Kämpfe werden in den folgenden bewegten Zwischensätzen geschildert. In dem Satz, der sich nach Es-dur wendet (er ist mit meno mosso und sotto voce bezeichnet), flüstern uns Trosteslaute von der Ferne eine neue Hoffnung zu. Nach einem Satz, dessen hohe dissonierende Noten wie eine um Hilfe flehende Stimme klingen,

tritt der prächtige Satz in A-dur ein, dessen Accorde wie ein Zug stolzer Ritter in schimmernden Harnischen vorüberziehen. In dem hierauf folgenden (mit più animato bezeichneten) Satz wird von Schwertklirren und wilder Flucht erzählt. Dann über heitere Auen, dann über dunkle Abgründe stürmen die Gestalten weiter und weiter, und nachdem die milden Hoffnungsklänge einer früheren Strophe sich wiederholen und uns für einen Augenblick an eine heitere Lösung glauben ließen, nimmt der Sänger wieder das Wort und bereitet uns mit den klagenden Tönen des Themas auf die Schlußstrophe vor, die den Untergang der handelnden Personen schildert. In den Figuren und Rhythmen des Ganzen reihen sich, wie bei einer Erzählung, romantische Abenteuer von bunter Färbung aneinander, denen die Harmonie die Seelenstimmung der erlebenden Personen zugesellt.

Weder in dieser Ballade noch in den folgenden würde sich die Behauptung durchführen lassen, daß der Komponist gerade einen bestimmten Text und keinen andern im Auge gehabt habe. Dazu sind die Analogien von Poesie und Musik zu ätherisch und schwanken in viel zu traumhaften Umrissen, als daß sich Wort auf Wort mit jeder Note sklavisch verknüpfen ließe.

In einem Lied für Gesang wird möglichst danach gestrebt, eine solche Melodie zu finden, welche für alle Strophen passend ist. Mit Recht wird im „Lied ohne Worte“ von dieser Beschränkung abgewichen, da ein solcher Strophenbau hier nur eine leere Wiederholung wäre, aber uns auf das „Thema mit Variationen“ schrecklichen Andenkens zurückführen würde. Man setzt also lieber nur *eine* musikalische Strophe voraus, in welcher der ganze Inhalt des Bildes oder der darzustellenden Empfindung sich abschließt

Der Gefühlswechsel und der Reichtum an Abenteuern, welcher der Ballade eigen ist, hat für dieselbe auch in der Vokalkomposition das *Durchkomponieren* üblich gemacht. Die Transskriptionen Schubertscher Balladen für Klavier, welche in den letzten Jahren Mode geworden sind, zeigen, wie sehr diese Form Anerkennung und Beifall findet. Chopin vermied das Hemmnis, sich einem fertigen Gedicht anzuschließen, bei welchem er zugleich mit den *musikalischen* Elementen der Poesie auch an die nichtmusikalischen gefesselt gewesen wäre. Er ließ die geistigen Eigenschaften der Ballade als ein Allgemeines auf seine Seele wirken und gab sie in Töne übersetzt zurück.

Zum Schluß dieses Abschnittes will ich noch eine Erfahrung mitteilen, die ich beim ersten Bekanntwerden Chopinscher Kompositionen machte. In einem höchst einfach musizierenden Kreise Berlins traf ich mit einem Schüler Chopins aus den höheren Ständen zusammen, dem er eine seiner Kompositionen gewidmet hat. Wir besprachen voll Bewunderung die Richtung, welche Chopin der Klaviermusik gegeben, und erinnerten uns an gewisse Modulationen, die er vermittels seiner auf kleine Sekunden konzentrierten Melodieschritte ausgefunden, und deren Wirkung wir zu schildern versuchten. Die Dame des Hauses mahnte uns, daß ja dort das Klavier offen stände, und daß wir besser thäten, der Gesellschaft eine wirkliche Probe des neuen Komponisten zu geben.

Der Schüler Chopins, ein sehr guter Spieler, hatte eine Ballade tadellos vorgetragen, als die Dame mir ins Ohr flüsterte: „Das Stück mag ganz hübsch sein, aber wir finden alle, daß der Herr so sehr häufig danebenschlägt. Spielen Sie uns lieber etwas vor.“ Man hatte ein ziemliches Vertrauen zu meiner Korrektheit, aber als ich kaum ein paar Takte von Chopin gespielt hatte, rief die Dame voll Entsetzen: „Aber, mein Gott, was ist denn das — Sie spielen ja heute auch falsch!“

Es zeigte sich damals, daß allenthalben Personen, die über fünfzig Jahre alt waren, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Chopins Musik faßten, während die Jugend sich leidenschaftlich dafür begeisterte. Von der ersteren Klasse machen natürlich diejenigen seltenen Menschen eine Ausnahme, denen eine poetische Ader die Jugendfrische des Geistes bis ins hohe Alter erhält. Es gehört wohl eine Elastizität der Organe dazu, sich an einer Kunstform heiter zu erfreuen, die von allem abweicht, was wir von Jugend auf in uns aufgenommen. Dazu kommt die Vorliebe der Alten für die ersten Eindrücke ihrer goldensten Tage. Wer hört nicht bejahrte Leute beständig behaupten, daß es zu ihrer Zeit bessere Schauspieler und Sänger gegeben als jetzt, und daß der Komponist der damals eben verstorben war, den höchsten Gipfelpunkt erreicht habe, den die Musik überhaupt erreichen konnte. (Schluß folgt.)

Pariser Besuche.

Von

Frédéric Loliée.

I.

Bei Paul Hervieu.

Seit zehn Jahren gilt Paul Hervieu in der dramatischen Kunst Frankreichs als eines der charakteristischsten und persönlichsten Temperamente seiner Generation. Seine Methode in der Romandichtung konnte überfein, gewunden und bisweilen verwirrend erscheinen. Auf der Bühne zeigte er sofort ein so scharf ausgeprägtes und klares System, daß man ohne Zögern sein Talent allgemein als ein selbständiges und starkes anerkannte. Ein originaler und kraftvoller Dichter, hatte er sich mit drei oder vier Stücken zum ersten Rang der Bühnenschriftsteller aufgeschwungen. Erst jüngst brachte er im Vaudeville mit der künstlerischen Beihilfe der bewunderungswürdigen Réjane die „Course du Flambeau“ auf die Bühne, ein großartig schönes Werk, das diesen Winter auf den besten deutschen Bühnen gegeben werden wird. Eben, während ich diese Zeilen niederschreibe,

werden in zwei Pariser Theatern zwei seiner Stücke zu gleicher Zeit einstudiert, und das eine davon, dessen Aufführung im „Hause Molières“ unmittelbar bevorsteht, wird als ein Meisterwerk angekündigt.

Man kennt von diesem Stück vorläufig nur den Titel: „L'Enigme“, und überall ist bereits die Wißbegierde geweckt, etwas über den wesentlichen Inhalt und die Einzelheiten zu erfahren.

Es ist uns daher von Interesse erschienen, einen Vorsprung zu gewinnen und die von Sympathie für den Dichter erfüllten Leser der „Deutschen Revue“ an dem Vergnügen einer Unterredung mit dem geschätzten Verfasser der „Tenailles“ und der „Loi de l'homme“ teilnehmen zu lassen.

*

Einige hundert Meter vom Bois de Boulogne entfernt, wo man auf die wohlgepflegten Rasenflächen und die breiten Fußwege der aristokratischen Avenue sieht, zwischen denen, wie zwischen zwei Ufern von Sand und Wiesengrün, täglich der Strom des Pariser Luxus dahinrollt, — dort, in der Stille einer Wohnung von diskreter Eleganz, hat Paul Hervieu seit kurzem sein behagliches Heim aufgeschlagen. Es war mir vergönnt, ihn zu Hause zu treffen und eine liebenswürdige, kollegiale Aufnahme zu finden.

Worüber hätte sich zunächst besser plaudern lassen, als über die Gesamtheit seines hervorragenden und vielseitigen Schaffens?

Während er mir bereitwillig die Aufeinanderfolge seiner Werke zu erklären begann, betrachtete ich ihn aufmerksamer und wußte ihm sozusagen Dank dafür, daß er in seiner Person und seiner Sprache das erwartete Ebenbild seiner seelischen Natur trug. Eine Denkerstirn, blaue Augen von sehr sanftem Ausdruck, die aber beim nachdenklichen Umherwandern des Blickes sehr durchdringend sein können, eine leicht verschleierte Stimme, wenig Gesten, eine überlegte Ausdrucksweise, die ängstlich besorgt erscheint, über die treffende Umschreibung eines Gedankens um eine Linie hinauszugehen, schmale Lippen, leicht aufeinandergepreßt, wie aus Furcht, im Gespräch sich unnütze Worte entfliehen zu lassen, dabei unter einer scheinbaren Reserve ein natürlicher Zauber, der sofort Sympathie erweckt —: der Mann entsprach seinen Büchern.

Ich dachte nicht daran, ihn über den Gang seines Lebens zu befragen. Ich kannte dessen ganzen Verlauf, sein harmonisches und leichtes Dahingleiten. Die gute Fee, die bei der Geburt Paul Hervieus gewaltet, hatte Sorge getragen, seinen Weg mit Rosenblättern und blauen Scheinen zu bestreuen. Man wandelt ohne allzuviel Mühe auf einem so weichen Teppich. Hervieu schlug sehr jung die diplomatische Laufbahn ein, aber er verließ sie bald. Die Originalität seines ersten Buches: „Diogène le Chien“ lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn. Sein Roman „Flirt“ wurde viel gelesen. Der Titel, der Stoff und was man darin zu finden dachte, würden genügt haben, das Buch anziehend zu machen. Der junge Schriftsteller gefiel den Frauen durch eine höchst zarte Manier, Dinge zu sagen, die an sich sehr gewagt waren. Seine späteren Romane haben

mehr Widerspruch gefunden; indessen sie machten Eindruck. Dann kamen seine raschen Erfolge auf dem Theater. Seine absolute, unverrückbare Intelligenz, die von jeder Schule unabhängige Personalität seines Charakters verschafften sich Geltung. Die ersten Schriftsteller seines Landes, Emile Zola, Alphonse Daudet, Coppée, Marcel Prévost, erkannten ihm anläßlich einer interessanten Enquete über seinen Namen und sein Werk einstimmig die Meisterschaft auf dem Gebiete des Romans und dem der Bühne zu. Der Triumph seines zweiten Stückes: „La Course du Flambeau“ gab diesem durch schlichtes, beharrliches und ruhiges Streben erlangten jungen Ruhm die Weihe.

„Sie müssen,“ sagte ich zu ihm, „eine große Befriedigung empfunden haben, als Sie den regen Ideenaustausch bemerkten, der sich jüngst an Ihre ‚häusliche Tragödie‘ knüpfte. Die ganze Presse hat dafür nur Beifall und Lobsprüche gehabt. Kaum einige Einwände, vereinzelt eine leichte Abschwächung und Reserve, hie und da von seiten der vernünftelnden Aristarche eine Bemerkung über das Uebertriebene, was die These der ‚Course du Flambeau‘ vielleicht haben mochte. Sonst überall nur Lobeserhebungen, aufrichtige Bewunderung bei allen Männern der Feder. Worauf läuft nun ‚L'Enigme‘ hinaus? Welche andre schmerzvolle Darstellung der Liebe wird daraus auftauchen? Wird es vielleicht eine neue Bombe sein, die Ihre Hand in den wurmstichigen Tempel unsrer Rechtsgelehrsamkeit werfen wird?“

„Ihre letzte Hypothese ist die richtige. Die ‚Tenailles‘ waren mein erster Kreuzzug gegen das Regiment des französischen Code civil in Sachen der respektiven Rechte der Ehegatten. Die ‚Loi de l'homme‘ war der zweite. ‚L'Enigme‘ ist ein dritter Protest gegen Gesetze oder, wenn Sie wollen, Abweichungen davon, die vielleicht in eine barbarische Gesetzgebung passen, die aber unser modernes Rechtsbewußtsein nicht mehr verträgt. Es handelt sich jetzt um jene Spezies eines durch die Zustimmung der Völker gefestigten juridischen Halbrechts, die im Falle des Ehebruchs den von dem einen Teile am andern sowie an dessen Mitschuldigen begangenen Mord als entschuldbar hinstellt oder vielmehr sanktioniert. Es ist der Artikel 324 des Code pénal, der ‚rote Artikel‘, von dem ich durch die Vorgänge einer dramatischen Handlung zeige, daß er im formellen Widerspruch steht zu dem fundamentalen Gebot der Gesellschaft: ‚Du sollst nicht töten!‘“

„Das Stück ist also ganz auf ein Drama der ehelichen Liebe gegründet?“

„Ja; ich habe es vor zwei Jahren unter dem Eindruck des erschütternden Dramas in der Rue de Provence geschrieben, das so viele Federn in den Zeitungen in Bewegung setzte. Aber die Idee der ‚Hauptscene‘ hatte sich meines Sinnes schon zuvor bemächtigt. Für ein Pariser Journal, an dem ich damals Mitarbeiter war, entwarf ich eines Tages den Plan, das Schema einer Komödie entsprechenden Inhalts, ohne vorauszusehen, daß ich sie später mit sehr verschiedenen Elementen der Handlung und in ganz anders dramatischer Weise zur Ausführung bringen würde. Würden Sie das Ding jetzt wieder lesen, so würden Sie darin, wenn auch nicht die Handlung, die Personen, den Rahmen von

L'Enigme, so doch den Grundgedanken finden, welcher der Ausgangspunkt gewesen ist: die Verwerfung des Mordes, die Berufung an die Gerechtigkeit, höchste Form des Erbarmens.

„Haben Sie die Hoffnung, daß Aussicht vorhanden ist, so rasch Gewaltthätigkeitsideen umzugestalten, die, mit Recht oder mit Unrecht, der Familienehre entspringen und die unter dem Antrieb des Zornes und der Entrüstung zu unwiderstehlichen Impulsen ausarten? Glauben Sie, daß man so bald dahin gelangen wird, vermittels humanitärer Theorien, die in Dialoge umgeformt sind, den Ausbruch ehelicher Leidenschaften zu unterdrücken?"

„Gewiß nicht. Der individuelle Fall bleibt diskutabel. Was aber nicht diskutabel ist und was mir völlig ungeheuerlich, unerträglich erscheint (ich habe es bereits 1897 geschrieben), ist, daß der Gesetzgeber eine Bestimmung eingesetzt hat, welche Individuen, die nur allzusehr durch Zorn und Leidenschaft zum Morde getrieben werden, gewissermaßen dazu einzuladen geeignet ist. Das Theater ist das am rascheſten und am entschiedensten wirkende Mittel, das öffentliche Gewissen aufzurütteln. Ich bediene mich seiner, um diesen Protest mit Nachdruck zu erheben, um ihm mehr Kraft und Wirksamkeit zu geben, um schneller den Tag und die Stunde herbeizuführen, wo dieser Artikel des französischen Strafgesetzes unterdrückt wird, der nach dem Ehescheidungsgesetz keine Daseinsberechtigung hat und nur noch als eine dem schlimmsten Ungestüm des Egoismus und der Tyrannei leider Gottes zugestandene Konzession erscheinen kann.

„Ich bin übrigens in ‚L'Enigme' wie in meinen andern Stücken — ohne irgend welches Bemühen, darin das zu geben, was man eine sympathische Figur nennt — darauf ausgegangen, Typen eines Durchschnittsmenschentums darzustellen, Typen eines mir wahr erscheinenden Menschentums, die gut oder schlecht handeln, je nach ihren durch die Erziehung gemäßigten Instinkten."

Ueber diesen Punkt kam mir ein Gedanke in den Sinn. Ich hätte die Bemerkung einfließen lassen können, daß es gerade bedauerlich ist, daß Paul Hervieu mit seiner kühlen und zwingenden Logik es sich für gewöhnlich mehr angelegen sein läßt, den Mann zu verdammen als ihn zu verherrlichen. Er würde mir ohne Zweifel mit seiner vornehmen Ruhe geantwortet haben, daß er, die Feder in der Hand, eine Entwicklung allgemeiner Ideen vorführt. Doch es wäre unpassend gewesen, die Unterhaltung durch die endlosen Umschweife theoretischer Erörterungen abzulenken; darum kam ich auf weniger spezielle Betrachtungen über das, was er im Roman wie auf der Bühne erstrebt, geschaffen und erreicht hatte.

*

Unter Kennern gilt es als eine ausgemachte Thatsache, daß Paul Hervieu die zeitgenössische Litteratur um einen originalen Wert bereichert und sich darin einen Platz ganz für sich, markiert durch einen eignen und bezeichnenden Charakter, erworben hat. Eigenartig im Natürlichen, in gleichem Maße das Banale und das Uebertriebene scheuend, zeigt er sich stets erpicht auf das Seltene und Aus-

erlesene, doch ohne Dilettantismus und um auf dem gewählten Gebiet seine angeborene Beobachtungsgabe zu üben. Er reist mit Vorliebe im „Lande der guten Manieren"; er nimmt als Romancier der großen Welt einen hohen Rang ein; indessen ist er nichts weniger als nachsichtig gegen die verheimlichten Laster und die moralischen Schwächen der Welt, der vornehmsten Welt. Ich bat ihn, mir den Schlüssel für diese Gegensätze zu geben.

„Man glaubt in Ihnen vieles zu entdecken: Hang zum Mysteriösen, eine gelegentliche Hinneigung zum Mystizismus; und auf der andern Seite einen eingewurzelten Skeptizismus, Schroffheit, kalte Ironie ohne jede Nachsicht und jede Illusion. Wie steht es damit in Wirklichkeit?"

„Mysterium und Mystizismus sind zwei sehr nahe Gebiete. Die Wahrheit ist, was mich betrifft, daß mich eine innere Gewalt manchmal dazu trieb, unter sehr einfachen Begebenheiten die Rolle des Uebernatürlichen und des Unbekannten zu suchen. Ich habe Geschichten von Menschen, die Hallucinationen haben, erzählt; das war, um in das Mysterium der Existenz selbst in einigen seiner seltsamsten Offenbarungen einzudringen. Sie haben vielleicht bemerkt, daß ich im übrigen nie phantastische Elemente dazwischentreten lasse. Weder Engel noch Dämon, sondern der unharmonische Zusammenstoß der cerebralen Perversitäten, der sich durch eine gewisse Logik der Erscheinungen des Lebens erklärt. Fragen Sie die modernen Physiologen: es ist bei ihnen ein absoluter Grundsatz, daß der an geistige Erregungszustände am nächsten angrenzende Zustand die Verderbtheit des Herzens ist.

„Um es Ihnen zu gestehen, ich habe eine geheime Vorliebe für folgende von meinen Werken: ‚Les Yeux verts et les Yeux bleus', ‚L'Exorcisée' und besonders ‚L'Inconnu'.

„Was die Form der als ultramodern qualifizierten Sittenanalysen betrifft, so möchte ich sie einfach aufrichtig nennen. Wer von Romanen aus der vornehmen Welt spricht, darf darunter nicht bloß die zugespitzte Schilderung der leichtsinnigen Streiche eines ganz in Prunk und Luxus aufgehenden Lebens verstehen, sondern auch das klare Bild der Instinkte, die sich verbergen, und der ungesunden Leidenschaften, die unter dem Deckmantel der gesellschaftlichen Wohlanständigkeit wogen oder dahinschleichen. Ich menge mich nicht mit einem hochmütigen Tadel in den Disput, sondern ich hebe hervor und konstatiere. So betont der Naturforscher die Ursachen, die den Tiger wild oder den Hammel schwach und dumm machen, und doch haßt und verachtet er weder den einen noch den andern. In Wahrheit, wir gehören einer Zeit an, in der es nicht leicht ist, lächelnd die Eitelkeit der Liebe und die Spiele der Eitelkeit zu schildern. Die Häßlichkeit, die Bosheit, die Dummheit sind Wunden für manche Seelen. Man erregt sich nicht darüber, man läßt sich nicht zu unnützer Heftigkeit hinreißen, aber man läßt das dadurch verursachte Leid durchfühlen, und weil man den Ausdruck zurückhält, bleibt in den Worten etwas Schneidendes und Zusammenziehendes zurück."

„Bei der Untersuchung der Seelen, wie sie Ihnen der Zufall in den Weg

führt, müssen Sie ebenso klar in die weibliche Bosheit wie in den Egoismus des Mannes geblickt haben. Ebenso wie Sie das wilde Tier im männlichen Gewande gekennzeichnet haben, haben Sie nicht die Instinkte der Katzennatur verbergen können, die sich — stets bereit zu kratzen — unter der Seide und dem Sammet duckt. Haben Sie sich also nicht an die Spitze der feministischen Schriftsteller gesetzt, wenigstens in Ihren Bühnenstücken? Liegt darin nicht von einem Ende zum andern der Schein des Widerspruchs?"

„Es ist richtig, in den ‚Tenailles', in der ‚Loi de l'homme' von gestern, im ‚L'Enigme' von morgen kennzeichne ich mit allen meinen Kräften die Tyrannei eines auf das Gesetz gestützten Egoismus. In meinen Augen verlangt die Gerechtigkeit, daß die Frau, da sie dieselben Pflichten und dieselbe Verantwortlichkeit vor dem Strafgesetz hat, dem Manne auch in ihren Rechten gleichgestellt wird. Eine andre These in dieser Frage habe ich nicht aufgestellt. Was die Mängel der Natur oder der Erziehung betrifft, so teile ich sie nicht einer von beiden Seiten zu, weder die Fehler, noch die Laster: sie sind den beiden Fraktionen der Menschheit gemeinsam."

„In Summa, der Pessimismus ist entschieden die Dominante Ihres Schaffens, und es ist besonders die Tragödie, fast immer die Tragödie, die Sie unter dem schimmernden Aeußern der modernen Sitten, in dem Kampf der Wesen und der Wissenschaften erblicken."

„Machen wir daraus keinen Gegenstand des Tadels, lieber Freund ... Die Pessimisten sind vielleicht mehr als die Optimisten Freunde der Menschheit. Wenn sie Bitterkeit auf den Lippen und im Herzen haben, wenn sie ihre Klagen davon durchdringen lassen, so ist diese Bitterkeit aus Bedauern und Enttäuschung entstanden, weil sie in ihr nicht gefunden haben, was sie um ihretwillen Gesundes und Kräftiges gesucht haben."

*

Paul Hervieu hatte mir damit das letzte Wort seiner dramatischen und Romanphilosophie gesagt. Indem ich die Erinnerung an diese inhaltreiche Unterhaltung mit mir nahm, konnte ich mich nicht enthalten, im stillen bei mir über die seltsame Laune des Schicksals nachzudenken, das bei der Verteilung der Rollen und der Talente gerade aus diesem jungen, glücklichen, von Erfolg gekrönten und vom Leben viel begehrten Schriftsteller einen im Grunde schwermütigen und enttäuschten Ironiker gemacht hat.

Paris, Mitte November 1901.

Religionshaß und wahre Toleranz.

Von

Professor Dr. Adolf Kamphausen.

In der Absicht, den Lesern der „Deutschen Revue“ einige Gedanken über den Religionshaß und die zu ihm rein gegensätzlich sich verhaltende wahre Toleranz mitzuteilen, beschränke ich mich in der Hauptsache auf die beiden im Deutschen Reiche vorhandenen Konfessionen der christlichen Religion. Die Bewohner des Deutschen Reiches tragen in stark überwiegender Mehrheit den christlichen Namen, so daß neben ihnen die Anhänger der israelitischen Religion, die schon am 1. Dezember 1890 nach Kürschners Staatshandbuch 567889 Personen zählten, allein noch näher in Betracht kommen könnten. Da ich aber über das wünschenswerte Verhältnis zwischen den Christen und Juden schon bei andrer Gelegenheit gesprochen habe, so werde ich nur beiläufig auf unsre jüdischen Volksgenossen Rücksicht nehmen.

Von den beiden Konfessionen, in welche die christliche Bevölkerung des Deutschen Reiches zerfällt, besitzt die evangelische die weitaus größere Seelenzahl; beträgt doch die Menge der sich zur römisch-katholischen Kirche rechnenden Angehörigen des Deutschen Reiches nicht viel über die Hälfte der darin wohnenden Protestanten. Nach der gegen den Reichstagsabschied von Speier im Jahre 1529 eingelegten Verwahrung führen diese Evangelischen freilich alle wegen des Gegensatzes gegen die päpstliche Konfession den geschichtlichen Namen der Protestanten. Aber gegen die politischen Ansprüche des Papsttums, wie sie im Deutschen Reichstage das ultramontan gerichtete Zentrum vertritt, sollten neben den Millionen gut vaterländisch gesinnter Deutschen katholischer Konfession vollbewußt auch alle Evangelischen in die Schranken treten. Thäten sie wirklich ihre Pflicht und Schuldigkeit, so könnte der Ultramontanismus in dem mächtigen, überwiegend evangelischen Staatengebilde unmöglich eine der wahren Toleranz hohnsprechende Rolle spielen.

Es wird sich zeigen, daß man in unserm Sinne von Toleranz der katholischen Kirche ernsthaft nicht reden kann, wenn wir uns von Kirchenrechtslehrern Auskunft über die geschichtliche Wandlung des Begriffs geben lassen, eine Auskunft, die das aus dem Lateinischen stammende tol (erantia), das mit unserm Dul (dung) durch Lautverschiebung zusammenhängt, an sich nicht geben kann. So belehrt uns der 1892 gestorbene Jurist Otto Mejer in dem Artikel „Toleranz“,[1]) daß der mit dem Aufkommen des Protestantismus entstandene kirchenpolitische Begriff der Toleranz als der Duldsamkeit in Religionssachen anfänglich das Ertragen eines Uebels bedeutete, da die deutschen Staatsregierungen nur aus-

---

[1]) Herzogs Protest. Real-Encykl. [2] XVIII, S. 379 ff.

nahmsweise verschiedene Religionen oder Konfessionen in demselben Territorium zulassen mochten. Erst später stellte sich die Unmöglichkeit heraus, der offenbar von Gott geleiteten geschichtlichen Entwicklung noch länger zu widerstreben. Nun verstand man unter dem einmal gebräuchlich gewordenen Namen der Toleranz ein grundsätzlich gewordenes Zulassen oder die Gewährung der Gewissensfreiheit, die dem einzelnen Freiheit der Religion und den durch Gemeinsamkeit religiöser Ueberzeugung Verbundenen Freiheit entsprechender Genossenschaftsbildung gestattet. Die geschichtliche Entwicklung der mit der Toleranz enge zusammenhängenden Parität ist von einem andern namhaften Juristen in einer akademischen Festrede so meisterhaft geschildert worden,[1]) daß ich mit einem kurzen Auszuge daraus dem Leser einen Dienst zu erweisen glaube.

Fragen wir nach der Entstehung der Parität oder der religiösen Gleichberechtigung und Gleichbehandlung, so weist uns Professor Kahl zunächst darauf hin, daß eine religiöse Parität großen Stiles in gewissem Sinne schon im heidnisch-römischen Reich bestand. Es ließ ja den besiegten Völkern ihre durch das Alter ehrwürdige und auf ihre Nation beschränkte Religion. Die römisch-heidnische Welt hatte Raum und Gleichberechtigung für alle Formen der Gottesverehrung, die den Staatsgöttern die Opfer, die äußerlichn Zeichen der Furcht und Ehrfurcht nicht mißgönnten. So lange dem kapitolinischen Jupiter und dem Kaiser kein Abbruch geschah, mochte man immerhin andre Götter neben sich haben. Die religiöse Parität im Römerreiche war die Parität des Indifferentismus gegen die Innerlichkeit der Religion. Aber die römische Religionstoleranz scheiterte am Christentum. Seitdem die Christen nicht mehr bloß für jüdische Sektierer galten, war ihre Weigerung, den Staatsgöttern zu opfern, unverzeihlich; die christliche Religion war international und antinational zugleich. Weil sie als Angriff auf Bestand und Souveränität des Staates erschien, war der Kampf unvermeidlich. Die am umfassendsten eingeleitete und durchgeführte Christenverfolgung, die diokletianische, war aber auch die letzte. Man überzeugte sich, daß der Widerstand der Christen nicht zu brechen war. Die Duldung ist überall der Vorläufer der Parität. Diese selbst führte sich ein in dem Mailänder Edikt der Kaiser Konstantin und Licinius von 313. Ranke nennt es „eines der vornehmsten Ereignisse der Weltgeschichte". Allen, Christen und Nichtchristen, freie Annahme und Ausübung der ihnen zusagenden Religion, das ist der Inhalt dieser ersten weltgeschichtlichen Urkunde über Parität.

Aber auf ihrer Grundlage hat sich die weitere Entwicklung nicht vollzogen. Die christlich-heidnische Parität hat das Ende des vierten Jahrhunderts nicht überdauert. Da das Christentum die Staatsreligion wurde, verschwand die religiöse Parität als politischer Grundsatz und rechtliche Einrichtung für ein Jahrtausend überhaupt aus dem Gesichtskreise des Zulässigen und Möglichen. Das kanonische Recht bietet keinen Raum für irgend welche Parität; keine Abweichung vom Kanon hat Anspruch auf Duldung, geschweige Gleichberechtigung. Auf

[1]) Wilhelm Kahl, Ueber Parität. Tübingen 1895, J. C. B. Mohr (P. Siebeck).

dieser Voraussetzung ruht das kanonische Strafsystem über Häresie und Schisma. Erst aus Veranlassung der Reformation wurde die Frage der Parität mit vollem Ernste wieder gestellt, nicht durch die Reformation. Parität war weder ihre innerliche Konsequenz, noch ihr angestrebtes Ziel. Nur irrtümlich hat man der reformatorischen Bewegung den Grundsatz der Gleichberechtigung der Konfessionen oder die Grundlegung des paritätischen Staatsbegriffs zugeschrieben. Wohl bricht Luther darin bewußt mit der kanonischen Ordnung, daß er die persönliche Gewissensfreiheit wie schrankenlos für sich, so als allgemein sittliches Prinzip, ja als religiöse Forderung in Anspruch nimmt. „Denn im Gewissen will Gott allein sein.“ Aber das erweiterte Zugeständnis einer gesellschaftlichen Bekenntnisfreiheit, geschweige denn Bekenntnisgleichheit ist für ihn unvollziehbar. Dafür fehlen alle Voraussetzungen. Die Reformation tritt in einen Vorstellungskreis ein, der nur die ungeteilte Einheit der christlich organisierten menschlichen Gesellschaft kennt. Bei der unauflöslichen Einheit des Kirchenbegriffs kann es Kirchen nicht geben; die Nationalkirchen sind überall nur Teilerscheinungen der einen Kirche. Die christlichen Sektierer sind Irrende oder Verbrecher; ihre Anerkennung wäre Anerkennung des Irrtums, ihre Parität Sünde, Frivolität. Auch Luther kennt nur eine Kirche, die auf das Evangelium gegründete, die evangelische in seinem Sinne. Das reformatorische Ziel ist Erneuerung der einen christlichen Gesellschaftsordnung im evangelischen Geist. Nur so hatte Luther auch einen Rechtstitel für die Inanspruchnahme der weltlichen Obrigkeit, denn auch diese muß ja den Charakter der christlichen Gesellschaftsordnung tragen. Darum wendet Luther sich an die Reformationspflicht der christlich-evangelischen Obrigkeit und legt damit den Grund zur Thatsache des landesherrlichen Kirchenregiments. Einer paritätischen Staatsgewalt hätte er niemals ein kirchliches Regiment anvertraut.

In dem Kampfe des Papsttums mit dem Luthertum behielten beide Teile Bestand. Dieser Bestand war mit den Waffen erkämpft und wurde 1555 zu Augsburg reichsgesetzlich geordnet. Keineswegs aber war mit dem Augsburger Religionsfrieden das Deutsche Reich schon ein paritätischer Staat geworden. War doch dieser Friede nichts andres als ein unter voller Rechtsverwahrung abgezwungenes Anerkenntnis des Besitzstandes. Die Einheit der Kirche blieb als Prinzip des öffentlichen Rechts bestehen. Das Papsttum hatte noch keine Veranlassung, gegen den Religionsfrieden zu protestieren, sowie nachmals gegen das westfälische Instrument und die deutsche Bundesakte. Vorläufigen Ordnungen, dem bisherigen allgemeinen Festhalten an nur einer wahren Kirche, machte nach 30jährigem blutigem Ringen das Jahr 1648 ein Ende. Jetzt, im westfälischen Frieden erscheint die Parität zum erstenmal mit dauernder Absicht, grundsätzlich auf dem Boden des Rechts. Nun ist der Zeitpunkt der Proteste für das Papsttum gekommen, weil die christlich-mittelalterliche Gesellschaftsordnung im Wege Rechtens ihre Auflösung gefunden hat. Aber das Reichsgrundgesetz des 17. Jahrhunderts spricht nirgends von einer Parität der „Kirchen“, sondern überall nur von einer „Gleichheit beider Religionen“.

Als Subjekte der religiösen Gleichberechtigung kennt es nur die Reichsstände, noch nicht die Unterthanen. Paritätisch sind nur die katholische und die protestantische Religion, diese nunmehr lutherisches und reformiertes Bekenntnis umfassend.

Im ganzen war 1648 das Ergebnis eine rein äußerliche, rein formale, zahlenmäßige Darstellung der Parität. Vom Reichstag z. B. übertrug sich das mechanische Paritätsprinzip auf alle Reichsämter. Reichsgeneralität und gesamter Reichskriegsrat waren in gleicher Anzahl aus beiden Religionsparteien zu besetzen. Die Förderung über bloßes Zählen hinaus kam aus Brandenburg-Preußen. Wenn hier während des erbitterten Religionskriegs der Kurfürst Georg Wilhelm, ein reformierter Fürst, in seinem überwiegend lutherischen Lande den katholischen Grafen Schwarzenberg zum ersten Minister wählte, so deutete schon das darauf hin, daß der Staat seinen Standpunkt über allen Bekenntnissen nehmen müsse. In dem Großen Kurfürsten, der bereits durch seine Jugendeindrücke, durch den Aufenthalt in den Niederlanden für die Gedanken der Aufklärung gewonnen war, gelangten nun Staatskunst und Wissenschaft zu dem gleichen Rechnungsabschluß. In zweifacher Richtung sollte jetzt die Paritätsfrage zum Austrag kommen: im Verhältnis der Lutheraner zu den Reformierten auf der einen, zwischen Protestantismus und Katholizismus auf der andern Seite. Dort war die Aufgabe schier die schwierigere; dankten doch die Lutheraner dem Großen Kurfürsten wenig dafür, daß er im westfälischen Frieden die Parität der Reformierten durchgesetzt hatte. Aber mit der Strenge eines guten Familienvaters, der, wenn es sein muß, auch mit Züchtigung für Frieden und Duldung in seinem Hause sorgt, stellte Friedrich Wilhelm die Gleichberechtigung her und hielt sie aufrecht. Die Geschichte der Parität, die der Große Kurfürst hier einleitete, endigte im 19. Jahrhundert in der preußischen Union. Bei Herstellung der Parität zwischen Katholizismus und Protestantismus trat Friedrich Wilhelm weit hinaus über den „Geist" des westfälischen Friedens. Er gab für seine Person und Lande das weitgehende religiöse Bestimmungsrecht auf, das ihm auf Grund der Landeshoheit seinen Unterthanen gegenüber zustand. Daß man persönlich einem bestimmten Glauben aufrichtig zugethan sein, dabei aber doch die Gerechtigkeit gegen alle erfüllen könne, diese erst später in rechtliche Form gebrachte paritätische Wahrheit erscheint bei ihm bereits als sittliches Prinzip. Wie riesengroß dieser Fürst über seinem konfessionell gebundenen Zeitalter stand, tritt erst dann in das gehörige Licht, wenn man erwägt und vergleicht, daß zur gleichen Zeit das evangelische Bekenntnis ausgeschlossen war von Spanien, Italien, Frankreich, Oesterreich, Polen, Bayern — daß das katholische verboten war in England, Dänemark, Schweden, daß in letzterem auf dem Uebertritt zum Katholizismus Todesstrafe stand.

Von dem Großen Kurfürsten führt eine gerade, nur selten unterbrochene Entwicklungslinie zu dem großen König und dessen geistiger Schöpfung, dem preußischen Landrecht von 1794, das die Paritätsfrage im Sinne des Naturrechts gesetzlich regelte. Im 19. Jahrhundert fiel die mechanische Parität der

Reichsverfassung 1806 mit dieser selbst. Weiter gelangte die Parität in drei verschiedenen Entwicklungskreisen zur rechtlichen Ausprägung, die unmittelbar den Zustand der Gegenwart zur Anschauung bringen. Im engsten Kreise konsolidierte sich die Parität als individuelle Rechtsgleichheit der Staatsangehörigen; im zweiten Kreise als religionsgesellschaftlich wechselseitige Parität; im dritten Kreise liegt die noch nicht befriedigend gelungene Herstellung der Parität im Verhältnis der Religionsgesellschaften zum Staat. Gewiß war es eine anerkennenswerte Erweiterung der Gewissens- und Kultusfreiheit, wenn, wie in Preußen, Württemberg, Hessen, Sachsen-Koburg, allen Religionsgesellschaften ohne Ausnahme Gleichheit der öffentlichen Religionsübung gewährt wurde. Indes hat in der Schule der Erfahrung die naturrechtliche Voraussetzung von der abstrakten Gleichheit der Religionsgesellschaften sich als irrtümlich erwiesen und den Dienst für eine befriedigende Lösung der Paritätsfrage versagt. Das Naturrecht hatte, nicht nach theoretischer Formulierung seiner Urheber, wohl aber in den praktischen Folgerungen der Epigonen das paritätische Problem selbst falsch gestellt: jedem das Gleiche, statt jedem das Seine[1]). Nur Gleiches ist gleich zu behandeln. Andernfalls entsteht Imparität. Will der Staat allen und sich selbst gerecht werden, so ist dies nur so zu erreichen, daß er in seiner Aufsichts- und Schutzgesetzgebung die einzelnen Religionsgesellschaften nach ihrem Wesen, ihrer Geschichte, ihrer positiven Rechtsordnung spezifisch differenziiert.

Kehren wir nach diesem unter Kahls Führung gewonnenen Ueberblick über Entwicklung und Wesen der religiösen Parität, noch einmal zu dem Artikel Mejers zurück, so werden wir uns leicht davon überzeugen, daß der heutigen katholischen Kirche wahre Toleranz ebenso fremd sein muß, als sie der vorreformatorischen Zeit noch unbekannt war. Die Konstitutionen Kaiser Friedrichs II. stützten sich auf päpstliche Aussprüche, und unbelehrbare Ketzer, wie z. B. Hus und die Hussiten, wurden nicht nur von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, sondern auch dadurch unschädlich gemacht, daß die Kirche sie dem weltlichen Richter zur Vernichtung durch Feuer überantwortete. Es lag wahrlich nicht an der päpstlichen Kurie, wenn gegen Luther die Bannbulle samt dem Wormser Edikt, das auf Grund des geltenden, kirchlich von der Inquisition gehandhabten Ketzerrechts erlassen war, sich unwirksam erwies. Auch heute sind die alten Ansprüche nur darum zurückgestellt, weil die weltliche Macht sich ihnen versagt.

1) Ueber die Wichtigkeit des alten Suum cuique für das Staatsleben vergl. die Aeußerung von Friedrich Curtius (Christliche Welt, 1900, Spalte 779): „Die Ansicht vom Staat, daß er eine Gottesgabe und eine Gottesgnade ist, weil er inmitten dieser Welt der Ungerechtigkeit und des Unfriedens eine Macht der Gerechtigkeit ist, entnahm der große Apostel (vergl. Röm. 13, 1 ff.) der lebendigen Anschauung des Römerreiches, in welchem er eine Macht des Guten in einer sittlich faulen Welt erkannte. Es waren die heidnischen Zeitgenossen des Apostels, die das Lebensprinzip des Staates in ewig gültigen, lapidaren Sätzen definierten: Die Gebote des Rechts sind: ehrbar leben, den andern nicht schädigen, jedem das Seine zukommen lassen. Deshalb eben, weil der Staat seinem Wesen nach gerecht ist, weil er sich selbst aufgiebt, wenn er das Suum cuique verwirft, deshalb ist er von Gottes Gnaden."

Der einzelne Katholik mag dem protestantischen Mitchristen noch so sehr mit Toleranz entgegenkommen: die amtliche römische Kirche ist weit davon entfernt, die evangelische Kirche als Schwesterkirche anzuerkennen, würde sie vielmehr, wenn die Macht dem Willen entspräche, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Papst Leo XIII. findet, gerade wie seine Vorgänger, die staatliche Toleranz schlechthin verwerflich und hat in der unter dem 1. November 1885 erlassenen Encyklika „über die christliche Konstitution der Staaten" einfach die alten kurialen Sätze wiederholt. So hofft denn das ultramontane Zentrum mit den Jesuiten, daß die Staatsgewalt von ihrer Pflicht der Intoleranz künftig wieder überzeugt werde und ihr dann auch thatsächlich nachkomme. Einstweilen aber bedient man sich unbedenklich aller Vorteile, die dem Papsttum durch die Annahme des Toleranzprinzips seitens des modernen Staates und durch die konstitutionelle Freiheit der Gesellschaft entgegengebracht worden sind. Befinden sich also die Katholiken irgendwo in der Minderheit, so wird mit Ungestüm die mechanische Parität gefordert; bilden sie aber die Mehrheit, wie in Bayern, dann benimmt man sich, gerade wie in der bekannten Fabel der Junker dem armen Bauern gegenüber that, pflichtmäßig „ganz anders".[1])

---

[1]) Nachträglich muß ich doch noch der Ueberraschung gedenken, die dem deutschen Volke kürzlich von der Zentrumspartei durch ihren sogenannten Toleranzantrag bereitet worden ist (vergl. Luthardts Kirchenzeitung vom 14. Dezember 1900, Sp. 1191, und die Kirchliche Korrespondenz des Evangelischen Bundes 1901, Sp. 8—12, 37—40). Ein Zentrumsantrag auf „Freiheit der Religionsübung" konnte bei den sonstigen Gepflogenheiten der katholischen Kirche nur als taktisches Manöver gelten, wenn auch von protestantischer Seite sofort rückhaltlos zugegeben wurde, daß in Braunschweig und Mecklenburg, wo man Katholiken kaum kennt, einige rückständige Bestimmungen bestehen, die nur als historische Ladenhüter zu entschuldigen seien. Mit Recht fragte ein wegen seiner Preußenfurcht bekannter Bayer, der klerikale Dr. Sigl, in seinem „Vaterland" voll Verwunderung: „Seit wann ist denn Religionsfreiheit ein katholisches Prinzip? Sind denn im Zentrum keine Juristen, keine Theologen? Wissen die Herren nicht, daß die katholische Kirche die Religionsfreiheit stets verworfen hat und grundsätzlich stets verwerfen muß, weil sie dem innersten Wesen der katholischen Religion widerspricht?"

Ueber die Motive und Ziele dieses Zentrumsantrags verbreitet D. Witte in der Kirchlichen Korrespondenz des Evangelischen Bundes (1901, Sp. 11 f.) deutliches Licht, indem er zwei offenherzige Erklärungen aus Nordamerika und aus Rom mitteilt, die ich dem Leser nicht vorenthalten will. Der katholische Bischof Ryan von St. Louis schrieb 1886 in seinem Organ „Hirt des Thales" folgendes: „Wir gestehen, daß die römisch-katholische Kirche unduldsam ist, das heißt, daß sie alle in ihrer Macht stehenden Mittel zur Ausrottung der Ketzerei anwendet; aber ihre Unduldsamkeit ist die logische und notwendige Folge ihrer Unfehlbarkeit. Sie allein hat das Recht, unduldsam zu sein, weil sie allein die Wahrheit hat. Die Kirche duldet Ketzer, wo sie dazu gezwungen ist, aber sie haßt sie tödlich und gebraucht alle ihre Macht, um ihre Vernichtung zu sichern. Wenn einmal die Katholiken hier im Lande im Besitz einer bedeutenden Majorität sein werden, dann wird die Religionsfreiheit der Republik der Vereinigten Staaten zu Ende gehen müssen." Die andre Erklärung findet sich in der päpstlichen Voce della Verità vom 7. Oktober 1887, Nr. 227, und lautet: „Wir bemerken, daß die katholische Kirche, obwohl sie das Recht hat, die Freiheit der Kulte zu verwerfen, und sie im Prinzip auch verwirft, dieselbe doch annimmt und in hypothetischer Weise sich ihrer erfreut. Wo

Bevor ich nun die eigentümliche Stellung der christlichen Konfessionen zu einander weiter bespreche, soll ein von jüdischer Seite mit Unrecht erhobener Anspruch kurz zurückgewiesen werden. Ein geachteter Schriftsteller, Professor Dr. M. Lazarus in Berlin, dessen Schriftchen „Der Prophet Jeremias“ [1]) viel Schönes enthält, meint hier,[2]) die alttestamentlichen Propheten seien alle so geartet, „daß sie des Fremden irrige Religion verwerfen, aber seine redliche Religiosität anerkennen, ein Standpunkt, der heute noch gar vielen eifer-

---

sie nämlich infolge beklagenswerter Umstände nicht offiziell als die alleinige Staatsreligion anerkannt ist, beansprucht und fordert sie für sich jene Freiheit, deren alle Konfessionen genießen, indem sie darauf rechnet, durch die Reinheit ihrer Dogmen und ihrer Moral mit der Zeit alle Irrtümer und Laster zu überwinden und bestimmt den Tag erwartet, wo es sich erfüllt, daß nur eine Herde unter einem Hirten sein wird. In denjenigen Ländern jedoch, wo ihr Vorrang (primato) festgestellt ist, wo das Blut ihrer Märtyrer und die Lehrkämpfe ihr eine volle und gesetzliche Existenz gesichert haben, verwirft sie jede Kultusfreiheit als einen Widerspruch nicht bloß mit der objektiven Wahrheit der Dinge, sondern auch als einen Angriff auf ihre präexistenten Rechte, auf ihre unbestreitbare Oberherrschaft.“

Mit Recht sieht man auf protestantischer Seite in dem sogenannten Toleranzantrage des Zentrums, solange es selbst von den völlig intoleranten Grundsätzen des Papsttums beherrscht wird, nur ein Mittel, die selbst in Spanien verhaßten Jesuiten wieder in Deutschland einzuführen, durch Herabsetzen des Alters der religiösen Mündigkeit auf völlig unreife Kinder der Agitation Einfluß zu ermöglichen und dem Staate den letzten Rest seiner kirchlichen Hoheitsrechte zu rauben.

Dennoch wäre es verkehrt, wollten wir den höchst intoleranten Toleranzantrag, den der bekanntlich feine Netze spinnende Dr. Lieber mit seinen Zentrumsgenossen eingebracht hat, lediglich als ein Werk der ganz oder doch halb (vergl. Gal. 2, 12 f.) bewußten Heuchelei ansehen. Mag auch bei der Unterstützung eines solchen Antrags religiöse Gleichgültigkeit oder geradezu Irreligiosität mit unterlaufen, in der Hauptsache ist doch der wunderliche Antrag nur als eine Folge hochgradiger Verblendung zu betrachten. Das Streben nach wahrer Duldsamkeit macht es dem gebildeten Evangelischen möglich, daß er sich vor unchristlichem Richten hütet und bei allem Protest gegen den Ultramontanismus den Verdiensten gerecht wird, die sich das Papsttum unter bestimmten geschichtlichen Verhältnissen erworben hat, und den noch fortwährend in gewisser Hinsicht von ihm ausgehenden Segen anerkennt. Unbedenklich dürfen wir den jetzigen Papst trotz seiner von heiliger Einfalt zeugenden Aeußerungen über den Protestantismus zu den frommen römischen Christen zählen. Ich halte es sogar für möglich, daß er in den Augen des alleinigen Herzenskündigers höher geachtet ist, als der Durchschnitt der mit hellerer Einsicht begabten Nichtkatholiken, da er die Pflichten des ihm übertragenen schweren Amtes mit Eifer zu erfüllen sucht, wenn auch nicht ohne (vergl. Röm. 10, 2) Unverstand. Daher kann ich der englischen Zeitung „Times“ nur beistimmen, wenn sie bei Besprechung der Ode Leos XIII. über die „Omina des neuen Jahrhunderts“ bemerkt (Chronik der Christlichen Welt 1901, Sp. 103): „Es ist rührend, zu sehen, wie dieser alte Mann in seinem sogenannten Gefängnis im Vatikan seinen Tadel an dem eben beendeten Jahrhundert gerade an die Thatsachen anknüpft, die in den Augen der meisten Menschen dem alten Jahrhundert zur Ehre gereichen, und wie er für das neue Jahrhundert die Wiederherstellung einer Macht erhofft, die in den Augen vieler wie Mehltau auf der Erkenntnis gelegen hat und ein Hemmnis der Entwicklung gewesen ist.“

[1]) Breslau, 1894.

[2]) S. 47, Note.

vollen und liebeleeren Leuten zum Vorbild dienen könnte". Die hohe Stellung, die der Prophet Jeremia unter den Vorläufern des neuen Bundes einnimmt, ist gewiß unbestreitbar; aber ich finde nicht, daß seine Duldung über die Behauptung hinausgeht, daß die Heiden an ihren vermeinten Göttern, ohne zu wechseln, zähe festhalten[1]). Die Propheten stellen der wankelmütigen, gegen Jahwe undankbaren Nation, die erst durch den Verlust der staatlichen Selbständigkeit zum Volke der Juden wurde, zuweilen zur Beschämung die Heiden, ja sogar Tiere als Muster vor, z. B. Am. 3, 9; Jes. 1, 3. Es ist eine leicht begreifliche Verkennung des wirklichen Geschichtsverlaufs, wenn auch ein Lazarus[2]) „die reine, geläuterte, geistige Gotteinheitslehre" dem Judentum als Verdienst zuschreibt. Von diesem unbewußten Schmücken mit christlichen Federn ist in der „Deutschen Revue" während des Jahres 1900 schon öfters[3]) die Rede gewesen, so daß ich nicht näher darauf einzugehen brauche. Das alte Testament, das schon von Feindesliebe weiß, enthält auch die Keime zu voller Achtung der Menschenwürde; aber die wahre Humanität, die echte Duldsamkeit hat erst Jesus Christus seine Jünger gelehrt. Wir dürfen die nationale Beschränktheit der alttestamentlichen Religion[4]) nicht übersehen, wenn wir mit D. Strack in seinem neuesten Schriftchen[5]) „die Sittenlehre des Judentums der Gegenwart"[6]) betrachten. Jeder Christ wird die 15 „Grundsätze der jüdischen Sittenlehre", deren letzte Fassung gegen Ende 1885 Professor Moritz Lazarus feststellte, mit Freuden lesen, obgleich oder gerade weil sie durch das Christentum beeinflußt sind, und ebenso gerne stimmen wir der bedeutsamen Erklärung zu, die im Januar 1893 von 220 namentlich unterzeichneten Rabbinern Deutschlands abgegeben worden ist. Je mehr die deutschen Juden darnach handeln, desto erfreulicher wird zum Besten unsres ganzen Vaterlandes die wahre Duldsamkeit gedeihen. Ich möchte hier den Leser der „Deutschen Revue" an das erinnern, was im Mai-Heft 1900, S. 201—208 ein Heidelberger Theologe über Religion und Protestantismus geschrieben hat. Dabei betonte D. Bassermann auch, daß „der protestantische Christ an sein eignes Gewissen gewiesen ist; seine Kirche kann ihm nur darin Hilfe leisten, dieses richtig zu orientieren und praktisch zur Geltung zu bringen", und der Heidelberger Kollege erklärte ebenso richtig unter Hinweis auf D. Richard Rothe, einen der frömmsten Theologen unsrer Zeit, man werde der Kirche jedenfalls eine andre Aufgabe stellen müssen, als die der Konservierung der Dogmen. Mein seliger Lehrer Rothe erblickte in der Duldsamkeit eine wesentlich christliche Tugend, in der Glaubensfreiheit ein hohes sittliches Gut, das ich mit meinem Freunde D. Holtzmann[7]) für das Staatsleben „vielleicht das erste und wich-

---

1) Jer. 2, 11.

2) S. 45 ff.

3) Juni, S. 355 ff., August S. 197 f., September S. 290 f.

4) Vergl. z. B. Deut. 23.

5) Sind die Juden Verbrecher von Religions wegen? Leipzig 1900, oder Nr. 28 der Schriften des Berliner Institutum Judaicum.

6) S. 29—38.

7) Vergl. sein Lexikon für Theologie und Kirchenwesen. Braunschweig 1888, S. 346.

tigste Kennzeichen menschenwürdiger und wahrhaft kulturfähiger Zustände" nennen kann. Hier genüge die Mitteilung der schönen Worte, die Rothe zu Bonn als Universitätsprediger im März 1852 dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen bei seinem Abgang von der Universität ins Stammbuch geschrieben hat; sie lauten: „Wer nicht glaubt, daß alles Wahre und Gute christlich sei, der glaubt eigentlich nicht an das Christentum, und wer sich davor fürchtet, der ist, wo nicht ungläubig, doch sehr kleingläubig."[1]) Gerade weil Rothe ein überzeugter Christ war, verlangte er[2]) von dem Christen als solchem liebevolle Gesinnung gegen alle Menschen, Uebung wahrer Duldsamkeit gegen die christlichen Konfessionen und nicht minder gegen die Juden. Je näher die Juden dem Evangelium kommen, destoweniger wird Unverstand oder böser Wille der Antisemiten ihnen etwas anhaben können.

Was nun die Toleranz unter den christlichen Konfessionen Deutschlands betrifft, so bedarf es keiner sehr langen Ausführung über die Toleranz der Protestanten untereinander.

Den meisten Evangelischen pflegt es bekannt zu sein, daß der Zwang nicht der geeignete Weg zur Liebe ist, sondern viel eher zum Haß führt, der Religionszwang also zum Religionshaß, und sie sind darum im allgemeinen dem Zwange in Sachen des religiösen Glaubens abgeneigt. Man darf auch wohl sagen, daß ein so unduldsamer Theologe im evangelischen Lager wie Höe von Höenegg, der Dresdener Oberhofprediger des sächsischen Kurfürsten Johann Georg I., heutigentags nicht mehr möglich ist. Dieser Geistliches und Weltliches vermischende fanatische Lutheraner, der im 30jährigen Kriege die römisch-katholische Politik zum größten Schaden der evangelischen Sache unterstützte, gab die Schrift seines Amtsvorgängers, des älteren Polykarp Leyser, „Ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen soll, als mit und zu den Calvinisten", 1620 neu heraus, ja überbot sie 1621 noch durch seinen berüchtigten Traktat: „Augenscheinliche Probe, wie die Calvinisten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen." Freilich darf dabei nicht verkannt werden, daß diesen eifrigen Hofpredigern das Wohl der lutherischen Kirche wirklich am Herzen lag, und daß sie nach damaliger Weise den Papst als Antichristen ansahen. Zum Glück sind solche Ansichten jetzt veraltet, wie denn der Wahn, daß die evangelische Kirche die alleinseligmachende sei und sich auf die weltliche Macht stützen dürfe, den Protestanten von Haus aus ferner liegen mußte, als der die päpstliche Kirche betreffende Wahn den Anhängern des römischen Stuhls.

Leider aber kommen auch heute noch mehr oder minder starke Spuren von Annäherung an den genannten Wahn vor, und zwar bei Theologen häufiger als bei den Nichttheologen, die fast immer mit den meist geringfügigen Unterschieden zwischen Reformierten und Lutheranern unbekannt sind. Natürlich stehen die

---

[1]) Vergl. Paul Lindenberg, Kaiser Friedrich als Student. Berlin 1896.

[2]) Vergl. seine Theol. Ethik. 1848, S. 655, 970 ff., auch 1022.

Aeußerungen von Unduldsamkeit, die der schroff konfessionelle Eifer sich zu Schulden kommen läßt, in Widerspruch mit echt evangelischer Gesinnung und finden sich, wie auch die Geschichte der Unionsversuche zeigt, in der lutherischen Kirche nicht weniger als auf der reformierten Seite. Vergleichen wir die geringen Unterschiede zwischen den beiden einander so nahe verwandten Konfessionen mit den viel tiefer greifenden Differenzen, die z. B. nach Gal. 2, 11 ff. in der Urkirche zwischen Jakobus, Petrus und Paulus bestanden, so muß uns der Eifer, der die den beiden Schwesterkirchen gemeinsamen, unendlich viel wichtigeren Punkte übersieht, fast wunderlich erscheinen. Die evangelischen Konfessionen, denen die heilige Schrift als oberster Richter in Sachen der Religion gilt, kennen weder eine unwandelbare Dogmatik, noch eine unfehlbare Kirche, der die Konservierung der Dogmen obläge, halten vielmehr fest an den reformatorischen Grundsätzen[1]).

Es wird genügen, wenn ich nur noch einige Erweisungen protestantischer Toleranz und Intoleranz hier erwähne. Die Lehre vom heiligen Abendmahl bildet bekanntlich einen der wichtigsten Unterschiede zwischen den beiden Schwesterkirchen. Trotzdem besteht in den alten preußischen Provinzen unter dem evangelischen Oberkirchenrat in Berlin als oberster Behörde die Union; diese aber ist ein thatsächlicher Beweis für die Möglichkeit gegenseitiger Duldsamkeit. Mit vollem Recht hat mein seliger Lehrer Friedrich Bleek in seinen „Beiträgen zur Evangelienkritik"[2]) auf die grundsätzliche Bedeutung dieser Union mit den Worten hingewiesen: „Hier läßt sich nichts Verkehrteres denken, als die doch nicht selten gehörte Behauptung, daß durch die Union die Bedeutung der Bekenntnisschriften der protestantischen Kirche keine Veränderung erfahren habe.

[1]) Es giebt harmlose Gemüter nicht nur unter den Katholiken, die von der Selbstauflösung des Protestantismus träumen, sondern zuweilen auch unter solchen Evangelischen, die trotz ihrer vermeintlichen Bildung von Religionskunde wenig wissen, Leute, die über die reformatorischen Grundsätze derart im unklaren sind, daß sie das allen evangelischen Kirchen Gemeinsame nicht in positivem Gehalt erblicken, sondern lediglich im Gegensatz zur einen römischen Kirche, daß sie auch den zwischen dem religiösen Katholizismus und dem politischen Ultramontanismus vorhandenen Zwiespalt einfach übersehen. Sicherlich müssen die Evangelischen, so lange es intoleranten Ultramontanismus giebt, bewußte Protestanten bleiben. Aber wer da meint, daß die protestantische Sache nur von dem Gegensatz gegen Rom lebe, der thäte gut, den als Nr. 37 der Flugschriften des Evangelischen Bundes gedruckten Vortrag zu lesen, den D. Lipsius 1889 zu Eisenach gehalten hat. (Unser gemeinsamer Glaubensgrund im Kampf gegen Rom. Leipzig 1890. Karl Braun.) Kurz, aber gediegen giebt hier der Jenenser Theologe Rechenschaft von dem dreifachen Bestand des den Protestanten gemeinsamen evangelischen Glaubensgrundes, den er mit folgenden Worten beschreibt: „Er besteht erstens in dem Glauben an den lebendigen, persönlichen Gott, der seinen Willen beurkundet hat, wie in Natur und Geschichte überhaupt, so insbesondere in seinem Wort, dessen Urkunde die heilige Schrift ist. Er besteht zweitens in dem Glauben an die vollkommene Offenbarung Gottes in Jesu Christo, dem alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er besteht drittens in dem großen reformatorischen Grundgedanken von der Rechtfertigung allein aus Gnaden mittels des Glaubens." Vergl. auch W. Kahl, Lehrsystem des Kirchenrechts. 1894. S. 96.

[2]) Berlin. 1846. S. XVIII.

Hätte die Bedeutung dieser Bekenntnisschriften nicht schon vorher eine wesentliche Veränderung erfahren, so wäre die Union selbst eine Unmöglichkeit gewesen, welche nur dadurch zu stande kommen konnte, daß die Mitglieder der beiden Kirchen auf die dogmatischen Differenzpunkte derselben in religiöser und kirchlicher Beziehung nicht mehr eine solche Bedeutung legten wie früher." Der Intoleranz gegenüber, die der Osnabrücker Pfarrer Weingart erfahren hat, empfehle ich die noch immer beherzigenswerten Worte wahrer Duldsamkeit, die D. Bleek a. a. O., S. XXVIII f. über das Unrecht einer unbedingten Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften veröffentlicht hat[1]).

Mit Freuden liest man in der Denkschrift des evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin, der am 29. Juni 1900 sein 50jähriges Bestehen feierte, daß für die preußische Landeskirche[2]) „Verzicht auf jede politische Tendenz im einzelnen und jede politische Machtentfaltung im ganzen" gefordert wird, sollte man auch dem scharfen Tadel dieser Jubiläumsdenkschrift durch Professor Beyschlag, den hochverdienten Kämpfer für protestantische Freiheit, zum Teil beipflichten müssen. Wir finden nämlich in den Deutsch-evangelischen Blättern[3]) die Rüge ausgesprochen, daß die Selbständigkeit der evangelischen Kirche nicht genügend gewahrt, weil die frivole Ansicht des Ministers v. Raumer, der die verfassungsmäßige Freilassung der Kirche in eine absolutistische königliche Gewalt über dieselbe zurück-

[1]) Nach Bleeks Ueberzeugung „sollte für die Kirchendiener die Verpflichtung nicht strenger und bestimmter gestellt werden als etwa so: zu lehren gemäß dem Worte Gottes in der heiligen Schrift und den Grundsätzen und Grundlehren der evangelischen Kirche in ihren Bekenntnisschriften. Bei einer solchen Verpflichtung können diejenigen, welche der strengsten symbolisch-kirchlichen Richtung ergeben sind, gewiß nicht mit Grund sagen, daß sie dadurch verhindert werden, das Wort Gottes ihrer Erkenntnis und ihrem Glauben gemäß zu verkündigen. Aber ebenso werden solche, die einer freieren Richtung zugethan sind, sich einer solchen Verpflichtung mit Aufrichtigkeit unterziehen können, wenn sie nicht sich selbst bewußt sind, gar nicht mehr im Christentum und auf dem Grunde der evangelischen Kirche zu stehen. Allerdings werden auch — und das ist der Anstoß, den die strenger Gesinnten an einer solchen Formel nehmen werden — rationalistische Theologen, welche auch nicht den vollen biblischen Glauben an Christus haben, sondern deren Ansicht über ihn eine dürftigere, ebionitisch-artige ist, glauben, sich einer so oder ähnlich formulierten Verpflichtung mit gutem Gewissen unterziehen zu können. Allein sollen die Anhänger dieser Richtung aus unserer Kirche ausgestoßen oder herausgenötigt werden? Mit Recht haben sich hiergegen schon Männer wie Schleiermacher, Neander u. a. aufs entschiedenste ausgesprochen. Ein solches Unternehmen würde auch von den nachteiligsten Folgen für unsere Kirche selbst sein, mögen wir auf den Ursprung des Rationalismus in der evangelischen Kirche Deutschlands sehen, auf die unleugbaren Verdienste, welche er für die Gestaltung einer lebendigeren theologischen Wissenschaft und für die Erhaltung eines ernsteren sittlichen Geistes in einem zur Frivolität hinneigenden Zeitalter hat, auf die Anerkennung, welche er seinerzeit in den weitesten und höchsten Kreisen der Kirche gefunden hat, auf die große Verbreitung, die er in einzelnen Gegenden noch jetzt hat, auf die allmählichen und nicht leicht zu erkennenden Uebergänge von dieser Richtung zu der entschiedener gläubigen und kirchlichen und auf die größere oder geringere Durchdringung auch der strengeren supranaturalistischen Theologen von rationalistischen Elementen u. s. w."

[2]) Vergl. Christliche Welt. 1900. Sp. 726 f.

[3]) 1900. Sp. 497—508.

interpretierte, nicht gebührend zurückgewiesen sei, daß es außerdem nicht an dem Versuche fehle, die preußische Union mit den die wesentliche Einheit des evangelischen Bekenntnisses in beiden Schwesterkirchen leugnenden Konfessionellen in eine bloße Konföderation umzudeuten. Auf die wenig duldsame Behandlung, die den Freunden der Feuerbestattung auch von Evangelischen widerfahren ist, kann ich hier ebenfalls nicht näher eingehen, sondern verweise auf das interessante und lehrreiche Büchlein von Otto Wüst-Mannheim[1]), das im Westentaschenformat unter dem Titel „Verbrennen oder Verwesen!" als 23. Heft der Volksschriften im Verlag der Handelsdruckerei zu Bamberg erschienen ist, namentlich aber auf das in den Preußischen Jahrbüchern vom August 1900, S. 193 bis 225 abgedruckte Referat Neubergs über „die Leichenverbrennung und die evangelische Kirche", sowie auf die vortrefflichen Bemerkungen Haupts im Septemberheft 1901 der Deutsch-evangelischen Blätter. Dagegen läßt sich eher auf ziemlich allgemeine Zustimmung der evangelischen Christen rechnen, wenn ich zuletzt noch die der römischen Kirche so nahe liegende Anwendung von Zwang beim Religionsunterricht als unevangelisch und verwerflich bezeichne. Noch im September 1900 mußte der österreichische Justizminister die Gerichte in Galizien ermahnen, mit aller Strenge gegen Personen vorzugehen, die jüdische Mädchen entführen, um sie zum katholischen Glauben zu bekehren. Die älteren Leser erinnern sich wohl noch der Entrüstung, mit der die ganze gebildete Welt vor fast 50 Jahren die Kunde von dem durch die päpstliche Regierung seinen Eltern entrissenen Judenknaben Mortara vernahm, den eine treulose christliche Magd heimlich getauft hatte. Nach dem Bericht von D. Karl Hase[2]) meinte der Paderborner Bischof Martin, daß der heilige Stuhl in dieser Angelegenheit ganz korrekt gehandelt habe, da das natürliche Recht der Eltern durch ein höheres Recht des dem Erlöser eingepflanzten Knaben aufgehoben worden sei. Wir Protestanten können ein solches Zerreißen der heiligen Bande der Natur nur ernstlich mißbilligen und finden auch das Verfahren der russischen Staatskirche durchaus unchristlich, die in gewaltthätigem Bekehrungseifer hinter Rom nicht zurücksteht, vielmehr[3]) ihre Mission unter Mitwirkung der Polizei betreibt. Darum meine ich, nach evangelischen Grundsätzen sollte kein deutscher Staat die Kinder aus freireligiösen Gemeinden zur Teilnahme an einem Religionsunterricht zwingen, der mit der Ueberzeugung der Eltern in schroffem Widerspruch steht. Ueberhaupt sollte der Staat niemand zwingen, sich kirchliche Wohlthaten aufnötigen zu lassen. Wäre das auch juristisch[4]) mit der allen Staatsbürgern durch die Verfassung zugesicherten Glaubens- und Gewissensfreiheit in Einklang zu bringen, für evangelisch könnte ich solchen Glaubenszwang

---

[1]) S. 35, 66 f.

[2]) Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Vierte Auflage. Leipzig. 1878. S. XVIII.

[3]) Vergl. Luthardts Kirchenzeitung. 1900. Sp. 669.

[4]) Vergl. die Theol. Rundschau. 1900. S. 364, auch Das freie Wort. 1901. S. 221.

doch nicht halten. Man müßte es eher eine anti-gamalielische[1]) Toleranz nennen, wie sie der von Hengstenberg und Stahl geleitete Kultusminister v. Raumer übte, sein Amtsnachfolger v. Bethmann-Hollweg aber mit Recht verwarf.[2]) Die Anwendung von Zwang beim Religionsunterricht führt nach Ausweis der Erfahrung leicht dazu, daß die Religion selbst gehaßt wird, und dieser Religionshaß ist dem aus politischen oder andern Gründen entstehenden Haß der fremden Religion nahe verwandt. So war es auch Religionshaß, wie Bunsen[3]) sagt, welcher in der grausigen, vom Papste gefeierten Bartholomäusnacht[4]) der Katharina von Medici die Mittel gab, ihre Parteizwecke zu erreichen, indem er den von ihr beherrschten König in den priesterlich bearbeiteten rohen Volkshaufen von Paris, Lyon und andern Orten willige Henkersknechte finden ließ. Dagegen ist Christus für die Freiheit der Menschen gestorben, nicht für ihre Knechtung, und seine Jünger und ihre Sendboten haben die verfolgungssüchtige alte Welt nicht durch Verfolgung bekehrt, sondern unter Verfolgung. (Schluß folgt.)

Die Einnahme des Malakow.

Nach Aktenstücken des Kriegs- und des Marineministeriums, sowie verschiedenen von den Marschällen Pelissier und Mac Mahon und von Admiral Bruat stammenden Papieren und Unterhaltungen mit Marschall Canrobert.

Von

Germain Bapst.

(Schluß.)

Endlich ist die ersehnte Minute da, die Kanonen verstummen, General Mac Mahon ruft, sein Feldzeichen erhebend: „Vorwärts! Bläser und Trommler, blast und schlagt zum Sturm!“ General La Motterouge und General Dulac erlassen das gleiche Kommando, und von der Schanze Brancion — dem grünen Hügel — her sieht man es sich durch die nicht endenwollenden Staubwolken wie einen Ameisenschwarm nach Karabelnaja bewegen.

Die Zuaven und das siebente Linienregiment stehen im Nu am Rande des

1) Apgesch. 5, 38.

2) Vergl. die von Zimmermann und Schenkel herausgegebene „Allgemeine Kirchenzeitung“ (Darmstadt 1859, Sp. 521 ff.) und Bunsens „Zeichen der Zeit“ (Leipzig 1856) II, S. 118.

3) a. a. O. S. 77, 88.

4) Vergl. das Lexikon von Holtzmann und Zöpffel, S. 463.

Grabens. Das Genie hatte verbreiten lassen, er sei mit Schutt angefüllt, doch ist dem nicht so. Die Russen haben mit bewundernswerter Ausdauer die Nächte dazu benutzt, den Schaden auszubessern, den das Geschütz an ihren Werken angerichtet hat, und das so gründlich, daß die Gräben vollkommen schuttfrei sind und die Brustwehr senkrecht emporragt. Ohne auf die Gefahr zu achten, haben Offiziere und Soldaten sich in den leeren Raum gestürzt, einige haben sich dabei Arm und Bein gebrochen, diejenigen aber, die ihre Gliedmaßen heil fühlen, steigen einander auf den Rücken, um den Grabenrand zu gewinnen, andre, die mit Spitzhauen versehen sind, schagen sie in die Grabenwand ein und bedienen sich ihrer wie Leitersprossen, um auf ihnen emporzuklettern.

Einen Augenblick ist Mac Mahon, der seine Bataillone in dem Graben hat verschwinden sehen und niemand daraus hervorkommen gewahrt, unruhig; glücklicherweise bemerkt man jedoch gleich darauf die Zuaven auf der Böschung, und bald haben einzelne die Höhe derselben erreicht. Sie stehen an Zugängen zu Batterien, die mit jenem Netzwerk aus schweren Schiffstauen versperrt sind, von denen man Stücke als Trophäen nach Paris gebracht hat, die man noch an den gewölbten Decken des Artilleriemuseums in den Invaliden gewahren kann. Ohne sich lange zu besinnen, beseitigen sie das Hindernis gewaltsam und dringen in die Batterien ein; weiter links ist das siebente Linienregiment gleichfalls in dem Graben verschwunden, zuerst sieht man einen Soldaten aus demselben auftauchen, der auf allen vieren vorwärts kriecht, er wendet sich um, streckt die Hand nach einem Offizier aus und zieht diesen hinter sich her, während ein andrer Soldat ihm von hinten nachhilft. Der Offizier ist der Fahnenträger; sobald er oben ist, reicht man ihm den Adler des Regiments, den er auf der Höhe aufpflanzt; in demselben Augenblick erscheint derjenige der Zuaven gleichfalls auf dem Kamme der Bastion.

Das Genie hat inzwischen Leitern und Brücken über den Graben gelegt. General Mac Mahon benützt eine derselben und langt auf der Jenseite an, steigt zu der vorspringenden Höhe hinan und läßt durch Lithaud die große Marineflagge hissen.

Von dem erreichten Höhepunkt aus beherrscht General Mac Mahon die ganze Scene. Zu seinen Füßen befinden sich auf den Ebenen der Bastion kleine verblendete Kammern, in denen schwere Artilleriestücke eingeschlossen sind, weiterhin dehnt sich ein Labyrinth von Laufgräben und Brüstungen bis auf eine Entfernung von dreihundert Metern aus; inmitten dieses Gräbenwirrwarrs erhebt sich der graue Turm wie ausgemergelt, in seinem oberen Teil nur noch Ruine. In dem Innern des aufgewühlten Erdreichs laufen Zuaven und Infanteristen umher, schreien, geben Feuer, teilen Kolbenstöße aus; Russen in langschößigen Röcken erwidern ihre Angriffe, weichen aber immer mehr zurück. Rechts, links, von vorn, selbst ganz unten aus dem Schlund herauf tauchen Rothosen auf, anfangs vereinzelt heranschleichend, später aber gruppenweise. Sie dringen von allen Seiten zugleich vor, den freien Raum erfüllend, zu den Höhen emporsteigend, auf den Brustwehren, Gräben übersetzend, überall sich Bahn brechend,

die Grauröcke drängend, stoßend und vor sich her nach dem Turme treibend, in dem diejenigen, die dem Tod entgangen sind, sich einschließen müssen.

Um ihrem Widerstande, der gefährlich werden kann, ein Ende zu bereiten, wirft man einen Graben aus, um ihn mit Faschinen zu füllen, die, angezündet, die Verteidiger des Turmes ausräuchern sollen. Kaum haben die Sappeure mit ihren Hauen die ersten Schläge gegen den Boden geführt, als sie einen mit Guttapercha überzogenen Draht bloßlegen; sie zerschneiden ihn, und ohne sich noch um etwas andres zu kümmern, beginnen sie zu suchen, ob nicht noch weitere vorhanden sind, und nach wenigen Minuten entdecken sie zwei neue Drähte, die gleichfalls durchschnitten werden.

Unter dem Turme waren 40000 Kilogramm Pulver angehäuft, und die drei Drähte setzten sie in Verbindung mit den Bureaux des Platzes!

Inzwischen boten die Verteidiger des Turmes, da ihre Patronen verschossen waren, ihre Uebergabe an.

Mit der Division Mac Mahon sind die Divisionen La Motterouge und Dulac, während Trommeln und Hörner das Zeichen zum Sturmangriff geben, aus den Laufgräben herausgetreten und nach den Wällen geeilt. Ueberall dringen sie in die Festungswerke ein und erfüllen den freien Raum, der sich zwischen der ersten und der letzten Verteidigungslinie ausdehnt, aber da können sie nicht weiter. Sie befinden sich unter einem schrecklichen Feuer und kehren in die Laufgräben zurück. General Bosquet, der sein Feldzeichen auf dem ersten Laufgraben aufgepflanzt hat, ruft die Reserven heran und läßt nochmals das Trommelzeichen zum Sturm geben, und die ganze Linie bewegt sich wieder vorwärts, aber wie das erste Mal sehen sie sich vor eine unüberwindliche Feuerbarre gestellt. Die Brigade de Marolles auf dem äußersten linken Flügel wird absolut geworfen. Die Generale de St. Pol, de Pontevès und de Marolles werden getötet, die Generale Mellinet und Bourbaki verwundet. General Bosquet empfängt einen Granatsplitter in die Brust, man hält ihn für tödlich getroffen; die Verwundeten erfüllen unsre Linien und erschweren jede Bewegung.

Nachdem General Pelissier die Flagge des Generals Mac Mahon auf dem Malakow erblickt hatte, hatte er die seinige neben der der Königin auf dem grünen Hügel gehißt, und auf dieses Zeichen hin gehen die beiden Divisionen Markham und Codrington vor und dringen, den Oberst Windham an der Spitze, in den großen Redan ein, nachdem sie die Glacis mit Leichnamen der Ihrigen bedeckt haben.

Es befinden sich in diesen Werken gegen hundert Leute, in bunter Mischung aus zwanzig Regimentern zusammengewürfelt, unter einem mörderischen Feuer. Zweimal sendet Oberst Windham um Verstärkung aus einem konstituierten Corps; seine beiden Boten werden getötet, und seine Gefährten fallen einer nach dem andern; da eilt er selbst zu General Codrington, doch dieser wendet sich, bevor er einen Entscheid trifft, an General Simpson. Die Laufgräben sind dermaßen mit Verwundeten angefüllt, daß die Hochländer sich in ihnen kaum vorwärts bewegen können, um Hilfe zu bringen; übrigens befinden die Franzosen sich im

Malakow; halten sie sich in demselben, dann ist es nicht nötig, noch weitere Leute zu opfern. Wie es scheint, ist es wohl die Absicht des Generals Simpson, wieder anzufangen, aber erst am folgenden Tage; das läßt er dem General Pelissier sagen.

In diesem Augenblick wendet sich Major Biddulph, der Direktor des Telegraphendienstes, weil er sieht, was in dem Redan vorgeht, nach dem Malakow hin, wo er bessere Nachrichten zu erhalten hofft.

Er gelangt durch die Laufgräben bis zu dem Malakow, den die Sappeure schon durch einen gezimmerten Gang mit der siebenten Parallele in Verbindung zu setzen beschäftigt sind. Er findet General Mac Mahon auf einer kleinen Erhöhung stehend, sein Feldzeichen neben ihm im Winde flatternd; zu seinen Füßen liegt sterbend der Oberst de la Tour de Pin und unter diesem der bereits gestorbene Oberst Adam. Die Obersten Lebrun, de Broye und Herzog von Harcourt stehen hinter ihm. Major Biddulph grüßt den General und fragt ihn, ob er sich in der Schanze werde halten können; es werde ihn freuen, wenn er das dem General Simpson melden könne. Sich nach dem englischen Offizier hinwendend und seinen Gruß erwidernd, sagt General Mac Mahon: „Alles geht gut; Sie können dem General Simpson sagen, daß ich hier bin und hier bleiben werde.“

Diese historischen Worte sind einigemal angefochten worden, sie gehören aber trotzdem der Geschichte an; wir haben sie als authentisch neben dem vorerwähnten Bericht aus dem Munde desjenigen überliefert erhalten, an den sie gerichtet waren.

Auf der Rechten erhält General de Salles wegen der Schwierigkeit, Mitteilungen durch die Laufgräben zu übermitteln und weil es in Anbetracht des Wetters nicht möglich ist, Luftsignale zu geben, die Weisung, vorzugehen, erst um zwei Uhr. Er stellt sich wie General Mac Mahon auf eine kleine Bodenerhebung, auf der er sein Feldzeichen aufpflanzt, und läßt zum Angriff blasen. Wie auf der Linken dringen unsre Truppen in die Enceinte vor, finden dort Widerstand und kehren nach ungeheuren Verlusten in die Laufgräben zurück, ihre beiden Generale Trochu und Couston als Verwundete hinter sich lassend. Kaum sind sie dort angelangt, so sammeln die Generale Rivet und Breton sie und führen sie von neuem vor, aber diese Generale stürzen tot zu Füßen der Mauer nieder, und die Kolonnen ziehen sich nochmals zurück.

General de Salles bereitet in Verbindung mit der Division d'Autemarre und den Sardiniern einen dritten Angriff vor, als er von General Pelissier Befehl erhält, die normale Bedeckung in den Gräben zurückzulassen und die übrigen Truppen nach dem Lager zurückkehren zu lassen. Einen Augenblick glaubt man bei Uebermittlung dieses Befehles, es müsse alles noch einmal von vorn angegriffen werden. Glücklicherweise ist das nicht der Fall: auf dem Malakow hält General Mac Mahon sich nach wie vor, und wenn es den Russen nicht gelingt, ihn von dort zu vertreiben, haben die andern Angriffe wenig zu bedeuten, dann gehört der Tag uns.

Die Verteidigung des Malakow erfordert wegen seiner Ausdehnung mehr

Truppen, als sich seiner bemächtigt haben, zumal in dem Kampfe Mann gegen Mann das 1. Zuaven- und das 7. Linienregiment die Hälfte ihres Effektivbestandes eingebüßt haben. Infolgedessen läßt General Mac Mahon diese beiden Regimenter in die nächstgelegenen Laufgräben zurücktreten, aus denen sie im Falle der Not leicht zurückgeholt werden können, und ruft die Turkos, das 50. Linienregiment und die Gardevoltigeure heran. Er überträgt dem General Vinoy die Verteidigung des Schlundes, in den die Russen sich eben stürzen wollen, und als er dann die nötigen Weisungen gegeben, sagt er: „Es läuft das Gerücht um, diese Schanze sei unterminiert, und die Russen würden sie, falls sie sie nicht wiedergewinnen könnten, in die Luft sprengen. Fürchtet nichts; wenn das geschieht, hat die Brigade Decaen, die ich nach den Laufgräben habe zurückkehren lassen, Weisung und Befehl, gleich nach der Explosion den Malakow wieder zu nehmen; die Russen sind sonach gewarnt, wenn sie es dazu kommen lassen.“ Sich gegen die Russen zu schlagen, das fand General Vinoy ganz natürlich, wenn er dabei den Boden unter seinen Füßen behielte, aber in die Luft zu fliegen, das wollte ihm als ein minder begehrenswertes Ziel vorkommen. Er ließ das dem Obersten Lebrun verlauten, worauf dieser antwortete: „Ja, ich weiß, aber wenn wir fliegen, fliegen wir alle miteinander, unser General zuerst. Das ist unser Trost.“

Der Angriff der Russen läßt nicht auf sich warten; sie stürzen sich auf den Schlund, der zu einem Haufen von Leichen wird. Von der Höhe über den Gräben, auf der General Mac Mahon sich aufhält, sieht man die Russen in den Straßen der Vorstädte sich zusammenscharen; dann stürmen sie von drei Seiten zugleich in Kolonnen heran, breit, dicht, tief; sie verlängern sich auf der geneigten Ebene, welche die Vorstädte von der Schanze trennt. Sie steigen diesen Hang heran, heisere, wilde Hurras ausstoßend, und indem sie sich bandartig entfalten, geben sie auf dem geneigten Erdreich ein für die Unsrigen leicht erreichbares Ziel ab.

In der Flanke angegriffen, wird die Kolonne rechts vorn und seitwärts von der Division Motterouge zusammengeschossen; sie wendet sich, stiebt auseinander und verschwindet; die beiden andern langen im Schlund und auf der Böschung an. Es entspinnt sich ein Kampf Mann gegen Mann, bei dem die Säbelbajonette der Gardezuaven die Hauptrolle spielen. Trotz ihrer entsetzlichen Verluste erneuern die Russen fünfmal den Angriff, und jedesmal zerschellt ihr Bemühen wie eine Welle an einem Felsen.

General Kroulew, der sie zuerst anführt, wird sofort von Blut überströmt davongetragen, und die Generale Lisenko, Yuferow und Martineau, die ihn ersetzen sollen, fallen einer nach dem andern, die beiden ersten tot, der dritte den Arm von einer Kugel zerschmettert. General Chepelew, der den fünften Sturmangriff leitet, wird gleichfalls verwundet und erhält endlich den Befehl, sich zurückzuziehen.

Es ist fünf Uhr nachmittags, da findet eine furchtbare Explosion auf der Courtine rechts statt. Trübe rote Flammen schlagen aus dem Boden empor,

das Erdreich senkt sich tief ein, die Hälfte des Walles ist eingestürzt, die Leute fallen in Löcher, die sich unter ihren Füßen bilden; andre werden weit weggeschleudert; der Adler des 9. Regiments, 5 Offiziere und 100 Soldaten werden unter der Courtine, die über sie herabgestürzt ist, begraben. Trümmer, Steine, Erdmassen und dichter Staub erfüllen ringsum den Raum.

Unter dem Eindrucke dieses Trümmerregens, dieser dumpfen Detonationen und dieser Bodenerschütterungen, die sie lebendig zu begraben drohen, verwirren sich die Sinne der auf der Courtine Uebrigbleibenden, sie werden von Furcht ergriffen und eilen davon.

Glücklicherweise befindet sich in den Laufgräben ein Bataillon Gardevoltigeure unter dem Befehle des Kommandanten Janningros. Beim Anblick der Explosion befürchtet dieser Offizier ein neues aggressives Vorgehen der Russen nach den von Verteidigern entblößten Ruinen hin. Er läßt sein Bataillon aufbrechen und auf dem geschwärzten und noch rauchenden Trümmerfelde Aufstellung nehmen. Diese kaltblütig ausgeführte Bewegung beruhigt die Erschreckten und giebt ihnen den Mut zurück, und daraufhin kehrt das, was von dem 9. Linienregiment noch übrig geblieben ist (6 Offiziere und 127 Soldaten), zurück und vereinigt sich mit den Voltigeuren.

Die Explosion der Courtine, die von der ganzen Armee gesehen und gehört worden ist, verleiht dem Gerüchte Halt, das seit dem Morgen die Reihen durchläuft: „Die Stadt ist unterminiert.“ Nichts beunruhigt den Soldaten so sehr wie die Furcht vor einer Explosion. Schrecken ergreift ihn bei dem Gedanken, daß die Erde, die ihn trägt, sich öffnen werde, um ihn zu verschlingen, oder vielmehr, daß das unterirdische Feuer ihn in die Luft schleudern werde; weiß er doch, wie viele Wunden durch Unglücksfälle dieser Art verursacht worden sind, weit schrecklicher und weit schmerzhafter als die des Schlachtfeldes. Wie oft hat er nicht bei dieser Belagerung das widerwärtige Schauspiel von Unglücklichen vor sich gehabt, die entstellt, verbrannt, versengt, verkohlt das Opfer der so häufig vorgekommenen Pulverexplosionen geworden sind?

Das Feuer der russischen Artillerie läßt vor dem Malakow nicht nach, und die Divisionen, die gekommen sind, um ihn wiederzugewinnen, befinden sich, durcheinandergewürfelt, desorganisiert und ihrer Führer beraubt, in den ersten Straßen der Vorstädte. Trotz des geordneten Verlaufs des Rückzugs wollen die überreizten und erschöpften Offiziere und Mannschaften noch nicht endgültig ihre Bastionen verlassen; sie halten den Blick auf die Stätten gerichtet, die sie ein Jahr lang verteidigt haben, und an ihrem ordnungslosen und unregelmäßigen Feuer merkt man, daß sie ihre letzten Patronen verschießen, meist auf gut Glück hin, wie Leute, die nicht recht wissen, was sie thun sollen.

Es ist $5^1/_2$ Uhr, und der Tag beginnt sich zu neigen. Fürst Gortschakow, der zur Stelle ist, sieht die Vergeblichkeit des Kampfes ein und ordnet den Rückzug auf der ganzen Linie an, nur die Vorhut in ihrer Stellung lassend, um die Sieger an einem Druck auf die Rückzugsbewegung zu verhindern.

General Pelissier hat beim Anblick der Explosion der Courtine überallhin

den Befehl ergehen lassen, sich mindestens 300 Meter von den Wällen in die Laufgräben zurückzuziehen, um vor Sprengstücken sicher zu sein, und nur dem General Mac Mahon und dem General de la Motterouge Weisung gegeben, sich auf dem Malakow und der Courtine zu halten und dort Nachgrabungen nach etwa noch vorhandenen elektrischen Leitungsdrähten anstellen zu lassen.

Nachdem er diese Anordnungen getroffen, beobachtet und durchforscht General Pelissier den Horizont. Ganz in der Ferne bemerkt er eine lebhafte Bewegung auf den Quaianlagen des Hafens. Die Schiffbrücke, welche die Reede durchschneidet, ist von einer endlosen Infanteriekolonne bedeckt, in der Artilleristen mit Fußsoldaten sich mischen. Alle Offiziere wenden ihre Feldstecher nach der Richtung, die er ihnen angiebt. Jedermann ist begierig darauf, zu sehen, was noch vor Nachtanbruch vorgehen wird. Es unterliegt keinem Zweifel, die Kolonne schlägt die Richtung nach Norden ein. Verläßt die russische Armee Sebastopol? Solange das Tageslicht andauert, bleiben die Feldstecher auf die Brücke gerichtet; das Eilige und Hastige der Bewegung läßt nicht nach. Wagen und Kanonen mengen sich zwischen die Infanterie. Es ist erst acht Uhr; das Feuer hat inzwischen gänzlich aufgehört. General Pelissier merkt, daß ihm der Sieg zugefallen ist. Sebastopol gehört uns.

In der That, überall ziehen die Russen sich zurück; sie haben sich auf den Hafenwerften der Reede entlang angesammelt, und jedes Bataillon wartet darauf, daß die Reihe an es komme, in die Kolonne einzurücken, die sich noch immer über die Brücke dahinwälzt; bis sechs Uhr morgens dauert der Vorbeimarsch der Sebastopol verlassenden Armee; wenn die Soldaten das linke Ufer erreichen, bekreuzigen sie sich und wenden sich um, um noch einen traurigen Blick auf diese Stadt zu werfen, die sie nur verlassen, nachdem sie sie in Brand gesteckt und zerstört haben, denn um Mitternacht beginnt das Vernichtungswerk.

Um neun Uhr abends hat General Pelissier eine erste Depesche nach Paris gesandt, um die Einnahme des Malakow und das Mißlingen der übrigen Angriffe zu melden.

Der Wind hatte allmählich nachgelassen, und es erhoben sich nicht mehr die Wolken gelblichen Staubes, welche den Kieselsand des Bodens aufwirbelten und in die Augen trieben; die grauen, niedrigen Wolken, die dem Himmel den Anblick einer großen bleiernen Wölbung verliehen hatten, hatten sich zerstreut. Um neun Uhr war der Himmel klar, und Tausende von Sternen erglänzten bereits an ihm. Nach dem entsetzlichen Lärm der Schlacht war es verhältnismäßig ruhig geworden.

Auf dem kurz vorher noch so bewegten und nunmehr ruhigen Meere spiegeln sich die Feuer der Fahrzeuge der regungslosen Flotte vor dem Hafeneingange, Kamirsch gegenüber und bis hinter den Vorsprung von Kersomchese hin, im Wiederschein des Wassers; sie scheinen heller als gewöhnlich, und diejenigen, die sie sich von den Schanzen oder den Angriffswerken aus betrachten, meinen, sie hätten etwas von dem Aussehen von Freudenfeuern an sich.

Ueber die Stadt hinaus bedeckt der große russische Hafen sich gleichfalls

mit Pechpfannen und bunten Laternen; Lichter laufen über das Wasser der Reede, das die Dampfschiffe, eiliger als sonst, im vollsten Sinne des Wortes durchfurchen; das Geräusch ihrer Maschinen vermischt sich mit dem anhaltenden und eintönigen Rollen der Artillerie, der Munitionswagen und der Lastwagen mit Verwundeten, die unaufhörlich daherkommen, den Weg über die Brücke nehmen und sich dann nördlich zu den die Stadt im Osten beherrschenden Höhen wenden.

Mit dem dumpfen und fernher tönenden Lärm der abziehenden russischen Armee vermengen sich mehr in unsrer Nähe die Rufe der Verwundeten, die im Dunkel ihre Stimme erheben und nach Wasser verlangen; beim Scheine des langsam sich erhebenden Mondes halten die Soldaten, die von dem Verschwinden des Feindes noch nichts wissen, Umschau. Auf dem ganzen Schlachtfelde herrscht eine Unordnung und Verwirrung, die jeder Beschreibung spottet. Der Malakow und seine Courtine sehen aus wie ein vulkanischer Krater nach der Eruption. Wirr durcheinander und in den verschiedensten und undenkbarsten Stellungen liegen die schichtweise übereinandergehäuften Toten da, Verwundete, Lafetten von Kanonen, Schanzkörbe, Steinblöcke und Erdanhäufungen, unförmliche und kaum unterscheidbare Gegenstände, alles zerstört, zu einem schrecklichen, bluttränkten Chaos vereinigt, und einzelne Stellen des Bodens noch rauchend.

Dort liegt ein von seiner Lafette gefallenes Geschütz am Boden, inmitten von Leichen, die mit ihm gestürzt zu sein scheinen, als ob Kanone und Soldaten in dem Augenblicke vom Tode ergriffen worden seien, in dem sie Seite an Seite kämpften. Zwischen den Laufgräben und auf den Glacis der Wälle sieht man Tausende von flackernden kleinen Lichtern umherirren, die zeitweilig Halt machen und dann ihren Zickzackweg weiter verfolgen. Es sind Soldaten mit brennenden Kerzen, die auf der Suche sind und die Verwundeten unter den Schuttmassen ausfindig machen wollen; diejenigen, die man vor den Laufgräben findet, werden in unsre Feldlazarette geschafft, diejenigen, die in der Nähe des Malakow und der Courtine liegen, bringt man in die russischen Kasematten, wo gegen ein Uhr nachts die Chirurgen bei dem Scheine von Kerzen, die man auf Bajonette aufgepflanzt oder in die Hälse von leeren Flaschen gesteckt hat, ihr Werk beginnen.

Die Züge der Verwundeten, die auf den Armen herangetragen werden, dauern ohne Unterbrechung fort; wenn einer derselben, von einem Kerzenträger geführt, an einer Truppe unter den Waffen vorüberkommt, salutieren Offiziere und Soldaten. Ergriffen von diesem Schauspiel und den entsetzlichen Bildern der Nacht, scheinen alle nach einem Tage des Kampfes und Sieges in der Erwartung irgend eines neuen und großen Ereignisses zu verharren.

Um Mitternacht wacht die Armee immer noch regungslos und gespannt in den Laufgräben, schon beginnt sie zu glauben, daß die Nacht ruhig verlaufen werde, als eine Explosion auf dem kleinen Redan auf der äußersten Rechten ausbricht. Dieser folgt alsbald eine zweite, eine dritte und eine Reihe noch weiterer, die sich wie ein Lauffeuer von rechts nach links bis zum Quarantäne-

fort in der Nähe des Meeres fortpflanzen. Auch in der Stadt fliegen Minen auf und verursachen mehr als fünfzig Brände, und im Hafenbecken vervollständigt das Feuer, das an die letzten Schiffe gelegt worden ist, diese großartige Schauer- und Unglücksscene.

Hinter den Brüstungen der Laufgräben blicken die Soldaten starr in die Nacht hinaus: die Bastionen und Wälle, die eben erst zerstört, zertrümmert, niedergeworfen und auseinandergerissen worden sind, nehmen die seltsamsten Formen an, denen die Nacht ein noch phantastischeres Aussehen verleiht; ihre zerrissene und scharf ausgezackte Silhouette hebt sich vollständig schwarz von dem grellroten Hintergrunde der brennenden Stadt ab. Zuweilen schlagen die Flammen hinter den Umrissen hervor wie Feuerkugeln, die man lange aufgespart und denen man nun einen Ausweg geöffnet hat; sie beleuchten die Stadt bis in ihre kleinsten Einzelheiten. Ganz im Hintergrunde wird die Kathedrale mit ihrer Metallkuppel und im Mittelgrunde das Theater, das mit seinem Giebelfelde und seinen Säulen aus weißem Marmor einem antiken Tempel ähnelt, wie in einem phantastischen Traumbilde von tausend schimmernden Lichtern beleuchtet.

Bei jeder Explosion erscheinen in der Luft Felsstücke, unförmliche Massen von bizarrem Umriß, die durch den Raum fliegen und in den Höllenrachen niederfallen. So vergeht für die Armee die Malakow-Nacht.

Bei Tagesanbruch brennen die Hauptgebäude von Sebastopol und die großen Schiffe auf der Reede immer noch und entsenden einen dicken, grauen Qualm in die Luft, der die Stadt bedeckt und wie in einen Schleier hüllt. Asche, Feuerbrände und Schlacken werden bis in unser Lager geweht, und eine qualmige, schwefelige Luft legt sich schwer auf die Brust. An dem vollständig verdunkelten Horizont gewahrt man nichts als einen unbestimmten flackernden roten Schein, der die verschiedenen Brandstellen anzeigt.

Um drei Uhr morgens, als die Wälle in die Luft geflogen waren, schickte General Pelissier, der auf dem grünen Hügel geblieben war, eine zweite Depesche nach Paris: „Karabelnaja existiert nicht mehr. Der Feind hat sich entschlossen, die Stadt zu räumen, nachdem er sämtliche Befestigungswerke derselben gesprengt hat.“

Vor Sonnenaufgang noch begiebt er sich nach dem Malakow und gewinnt sofort einen Ueberblick über die ganze Größe des Sieges. Er durchirrt das endlose Labyrinth der Verteidigungswerke. „Man kann sich keinen Begriff von unserm Siege machen,“ schreibt er in der dritten Depesche, „was für eine Verteidigung, was für eine Position, was für Arbeiten!“

Wenn in diesem Augenblicke der Rauch sich verzogen gehabt hätte, würde man haben erkennen können, wie die Nachhut über die Brücke setzte, in ihrem letzten Gliede General Graf Osten-Sacken, der erst nach allen andern die Stadt verließ.

Die Einnahme von Sebastopol kam uns teuer zu stehen: fünf Generale tot und sieben verwundet, acht Oberste tot, 823 Offiziere kampfunfähig, die Hälfte mehr als bei Austerlitz, ebensoviel wie bei Eylau; 7000 Unteroffiziere und Sol-

daten von den 30 000 im Gefecht gewesenen, also 25 Prozent des Effektivbestandes, waren getötet oder verwundet.

Nach der Einnahme von Sebastopol war der Krieg zu Ende. Wir hatten noch einen glänzenden, von General d'Allonville in großem Stil ausgeführten Kavallerieangriff bei Kanghil, aber Sebastopol war das Bollwerk des moskowitischen Zarenreiches gewesen, und sein Fall bedeutete die Erschöpfung der russischen Kräfte.

*

„Im Jahre 1862," so hat mir Marschall Canrobert oft erzählt, dem ich hiermit das Wort lasse, „war ich Oberkommandant von Lyon, der Cäsarewitsch lag sterbend in Cannes. Kaiser Alexander II. und die Kaiserin kamen, um ihm die Augen zuzudrücken, machten auf der Durchreise in Lyon Halt und verbrachten eine Nacht im Hotel Collet. Ich kam, um den Kaiser zu begrüßen. Er empfing mich in seiner hoheitsvollen Art und mit dem Wohlwollen, das er mir auch im Jahre 1867 bei seinem Besuche der Weltausstellung zu teil werden ließ. Mit mir plaudernd, kam er auf den Krimkrieg zu sprechen. ‚Es ist unrecht von uns gewesen, uns auf die Verteidigung Sebastopols zu versteifen,' sagte er. ‚Hätten Sie diesen Platz zu Anfang des Krieges genommen, wie Sie das leicht gekonnt hätten, so wäre das ein Erfolg für Sie gewesen, aber ohne definitives Ergebnis: das Zarenreich wäre intakt geblieben mit seiner ganzen Macht und allen seinen Hilfsmitteln. Die Stadt in Ihren Händen, was hätten Sie gemacht? Hätten Sie eine andre verwundbare Stelle finden können? Ich glaube nicht. Dadurch, daß wir alle unsre Kräfte in Sebastopol konzentrierten, hatten wir es zum Bollwerk des Reiches gemacht, und da es am äußersten Ende Rußlands gelegen war, fanden wir uns wieder in die Lage von 1812 versetzt: statt wie Napoleon I. über eine lange Verbindungslinie mit einer Basis und Depots auf mehrere tausend Kilometer rückwärts zu verfügen, hatten Sie auf Ihren Schiffen alle Ihre Hilfsmittel an Ort und Stelle gebracht; wir dagegen brauchten drei Monate, um ein Detachement unsrer Garnisonen nach der Krim gelangen zu lassen; der Transport der Vorräte war noch weit schwieriger; wir besaßen keine Straßen, und die Transportkolonnen bewegten sich bald über gefrorenes und mit Schnee bedecktes, bald über in Morast verwandeltes Erdreich dahin. So ist denn von allem dem, was von unsern Arsenalen ausgegangen ist, nur ein ganz kleiner Bruchteil an den Ort seiner Bestimmung gelangt. Jetzt, bei unsern Eisenbahnen, würde die Sache sich ganz anders gestalten.'"

„In diesem Augenblick," fuhr Marschall Canrobert fort, „öffnete ein fast skelettartiger, ausgemergelter, ganz schwarzer Schatten mit einem bleichen, von Puder bedeckten Gesichte, das dadurch und durch die auf das von einer schrecklichen Hautkrankheit angefressene Fleisch aufgetragenen Salben einen leichenhaften Eindruck machte, die Thür des Zimmers, in dem wir uns befanden, und bewegte sich gleitend und sich auf einen Stuhl stützend, den er vor sich her schob, auf mich zu und sah mich an. Kaiser Alexander sagte zu mir: ‚Die Kaiserin.' Ich verneigte mich. ‚Sie sind wohl Marschall Canrobert?' ‚Jawohl, Majestät.' ‚Ich

habe so viel von Ihnen gehört, daß ich Sie einmal sehen wollte.' Und nachdem sie mir noch einmal in das Gesicht gesehen hatte, zog sie sich zurück, sich immer auf einen Stuhl aufstützend.

„Der Kaiser nahm das Wort wieder auf und schloß: ‚Es war ein Glück für Sie, daß Sie den Fehler begingen, Sebastopol nicht gleich nach der Alma zu nehmen, Sie würden es gewiß bekommen haben; für uns war es ein Unglück, daß wir mit dieser Energie und dieser Willensfestigkeit unsre Citadelle verteidigt haben. Wären Sie klug und wir weniger energisch gewesen, so würde der Sieg uns zugefallen sein. Der natürliche Verlauf der Dinge bringt es mit sich, daß sie oft gegen den gesunden Menschenverstand und die Vernunft ausfallen.'"

Berichte aus allen Wissenschaften.

Biographie.

Neues über Voltaire.

Ein Sprößling der Familie Tronchin in Genf, welche teils durch die hohe Stellung einiger ihrer Mitglieder, teils durch die engen Beziehungen derselben zu Voltaire weit über ihre Vaterstadt Genf hinaus bekannt geworden ist, hat vor einiger Zeit die glückliche Idee gehabt, aus Familienpapieren das Leben eines seiner Vorfahren, nämlich des Ratsherrn François Tronchin zusammenzustellen. (Le conseiller François Tronchin et ses amis par M. Henry Tronchin.) Nicht mit Unrecht hat der Nachkomme — der Geschilderte ist sein Urgroßvater — geglaubt, daß das Leben seines Helden eine Schilderung verlohne, weniger zwar wegen dessen eigner Bedeutung, als wegen seiner Beziehungen zu Voltaire, dessen langjähriger Leibarzt sein leiblicher Vetter gewesen war. Das vorliegende Buch darf übrigens, auch abgesehen von seinen vielen Beiträgen zur Charakteristik des Philosophen von Ferney, einen hohen Wert als Kulturbild überhaupt beanspruchen. Man versenkt sich mit innigem Behagen in jene freien, oft wie ein Idyll anmutenden Zustände und Stimmungen einer gesunden, komfortablen Bürgerlichkeit.

Der Geschilderte, bis in sein hohes Alter Mitglied des Rats von Genf, war eigentlich zeit seines Lebens ein Kind des Glücks; kein Schatten eines düsteren Schicksals hat sich je auf seinen sonnigen Lebenspfad gelagert. Ein Freund der Geselligkeit, gastfrei, ein Sammler von Gemälden und Kunstgegenständen, von lebhaftem Interesse für Litteratur und Wissenschaft, auf litterarischem Gebiet sogar selber thätig, von dem einzigen Ehrgeiz gekitzelt, aber nicht verzehrt, sich als Schriftsteller anerkannt zu sehen, stand er in Verbindung und Korrespondenz mit einigen Koryphäen jener Zeit, zunächst mit Voltaire, und das um so mehr, als beide förmlich Nachbarn waren. Tronchin wohnte den Winter über in Genf, während des Sommers vor der Stadt, und zwar in Les Délices, nachdem Voltaire selber diesen Wohnsitz mit Ferney vertauscht hatte. Er führte ein überaus glückliches Eheleben, und es blieb ihm nichts zu wünschen übrig als — der Lorbeer; es wäre für ihn die Krone des Glücks gewesen, wenn die Comédie Française sich einer seiner Tragödien erbarmt hätte. Er hatte eine ganze Anzahl solcher in seinem Pult und unterbreitete sie dem Urteil Voltaires, Diderots und d'Alemberts. Diese belehrten ihn mit möglichster Schonung über die Schwäche

dieser Produkte, und als sie sahen, wie tief ihn das betrübte, ließen sie, um seinen Schmerz zu lindern, insgeheim eine Truppe Schauspieler kommen, und eines Abends, da er mit seiner Frau die fünfzigste Wiederholung seines Hochzeitsfestes (die „goldene Hochzeit") feierte, hatte er die Genugthuung, das liebste Kind seiner Muse, die „Terentia", in seinem eignen Hause über die Bretter gehen zu sehen! Es war das die Krone jenes „goldenen" Tages, der schönste Tag seines Lebens!

Tronchin verzeichnete in seinem Tagebuch alles auch nur einigermaßen Merkwürdige, was er erlebt und mitangesehen hatte; in seinem Nachlaß fanden sich ferner Briefe und kürzere Mitteilungen von Baron Grimm, von Diderot, d'Alembert und am zahlreichsten von Voltaire und dessen Nichte, Madame Denis. Man darf sagen, daß während zehn Jahren die Tronchins für Voltaire die „Vorsehung" gewesen sind. Sie leisteten ihm zahllose Dienste. Als er sich entschloß, seinen Wohnsitz in der Nähe von Genf aufzuschlagen, gaben sie sich alle Mühe, den Unwillen der dortigen Regierung zu beschwichtigen, sie schafften ihm drohende Prozesse vom Hals, sie verschafften ihm alle möglichen Erleichterungen und wußten ihm Gönner zu gewinnen. Aber alle diese Bemühungen fanden bei Voltaire keineswegs den verdienten Dank; er vergalt mit Mißtrauen, Verstellung und Heuchelei. Die von Tronchin veröffentlichten Schriftstücke lassen uns alle die Winkelzüge und Schleichwege seiner Seele erkennen, der rätselhaften Seele eines großen Schriftstellers, in welcher schöne Eigenschaften mit den häßlichsten Fehlern verquickt waren.

Voltaire konnte sich nicht sofort zum Ankauf des Landsitzes Les Délices entschließen. Er langte am 12. Dezember 1754 in Genf an. Gleich am folgenden Tage richtete er sich in Schloß Prangins (das provisorisch zu seiner Verfügung gestellt war) häuslich ein und bat die beiden Tronchins (Robert und François), ihm ein Asyl ausfindig zu machen. Man schlug ihm mehrere Wohnhäuser vor, und er trat gleichzeitig mit deren Eigentümern in Unterhandlung. Er wollte nicht übervorteilt werden und hielt es für klug, die verschiedenen Eigentümer zu gegenseitigen Konkurrenten zu machen. — Zu seinem Banquier hatte er den in Lyon angesiedelten Robert Tronchin gewählt, dessen Ergebenheit kein Opfer für ihn scheute. Voltaire trug kein Bedenken, diese Eigenschaft möglichst auszubeuten, er schrieb seinem „Geschäftsmann" Briefe über Briefe, alle witzig und geistreich, aber sie gipfelten ausnahmslos in einem Gesuch.

Die Wohnräume in Les Délices waren dem Verfall nahe; Voltaire schickte sich an, sie wiederherzustellen, und machte sich mit all der fieberhaften Ungeduld, die ihm bei seinen Unternehmungen eigen war, an die Arbeit. Er zankte sich mit seinen Werkleuten und Gärtnern und legte selber Hand ans Werk, wenn's ihm nicht rasch genug vorwärts ging. Es mangelte ihm ungefähr alles. Er hatte keinen Samen für den Gemüsegarten, er hatte nicht Pferd noch Wagen. Dafür mußte Tronchin herhalten — und für was nicht sonst! Voltaire bittet ihn um einen ordentlichen Vorrat von Zucker und Kerzen, „denn diese Produkte sind in Lyon wohlfeiler zu haben als in Genf!"

„Eben fällt es uns (nämlich Voltaire und Madame Denis) am Schlusse dieses Briefes ein, daß man alles Gitterwerk mit schönerem Grün, die meisten Thüren mit Weiß, alle Fensterrahmen mit Rot und einige Thüren mit schönem Gelb anstreichen sollte. Ich nehme mir also noch die Freiheit, Sie, geehrter Herr, zu bitten, Auftrag geben zu wollen, daß uns nach Les Délices 150 Pfund Grünspanfarbe, 300 Pfund Nußöl, 200 Pfund Bleiweiß, 50 Pfund Ockergelb, 50 Pfund Blaufarbe und 50 Pfund Rot für die Fußböden, nebst 80 Pfund Bleiglätte und 50 Pfund Leim geschickt werden. Wenn Sie dieser Sendung noch eine Anzahl Malerpinsel beifügen wollen, so werde ich unser Gitterwerk eigenhändig anstreichen."

Wer damals den berühmten Schriftsteller, den „Helden der leichten Feder", hätte sehen dürfen, wie er als Held des plumpen Malerpinsels die Gartenmauer entlang schlich und Bank für Bank seines Parks mit dem nassen Grün betaute! Robert Tronchin seinerseits fügte sich gehorsamst in die Launen des begehrlichen Freundes. Er schickte ihm auch Erd-

beerensetzlinge und Artischockenableger, nach denen es Voltaire ganz besonders gelüstete, und einige Fäßchen Burgunder. Nach und nach bekamen die Délices ein ihres Namens würdiges Aussehen.

Schließlich wurde Voltaire seines „Handwerks“ überdrüssig und kehrte zu seinen geliebten Studien zurück. Und im Nu ließ er den Sturm durch das Land rasen! Gerade hier sehen wir ihn nun, dank den Mitteilungen Tronchins, in „seiner Sünden Blüte“!

Der erste Sturm brach los bei dem Erscheinen der „Pucelle“. Mehrere Exemplare dieses gefährlichen Gedichts zirkulierten in Genf, wo sie von einem gewissen Grasset angeboten wurden (einem früheren Angestellten des Buchhändlers Cramer), der sich auf eigne Rechnung in Genf ansiedeln wollte. Die Befürchtung lag nahe, daß Grasset das Werk zu drucken und unter der Hand abzusetzen suche. Das war im höchsten Grade gefährlich, denn die Genfer Geistlichkeit verstand in dieser Sache, wie in allem, was von Voltaire kam, keinen Spaß. Voltaire zögerte darum keinen Augenblick. Er lockte Grasset nach Les Délices, nahm ihn dort ins Verhör, ließ ihn dann von seinen Leuten durchprügeln und lieferte ihn der Polizei aus. Hierauf schickte er dem Genfer Rat ein Schreiben, worin er erstens klagte, daß er von jenem Elenden bedroht worden sei, zweitens öffentlich die Vaterschaft der Pucelle, „jener gehässigen Schmähschrift“, die man ihm auf Rechnung setze, in Abrede stellte. Auch in dieser Sache war ihm die Freundschaft der Tronchins von hohem Werte. Der gute François setzte alle Hebel in Bewegung und bot seinen ganzen Einfluß auf, um seine Kollegen zu beschwichtigen. Er bewirkte ein Verbannungsdekret gegen Grasset; die gedruckten Exemplare der „Pucelle“ wurden durch Henkershand öffentlich verbrannt, aber man forschte nicht mehr nach dem Autor. Der aus der Stadt vertriebene Grasset wurde von dem andern Tronchin, dem Banquier Robert, in dessen Bann gezogen; dieser versah ihn mit Geld, daß er nach Spanien reisen konnte, und empfahl ihm aufs dringendste, sich nicht mehr in Angelegenheiten des Herrn von Voltaire zu mischen, wenn er nicht den Rest seiner Tage im Kerker beschließen wolle!

So war Voltaire gerettet, aber die Angst hatte ihm arg zugesetzt; er fürchtete, mit Gewalt aus seinem Délices weggeschleppt und in die Bastille gebannt zu werden. Als François Tronchin ihn besuchte, fand er ihn in einem bejammernswerten Zustande.

„Nachdem ich ihm,“ schreibt François, „das Widersinnige seiner Befürchtung, daß Frankreich einen Greis wegen einer Unvorsichtigkeit auf fremdem Boden festnehmen und in die Bastille gefangen setzen werde, vorgestellt hatte, gab ich schließlich meiner Verwunderung Ausdruck, daß ein Geist wie der seinige so ganz aus der Fassung geraten könne, wie dies jetzt der Fall sei. Da bedeckte er seine Augen mit beiden Händen und brach in Thränen aus: ‚Nun ja, ja, mein Freund, ich bin ein Narr!‘ war seine einzige Antwort.“

Einige Tage später, als der Schreck vorüber war, kam der wahre Voltaire wieder in sein Geleise, er war nicht mehr der nämliche Mensch. „Als die Besinnung die Angst verscheucht hatte,“ schreibt der Ratsherr, „hätte Voltaire allen feindlichen Mächten Trotz bieten können.“

Wer ihn kannte, durfte sich über dieses große Komödienspiel, diese Lügen, Tücken und Schliche einer abgefeimten Seele nicht wundern. Daß er seine Feinde hinterging, mag ihm als Kriegsrecht hingehen — aber er war auch falsch gegen seine besten Freunde, und das ist es, was seinem Charakter das Brandmal aufdrückt. Man sollte denken, er habe wenigstens so viel Ehrlichkeit und Pflichtgefühl besessen, den beiden Tronchins, die ihm so viel Liebes und Gutes erwiesen hatten, die Wahrheit zu gestehen. Aber das Gegenteil ist der Fall: er gab sich alle Mühe, sie zu täuschen. Und mit welcher Frechheit! Er wagte es, an Robert Tronchin zu schreiben: „Ich halte den König für viel zu verständig, um mir Verse zuzuschreiben, deren sich jeder beliebige Pariser Lakai schämen müßte!“

Nun war aber der Banquier Tronchin ein sehr geistreicher und gebildeter Mann, wußte also gar wohl, was es mit der Autorschaft der „Pucelle“ für ein Bewandtnis hatte. Wie mag er gelacht und was gedacht haben, als er sah, wie der große Schriftsteller seine

eignen Verse zerzauste, und wie erbärmlich muß es ihm vorgekommen sein, daß eine so niedrige, feige Gesinnung mit einem solchen Genie vereinigt sein könne!

Voltaire war nachhaltig in seinem Groll. Er nahm sich vor, an der Republik, die ihn doch äußerst schonend behandelt hatte, sich zu rächen. Da er Les Délices mit Ferney, das auf französischem Boden lag, vertauscht hatte, brach über Genf ein wahres Hagelwetter anonymer Broschüren, eine unverschämter und giftiger als die andre, und von freidenkerischen Schriften aus, deren einziger Zweck war, den großen Rat zu erbittern. Voltaire wußte, daß die Genfer Geistlichkeit die theatralischen Vorstellungen verboten hatte, darum beeilte er sich, in Ferney eine Bühne einzurichten und dort Dramen aufführen zu lassen, wozu er die angesehensten Bürger der Stadt einlud. Obschon er zu jener Zeit die Schwelle der sechziger Jahre bereits überschritten hatte, entwickelte er eine geradezu unglaubliche Thätigkeit, er gönnte sich keine Erholung, war wie vom Fieber gerüttelt und beging in dieser Aufregung eine Menge Unvorsichtigkeiten, unbekümmert um die Gefahren, die ihm daraus erwachsen konnten. Er erhält die Ermächtigung, die Kapelle und den Friedhof von Ferney zu versetzen, und wir hören ihn eines Tages den Arbeitern, indem er mit der Hand auf ein altes bronzenes Kreuz zeigt, zurufen: „Schafft mir diesen Gehenkten weg!“ Das Wort geht von Mund zu Mund und giebt öffentliches Aergernis. Der Kriminalrichter von Gex citiert Voltaire vor die Schranken. Jetzt wendet sich Voltaire wieder an die Tronchins, die er jeweilen im Augenblick der Gefahr zur Hilfe bereit fand, so auch jetzt. François und Robert legen sich sofort ins Zeug, und die Klage wird fallen gelassen. — Wenn Voltaire es für nötig hielt, François Tronchin zur Rührung zu stimmen, so erging er sich in Lobsprüchen über dessen Trauerspiel „Die Communes oder Nikephorus der Botoniate“, und nannte ihn seinen „lieben Communes oder seinen liebwerten Nikephorus“. Zwar traute Tronchin diesen Schmeichellauten nur halb, gleichwohl klangen sie seinem Ohr angenehm und kitzelten ihn am richtigen Orte. So hatte Voltaire bis ans Ende seiner Tage an ihm einen Advokaten, einen Geschäftsmann, einen Baumeister, einen Gärtner — kurz was er gerade brauchte. Tronchin seinerseits war ihm mit leidenschaftlicher Verehrung zugethan und ertrug in Geduld alle seine Fehler. Tronchin war für Voltaire ein Werkzeug, kein wirklicher Freund; das Gefühl für wahre Freundschaft hat Voltaire überhaupt nicht gekannt, er hat in seinem Leben nie geliebt!

Wenn man sich in das Buch H. Tronchins vertieft und Voltaire, wie er in seinen Heim war und wirkte, vor sich erstehen sieht, so könnte man sich versucht fühlen, sich zu diesem Bilde ein Pendant zu denken, das Bild eines andern, aber noch lebenden, und mit des Lebens Gütern wie Voltaire reich gesegneten Schriftstellers. Der Mann, der sein Leben in zwei Hälften teilt, deren eine den Studien, die andre der Verwaltung seiner Güter gewidmet ist, der sich darin gefällt, mit Maurern und Zimmerleuten zu arbeiten, der, wie Ludwig XIV., von der Bauwut besessen ist, dessen Gehirn mit Plänen zu Tragödien und mit großartigen Bauprojekten angefüllt ist, der von einem unlöschbaren Durst nach Thätigkeit verzehrt wird, der ein größerer Schauspieler ist als alle seine „Zeitgenossen von der Zunft“, dieser Mann ist Voltaire von Ferney, aber auch — Vikt. Sardou in Marly. Auch Sardou gefällt sich, wie Voltaire, darin, Anordnungen zu treffen, seinen Garten zu bestellen, die Ausstattung seiner Wohnräume wie diejenigen seiner Bühnenstücke zu besorgen, er ist geistreich, witzig, daneben von peinlicher Ordnungsliebe und ein wahres Verwaltungsgenie. In andern Stücken hat er allerdings keine Aehnlichkeit mit dem Einsiedler von Ferney, er erniedrigt sich nie wie dieser zum Possenreißer, er ist offen in seinen Reden und ehrlich in seinem Thun. Allerdings lebt er zu einer Zeit, wo die Aufrichtigkeit nicht mehr so gefährlich ist wie damals, wo also keine lettres de cachet, keine üblen Launen von Günstlingen und Hofschranzen, kein Zorn eines Monarchen mehr zu fürchten sind; höchstens könnten die streng moralischen Bedenken eines Senators Béranger an die ähnlichen des damaligen Großen Rates der Republik Genf erinnern. J. Mähly.

Litterarische Berichte.

Benedeks nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet von Heinrich Friedjung. Leipzig 1901. Verlag von Grübel und Sommerlatte. 459 Seiten.

Nicht eine Rechtfertigung seines unglücklichen Helden soll dies Buch sein, sondern ein Dokument, das nur der historischen Wahrheit dient. Die Briefe und Papiere Benedeks sind, soweit sie dieser nicht selbst vernichtete, von seinen Angehörigen pietätvoll aufbewahrt und von Friedjung zu einer ausführlichen und sorgsamen Biographie verarbeitet worden, deren Objektivität nicht anzuzweifeln ist. Für eine genaue Kenntnis der österreichischen Geschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darf dies Werk als unentbehrlich bezeichnet werden. Die Gestalt Benedeks, dessen Bild oft von Parteistimmungen verwirrt worden ist, erscheint hier nicht nur würdig unsrer Hochachtung, sondern auch im Glück, wie im Mißgeschick ritterlich und sympathisch. Br.

Jotham. Biblische Erzählung (Buch der Richter 9). Von C. Spielmann. Halle 1901. Hermann Gesenius. 234 Seiten.

Das Buch bietet eine schlichte Paraphrase der Abimeleksgeschichte des Richterbuchs, zugleich ein lehrreiches Sitten- und Kulturbild. Im ganzen schließt sich der Verfasser an den biblischen Bericht an, nur daß er das Blutbad von Ophra nach Sichem verlegt. Eine derartige dichterische Freiheit wird man einem guten Erzähler gern verzeihen. Wenn aber einmal Sichem und sein Tyrann im Mittelpunkt stehen, sollte auch Abimelek und nicht der Held des Titelblatts dem Buch den Namen geben. — ck.

Eine Orientreise. Geschildert und illustriert von Hermann Götz. Leipzig 1901. E. A. Seemann.

Verfasser ist der jüngst verstorbene Leiter der Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe. Er berichtet über eine Reise nach Aegypten, Palästina und Syrien, die er in den ersten Monaten des Jahres 1897 unternommen hat; an dem Besuche Griechenlands hinderte der inzwischen ausgebrochene Krieg mit der Türkei. Der Verfasser macht sich (S. 37) zur Regel: nicht alles, sondern nur das Beste sehen zu wollen, dies aber um so gründlicher! Eine Regel, die nur das in Worte faßt, was vielleicht schon mancher instinktiv empfunden hat, jeder aber beherzigen sollte, wenn er Genuß von einer Reise haben will. Nach demselben Grundsatze ist auch die Auswahl der zahlreichen Bilder erfolgt, die zum Teile von dem Verfasser selber, bald mit dem Pinsel, bald mit dem Stifte gezeichnet, teils von andern Seiten, von Berufs- und Liebhaberphotographen, beigesteuert sind. Die Nachbildung ist bei allen glänzend geglückt, wie denn überhaupt die Ausstattung, auch der Druck mit den neuen Pariser Katalogtypen, eine überaus prächtige ist. Der Text bringt vieles Interessante; der Verfasser hat manches Bemerkenswerte und nicht allgemein Bekannte gesehen, und er versteht es, die Fülle der Einzelheiten zu einem anschaulichen Gesamtbilde zu ordnen. K. F.

Ein Königsmärchen. Von Ernst Edler von der Planitz. 6. Auflage. 96 Seiten. Berlin, A. Piehler & Co. O. J.

Die vorliegende Dichtung, kurz nach dem Tod Ludwigs II. von Bayern erstmals erschienen, behandelt das Leben und Ende dieses unglücklichen Königs in Form einer epischen Dichtung. Das Bayernvolk dankte es dem Dichter, daß er der traurigen Wahrheit poetische Verklärung verlieh. Wir wünschen, daß auch in der Gesamtlitteratur des deutschen Volkes das Büchlein eine Ehrenstelle finden und behaupten möchte, denn es ist in der That reich an Schönheiten von bleibendem Wert. Besonders in den lyrischen Partien zeigt sich Planitz als ein Dichter von Gottes Gnaden. — ck.

Les Classiques Imitateurs de Ronsard: Malherbe — Corneille — Racine — Boileau. Extraits recueillis et annotés par Edmond Dreyfus-Brisac. Paris, Calmann-Lévy. 190 Seiten.

Im Gegensatz zu manchen, übrigens nicht allen Litterarhistorikern behauptet der Verfasser, daß die französischen Klassiker — oder Pseudoklassiker — Ronsards Werke nicht nur gekannt und gewürdigt haben, sondern auch von ihnen nachhaltig beeinflußt und zuweilen direkt Nachahmer jenes Dichters geworden sind. Zum Beweise dieser Behauptung wird eine große Zahl von Stellen aus Ronsard, sowie den andern im Titel genannten und noch einigen weiteren Autoren zusammengestellt. Malherbe und Boileau liefern das reichste Material, aber auch Corneille und Racine sind mit charakteristischen Beispielen vertreten. Ein wirksamer Einfluß kann nicht geleugnet werden, aber oft erscheint die Parallele gar zu äußerlich, und an andern Stellen dürfte eher an gemeinsame Beeinflussung durch griechische oder römische Dichter zu denken sein. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Aho, Juhani, Einsam. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Finnischen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 2.—

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Heft 11 und 12. Monatlich ein Heft mit circa 24 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Asmus, Martha, Indiskrete Mitteilungen über Erfahrenes. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. M. 3.—

Axelrod, Dr. Esther Luba, Tolstois Weltanschauung und ihre Entwicklung. Stuttgart, Ferdinand Enke. M. 4.—

Bericht über die Rudolf Mosse'sche Erziehungs-Anstalt für Knaben und Mädchen 1899—1901. Berlin, Rud. Mosse.

Crane, Walter, Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Vorträge und Aufsätze. Aus dem Englischen von L. und K. Burger. 2. Auflage. Mit 147 Abbildungen und 11 Tafeln. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Gebunden M. 9.—

Demmer, Eduard, Aus der Stille. Gedichte. Dritte, veränderte Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Durch ganz Italien. Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Kunstschätze und Volkstypen. Prachtalbum in Grossfolio Querformat. Lieferung 19 bis 30. Vollständig in 30 Lieferungen à M. 1.—. Berlin, Werner Verlag.

Elster, O., Geschichte der stehenden Truppen im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel. Zweiter Band, von 1714—1806. Mit Gefechtsplänen und Tafeln. Leipzig, M. Heinsius Nachf. M. 9.—

Finnländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, soziale und politische Leben Finnlands. 4. Heft 1901. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Leipzig, Duncker & Humblot. Jahrgang M. 6.—

Freie Wort, Das. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Erster Jahrgang Nr. 17. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—

Geiger, Ludwig, Goethes Leben und Werke. Einzeldruck aus „Goethes sämtliche Werke". (Vollständige Ausgabe in 44 Bänden). Leipzig, Max Hesse's Verlag. M. 3.—

Grabowsky, Dr. med. Norbert, Der Weg zur Geistesvervollkommnung auf Grundlage der Emanzipation des Mannes vom Weibe. Leipzig, Max Spohr. M. 1.20.

Haas, Friedrich, Die Prüfung der Herzogin. Schauspiel in fünf Scenen. Wien, Carl Konegen. M. 1.—

Hübner's Geographisch-Statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Fr. v. Juraschek. Ausgabe 1901. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. Kartoniert M. 1.50.

Insel, Die. Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder. 2. Jahrgang. IV. Quartal, Nr. 12; September 1901. Vierteljährlich M. 6.— inkl. Einbanddecke. Einzelpreis der Monatsnummer M. 2.—. Berlin, Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler.

Kuthe, Friedr. Wilh., Schau- und Reimspiele. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Lieder einer Verstorbenen. Herausgegeben von G. F. Heil. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 4.—

Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. VI. Band: Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Dritter Teil. Mit 2 Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 6.—

Mannheimer, Prof. Dr., Die Bildungsfrage als sociales Problem. Jena, Gustav Fischer. M. 1.50.

Neumann, Hermann K., Das Hohelied. Dresden, Heinr. Minden. M. 2.—

Oehmke, Th., Mitteilungen über die Luft in Versammlungssälen, Schulen und in Räumen für öffentliche Erholung und Belehrung. München, R. Oldenbourg. M. 2.50.

Prutz, Hans, Preußische Geschichte. Dritter Band: Der Fridericianische Staat und sein Untergang (1740—1812). Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 8.—

Revue de Paris, La. 9e Année. Nr. 1. 1er Janvier 1902. Paris, Prix de la livraison Fr. 2.50.

Stein, Philipp, Henrik Ibsen. Zur Bühnengeschichte seiner Dichtungen. Mit 2 Porträts, 29 Rollenbildern hervorragender Ibsendarsteller und 4 Scenenbilder. Berlin, Otto Elsner. M. 1.50.

Strastil, Theod. v., Aus der Jugendzeit. Gedichte. Wien, Carl, Konegen. M. 1.—

Verein für deutsche Auswandrer-Wohlfahrt in Hannover. Jahresbericht für 1900.

Wartenegg, Wilh. v., Erinnerungen an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern. Wien, Carl Konegen. M. 1.50.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Graf Moltke über General Bonnals „Sadowa".

Der große Stratege und unsre Armee können die Angriffe des französischen Generals Bonnal auf die Heerführung im Kriege von 1866 ruhig ertragen, in politischer Beziehung ist es aber nicht gleichgültig, wenn militärische Irrtümer sich in Frankreich fortpflanzen. Napoleon III. und seine Generale hätten im Jahre 1870 keinen Krieg gegen uns unternommen, wenn sie nicht an ihre Ueberlegenheit der deutschen Armee gegenüber geglaubt haben würden. Der Glaube an militärische Autoritäten ist in unserm Nachbarreiche so groß, daß das Urteil eines französischen Generals über eine andre Armee oft einen großen Einfluß auf die Politik ausgeübt hat.

Es freut uns deshalb, in nachstehendem Briefe an den Herausgeber der „Deutschen Revue" eine Entgegnung auf die oben angeführte Schrift des Generals Bonnal veröffentlichen zu können.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Hannover, Januar 1902.

Sehr verehrter Herr!

Meinen aufrichtigen Dank zuvor, daß Sie mich zum Studium von Bonnals „Sadowa" angeregt haben. Ich bekenne, daß ich mich anfangs nur widerwillig zu einer meiner gegenwärtigen Dienststellung ziemlich abseitsliegenden Arbeit entschlossen habe, obgleich Sie mir schreiben, daß „die gesamte französische Presse diese Schrift eingehend besprochen und sich gläubig den Ansichten dieses Generals unterworfen hat." Nachdem ich aber einmal das Werk zur Hand genommen, mußte ich alsbald seine Bedeutung anerkennen. Es ist eine ernste und eingehende Prüfung der Kriegführung des Jahres 1866, zu dem Zwecke, aus dem Studium der neueren Kriegsgeschichte Lehren für die Zukunft zu schöpfen. Seine Bedeutung ist um so größer, als es, für die Offiziere der französischen höheren

Kriegsschule bestimmt, die Richtung zeigt, in welcher sich die taktische Erziehung für die höheren Führerstellen in Frankreich bewegt. Naturgemäß erweckt dieser Einblick ein ganz besonderes Interesse.

Wenn ich mich nun auch in keiner Weise zu einer Kritik der taktischen und strategischen Auffassungen des jungen Frankreich berufen fühle, so mußten doch die zahlreichen Angriffe gegen die preußische Kriegsleitung des Jahres 1866, speziell gegen die Persönlichkeit des Generals v. Moltke, meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So nahm ich denn die vom Großen Generalstabe herausgegebene militärische Korrespondenz Moltkes zur Hand, um an ihr den Wert der gegen ihn erhobenen Anklagen zu prüfen. Sehr bald erkannte ich, wie bedenklich es von seiten des Generals Bonnal gewesen ist, einen Vortrag, der schon im Jahre 1894 gehalten wurde, im Jahre 1901 unter gänzlicher Nichtachtung alles inzwischen veröffentlichten Materials unverändert erscheinen zu lassen. Zweifellos zeichnet sich seine Darstellung durch Geist und Klarheit aus. Vor allem aber tritt in ihr ein hohes Selbstgefühl hervor, welches zwischen den Zeilen die Ueberlegenheit französischen Geistes über den preußischen hindurchleuchten läßt, und sich bisweilen zu rhetorischen Wendungen erhebt, wie: „Nous pourrons peut-être les punir un jour de leur négligence.“ Wie wohlthätig und erhebend ein derartiger Gedanke auf die französische Eitelkeit wirken muß, liegt auf der Hand. Ich möchte glauben, daß der große Eindruck, welchen die Schrift in Frankreich gemacht hat, hervorgerufen ist durch das stolze Bewußtsein, daß ein französischer General berufen erscheint, über unsern größten Strategen ein abfälliges Urteil zu fällen und scheinbar zu begründen.

Der General Bonnal legt seiner Arbeit das Studium des preußischen Generalstabswerkes über den Feldzug des Jahres 1866 in Deutschland zu Grunde. Er hat sich bemüht, allen denjenigen kritischen Bemerkungen nachzuspüren, welche sich „plus ou moins mitigées par des explications spécieuses à l'usage du vulgaire“ zahlreich in dasselbe eingestreut finden. Da entdeckt er denn, daß der Thron der Hohenzollern in die höchste Gefahr geraten wäre, „si l'armée autrichienne eût été dirigée suivant les principes les plus élémentaires de la guerre napoléonienne.“ Er bleibt auch die Auseinandersetzung darüber nicht schuldig, was ein Napoleon gethan haben würde. Dieser hätte seine Armee bei Prag versammelt und wäre in der Lage gewesen, entweder auf Görlitz vorzugehen, bevor die erste Armee sich dem hätte widersetzen können, oder unter dem Schutze des bei Zittau stehenden sächsischen und ersten österreichischen, sowie eines nach Josephstadt vorgeschobenen Corps auf der inneren Linie zu operieren.

Hat der preußische Generalstab derartige Erwägungen angestellt? „Il est permis d'en douter.“

Dieser starken Beschuldigung gegenüber werfe man einen Blick in die Moltkeschen Korrespondenzen. Vom Frühjahr 1860 an beschäftigt er sich immer wieder gerade mit diesem Gedanken. Noch am 2. Mai 1866 schreibt er: „Wenn angenommen werden muß, daß in Oesterreich gegenwärtig die Rüstungen schon beendet, daß auf den Eisenbahnen die nötigen Betriebsmittel bereits versammelt

sind, und daß der Transport heute begonnen hat, so können im nördlichen Böhmen ... bis zum 5. Juni 225 000 Mann aufgestellt sein. Bleibt unsre Mobilmachung noch bis zum 10. dieses Monats verschoben, so würden wir gleich anfangs die zuletzt bezeichnete Stärke gegen uns haben. Selbstverständlich fällt dann die so vorteilhafte Offensive von Schlesien aus fort ... und selbst die leichter zu bewirkende Konzentration in der Lausitz wird zunächst die Defensive ins Auge zu fassen haben.“

Andernfalls bleibt der offensive Gedanke in Kraft und wird sogar bis zu einer eventuellen Schlacht bei Prag — bezeichnenderweise „möglichst Front nach Westen“ — durchgedacht. (Schreiben vom 3. April 1866.)

Nun rechnet zwar Moltke nicht mit einem Napoleon, aber er bezeichnet Benedek als einen kräftigen Führer und fügt hinzu: „Wir können darauf rechnen, daß sie (die Oesterreicher) coude à coude kommen.“ Seine Erwägungen stützen sich dabei stets auf die sorgfältige Berechnung der feindlichen Streitkräfte — wo, beziehungsweise wann und in welcher Stärke sie versammelt sein können. Bonnal dagegen befreit seinen Napoleon von jeder derartigen Rücksicht und verlangt nur drei bis vier Tage Vorsprung in den Eisenbahntransporten. Moltke giebt mehr zu, wenn er sagt: „Oesterreich hatte sechs Wochen in seinen Rüstungen voraus“ (Schreiben an General v. Steinmetz vom 1. Juni 1866), und erwägt demnach die drei Möglichkeiten: „Treffen wir die österreichische Hauptmacht in Sachsen oder im nördlichen Böhmen“, oder „ist die feindliche Hauptoperation nach Schlesien gerichtet.“ Bonnal wiederum, der derartige Erwägungen dem preußischen Generalstab nicht zutraut, versteigt sich zu der Behauptung: „Le dispositif fâcheux des ressemblements prussiens doit être imputé à un défaut de préparations.“ Er meint, es sei versäumt worden, rechtzeitig die Verpflegung im Aufmarschgebiet vorzusehen. Nun sagt zwar das Generalstabswerk (Seite 31): „Die Schwierigkeiten, die bei Anhäufung einer Viertelmillion Menschen für die Verpflegung entstehen, hätten besiegt werden können, wenn ein baldiges Vorgehen in Aussicht stand; sie wurden aber unübersteiglich, wenn man auf ganz unbestimmbare Zeit in solcher Versammlung abwarten sollte, ob es überhaupt zum Handeln kam.“ Also auch diese Erwägung fiel mit in die Wagschale. Wie wenig sie aber von ausschlaggebender Bedeutung war, wie vielmehr einzig die allgemeine strategische Lage den Entschluß zu dem vorgeschlagenen Aufmarsch beeinflußte, und wie klar Moltke alle diese Verhältnisse übersah, das ergiebt zum Beispiel sein Bericht vom 20. April: „Eine solche Aufstellung würde verwerflich sein, wenn die Oesterreicher in Böhmen bereits annähernd gleiche Macht entfalten könnten ...“ „Beim ersten Aufmarsch treten unter den gegebenen Verhältnissen in Betracht:

Die notwendige anfängliche Sicherung Berlins und Breslaus, die möglichste Stärke in Schlesien und die erreichbarste Schnelligkeit der Versammlung durch Ausnutzung aller vorhandenen Bahnlinien.

Jeder andre Aufmarsch, als der vorgeschlagene, würde, wie ich glaube, die eine oder die andre dieser Rücksichten beeinträchtigen.“

Und in dem Schreiben an General v. Steinmetz vom 1. Juni führt er aus: „Unter diesen gegebenen Bedingungen mußten die Ausschiffungspunkte einen Kordon längs der Grenze bilden. Keine andre Anordnung konnte dies ändern oder die geographische Notwendigkeit beseitigen, daß die Oesterreicher in Böhmen auf der inneren Operationslinie zwischen Schlesien und der Mark stehen ... Das Korrektiv für unsre zerstreuten Ausschiffungspunkte — die nicht der strategische Aufmarsch sind — ist die Konzentration nach vorn.“ Er lehnt also den von Bonnal als im Sinne Napoleons zu empfehlenden Aufmarsch, auf den ich demnächst zurückkommen werde, ausdrücklich ab, nicht weil er, wie jener annimmt, die Prinzipien napoleonischer Kriegführung nicht beherrschte, sondern weil er die von ihm empfohlenen Maßnahmen für besser hielt. Er stand über dem Schematismus und wollte sich auch hier nicht in bestimmte Formen einzwängen lassen. So wählte er denn ohne Rücksicht auf jede Form dasjenige Mittel, welches seiner Ueberzeugung nach gerade unter den gegebenen Verhältnissen zum Erfolge führen mußte. Der Erfolg, nicht das Mittel war ihm Zweck, und um diesen zu erreichen, kam es ihm darauf an, am entscheidenden Punkte überlegene Kräfte zu vereinigen. Hiervon ließ er sich durch keinerlei Nebenzwecke ablenken. Charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Wendung in seinem Schreiben an General v. Blumenthal vom 24. Juni: „Sachsen können wir leicht in den nächsten Tagen verlieren, schadet aber nichts, die Entscheidung liegt in Böhmen. Eine sächsisch-bayrische Invasion in Sachsen soll mich nicht irre machen.“

Nun zu dem Bonnal-Napoleonischen Aufmarsch.

Bonnal will mit seiner Armee, welche ihre Hauptkräfte in der Lausitz versammeln soll, Flügelsicherungen nach Torgau beziehungsweise Strehlen vorgeschoben, den feindlichen Vormarsch erwarten. Dieser wird, aus Sachsen kommend, der rechten, in Schlesien eindringend, der linken Flügelsicherung folgen. Dann soll „la masse offensive, destinée à frapper les grands coups“ zum Angriff schreiten. Bleibt der Feind in Böhmen stehen, so will er ihn dort von der Lausitz aus angreifen.

Ob der Herr Verfasser die Zeit, welche ihm für diesen Aufmarsch unter damaligen Mobilmachungs-, Eisenbahn- und sonstigen Verhältnissen zu Gebote stand und damit die Durchführbarkeit desselben berechnet hat, lasse ich dahingestellt. Moltke bemißt den durch eine solche Versammlung entstehenden Zeitverlust nach Wochen. Auch ist er (31. März) der Ansicht: „Wir könnten schon den jetzt in Böhmen stehenden Streitkräften gegenüber weder in Görlitz noch bei Freiburg eine Armee mit Sicherheit konzentrieren.“

Ebenso sehe ich von einer Betrachtung darüber ab, wie sich aus der von Bonnal beabsichtigten Versammlung heraus der Vormarsch nach Böhmen hinein gestaltet haben würde. Moltke meint (Schreiben vom 20. April): „Das Vorgehen unsrer Hauptmacht aus der Lausitz triebe die Oesterreicher auf Olmütz und in der Richtung auf ihre Verstärkungen, das Vorgehen aus Schlesien treibt sie über die Elbe zurück und trennt sie von ihrer Hauptverbindung mit Oesterreich und Ungarn.“

Verweilen möchte ich dagegen einen Moment bei Bonnals Behauptung, Moltke habe Rückzugsgefechte, wie er (Bonnal) sie für seine Flügelsicherungen vorgesehen, überhaupt nicht gekannt. „Cette doctrine de Moltke ne la possédait pas et le grand état-major prussien — pas plus en 1870 qu'en 1866 — ne semble l'avoir soupçonnée." Und doch begegnet er sich gerade hier mit Moltke aufs nächste. In dem Schreiben an General v. Blumenthal vom 11. Juni bespricht dieser nämlich ein eventuelles Vorgehen Benedeks von Olmütz aus nach Schlesien hinein. Er berechnet, daß für ein solches höchst wahrscheinlich sechs Corps zur Verfügung stehen würden. Dann fährt er fort: „Freilich sind diese auch nicht gleich am ersten Tage beisammen, und wenn der Rückzug notwendig wird, so wird er längs des Gebirges gewiß Gelegenheit zu siegreichen Nachhutgefechten geben."

Was ist das anders als das von Bonnal angepriesene und seiner Meinung nach dem Verständnis der Preußen versagte System! Moltke setzt dies Verständnis auch bei andern, zum Beispiel dem Oberkommando der zweiten Armee, voraus. Er vermeidet deshalb mit der größten Sorgfalt jeden Eingriff in die Selbständigkeit desselben und giebt keinerlei Vorschriften in dieser Beziehung. Er setzt vielmehr hinzu: „Sie werden an Ort und Stelle besser urteilen, als ich es von hier kann, ich möchte nur warnen, sich nicht fortreißen zu lassen zum Schlagen unter allen Umständen."

Dem Kronprinzen selbst schreibt er unter dem 13. Juni: „Eure Königliche Hoheit werden daher zunächst mit großer Vorsicht verfahren müssen, um nicht mit der zweiten Armee in einen ungleichen Kampf verwickelt zu werden, bevor Sie durch die erste Armee unterstützt werden können."

Merkwürdig ist, daß Bonnal gerade die Operation, welche Veranlassung zu dieser Korrespondenz gab, nämlich das Vorrücken der zweiten Armee an die Neisse, ganz besonders angreift.

Er hebt vier Punkte hervor, die ihm als größte Fehler erscheinen:

> 1. „Die zweite Armee, welche nur eine Sicherungsabteilung hätte sein sollen, wird höchst fehlerhafterweise durch das erste und Gardecorps verstärkt und damit stärker als die Hauptarmee."

Er geht also von der Voraussetzung aus, daß die „masse offensive" durch die erste Armee repräsentiert werde. Er hat sich in seine Auffassung so vertieft, daß er sie ohne weiteres als diejenige Moltkes annimmt.

Wie wenig dies zutrifft, mögen folgende Anführungen aus Moltkes Korrespondenz erweisen. Dieser sagt in dem schon angeführten Schreiben vom 20. April:

„Es ist daher wünschenswert, in Schlesien möglichst stark zu sein, auch schon darum, weil unser linker Flügel den Feind unmittelbar vor sich hat, welcher eben deshalb seine zuerst eintreffenden Verstärkungen voraussichtlich hierher dirigieren wird." Und am 29. April: „Es zeigt sich also, daß für den wahr-

scheinlichsten Fall unser rechter Flügel über Bedürfnis stark ist, und daß es wünschenswert sein würde, den linken früher und stärker aufzustellen." Oder am 1. Juni: „Das erste Armeecorps steht am richtigen Fleck. Treffen wir die österreichische Hauptmacht in Sachsen oder im nördlichen Böhmen, so schließt es sich der ersten Armee an, ist die feindliche Hauptoperation nach Schlesien gerichtet, so ist es à portée, die zweite Armee zu verstärken." Oder am 3. Juni: „Eine Verstärkung dieser (der zweiten) Armee muß erfolgen, sobald es irgend erreichbar ist."

Dies wird genügen, um Moltkes abweichende Ansicht klarzustellen.

> 2. „Moltke schiebt den Oesterreichern die Absicht unter, Breslau zum Objekt ihrer Offensive zu nehmen, anstatt der Armee des Kronprinzen. ‚Ce recept', so ruft er aus, ‚retarde d'un siècle.'"

Nun sagt Moltke allerdings einmal: „Der ... Einzug in Breslau könnte viel Anziehendes haben." Daß aber mit dem Vorgehen auf Breslau nur die „direction initiale" gemeint ist, geht aus sämtlichen Berichten, Schreiben und Gutachten zur Evidenz hervor, welche sich immer nur mit den eventuellen Operationen in Schlesien gegen die Armee des Kronprinzen beschäftigen. So heißt es zum Beispiel in dem Schreiben an General v. Blumenthal vom 11. Juni: „Das Vorgehen der ganzen (ersten) Armeee über Friedland nach Böhmen hinein würde nur dann wirksam werden können, wenn dort schon ein einigermaßen entsprechender Teil des Feindes stände. Ist das nicht der Fall, so wirkt die indirekte Hilfe zu spät. Ein kräftiger Führer, wie Benedek, wird sich dadurch nicht unbedingt bestimmen lassen, die Operation in Schlesien aufzugeben. Er hat dort Ungarn und die galizische Bahn hinter sich und wird alle Kräfte gegen das führen, was er eben vor sich hat."

> 3. „Der Chef des Generalstabs der preußischen Armee willigt in eine Trennung der ersten und zweiten Armee auf acht Tagemärsche, während das Gros der österreichischen Armee in sechs Tagen an der Neisse eintreffen kann!"

Bonnal übersieht, daß für diesen Fall Moltke das Ausweichen der zweiten Armee vorgesehen hat (13. Juni), oder glaubt nicht daran, weil er vorher den preußischen Generalstab als eines solchen Gedankens in der „pauvreté de ses combinaisons" für unfähig erklärt hat. Er führt als „un des principes les mieux établis de la stratégie napoléonienne" an: „conserver ses forces réunies." Wir halten nun dieses Prinzip in seiner Starrheit heutzutage nicht mehr für stichhaltig und sind vielmehr der Meinung, daß es durch das andre zu ersetzen ist: „Bei der Entscheidung alle Kräfte versammelt zu haben," ja wir glauben sogar, daß es unter Umständen das günstigste sein kann, die Vereinigung auf das Schlachtfeld, in den Feind hinein zu verlegen.

„En féal sujet," so schreibt Bonnal ferner, „de Moltke a défendu de toute son autorité une décision, qu'il savait fâcheuse et il l'a fait uniquement pour couvrir la responsabilité de ses princes devant l'histoire."

Diese wohlmeinende Ehrenrettung Moltkes erweist sich ebenfalls als nicht zutreffend. Auch für diese Operation trägt Moltke allein die Verantwortung. Vergleiche Telegramm vom 9. Juni an Generalmajor v. Blumenthal: „Da Seine Majestät die Leitung der Operationen Sich vorbehalten, dürfen wesentliche Aenderungen in der Aufstellung der Armee nicht ohne Genehmigung Seiner Majestät erfolgen." Gleichzeitig schreibt er an Blumenthal: „Schließen Sie aus meinem heutigen Telegramm nicht etwa, daß es die Absicht sei, die Operationen der Armee, sobald sie dem Feinde gegenüber begonnen, durch Beschränkungen von oben zu hindern. Mein ganzes Streben wird darauf gerichtet sein, das zu verhindern. Aber die allgemeinen Direktiven, ob eine Armee offensiv oder defensiv verfahren, ob sie vorgehen soll oder ausweichen muß, können nur von Seiner Majestät erteilt werden, denn die Bewegungen der einen Armee müssen notwendig im Zusammenhang mit denen der andern stehen."

> 4. „Moltke zeigt aufs klarste, daß er die Eigentümlichkeiten eines Rückzugsgefechts nicht kennt, da er dem fünften und sechsten preußischen Corps die Möglichkeit abspricht, die fünf oder sechs österreichischen Corps aufzuhalten."

Wie Bonnal zu diesem Schlusse kommt, ist völlig unverständlich. Moltke folgert, wie bereits oben besprochen, die Notwendigkeit eines Ausweichens der zweiten Armee mit voraussichtlich günstiger Gelegenheit zu Nachhutgefechten. Sollte Bonnal der Meinung sein, es wäre angängig, sich mit zwei Corps in einer wenn auch noch so guten Stellung zunächst gegen eine solche Ueberlegenheit zu schlagen und sich dann noch ungerupft aus ihr zurückzuziehen?! Das allerdings „a été rejeté par l'Ecole prussienne comme trop délicat."

Hiermit schließt Bonnal das erste Hauptstück seiner Schrift und im wesentlichen auch seine Ausfälle gegen die preußische Kriegsleitung. Die einfache Gegenüberstellung der abweichenden Auffassungen beider Generale hat klar ergeben, einmal, daß Moltke sich an die schematische Einteilung und die übrigen Bonnal-Napoleonischen Grundsätze offenbar nicht gehalten hat, und zum andern, daß die von Bonnal gerügten „Fehler" in klarer und bewußter Absicht begangen sind, um diejenigen Wege einzuschlagen, welche den Erfolg verbürgten. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben!

Im weiteren giebt dann Bonnal eine klare, treffende und fesselnde Darstellung der ferneren Ereignisse, welche sich schließlich zu einer Anerkennung der preußischen Strategie versteigt. Nur einige scharfe Ausfälle gegen die Moltkeschen Ansichten finde ich noch der Erwähnung wert.

Zunächst erregen die — nicht zur Ausführung gekommenen — Angriffsdispositionen gegen den auf dem linken Elbufer in der Stellung Josephstadt-

Königgrätz vermuteten Gegner sein Mißfallen. Napoleon würde die schwächere Armeeabteilung vor der Front, das Maximum gegen den Flügel vor der Aupa und Methau, entwickelt haben. — Das ist Ansichtssache — aber das Motiv, welches nach Bonnal Moltkes Anordnungen zu Grunde liegt, ist prächtig: „De Moltke ne semble pas avoir admis, qu'il fût possible de faire passer ... un corps d'une armée dans une autre. Pour lui, les armées prussiennes doivent rester constituées telles qu'elles sont.“

Dem armen Moltke fehlte also die Beweglichkeit des Geistes für die einfache Maßregel, die zweite Armee durch das linke Flügelcorps der ersten Armee zu verstärken. Dieser unglückseligen Unbeholfenheit ist es zuzuschreiben, wenn die Angriffsdisposition anders ausfiel, als sie ein Bonnal-Napoleon getroffen hätte. Demgegenüber weise ich einfach auf die Bemerkung im Generalstabswerk zur „ordre de bataille“ hin:

„Ausdrücklich war ausgesprochen, daß kein Armeeverband als ein definitiv geschlossener anzusehen sei, daß vielmehr Seine Majestät sich vorbehielte, Corps oder Divisionen der einen Armee, je nach dem Gange der Ereignisse, einer andern zu überweisen.“

Man ist kaum berechtigt anzunehmen, daß Moltke diese von ihm selbst befürwortete Anordnung im entscheidenden Augenblick vergessen hätte! Er muß also doch wohl die von ihm in Aussicht genommene Maßregel für die bessere gehalten haben. — Die ganze Sache kam bekanntlich nicht zur Ausführung. Es fehlt also die Kritik des Erfolges.

Nun hat aber Moltke noch einen andern Gedanken erwogen: einen Flankenmarsch auf Pardubitz, um den Feind zur Aufgabe seiner Stellung zu zwingen, falls diese einem Angriff unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen würde. „En cela le chef du grand état major prussien s'est montré bien inférieur à Napoléon.“ Dieser hätte durch den Angriff seiner masse offensive gegen den feindlichen rechten Flügel den Sieg erzwungen, trotz aller Terrainhindernisse, welchen derselbe Moltke, der kurz vorher den Uebergang nach Alsen nicht gescheut hatte, „accordait une importance exagerée,“ trotz der Ueberlegenheit der feindlichen Artillerie, trotz der ungeheuren Opfer an Menschenleben, welche ein solcher Angriff erfordert hätte, und trotzdem immerhin ein Mißerfolg möglich war. Denn selbst wenn der Flankenmarsch, wie wohl auch Bonnal zugeben wird, im Falle seines Gelingens den Erfolg des Räumens der Stellung für sich haben mußte, so war nach seiner Ansicht ein solcher Marsch mit drei Armeen unter den Augen des Feindes ein ungeheurer Gedanke! — „Ici,“ sagt Bonnal, „l'esprit de Moltke fait un bond en arrière“ zu den Ideen friedericianischer Lineartaktik.

Auch hier fehlt leider die Kritik des Erfolges, weil auch diese Bewegung nicht zur Ausführung kam. Wenn man aber auf die hübsche Skizze Nr. 13 des Bonnalschen Werkes einen Blick wirft, so erkennt man, daß es sich um einen eigentlichen Flankenmarsch an der feindlichen Stellung vorbei nur für die zweite Armee handelt. Für diesen wird vorsorglich die Sicherung vom Großen Hauptquartier direkt angeordnet. Bonnal täuscht sich, wenn er behauptet, daß sich auf

diese Maßregel „ohne Zweifel" die Vorsorge dafür beschränkt hätte, daß der gesamte Flankenmarsch nicht durch eine Offensive aus der feindlichen Stellung heraus gestört werden könnte.

Bonnal hat trotz seines eingehenden Studiums des Feldzuges nicht gelernt, Moltkesche Befehle zu lesen und zu erkennen, mit welcher Sorgfalt dieser jeden Eingriff in die Selbständigkeit der Armee-Oberkommandos vermeidet, wenn nicht ganz besondere Rücksichten einen solchen notwendig machen. In diesem Falle nun hielt er offenbar ein Eingreifen für geboten, da die zweite Armee einen Auftrag erhielt, welcher sie verhindert hätte, selbständig schon am 3. Juli die für einen eventuellen Rechtsabmarsch notwendige Sicherung vorzubereiten. Von einer Kreuzung in Miletin, wie sie Bonnal befürchtet, konnte nebenbei keine Rede sein, da dies bis zum Eintreffen des ersten Corps geräumt sein mußte, zumal die erste Armee durch den Operationsbefehl orientiert und verpflichtet war, für rechtzeitige Räumung Sorge zu tragen. Im übrigen hätten selbstverständlich die Armeen für ihre Sicherung Sorge zu tragen gehabt, sobald der Befehl für den Abmarsch gegeben wurde, der ja dann voraussichtlich auch noch eine Reihe von weiteren Details hätte enthalten müssen.

Nun ordnet aber auch bei der ersten Armee für die zum 3. befohlene Schiebung das Hauptquartier das Vorgehen einer Abteilung des linken Flügels nach Sadowa und Rekognoscierung der Elblinie Königgrätz-Josephstadt an. Was ist dies anders, als was nach Bonnal Napoleon gethan hätte, qui a manœuvré constamment à l'abri d'une ou de plusieures avant-gardes? — Trotzdem ist Bonnal mit dieser Maßregel nicht einverstanden: „Eh si l'armée autrichienne, arrivant au secours de son arrière-garde, fait agir toutes ces forces contre la 1ère armée, n'aura-t-elle pas le temps, en une journée de douze ou quatorze heures de l'écraser complètement? — Irre ich — oder ist dies derselbe Bonnal, der einige Seiten vorher verkündet, ein Napoleon würde gegen die Front nur den schwächeren Teil, das Maximum aber auf dem linken Elbufer belassen haben? Sehen wir doch einmal, wie er soeben diese Front beurteilt hat:

„Lorsqu'un ennemi se fige dans une position couverte d'obstacles naturels ou artificiels l'assaillant n'a pas à craindre de voir le défenseur abandonner les avantages du site pour venir combattre au delà de quelques débouchés qu'il a pu laisser ouverts.

Si donc le front de l'Elbe était très fort au point de vue de la défense pure, il présentait, sous le rapport des retours offensifs, une faiblesse extrême, en raison de la difficulté de déboucher sur la rive droite."

Ich möchte dem ohne weiteres zustimmen und daran die Frage knüpfen: Was konnte unter diesen Umständen wohl der preußischen Heerführung erwünschter sein, als wenn die österreichische Armee diesen schwierigen Uferwechsel vorgenommen hätte — ebenfalls „sous les yeux de l'ennemi?"

Deshalb gerade die Anordnung des Großen Hauptquartiers: Falls sich größere Streitkräfte (Bonnal übersetzt pas trop considérables — also das

Gegenteil) noch vorwärts der Linie Königgrätz-Josephstadt finden sollten, solche sofort anzugreifen. Man konnte hoffen, dadurch unter Umständen noch weitere Kräfte des Feindes auf dem rechten Elbufer zur Entwicklung zu zwingen, oder den eventuellen Angriff gegen die Elblinie sowohl wie einen etwaigen Rechtsabmarsch durch energisches Zurückwerfen derselben glücklich einzuleiten. Befürchtungen für die erste Armee, wie sie Bonnal erregen, lagen absolut nicht vor; das hat ja ganz einfach die Schlacht vom 3. Juli eklatant erwiesen. Thatsächlich ist es der gesamten österreichischen Armee, obgleich sie völlig aufmarschiert war und den schwierigen Flußübergang nicht zu bewerkstelligen hatte, nicht gelungen, die erste Armee zu ecrasieren. — Im Gegenteil, so sagt das Generalstabswerk, wagte man, als die Meldung von der Anwesenheit starker österreichischer Truppenmassen auf dem rechten Elbufer einging, zunächst „kaum zu hoffen, das gesamte österreichische Heer dort vorzufinden."

Ich will nun die verfehlte Uebersetzung, die den Inhalt des Befehls in sein Gegenteil verkehrt, und die sich daran anknüpfenden, natürlich gänzlich unzutreffenden Bemerkungen völlig übergehen, auch will ich weiter kein Wort verlieren über allerlei kleine Irrtümer und Versehen, die verzeihlicherweise dem Verfasser begegnen, weil sie jedem deutschen Offizier, der das Buch liest, sofort als solche auffallen werden. Aber wenn er triumphierend ausruft: „Il ne nous déplait pas de constater, pièces en mains, l'infériorité de concept d'un homme qui a personnifié la doctrine du grand état-major prussien depuis 1857 jusqu'en 1891," so spricht er damit seiner Auffassung, seinem Buche und sich selbst ein Urteil, welches wohl jede anderweite Kritik überflüssig macht. Sie gestatten mir deshalb, verehrter Herr Fleischer, hiermit eine Besprechung zu schließen, die ohnehin schon weit ausführlicher geworden ist, als ich beabsichtigte. Ich hoffe, Ihnen nachgewiesen zu haben, daß unsre Kriegsleitung von 1866 die Kritiken eines Bonnal ruhig über sich ergehen lassen kann, und bin mit der Versicherung vollkommenster Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Graf Moltke,

Generalleutnant und Kommandeur der 20. Division.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Magdeburg, 1861—66.

Ich habe nie verkannt, welchen Wert der Aufenthalt in Posen für meine innere Entwicklung gehabt hat. Am Rhein hatte ich angefangen, zu bummeln; der unfreundlichere Osten zwang mich wieder in die Arbeit hinein und brachte mich so in die Höhe. Magdeburg aber bedeutete für mich einen guten Abschluß der bisherigen Stellung und eine noch bessere Vorstufe für künftige Entwicklung, und so ging ich mit Freuden dahin.

Am 1. Oktober 1861 meldete ich mich bei meinem neuen Kommandierenden, dem General v. Schack.

Ich fand in ihm einen außerordentlich klugen Mann und guten Soldaten. Seine schulgemäße Bildung war äußerst gering, sein Wissen und Können rein empirisch, das praktische Produkt seines Lebens, aber niemand verstand so gut wie er, Menschen zu behandeln. Für den König war Schack eine Art militärischer Autorität, aber auch in politischen Fragen benutzte Bismarck seinen Einfluß an allerhöchster Stelle gern und meist mit Erfolg.

Im Kriege 1866 wurde das Corps geteilt, und Schack, 74 Jahre alt, als Generalgouverneur nach Sachsen berufen. Er starb an der ihm hier gewordenen Aufgabe, denn das amtliche Auftreten gegen die königlich sächsische Autorität ging ihm wider die Natur. Ich hatte das Glück, sein Vertrauen rasch und voll zu gewinnen; im zweiten Jahre lautete sein Qualifikationsbericht: „Zu jeder Stelle und zu jeder Thätigkeit geeignet."

Magdeburg ist für mich in ganz schlechte Erinnerung gekommen durch einen schweren Unfall, der mich traf, und der mich, wenn nicht das Leben, doch leicht die Carriere hätte kosten können. Solange ich dienstlich beritten war, bin ich täglich, Winter und Sommer, zu Pferde gestiegen. Ich brachte schweres Gewicht in den Sattel und hatte deshalb stets kräftige Gäule mit viel Temperament. Einer derselben hatte einen Sonntag stehen müssen; als ich mich Montag den 3. November 1863 aufsetzte, fand ich ihn unbequem lebhaft und beschloß, um ihn in die Hand zu kriegen, ihn abzugaloppieren und die Barrieren im Glacis zu nehmen. Ich kam auch glücklich hinüber, sah mich aber außer stande, den heftigen Gaul gleich zu halten. Ein Artillerieoffizier kam mir entgegen; sein junges Pferd machte vor mir Kehrt, schlug aus und zertrümmerte, als ich von

rückwärts vorbei stürmte, meinen rechten Unterschenkel vollständig. Sobald ich parieren konnte, stieg ich ab und legte mich auf den Weg.

Ich habe dann sieben Monate festgelegen, den Fuß in der Schwebe am Kronleuchterhaken befestigt. Drei Aerzte waren um mein Bett versammelt und wollten das Bein abnehmen, der Generalarzt Löffler erklärte sich dagegen. Aber die Heilung verzögerte sich. Es trat Pyämie ein, ich verlor das Bewußtsein, und bis Weihnachten stand es schlecht um mein Leben. Von da ab ging es langsam vorwärts; ich fing an, mich wieder geistig zu beschäftigen und behandelte den im Gange befindlichen amerikanischen Sezessionskrieg in einer Reihe von Artikeln für die „Grenzboten".

Ende Juni ging ich nach Teplitz; meine Felddienstfähigkeit stand sehr in Frage, und ich durfte nicht gerade leichten Sinnes in die Zukunft blicken. Ich ging noch fast ein Jahr an Krücken.

Dankbar erkenne ich noch heut an, von wie großer Teilnahme ich umgeben war, Freunde und Bekannte wetteiferten, mir meine Lage zu erleichtern.

Von neuen Freunden, die wir gewonnen hatten, will ich noch erwähnen: den Kommandeur der Kavalleriebrigade v. Hann. Wir wohnten im gleichen Hause und hielten gute Freundschaft; Oberst v. Kotze, Kommandeur des 26. Regiments, ein selten praktischer Offizier, von dem ich viel gelernt habe; General v. Schwarzhoff, er blieb mir bis zu seinem Tode als kommandierender General ein treuer Gefährte; Meydam, damals Hauptmann bei den Pionieren, später General und Telegraphendirektor; last not least v. Verdy, damals Hauptmann beim Stab des Generalkommandos, jetzt Kriegsminister. Ganz besondere Schicksale verbanden uns bald mit dem Hauptmann v. Normann und seiner liebenswürdigen Frau.

Die Fühlung von Gotha nach unserm kronprinzlichen Hofe ging durch Ernst v. Stockmar, den Sohn des bekannten Beraters des Königs Leopold und des Prinzen Albert, der als Privatsekretär bei der Kronprinzessin in Gnade stand. Eine schwere Krankheit machte jetzt seine Ersetzung wünschenswert, er wandte sich an Holtzendorff, und dieser fragte bei mir an, ob ich jemand für solche Stellung kennte. Ich konnte Normann mit gutem Gewissen empfehlen, und das Band, welches sich dadurch für diesen knüpfte, gab auch meinem Leben fortan eine bestimmte Richtung. Unsre Freundschaft hat standgehalten, und ich verdanke Normann, daß der Kronprinz mich immer wieder heranzog.

Normann gewann bald das Vertrauen seiner Herrschaften und wurde der unbedingte Ratgeber des Kronprinzen in allen Privat- und Regierungsangelegenheiten. Er hat seine Stellung lange behauptet; nicht nur gegen die eigentliche Hofclique, sondern auch der gewaltigen Macht des Kanzlers gegenüber, der seinen ungreifbaren Einfluß oft genug störend empfand.

*

Magdeburg, 1. 12. 61.

An v. Holtzendorff.

„Sie fragen nach den militärischen Erfolgen Ihres Herzogs am Rhein; nach dem, was ich gesehen, ist Herzog Ernst kein Mann des Entschlusses. Es

war interessant, eine so rede- und schriftbereite Persönlichkeit, die so gern hervortritt, in dem einfachen und unmittelbaren Befehlen so vollständig Fiasko machen zu sehen. Als Soldat wird der Herr nie etwas leisten, das wird mir von kompetentester Seite bestätigt."

*

Magdeburg, 28. 9. 62.

„Die Gerüchte vom Zurücktreten des Königs werden immer lebhafter, und wer weiß, ob das nicht ein politisch richtiger Schritt wäre! Durch ein Nachgeben des Königs und einen Sieg der Fortschrittspartei werden wir in den Strudel der theoretischen Revolution, der Prinzipienreiterei, der unpraktischen, ehrgeizigen Demokratie geworfen. Der Kronprinz hat alles aufgewendet, um den alten Herrn umzustimmen.

Ich fühle mit den wachsenden Jahren immer mehr, daß mein eignes Wohl mit dem des Vaterlandes auf das innigste zusammenhängt, die jetzigen Zustände machen mich ordentlich melancholisch. Manteuffel muß fallen, dann wird Bismarck den König bestimmen, die zweijährige Dienstzeit der Infanterie anzunehmen, und dann haben wir Frieden. Mein General sagt, in der Armeefrage könne nichts geschehen, weil die Gesellschaft von alten Leuten, die man dabei als Ratgeber benutzt, sich wohl hütet, andre Urteile abzugeben als die, die oben genehm sind. Und Manteuffel ist der Mann, der die Puppen ruft und ihnen ihre Rollen in den Mund legt. Von unten her regt sich das Leben in der Armee, und von allen Seiten machen sich gute Symptome geltend, aber alles wird starr, sobald es in die leitenden Kreise dringt."

*

Magdeburg, 20. 2. 63.

„Also Dein Herzog beklagt sich über mangelnde Höflichkeit unsrer Generalität. Mein General ist zur Zeit nicht hier, sonst würde ich ihn fragen, was er dazu denkt. Aber daß der Herzog für solche Ehren so empfindlich wäre, hätte ich gar nicht geglaubt. Wer die Jubelgrüße der Nationalvereinler so reichlich genießt, könnte doch gegen die Komplimente der preußischen Generale sehr gleichgültig sein."

*

Magdeburg, 28. 3. 63.

„Ihr habt meine Vorschläge zur Reorganisation nicht richtig verstanden, und besonders ärgert mich das Urteil des alten Bernhardi. Er sagt, meine Friedensstärke sei zu schwach, und ferner: ‚Dadurch unterscheiden sich die Armeen der Großstaaten von den Kontingenten der Kleinstaaten, daß erstere in ihrer Friedensstärke eine schlagfertige Armee bilden, während letztere nur das Gerippe dazu darstellen.' — Beides ist falsch, denn zunächst will ich die Bataillone 6—700 Köpfe stark haben, während sie in Wirklichkeit 500 in der Linie stark sind; und dann will ich, daß die Hälfte der Infanterie stets marschbereit ist, während jetzt kein Bataillon ausrücken kann, ohne vorher Reserven einzuziehen. — Ich gehe von andern Ansichten aus wie die Herren, die im Ministerium und

in der Kammer über die Reorganisation schreiben und verfügen. Ich sage: Das zuerst Notwendige ist ein kriegsgemäß ausgebildeter Rahmen. Deshalb muß ich so organisieren, daß die Offiziere so viel Kriegserfahrung wie möglich haben, und daß die Unteroffiziere an dieser Ausbildung ihr verhältnismäßiges Teil sicher gewinnen. Dazu gehört also auch eine Friedensstärke der Bataillone, welche denen des Kriegs möglichst gleichkommt; ein wechselndes, bewegtes Leben und möglichst wenig geisttötende Einförmigkeit der Garnison.

Aus diesen Erfordernissen heraus muß die Dienstzeit der Soldaten bestimmt werden, und es ist ein Unsinn, eine Normalzeit für die Ausbildung festzusetzen. Der Infanterist kann zu dem, was körperlich und geistig notwendig ist, sehr wohl in einem Jahr gebracht werden, ebenso der Pionier und Fußartillerist. Ein fahrender Artillerist bedarf anderthalb Jahre, und ein Reiter hat mit drei Jahren kaum das Notdürftigste gelernt. Die Zeit der Ausbildung kann aber für den Rahmen nicht gerechnet werden. Ist der gemeine Mann fertig, dann kommt erst sein Gebrauch und die Ausbildung der Vorgesetzten und so weiter. Auf die Art wird aller Auswuchs unsrer Friedensexistenz bald absterben; das Demokratengeschrei hält sich nur an der äußeren Erscheinung und erkennt die Sache nicht."

*

Magdeburg, 20. 4. 63.

„Ueber die polnischen Verhältnisse hatte ich kürzlich sehr interessante Nachrichten von einem meiner Generalstabsoffiziere, der seit drei Monaten in Warschau bei dem Großfürsten ist. Er schreibt, daß der Aufstand sich zu der heutigen Ausdehnung nur entwickeln konnte durch die Unthätigkeit der russischen Offiziere; Mangel an Energie, Unzuverlässigkeit und Unlust an den Dingen macht sich überall geltend, und das giebt dem Gegner die vollste Freiheit. Von oben bis unten zeigt sich nur Gleichgültigkeit. Jeder russische General, wenn er die Insurgenten geschlagen hat, kehrt sofort mit seinen Truppen in die Garnison zurück, um sich auszuruhen, und der Gegner hat Zeit und Gelegenheit, sich auch zu sammeln. An den drei Ostertagen waren sämtliche Insurgenten auf Ferien in Warschau, aber man kümmerte sich nicht um sie. Er giebt noch eine Menge Details traurigster Art. Ich hoffe, ehe es bei uns zum Krieg kommt, setzt noch ein frischer Wind ein."

*

Magdeburg, 29. 12. 63.

„Ich bekomme auf meinem Krankenbett so viele Zeichen der Teilnahme, daß ich mich ganz beschämt fühle. Obenan stehen alle die, welche ich die Meinen nenne, und dazu rechne ich auch Dich, dann die vielen näheren Bekannten und vor allen Dingen die Offiziere des Corps. Seine Majestät erhielt anfänglich täglich Bericht und zog später, als es besser ging, diesen sogar telegraphisch ein. Meinem Generalarzt Löffler sagte er in Berlin: ‚Den Obersten lege ich Ihnen besonders ans Herz, die Armee erwartet noch vieles von ihm.' Der alte Schack hat mir so viel Herz gezeigt, wie ich es nie bei ihm gesucht hätte; es thut mir

nun doppelt leid, daß ich ihn verloren habe. Wir hatten uns ineinander eingelebt, und er war mir ein Quell nicht nur alter militärischer Erfahrung, sondern auch allerneuester politischer Ereignisse und Triebfedern. Seine Kommandierung nach Berlin ist denn auch nur aus politischen Rücksichten erfolgt. Schack hat wiederholt mehrstündige Besprechungen mit dem König gehabt, die er mir ganz mitteilte; ich darf sie aber dem Papier nicht anvertrauen. Dann wollte er noch einige Tage hier bleiben, aber Bismarck hat seine Abreise beschleunigt."

*

Magdeburg, 14. 2. 64.

„Ich bin unzufrieden mit dem Prinzen Friedrich Karl. Nach dem 50jährigen Frieden that dem preußischen Staate nichts so not, wie eine glänzende Waffenthat. Nun hat er sich durch sein Manövrieren jede positive Thätigkeit genommen, die Oesterreicher haben allein Schleswig erobert, und die Dänen sind fast unbehelligt in eine sehr starke Stellung gegangen, die man schließlich doch mit Sturm nehmen muß. Jetzt wünsche ich, daß der Prinz die Düppeler Schanzen und die Insel Alsen nimmt, beide mit seinen Truppen, fürchte aber, daß er bei seiner sich überall kundgebenden Neigung zu Künsteleien nicht den einfachen geraden Weg einschlägt, sondern Ueberfälle, Nachtgefechte u. s. w. vorzieht. Blut fließt dabei, aber das ist in der Weltgeschichte wie auf dem Ackerboden ein fruchtbringender Stoff.

Die einfache Taktik, welche ihr Ziel im Totschlagen des Gegners sucht, hat zu allen Zeiten die schönsten Erfolge gewonnen; ich stelle den Prinzen hoch in seiner Gabe, auf die Truppen zu wirken und in seiner persönlichen Bravheit, aber ich halte ihn für keinen Schlachtengewinner, für keinen Feldherrn. Mülbe ist besser, aber er kommt nicht zur Geltung.

Mein Bruder aus Danzig erzählte mir neulich, daß unsre Marine sich kräftig genug fühle, die dänische in offener See anzugreifen. Also, mein alter Freund, eine Erstürmung der Düppeler Schanzen, die Eroberung von Alsen und ein glückliches Seegefecht, darauf wollen wir die Gläser leeren. Hilf mir nur zur baldigen Auferstehung."

*

Magdeburg, 20. 3. 64.

„Blumenthal hat ein ganzes Memoire geschrieben, um zu beweisen, daß er nicht an allem Unsinn des Prinzen und an seiner Thatlosigkeit schuld ist. Der Herr ist im Frieden so berühmt geworden, daß ihm die Kraft geschwunden ist: so leicht errungene Lorbeeren sind verderblich für den Charakter. Von allen Generalen hat bis jetzt Goeben allein kriegerische Befähigung gezeigt; er ist am schlechtesten bei der Ordensverteilung fortgekommen.

Dein Herzog zeigt sich wieder in den schönsten Farben. In dem Vorschlag, in Schleswig ein Plebiscit vorzunehmen nach vollständiger Räumung durch die Truppen, liegt ein aggressiver Unverstand."

*

Magdeburg, 8. 4. 64.

„Deine Frage wegen Falckenstein beantworte ich nach eigner Erfahrung folgendermaßen: Dem General v. Falckenstein eine Falschheit des Charakters zuzutrauen, liegt kein Motiv vor. Ganz im Gegenteil hat derselbe in allen Verhältnissen eine Schroffheit des Willens und offene Entschiedenheit entwickelt, die sich mit Falschheit nicht in Verbindung bringen läßt. Seine Fähigkeiten, die Fruchtbarkeit seines Geistes und die Klarheit des Denkens sind stets anerkannt worden, aber er ist kein Diplomat, deshalb paßt er nicht für seine jetzige Stellung. Ob er für den Kronprinzen paßt, weiß ich nicht. Von diesem höre ich, daß er sich die allseitige Achtung erworben hat, daß also jeder das Streben hat, ihm sein Bestes zu geben.

Eben war Tresckow bei mir, Oberst und Flügeladjutant, der lange in Warschau war und jetzt als Chef des Stabes des Oberkommandos nach Posen geht. Er war gestern beim König und sagt, man sei dort sehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge in Schleswig und Posen. Alles wird verschleppt. Ueber die polnischen Verhältnisse schicke ich Dir vielleicht bald etwas; ich erwarte in den nächsten Tagen eine längere Abhandlung darüber von meinem dorthin kommandierten Generalstäbler Verdy. Die Russen kommen auch nicht vorwärts. Die Beschießung von Sonderburg ist ungerechtfertigt, wenn man nicht den Sturm beabsichtigt."

*

Magdeburg, 13. 4. 64.

„Deine Frage nach einem Privatsekretär für die Kronprinzessin hat mich eine Weile beschäftigt. Als Adjutanten für den Kronprinzen habe ich den Major v. Salviati aus Erfurt ausgesucht, der ein ausgezeichnet tüchtiger, klar denkender Mann ist. Für den andern Posten komme ich jetzt auf v. Normann, Hauptmann im Regiment 26; ein Mann mit voller Gymnasialbildung, 34 Jahre alt, später auf Kriegsakademie ausgezeichnet, aus dem topographischen Bureau wegen eines Knieleidens ausgetreten, dann ein Jahr gereist, mit längerem Aufenthalt in Paris und London; schreibt und spricht sehr gewandt französisch, nicht ganz so elegant, aber gut englisch, durchaus gut gebildet, schreibt besonders gut und leicht. Er ist hier der Historiograph für alle Vorkommnisse. Dabei hat Normann einen sehr tüchtigen und festen Charakter, der ihn vollständig befähigt, auf gute Art zu leiten. Er ist vermögend und in Geldangelegenheiten bewandert, hat gute Formen und ist durchaus sicher.

Ich habe ihn vorgestern kommen lassen und, da man sich ganz auf seine Diskretion verlassen kann, ihn gefragt, ob er den gestellten Bedingungen nachkommen könnte. Er hat mir gestern den Bescheid gebracht, daß er zur Annahme bereit sei. Will der Kronprinz auf den Vorschlag eingehen, so kann ja erst eine Probe gemacht werden, indem Normann auf sechs Monate beurlaubt wird.

Ich höre von Voigts und Schack, daß der König noch immer ganz entschieden für den Augustenburger eintritt, so entschieden, daß Bismarck darüber fallen kann.

Voigts will sich schon für ein neues Ministerium möglich erhalten, er ist nicht ohne Einfluß beim König."

*

Magdeburg, 22. 4. 64.

„Seit lange hat mich nichts so gefreut und aus innerster Seele erhoben, wie die Erstürmung der Düppeler Schanzen; als ich den Bericht las, sind mir unaufhaltsam die dicken Thränen heruntergelaufen. Deutschland muß sich freuen, muß jubeln, daß Preußen sich mit seinen Interessen verbunden hat, und es ist schön, daß der König jetzt hingegangen ist, selbst den Jubel der Armee und der Bevölkerung zu teilen und die Luft der Ereignisse einzuatmen."

*

Magdeburg, 1. 5. 64.

„Morgen werden es sechs Monate, daß ich niedergeworfen bin, ich habe aber guten Mut, denn ich fühle die Kraft des Lebens in dem wieder angewachsenen Fuß. So wird mir auch dieses Unglück zum Besten gedient haben, denn ich habe in der Zeit recht viel gelernt und fühle mich geistig aufgefrischt durch die Entfernung vom Einerlei des Dienstes.

Der Kronprinz gewinnt täglich mehr Ansehen und hat die bedeutendste Stellung in Schleswig. General v. Moltke hat den Auftrag, die Angelegenheiten unter ihm zu leiten, und der Feldmarschall bleibt nur als Schaustück für die Oesterreicher da. Gablenz' Ausspruch, ‚daß die preußische Armee nicht kriegstüchtig sei', stimmt, wie mir berichtet wird, leider auf den Prinzen Fr. Karl Es hat mich sehr traurig gemacht."

*

Magdeburg, 23. 5. 64.

„Ich habe noch gestern abend an Normann die betreffenden Stellen aus Deinen und Stockmars Briefen vorgelesen. Er wird nun am Mittwoch nach Gotha fahren. Ich empfehle Deinem Herzen diesen braven und durchaus verständigen Menschen; ich bin überzeugt, daß er Deiner Empfehlung alle Ehre machen wird, ich sehe ihn sehr ungern von hier scheiden."

*

Magdeburg, 28. 5. 64.

„Also Normann ist ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit der Herrschaften zurückgekommen, er tritt bereits am 1. Juni sein neues Kommando an. In Betreff des Englischen hat ihm die Kronprinzessin gesagt, möge er sich keine Sorgen machen, sie könne ihm immer aushelfen, da sei sie vollständig gerüstet. Aehnlich hat der Kronprinz ihn beruhigt. Stockmar will nun noch einige Tage mit Normann zusammenbleiben, um ihn einzuführen, und dann fortgehen."

*

Teplitz, 30. 6. 64.

„Die Bäder haben mich sehr angegriffen, ich habe nur so hingedöst, in der Sonne gebraten und gar keine Neigung gehabt, auch nur das geringste vor-

zunehmen. Jetzt will ich an die Arbeit gehen und eine Geschichte des Feldzuges schreiben unter steter Bezugnahme auf die Reorganisation, aber nur für mich. — Normann schreibt entzückt von seinen Herrschaften; Du sollst sehen, daß wir mit unsrer Empfehlung Ehre einlegen.

Ich habe hier noch eine ganz interessante Bekanntschaft gemacht, die aber durch Abreise schon wieder ihren Abschluß erhielt. Hauptmann v. d. Burg, der in Mexiko gewesen, dann in den Generalstab gekommen, bei Hindersin in Schleswig durch einen Schuß in die Wade verwundet, mit dem Kronprinzen in nähere Berührung getreten und jetzt zu dessen Generalstab versetzt ist. Er hatte gute Verbindungen und ist gut informiert. Er hat mir den Grafen Groeben zugeführt, unser militärisches Gesandtschaftsmitglied."

*

Teplitz, 28. 7. 64.

„Prinz Friedrich Karl hat an den ältesten Groeben geschrieben und gesagt, er hoffe, die Geschichte werde ihn noch rechtfertigen und es aufdecken, daß er am selben Tage auf Alsen und auf Fünen habe landen wollen, die Oesterreicher ihn aber am letzteren gehindert hätten. — Manteuffel, der auch an Groeben geschrieben, glaubt nicht an Frieden, sondern sieht immer noch größere Verwicklungen vor sich. Da aber die Einigkeit mit Oesterreich jetzt auf der Fahne steht und in Gastein genährt wird, so erwarte ich ganz entschieden den Frieden. Du hast ganz recht, wenn Du sagst, daß der Verein von Bismarck und dem König allein die bisherigen guten Resultate errungen hat."

*

Magdeburg, 31. 8. 64.

„Gestern ist auch Schack wiedergekommen und erzählt mir, es sei durchaus nicht des Königs Absicht gewesen, nach Wien zu gehen, und erst in den letzten Tagen ist es den vereinten Kräften gelungen, ihn umzustimmen. — Die Entschiedenheit, mit welcher Bismarck in München selbst aufgetreten ist, hat mir sehr gut gefallen; der Kerl ist thätig und unermüdlich, das bringt immer Erfolge. Dieses persönliche Eingreifen auf dem richtigen Fleck bekundet großen staatsmännischen Blick. Was aus dem Augustenburger wird, wissen wir noch nicht; zwischen ihm und dem Kronprinzen ist eine lebhafte Korrespondenz, welche durch einen jungen Hamburger in Potsdam vermittelt wird. Zwischen der Kronprinzessin und dem König werden viele Briefe gewechselt, welche gleichzeitig die englische Politik berühren; das erzählt Schack.

Normann behauptet, daß die kritische Natur Stockmars sehr schädlich auf die hohe Frau gewirkt und sie nach allen Richtungen hin radikal gemacht habe. Das wäre schlimm, da sie dann entschieden in Widerspruch mit ihrer eignen Stellung kommen müßte. Eine radikale Königin ist ein furchtbarer Unsinn; ich habe Normann gesagt, daß er hier ein reiches Feld für Meliorationen habe. — Was nun meine Wenigkeit betrifft, so ist keine Aussicht vorhanden, daß vor dem

nächsten Sommer ein Regiment frei wird, bis dahin aber läuft noch mancher Tropfen Wasser über Land."

*

Magdeburg, 1. 10. 64.

„Normann war ein paar Tage hier, da seine Herrin in den jungen Mutterfreuden ihn nicht braucht. Ich habe aus seinen Mitteilungen ersehen, daß seine Stellung sich immer breiter fundamentiert. Er erhält auch in die politischen Angelegenheiten vollen Einblick und ist dabei schon genau so schweigsam wie Stockmar, was ich sehr lobe. Ich glaube, man kann den Herrschaften zu seiner Acquisition gratulieren. Schack erzählt mir, daß der Augustenburger sich dem König gegenüber gebunden hat, daß aber weder Annahme noch Ablehnung jener Verpflichtung erfolgt ist. Bismarck beherrscht die Situation vollständig und sieht in einem neuen deutschen Souverän nur einen neuen Opponenten gegen Preußen beim Bundestage. Ich glaube, er hat recht."

*

Magdeburg, 3. 12. 64.

„Schack kommt morgen aus Altona zurück. Normann ist noch hier; ich habe ihm Kenntnis Deiner letzten Mitteilungen und Ansichten gegeben. Er verteidigt den Herrn und sagt, dieser habe doch keinen Einfluß und ärgere sich nur. Das ist aber nicht richtig. Weil die Kronprinzessin nicht in Berlin sein will, verweichlicht er sich in dem einsamen Leben in schöner Natur. Man muß ihn auf die Wacht rufen, das Vaterland ist in Gefahr.

Ich bin alle Tage mindestens sechs Stunden mit meiner Geschichte des amerikanischen Krieges beschäftigt, es werden aber auch zehn daraus, wenn die sonstigen Geschäfte es zulassen. Die Zeit vom 40. bis zum 50. Jahr soll ja die produktivste sein. Vor der Schriftstellerei muß ich mich aber hüten, man wird selbstgefällig dabei. Freytag soll doch mal in dieser Richtung seinen so hochgestellten Gelehrten betrachten, im wirklichen Leben macht er trotz der Behäbigkeit seines Geistes meistens Fiasko. Der Charakter wird nicht durch das Studieren gebildet, und der allein regiert die Welt."

*

Magdeburg, 20. 1. 65.

„Die Thronrede war schön und stolz und hat mir außerordentlich gefallen; es ist selten einem Herrscher vergönnt, mit so berechtigtem Selbstgefühl zu sprechen. Grabows Antwort vorlaut und dürftig; man muß die Fehler dem Gegner überlassen. Hätte ich als Soldat bei der Adresse mitzusprechen gehabt, so würde ich folgendes gesagt haben:

‚1. Der preußische Soldat hat sich tapfer und unternehmend, geistig und körperlich gewandt gezeigt. Seine Leistungen wurden durch die vorzügliche Bewaffnung unterstützt. Die Ausrüstung aber zeigte sich in hohem Maße als unvollkommen. Hier bitten wir um Abhilfe.

2. Das Offiziercorps steht durchaus auf der Höhe der preußischen Tradition, in den oberen Stellen aber vermißte man Thatkraft und Selbständigkeit. Durch solche Mängel ist bereits einmal im Jahre 1806 schweres Unheil über den Staat gekommen; machten sie sich jetzt dem recht unbedeutenden Feinde gegenüber geltend, so ist um so größere Aufmerksamkeit geboten.

3. Der Wert der Reorganisation hat sich unzweifelhaft bewährt, deshalb wünscht die Armee jetzt Versöhnung zwischen der Regierung und dem Volk und so weiter.'

Wollte doch einmal jemand so aussprechen, was die ganze Armee denkt und fühlt! Es wird von allen Seiten eine ungeheure theoretische Phraseologie entwickelt, aber niemand behandelt die Sache."

*

Magdeburg, 8. 2. 65.

Von Normann habe ich vor einigen Tagen einen Brief erhalten. Er schreibt, daß in betreff der Gouverneurstelle immer noch viel gefragt und wenig entschieden wird. Ich habe eine Reihe von Charakteristiken über Prinzenerzieher liefern müssen und bin neugierig, was man heraussuchen wird. Wer Menschen suchen will, soll selbst die Laterne anstecken. Man möchte gern Manteuffel in der Bezeichnung der Person zuvorkommen, kann aber nicht schlüssig werden.

Von meinem alten Schack höre ich jetzt nur Stoßseufzer über die Kammern; nähere Nachrichten fehlen ihm, da er bestimmt ist, abzusterben. Manteuffel will ihn im Corps, Tresckow diesen im Kabinett ersetzen. Er aber möchte sich gern noch den Sommer hindurch halten, um in der Urlaubszeit das volle Gehalt zu genießen. Ich fürchte sehr, im Bade mit ihm zusammenzutreffen, denn Löffler will auch mich nach Gastein schicken. Ich hoffe aber es so einzurichten, daß ich vor ihm dort eintreffe. Ich besuche Dich dann in Gotha und fahre mit der Werrabahn gen Süden. Ich habe ja die Krücken fortgethan und humple am Stock, aber wenn ich mich dem Dienst erhalten will, so muß ich die Schrecken solcher Reise auf mich nehmen. Ich darf den Körper nicht über mich Herr werden lassen.

Mache ich mich dienstfähig, dann stehe ich ziemlich direkt vor der Brigade; ich kann rechnen, in der nächsten Zeit einen ordentlichen Ruck im Avancement zu machen."

*

Magdeburg, 6. 3. 65.

„Schack hatte gestern einen Brief aus Altona, der von dem entschiedenen Fortschreiten der Annektionspartei spricht und nur die Stellenjäger als Gegner derselben anerkennt. Die Umgebung des Erbprinzen wird dabei sehr scharf mitgenommen und übel tituliert, ich erspare Dir die betreffenden Ausdrücke. Die Zähigkeit, mit welcher Bismarck sein Ziel verfolgt, mehrt die Chancen des Sieges ganz außerordentlich. — Ich habe gestern mit hohem Interesse Bernhardis Geschichte von 1815 zu Ende gelesen und oft an unsre jetzige Politik gedacht bei

der Darstellung, wie nur den Mächten gute Resultate wurden, die von vornherein ein festes Ziel verfolgten. Dein Ausspruch, daß Bismarck durch Negierung des Bundes die europäischen Mächte zu Schiedsrichtern macht, enthält Wahrheit; aber operiert er deshalb falsch? Bei der augenblicklichen Lage der großen Mächte ist es viel leichter, mit ihnen und durch sie die Eroberungen zu machen, als unter Anerkennung der deutschen Bundesstaaten. Das Bedenkliche ist mir nur, daß es Bismarck nicht gelingt, seine Macht zu fundieren. Beim König steht er wohl fest, aber er hat das Land nicht hinter sich. Seine Politik ist gewagt, weil dem Ministerium dieser innere Halt fehlt, nicht an sich. Man sieht aus dem Auftreten der Minister in der Kammer, daß sie gar gern die Stimme des Landes haben möchten, aber die Stellung der Parteien macht es ihnen unmöglich. Ein Beweis für Bismarcks richtiges und auch vorsichtiges Vorgehen ist aber, daß er trotz der Isolierung seiner Politik immer mehr Siege feiert. Man kann jetzt nur gespannt sein, wie sich Oesterreich demnächst stellt.

Heut bin ich zum erstenmal zu Pferd gewesen, es ging ganz gut, und ich bin sehr zufrieden."

*

Magdeburg, 20. 3. 65.

„Aus Samwers Brief werde ich auch nicht klug; ist es ein diplomatischer Kniff, mit vielen Worten nichts zu sagen, so ist es dagegen Sache des Staatsmannes, positiv zu wollen; er hat sich auf ein falsches Pferd gesetzt, zumal da der Herzog, anstatt fest aufzutreten, jedermann als eine sehr schwache Stütze erscheint. Ich fange an zu glauben, daß die Ereignisse über ihn und Samwer hinweggehen werden.

Ich bin sehr mit Arbeit überlastet, die, obgleich rein militärisch, doch auch eine Folge der politischen Verhältnisse ist. Es ist nämlich für uns große Revue angesetzt, um im Herzen Deutschlands den Fürsten Gelegenheit zu geben, sich um den König zu versammeln. Wie weit das richtig ist, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß es sich für mich um die Existenzfrage handelt; ich muß meine Felddienstfähigkeit ganz zweifellos dokumentieren, also auf nach Gastein!

Ich habe mit großem Interesse den Jules César gelesen; nicht an sich, sondern weil das Buch zeigt, wie Napoleon unaufhörlich daran studiert, die Grundlagen seiner Stellung zu verbessern. Das ganze Buch ist nichts als ein Notizzettel, den sich der Herrscher beim Studium der Machtentwicklung des römischen Reiches und des römischen Imperators für den eignen Gebrauch gemacht hat. Der verbindende Gedanke ist er selber. — Mir kommt dabei eine Frage wieder in die Erinnerung, die wir vor langen Jahren vielfach behandelten; Du revoltiertest Dich gegen meine Behauptung, der Fleiß sei das Fundament aller Leistungsfähigkeit. — Napoleon ist kein Genie, besitzt aber einen gründlichen und verständigen Fleiß, der ihm manche Talente ersetzt. Es wird ihm auch damit nicht gelingen, seine ganz schwankende und zweifelhafte Stellung zu befestigen, aber ohne ihn würde er überhaupt nie genannt worden sein. Wäre ich berechtigt, für die Prinzenerziehung mit zu raten, so würde ich auf die Entwicklung der

Arbeitskraft und des Fleißes den allergrößten Wert legen, würde sogar dem Kronprinzen selbst heut noch empfehlen, sich von allen tagespolitischen Velleitäten fern zu halten, dafür aber fleißig und intensiv seine Geschäfte als kommandierender General selbst zu erledigen. Es würde ihm daneben für Repräsentation und Pläsier noch reichliche Zeit bleiben, und der Gewinn durch wirkliche Thätigkeit würde enorm sein.

Schack erzählt mir aus Berlin, der König sei mit den Ministern ganz einverstanden, keinenfalls nachzugeben, mit der Königin und dem Kronprinzen aber, daß eine Aenderung der Verfassung ein Eidbruch wäre. Das ist ein schwieriges Dilemma."

*

Magdeburg, 6. 4. 65.

„Nimm meinen warmen Dank für den Brief und das Buch, welches Du meinem Jungen zur Einsegnung spendest. Ich reiche Dir dafür aus weiter Ferne die sich Dir täglich fester verbunden fühlende Hand.

Seit gestern abend arbeite ich an einem Aufsatz über die eventuellen Befestigungen in Schleswig-Holstein. Freytag schreibt mir, der Artikel solle 15 bis 16 Seiten lang werden; das hat mich amüsiert. Er soll nicht vergessen, daß ich Soldat bin und nicht in der Weise Herr meiner Feder wie die Litteraten. Es ist möglich, daß dies noch eine geringe Bildungsstufe verrät, und wie ungefüge und schwerfällig mein Stil ist, weiß ich selbst gut genug; aber wenn ich ein Buch lese, so ist meine einzige Frage: ‚Was will der Mann?', und ich bin beruhigt, wenn ich das habe. Deswegen bin ich auch sehr geduldig gegen schlechten Stil und lege vielleicht zu wenig Wert auf die Form. Ich will mich aber bestreben, mich zu bessern, denn ich thue gern, was mir befohlen wird."

*

Magdeburg, 11. 4. 65.

„Ich muß Dir aus Berlin erzählen. Unser alter Brandt hat eine Broschüre geschrieben gegen die Kammer, die er mir gleich nach dem Erscheinen schicken will. Es ist eine Freude, den alten Herrn in seiner geistigen Regsamkeit zu sehen. Die stete Arbeit hält ihn frisch, und man möchte dasselbe Rezept dem alten Schack verschreiben, der mit Riesenschritten rückwärts geht.

Normann steht im Vertrauen beider Herrschaften, bleibt aber bescheiden und zurückhaltend und versteht es, auch nach außen seine Position zu wahren.

Der 18. soll große militärische Veränderungen bringen; wie mir Moltke sagt, lassen sie mich aber ganz unberührt, und ich kann ruhig hier die Brigade abwarten. Die Einsegnung der Kadetten war in Gegenwart des Königs und sämtlicher Prinzen ein sehr schönes, edel gehaltenes Fest. Ich fürchtete, die Gegenwart des Hofes würde der Predigt eine servile Richtung geben; das war aber nicht der Fall, der Prediger sprach ganz vorzüglich, und die einzige Beziehung war die auf die Bedeutung des Eides, welchen sie beim Eintritt in das

Heer zu leisten hätten. Das Herz wurde mir warm bei der Feier, eigentümlich war auch das Wiederfinden vieler Kadettenkameraden unter den Vätern."

*

Magdeburg, 28. 4. 65.

„Ich muß alle meine Kräfte zusammennehmen, um vor Beginn der Badekur mit den Manövervorbereitungen fertig zu werden. War fünf Tage in Merseburg, das Terrain zu rekognoscieren und die Behörden zu sprechen, sah auch Freytag, stecke jetzt in den Arbeiten von 14 Kriegsakademiekandidaten, die beurteilt sein wollen, und das ist ein Mordsvergnügen.

Ich bin zufrieden, daß Schack endlich in Gotha war. Er erzählt mir, daß der Herzog sehr viel preußischen Sinn entwickelte und so liebenswürdig war, daß Schack schon einleitende Schritte gethan hat, um eine Versöhnung herbeizuführen. Mir lagen politische Erwägungen dabei ganz fern, die Hauptsache war, den Herzog durch eine Verbindung mit dem Kommandierenden wieder in ein Verhältnis zum Offiziercorps zu bringen. Die bisherige Situation war falsch."

*

Magdeburg, 14. 5. 65.

„Deine Nachrichten aus Baden haben mich sehr interessiert; Roggenbach war wie ein Meteor unter den Staatsmännern. Es thut mir leid, daß er sein kühn unternommenes Werk aufgegeben hat, ehe es vollendet.

Gestern abend fuhren der König und der Kronprinz hier durch nach dem Rhein. Der Kommandierende und ich waren zur Begrüßung auf dem Bahnhof. Zwanzig Minuten Aufenthalt. Der König war über die Maßen gnädig, und als er mich losgelassen, kam der Kronprinz. Es war die erste Begrüßung in meinem Leben. Der Herr war so herzlich wie zu einem alten Bekannten, aber da ich von Flügeladjutanten umgeben war, fehlte jede nähere Berührung."

*

Gastein, 26. 6. 65.

„Ich komme eben von Tisch, mit Schack und Familie Donner, und melde Dir, daß es mir außerordentlich vorteilhaft geht. Einen Brief von Normann lege ich bei. Was er von seiner und des Herrn Schwarzseherei schreibt, ist dummes Zeug; solche Stimmung verschiebt die Situation und nimmt vor allen Dingen die Lust zum Handeln, zum Klar s e h e n, zum Klar d e n k e n. Der Mensch muß in allen Lagen die eignen Handlungen so regeln, daß er vor sich selbst bestehen kann und vor Gott. Habe ich dieses Bewußtsein, so lacht mir das Leben immer freundlich. — Unklarheit darf aber an dem jungen Hof nicht groß werden, man muß sich den Wogen entgegenstellen, anstatt sich tragen zu lassen. Ich werde das Normann aussprechen.

Hier wurde mir gestern durch Auerswald ganz ohne weitere Veranlassung erzählt, daß Geffcken einen sehr schlimmen Einfluß auf die Königin ausübe.

Details konnte er mir nicht geben. Daß Geffcken einen schlechten Einfluß haben muß, ist mir klar, nur bewundere ich, daß er dort überhaupt einen hat.“

*

Magdeburg, 31. 8. 65.

„Vorigen Sonntag trat Normann ganz überraschend bei mir ein, der durch Abwesenheit seiner Gebieter freie Zeit hat. Er erzählte, daß der Kronprinz im Norden durchaus keinen Enthusiasmus gefunden hätte; in Flensburg zum Beispiel sollten eine Reihe von Vereinen eine Abendmusik und Fackelzug bringen, es erschienen sehr spät zu dieser Feierlichkeit im ganzen neun Personen. — Manteuffel soll die große Konvention allein gemacht haben und Bismarck der nachgebende Teil sein. Mir ist nur unerklärlich, wie man Manteuffel jetzt nach Schleswig schicken kann, er wird immer nur vom Könige, nie vom Ministerium Befehle annehmen, aber mein Kommandierender ist froh, daß er hier nicht mehr bedroht ist.“

*

Merseburg, 21. 9. 65.

„Schrecklich viel Manöverarbeit trotz des heutigen Ruhetages, aber ich bin glücklich, daß ich sie körperlich leisten kann. König, Kronprinz, Kronprinzessin und eine große Reihe von Fürsten befinden sich hier und beehren mich mit Huld und Gnade, aber warm macht mich nur die kleine Frau. Sie hat mich bisher zweimal nach der Tafel angesprochen und dann zum Entzücken geplaudert. Sie könnte in ihrem menschlichen und edlen Wesen, in ihrer anspruchslosen Liebenswürdigkeit den ältesten Esel bis über die Ohren verliebt machen. Die Menschen erklärten unsre Unterhaltungen immer für auffallend lang, mir waren sie leider zu kurz. Der Kronprinz besprach nur Personen, Generale ꝛc. des Corps.

Dein Herzog war so dankbar für seine Hierherberufung, daß er mir gleich bei seiner Ankunft seine erste Klasse einhändigen ließ; ich habe nur kurze Zeit mit ihm gesprochen und bin erstaunt über die Art von Verlegenheit seines ganzen Auftretens.“

*

Magdeburg, 2. 10. 65.

„Mit dem Verlauf der Manöver darf ich sehr zufrieden sein, nachdem der König erklärt hat, er habe noch keinem Corpsmanöver beigewohnt, welches so den Stempel der sicheren Leitung getragen habe wie das unsre. Ich habe auch nach allen Richtungen hin gefühlt, daß man sich rücksichtslos auf mich stützte, und daß man sich gern mir unterordnete. Dabei hatte ich gerade in dem Moment Pech, in welchem ich auf den höchsten Erfolg gerechnet hatte; das Brillantfeuer, in dem unsre Truppenleitung erscheinen sollte, mißglückte vollständig. Ich habe sehr viel reiten müssen und in allen Gangarten, aber das Bein hat vorgehalten, wenngleich die Wunde etwas größer geworden ist. Jetzt werde ich mich nun deshalb fest hinlegen und dann nach Frankreich gehen, wozu mir Moltke als Belohnung das Geld versprochen hat.

Die jungen Herrschaften habe ich noch mehrfach gesprochen, äußerst liebenswürdig, genau wie früher, und damit halte ich es für ausgeschlossen, daß mich der Kronprinz näher heranzieht; sonst hätte er es doch wohl eingeleitet.

In Merseburg kam der Kronprinz mit Bismarck ins Gespräch, fragte nach den Aussichten in Schleswig-Holstein: ‚Wollen Sie denn annektieren?‘ — ‚Womöglich ja, aber einen europäischen Krieg fange ich deshalb nicht an.‘ — ‚Wenn dieser aber droht?‘ — ‚Nun, dann beschränke ich mich auf die Februarforderungen.‘ — ‚Wenn man diese aber nicht einräumt?‘ — ‚Für diese braucht Preußen keinen Krieg zu fürchten; die Februarforderungen sind unser Ultimatum.‘ — ‚Und wie steht es mit Herzog Friedrich?‘ — ‚Wie gerade die Karten liegen.‘ — Schließlich nahm das Gespräch einen sehr leidenschaftlichen Charakter an.

Mein eignes Urteil über unsre augenblickliche politische Lage ist nicht so ungünstig. Die äußeren Erfolge haben doch auch im Inneren Bedeutendes gewirkt; die Spaltung in der Fortschrittspartei dokumentiert eine entschiedene Verbesserung in der politischen Entwicklung Deutschlands und ebnet die Wege für die Zukunft. Im ganzen stehen wir doch in einer Glanzperiode, trotz aller momentanen Misere. Bismarcks Rücksichtslosigkeit erweckt ihm übrigens Feinde in der Aristokratie und mehrt die Reihen der Opposition.“

*

Magdeburg, 13. 10. 65.

„Normann hat mir gestern eine Frage vorgelegt, in der ich nach Deinem Beistand verlange. Der bisherige Kammerherr soll fort, und man sucht einen Nachfolger, der vornehm, gewandt und unverheiratet ist, Sprachkenntnisse besitzt und unbedingter Feind der Kreuzzeitung ist. Für solchen Posten einen Menschen mit selbständigen Meinungen zu ermitteln ist ein Kunststück, das ich mir nicht allein zutraue, zumal es kein Offizier, sondern ein Studierter sein soll. Die Kreise, in denen man solche Menschen fischt, sind mir vollständig fremd.

Geffcken war richtig vorgestern bei mir und fuhr um sieben weiter. Er hat eine Menge Dinge über Bismarck und den französischen Gesandten erzählt, die mich wohl interessierten und auch richtig zu sein scheinen, aber ich habe immer das unheimliche Gefühl, daß er nur kommt, um zu hören, um mich für andre Leute auszupressen. Samwer spricht nur, um sich selbst glänzen zu lassen, der ist nicht gefährlich; Geffcken aber thut so bescheiden und gemütlich, daß er die Offenheit herauslockt.

Neulich schrieb mir Normann, die Kronprinzessin wünsche, daß ich ihr die hiesigen Wappen sammle. Da ich mich nun mit so etwas nicht befasse, so sagte ich einem Adjutanten, er möge es für die hohe Frau thun. Dieser, überdiensteifrig, schreibt rund an alle Adjutanten des Armeecorps, Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin wolle alle Wappen der Armee sammeln u. s. w. Einen Zeitungsartikel hat das nun schon gegeben, und ich bin sehr ärgerlich in der Erwartung eines richtigen Skandals.

Schack geht nach Berlin, um nach einer Audienz beim König zu Man-

teuffel nach Schleswig zu gehen. Den eigentlichen Zweck hat er mir noch nicht gesagt."

*

Magdeburg, 2. 11. 65.

„Ich liege noch immer fest, um meine Wunde zum Schluß zu bringen, denke aber am 20. reisen zu können. Mir sind 400 Thaler angewiesen, mit der Vorschrift, nach Paris, Cherbourg, Toulon, Lyon, Genf, Straßburg, Nancy, Metz, Thionville, Luxemburg zu gehen. Für London wird mir dann kein Geld bleiben.

Vor einigen Tagen kam Hann aus Berlin zurück; ich hatte ihm aufgegeben, an betreffender Stelle zu sagen, daß ich eine Brigade zu haben wünsche, keinenfalls aber länger als nötig Chef bleiben wolle. Er sagte, er habe keine direkte Antwort bekommen, man habe aber so inhaltreiche Fragen über mich an ihn gerichtet, daß er daraus schließen müsse, man wolle mich zum Kronprinzen als Chef versetzen. Das hat mich nun sehr alarmiert, aber ich hoffe, dieser Kelch wird an mir vorübergehen.

Treskow scheint Manteuffel auch politisch ersetzen zu wollen, er tritt gegen Roon scharf auf und soll neben dem Vertrauen des Königs auch das der Königin Elisabeth besitzen."

*

Koblenz, 28. 12. 65.

„In Paris erhielt ich durch Normann die offizielle Frage, ob ich Chef beim Herrn werden wolle; antwortete ja und bat um Nachricht nach Lyon. Dort der Bescheid, daß das Kabinett mich abgelehnt habe. Der Kronprinz sei wütend, wolle mich aber doch in seine Nähe haben, und zwar als persönlichen Adjutanten. Dafür habe ich nun gedankt, an den Hof gehe ich nicht.

Meine Reise hat mir die Einsicht gebracht, daß der französischen Armee, ebenso wie sämtlichen Institutionen, der sittliche Kern fehlt; ich werde Dir mündlich viel darüber erzählen können. Koblenz weckt in mir tausend alte Erinnerungen, am 4. sind wir wieder in Magdeburg, dann ist mein Urlaub zu Ende."

*

Magdeburg, 7. 1. 66.

„Nun habe ich durch Schack, der am 4. von Berlin zurückkehrte, zusammenhängend erfahren, weshalb man mich dem Kronprinzen abgeschlagen hat. Er nahm mich hier sofort ins Gebet; zunächst war aufgefallen, daß ich in Merseburg sehr oft von den Herrschaften angeredet worden sei, und zumal die Kronprinzessin viel mit mir gesprochen habe. Da konnte ich ihm nun sehr wahrheitsgetreu erzählen, was gesprochen worden war und namentlich, daß die Politik niemals berührt wurde. Darauf gestand er mir denn auch, daß man mich in Berlin a priori politisch verurteilt hat, weil mich der Kronprinz ausgewählt, und daß man dann alle denkbaren Nachrichten über mich gesammelt, aber nichts irgendwie politisch Belastendes erfahren habe. Nun habe man durch unschuldigen Mund die hohe Frau gefragt, warum sie mich wolle, ich sei doch ein Vertrauter

des Generals v. Schack und könne unmöglich mit ihr harmonieren; da habe sie geantwortet: ‚Mit Stosch werde ich schon fertig werden.‘ Dadurch war ich unmöglich geworden.

Ich schreibe dies an Normann nicht, um nicht Alarm zu schlagen. Schack aber ist sehr froh, daß er mich behält, und wird gegen Treskow, der ihm jene Eröffnungen gemacht, auch nicht leidenschaftlich für mich eingetreten sein.“

* * *

Gustav Freytag habe ich schon erwähnt. Ich hatte seine Bekanntschaft im Holtzendorffschen Kreise gemacht. Sein Verständnis für rein Militärisches mag sich mit dem meinen für reine Poesie ungefähr die Wage gehalten haben; auf diesen Spezialgebieten würden sich also wohl unsre Wege nie gekreuzt haben, und die politische Thätigkeit des ungebundenen Journalisten konnte den Offizier nicht zur Nachfolge reizen.

Wohl aber übte die geistige Sphäre des bedeutenden und sehr liebenswürdigen Mannes einen großen Zauber auf mich aus, und die Ehrlichkeit seiner Gesinnung konnte nicht verfehlen, mich mächtig anzuziehen. Auf dem Krankenlager hatte ich, um die Zeit auszufüllen, viel gelesen und auch meine ersten schriftstellerischen Versuche gemacht. Eine Arbeit über den Schleswig-Holsteinschen Krieg war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg aber schrieb ich für den Druck, mit in dem Wunsch, meinen Finanzen etwas aufzuhelfen. Freytag nahm diese Aufsätze für seine „Grenzboten“ an und stutzte sie zurecht, wo meiner ungelenken Feder die Klarheit versagte. Ich wieder war im stande, ihm aus meiner Sphäre manches Interessante zu vermitteln, und so ergab sich aus der beginnenden Korrespondenz ein dauernder Austausch, aus dem ein jeder Nutzen zog, und bei dem auch das Herz nicht leer ausging. Heut noch, nach 25 Jahren, sind die Beziehungen die gleichen, und ein freundliches Geschick hat uns im Alter wieder zu Nachbarn gemacht.

Noch ein andrer alter Freund haust in meiner Nähe am Rhein, der Freiherr v. Roggenbach. Freytag hat uns in der ersten Zeit unsrer Bekanntschaft in Berlin zusammengeführt. Ich gewann großen Genuß an der gedankenreichen Art des klugen Mannes, der in so vielen Verhältnissen und Personenfragen, der Höfe wie der Politik, auf das intimste bewandert war; dessen Ideen den meinen in vielen Punkten entgegenkamen, von dessen vorzüglicher Schulung aber, die politischen Dinge anzufassen und zu beurteilen, ich überall lernen konnte. Auch mit ihm entwickelte sich ein lebhafter schriftlicher Verkehr.

*

Magdeburg, 3. 12. 64.

An Gustav Freytag.

„Daß Sie meiner so freundlich bei der Geburt des jüngsten Kindes Ihres Geistes gedenken, ist mir so erfreulich wie schmeichelhaft. Also, ich schüttle Ihnen dankbarlichst die Hand.

Ihre ‚Verlorene Handschrift‘ kam ganz zur rechten Zeit, denn in der Rekonvalescenz von einem mehrtägigen Krankenlager bin ich just in der Verfassung, statt selbst zu schreiben, die Leistungen andrer zu genießen. Aerger und Erkältung hatten eine höchst widerwärtige Ehe in meinem Körper geschlossen, und dazu trat eine Rose an dem verwundeten Fuß. So war ich glücklich, eine Lektüre zur Hand zu haben, die mich sowohl an sich wie durch den Verfasser fesselte. Aber es ist keine leichte Arbeit, die Sie Ihren Verehrern auferlegen; ja, Sie schreiben so sehr für Gelehrte, daß man es ordentlich hart empfindet, wenn man so ohne weiteres zu den Parias der Geisteswelt geschoben wird. Verfahren Sie ein andres Mal gnädiger mit uns Armen.“

*

Magdeburg, 7. 1. 65.

„Ich habe Ihren letzten Teil mit hohem Interesse gelesen und denke daraus mancherlei für Beurteilung des Lebens wie des Dichters gelernt zu haben. Der Mann soll in allen Beziehungen zur Welt sich selbst vergessen, sich aber sofort in den Vordergrund stellen, sobald das innerste Interesse der Familie berührt wird. Die beste Lösung des Konfliktes zwischen der Welt und dem eignen Hause bildet das Kind, auf dem die eigne Glückseligkeit beruht; dieses Band haben Sie dem Ganzen als richtigen Abschluß gegeben.

Erstaunt war ich, daß Sie den feudalen Oberhofmeister als die entschieden edelste Natur des ganzen Buches hingestellt haben, indem Sie ihm allein das klare Urteil und die volle Aufopferungsfähigkeit gaben. Der edle Aristokrat ist auch entschieden das fruchtbarste Geschöpf der Weltgeschichte und bis jetzt für die freie soziale Entwicklung ein unbedingt notwendiges Element. Auch der Gelehrtenstand enthält viel Aristokratisches, nur fehlt vielen seiner Jünger die eigne freie Persönlichkeit.

Wann rechnen Sie auf den letzten Aufsatz über den amerikanischen Krieg? Er muß 1864 bis zum Schluß behandeln, und doch drängen sich dort noch die Ereignisse.

Besitzen Sie etwa ‚Konstantin Rößler, Studien über die preußische Verfassung?‘ Dann erbitte ich es mir für einige Tage, solche Studien sind jetzt notwendig. Interessant war mir, aus Pertz' Gneisenau zu ersehen, wie ungemein künstlich die ersten Entwürfe für eine preußische Konstitution gewesen. Nur einfache Grundsätze sind lebensfähig, das beweist die Geschichte.“

*

Magdeburg, 29. 1. 65.

„Anbei der letzte Aufsatz über Amerika. Er muß in die Welt, ehe die Ereignisse ihn unwahr machen; um über die nächste Zukunft einigermaßen Begründetes sagen zu können, bedarf es einer genaueren Kenntnis der Ereignisse, als sie mir zu Gebote steht.

Treitschkes Aufsätze habe ich mit dem größten Interesse gelesen; sie sind außerordentlich lebenswarm und im Geiste eines gesunden Fortschritts geschrieben.

Das ‚Leben Gneisenaus‘, zu dem mein Vater als sein langjähriger Adjutant bedeutende Beiträge geliefert, habe ich mir gekauft. Das Referat übernehme ich mit Freuden, denn das Buch ist zur Beurteilung der preußischen Militärverhältnisse von großem Wert.“

*

Magdeburg, 13. 2. 65.

„Sie füllen mir eine Lücke in meiner Magdeburger Existenz aus, welche ich lange empfunden habe. Als ich noch am Rhein stand, war es mein Schwiegervater, welcher mich litterarisch auf dem Laufenden erhielt; in Posen nahm sich meiner in dieser Beziehung ein Freund, Graf Schweinitz, an. Hier in Magdeburg duldet der werdende Reichtum und das reine Geldstreben seiner Bewohner noch keine Mußestunden, in denen sie sich selbst leben und höhere Interessen verfolgen möchten. So bin ich Ihnen doppelt dankbar.

Ich sprach neulich General Fransecki, der vor sieben Jahren ein ‚Leben Gneisenaus‘ begonnen hat; er behauptet, daß Pertz Gneisenau gar nicht verstehe und sich in militärischer Beziehung nie an die richtigen Quellen wende; Droysen habe vieles, was Pertz fremd geblieben. Wir wollen sehen, was der nächste Band bringt.

Bernhardi bringt in seiner Kriegsgeschichte außerordentlich Gutes, er beweist klaren Geist und gründliches Studium; obgleich er nicht Soldat ist, hebt er die im Kriege entscheidenden Elemente sehr scharf und bedeutend hervor.“

*

Magdeburg, 19. 10. 65.

„Ich habe lange nichts von Ihnen gehört, habe Sie aber so sehr in mein Denken und Treiben verwoben, daß ich mal wieder anklopfen muß.

Ueber das Buch von Strauß bin ich wenig im stande zu urteilen, da seine Absichten meiner Denkweise sehr fern liegen. Ich freue mich an der Schärfe seiner Untersuchung und an der Art seiner Kritik, nicht aber an dem endlichen Resultat. Denn der Glaube geht dabei verloren, und ich denke, daß wir dessen nicht entbehren können, selbst wenn wir alles Wissen dieser Welt in uns aufgenommen hätten. Baur erhält doch die Religion am Leben, Strauß seziert sie so lange, bis nichts mehr zu zerkleinern ist, und erklärt dann den Rest für lebensfähig.“

*   *
*

An v. Holtzendorff.

Magdeburg, 6. 2. 66.

„Vorgestern abend bin ich aus Berlin wieder hier angekommen und will Dir nun Rapport abstatten.

Donnerstag früh begann ich meine Meldungen bei Seiner Majestät, wurde mit alter Gnade empfangen und zum Abend auf den Ball befohlen. Dann steuerte ich zum Kronprinzen. Man empfing mich ungemein liebenswürdig, vermied aber sorgfältig jede politische Bemerkung, und meine französische Reise

mußte den Stoff zur Unterhaltung hergeben. Endlich sagte er: ‚Normann hat eine kleine Indiskretion begangen, indem er mir aus Ihren Briefen mehrfach Ihre Ansichten über militärische Fragen mitteilte. Ich erachte die jetzigen Verhältnisse für unhaltbar und will nur wünschen, daß mein Vater nicht noch den Zusammenbruch des ganzen Gebäudes erlebt.‘ — Dann wurde die Kronprinzeß gerufen, die nun die einzelnen militärischen Personen sehr lebhaft vornahm. Das dauerte wohl anderthalb Stunden, ich kam wenig zum Sprechen, mußte aber unausgesetzt stehen, was mir sehr schwer wurde. Es ist nichts verhandelt worden, was ich nicht jeden Tag öffentlich erzählen könnte, und ich habe es Schack auch möglichst genau mitgeteilt. Der Eindruck war wesentlich der des mangelnden Vertrauens; ich bin darob nicht entrüstet, aber auch nicht begeistert.

Dann setzte ich meine Meldungen fort und endigte schließlich bei Jakobis zum Essen. Um halb acht war ich bei Tresckow, der mich am Morgen beim König gesehen und mich aufgefordert hatte, zu ihm zu kommen. Er fing nicht von der Chefstelle beim Kronprinzen an, ich schenkte es ihm aber nicht und sagte ihm rund meine Meinung. Dann kamen wir auf Geschäfte, und um neun fuhr ich mit Normann zum Hofball.

Am Freitag begann ich meine Privatvisiten und saß zuerst drei Stunden bei einem Flügeladjutanten, der namenlos bleiben muß. Er erzählte von dem glücklichen Talent des Königs, jeder Stunde ihre eigne Sorge zu überlassen; er ist sehr ernst und fleißig bei der Arbeit, sobald aber das Geschäft zu Ende, ist es auch mit allem Aerger und etwaigen Folgen vergessen und vollste Genußfähigkeit vorhanden. — Das Verhältnis mit Oesterreich ist ganz gespannt; man will gern den Krieg, aber man kann den König nur dann dazu bewegen, wenn die Oesterreicher ihn positiv auf die Füße treten, und das thun sie eben nicht.

Von dort ging ich nach dem Generalstab, um mich in den dortigen Arbeiten zu orientieren; dabei hörte ich mancherlei Unerquickliches über unsre Leistungen im letzten Krieg und las Berichte von Blumenthal und allerhand Interessantes.

Ich aß dann mit Familie Geffcken und Stockmar bei Normann, wobei wir alle Dich sehr vermißten. Schließlich besuchte ich noch Brandt, der ganz interessant über längst vergangene Zeiten plauderte, was mir am andern Tage sehr zu statten kam.

Am nächsten Morgen kam Geffcken zu mir und erzählte von dem Regierungsprogramm, welches er für den Kronprinzen schreibt. Seine Rezepte gefallen mir nicht, man muß sich hüten, mit Zerstören anzufangen; alles Gute ist zu erhalten, keinenfalls aber darf man selbst Hand an das Einreißen legen. Dann gingen wir in die Sitzung der Kammer, wo der Kammerbeschluß in betreff des Obertribunals verhandelt wurde. Du kennst den Inhalt aus den Zeitungen und kannst Dir denken, mit welcher Spannung ich den Verhandlungen folgte. Ich konnte nicht bis zum Ende der Sitzung bleiben, da ich meinem Sohn versprochen hatte, ihn zum Essen abzuholen. Abends halb acht wurde ich nochmals zum Kronprinzen befohlen. Diesmal ließ er mich sitzen, und da haben wir denn

eine außerordentlich lebhafte Konversation über ganz gleichgültige Dinge geführt, die den Herrn so beschäftigte, daß er um dreiviertel neun daran erinnert werden mußte, sich anzuziehen. Brandt hatte mir kleine Anekdoten aus der Zeit Gneisenaus von 1807 bis 1813 erzählt, die ich bei Besprechung des neuesten Bandes von Pertz anbrachte; damit schoß ich den Vogel ab." (Fortsetzung folgt.)

Vorfrühlingstag.

Von

Georg Freiherrn v. Ompteda.

An einem Nachmittag hätte ich zwei Särgen folgen können, auf verschiedenen Kirchhöfen, weit voneinander entfernt und beide Feierlichkeiten fast zur selben Stunde.

Ich hatte die Wahl. Und ich überlegte, wo sollte ich hingehen?

Zu dem einen hätte ich nicht zu kommen brauchen. Es war ein ehemaliger Offizier, ein Kamerad zwar, aber durch allerlei Umstände des Lebens aus der Bahn geworfen; einer, mit dem man nicht mehr verkehrte, den man nicht sah, von dem man kaum mehr etwas wußte.

Es wäre nicht aufgefallen, wenn ich nicht erschien, eine Verpflichtung lag nicht vor.

Der andre dagegen war zu hoher Stellung gekommen. Ich wußte, alles würde ihm die letzte Ehre geben, alles, was Namen, Stand und Rang in der Stadt besaß: das Offiziercorps, die Beamtenschaft, die städtischen Behörden, Abordnungen einer Menge von Wohlthätigkeitsvereinen und Einrichtungen, denen der Tote jahrelang vorgestanden.

Ich wußte, an dem Grabe würde man alles treffen, was man in der Stadt an Bekannten besaß. Es wurde ein ganz großes Begräbnis.

Ein großes Begräbnis — eine von jenen Handlungen, die ich hasse, die mir immer vorgekommen sind wie ein Riesenball, wie eine Redoute, wie ein Rout, eine Reunion, wie etwas, bei dem man den Grund der Anwesenheit völlig vergißt, nur die Häupter seiner Lieben zählt, nur feststellt, ob der dagewesen und jener nicht gefehlt, eine Herdenunternehmung, ein Triumph der Masseninstinkte, ein Gepränge, ein Schauspiel mit Musik und Fahnen und Reden, etwas für Ohr und Auge, wie eine gewaltige Theaterdekoration, etwas, bei dem Kummer und Teilnahme, Schmerz und Mitgefühl, Sichversenken, stille Andacht und Sammlung gänzlich ausgeschlossen sind.

Ich sah schon vor mir, wie nicht einmal die Angehörigen, die Kinder, in

diesem ernstesten Augenblick ihres Lebens, wo man den Vater hinaustrug, wirklich zur Erhebung, zur Innerlichkeit kommen konnten. Denn all die Aeußerlichkeiten des Menschendaseins herrschten hier vor, ertöteten alles andre, erstickten jede stille heimliche Regung.

Eine Thräne wurde unmöglich, es war fast dazu keine Zeit. All die Abordnungen und Menschen mußten begrüßt werden, daß keiner es übelnahm, wenn man seine Anwesenheit übersah. Es hieß Hände reichen und Hände reichen, nicht zum Abschied hinunter in die Gruft, sondern zum Willkommen; es hieß mit kummervollem Gesicht Beileidsworte entgegennehmen, die sich tausendmal wiederholten, eine Formel bei der Hand haben, um jedem zu danken, eine Verbeugung machen je nach der Stellung dessen, der sein Mitgefühl aussprach. Der seine Teilnahme ausdrückte mit kummervollstem Gesicht, nachdem er eben noch einen Scherz gemacht und ein paar Augenblicke darauf freundlich lächelnd einen Bekannten begrüßen würde.

Und wie ich mir das überlegte, kam mir die Frage: Wozu? Einer unter den vielen, einer mehr unter den Hunderten, vielleicht Tausenden — wozu? Man würde meine Abwesenheit vielleicht nicht bemerken, ja gewiß nicht bemerken. Ich that den Ueberlebenden keinen Gefallen und dem, der die Augen geschlossen, gewiß noch weniger.

Da wendeten sich meine Gedanken dem stillen kleinen Begräbnis zu, das zur selben Stunde am andern Ende der Stadt stattfinden sollte.

Ich wußte nicht, ob es Angehörige gab, wieviel, wer. Ich wußte nichts, als daß des Toten Leben eine üble Wendung genommen, daß er ausgeschieden war aus der Gesellschaft der sich anständig nennenden Leute, daß er gelöscht worden aus der Reihe seiner Bekannten.

Und wie ich es mir überlegte, wurde mir die That von damals wieder klar, die ihm sein Schicksal bereitet.

Ich sah ihn wieder vor mir, den schlanken jungen Offizier, ein hübscher Kerl, ein tüchtiger Soldat. Und wie es mir oft geht, daß ich von Menschen, deren Gedächtnis jahrzehntelang zurückliegt, nur noch eine einzige Vorstellung habe, so stand er mir in der Erinnerung seltsamerweise nicht als Offizier, nicht in Uniform, sondern in Zivil, mit einem kleinen Hütchen fast ohne Krempe schief auf einem Ohr, einem kurzen hellen Ueberzieher, aufgekrempelten Hosen, die Hände in den Seitentaschen, rechts der Stock, der mit der Zwinge an der Schulter angelegt war, fast wie der gezogene Säbel, eine Zigarette im Mundwinkel, schief nach links gedrückt, aus der leise der Rauch aufstieg, wobei er das linke Auge zukniff, weil ihn der Qualm beizte.

So war er verunglückt. So in dieser Haltung, in diesem Anzuge. Er hatte auf einem Tanzlokal, das er vielleicht genau so besucht, wie ich ihn im Gedächtnis hatte, Streit bekommen, der in eine Prügelei ausartete. Er hatte, kräftig und geschickt wie er war, zwei seiner Gegner zu Boden gestreckt.

Und das Unglück wollte es, einer davon stand nicht wieder auf.

Er wurde verurteilt. Er saß jahrelang wegen Totschlags; die Notwehr

konnte nicht festgestellt werden, denn alle Zeugen behaupteten, er habe seine Gegner herausgefordert, er den Streit angefangen.

Viele, viele Jahre waren darüber vergangen. Er war freigekommen, hatte im Ausland gelebt, ward vergessen. Alle Beziehungen brachen ab, die Zeit räumte unter seinen Bekannten, seinen einstigen Kameraden auf, seine Verwandten starben. Und heute wurde er in aller Stille eingescharrt.

Da kam mir das Gedächtnis an manche frohe Stunde, die ich mit ihm genossen, an manches Glas, das wir zusammen geleert. Und das Gefühl beherrschte mich, dort mußte ich hin. Vielleicht war ich der einzige, der ihm die letzte Ehre gab, und wenn niemand dem Sarge folgte, so würde die Anwesenheit eines Menschen vielleicht dem Toten Ruhe im Grabe bringen.

Einen Augenblick ward ich wieder andrer Meinung, mir kam die Idee sonderbar vor. Aber endlich entschloß ich mich doch und ging hinaus.

Der Kirchhof lag weit draußen außerhalb der Stadt, schlecht zu erreichen. Von der letzten elektrischen Bahn aus mußte ich weit, weit die staubige Straße in die Ebene hinausgehen, ganz allein.

Kein Wagen rollte an mir vorbei, kein Mensch teilte den Weg. Und ich gewann immer mehr die Ueberzeugung, ich würde dort draußen niemand finden als den Geistlichen, der am Grabe sprach.

Endlich sah ich die graue Kirchhofsmauer leuchten, ein riesiges Geviert, von Feldern umschlossen, denen durch Tausende von Kanälen, von Ritzen, die stillen Schläfer dort draußen Dung, Nahrung und Wachstum zuführten.

Ich trat ein. Niemand war zu sehen. Nur an der Parentationshalle stand ein Diener der Beerdigungsgesellschaft, schwarz, mit einem Dreimaster.

Es war ganz still, nirgends ein Laut zu hören, nur in weiter Ferne einmal der heisere Schrei einer Dampfpfeife aus einer Fabrik. Dann wieder unendliche Stille.

Der schwarze Mann blickte mich erstaunt an, fast als sei er erschrocken, daß überhaupt jemand kam. Dann machte er von weitem, als ich einen Augenblick zögerte, um mir den Schweiß abzuwischen, denn es war ein brütend warmer Vorfrühlingstag, eine einladende Gebärde mit der Hand, zeigte auf die Thür zur Halle, als wollte er sagen:

Bitte, treten Sie nur näher. Hier ist es.

Ich blickte mich noch einmal um, sah zum blauen Himmel auf, an dem in riesiger Höhe ganz kleine weiße Wolken standen, geflockt, in einer langen Reihe, wie ein aufmarschiertes Regiment Kavallerie. Und richtig, in der Mitte, ein Stück vor der Front, eine einzelne weiße Wolke im Himmelsraum verloren: der Stab.

Ich sah nach der Uhr. Es waren noch einige Minuten Zeit. Und ich ging langsam den Kirchhofsweg rechts hinein, den ewige Ruhestätten umstanden in langer, träumender Reihe; alte Gräber mit verwitterten Inschriften, teils von hohen kahlen Bäumen überragt, teils halb eingesunken, schlecht gepflegt, zerfallen

Die Hände auf dem Rücken, schritt ich die Gräberreihe hinauf, las ab und zu einen der Namen; Namen, die mir, der ich in der Stadt groß geworden,

bekannt klangen. Hier und da stellte ich fest nach den Zahlen von Geburt und Tod, daß es wohl der Vater oder Großvater oder irgend ein Verwandter eines Freundes oder Bekannten gewesen.

All diese Menschen hatten ehrlich oder unehrlich gegen das Leben gekämpft, mit Glück oder Unglück, genau wie der, der da drin in der Halle lag und wartete, zwischen sie gebettet zu werden.

Und mich überkam etwas wie ein Gefühl, das mich emportrug. Wer wußte jetzt von diesen müden Schläfern allen? Waren sie gute oder böse Menschen gewesen, hatten sie ein glückliches Leben geführt und waren begraben worden in Ehren und Ansehen wie der, dem man zu dieser Stunde auf dem Kirchhof am andern Ende der Stadt die letzte Ehre gab?

Oder mochten sie heimgegangen sein wie der, dem ich, wie es schien, fast allein in einer Viertelstunde folgen würde?

Wer fragte danach? Kleinliche, alberne Gedanken. Sie waren alle weggelöscht aus dem Gedächtnis der Allgemeinheit. Nur wenige ihrer nächsten Angehörigen wußten noch, ob sie gut gethan auf dieser Erde oder ihnen einen Schandfleck hinterlassen. Und wenn die wenigen ihnen folgten hier hinaus eines Tages, dann verehrten die Enkel vielleicht als großen Mann den, der bei Nacht und Nebel in Unehren hier eingescharrt, und wußten nichts, gar nichts mehr von dem, dem man hohe Orden auf dem Kissen nachgetragen und mit Gepränge unter Begleitung der halben Stadt beigesetzt.

Das Gefühl hatte sich mir noch nie so zwingend aufgedrängt: der Tod macht alles gleich, der Tod löscht alles aus, der Tod ist der größte, mildeste Vergeber — der Tod läßt uns das Leben ertragen.

Alte Weisheit! Banale Weisheit, die Milliarden von Menschen genau so vor mir vielleicht empfunden, und die Milliarden nach mir aufgehen würde wie etwas Neues, etwas, das erst sie entdeckt.

Etwas, das auch wirklich erst sie entdeckt, wie ich es entdeckte, indem jeder die Erfahrungen der gesamten Menschheit im kleinen für sich wiederholt.

Aber es brachte mich in die rechte Stimmung, und ich schritt der Parentationshalle zu. Der einsame schwarze Mann öffnete die Thür, ich trat in den leeren Raum, in dem rechts und links leere Stühle standen, in dem rechts und links ein weiter leerer Raum gähnte, denn es war niemand da.

Nur in der Mitte stand der Sarg, ernst, schlicht, ihm zu Häupten der Altar mit einem steinernen Bild in der Wand, einem Christus, der da zu sprechen schien: „Kommet her zu mir!“

Ich blieb am Eingang stehen. Mir war ernster zu Mute als je in solcher Stunde.

Auf dem Sarge lag nur ein Kranz, dürftig, mager, klein, und zu Füßen ein bescheidener Palmenzweig.

Bei dem kargen Schmuck kam mir der Gedanke, wenn ich einen Kranz hätte, nur ein paar Blumen, sie dem einstigen Kameraden mit ins Grab zu geben.

Doch da trat der Geistliche vor hinter einer Wand immergrüner Gewächse,

in schwarzem Talar, ein junger Mann. Er warf einen Blick auf mich. Ihm folgte ein altes Mütterchen, ganz in Schwarz, nur einen grauen Shawl halb von den Schultern gesunken, den sie vorn mit beiden Händen zusammenhielt. Sie setzte sich links in der langen Doppelreihe von Stühlen auf den zweiten von der Ecke, ganz allein. Dann begann hinter der Taxuswand ein dünner Chor von alten Kirchensängern mit etwas müden, durch die vielen Heimgänge in Wind und Wetter erkälteten Stimmen zu singen, sehr leise, als hätte er Angst, er könne in dem leeren Raum ein Echo wecken.

Und als der Geistliche sich herumdrehte und das Gebet gesprochen, sah er mich an, machte mit der linken Hand eine kurze Gebärde wie: Kommen Sie doch näher.

Und ich setzte mich zwei Stühle von der alten Frau. Dann begann der junge Pastor seine Rede, — eine Rede, die mir anders zu sein schien, als ich je eine gehört.

Er mochte noch nicht lange im Amt sein, mochte noch nicht viele seiner Mitmenschen zur letzten Ruhe begleitet haben. Es waren warme, ungewöhnliche Worte, als wäre es ihm eine Freude gewesen, einmal seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Es waren die Trostworte der Kirche, es waren Bibelstellen, es war der Stil unsrer Geistlichen, aber es war auch ungewöhnlich viel Persönliches und Menschliches darin.

Die Leere des Raumes, die zwei Menschen nur, die anwesend waren, mochten seiner Art etwas andres aufdrücken, als man sonst gewöhnt war. Er sprach nicht wie zu einer Trauerversammlung. Er wendete sich schließlich ganz persönlich an uns beide, er drehte sich halb zu uns herum, er schien seine Worte zu teilen zwischen uns beiden und dem, der dort in dem Kasten lag.

Er sprach vom Frühling, der jetzt wieder in die Lande kam, der heute zum erstenmal seine jungen Schwingen rege. Denn es war kalt und unfreundlich bisher gewesen und heute fast ein Sommertag. Er sprach vom Scheiden des Menschen dann, wenn die Natur erwacht. Sie, die jedes Jahr mit verjüngter Kraft wiederkehrt, jedes Jahr Gottes Schöpfung schöner erscheinen läßt für das Auge, das vielleicht fühlt, daß es immer weniger oft den Lenz wird erblühen sehen. Er gewann Ewigkeitsgedanken dadurch, ungekünstelt, ganz von selbst aus dem Lauf der Natur hergeleitet. Er sprach fast nichts über den Toten selbst, er mochte nicht von den Verwandten unterrichtet sein, — er sagte kein Wort des Trostes an eine bestimmte Person.

Ich war ganz gefangen, sah ihm in die Augen und überließ mich ganz dem Zauber seiner Stimme, einem weichen, wunderbaren Baß. Und als er endigte und den Segen sprach mit erhobener Hand über den Toten, der vor uns lag, als er ihm Frieden versprach im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Geistes, als er sich herumwendete wieder zum Altar und hinter der Taxuswand der dünne arme Chor begann, noch leiser fast wie vorher, da kam mir ein Gefühl, als hätte ich nie eine solche Stimmung und Weihe empfunden.

Die Thüren öffneten sich, die Träger erschienen. Sie nahmen den einen

Kranz und die Palme herab, sie hoben den Körper auf, gingen langsam hinaus, der Geistliche folgte, dann das alte Mütterchen, und ich schloß mich an.

Als wir hinaustraten, blendete uns das Licht von allen Seiten, umflutete uns, von der blauen Klarheit des Firmamentes niedergestrahlt. Nachdem sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt, blickte ich auf und sah wieder das weiße Flockenregiment droben am Himmel leuchten, jetzt verzogen, seltsam umgebildet, eine Wolke voraus und die andern in der Kolonne hinterdrein. Und wie ich den Chor hinter dem Sarge singen hörte, während wir langsam den Kiesweg zwischen den Gräbern hinunterschritten, klang er mir fast wie Parademusik dort oben am Himmel, als defilierte unser altes Regiment, vor dessen Zügen der Tote einst geritten wie ich.

Es ging durch die Gräberreihen. Wir bogen links ein, ein paar Stellen waren leer, ein paar Gräber waren frisch. Ich sah Blumenschmuck von den Tagen vorher, die braune lehmige Erde, wie sie auf den Feldern draußen um den Kirchhof vom Pfluge umgebrochen lag, trat zu Tage, eine weite öde Fläche erschien, gleich einem noch nicht bestellten Felde, das zu warten schien auf die Totensaat, die, langsam den Raum füllend, einmal wuchern würde bis hinein in den letzten Winkel, bis an die grauen Mauern, die das Totenfeld abtrennten von den Nahrungsfeldern draußen.

Ein frischer Hügel. Der Sarg ward niedergesetzt, über die Bretter auf die Gruft geschoben, und der Geistliche sprach.

Ich hatte den Hut vom Kopfe genommen. Ich war nicht bei der Handlung, ich war nicht ergriffen, war nicht traurig — und ich war doch dabei. Ich war doch bis in die tiefste Seele, bis in die letzten Fasern der Nerven gepackt, denn es schwieg so wunderbar um uns, als wäre die Stadt, die doch nicht weit entfernt lag, nicht mehr da, als wäre dieser Kirchhof ganz allein auf der Erde, als läge der andre nicht drüben, wo das große Trauergepränge vor sich ging.

Mich beglückte diese unendliche Ruhe, dieser gewaltige, hoch, riesen-riesenhoch sich über uns wölbende Himmel mit den kleinen weißen ziehenden Wolken, dem einen Zuge zu Pferd, der dem Sarge des ehemaligen Leutnants folgte, dem symbolischen Zuge, der in die Ewigkeit führte, der ihm das Geleit jetzt oben in den Wolken gab, in den Himmel hinein.

Ich hob den Kopf und blickte immer hinauf. Ich hörte nur dumpf, wie in den Fingern der Leute die Seile glitten, wie leise unten der Sarg aufstieß. Mechanisch ging ich hin, warf dem toten Kameraden drei Hände voll Erde nach. Ich drückte eine Hand, — der Geistliche war gegangen. Die Leute waren emsig bei der Arbeit, legten die Bretter fort, schaufelten die Erde zu, es polterte, der Lärm wurde geringer ... Lehm und Erde fielen aufeinander ... die Tiefe des Sturzes nahm ab ... der Hügel begann sich zu wölben. Der eine Kranz und der Palmenzweig wurden daraufgelegt. Und ich sah mit einem Male, daß ich allein am Grabe stand, daß das alte Weiblein verschwunden war.

Es war nicht die Mutter. Eine Mutter wäre geblieben. Eine Mutter hätte sich an das Grab gestellt, hätte sich auf den Hügel niedergelassen, hätte Blumen

angepflanzt, den Kranz und den Zweig anders gelegt, wie sie dem Sohn das letzte Kissen gerückt und die Sterbedecke geglättet.

Wer war es? Eine Verwandte? Vielleicht die Zimmervermieterin nur, vielleicht die Totenfrau? Ich weiß es nicht.

Nun gingen die Leute, ich war ganz allein. Mir war es, als dürfte ich nicht gehen. Konnte er allein bleiben, ganz, ganz allein? Hatte er denn niemand auf der Welt!

Ich überlegte. Er hatte keine Verwandten mehr gehabt; ich glaubte zu wissen, daß seine Eltern schon damals nicht mehr gelebt, und jetzt waren so viele Jahre seitdem vergangen. Was bleibt von uns Menschen — nichts. Eine Erinnerung nicht einmal. Wir haben unter andern gestanden, wir haben andern wohlgethan, wir haben andern Glück gebracht, wir haben andern Liebe geboten, sie mit Zärtlichkeit überhäuft. Wir sind unter den andern Menschen geschritten, vollwertig wie sie. Eine Dummheit, ein Unglück, ein Zufall warf uns aus ihrer Mitte. Wir sind fort, und es bleibt nichts.

Das Gedächtnis an uns ist geschwunden. Kein Mensch mehr weiß, daß wir einst die ganze Welt begehrten, daß wir einst unser Leben uns bauen wollten wie alle andern, daß wir Ehrgeiz besessen haben, hinauf strebten. Wenn unser Flug einmal gebrochen ward, dann bleiben wir zurück, und nach unabänderlichen Gesetzen fliegen die andern ihre Bahn weiter. Mann über Bord! Es ist keine Zeit, sich weiter darum zu kümmern.

Und doch ward dieses Menschenkind auch einmal von einem Vater mit Jubel begrüßt. An seiner Wiege hatte auch einmal träumend und sinnend die Mutter gesessen und gedacht, er wird Großes, mein Sohn! Für ihn war nichts gut genug gewesen, für ihn hätte sie alles gethan.

Und alle die andern, die mit ihm aufgewachsen, die mit ihm auf der Schule gewesen und gespielt, denen er etwas bedeutet — wo waren sie? Waren sie fortgeblasen wie Spreu vor dem Winde? Lagen sie auch schon hier draußen, oder wußten sie nur nichts von ihm?

Und die, mit denen er seine Jünglings- und ersten Mannesjahre verbracht, war er ganz ausgelöscht für sie, konnte der Tod nicht versöhnen?

Aber ich? Vielleicht wäre ich auch zum großen Begräbnis gegangen da drüben, vielleicht hätte Notwendigkeit gesiegt oder die Eitelkeit, gesehen zu werden von den andern. Daß ich es nicht gethan, war Zufall, Stimmung. Eine Stimmung, die wie die Magnetnadel gerade in diesem Moment durch irgend einen thörichten Umstand nach links, nach dem stillen Begräbnis ausgeschlagen.

Ich ging ein Stück weiter, ich machte einen Bogen. Ich nahm den Weg zwischen den neuen Gräbern hin, las die Namen, — sie sagten mir nichts. Dann schritt ich über die kahle Fläche, die noch keine Morgengabe vom Tode empfangen, noch jungfräulich dalag. Und mir kam der Gedanke: War es wirklich so? War nicht dieser Teil auch gedüngt von Menschengebein? Vielleicht in vorweltlichen Zeiten, daß jemand hier begraben, daß eine große Schlacht hier stattgefunden, daß die Menschen ihre letzte Stätte auch hier gehabt.

War nicht der ganze Boden, aus dem wir genommen, von unserm Gebein? Ein ewiger Wechsel, ein Kommen und Gehen.

Und immer kleiner und armseliger und gleichgültiger erschien mir das einzelne Menschendasein.

Und wir sollten richten! Und wir sollten einem andern die Ehre absprechen oder geben! Wir sollten uns vermessen, mit unsern blöden, kurzsichtigen Augen den Wert eines Menschen festzustellen!

Ich wurde irre an allem. Die Werte von Achtung, von Ehre, von Ansehen, von Leistung, von gut und schlecht verblaßten in meinen Gedanken. Ich sah nur noch eines, ein Gleiches, ein Allgemeines, dem wir nicht entgehen, das alle Waffen aus den Händen windet, das den erhobenen Arm niederzwingt: den Tod.

Aber ich sah ihn nicht als Grausen und Schrecken, sondern als Versöhnung, als Trost, als Milde, alle Dissonanzen lösend.

Und wie ich den Rundgang um die jungen und alten Gräber und die ungedüngten Reihen vollendet und wieder zurückkehrte zu dem frischen Hügel, auf dem die beiden letzten Zeichen des Gedenkens lagen, setzte ich mich auf eines der Bretter an der Seite, lehnte den Rücken gegen die Mauer, nahm den Hut wieder vom Kopf und blickte in der großen, großen Stille, in der sonnigen Wärme des ersten Frühlingstages zum himmelhohen blauen Firmamente auf, ganz in Träume versunken.

Oben hatten sich die kleinen Wölkchen verwischt; keine einzelnen mehr, keine Reihen, kein Zug, keine Schwadron, kein Regiment, alles aufgelöst zu einem weichen, hellen Wolkenballen. Und mir schien, als wäre der Blick durch nichts mehr gehemmt, als könnte ich hoch und tief hineinsehen in die unendliche Bläue, weiter, weiter, immer weiter, den ganzen Weg entlang, den die Seele meines Kameraden geflogen, den Weg, den sie zog rein, körperlos, befreit von Menschenvergehen und Erdenschwere. Und eine unendliche Sehnsucht verzehrte mir das Herz, die Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, Ungewissem: Stimmung — Traum — Poesie.

Erinnerungen aus meinem Berufsleben.

Von

Generaloberst Freiherrn v. Loë.

IV.

Als im Oktober 1857 die Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. den Thronfolger nötigte, die Stellvertretung des Königlichen Bruders unter Beibehalt des Ministeriums zu übernehmen, da entsprach Preußens Stellung in Deutschland und Europa weder seinen augenblicklichen Machtverhältnissen, noch seiner geschichtlichen Entwicklung, noch der Zukunftsaufgabe, zu deren Erfüllung der Staat Friedrichs des Großen durch die Größe seiner Herrscher und die Kraft seiner Volksstämme berufen war. — Die Beziehungen zu den Großmächten, namentlich zu Oesterreich und den deutschen Mittelstaaten, hatten sich in einer Weise gestaltet, welche dem Prinzen von Preußen die Lösung seiner Aufgabe auf dem Gebiete der auswärtigen Politik erschwerte.

Oesterreich war seit dem Wiener Frieden unter Metternichs Leitung ununterbrochen bestrebt gewesen, den preußischen Einfluß in Deutschland mit Hilfe der Mittelstaaten zurückzudrängen. Seine Bemühungen in dieser Richtung hatten seit 1850 fortgesetzt Erfolge errungen. Der Versuch der preußischen Staatsmänner, namentlich des Generals von Radowitz, die nationale Bewegung im Jahre 1848 zu benutzen, um Preußen an die Spitze von Deutschland zu bringen, war an der Schwäche der deutschen Regierungen gegenüber der Umsturzpartei und im Jahre 1850 an der Thatkraft des Fürsten Schwarzenberg, unter Rußlands Mitwirkung, gescheitert. Der Vertrag von Olmütz gab Oesterreich, nachdem es durch die russische Hilfe in Ungarn vom Untergange gerettet worden, das Uebergewicht über das tief gedemütigte Preußen im wiederberufenen Frankfurter Bundestag zurück. Unterstützt von den ehrgeizigen Mittelstaaten, würde Oesterreich von seiner Uebermacht Preußen gegenüber in den nächstfolgenden Jahren einen noch viel rücksichtsloseren Gebrauch gemacht haben, wenn nicht der neuernannte preußische Bundestagsgesandte dem österreichischen Uebermut eine feste Schranke gezogen hätte. Am 29. August 1851 auf diesen Posten berufen, war Herr v. Bismarck bis dahin ein Anhänger der österreichischen Allianz und damit ein Verteidiger der Olmützer Politik gewesen. Aber in Frankfurt erkannte er mit seinem ungewöhnlichen Scharfblick bald, daß unter den damaligen Verhältnissen Preußen auf den Kampf mit Oesterreich um die Oberherrschaft in Deutschland angewiesen war. Diese Ueberzeugung vermittelte die Annäherung zwischen ihm und dem Prinzen von Preußen, welcher zur Zeit des Olmützer Vertrags einen andern Standpunkt eingenommen hatte. Sie war der Ausgangspunkt für die spätere Politik des leitenden Ministers, welcher in voller Uebereinstimmung

mit seinem König Oesterreichs Machtstellung in Deutschland auf dem Schlachtfeld zertrümmerte. Damit war die Vorbedingung für die Verwirklichung des nationalen Programms erfüllt, dem machtlosen deutschen Staatenbund nach Ausschluß des stammesgemischten Oesterreich unter Preußens Führung eine fester zusammengefügte Gestalt zu geben. Seit dem Ursprung des preußischen Staates sind die großen Regenten aus dem Hohenzollernstamm, einschließlich des Prinzen von Preußen, die Träger dieses Gedankens, wenn auch mit zeitweise verschiedener Auslegung gewesen. Derselbe hat im Anfang des vorigen Jahrhunderts die hervorragendsten deutschen Männer zur Abschüttlung der Fremdherrschaft begeistert. Er ist durch die Befreiungskriege Eigentum der Nation, vorzugsweise des preußischen Volkes, geworden und trotz mannigfachen polizeilichen Druckes von seiten des Bundestages lebendig geblieben. Daß auch der Prinz von Preußen in jener hoffnungslosen Zeit, erfüllt von dem Geist der Befreiungskriege, dem Glauben an Preußens Beruf treu blieb, davon legt sein Briefwechsel mit General v. Natzmer in jenen Jahren Zeugnis ab. An seinem Glauben hat er trotz der trüben Erfahrungen des Jahres 1848 festgehalten. Der nationale Gedanke war in Deutschland der Kern der damaligen Bewegung. Aber er wurde durch revolutionäre, meist fremdländische Elemente gefälscht. Die Schwäche der deutschen Regierungen, ihre Furcht vor der Umsturzpartei verschafften letzterer die Oberhand. Im Jahre 1849 bildete sich in Baden eine aus zuchtlosen Soldaten, welche ihre Fahnen verlassen, fremden Abenteurern und einer Anzahl begeisterter, aber unpraktischer Idealisten zusammengesetzte Revolutionsarmee unter polnischem Oberbefehl. Da erschien als Retter in der Not der Prinz von Preußen an der Spitze einer vorwiegend preußischen Heeresmacht. In wenigen Wochen befreite er die süddeutsche Bevölkerung von der Gefahr des Umsturzes aller Verhältnisse. Er ließ sich durch die Auswüchse der Bewegung nicht einschüchtern. Er hielt fest an dem nationalen Gedanken, der sein politisches Glaubensbekenntnis war, und zollte im Jahre 1850 den damaligen Unionsbestrebungen vollen Beifall. Als die Unionspolitik in Olmütz Schiffbruch litt und König Friedrich Wilhelm IV. im November mit schwerem Herzen den Olmützer Vertrag unterzeichnete, da fügte sich der Thronfolger als loyaler Unterthan der königlichen Entscheidung. Es war namentlich der Rückzug der unbesiegten Armee vor dem Feinde und ihre Abrüstung, welche der Prinz bitter empfand. Nachdem er in der Ministerberatung am 2. Dezember seinen Bedenken gegen die Ratifikation des Olmützer Vertrags lebhaften Ausdruck gegeben, kehrte er nach Koblenz, dem Sitz des Oberkommandos über die beiden westlichen Armeecorps, zurück, welches ihm der König unter dem Titel eines Militärgouverneurs von Rheinland und Westfalen übertragen hatte. Hier begann der Prinz sofort an dem Entwurf der Heeresreform zu arbeiten, welcher die Grundlage für sein späteres großes Reorganisationswerk geworden ist.

Es ist eine von den geschichtlichen Forschern häufig behandelte Frage, ob der Vertrag von Olmütz politisch und militärisch zu vermeiden gewesen sei, und wer für die mit ihm verbundene Demütigung Preußens verantwortlich gemacht

werden müsse. Die Ansicht, daß die preußische Armee in ihrer damaligen Verfassung und Aufstellung dem österreichischen Heere und seinen Verbündeten nicht gewachsen gewesen sei, war damals maßgebend und findet auch heute noch gewichtige militärische Vertreter. Wenn ich der Ansicht nicht zustimmen kann, so darf ich mich auf höhere Autoritäten als auf meine eigne, völlig unmaßgebliche berufen. — Damals ein junger Offizier, habe ich die Krisis des Jahres 1850 im Stabe des derzeitigen Oberkommandierenden in Baden, Generals v. Schreckenstein, erlebt. Der General ist aus der Geschichte des Jahres 1848, da die Kopflosigkeit in hohen Stellungen an der Tagesordnung war, als eine ruhmvolle Ausnahme bekannt. Kaltblütig, überlegt und entschlossen, genoß er das besondere Vertrauen des Prinzen von Preußen, der ihn als seinen Nachfolger im Kommando über das Armeecorps in Baden vorschlug, nachdem der dortige Krieg beendet war. General v. Schreckenstein wäre der erste Kriegsminister des Prinzregenten im Jahre 1858 geworden, wenn ihn nicht leider in demselben Frühjahr der Tod hinweggerafft hätte. Als im Herbst des Jahres 1850 infolge des Vertrages von Olmütz die preußischen Truppen Baden räumten, da beschwor der General den König Friedrich Wilhelm IV., die Stellung in Baden behaupten zu dürfen. Er hatte vorher Offiziere seines Stabes nach Bregenz und nach Bayern gesandt und kannte genau die Minderwertigkeit der österreichischen und bayrischen Truppen. — Das Corps Legeditsch in Bregenz bestand zum großen Teil aus ungarischen, meist neu eingestellten Honveds, deren Geist recht unzuverlässig zu sein schien. Bei den Bayern fiel überall die jahrelange Vernachlässigung ungünstig auf, unter welcher die Armee gelitten hatte. Solche Nachrichten bestärkten den General in seiner Zuversicht. Ein leuchtendes Beispiel für uns alle, verstand es der General, seinem Armeecorps den Geist einzuflößen, der einst die sieggewissen Truppen Friedrichs des Großen erfüllt hatte. „Die Feinde wägen — nicht zählen," das war sein Wahlspruch, mit welchem er uns zum Siege geführt hätte. An der Spitze solcher Truppen, durfte er seinem Könige fortgesetzt versichern, daß er stark genug sei, den in Vorarlberg versammelten Oesterreichern den Vormarsch durch Süddeutschland nach Hessen zu verwehren. Als nach Olmütz der General den Befehl erhielt, Baden zu räumen, führte er seine Truppen geschlossen, in fester Haltung, den Groll über den unverdienten Rückzug in aller Herzen, über die Neckargrenze, von wo ein Teil derselben nach Hessen, beziehungsweise in die Friedensgarnisonen zu ihren Armeecorps, marschierte. Mit einem Teil der rheinischen Truppen und dem Stabe seines Generalkommandos begab sich General v. Schreckenstein nach Koblenz, wo das Generalkommando aufgelöst wurde.

Der Prinz von Preußen war damals von Berlin in Koblenz schon eingetroffen und residierte mit seiner Familie im Königlichen Schlosse. Er empfing den General v. Schreckenstein eines Abends im vertrauten Kreise und erzählte von den Vorgängen in Berlin. Seine Schilderung war ergreifend, wunderbar die Klarheit seines Urteils über die Lage, erhebend der Mut, welchen er bewahrt hatte, sein unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft, sein Entschluß, die ganze Kraft auf die Armeereform, die er als unerläßlich bezeichnete, zu verwenden. Seine

Erfahrungen im badischen Feldzug, seine Beobachtung der Mißstände, welche bei der jüngsten Mobilmachung zu Tage getreten waren, hatten seinen Entschluß gereift. Wenngleich er die Schwierigkeiten des Krieges nicht verkannte, so stimmte er doch mit dem General v. Schreckenstein in der Ansicht überein, daß die preußische Armee trotz ihrer unvollkommenen Verfassung, dank ihrem Geiste, ihrer guten Erziehung, ihrer nationalen Ueberlegenheit über die nach harten inneren Kämpfen notdürftig zusammengeschmiedeten österreichischen Truppen, den mächtigen Feind besiegen würde. Aber der klare politische Blick des Prinzen erkannte, daß die Hauptbedenken gegen die Annahme des Kampfes nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiete lagen. Selbst wenn die preußische Armee damals den von den Truppen niemals bezweifelten Sieg erfochten hätte, die Früchte des Sieges würden der Größe des Kampfes nicht entsprochen haben. Die inneren Verhältnisse hätten es verhindert, daß Preußen seine deutsche Aufgabe damals so vollständig erfüllte, wie es im Jahre 1866 dem König Wilhelm und seinem großen Minister gelungen ist. — Deshalb ist die Frage, wer für den Mißerfolg des Jahres 1850 verantwortlich ist, nach Recht und Billigkeit dahin zu beantworten, daß die Verhältnisse und nicht die Personen, welche, durch die Lage gezwungen, den Vertrag abgeschlossen haben, die Schuld an Preußens Demütigung trugen.

Der damalige Ministerpräsident Freiherr v. Manteuffel, welcher mit dem Fürsten Schwarzenberg in Olmütz unterhandelte und am 29. November den Vertrag unterzeichnete, mußte damals vor den Zeitgenossen die Verantwortung für den Rückzug übernehmen. Aber die Geschichte hat später gerechterweise die Schwierigkeit der undankbaren Aufgabe anerkannt, welche die obwaltenden Verhältnisse dem im Jahre 1848 bewährten Staatsmann aufzwangen. Nachdem der Kriegsminister sich in dem Ministerrate am 23. November für den Rückzug ausgesprochen, war Manteuffel zu der Ueberzeugung berechtigt, daß die Niederlage der preußischen Armee unvermeidlich wäre und daß seine Nachgiebigkeit in Olmütz die Rettung Preußens bedeutete. Ob die Ueberzeugung des Ministers thatsächlich richtig war oder nicht, darüber hätte nur der Waffengang entscheiden können. Daß diese Entscheidung damals Preußen erspart worden, das ist ohne Rücksicht auf den etwaigen Sieg für unser Vaterland, wie wir heute einsehen, ein Glück gewesen.

Von den Offizieren, welche im Jahre 1850 ohne Schwertstreich vor den Oesterreichern zurückweichen mußten und über die Demütigung im tiefsten Herzen ergrimmt waren, ist einer nicht unbedeutenden Anzahl die Genugthuung zu teil geworden, auf dem Schlachtfelde von Königgrätz sich der Vergeltung zu erfreuen. Die Dankbarkeit gegen den großen König, welcher damals, im Vertrauen auf Preußens Zukunft, das Schwert schmiedete und die Schlachten gewann, die Bewunderung für den gewaltigen Minister, welcher durch seine Staatskunst nicht allein den Sieg vorbereitete, sondern auch die Früchte durch seine Thatkraft und Mäßigung zu ernten verstand, erfüllten nach dem böhmischen Feldzuge die Armee und die Nation. — Nikolsburg hat die Erinnerung an Olmütz ausgelöscht.

Seit Nikolsburg keimte gleichzeitig in dem weitsichtigen Staatsmann der Gedanke der einstmaligen Versöhnung Deutschlands mit Oesterreich. Es ist bekannt, welche Mühe der Minister Bismarck sich gab, um die Vernarbung der Wunden, welche der Krieg im Jahre 1866 Oesterreich geschlagen, vorzubereiten und zu beschleunigen. Wenn heute Oesterreich Deutschlands treuer Verbündeter ist, wenn der Dreibund eine Bürgschaft für den Weltfrieden geworden, so gebührt das Verdienst dem staatsmännischen Versöhnungsgedanken des Kanzlers, welcher ohne die aufrichtige Billigung seines Königs unausgeführt geblieben wäre.

Je schwerer es in Nikolsburg dem siegreichen Feldherrn wurde, der Staatskunst seines Ministers den äußeren Triumph seiner Armee — den Einzug in Wien — zum Opfer zu bringen, um so größer ist das Verdienst des Königs, aufrichtig nachgegeben zu haben. Die Selbstüberwindung in solchen wichtigen Augenblicken gehörte zu den größten Eigenschaften des Königs. Sie entsprach seiner unbedingten Achtung vor der Befähigung des Mannes, welchen erkannt, berufen und trotz wiederholter, für den König persönlich peinlicher Opfer im Amte erhalten zu haben, ein Ruhmesblatt seiner Regierung ist.

In Nikolsburg war ich durch Zufall Augenzeuge der bedingungslosen Hingebung, mit welcher der König das Opfer brachte. Ich werde in einem späteren Abschnitte über das Jahr 1866 das Nähere berichten und heute nur daran erinnern, daß Kaiser Wilhelm der Große im späteren Verlauf seiner Regierung den Bündnisplan seines Kanzlers mit Oesterreich mehrmals kräftig unterstützte. Auch hier bin ich Zeuge der wohlüberlegten und taktvollen Ausführung seitens des Kaisers gewesen.

Als im Jahre 1877 der Erzherzog Albrecht, früher Preußens entschiedenster Gegner, sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte, da sandte mich Kaiser Wilhelm, an der Spitze einer Abordnung des Ostpreußischen Grenadierregiments Nr. 3, dessen Chef Erzherzog Albrecht war, zur Beglückwünschung nach Wien. Die Aufnahme, welche ich damals in Wien sowohl bei Kaiser Franz Joseph als beim Erzherzog Albrecht, sowie bei den zahlreich versammelten Generälen der österreichischen Armee fand, bewies, daß sowohl der hochherzige österreichische Herrscher als der sieggekrönte Erzherzog und die österreichische Armee die Absicht meines Kaisers und seines Ministers vollkommen begriffen und daß allerseits das Bestreben vorhanden war, das Jahr 1866 möglichst zu vergessen. Dieser Eindruck hat sich in mir bei Gelegenheit späterer Sendungen nach Wien und bei einem Besuch des Kaisers Franz Joseph in Berlin, wo ich Seiner Majestät zugeteilt war, befestigt. Treu den Ueberlieferungen seines erlauchten Großvaters, hat mich Kaiser Wilhelm II. im Dezember 1893 und im Mai 1900 nach Wien gesandt. Das erste Mal, um dem Erzherzog Albrecht den preußischen Feldmarschallstab zu überbringen, das zweite Mal, um nach seinem Tode der Enthüllung seines Denkmals beizuwohnen. Beide Male durfte ich meinem Kaiser nach meiner Rückkehr berichten, daß nach meinem Eindruck Kaiser Franz Joseph nicht allein in seiner musterhaften Pflichttreue, sondern auch aus herzlicher Zuneigung zu der Person seines hohen Verbündeten an dem Bündnisse festhalte,

welches den Weltfrieden verbürgt. Möge es der Vorsehung gefallen, die Träger dieser Bürgschaft zum Heile der Völker noch lange in segensreicher Thätigkeit zu erhalten.

Wenn heute die Beziehungen zwischen Oesterreich und unserm Vaterlande vortrefflich sind, so war das Verhältnis im Jahre 1858, als der Prinz von Preußen zur Regentschaft gelangte, sowohl zum Kaiserstaate als zu den mit letzterem verbündeten deutschen Mittelstaaten wenig befriedigend. Die Erinnerung an die Demütigung von Olmütz war sowohl beim Regenten als beim preußischen Volke lebendig geblieben. Die Politik Oesterreichs seit Olmütz war nicht geeignet, den Zwiespalt zwischen den beiden deutschen Großmächten zu vermindern. Der Nachfolger des Fürsten Schwarzenberg, Graf Buol, verfolgte Preußen gegenüber mit wenigen Unterbrechungen dieselbe Bahn, wie sein gewaltthätiger Vorgänger. Jeder Versuch der Annäherung scheiterte an der Rücksichtslosigkeit, mit welcher Oesterreich bei jeder neuauftauchenden Frage seine eignen Interessen Preußen gegenüber schroff aufrecht erhielt.

Der Ausgang des Krimkriegs und namentlich des Neuenburger Konflikts trugen dazu bei, die Verstimmung zwischen Wien und Berlin zu steigern. Der im Sommer 1857 unternommene Versuch König Friedrich Wilhelms IV., sie durch eine Aussprache in Wien zu beendigen, mißlang. Die Enttäuschung trug zu dem körperlichen Zusammenbruch des Königs bei, welcher die Stellvertretung durch den Thronfolger herbeiführte.

Mit diesen Erfahrungen und Erinnerungen in Bezug auf das Verhältnis Preußens zu Oesterreich begann der Prinz von Preußen seine Regierung. In seinem Rechtsgefühl gewissenhaft bestrebt, die bestehenden Verträge als die Grundlage staatlicher Sicherheit in Europa zu beobachten und zu schützen, war er andrerseits fest entschlossen, Preußens berechtigte Stellung in Deutschland und Europa nicht mehr in bisheriger Weise beeinträchtigen zu lassen. Als nun am 1. Januar 1859 Napoleons öffentliche Ansprache an den österreichischen Gesandten den nahe bevorstehenden Krieg verkündete, da trat auch an den Prinzregenten die klippenreiche Aufgabe heran, sein Programm — Aufrechterhaltung der europäischen Schutzverträge gegen napoleonische revolutionäre Angriffspolitik einerseits, Wahrung der selbständigen Machtstellung Preußens gegen gewohnheitsmäßige österreichische Ausnutzung und Majorisierungsgelüste andrerseits — durchzuführen.

Die Stellung des Regenten zwischen den drei kriegführenden Mächten war um so schwieriger, als in Deutschland sich sowohl die Regierungen als auch die öffentliche Meinung in zwei feindliche Lager teilten, und in Europa die Mächte während der ganzen Krisis eine unsichere, schwankende Politik verfolgten. Selbst im eignen Lande fand der Regent weder bei den Staatsmännern noch in der öffentlichen Meinung eine klare, einheitliche Ansicht vor, auf welche er sich unbedingt stützen konnte. An widersprechenden Ratschlägen mangelte es nicht, aber sie litten alle an demselben Fehler. Die Ratgeber bezeichneten sämtlich mit größerer oder geringerer Bestimmtheit das allgemeine Ziel ihrer Politik, aber sie versäumten

alle, den praktischen Weg zum Ziele anzugeben. Darin blieb die Wahl dem Manne überlassen, der schließlich die Verantwortung für den Erfolg vor Gott und seinem Gewissen zu tragen hatte. Aber weil der Herrscher nach reiflicher Prüfung der wechselvollen Ereignisse seinen Entschluß jedesmal ohne Uebereilung, aber auch ohne jede Scheu vor der Verantwortung gefaßt hat, deshalb hat er das Richtige getroffen und seine Aufgabe gelöst.

Ich habe am Schluß meines letzten Abschnittes bereits erwähnt, aus welchen Gründen die Politik des Regenten während des Krieges und nach dem Friedensschlusse von Villafranca getadelt wurde, und daß auch die späteren Geschichtsschreiber, mit Ausnahme Sybels, dem Regenten nicht gerecht wurden.

Die Unsicherheit des Urteils bei den Staatsmännern und den politischen Persönlichkeiten aller Parteien in Deutschland und in Preußen, die Irreführung der öffentlichen Meinung waren während des Krieges und unmittelbar nach Villafranca erklärlich. Nach der übereilten österreichischen Kriegserklärung, welche die preußische Regierung ebenso wie die übrigen Mächte vollkommen überraschte, folgten die für Oesterreich ungünstigen Ereignisse Schlag auf Schlag. Trotzdem zögerte Oesterreich hartnäckig, auf Preußens gerechte Bedingung für die Beteiligung am Kriege, den Oberbefehl über alle Bundestruppen, einzugehen und zog schließlich einen demütigenden Frieden mit Frankreich der Anerkennung der preußischen Forderung vor. Demgegenüber hielt der Regent an den Grundgedanken seiner von Anfang an erklärten Politik — Aufrechterhaltung der europäischen Schutzverträge — Wahrung der preußischen Selbständigkeit fest. Aber die Notwendigkeit, in der Ausführung dem Wechsel der Ereignisse Rechnung zu tragen, verhüllte die Klarheit des Programms und rief die ungerechte Kritik hervor. Sie verstärkte sich zu heftigem Tadel von allen Seiten, nachdem der Friede von Villafranca Napoleons Politik und Kriegführung scheinbar mit glänzendem Erfolge gekrönt hatte, dagegen Preußens Zauderpolitik zu verurteilen schien.

Soweit ist es erklärlich, daß nach dem Frieden von Villafranca die Politik des Regenten allgemein gemißbilligt wurde.

Aber minder erklärlich ist es, daß dies Urteil noch nach der Zusammenkunft des Prinzregenten mit dem Kaiser Napoleon am 14. Juni 1860 in Baden und mit Kaiser Franz Joseph am 26. Juli in Teplitz aufrecht erhalten wurde. Ein unbefangener Blick auf die europäische Lage nach diesem Zusammentreffen mit den beiden genannten Souveränen hätte wohl genügt, um zu erkennen, daß die Politik des Regenten während des Krieges weder Deutschlands Interessen noch Preußens Machtstellung in Europa geschädigt hatte. Ueber die Zusammenkunft in Baden, welcher ich in der Umgebung des Regenten beiwohnte, und ihre Folgen werde ich in meinem nächsten Abschnitte berichten. Nach Teplitz habe ich den Regenten nicht begleitet, aber der Ursprung, Verlauf und Erfolg ist von Sybel im zweiten Bande (Seite 171) richtig und eingehend geschildert. Danach ist der Wunsch der Zusammenkunft von König Max von Bayern ausgegangen und dem Regenten in Baden ausgesprochen worden. Stets friedfertig und versöhnlich, hat der Regent den Vorschlag trotz des beleidigenden österreichischen Manifestes

nach Villafranca nicht von der Hand gewiesen. Aber er hat die Bedingung gestellt, daß der erste Schritt von Wien aus geschähe. Er hat ferner die Unterredung mit dem König von Bayern benutzt, um in einer bemerkenswerten Aussprache Preußens Verhältnis zu Oesterreich, wie er dasselbe auffaßte, klarzustellen. Der Inhalt derselben entsprach genau dem Standpunkte, den er zu allen Zeiten festgehalten hat; denn die unerschütterliche Treue und Zuverlässigkeit seiner Ueberzeugung war eine seiner größten Charaktereigenschaften. Kaiser Franz Joseph ist auf die Bedingung, den ersten Schritt zu thun, eingegangen. Wenn nun auch die Aussprache in Teplitz kein dauerndes Einvernehmen mit Oesterreich zur Folge haben konnte, so ist wenigstens in Wien die Bitterkeit, welche Villafranca zurückgelassen, gemildert worden. Für den Regenten bedeutete aber die Zusammenkunft in Teplitz ebenso wie in Baden die berechtigte Zurückweisung der Kritik, welche seine Politik nach dem italienischen Feldzuge beurteilte. Bei beiden Gelegenheiten wurde allerdings ein unmittelbarer Machtzuwachs für Preußen nicht erreicht. Der Weg, welcher dazu nach der Ansicht mancher Ratgeber aus jener Zeit geführt hätte, war für den Regenten nicht gangbar. Eine solche Politik war weder mit seinem Charakter noch mit dem Standpunkte vereinbar, welchen er seit langen Jahren in der deutschen Frage offenkundig eingenommen und vor Beginn des österreichisch-französischen Krieges dem Erzherzog Albrecht in Berlin in sinngemäßer Anwendung auf den Bündnisvorschlag klar ausgesprochen hatte. Diesen für den Regenten bestimmenden Faktoren trug das abfällige Urteil jener Zeit keine Rechnung. Wer aber den damaligen Vorgängen als eingeweihter Augenzeuge beigewohnt hat, der konnte nach der Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon in Baden nicht zweifelhaft sein, daß der Regent auch ohne augenblicklichen Machtgewinn für Preußen im preußischen und deutschen Interesse den einzig richtigen Weg eingeschlagen hat.

Um so unverständlicher ist die Thatsache, daß die Geschichtsschreibung bis auf die jüngste Zeit von den anfänglichen Irrtümern nicht vollständig zurückgekommen ist, indem sie die damalige Politik des Regenten nicht in dem unbeschränkten Maße anerkannt hat, wie sie es verdient. Niemand kann heute in Abrede stellen, daß das damalige viel getadelte Verfahren des Prinzregenten ein Glied in der Kette seiner großen deutschen Politik war, deren Abschluß die Einigung Deutschlands im Jahre 1870 durch den französischen Krieg bildete. Gewiß konnte damals der Prinzregent diese Reihenfolge nicht voraussehen, aber heute läßt ein Rückblick auf die Ereignisse des letzten halben Jahrhunderts erkennen, welchen Einfluß der Friede von Villafranca auf die Machtstellung Frankreichs in Europa und auf den Niedergang der napoleonischen Dynastie gehabt hat.

Trotzdem sind mehr als 40 Jahre vergangen, bis der Erfolg, welchen der Prinzregent durch seine kluge, ehrliche, konsequente Politik im Jahre 1859 errang, rückhaltlos anerkannt wurde. Bis zum Beginn dieses Jahres ist mir außer Sybel kein namhaftes Geschichtswerk bekannt geworden, dessen Verfasser dem Regenten für die Lösung seiner schwierigen Aufgabe bedingungslos Beifall gezollt hat.

Erst im Oktober 1901 hat Herr Dr. Ernst Berner ein Werk unter dem Titel: „Der Regierungsanfang des Prinzregenten von Preußen und seine Gemahlin" veröffentlicht.

Ich habe es aufmerksam gelesen und den Eindruck gewonnen, daß es nach jeder Richtung bemerkenswert und interessant ist.

Der Verfasser hat mit ihm einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des großen Herrschers geliefert, dessen Bescheidenheit es bis jetzt dem gewissenhaften Geschichtsforscher erschwerte, König Wilhelms I. persönlichen Anteil an den Erfolgen seiner Regierung nach seiner vollen Bedeutung zu würdigen.

Aus den Ausführungen Berners geht hervor, wie das ruhige, sichere Urteil des Königs in schwierigen Fällen, nach vorsichtiger Erwägung aller Verhältnisse, selbständig stets das Rechte traf.

Für diese Eigenschaft des Königs giebt seine Haltung im Jahre 1859 einen überzeugenden Beweis. Zum ersten Male seit Antritt seiner Regierung befand sich der Prinzregent in der Lage, eine verwickelte Aufgabe der auswärtigen Politik ohne die Hilfe eines ausschließlich bestimmenden Ratgebers lösen zu müssen. Der Verfasser hat diesen Fall aus der Regierungszeit Wilhelms I. umsichtig und zielbewußt für den Nachweis gewählt, daß der Prinzregent sehr wohl, selbst in schwierigen Verhältnissen eine geschickte, entschlossene und erfolgreiche Politik selbständig zu führen verstand.

Derselbe Gedanke hat mich bestimmt, meinen Erinnerungen aus jener Zeit einen erheblichen Teil meiner Arbeit in der Hoffnung zu widmen, daß er dazu beitragen werde, die damalige politische Rolle des Regenten unwiderleglich klarzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Der französische Esprit.

Von

Prof. Dr. Léo Claretie.

Das Wort esprit hat zahlreiche Bedeutungen im Französischen; wir wollen daher vorerst auseinandersetzen, in welchem Sinne wir uns seiner hier bedienen.

Es kann in sehr weitem und in sehr engem Begriffe verstanden werden. Nach seinem weitesten Begriffe bezeichnet es die gesamte geistige Disposition einer Rasse, ihre Art, das Leben anzusehen, aufzufassen, auszulegen: das, was der Deutsche den Geist eines Volkes nennt. Dieser kann demnach zögernd oder lebhaft, unternehmend, nervös, liberal oder engherzig sein. Diese Bedeutung

ist gemeint in dem Ausspruch Armand Carrels: „Nicht erst seit heute ist die Welt gespalten durch den Widerstreit zwischen dem vorwärtsdrängenden und dem zurückhaltenden Geist (esprit)."

In seinem engsten Sinne bedeutet dagegen esprit die ganz besondere Art, einem Gedanken mit einer knappen, geschmeidigen, prickelnden, geistreichen, überraschenden Wendung Ausdruck zu geben. Man hat gefunden, daß das Lachen durch die Wirkung des Kontrastes hervorgebracht wird. Nun, der Kontrast ist auch das wesentlichste Merkmal des Esprits, der das Lächeln des Geistes ist.

Eine landläufige Redensart ist: Amuser le tapis (hohles Zeug reden; wörtlich: den Teppich unterhalten).

Wenn nun Paul de Saint-Victor sagt: „Die Personen dieses Stückes viennent ennuyer le tapis (langweilen den Teppich)", so ist das Esprit. Warum? Weil er eine abgebrauchte Formel neu belebt, indem er ihr eine originelle, ganz unerwartete Wendung giebt.

In diesem Sinne erscheint denn das Wort auch in zahlreichen Verbindungen: Une femme d'esprit (eine geistvolle Frau), un trait d'esprit (ein blendender Einfall), l'esprit de l'escalier (Treppenwitz). Und so wendet es auch Alphonse Karr an, wenn er zu einem Thema, worin er wohlerfahren war, sagt: „Wenn eine Frau einen Mann von Geist liebt, so ist es weniger um des Geistes willen, den er besitzt, als um dessen, den man ihm nachrühmt."

Dieselbe Bedeutung hat es auch in dem bekannten Worte Voltaires: „Es giebt Dummheiten, für die ein Mann von Geist viel geben würde."

Der Gegensatz zum Esprit in diesem Sinne ist also die Dummheit, die Albernheit.

Chamfort hat diesen Gegensatz in seiner Art zum Ausdruck gebracht: „Ein Dummkopf, der einen geistreichen Augenblick hat, erweckt eben solches Staunen wie ein galoppierender Mietgaul."

Dies sind demnach die beiden ausgeprägtesten Bedeutungen des Wortes. Alle andern Anwendungen sind nur von der ersten abgeleitet.

Wir wollen nun den französischen esprit in der umfassenderen, allgemeineren Bedeutung betrachten, als die Art, wie die geistige Individualität unsrer Rasse sich ausprägt. Und da es ihr eigentümlich ist, geistreich zu sein, so wollen wir auch den Esprit im engeren Sinne nicht außer acht lassen, als eine charakteristische Gabe unsers Volkes, als eines der Hauptelemente, aus denen sich die Originalität der Nation Voltaires, Chamforts, Beaumarchais' und der gavroches (Pariser Straßenjungen) zusammensetzt.

*

Zwei einander entgegengesetzte Neigungen kennzeichnen den Geist der Franzosen:

Sie lieben die feinste Lebensart.

Sie sind der Derbheit nicht abhold.

Der Franzose ist von feiner Lebensart und war es zuweilen schon bis zur Affektation, bis zur Unnatur, bis zur Preziosität. Er schätzt das Gewählte un-

gemein hoch, alles, was sich vom Banalen, vom Gewöhnlichen, vom Trivialen unterscheidet. Sein Geschmack ist verwöhnt, anspruchsvoll, aristokratisch vornehm.

Viel ist von den Preziösen des Hôtel de Rambouillet geschrieben und gesprochen worden, deren Sinnen nur darauf gerichtet war, alles zu verfeinern: das Leben, die Sprache, die Liebe. Als Gegensatz zu den materiellen und rohen Vergnügungen am Hofe des Béarners schufen sie die Geselligkeit des Salons, die galante Konversation, den Flirt, der die Huldigung mit der Hochachtung vereinigt. Sie verliehen den Gefühlen und der Sprache fleckenlose Reinheit und verbannten aus ihrem Umgange alles, was nicht den Gesetzen der tadellosesten und zartesten Höflichkeit entsprach.

Man hat sie mißverstanden, und man hat sie verleumdet. Die Schuld daran trägt Molière, dessen plebejischer Ursprung und dessen derbbürgerlicher Geschmack ihn zu dem ungeeignetsten aller Menschen machten, sie zu verstehen und zu beurteilen. Man sieht sie immer nur durch das Medium der Précieuses Ridicules und der Femmes Savantes, und man hält für Porträts, was nur Karikaturen waren. Man gedenkt nur ihrer manchmal recht absonderlichen Redeweise; man lächelt, weil einige von ihnen nicht sagten: die Haare kämmen, sondern: das Gelocke entlabyrinthen; nicht: ein Glas Wasser trinken, sondern: ein inneres Bad nehmen; nicht: die Sonne, sondern der Generalfeldmarschall des Universums. Man zieht so einige ihrer Ausdrücke ins Lächerliche, die sie nicht überlebt haben, und vergißt nur allzuleicht diejenigen, die von ihnen geschaffen wurden und noch heute angewendet werden; denn wenn wir auch mit Molière lachen dürfen und sollen, wenn Cathos Mascarille zum Sitzen einladet: „Gewähren Sie doch der Sehnsucht, die dieser Lehnstuhl empfindet, Sie zu umarmen," so sollten wir doch nicht außer acht lassen, daß wir noch immer seit damals von den Armen eines Lehnstuhls sprechen.

Die Preziösen haben den französischen Geist erfolgreich und zu seinem Besten auf ein Ideal feinen Anstandes, anmutiger Sitte und vornehmer Zurückhaltung gelenkt, das ganz danach angethan ist, unser Gefallen zu erregen. Beweis dafür, daß Molière und der nicht minder bürgerliche Boileau über ihre kurze Satire hinaus keine Wirkung geübt haben. Sie haben eine Geistesrichtung verspottet, die von jeher durchaus französisch war, und es trotz ihnen geblieben ist. Ihre Scherze über die Lächerlichkeiten und Uebertreibungen haben das Prinzip nicht berührt, das sie überlebt hat.

Die Preziösen haben die litterarischen Salons gegründet, das Gebiet geistreicher Frauen und geschmackvoller Männer; und die Salons sind seither bestehen geblieben, weil sie einen nie aussterbenden Anhang von Stammgästen und Amateuren haben und immer haben werden. Die Marquise de Lambert, Mme. Geoffrin, Mme. Necker, Mme. Récamier, Mme. de Staël haben die Tradition der Marquise de Rambouillet fortgesetzt, und die Salons des zweiten Kaiserreiches, die Salons unsrer Zeit, bei der Prinzessin Mathilde, bei Mme. Aubernon, bei Mme. Adam, bei all den feinsinnigen und geistig hochstehenden Frauen unsrer Gesellschaft

beweisen zur Genüge, daß geistige Vornehmheit in Frankreich stets Verehrer und Verehrerinnen finden wird.

Noch eine, und eine ziemlich überraschende Eigenheit wird zeigen, wie sehr der französische Geschmack zur Preziosität hinneigt.

Im 17. und 18. Jahrhundert war es Mode, Akademien, das heißt Konversationssalons zu gründen. Man füllte die Zeit da lediglich mit litterarischen Galanterien und mit anmutig scherzhaften Gesprächen. Man erfand allerliebste Allegorien, die sich auf eine frei erfundene Mythologie gründeten, man verlas Urteile, gefällt von dem Tribunal Cupidos, über den Prozeß irgend eines Tircis (Schäfer) oder einer Climene (Schäferin), die von der Beständigkeit und der Treue vor die Schranken waren gefordert worden. Man unterwarf sich den feinverschlungenen Gesetzen des Reiches der Galanterie, dessen eigenartige Geographie die Carte de Tendre enthielt.

Diese Zierlichkeiten sind noch nicht verschwunden. Wir finden sie noch heute unverändert. Aber wo? Dort, wo man am wenigsten erwarten würde, ihnen zu begegnen: im Volke. Wenn der 1. April kommt, die Zeit der Foppereien, der anonymen Briefe und der burlesken Liebeserklärungen, dann verweile man in den ärmeren Vierteln vor den bescheidenen Läden der Papierhändler und lese den Inhalt der gedruckten Botschaften, welche die jungen Arbeiter, die kleinen Angestellten um einen Sou kaufen, um sie ihrer Dulcinea unter dem Deckmantel eines Pseudonyms zu senden, dessen Geheimnis zu verraten sie vor Begierde brennen. Es sind dieselben Allegorien, womit sich unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. die Damen der Gesellschaft und der galanten Akademieen von L'Abeille de l'Ecritoire und Le Bout du Banc unterhielten, und Cupido fordert darin nach wie vor die untreue Climene und den flatterhaften Tircis vor sein Tribunal.

Höchstens hat sich die Allegorie hie und da modernisiert, und man sieht einen Check auf die Bank der Liebe über 365 glückliche Tag, oder eine Postanweisung auf 20 Küsse, zahlbar beim Postamt in der Amorstraße, oder eine Zollerklärung, die eine Liebeserklärung ist. Aber die Allegorie hat ihren Charakter, hat die alte Tradition der Preziosität beibehalten, die sich nun in die unteren Schichten geflüchtet hat, wo die Neigungen und Eigenheiten eines Volkes am treuesten bewahrt werden.

*

Wie kommt es nun, daß dieser ausgesprochene Geschmack für das Vornehme und Verfeinerte sich bei derselben Nation mit einem sehr starken Behagen an Schlüpfrigkeiten und derben Späßen vereinigt? Offenbar ist dies eine Folge der Zusammensetzung unsrer Gesellschaft, in der sich zwei vormals einander entgegengesetzte Elemente: das höfische und das bürgerliche, die Adels- und die Volksklasse miteinander vermengen.

Früher waren diese beiden Klassen in ihrer Lebensweise scharf gesondert. Die eine, die der Edelleute, bereiteten sich glanzvolle Feste, kostspielige Ver-

gnügungen unter dem strahlenden künstlichen Himmel ihrer Paläste. Neben diesen wenigen Tausenden Bevorrechteter trieben die guten Bürger der Stadt ihr Handwerk oder ihre Geschäfte, saßen in ihren Werkstätten und Kaufläden, bereicherten sich am Handel und erholten sich dann, indem sie Gelegenheit suchten, aus vollem Halse und zwanglos zu lachen. Das niedere Volk seinerseits hatte keine andre Litteratur als die mündlich überlieferten Geschichten und Legenden.

Es ist demnach nicht verwunderlich, daß im Charakter der französischen Nation ein stark bürgerlicher Einschlag erkennbar ist, und daß der derbkomische Humor eines Rabelais, eines Tabarin und eines Scarron nach wie vor verständnisvolle Genießer findet, ganz abgesehen von der raffinierten Gegensatzsucht reicher und leichtfertiger Zirkel, die sich bei ihren Abendmahlzeiten an den Erzählungen eines Lafontaine oder an denen eines Boufflers ergötzten.

Die soziale Bewegung, die schon im Mittelalter im Volke zu gären und die Niedrigen gegen die Vornehmen aufzurühren begann, lief gegen Ende des 18. Jahrhunderts in die große Verschiebung der Klassen aus; die Kleinen und Geringen waren aufgestiegen, die Großen waren wankend geworden. In dieser Umwandlung hat sich auch die Amalgamierung des Geschmackes vollzogen; die volksmäßige Trivialität und die aristokratische Verfeinerung sind eine Verbindung eingegangen, und man kann sie heute nur durch die Analyse voneinander lösen.

*

Neben diesen beiden markanten Zügen unsers nationalen Geistes giebt es noch manche andre. Zuvörderst dieser: wir lieben das Gelassene, das Gehaltene, das Gedämpfte, das Fertige. Wir haben nichts vom amerikanischen Geiste, der anfaßt, versucht, erfindet, vorwärtsstürmt und sich nicht Zeit nimmt, ein Ding abzuschließen, ehe er ein neues unternimmt. Ein Yankee that einmal folgenden Ausspruch, der sein Volk abbildet: „Was uns am meisten bei euch in Erstaunen setzt, das ist, daß wir hier fertige Städte sehen.“

Unser Geschmack ist der Klarheit zugeneigt, den reinen Umrissen, der scharfen Zeichnung. Darin sind wir auf dem Wege über die Römer die richtigen Nachkommen der Hellenen. Der Zauber der Linie nimmt uns gefangen. Und darin unterscheiden wir uns von den nördlichen Völkern, die durch andre Elemente angezogen werden, durch das Verschwommene, das Weiche, durch Nuancen und matte Farben, durch das Unbestimmte, Verschleierte, Nebelhafte — lauter Eigenschaften, an denen wir weniger Behagen zu finden vermögen. Dieser Unterschied der Neigungen läßt den Schluß zu, daß die große Beliebtheit, deren sich die nordische Litteratur augenblicklich in Paris erfreut, hauptsächlich auf das noch nicht Dagewesene, auf Neugierde und Snobismus zurückzuführen ist, daß sie aber keinen nachhaltigen Einfluß auf die Richtung des französischen Geistes üben wird. Derlei wäre ohne Beispiel in unsrer Vergangenheit. Unsre Litteratur hat sich stets nur nach den Einflüssen der Griechen, der Römer, der Spanier, der Italiener, kurz der lateinischen Völker gebildet. Shakespeare hat uns nicht bereichert, ebensowenig wie Goethe und Schiller, denn die französische Romantik,

die ganz germanisch war, hat sich nicht weiter entwickelt und bleibt ein erratischer Block. Ein kleiner Teil der Dichtungen Victor Hugos, einige Gedichte von Musset, einige Balladen Théophile Gautiers — und wer spricht heute noch von Gérard de Nerval? — bilden kein Kapitel unsrer Litteraturgeschichte, das sich mit dem vergleichen ließe, worin die Werke von Corneille, Racine, Molière, Scarron, Lesage und André Chénier verzeichnet sind.

Aus diesem Latinismus oder Atticismus resultiert nun eine gewisse Trägheit, eine echt romanische Indolenz, welche Ursache ist, daß wir den Neuerungen, der Initiative widerstreben. Wir kommen nur in großen Sprüngen, in plötzlichen Umwälzungen vorwärts; und diese sind das Merkmal unsers Widerwillens gegen alle Veränderungen, der Anstrengung, die sie uns kosten, und zu der es der Zusammenfassung aller unsrer sonst ruhenden und zerstreuten Energie bedarf. Wir sind ein durch und durch konservatives Volk.

Dies giebt sich in den kleinsten Einzelheiten des gewöhnlichen Lebens kund. Kleine belgische Städte hatten schon elektrisches Licht, als diese Beleuchtungsart bei uns noch unbekannt war. Wir gewähren Neuheiten erst Aufnahme, wenn wir durch den starken Beifall, den sie im Auslande finden, dazu gezwungen werden, handle es sich nun um Maschinen, um öffentliche Einrichtungen oder um Opern. Wir tragen den Ruhm, aber auch das Gewicht unsrer langen Vergangenheit. Nach Griechenland und Italien sind wir in Europa das ältestgeborene Kind der Kulturgeschichte.

Unsre Gewohnheiten sind uns teuer. Wir sind das Land der amtlichen Langsamkeit. Die Satire und die Karikatur sind unsre ersten Willkommgrüße an die Erfinder. Daguerre wurde im Anfang lächerlich gemacht, und die Lokomotivführer der ersten Eisenbahnen wurden mit Steinen beworfen.

*

Noch einige Striche, und das Abbild ist fertig. Wir lieben die Tapferkeit, die Kühnheit, die Verwegenheit, die Todesverachtung, die Schwärmerei für die Ehre, für das Vaterland. Und wir versetzen das alles mit Esprit.

Mit nichts könnte der Esprit besser verglichen werden als mit dem Rappierfechten. Beide erfordern dieselben Eigenschaften: raschen Blick, leichte Geschmeidigkeit, schnellen und sicheren Stoß. Nichts ist so lächerlich als ein verfehlter Witz. Das Wort trait (Gedankenblitz) ist sehr plastisch für das, was es bezeichnet: das plötzliche Auffunkeln, Hinfahren und Treffen.

Riposte und Parade werden außerordentlich wirkungsvoll durch den Esprit, und er bildet ein treffliches, oft unschätzbares Schutzmittel. Ich brauche kein andres Beispiel anzuführen, als das Martainvilles, der in der Revolutionszeit als überwiesener Royalist vor den furchtbaren Gerichtshof des Salut Public gebracht wurde. Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, rief ihn auf:

„De Martainville!“

„Verzeihung,“ erwiderte der Angeklagte, „einfach nur Martainville. Ich bin hier, um verkürzt und nicht um verlängert zu werden.“

Dieser „trait“ rettete ihn vor der Guillotine, denn der Präsident, hierdurch zum Wetteifer an Geist aufgestachelt, erwiderte:

„Alors, qu'on l'élargisse!“ (So laßt ihn frei; wörtlich: verbreitert ihn.)

Und Martainville wurde in Freiheit gesetzt.

Nichts kommt dem Esprit gleich, um sich aus einer unangenehmen Lage zu ziehen oder eine Kühnheit straflos durchgehen zu machen. Ein Vorfall aus dem Leben Lamartines mag als ein Beispiel dienen für hundert, die man anführen könnte.

Es war im Jahre 1848. Die revolutionären Frauen, die Vesuviennes genannt, entsandten eine Deputation ins Stadthaus, um Lamartine zu beglückwünschen, und die Sprecherin der Abordnung redete ihn folgendermaßen an:

„Citoyen, wir sind unser fünfzig zu dir gekommen, um dir die Glückwünsche aller unsrer Kameradinnen zu überbringen, und wir sind von ihnen beauftragt, dich zu umarmen und zu küssen.“

Nun waren die Delegierten aber weder jung noch hübsch, und es war keineswegs ein Hochgenuß, sie zu küssen. Eine Weigerung jedoch hätte den elementarsten Gesetzen der Galanterie widersprochen. Lamartine zog sich mit Geist aus der heiklen Lage, indem er erwiderte:

„Citoyennes, ich danke euch für die freundschaftlichen Gefühle, die ihr mir zum Ausdruck bringt. Aber gestattet mir, euch zu sagen, daß Frauen wie ihr, so tapferen Mutes und so schneidige Politikerinnen, keine Frauen mehr sind, sondern Männer. Und Männer küssen einander nicht, sondern schütteln sich die Hände.“

Sie waren entzückt von dem Kompliment und verzichteten auf die Umarmung.

Wäre Saint-Aulaire nicht in Gefahr gewesen, einen erzürnten Fächerschlag ins Gesicht zu bekommen, als er der Herzogin von Maine etwas zu sagen wagte, was auch der Frechste und Cynischste einer Dame so leicht nicht zu sagen sich erdreisten würde, — wenn er es nicht mit der liebenswürdigsten und galantesten Wendung ausgedrückt hätte, die man einer Unzüchtigkeit geben kann? Die Herzogin sah ihn in Gedanken versunken und fragte ihn:

„Nun, mein lieber Apollo, woran denken Sie?“

Worauf der geistreiche Marquis mit folgender galanter Improvisation erwiderte:

„Wenn ich Apollo wär', fürwahr dann sollte
Die Göttliche, die meine Träume wissen wollte,
Mich nicht umgeben in der Musen Reigen:
Sie sollte Thetis sein und der Tag sich neigen.“

Uebersetzen wir das in Prosa, sagen wir, daß der Sonnengott im Bette der See zur Ruhe geht, und die beleidigte Schamhaftigkeit wird voll Zorn erröten. Saint-Aulaire hatte es verstanden, sie lächeln zu machen, und er hatte gewonnenes Spiel.

Die Traurigkeit, die Schwermut langweilen uns, verursachen uns etwas wie physische Pein. Wir halten es lieber mit der Munterkeit, der Fröhlichkeit, der übermütigen Laune. Die Annalen der französischen Laune sind die Annalen unsers Volkes, und Ausbrüche fröhlichen Gelächters sprühen aus den Seiten unsrer Geschichte. Man hat uns sogar zuweilen die Rolle der Weltlustigmacher zuteilen wollen — in seltsamer Verkennung der schönen und großen Dinge, die wir vollbracht haben. Aber wir haben es verstanden, sie lächelnd und mit Grazie zu vollbringen, und das ist immerhin eine wertvolle Zugabe.

Die Geschichte keiner andern Nation verzeichnet so viele Namen geistreicher Menschen, wie die unsrige zu allen Zeiten, von den schlagfertig witzigen Altfranzosen bis zu unsern geistvollen Vaudevillisten und Zeitungsplauderern, unsern urwüchsigen Jungen im Soldatenrock und den Liedersängern vom Montmartre mit ihrem übermütigen, respektlosen Humor.

Wie kurzweilig mögen den Schatten in den elisäischen Gefilden die Nachmittage vergehen, wenn sich plaudernd zusammenfinden Fontenelle und Voltaire, die köstliche Sophie Arnoud, Diderot, Chamfort, Rivarol, Piron, Beaumarchais — alle die sprühenden Causeure, deren feingeschliffene Worte noch nichts von ihrem Reiz verloren haben und noch heute in aller Mund sind. So wirkt zum Beispiel wie am ersten Tage die launige Klage Fontenelles über das Schicksal der vierzig Unsterblichen:

„Zu neununddreißig verehrt man uns wie Götter,
Zu vierzig verlachen uns die Spötter."

Er sagte das mit derselben lächelnden Schalkhaftigkeit, mit der er einem Priester, der ihn daran gemahnte, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde gemacht habe, erwiderte:

„Der Mensch hat es ihm reichlich vergolten."

Der Esprit war in der alten Gesellschaft hoch geschätzt, nahezu unentbehrlich, und der Boden des höfischen und vornehmen Lebens war überdies höchst günstig für seine Kultur. Es wäre in der That verwunderlich gewesen, wenn seine zarte Blume sich in diesen Treibhäusern nicht entfaltet hätte. Alle Umstände förderten seine Pflege, bereiteten darauf vor, lenkten dazu hin. Wie hätten diese Edelleute, bei denen jede Geste, jeder Gruß ein kleines Meisterstück der Höflichkeit und Anmut war, nicht die galantesten, die vollendetsten, die geistvollsten Kavaliere der Welt sein sollen, wenn sie schon im zartesten Alter durch die frühreife Erziehung, die ihnen zu teil wurde, und die raffinierte Eleganz, die sie umgab, in die Kenntnis aller Ueberfeinerungen der Kultur eingeführt wurden? Mit sieben Jahren verstand solch ein Knabe schon sich im Salon tadellos zu benehmen, mit acht Jahren glänzte er durch seine schlagfertigen Antworten.

Der Komtur von Suffren, der berühmte Seemann, betritt in Versailles ein Gemach, wo sich der kleine Herzog von Maine, acht Jahre alt, befand. Der Kleine erhebt sich und sagte sofort: „Monsieur de Suffren, ich war eben im Begriff, Plutarchs Lebensbeschreibungen großer Männer zu lesen; Sie hätten nicht in passenderem Augenblicke kommen können."

So waren sie als Knaben. Man urteile danach, was sie als Erwachsene wurden. Sie streuten dann verschwenderisch jene feinen und liebenswürdigen Worte aus, die heute in den Memoiren und Briefen jener Zeit funkeln, und die nur noch einen kleinen Ueberrest darstellen; denn wie viele sind in den Gesprächen zu Boden gefallen, ohne von dem Sprungbrett der Geschichte wieder in die Höhe geschnellt zu werden!

Den Schriftstellern wurde ein besseres Teil, da sie in der Lage waren, ihre geistreichen Worte zu bewahren, zu sammeln und durch den Druck auf unsre Zeit zu bringen. Wie könnten wir anders, als uns dessen freuen? Ist es nicht heute noch ein Genuß, Alexis Piron, oder Collé, oder Favart, oder Sédaine ihre blendenden Einfälle hervorsprudeln zu hören? Wer war würdiger als Piron, der pikante Plauderer, in Dijon, der Stadt des berühmten Senfs, geboren zu sein? Er hatte schon frühzeitig angefangen, seine angeborene Gabe zu verraten. Als er ein kleiner Junge war, wollte ihn sein Vater züchtigen. Er entschlüpfte ihm, lief eine Treppe hinauf, drehte sich auf der vierten Stufe um und rief:

„Halt, Vater! Ueber die dritte Stufe (den dritten Grad) hinaus gilt keine Verwandtschaft mehr!"

Um dieselbe Zeit trug er bei einer Prozession das Kreuz, als ein starker Gußregen niederging, der die Teilnehmer nach allen Seiten flüchten ließ. Auch der kleine Piron hätte gern seinen roten Chorrock aufgehoben, um davonzulaufen und irgendwo Schutz zu suchen, doch das Kreuz behinderte ihn. Da warf er es vor sich hin in die Pfütze und rief:

„Da, du hast die Suppe eingebrockt, so iß sie auch aus!"

Zu Dutzenden, zu Hunderten finden wir bei diesen Männern die feingeschliffenen Worte echt französischen Geistes, desselben Geistes, der aus der Antwort Chamforts an Rulhière spricht, der gesagt hatte: „Man bezichtigt mich so vieler Bosheiten, und ich habe doch nur eine verübt."

„Und wann wird die zu Ende sein?" fragte Chamfort.

Und wann kämen wir zu Ende, wenn wir noch Voisenons gedächten, den man ob seiner spitzen Reden ein Stecknadelkissen nannte; oder Rivarols, der die Steifheit der Engländerinnen verspottete, indem er von ihnen sagte, man sollte meinen, sie hätten zwei linke Hände? Aus solcher Tradition entstammend, mußte der Esprit wohl weiterdauern, sei es auch nur infolge überlieferter Uebung. Das neunzehnte Jahrhundert sah ihn denn auch in prächtigster Blüte: Karl X., Ludwig Philipp und Thiers könnten bezeugen, daß sie dies nicht selten auf ihre Kosten erfahren haben.

In den Salons, in den Zeitungen, in der Konversation funkelte und blitzte es, auf der Bühne sprühten Feuerwerke auf, welche von kunstgeübten Pyrotechnikern abgebrannt wurden, von denen wir, wenn schon nicht Victor Hugo — der ein zu großes Genie war, um Esprit zu haben — nur die beiden Dumas nennen wollen. Denn der ältere Dumas gab an schlagfertigem Witz seinem Sohne nichts nach.

Eines Abends, während der Vorstellung eines Stückes von Alexandre Soumet, sah er im Parkett einen Zuschauer, der auf seinem Sitz eingeschlafen war. Da sagte er zu dem Dichter mit seinem geräuschvollen Lachen:

„Sieh her, Soumet, das ist die Wirkung, die deine Stücke hervorbringen.“

Am nächsten Abend wurde ein Stück von Dumas gegeben. Die beiden Freunde waren wieder miteinander im Theater, als Soumet plötzlich Dumas die Hand auf die Schulter legte und auf einen schlafenden Herrn in einer der ersten Reihen deutete:

„Holla!“ sagte er. „Auch bei deinen Stücken schlafen die Leute, wie du siehst!“

„Der?“ erwiderte Dumas. „Das ist der Herr von gestern, der noch nicht aufgewacht ist.“

Der jüngere Dumas hatte jemand, dem nachzugeraten, und er geriet ihm nach. Er war ein glänzender Plauderer, der ungesucht die geistvollsten Wendungen fand. Seinen Vater liebte er ungemein, was ihn nicht hinderte, ihn oft zu necken. Er sagte von ihm:

„Mein Vater ist ein großes Kind, das ich bekommen habe, wie ich ganz klein war.“

Hinter dem Spott dieses Ausspruches birgt sich eine zärtliche Fürsorge. Man nimmt den Sohn daher auch weder ernst noch tragisch, wenn er seinen Vater hänselt, wie damals, als er mit Beziehung auf den bronzefarbenen Teint der väterlichen Wangen behauptete:

„Mein Vater ist so eitel, daß er im stande wäre, sich auf das Trittbrett seines eignen Wagens zu stellen, um glauben zu machen, er habe einen Neger.“

Sein Witz war nicht selten beißend, ätzend, unbarmherzig. Einmal jedoch wurde ihm mit gleicher Münze gezahlt, und er fand seinen Meister. Zu Ihrer Ehre, meine Damen, sei es gesagt, der Meister war eine Meisterin. In einem Salon drehte sich das Gespräch um die Frage der Ueberlegenheit des Mannes gegenüber dem Weibe. Der jüngere Dumas behauptete diese Ueberlegenheit und führte aus: „Der Mann wurde zuerst geschaffen; erst nachher kam das Weib. Gott schuf sie aus einer Rippe, die uns zu einer gefährlichen Klippe geworden ist.“ (Côte heißt sowohl Rippe als auch Küste.) „Bossuet hatte recht: Sie ist das Produkt eines überzähligen Knochens.“

Vielseitiger Widerspruch. Dumas fuhr aber unbeirrt fort:

„Das Weib? Die Bibel erzählt uns, daß Gott sie als letzte geschaffen hat. Klärlich ist sie am Ende der Woche an einem Samstag gemacht worden; es ist schlechte Arbeit, man merkt ihr die Ermüdung an.“

Beruhigen Sie sich, meine Damen. Eine der Ihrigen war da, die sich ihres Geschlechtes wirkungsvoll annahm.

„Sie irren sich, Herr Dumas,“ erwiderte sie. „Gott hat den Mann vor dem Weibe geschaffen, weil man immer zuerst das Konzept und dann die Reinschrift macht.“

Der boshafte Spötter mußte sich geschlagen erklären.

Auch Emile Augier besaß die Gabe der witzigen Improvisation. Eines Abends befand er sich in einer Gesellschaft, wo man sich damit unterhielt, Charaden aufzugeben. Die Dame, die am Erraten war, konnte nicht auf die Spur kommen, so sehr sie sich auch abmühte, und sie verzichtete endlich mit der üblichen Redensart:

„Tant pis! Je donne ma langue au chat.“ (In Gottesnamen, ich geb' es auf; wörtlich: ich schenke meine Zunge der Katze.)

Worauf Augier, der neben ihr saß, ganz leise „miau!“ machte.

Ohne uns noch von den Theaterdichtern abzuwenden, und ohne von dem verschwenderischen Reichtum geistfunkelnder Worte in den Stücken Augiers und Dumas' zu sprechen, wollen wir Labiche nicht vergessen, der im Gespräch ebenso witzig war wie in seinen scenischen Dialogen. Wenn er sein Landhaus bezogen hatte, sagten die Freunde, die ihn besuchten, immer wieder:

„Lieber Freund, Sie müssen die Angeln des Eingangsgitters ölen lassen. Es geht furchtbar schwer!“

Aber Labiche that nichts dergleichen. Erst später verriet er das Geheimnis:

„Es ist eine Einrichtung meiner eignen Erfindung. Es regnet wenig in unsrer Gegend, und der Fluß ist weit entfernt. In meinem Garten habe ich daher eine Zisterne angelegt, welche von einer Pumpe bedient wird. Durch ein Gestänge ist die Pumpe mit dem Eingangsgitter verbunden, und jeder Besucher, der zu mir kam, schöpfte mir einen Eimer Wasser, indem er das Gitter öffnete.“

Und wieviel andre könnte man noch nennen aus der großen Zahl der Humoristen, die die Gabe besaßen, feine oder heitere Gedanken mit eigenartiger Grazie zum Ausdruck zu bringen. Wir können uns zum Beispiel nicht versagen, des lustigen Duvert hier zu gedenken, des prächtigen Mitarbeiters Lauzannes, der die steifen und methodischen Entwürfe seines Freundes mit den Lichtern seines köstlichen Humors durchstreute, und der im gewöhnlichen Leben auf Schritt und und Tritt den Ueberschuß seiner sprudelnden Laune ausgab. Er hatte höchst drollige und originelle Einfälle.

Als er eines Tages in Limousin mit einem Freunde einen Spaziergang im Freien machte, sah er ein Schwein, das seinem Herrn getreulich nachlief, um sich, wie jeden Morgen, an seine Aufgabe des Trüffelsuchens zu begeben. Das war des Tieres tägliche Beschäftigung, und es oblag ihr mit der Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit eines guten Beamten. Duvert zeigte es seinem Freunde und sagte:

„Siehst du, dieses Schwein begiebt sich jetzt in sein Amt.“

Ein andres Mal durchschritt er die Rue des Martyrs in Paris in Begleitung eines Freundes, als diesem die Tafel einer Badeanstalt in die Augen fiel, die die übliche Aufschrift trug: „Dampfbäder. Schottische Duschen.“

„Wissen Sie, was das ist, eine schottische Dusche?“ fragte der Freund.

„Eine schottische Dusche? Ganz einfach, eine Dusche mit großen Quadraten.“

Und Théophile Gautier! Und Roqueplan! Und Aurélien Scholl! Und Alphonse Karr, dessen weiser Spruch Beherzigung verdient: „Es giebt Leute,

die darüber klagen, daß die Rosen Dornen haben. Schätzen wir uns glücklich, daß die Dornen Rosen haben."

Diese anmutigen Geister sind Legion, und die Litteratur bewahrt genug von ihrer Eigenart, als daß es Gefahr hätte, daß der feine Duft der Causerie sich ganz verflüchtige.

*

In den illustrierten Karikaturenblättern wird jede Woche mit Stift und Feder, in Zeichnung und Text eine übermütige Verschwendung von Esprit getrieben. Die am häufigsten vorkommenden Motive lassen sich in drei Serien zusammenfassen: Tagesereignisse, Politik, Schlüpfrigkeiten. Im Auslande kennt man meistens nur die Blätter, die eine Sammlung von leichtfertigen Ausgelassenheiten darstellen, die aber nur ein Exportartikel sind und nach denen man uns falsch beurteilt, indem man glaubt, daß diese unsre tägliche Nahrung bilden. Viele von ihnen sind aber bei uns so gut wie unbekannt. Ein ehemaliger Handelsminister, jetzt Deputierter, sagte mir kürzlich, von einer Reise nach Holland zurückgekehrt: „Wenn ich in den kleinen Städten drüben französische Blätter verlangte, reichte man mir pornographische Zeitungen, deren Existenz mir bisher unbekannt war."

Ueberhaupt kennen die Völker einander schlecht, weil sie ihre Begriffe nur aus der Litteratur schöpfen, und diese ist das Treibhaus der Lügen. Der Roman, das Theater, die Nachrichten der Zeitungen nehmen nur auf und stellen nur dar die Ausnahme, das Abnorme, das seltene Drama. Das Schreckliche, das Seltsame, das Neuartige, die ungewöhnliche Situation verbürgen das Interesse an dem Dargestellten. Das aber, was die Romane, die Theaterstücke, die Zeitungen nicht erzählen, das ist das wirkliche und unauffällige Leben, das Leben der Allgemeinheit, das Leben derer, die dem Romanschriftsteller und dem Dramatiker keine anziehenden Vorwürfe bieten, und diese bilden glücklicherweise die ungeheure Mehrheit. An diesen sieht die Litteratur vorbei und verschweigt sie; nur diejenigen lernen sie kennen, die einen tieferen Einblick in das private und das Familienleben bekommen, das so verschieden ist von dem Leben, das die Fremden in den Hotels, den Cafés und den Vergnügungsorten kennen lernen. Daher kommt es, daß der Deutsche ein ebenso schiefes, unzutreffendes Urteil über die Pariser hat, als der Pariser, sagen wir, über die Berliner. Und daher dürfen wir uns auch nicht einbilden, daß wir jemals im stande sein werden, das private und häusliche Leben der Alten wirklich zu kennen, da wir sie nur durch das Medium ihrer Schriftsteller sehen.

*

So wie Paris ein kleines Land für sich in Frankreich bildet, so ist der Pariser Esprit eine eigne Provinz des französischen Geistes. Allerdings faßt er diesen zusammen und symbolisiert ihn, denn Paris ist und bleibt der Brennpunkt aller geistigen Kräfte des Landes. Wenn man genau betrachten will, kann man die einzelnen Abarten unterscheiden: die Spottsucht der Bauern aus der Beauce

und der Sologne, die böotische Einfalt der Bretagner und Cantalaiser, die Neckerei und den Humor der Wallonen und die überschäumende Maßlosigkeit der Südländer, zu denen jemand eines Tages sagte:

„Schweigt doch, ihr Bouches du Rhône.“ (Name eines südlichen Departements und seiner Bewohner; wörtlich: „Rhone-Mäuler.“)

Aber in Paris hat der Esprit seinen eigentlichen Sitz, und Théophile Gautier sagt treffend: „Paris besitzt im höchsten Grade die spezifisch französische Eigenschaft des Esprits, das heißt das schnelle Erfassen, den feingespitzten Ausdruck, den scharfen Blick für das Lächerliche, den Widerwillen gegen die Geschmacklosigkeit.“

In Paris schreitet der Esprit nicht bloß über das Parkett der Salons, sondern ergeht sich auch auf der Straße in der weißen oder blauen Bluse des Gamins, des Gavroches, des Pariser Straßenjungen. Die Hände in den Taschen, die Nase in der Luft, so schlendert er dahin, pfeift den neuesten Gassenhauer und sieht munter und spottbereit nach allen Seiten. Seines Zeichens ist er Laufbursche eines Geschäftes oder eines Bureaus, oder Telegraphenjunge, oder auch einfach nur Schüler der „Laïque“ oder der „Communale“ und im Begriffe, zur Schule zu gehen, die an einem Riemen baumelnde Schultasche schief über den Rücken gehängt. Er sieht alles, beobachtet alles, ist stets auf der Lauer, stets in allen Fibern gespannt, ein Eichhörnchen der Boulevards; jetzt setzt er sich in Lauf, bleibt wieder stehen, sieht den Passanten ins Gesicht, singt laut, ahmt Tierschreie, das Geheul eines überfahrenen Hundes, das Weinen eines Kindes nach, verspottet laut eine Dame, die für seinen Geschmack zu dick ist, oder einen langen Menschen, der ihm die Harmonie der Straße stört. Nichts entgeht ihm, er weiß, welche Schaufenster neu ausgelegt worden sind, er kennt den Wächter der Gartenanlage und den Hund des Obsthändlers. Er klettert in die Fenster der Erdgeschosse, dreht an den Hähnen der Wasserauslaufrohre, klopft den Fiakerpferden auf die Nase und erwidert zungenfertig dem Kutscher, der ihm einen Hagel von Schimpfworten und Peitschenhieben nachsendet. Es bildet sich eine Menschenansammlung, und die Menge nimmt Partei für Gavroche, denn er ist gleichsam ihr Adoptivkind; er genießt alle Vorrechte und alle Freiheiten, er darf sich alles erlauben, er hat ein Privilegium, und je dreister er ist, desto mehr lachen die Leute.

Ich erinnere mich noch, wie eines nebeligen Morgens 'auf der Place de l'Etoile ein Fiakerkutscher Schwierigkeiten mit seinem Pferde hatte. Er wollte es nach rechts lenken, aber das edle Tier zeigte eine beharrliche Vorliebe für die linke Seite. Sein Kopf folgte wohl dem Druck des Zügels nach rechts, aber Rumpf und Beine wendeten sich nach der entgegengesetzten Richtung. Dieser Zwiespalt dauerte bereits eine Weile, als ein kleiner Junge sich vor dem Kutscher aufpflanzte und ihm zurief: „He, du, da gleich nebenan ist die Drehscheibe der Tramway!“

Flink wie ein Affe springt er fort und verschwindet. Er ist hinter deinem Rücken und bedenkt dich mit einem weisen Ausspruch über den grünlichen Schimmer deines Hutes oder den rötlichen deiner Nase; du drehst dich um, aber

er ist schon weit weg und schwingt sich eben auf die Achsenfeder eines vorbeifahrenden Wagens. Gleich darauf verläßt er auch diesen beweglichen Sitz, um der Feuerspritze nachzulaufen, deren Alarmsignal an seine Ohren gedrungen ist. Er sieht alles, er weiß alles, er liest auch alles an den Außenseiten der Zeitungskioske, die seine Lesekabinette sind. Er hat seine Lieblinge unter den Zeichnern der Witzblätter und ebenso seine bevorzugten Erzähler, nämlich jene, deren Romane auf den ersten Seiten der Zeitungen stehen, wo er sie dann bequem an den Aushängestellen lesen kann. Er lacht über das Gelesene, und macht seinen Nachbar zum Teilnehmer seiner Heiterkeit, denn er kennt keine egoistische Freude und ist mit allen Leuten gut Freund. Unbarmherziger Verfolger alles Lächerlichen, gestattet er den Frauen nicht, häßlich, den Männern nicht, arrogant, den Dingen nicht, neu zu sein. Er kritisiert alles, die Kleider, die Kopfbedeckungen, die Bewegungen, die Farben. Er tummelt sich vergnügt in dem Gewimmel der Fußgänger und Wagen und schlüpft behende zwischen den Pferden, den Fahrrädern, den Omnibussen, den Automobilen durch: Eine lustige, populäre, ja legendäre Straßenfigur, sprühend von Lebendigkeit, Kühnheit und Bosheit, mit gutem Herzen und schlimmem Sinn. Der freie Sperling, der Pierrot von Paris,[1]) der auf den Bäumen der Boulevards oder der Gärten wohnt und sein Futter auf dem hölzernen Straßenpflaster findet, ist sein Freund, sozusagen sein Bruder, und er wirft ihm Brosamen von seinem schmalen Brötchen hin.

Und man weiß nicht, von welchem der beiden Verlaine singt:

C'est Pierrot, Pierrot, Pierrot,
Pierrot gamin, Pierrot gosse,
Le cerneau hors de la cosse,
C'est Pierrot, Pierrot, Pierrot.

(Das ist Pierrot, Pierrot, Pierrot, der ungezogene Straßenjunge mit den tollen Streichen.)

*

Ich habe versucht, hier das Wesen dieser eigenartigen Kunst darzustellen, die fein und leicht ist wie ein Regenbogen mit seinen zarten, ineinander verschwimmenden Farben. Es ist, als hätte ich wollen den Blitz fassen, den Pfeil im Fluge festhalten, den Schaum krystallisieren, den Duft beständig machen, den Flaum versteinern und die Blume einbalsamieren.

Das Ergebnis meines Versuches ist also, daß der französische Geist zu einem seiner Hauptbestandteile den Esprit hat, das heißt die Gabe, im Denken, im Fühlen und im Ausdruck prickelnde Eleganz und anmutige Ungezwungenheit zu entwickeln, das Paradoxe mit dem Strahle eines Lächelns zu erhellen, die Verwegenheit durch flotte Unbekümmertheit zu verschönern, die frohe Laune, den Uebermut, das treffende Wort, die Schlagfertigkeit, Geschmeidigkeit und Zielsicherheit zu lieben, dem Banalen und Herkömmlichen aus dem Wege zu gehen, seine persönliche Eigenart durch Originalität des Geschmacks und der Sprache,

---

[1]) Pierrot heißt auch Spatz.

durch Neuheit der Form und überraschende Einfälle in Wort und Schrift geltend zu machen, eine Ueberlegenheit zu beweisen, die, durchaus liebenswürdig und sympathisch, kein Element des Hasses oder der Bosheit, kaum einen Gran Malice enthält.

Eine köstliche Eigenschaft, aber körperlos, unfaßbar und flüchtig wie Schaum und Duft. Sie ist nur eine Zierde, ein Schmuck, und sie hat geringen Wert, wenn sie nicht auf dem festen Grunde von Gradsinnigkeit, klarem Urteil, innerer Ueberzeugung und lebendiger Thatkraft sich entwickelt. Diese Eigenschaften sind es, die wir vor allem zu erwerben und uns zu erhalten suchen sollen.

Vergessen wir nie den Ratschlag Chamforts, der auf diesem Gebiete ein Wort mitsprechen durfte: „Ein geistreicher Mensch ist verloren, wenn er mit Geist nicht Stärke des Charakters vereint. Wer sich der Laterne des Diogenes bedient, muß sich auch seines Stabes bedienen.“

Die Minister von Geist und ihr Einfluß auf die Volkserziehung.

Von

Geh. Oberschulrat Professor Dr. H. **Schiller** in Leipzig.

Für die Volksbildung und Volkserziehung im weitesten Sinne in richtiger und den stets wachsenden, leider auch oft wechselnden Bedürfnissen des geistigen Lebens des Volkes entsprechend zu sorgen, ist eine der höchsten Aufgaben, die einem Minister gestellt werden können. Denn sie erfordert nicht bloß hohen Gedankenflug, ausgebreitete und allgemeine Kenntnisse sowie wissenschaftliche Durchbildung, sondern auch die Kunst, den Puls der Zeit zu fühlen, Beherrschung aller praktischen Hilfsmittel der Politik, energisches Wollen und zielbewußtes Handeln, hohe Idealität des Denkens und Empfindens und, wenn der Idealminister fertig sein soll, schöpferische Genialität. Natürlich finden sich gemäß der leidigen Thatsache der menschlichen Unvollkommenheit diese sämtlichen Eigenschaften nie in gleich hohem Maße vereinigt, oft fehlen einige gänzlich, selten nur eine. Am seltensten findet sich schöpferische Genialität oder auch nur Originalität; aber gerade dieser Mangel läßt sich, so sonderbar es klingt, leichter ertragen, wenn nur bei dem Minister die Bereitwilligkeit vorhanden ist, schöpferische Geister in seinen Rat zu berufen, sie neben sich zu dulden und ihre Gedanken dem eignen Nachdenken und Prüfen zu unterwerfen, das Gute daran anzuerkennen und das Fremde dem eignen geistigen Wesen, seinen Grundgedanken und Plänen, so weit zu assimilieren, als es jenes und diese vertragen. Freilich ohne den geistigen

Stempel des eignen Wesens dürfen diese fremden Anregungen nicht bleiben, wenn der Minister sie mit innerer Ueberzeugung vertreten und durchführen soll.

Wie steht es nun in Wirklichkeit mit diesen Forderungen? Suchen wir die Frage für den größten deutschen Staat kurz zu beantworten, indem wir die bedeutendsten Kultusminister Preußens in dem verflossenen Jahrhundert unter diesen Gesichtspunkten betrachten.

Im Jahre 1809 wurde Wilh. v. Humboldt mit der Leitung der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern betraut: er war thatsächlich Unterrichtsminister. In seiner Jugend von der philanthropinistischen Aufklärung, vom Neuhumanismus und von der französischen Revolution beeinflußt, hatte er dann selbst dem Neuhumanismus philosophisch-ästhetische Anregungen gegeben und mit an dessen Ideal, dem vollen, schönen Menschentum, geschaffen. Dann hatte er den Staatsdienst kennen gelernt, ihn verlassen, sich in Kant vertieft und Schiller in diesen eingeführt, das „große Rätsel des dichterischen Genies ergründet" und in einem Essay über Hermann und Dorothea seine genialen ästhetischen Anschauungen niedergelegt. Nun durchreiste er Frankreich und Spanien und wurde preußischer Gesandter in Rom: hier fand er die Verkörperung, „das sinnlich lebendige Bild" des idealen Menschentums, das er an den Griechen bewunderte. Aber mit diesem Idealismus verband sich früh bei ihm ein sicheres Verständnis für die Thatsachen des historischen Lebens; so wurde er ein tiefer politischer Denker, der Großes leisten konnte, wenn er an die rechte Stelle kam. Eine solche war für ihn die im April 1809 übernommene Leitung der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht.

In einer Schrift vom Jahre 1792 hatte er noch die Ansicht ausgesprochen, daß der Staat kein Recht und keinen Beruf habe, eine besondere Aufsicht über die Erziehung zu führen; nun fand er sich in dem bei Jena und in Tilsit zusammengebrochenen Staate vor die Aufgabe gestellt, auf dem Gebiete der öffentlichen Erziehung das Seine zu thun, um den einzelnen Bürger für seine Aufgabe heranzubilden, an der Erhebung dieses Staates mitzuarbeiten. Er löste sie für die Volksschule, indem er diese nach Fichtes Rat und nach Steins Vorgang mit dem Geist Pestalozzis in Berührung brachte, der nicht Kenntnisse einarbeiten, sondern die Kräfte des seelischen Lebens entbinden und wahre Menschenbildung durch Entwicklung der Selbstthätigkeit schaffen wollte. Für die höhere Schule sollte die Antike in andrer Richtung die gleiche Arbeit thun; sie sollte den jugendlichen Geist erheben, befreien und in das Schönheits- und Menschheitsideal der Griechenwelt eintauchen. Der Gedanke war schön, die Idee hochgespannt; leider konnte sich die Hoffnung nicht so erfüllen, wie Humboldt sie gefaßt hatte, und es wäre schwerlich anders geworden, wenn er selbst seine Ideen hätte ins Leben führen dürfen. Nur etwas über ein Jahr besaß er die Leitung des preußischen Unterrichtsministeriums, und noch andre Aufgaben nahmen seine Kräfte in Anspruch. Die Universität Halle war an das Königreich Westfalen verloren gegangen, an ihrer Stelle sollte trotz der verzweifelten Finanzlage des Staates „der deutschen Wissenschaft in Berlin eine kaum noch erhoffte Freistatt" erstehen.

Die Philologen Fr. Aug. Wolf, Böckh, Heindorf, Imm. Bekker, die Juristen v. Savigny und Eichhorn, der Arzt Hufeland, der Landwirt Thaer, der Historiker Niebuhr, der Theologe Schleiermacher, der Philosoph Fichte wirkten an ihr als Lehrer, sie erhielt unbeschränkte Freiheit des Lehrens und Lernens, und ein gewaltiges Geistesleben strömte von ihr hinaus in die deutsche Welt. Denn Humboldt erkannte zuerst klar Preußens Beruf, „durch wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung“ den ersten Rang in Deutschland zu behaupten. In diesem Sinne setzte er die Studienfreiheit der preußischen Studenten an allen deutschen Universitäten durch. Den höheren Schulen sollte durch eine neue Prüfungsordnung ein begeisterter, hochgebildeter und pädagogisch interessierter Lehrerstand mit wissenschaftlichem Sinne und Selbständigkeit des Charakters geschaffen, aber auch deren Berührung mit dem praktischen Leben durch Aufnahme von Vertretern der Einwohnerschaft in die Schulkommissionen gewahrt werden, in die Humboldt selbst den Frauen den Zutritt erschließen wollte. Damit aber dem höheren Schulwesen auch stets die Erfrischung und Belebung durch die Wissenschaft gesichert bleibe, wurde eine „wissenschaftliche Deputation“, eine Art obersten Unterrichtsrates, errichtet, die alle Organisationen begutachten, auf Mängel und Schäden hinweisen und ihre Beseitigung herbeiführen sollte. Auch hier ein kühner, freier Gedanke, der in Frankreich, Belgien und sonst, nur nicht in seiner Heimat, längst Thatsache geworden, in Preußen aber durch den Druck der Bureaukratie verkümmert und erstickt worden ist. An seiner früheren Ansicht, daß die Ausbildung der Individualität das höchste Erziehungsziel sei, hielt Humboldt stets fest; aber die Mittel zu gewähren, durch die es zu erreichen sei, hielt er jetzt für Recht und Pflicht des Staates. In diesem Sinne wurde in Königsberg ein Musterseminar nach Pestalozzis Grundsätzen geschaffen, und zahlreiche junge Lehrer nach Iferten gesandt, um von Pestalozzi nicht nur an Ort und Stelle zu lernen, sondern auch das heilige Feuer seiner Begeisterung im Busen in die Heimat zu tragen. Als der Minister am 29. April 1810 seine Stelle niederlegte, durfte er von sich rühmen, in Preußen neuen Eifer für das Schul- und Erziehungswesen erweckt zu haben; der von ihm der preußischen Unterrichtsverwaltung verliehene humane und idealistische Zug konnte nicht leicht mehr aufgegeben werden, und die Grundlage für die geistige Großmachtstellung Preußens war gelegt.

Männer wie Humboldt, ideenreiche Staatsmänner und zugleich im Besitze der höchsten Bildung ihrer Zeit, sind in der Bureaukratie selten; die preußischen Minister gehen aber meist daraus hervor. Und so fand sich bis heute kein Kultusminister wieder, der an Weite des Blicks, Selbständigkeit des Geistes und Großheit der Gedanken an ihn heranreicht. Freilich fand auch keiner wieder so für Neuschöpfungen großen Stils geschaffene Verhältnisse, und vor allem Humboldt hatte noch keine Volksvertretung neben sich, mit der seine Nachfolger rechnen und deren Parteiansprüchen sie oft genug ihre bessere Ueberzeugung opfern mußten. Jetzt erwies sich die Vereinigung von Schule und Kirche in des Ministers Person — zum erstenmal bei Altenstein (1817 bis 1840) — als ein Unheil. Politische und kirchliche Reaktion wurden bald auch für das Kultusministerium maßgebend,

das Altenstein in mildem Geiste noch im Sinne des vornehmen Herrn und unter den Humboldtschen Anstößen leitete, — von 1821 bis 1832 war bezeichnenderweise der Demagogenverfolger v. Kamptz, der Direktor des Polizeiministeriums, zugleich Direktor der Unterrichtsabteilung im Kultusministerium. Das Ministerium v. Raumer (1851 bis 1858) segelte bereits im vollen Fahrwasser der kirchlich-orthodoxen und politisch-bureaukratisch-reaktionären Strömung. Die Volksschulbildung wurde durch die berüchtigten Regulative von 1854, die selbst Wiese zu rückschrittlich waren, „vereinfacht". Ihr Urheber, Stiehl, meinte, „die Schulen müßten auf 50 Jahren rückwärts, wenn sie gut werden sollten"; den Seminaristen „müsse Demut bei harter Kost und leerer Wand" eingeschärft, und die alte Kirchenschule wiederhergestellt werden. An den höheren Schulen wurde jeder freiere Geist gebannt, die Rechtgläubigkeit in Kirche und Staat „mit gutem und mit bösem Wort" unter den Lehrern herzustellen versucht. Nach einem kurzen, vorsichtigen Lichtblick beim Beginne der neuen Aera unter dem „idealen Liberalismus" und der „kühlen Vornehmheit" des geistvollen Ministers v. Bethmann-Hollweg trat bald wieder „die Verbindung von Thron und Altar" in volle Wirkung, und der Minister v. Mühler nahm die Raumersche Tradition in schneidiger Schärfe wieder auf. Nicht als ob die Minister v. Raumer und v. Mühler unbedeutend gewesen wären. Jener war zwar persönlich zugeknöpft und unliebenswürdig, aber fein gebildet, voll Interesses für das Unterrichtswesen und nicht ohne Verständnis für die Bedeutung der Wissenschaft, der Mommsen, Haupt und Jahn, als sie um ihrer politischen Thätigkeit willen aus Leipzig vertrieben wurden, nach Breslau, Berlin und Bonn berief, dieser wenigstens verständig, nicht ohne dichterischen Geist, mannigfach interessiert, aber willensschwach und langsam im Entschlusse, vielleicht beides, weil er zu sehr der Mann seiner ehrgeizigen, politisierenden und kirchlich-exklusiven Frau war. Beider Minister harte Hand lag schwer auf Universität, höherer Schule und Volksschule. Freilich Raumer vergaß trotz seiner selbständigen Energie in der kirchlichen und politischen Reaktion nie ganz die sachkundige Pflege von Schulen und Universitäten, aber Mühler stellte sich ganz in den Dienst von Orthodoxie und Reaktion. Doch darin blieb sich ihre Wirkung gleich: Selbständigkeit und Freiheit des Denkens waren in den Schulen ungern gesehen und, je weiter nach unten, desto rücksichtsloser verpönt. Für Mühlers Regiment ist charakteristisch, daß sein ganzes Ministerium von dem Streite über den konfessionellen Charakter der höheren Schule erfüllt war. An fachmännischer Tüchtigkeit und hoher Bildung fehlte es den Referenten dieser Zeit, Joh. Schultze, L. Wiese, Stiehl und andern, nicht, und zahlreiche Verbesserungen im kleinen bezeugen ihre Einsicht und Arbeitsfreudigkeit. Aber sie standen teils selbst völlig im Banne der kirchlichen Orthodoxie und der politischen Reaktion, teils waren sie so einseitig Fachmänner, daß sie sich begnügten, ihre Lieblingsideen auf einigen Spezialgebieten durchzuführen, und sich dem politischen und kirchlichen Gebiete fernhielten. Wiese und Stiehl wollten aber, der erste sicher aus Ueberzeugung, mit ihren Ministern „den revolutionären Bestrebungen den Damm legitimer Ordnung und Autorität entgegensetzen". Im

Dienste der orthodoxen Reaktion baute Wiese die Realschule aus, um von dem Gymnasium die moderne, vor allem die naturwissenschaftliche Bildung möglichst fernhalten zu können; er hätte es mit Raumer am liebsten auf die alten Sprachen, Religion und Mathematik beschränkt, war aber zu klug, um nicht einzusehen, daß dies unmöglich war. Die Einverleibungen von 1866 stellten der Unterrichtsverwaltung neue große Aufgaben; sie wurden bureaukratisch geschickter als politisch gelöst.

Ein neuer Geist kam erst mit Falk in das Kultusministerium — der Geist des Kulturkampfes. Vor diesem trat allerdings anfänglich die Thätigkeit des Ministers im Unterrichtsgebiete etwas zurück. Der neue Minister war ein klarer, konsequenter und energischer, ein sehr befähigter und ein tapferer Mann, zugleich eine ungewöhnliche Arbeitskraft, aber vor allem und überall zuerst Jurist, politisch eher konservativ als liberal. Doch der Kulturkampf drängte ihn rasch in liberale Bahnen und auch in neue Wege der Volksbildungsfrage. Die Gründung des Deutschen Reichs stellte große Aufgaben, zwar mannigfach andersartig, aber darum nicht weniger groß, als sie nach 1807 Preußen erwuchsen. Auch jetzt mußten alle Kräfte lebendig und frei gemacht werden, und wieder dachte man an die Mitwirkung der Schulerziehung, diesmal, dem allgemeinen Stimmrecht entsprechend, in erster Linie der Volksschule. Bereits 1868 hatte Oesterreich ein vorzügliches Volksschulgesetz geschaffen, auch die Mittel- und Kleinstaaten hatten im Anfang der siebziger Jahre ihr Volksschulwesen mit den Fortschritten der Pädagogik mehr oder minder in Einklang gebracht. Preußen allein stand unbeweglich beiseite. Zwar wurden die einseitig und engherzig kirchlichen Regulative nicht mehr mit der vollen Schärfe gehandhabt, ja Stiehl hatte schon 1861 zugestehen müssen, „daß das nach den Regulativen eingerichtete Schul- und Unterrichtswesen der Weiterbildung und Entwicklung fähig und bedürftig sei." Die neuen Bildungsbestrebungen der Gemeinden fanden bei Einrichtung höherer Schulen mannigfach Hinderung, namentlich in kirchlichen und in Patronatsfragen; nur die Vermehrung der Realgymnasien wurde gefördert; ihre Abiturienten erhielten 1870 Zutritt zum Universitätsstudium in der philosophischen Fakultät. Erst der Kulturkampf schuf hier Wandel, und das Schulaufsichtsgesetz vom 11. März und die „Allgemeinen Bestimmungen" vom 15. Oktober 1872 begründeten für die Volksbildungsfrage eine neue Zeit, obgleich beide technisch keineswegs die entsprechenden Anordnungen andrer Staaten übertrafen. Sie konnten nur dadurch die große Bedeutung gewinnen, daß nirgends die Entwicklung so zurückgeblieben war wie in Preußen. Das zunächst für die katholische Volksschule bestimmte Schulaufsichtsgesetz überwies bekanntlich nur die Ernennung der Schulaufsichtsbeamten der Regierung — ein zweischneidiges Schwert, wie sich später ergab. Die §§ 12—14 Teil II, Titel 12 des Allgemeinen Landrechts hatten die Lokalaufsicht in die Hände der Ortsgeistlichen gelegt, und diese konnten ihre Aufsichtsrechte nur mit dem geistlichen Amte verlieren, waren also thatsächlich unabsetzbar. Im Kulturkampfe ergab sich dieser Zustand als unhaltbar, und die Regierung mußte in die Lage gesetzt werden, in einzelnen Fällen

den geistlichen Widerstand zu brechen. An eine thatsächliche Minderung des bisherigen Anspruchs der Kirche an die Schule dachte bei der prinzipiellen Aenderung weder der Minister noch vor allem die konservative Partei. Wer also darin die Verwirklichung der Forderungen Diesterwegs erblicken würde, der die Schulaufsicht den Fachleuten vorbehalten wissen wollte, würde die Sachlage völlig verkennen: das Gesetz war lediglich ein politisch-kirchliches Kampfmittel, aber kein Eingehen auf die Forderungen der Pädagogik und des Lehrerstandes. Die Fachaufsicht war in dem Gesetze nicht erwähnt und wurde auch thatsächlich dadurch nicht geschaffen, obgleich in Oesterreich und den meisten deutschen Staaten diese Forderung zur selben Zeit mehr oder weniger vollständig erfüllt wurde. Auch in Preußen war sie wiederholt erhoben und im Abgeordnetenhause gebilligt worden. Allmählich wurden aber doch von Falk (in sechs Jahren) unter dem Druck der Verhältnisse und bei der Verschärfung des Kulturkampfes 172 staatliche Kreisschulinspektionen geschaffen; nach seinem Rücktritt verlangsamte sich immer mehr dieses Tempo für die Kreise, und die Lokalaufsicht kam, wo sie es nicht geblieben war, bald wieder in geistliche Hand.

Noch wichtiger war die Aufgabe, für die Arbeit der Volksschule neue Bestimmungen zu erlassen, die der veränderten Lage im Reiche und in Preußen entsprachen. Und hier besannen sich Falk und seine Ratgeber wieder auf das Ziel, das Humboldt einst Preußen gesteckt hatte. Von dessen humanem, liberalem und weitschauendem Geiste verspürt man einen Hauch in den „Allgemeinen Bestimmungen", die einen neuen, zeitgemäßen Lehrplan der Volksschule und Anordnungen über die Lehrerbildung in den Seminaren enthalten. Darin erscheint die Volksschulbildung als ein Abschnitt der allgemeinen Menschenbildung, und die so oft gepriesene, aber nicht vorhandene „Einheit der Schule" wurde hergestellt, freilich nicht in dem thörichten und unmöglichen Sinn, daß alle Staatsbürger die gleiche Bildung erhalten sollten, sondern in der richtigen und möglichen Auffassung, daß ein völlig gleicher Unterbau der Elementarbildung geschaffen wurde, wo im wesentlichen der kindliche Sinn für die gleichen Gebiete geweckt und erschlossen werden soll, für die ihn die höheren Schulen nur zu erweitern und zu vertiefen haben, wo dieselben Seelenkräfte geübt werden an einem einfacheren Stoffe, wie auf der höheren Stufe an einem reicheren und komplizierteren, wo endlich nach den gleichen Grundsätzen die Seele des Schülers der Mittelpunkt der Unterrichtsthätigkeit ist, wie in den höheren Schulen. Während aber in den Regulativen die Religion im Mittelpunkt des ganzen Schulplans stand, erschien in den Allgemeinen Bestimmungen nicht mehr „die christliche Erziehung fürs Leben" als Hauptzweck der Volksschule, sondern die Unterweisung in Kenntnissen und Fertigkeiten, und das Lehrbuch erhielt „einen volkstümlich-litterarischen Charakter mit Ausschluß jeder kirchlichen Tendenz". Noch bedeutender war der Fortschritt in der Lehrerbildung, die durch den Lehrplan der Seminare nicht nur erheblich erhöht, sondern deren Erwerb auch freier gestellt und von dem kindlichen Gängelbande der Regulative gelöst wurde. Und diese erhöhte Lehrerbildung erhielt einen Anreiz zur selbständigen Weiterbildung durch Einführung einer Prüfung

für Lehrer und Rektoren an den neugeschaffenen „Mittelschulen“, den früheren gehobenen Volksschulen, Stadtschulen, Bürgerschulen, die den „Elementarlehrern“ den Weg zu Lehramt und Leitung an Mittelschulen, höheren Mädchenschulen, Seminaren und ähnlichen Anstalten erschloß. Im Gefolge dieser „Bestimmungen“ wurden zahlreiche Lehrerseminare gegründet, die kargen und den Großstaat geradezu beschämenden Lehrergehalte aufgebessert, die Herrschaft der Kirche über die Schule mehr und mehr beschränkt. Eine künftige Zeit wird abzuwägen haben, wie viel zu diesem Aufschwung der Volksschule die nationale Hochflut mitgewirkt hat; die Verdienste Falks werden dadurch kaum gemindert werden, so manches Unvollkommene und vor allem Unklare und Willkürliche diesen Schöpfungen anhaften mag. Im höheren Schulwesen machte Wiese, der Hauptvertreter der „christlichen Schule“, Bonitz Platz, dem Manne, der durch die Neuorganisation der österreichischen Schulen bewiesen hatte, daß ihm der Gedanke fernlag, der modernen Bildung zu Gunsten der antiken die Existenz zu bestreiten. Eine von Falk berufene Konferenz über das höhere Schulwesen (1874) hatte bereits gezeigt, daß der Minister auch andern Anschauungen als den bisher geltenden gerecht werden wollte. Persönlich aufrichtig religiös, wollte er doch die Religion Sache des einzelnen sein lassen, und in der Schulfrage war er daher geneigt, den konfessionellen Charakter der Schule aufzuheben oder doch wesentlich zu beschränken: die Simultanschule wurde begünstigt. Aber zu einem abschließenden Resultate kam es nicht mehr. Falk mußte 1879 infolge „weiblicher Hofeinflüsse und ungnädiger königlicher Handschreiben“, auch infolge der Aenderung der Kirchenpolitik, zurücktreten. Abermals erwies sich die Verbindung von Volksbildung und Kirchenwesen in demselben Ministerium als verderblich.

Mit v. Puttkamer (1879—1881) und v. Goßler (1881—1891) begann der Abbruch der Kulturkampfgesetzgebung. Aber der Minister v. Goßler, ein formvollendeter und gedankenreicher Redner, der sich stets auf einen höheren Standpunkt zu stellen suchte, hatte immerhin für die Volksbildung Verständnis genug, um nicht auch hier den Abbruch zu beschleunigen, und Hemmen war jetzt auch schon ein Verdienst. Er hielt die „Allgemeinen Bestimmungen“ aufrecht, wenn sich auch der Geist ihrer Handhabung mannigfach änderte, brachte ein für die Volksschule wertvolles Pensionsgesetz durch und erleichterte durch ein andres die Schullasten der Landgemeinden. Doch er mußte auch den Konservativen seinen Zoll entrichten, indem im Jahr 1887 ein Gesetz den Aufsichtsbehörden die Befugnis entzog, neue und erhöhte Forderungen für die Schule festzustellen, und jene den Selbstverwaltungsorganen übertrug. Die besondere Teilnahme des schöngeistigen und wissenschaftlich interessierten Ministers wandte sich den Universitäten und der Kunst zu, und in ihrer wohlwollenden, meist verständnisvollen Förderung liegen seine Hauptverdienste. Daß er auch einmal fehlgriff, wie bei der Kochschen Tuberkulinerfindung, hat man mit Unrecht ihm zum Vorwurf gemacht; herrschte doch selbst in Fachkreisen vielfach Ueberschätzung. v. Goßler war aber kein Fachmann, und sein Herz war an der Entdeckung beteiligt. Gegen die höheren Schulen brach unter ihm die bekannte Ueberbürdungs-

bewegung aus, die ihn zur stärkeren Pflege der körperlichen Erziehung bewog und auch zu den neuen Lehrplänen von 1882. Die dadurch herbeigeführte Reform des höheren Unterrichts, bei der Tradition und Bureaukratie, wie gewöhnlich in Preußen, über die fachmännische Einsicht triumphierten, war eine wertlose Maßregel, da sie Bestehendes und Fortschritt vereinigen, Wasser und Feuer in ein Gefäß fassen wollte. Bonitz verlor seitdem alle Freude an seiner Thätigkeit, da er gegen die Bureaukratie und die Vertreter der alten Lateinschule nichts vermochte. Auch die von ihm gearbeiteten Lehrpläne von 1882 sind ein Kompromiß voll innerer, bisweilen schreiender Widersprüche. Nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. mußte v. Goßler zur Einleitung einer Schulreform, wie man hoffte im großen Stil, die Dezemberkonferenz von 1890 berufen, nachdem er bereits am 19. Januar 1890 in einer Denkschrift die pädagogische Ausbildung der Lehrer höherer Schulen vor das Abgeordnetenhaus gebracht und an die Heilung eines alten Schadens Hand gelegt hatte. Für die aus den Anregungen jener Konferenz hervorgegangene Reform von 1891 trägt er staatsrechtlich die Verantwortung; auch sie war nichts Ganzes, sondern ein Kompromiß, doch immerhin ein großer Fortschritt, da darin der ideelle Schwerpunkt im Prinzip in das Deutsche und die Geschichte verlegt, mit dem Grundsatze der alten Lateinschule gebrochen war. Doch nicht an ihr, sondern an einem Volksschulgesetze, vielleicht an beiden, kam der Minister zu Fall. Ein Unglück war es nicht für ihn, auch nicht für die Sache; denn Halbheit wäre die Signatur seiner Thätigkeit geblieben, wie das Walten seiner Nachfolger gezeigt hat. Zwischen der bureaukratischen und konservativen Ueberlieferung und den Forderungen des Sic volo, sic jubeo gab es kein Paktieren. Was ein Mann wie Bonitz nicht hatte erreichen können, konnte seinen Nachfolgern, kleineren Männern kleiner Mittel, erst recht nicht gelingen, und eine größere Unklarheit in der Schulpolitik wie um, in und nach 1890 hat noch nie in Preußen geherrscht. Ob der Minister v. Goßler, Graf Zedlitz oder Bosse hieß, machte in dieser Hinsicht kaum einen Unterschied; feste Ziele bestanden nirgends; höchstens im Hinhalten und Hintanhalten der modernen Forderungen und der Neuerungen fand sich einige Uebereinstimmung. Die großen Gesichtspunkte eines Humboldt konnten sie ihrem ganzen Wesen nach nicht zu den ihrigen machen, und hätten sie es gekonnt, wäre ihnen die Mehrheit der Kammern nicht gefolgt. Ob künftig, vor allem in absehbarer Zeit, Minister von Geist die Volksbildung entscheidend oder auch nur erheblich im großen Stile fördern können, wer hätte den Mut, diese Frage zu bejahen? Zurzeit giebt der Massengeist die Entscheidung; Massengeist kann aber nie den Individualgeist ersetzen, nur dieser wirkt nach unsrer Erfahrung schöpferisch. Käme ein solcher, wer er auch wäre, er brächte Erlösung. Seit mehr als vierzig Jahren ist ein Unterrichtsgesetz in Arbeit, und doch harrt die Frage der Volksbildung im weitesten Sinn noch immer auf ihren Bismarck.

Was uns die Bienen über Vererbung lehren.

Von

Prof. Dr. J. W. Spengel in Gießen.

In den Naturwissenschaften, besonders in den biologischen Wissenschaften, bedient man sich vielfach gewisser Ausdrücke, welche die Sprache ursprünglich für Vorgänge und Erscheinungen des menschlichen Lebens und menschlicher Einrichtungen geschaffen hat. Ihr Sinn wird bei dieser Uebertragung allmählich mehr oder weniger umgeprägt, erweitert oder eingeengt, oft genug, ohne daß man sich dessen bewußt wird oder wenigstens zu völliger Klarheit darüber gelangt. Nicht wenige irrtümliche Ansichten, welche über den Wert wissenschaftlicher Lehren bei Nichtgelehrten bestehen, sind darauf zurückzuführen, daß manche der zu Kunstausdrücken gewordenen Wörter von diesen in der ursprünglichen Bedeutung genommen werden. Zu den Ausdrücken dieser Art gehört auch das Wort „Vererbung". Wer zum erstenmal die Erscheinung, daß Eigenschaften, körperliche oder geistige, den Eltern bei den Nachkommen wiederkehren, mit diesem Worte bezeichnet hat, weiß ich nicht. Ich möchte glauben, daß dieser Gebrauch noch nicht sehr alt sein dürfte. Daß der Mensch und mit ihm jeder Organismus, sei es Tier, sei es Pflanze, seine sämtlichen Eigenschaften der Vererbung verdanke, ist jedenfalls ein durchaus moderner Gedanke, und auch heutigentages denkt der Laie, wenn er von Vererbung spricht, dabei vorzugsweise an die Uebertragung besonderer Eigenschaften. Wir sind uns wohl jetzt allgemein bewußt, die Farbe der Haare, die Form der Nase, die Statur des Körpers von den Eltern ererbt zu haben, etwa von der Mutter, während wir dem Vater vielleicht unsre besondere Geistesrichtung, Talente oder dergleichen verdanken. Allein wer denkt denn daran, daß wir auch die Haare und die Nase selber, kurz und gut, den ganzen Menschen mit allen seinen gröberen und feineren Teilen und allen seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften ererbt haben? So nimmt es aber heute die Wissenschaft an, in diesem Sinne redet sie von Vererbung, und in diesem Sinne ist Vererbung ein durchaus moderner Begriff.[1])

---

[1]) Der Ausdruck scheint zuerst ausschließlich bei den landwirtschaftlichen Tierzüchtern gebraucht worden zu sein. Thaer bedient sich desselben schon in einer Abhandlung vom Jahre 1812 „Ueber die Gesetze der Natur, welche der Landwirt bei der Veredlung seiner Haustiere und Hervorbringung neuer Rassen beobachtet hat und befolgen muß" (in Abh. Akad. Wiss. Berlin 1812) in durchaus geläufiger Weise: „Manche glaubten bemerkt zu haben, daß bei einer bestimmten Tierart dieser oder jener Teil des Körpers — die äußere Form oder die innere Organisation, das Temperament, gewisse nutzbare Eigenschaften — sich mehr vom Vater, andre mehr von der Mutter vererbten," „Vorzüge und Fehler erben hier fort" und so weiter. Dagegen wird man nicht nur in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften vergebens nach dem Wort „Vererbung" suchen, sondern auch in Johannes Müllers

Sobald wir uns aber dieser Auffassung des Wortes bewußt werden, müssen wir auch einsehen, daß es nicht ohne gewisse Einschränkungen des Umfanges abgeht, in dem eine Vererbung stattfindet. Schon die einfache Beobachtung, daß Vater und Mutter verschiedene Eigenschaften haben, die unmöglich alle auf einen Nachkommen übertragen werden können, weil sie sich teilweise gegenseitig ausschließen, nötigt uns zu einer solchen. Aber die Erfahrung lehrt uns thatsächlich, daß bei den Nachkommen die Eigenschaften der Eltern immer in einer gewissen Mischung und Auswahl auftreten, daß also nicht in jedem einzelnen Falle eine Eigenschaft vererbt wird, sondern daß bei der Vererbung Eigenschaften ausfallen können, ja offenbar ausfallen müssen, wenn nicht durch eine fortgesetzte Summierung der Eigenschaften in vielen aufeinander folgenden Generationen schließlich eine mit dem Organismus nicht mehr zu vereinbarende Häufung entstehen soll. Im besonderen sollte es scheinen, als könnten alle diejenigen Eigenschaften, welche einem der beiden Eltern vermöge ihres Geschlechtes eigentümlich sind — denken wir zum Beispiel an das reiche, bunte Gefieder, den Kamm und die Hautlappen des Hahnes, die der Henne fehlen — nur auf die Nachkommen des entsprechenden Geschlechtes erblich übertragbar sein. Obwohl dies fast selbstverständlich erscheint, erweist sich gerade in diesem Punkte eine Beschränkung der Vererbbarkeit nicht als notwendig, sondern nur eine schärfere Bestimmung des Begriffs. Sehr zahlreiche Beobachtungen führen uns ganz zwingend zu der Annahme, daß in einem Wesen Eigenschaften vorhanden sein können, welche sich nicht für uns sichtbar äußern, etwa so, wie einem anorganischen Körper unter gewissen Umständen eine beträchtliche Menge von Wärme zugeführt werden kann, ohne daß deren Anwesenheit in Form einer Steigerung der Temperatur nachgewiesen ist. Wie der Physiker in einem solchen Falle von latenter Wärme redet, so dürfen wir einem tierischen oder pflanzlichen Wesen latente Eigenschaften zuschreiben. Ihre thatsächliche Existenz tritt oftmals unter gewissen Umständen sichtbar zu Tage, so zum Beispiel, wenn eine Henne die Erscheinung der „Hahnenfedrigkeit“ zeigt, das heißt bei einer Mauserung statt ihres schlichten Hennengefieders das bunte Federkleid eines Hahnes erhält. Weit häufiger aber erwachen latente Eigenschaften erst in einer neuen Generation, bei den Kindern oder Enkeln, wie es ja eine alte Erfahrung ist, daß viele Menschen nicht einem ihrer Eltern, sondern einem ihrer Groß- oder Urgroßeltern ähnlich sehen oder mit ähnlichen Fähigkeiten ausgestattet sind.

Diese Form der Vererbung, in welcher eine oder mehrere Generationen übersprungen werden, wird als „Atavismus“ bezeichnet. Solcher spielt auch bei der Uebertragung von Eigenschaften, welche eng an das Geschlecht geknüpft sind, manchmal eine wichtige Rolle, wie uns Darwin mitteilt, daß die Eigenschaften

---

„Handbuch der Physiologie“ (1843) wird es noch nicht gebraucht, und selbst Lotze behandelt in seiner „Allgemeinen Physiologie des körperlichen Lebens“ (1851) die Frage „von der Erhaltung der Arten“ in ausführlicher Weise, ohne sich auch nur ein einziges Mal dieses Ausdrucks zu bedienen.

einer ausgezeichneten Milchkuh nicht nur durch deren weibliche, sondern auch durch deren männliche Nachkommen erblich übertragen werden können, eine Thatsache, welche für den Rindviehzüchter von großer Wichtigkeit ist, da sie ihm gestattet, nicht bloß die Kühe, sondern auch die Stiere bei der Zucht von Milchkühen zu verwenden.

Unsre Beobachtungen nötigen uns demnach zwar zu dem Schluß, daß niemals die sämtlichen Eigenschaften der beiden Eltern auf die Nachkommen vererbt werden können, sie geben uns aber noch keinen Anhalt, um allgemein zu bestimmen, welche Eigenschaften vererbbar sind und welche nicht. Und doch wird gerade insofern der oben aufgestellte Satz, daß wir alle unsre Eigenschaften durch Vererbung erhalten haben, einer Einschränkung bedürfen. Die Erfahrungen des täglichen Lebens an Menschen und Tieren lehren in unwiderleglicher Weise, daß ein nicht ganz geringer Teil der Eigenschaften und besonders der von gewissen Eigenschaften abhängigen Fähigkeiten nicht mit auf die Welt gebracht wird, sondern erst als das Ergebnis sei es äußerer Einwirkungen, sei es der Uebung entsteht. Die chinesischen Damen werden nicht mit ihren kleinen Krüppelfüßen geboren, sondern mit ebenso normalen Füßchen wie andre Menschenkinder, ebensowenig die Flathead-Indianer mit ihren seltsamen keilförmigen Köpfen. Erst durch gewaltsame Eingriffe in den natürlichen Entwicklungsgang werden solche Formen hervorgebracht. Und welche Fähigkeiten entstehen nicht alle erst durch Uebung! Hat schon je ein Mensch von Geburt an gehen oder gar sprechen können, obwohl doch der aufrechte Gang und die Sprache in jedem Lehrbuch als die wichtigsten Merkmale aufgeführt werden, die den Menschen von den Tieren unterscheiden? Und wer wollte wohl die Berechtigung des Sprichworts bestreiten, daß kein Meister geboren wird, weder in einer Kunst noch in einem Handwerk! Ganz das Gleiche gilt von vielen Fähigkeiten der Tiere. Kein Kätzchen hat das Mausen gelernt, ohne von seiner Mutter darin unterwiesen worden zu sein; und wenn ein Rennpferd über die Bahn gehen soll, so bedarf es zuvor einer langen, mühsamen Trainierung. Soll doch sogar der neugeborene Walfisch im Gegensatz zu den Fischen, denen die Fähigkeit des Schwimmens angeboren ist, diese erst durch Uebung sich aneignen müssen. Welche Eigenschaften und Fähigkeiten von den Tieren in solcher Weise erst erworben werden, bedarf in sehr zahlreichen Fällen erst der Feststellung durch wissenschaftliche Forschung. Dagegen darf es schon als bewiesen gelten, daß unter den Eigenschaften und Fähigkeiten angeborene und erworbene unterschieden werden müssen, und damit entsteht für die Vererbungslehre die überaus wichtige Frage, ob aus erworbenen Eigenschaften angeborene werden können, oder, mit andern Worten, ob auch erworbene Eigenschaften einer Uebertragung auf dem Wege der Vererbung fähig sind. Sie aufgeworfen zu haben, ist das große Verdienst Weismanns, der im Gegensatz zu Darwin selber und allen seinen zahlreichen Jüngern in dem ersten Decennium nach dem Erscheinen von Darwins grundlegendem Buche die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften nicht nur für eine unnötige und unbewiesene Annahme erklärte, sondern geradezu ihre Möglichkeit in Abrede stellte. Die

Tragweite dieser Behauptung Weismanns an dieser Stelle zu entwickeln, ist nicht wohl möglich. Es sei nur erwähnt, daß zahlreiche Forscher zu ihr Stellung genommen, die einen in zustimmendem, die andern in abweisendem Sinne, und daß sie gewissermaßen den Brennpunkt eines heißen Streites um die Vererbungslehre bildet, der seitdem entbrannt ist und ohne endgültige Entscheidung bis auf unsre Tage fortgeführt worden ist.

Wie alle Lehrsätze, deren wesentlicher Inhalt in einer Negation besteht, ist auch Weismanns Behauptung, daß erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden, schwer zu widerlegen und im Grunde wohl nicht zu beweisen. Allerdings würde wohl eine einzige Beobachtung einer unbestreitbaren erblichen Uebertragung einer unbestreitbar erworbenen Eigenschaft genügen, um sie als nicht zutreffend darzuthun. Allein bisher ist es nicht gelungen, irgend eine Beobachtung zu machen, die völlig einwandfrei wäre. Gegenüber diesem Mangel eines positiven Beweises, daß sie in Widerspruch mit den Thatsachen steht, findet sie ihrerseits eine starke Stütze in der Fortpflanzung einiger Tiere, bei denen es infolge sehr eigentümlicher Umstände möglich ist, die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften mit Sicherheit auszuschließen. Eine dieser Tierformen ist unsre Honigbiene.

Man hat ein Bienenvolk nicht mit Unrecht oft einem Menschenstaate verglichen. Wie ein solcher setzt es sich aus verschiedenen Ständen zusammen, und zwar aus einem Oberhaupte, der Königin, und zahlreichen Unterthanen, die sich ihrerseits in die ob ihres Bienenfleißes sprichwörtlich gewordenen Arbeiter und in privilegierte Nichtsthuer, Drohnen genannt, scheiden. Mit dieser Einteilung aber, die sich auf den Anteil der drei Stände an der von den Bienen zu leistenden Arbeit bezieht, ist das Verhältnis derselben zu einander nur nach einer Richtung bezeichnet. Die Bienen unterscheiden sich untereinander auch in Bezug auf ihr Geschlecht: die Königin ist ein Weibchen, die Drohnen sind Männchen, und die Arbeiter sind in gewissem Sinne geschlechtlos, obwohl sie nach ihrem Bau den Weibchen zuzuzählen sind, aber sie legen keine Eier. Statt sich fortzupflanzen, widmen sie sich, gewissermaßen wie von der Natur prädestinierte alte Jungfern, ausschließlich den Pflichten des Haushaltes und nicht zuletzt der Pflege der Nachkommenschaft, die aus den ganz allein von der Königin, im wahren Sinne der Mutter des Volkes, gelegten Eiern hervorgeht. Die Kenntnis dieser wichtigen Thatsachen ist schon ziemlich alt: vor mehr als zweihundert Jahren hat der holländische Naturforscher Swammerdam nachgewiesen, daß die Königin ein Weibchen, die Drohnen Männchen seien, und einem Fräulein Jurine haben wir im Anfang des 19. Jahrhunderts die Entdeckung der wahren Natur der Arbeiter zu verdanken gehabt. Aber auch damit ist das Verhältnis der drei Stände zu einander noch nicht erschöpfend festgestellt.

Für die Kenntnis vom Leben des Bienenvolkes ist 1845 ein denkwürdiges Jahr: damals stellte ein praktischer Imker, der schlesische Pfarrer Dzierzon, die Hypothese auf, die weiblichen Bienen, also die Königinnen und die Arbeiter,

gingen aus den befruchteten, die Männchen aber, die Drohnen, aus unbefruchteten Eiern der Königin hervor. Das war in jener Zeit eine höchst verwegene Behauptung, denn es herrschte unbestritten die Lehre, daß nur durch Befruchtung das Ei eines Tieres sein Leben und die Fähigkeit der Entwicklung zu einem neuen Tier erhalten könnte. Erst mehr als ein Jahrzehnt später ist der sichere Nachweis erbracht worden, daß diese für die überwältigende Mehrheit der Tierformen gültige Regel thatsächlich gewisse Ausnahmen erleidet, und man schuf für diese Erscheinung den Namen Parthenogenesis. Durch die Bemühungen einer stattlichen Reihe von Forschern, an deren Spitze v. Siebold und R. Leuckart traten, ist es schließlich gelungen, aus Dzierzons kühner Hypothese eine exakt bewiesene Thatsache zu machen. Zwar hat es bis in die jüngste Zeit nicht an Zweiflern gefehlt, allein diese müssen den neuesten Forschungen gegenüber auf jeden Widerspruch verzichten.

Wenn nun aber einwandfrei dargethan ist, daß alle Bienenweibchen aus befruchteten, alle Bienenmännchen durch Parthenogenesis, aus unbefruchteten Eiern, hervorgehen, so ergiebt sich daraus, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Thatsache, daß nur die Königin Eier legt, die Arbeiter aber nicht fortpflanzungsfähig sind, ein höchst eigentümliches, für die Vererbungstheorie ungemein lehrreiches Verwandtschaftsverhältnis der drei Stände.

Stellen wir uns ein möglichst einfaches Bienenvolk vor. Eine von wenigen Arbeitern begleitete Königin habe dasselbe begründet und Eier gelegt, aus denen jene eine junge Königin, eine Anzahl Arbeiter und einige Drohnen aufgezogen haben. Alle diese jungen Tiere sind, insofern sie von der Königin, als ihrer gemeinsamen Mutter, abstammen, natürlich Geschwister, und zwar die junge Königin und die Arbeiter Schwestern, die Drohnen aber sind genau genommen nur Halbbrüder dieser, da sie zwar dieselbe Mutter, aber nicht denselben Vater, nämlich gar keinen Vater haben. Wohl aber hatten die jungen Bienen einen gemeinsamen Großvater, nähmlich jene Drohne, welche der Gatte der alten Königin, ihrer Mutter, war, also einen Großvater mütterlicherseits. Die Arbeiter bleiben zeitlebens kinderlos, sie haben aber zahlreiche Neffen und Nichten, die Kinder ihrer verheirateten Schwester, der Königin, deren Tanten sie mithin sind. Die Drohnen endlich haben ausschließlich Töchter, keine Söhne.

Aus diesem Verhältnis ergeben sich für den Vorgang der Vererbung bei den Bienen höchst eigenartige Folgerungen. 1. Offenbar kann ein Männchen, eine Drohne, seine männlichen Eigenschaften nicht von einem seiner Eltern ererbt haben, da es nur eine Mutter, aber keinen Vater hatte; die Eigenschaften der Mutter aber, der Königin, ererbt es nicht. 2. Die Drohne vererbt ihre männlichen Eigenschaften nicht auf ihre Nachkommen; denn aus den befruchteten Eiern gehen Individuen hervor, die trotz des Anteils eines männlichen Zeugungselementes ausschließlich Eigenschaften des weiblichen Geschlechts besitzen. 3. Die Arbeiter unter diesen aber besitzen Eigenschaften, die sie weder von der Mutter noch vom Vater ererbt haben können, da sie beiden fehlen, und

diese ihre Eigenschaften können sie nicht vererben, da sie sich niemals fortpflanzen.

Ehe wir es unternehmen, diese scheinbaren Widersprüche zu lösen, wollen wir in aller Kürze einen Blick auf die wichtigsten Eigenschaften werfen, in denen sich die drei Stände voneinander unterscheiden. Abgesehen von den Fortpflanzungsorganen betreffen sie 1. die Körpergröße, in welcher die Königin die Drohnen überragt und diese wiederum die Arbeiter; 2. die Ausstattung des Körpers mit Haaren und Borsten, welche, bei den Arbeitern als Bürste und Körbchen an den Hinterbeinen besonders ausgebildet, diese allein zum Sammeln von Blütenstaub befähigen; 3. die Ausbildung der Mundwerkzeuge, unter denen bei den Arbeitern die zum Auflecken des Honigs geeignete lange Zunge eine hervorragende Bedeutung erlangt hat; 4. die Wachsdrüsen, welche nur den Arbeitern eigen sind; 5. den Stachel, der den Weibchen, also der Königin und den Arbeitern, zukommt, den Drohnen jedoch fehlt, und 6. die Größe der Augen, welche bei der Königin am kleinsten, bei den Arbeitern etwas größer, bei den Drohnen aber so mächtig sind, daß sie auf der Oberseite des Körpers zusammentreffen. Zu diesen körperlichen gesellen sich die bekannten geistigen Eigenschaften, in denen sich die drei Stände in nicht minder bemerkenswerter und scharfer Weise voneinander unterscheiden, die Arbeiter mit ihrem mächtig entwickelten Thätigkeitstriebe, ihrer Kunstfertigkeit, ihrer aufopferungsfähigen Treue für den Staat, auf der andern Seite die Königin und die Drohnen, deren Aufgabe sich in der Fortpflanzung vollständig erschöpft, wobei letztere, im Gegensatz zu der eifrigen, mit Eierablage beschäftigten Königin, das Bild stumpfsinniger Müßiggängerei darbieten.

Wenn wir also nach den Vorgängen der Vererbung bei den Bienen fragen, so handelt es sich dabei um eine sehr ansehnliche Reihe von körperlichen und geistigen Merkmalen, die innerhalb der drei Stände in sehr verschiedener Weise ausgeprägt sind, derart, daß es einen durchaus verständlichen Sinn hat, wenn wir fragen, wie die Vererbung der männlichen Merkmale der Drohnen oder die Vererbung der den Arbeitern eigentümlichen zu stande kommt.

Die geringsten Schwierigkeiten bereitet die Königin. Wenn aus ihren befruchteten Eiern junge Königinnen hervorgehen, sind die Erscheinungen der Vererbung hier nur insofern von ungewöhnlicher Art, als die Brut ausschließlich der Mutter nachzuschlagen scheint, nicht dem Vater. Das dürfte allerdings nur insoweit ganz zutreffend sein, wie es sich um die besonderen männlichen Eigenschaften der Drohnen handelt. In solchen Fällen aber, wo die Königin und ihr Gatte, eine Drohne, in andern Kennzeichen voneinander abweichen, wie es zum Beispiel der Fall ist, wenn eine Königin der hellbehaarten italienischen Bienenrasse mit einer Drohne der dunkelhaarigen deutschen Rasse verbunden wird, dann tritt bei den von ihnen abstammenden jungen Königinnen — und ebenso bei den Arbeitern — ganz deutlich eine Mischung der den beiden Eltern eignen Merkmale ein: die Jungen gleichen in ihrer Behaarung bald mehr der Mutter, bald mehr dem Vater.

Gehen aber aus den befruchteten Eiern der Königin Arbeitsbienen hervor, so handelt es sich nicht mehr um die gewohnte Art der Vererbung. Die Jungen zeigen in diesem Falle Eigenschaften, welche keinem ihrer Eltern zukommen, auch nicht etwa den Großeltern, sondern Eigenschaften ihrer Tanten und Großtanten, die an ihrer Erzeugung keinerlei Anteil hatten. Wenn aber die Königin diese ihr selber fremden Eigenschaften auf die von ihr abstammenden Arbeiter übertragen kann, so müssen wir schließen, daß dieselben in ihr geschlummert haben oder, wie wir uns vorhin ausgedrückt, in latentem Zustande in ihr vorhanden waren. Thatsächlich ist in jedem befruchteten Bienenei die Anlage zur Bildung sowohl einer Königin als eines Arbeiters vorhanden. Ob die eine oder der andre daraus hervorgeht, das wird bestimmt durch die Ernährung der zunächst aus dem Ei hervorgehenden madenartigen Larven, welche von den Arbeitsbienen gefüttert werden und zwar, von einem bestimmten Tage ab, in verschiedener Weise, je nachdem eine Königin oder ein Arbeiter daraus hervorgehen soll. So merkwürdig und rätselhaft diese Thatsache an sich ist, bedarf sie für uns doch keiner näheren Erörterung, da sie für die Frage nach der Vererbung keine Bedeutung hat.

Wie steht es nun mit der Vererbung bei den Drohnen, die weder einen Vater haben, von dem sie ihre Eigenschaften ererbt haben könnten, noch Söhne, auf welche sie dieselben übertragen könnten? Dieser Fall scheint auf den ersten Blick noch seltsamer zu sein. Sobald wir uns indessen vergegenwärtigen, daß die Drohnen einen Großvater hatten, und daß von ihnen Enkel abstammen, müssen wir erkennen, daß hier nichts vorzuliegen braucht als Atavismus, allerdings insofern von einer nicht gewöhnlichen Art, als er sich hier als eine regelmäßig und notwendig eintretende Erscheinung darstellt, während sonst die Vererbung mit Ueberspringung einer Generation wenn nicht eine Ausnahme, so doch nur einer unter mehreren möglichen Fällen ist. Auch hier ist das Verhalten bei der Kreuzung zwischen italienischen und deutschen Bienen besonders lehrreich und gestattet uns, die obige Auffassung sicherer zu begründen. v. Berlepsch schreibt in seinem bekannten Buch „Die Biene" (3. Aufl. S. 82): „Von Geburt aus echt italienische Königinnen müssen stets echt italienische Männchen, von Geburt aus echt deutsche Königinnen stets echt deutsche Männchen erzeugen, auch wenn sie von Männchen der andern Rasse befruchtet worden sind. Und so ist es auch in Wirklichkeit. — Von etwa dreißig deutschen, von italienischen Männchen befruchteten Königinnen, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte, war unter allen von ihnen erzeugten Männchen auch nicht ein einziges zu entdecken, das italienisch oder auch nur ähnlich gewesen wäre; alle waren rein deutsch, während die Arbeiterinnen die verschiedensten Kolorite aufwiesen." Für das Aussehen einer solchen Bastarddrohne sind also allein entscheidend die Merkmale des Vaters der Mutter, der seine Rasse-Eigentümlichkeit dieser vererbt hat, die sie nun ihrerseits auf ihre Söhne, die Drohnen, rein überträgt, während in ihren weiblichen Nachkommen ihre und ihres Gatten Merkmale gemischt zu Tage treten.

Vollends wunderbar erscheint das Verhältnis bei der Arbeitsbiene, die fortpflanzungsunfähig ist und deren Eigenschaften sich dennoch mit einer Beständigkeit erhalten, wie wir sie sonst als das Ergebnis der Vererbung zu betrachten und uns zu erklären gewohnt sind. Daß die Arbeitsbienen außer stande sind, sich fortzupflanzen und so ihre Eigenschaften auf ihre Nachkommen zu übertragen, erscheint um so auffallender, als gerade dieser Stand für das Volk der Bienen von der größten Bedeutung ist. Sind es doch seine Angehörigen, welche alle Arbeiten verrichten und von deren Thätigkeiten und Fähigkeiten das Wohl und Wehe des Bienenstaates vor allem abhängt. Wenn in irgend einer Weise die Bienen noch einer Vervollkommnung, eines Fortschritts fähig sind, so kann ein solcher augenscheinlich nur durch die Arbeiter bewerkstelligt werden. Wenn es möglich ist, daß die Bienen zu den ihnen angeborenen Eigenschaften und Fähigkeiten im Leben und bei der Arbeit neue hinzuerwerben, so kann davon augenscheinlich nur bei den Arbeitsbienen die Rede sein, und wenn wir nicht annehmen wollen, daß die Bienen in der ganzen Vollkommenheit ihres Körperbaues und ihrer Leistungen fix und fertig eines Tages entstanden sind, sondern wie andre Wesen auf dem Wege einer allmählichen Entwicklung die jetzige Höhe erklommen, so müssen wir uns vorstellen, daß eben die Arbeitsbienen vor allem Veränderungen erfahren haben. Es kann deshalb nicht von der Hand gewiesen werden, daß eine erbliche Uebertragung ihrer Eigenschaften auf die übrigen Bienen muß stattgefunden haben können. Aber wie wollen wir uns das denken? Wollen wir eine Erklärung dafür finden, so müssen wir von der Thatsache ausgehen, daß die Arbeitsbienen in einer Königin eine Schwester haben, eine Schwester, die zwar, wie wir vorhin sahen, infolge der ihr zu teil gewordenen andern Ernährung andre Eigenschaften zur Ausbildung gebracht hat als jene, in der aber die Eigenschaften der Arbeitsbienen in latentem Zustande vorhanden sind. Diese vererben sie durch ihre befruchteten Eier auf diejenigen ihrer weiblichen Nachkommen, welche zu Arbeitern werden. Damit aber ist es erwiesen, daß nur die angeborenen Eigenschaften der Arbeitsbienen durch die Königin vererbt werden können, nicht aber die von den Arbeitsbienen erworbenen, welche die Königin ja gar nicht besaß. Wir können in diesem Falle also die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften mit voller Sicherheit ausschließen.

Wir sind am Ende unsrer Betrachtung angekommen. Sie hat uns zunächst höchst eigenartige Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb des Bienenvolkes enthüllt. Die eingehende Analyse derselben gestattete uns, in Bezug auf den Vererbungsvorgang eine Reihe von wichtigen Schlüssen zu ziehen. Wir haben gefunden, daß die als Atavismus bekannte Form der sprungweisen Vererbung hier eine ungemein große Rolle spielt, und daß wir unter Vererbung keineswegs allein die Uebertragung der sichtbar ausgebildeten Eigenschaften von den Eltern auf die direkten Nachkommen zu verstehen haben, daß vielmehr hier den in latenter Form vorhandenen Anlagen, die vom Keime aus im Organismus existieren, die aber unter gewissen Umständen nicht zur Entfaltung gelangen, eine

besondere Bedeutung zukommt. Auf diesem Wege hat sich vor allem für die Vererbung bei den selbst an der Fortpflanzung gar nicht beteiligten Arbeitsbienen eine Erklärung ergeben, und es ist damit gezeigt worden, daß die Annahme der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften, die sich allgemein weder begründen noch widerlegen läß, in diesem Falle nicht nur in den Thatsachen keine Stütze findet, sondern mit ihnen unvereinbar ist.

Einige Victor Hugo-Anekdoten.

Von

Dr. Cabanès.

Im Jahre 1874 hatte Victor Hugo eines Abends Flaubert, Arsène Houssaye, Henri Houssaye, Théodore de Banville, Floquet und andre zu einem intimen Diner bei sich versammelt.

Er war kurz zuvor zum Senator erwählt worden und hatte sich brieflich an den Marschall Mac Mahon gewandt, um diesen zu ersuchen, den Abgang eines Schiffes von Brest, das verurteilte Kommunemitglieder nach Neucaledonien bringen sollte, aufzuschieben.

Man war schon bei Tisch, als ein Dienstmädchen einen Brief und ein Papier brachte. Es war eine Empfangsbescheinigung für den Boten, der das Schreiben überbracht hatte.

Victor Hugo erbrach das letztere, durchflog es und sagte dann zu seinen Freunden: „Meine Herren, im Jahre 1845 war ich noch nicht Pair von Frankreich, auch nicht Senator, ja nicht einmal Victor Hugo; eines Abends weckte ich den König Ludwig Philipp, um ihn um Gnade für Barbès zu bitten; morgens früh um fünf Uhr wurde ich meinerseits von einem Eilboten geweckt; er brachte mir die Bewilligung des Gnadengesuchs für Barbès.

„Im Jahre 1862 schrieb ich als Verbannter von Guernsey aus an die Königin Viktoria, um von ihr die Begnadigung von drei Feniern zu erbitten; drei Tage später erhielt ich von der Königin Viktoria einen Brief, der mir anzeigte, daß das Gnadengesuch bewilligt sei. Unter ähnlichen Umständen habe ich oft an den Zaren, an Könige, an Präsidenten von Republiken geschrieben. Von Herrn Mac Mahon, dem ich, wenn ich mich ihm gegenüber höflich ausdrücken wollte, sagen würde, daß er nur meinesgleichen sei, erhalte ich folgendes Billet; ich bitte Sie, gestatten Sie mir, daß ich es Ihnen vorlese:

„Wenn der Herr Senator V. Hugo eine Begnadigung auswirken will, so

muß er sich nicht an den Präsidenten der Republik, sondern an den Vorsitzenden der Kommission für Gnadengesuche wenden.

Für den Präsidenten

E. de Harcourt."

Dann zerknitterte Victor Hugo das Papier und warf es auf den Boden.

„Jedenfalls," fügte er hinzu, „beweist das, daß man nicht lesen und nicht schreiben kann."

*

Die vorstehende Anekdote beweist, daß Victor Hugo an der Krankheit litt, welche die Mediziner „Größenwahn" nennen, und die man einfacher wohl als „Hypertrophie des Ich" bezeichnen könnte. Allerdings hatte zu der Zeit, da der Vorfall sich abspielte, Victor Hugo einigermaßen das Recht, zu glauben und offen auszusprechen, daß er ebenso mächtig wie der Mächtigste der Monarchen sei.

Und wie hätte auch das Gehirn desjenigen nicht von Stolz anschwellen sollen, den man von Anfang seiner Laufbahn an ein „enfant sublime" genannt hatte? Vorausgesetzt, daß es sich dabei nicht um ein Märchen handelt, um eines der künstlich zurechtgemachten Worte, wie sie uns in unsrer Litteraturgeschichte so vielfach begegnen.

Wenn es indes ein Wort giebt, an dem die Angehörigen der jetzigen Generation nicht zu zweifeln scheinen, so ist es das in Rede stehende. Ein Beweis dafür, daß es wirklich gesprochen worden ist, wenigstens in der Form, in der man es kennt, liegt allerdings nicht vor.

Zunächst hat Chateaubriand, dem man es zuschreibt, es von sich abgewehrt, wenn auch in etwas schwacher Weise, so daß man vielleicht besser sagen kann, er schien von seiner Vaterschaft nicht recht überzeugt. Trotzdem hat er das Verdienst derselben mit der ganzen für ihn so bezeichneten Unbescheidenheit für sich in Anspruch genommen. In Wirklichkeit muß aber das Wort dem tragischen Dichter Alexandre Soumet zugewiesen werden.

*

Eine andre Legende macht aus Talma den Interpreten verschiedener Dramen Victor Hugos, namentlich als „Cromwell". Der große tragische Darsteller stand allerdings einmal im Begriffe, auf der Bühne eine der von der Phantasie des unsterblichen Dramatikers geschaffenen Persönlichkeiten zu verkörpern, allein er wurde durch den Tod daran verhindert.

Die Umstände, unter denen Talma und Victor Hugo ihre gegenseitige Bekanntschaft machten, verdienen bei dieser Gelegenheit der Vergessenheit entrissen zu werden, da die Biographen des Dichters es verabsäumt haben, die nachfolgenden Einzelheiten festzustellen.

Es war in den letzten Monaten des Jahres 1827; es wurde viel von dem Schauspiel „Cromwell" gesprochen, das Victor Hugo eben fertiggestellt hatte. Es war davon die Rede bei den litterarischen Zusammenkünften und sogar im Foyer der Comédie Française. Talma zeigte sich sehr begierig, einen Akt des

Werkes kennen zu lernen, das seine litterarischen Passionen erregte. Man kam überein, daß man sich im „Rocher de Cancale“ zu einer Vorlesung treffen wolle; die Eingeladenen waren pünktlich zur Stelle mit der einzigen Ausnahme des großen Schauspielers, der die Stunde des Rendezvous vorübergehen ließ. Nachdem man höflich einige Zeit gewartet hatte, setzte man sich zu Tische, und man dachte kaum noch an die Unpünktlichkeit und den unpünktlichen Gast, als plötzlich hastig die Thüre geöffnet wurde.

Talma stürzte herein, atemlos, stieren Blicks und mit zerwühltem Haar. Man hielt anfangs diesen dramatischen Effekt für wenig angebracht. Man fragte den Künstler und warf ihm seine Unpünktlichkeit vor.

„Wie wollen Sie, daß ich ruhig sein soll? Wie wollen Sie, daß ich pünktlich sein soll? Eben habe ich auf dem Trottoir den abgeschnittenen Kopf eines dreijährigen Kindes vor mir niederfallen sehen!“

Man dachte anfangs an einen traurigen Scherz, allein Talma sprach die Wahrheit, sein aufgeregter Zustand beruhte auf einer entsetzlichen Thatsache. Das wahnwitzige Verbrechen Papavoines, des Kindermörders, hatte die traurige Nachwirkung gehabt, daß es in einigen Gemütern den für die menschliche Natur so beschämenden Trieb der Perversität wachgerufen hatte. Eine unselige junge Person, Henriette Cormier, ihres Zeichens Köchin, in deren Nähe ein rosiges blondes Kind, das sie sehr liebte, mit Spielen beschäftigt war, war ohne jeden sichtlichen Grund von einer entsetzlichen Laune angewandelt worden. Sie ergriff das arme unschuldige Wesen und schnitt ihm mit ihrem Küchenmesser den Kopf ab.

Der Zufall hatte Talma zum Zeugen dieser grauenvollen That gemacht, die sich beinahe vor seinen Augen vollzogen hatte. Seine Erzählung verbreitete unter den Gästen ein gewisses Gefühl der Kälte; es wollte während des Essens keine rechte Stimmung aufkommen.

Beim Dessert jedoch versuchte man sich der unerquicklichen Bilder zu erwehren, und man bat Victor Hugo, einige Seiten aus seinem neuen Schauspiel vorzulesen. Der Dichter weigerte sich anfangs, denn das Ereignis des Abends war nicht danach angethan, ihn bei guter Laune zu erhalten. Zu allem Unglück wollte das Manuskript sich nicht finden. Endlich versuchte Hugo, dem Bitten und Drängen der Anwesenden nachgebend, sich einige Verse des Werkes in das Gedächtnis zurückzurufen. Er trug die Scene zwischen Cromwell und Davenant aus dem dritten Akt vor, die mit dem Verse beginnt:

Encore un nouveau piège ... où j'ai failli tomber.

Man hörte ihm mit andachtsvollem Schweigen zu. Talma zuckte mit keiner Wimper; die kühnsten Worte schienen ihn nicht zu erregen. Und doch hatte der Dichter gesagt:

Venir, dans Londres même ... escamoter Cromwell!

Dieses kühne und wahre Wort escamoter war ein Schlag ins Gesicht der klassischen Wohlanständigkeit. Es kam aber noch schlimmer. Hugo fuhr fort:

Mais dites-moi, qui donc éteignit les chandelles?

Racine, der von der Höhe des Olymp aus dem Abfall des großen Künstlers beiwohnte, fiel auf den Rücken, als die beiden Halbverse durch die Luft schwirrten. Das war aber noch nicht alles. Cromwell fuhr fort:

Vous avez un chapeau de forme singulière.
Excusez ma façon peute-être familière,
Vous plairait-il, monsieur, le changer pour le mien.

„Ha," rief Talma aufspringend aus, „das nenne ich ein Drama, das Natur, das Wahrheit!... Das ist das Stück, auf das ich so lange schon gewartet habe! Herr Hugo, ich bin Ihr Mann, ich Ihr Darsteller! Aber tragen Sie uns noch weiter vor!"

Talma starb noch im Monat November desselben Jahres.

*

Obwohl er zu der Zeit, zu der das erzählte Ereignis sich abspielte, noch nicht 30 Jahre alt war, war Victor Hugo bereits berühmt, ja sogar schon dekoriert; der „Moniteur" vom 29. April 1825 hatte seine Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion verkündet, gleichzeitig mit der Lamartines.

Minder bekannt ist, daß er an demselben Tage zum Offizier befördert wurde, an dem der Romandichter Alexandre Dumas seine Ernennung zum Ritter erhielt. Es geschah das anläßlich der Vermählung des königlichen Prinzen Ferdinand, Herzogs von Orleans, mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin. König Ludwig Philipp wollte diese Verbindung mit einem Feste in Versailles feiern. Victor Hugo und Alexandre Dumas, die beide eingeladen waren, erhielten gleichzeitig mit ihrer Einladung der eine die Rosette und der andre das Kreuz.

Die beiden berühmten Schriftsteller begaben sich zu dem Feste in der Uniform der Nationalgarde. Einer der ersten, die den beiden Nationalgardisten im Schlosse begegnete, war Balzac im Marquisfrack. Nach einer ziemlich langen Promenade setzte sich Victor Hugo mit Alexandre Dumas, Eugène Delacroix und einigen andern Personen, die sich der Gruppe angeschlossen hatten, nieder. Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt des Königs und der königlichen Familie unterbrochen. Der Herzog von Orleans führte die junge Herzogin am Arme. Als der König Victor Hugo gefragt hatte, was er von Versailles halte, erwiderte der Dichter: „Ich bin der Ansicht, Sire, daß das Jahrhundert Ludwigs XIV. ein schönes Buch geschrieben hat, und daß Eure Majestät diesem Buch einen prachtvollen Einband verliehen haben."

Die Herzogin von Orleans kam zu dem Urheber der „Notre-Dame von Paris" und sagte ihm unter andern liebenswürdigen Dingen, daß sie sich über ihn mit „Herrn v. Goethe" unterhalten habe, und fügte lächelnd hinzu:

„Ich habe Ihre Notre-Dame besucht."

*

Victor Hugo war, wie das übrigens allgemein bekannt ist, kein Feind des Calembourg.

Im Jahre 1830 machte sich der Urheber der „Orientales“ über sich selbst lustig, indem er das folgende Couplet improvisierte, das als Zugabe zu denjenigen gesungen werden sollte, die damals in der „Caricature“, einer der bekannten Jahresrevuen, an der Porte-Saint-Martin an der Tagesordnung waren:

Melodie: Das Rondo aus „Annette und Lubin“.

J' pourrais fair' du scandale
Avec les vers du Goth;[1])
C'est un fameux Vandale,
C'est un fier Visigoth ...

(Vom Chor wiederholt:)

:,: Mais, s'il est là,
Devant lui l'on n' peut pas dire tout ça. :,:

Wenn man sich darüber wundert, einem Wortspiel, selbst in einer improvisierten Abwehr, aus der Feder des Schriftstellers zu begegnen, der gesagt hat: „Le calembourg est la faute de l'esprit qui vole,“ so ist darauf zu antworten, daß es nicht das einzige ist, das der Meister zu verantworten hat.

In der wunderbaren Prosadichtung „Le Rhin“ erzählt der berühmte Reisende von dem Besuch, den er dem Echo von St. Goar abgestattet habe (Brief XVII), und nachdem er geschildert, einen wie mächtigen Eindruck der erstaunliche, ganz eigenartige und kaum erklärliche Widerhall auf alle gemacht habe, fährt er fort: „Nach verrichteter Sache kam ein Aufwartbursche des Wirtshauses und machte, einen Zinnteller in der Hand, die Runde in dem Saale, um eine Gabe einzufordern. Jeder entfernt sich, nachdem er bare Zahlung für sein Echo geleistet.“

*

Zum Schlusse dieser Reihe von Victor Hugo-Anekdoten möge ein von Louise Michel am 19. April 1862 verfaßtes Gedicht Platz finden, das bis jetzt gänzlich unbeachtet geblieben ist. Es lautet in etwas freier, aber sinngetreuer deutscher Uebertragung:

Stimmung.

Sie saßen bei einander, dem Lärm des Tages entrückt,
Der Vater ernst bedächtig, der Ahn im Silberhaar,
Die Mutter ruhig freundlich, und Kopf an Kopf gedrückt,
Ein blühndes Bild des Lebens, die ros'ge Kinderschar.

Der Greis aus einem Buche las vor dem kleinen Kreis,
Und ein geheimer Zauber ging aus von seinem Wort,
Die Stimm' schien ihm zu beben, und in Gebetesweis
Schloß sich die Hand der Kleinen, als sei geweiht der Ort.

---

[1]) du Goth = d'Hugo.

Andächtig stille Rührung hielt alle festgebannt.
Ich selbst erspäht' nur mühsam, zu atmen wagend kaum,
„Die Elenden und Armen" als Aufschrift auf dem Band;
Da ward mir, als vollziehe ein Wunder sich im Raum:

Herein drang heller Lichtschein, wie er aus Wolken geht,
Das Herz vernahm die Sprache, wortlos und leichtbeschwingt,
Die Geist zum Geist nur redet, das stille Weihgebet,
Das flutend zu der Höhe und flutend abwärts dringt.

Und während alles sinket in Nebel um mich her,
Eröffnet sich ein Blick mir in eine Friedenswelt,
Ich seh' die Insel Patmos, umbrandet von dem Meer,
Drauf mit dem Himmel Zwiesprach der Lieblingsjünger hält.

Louise Michel.

Louise Michel, den Pegasus besteigend, ist das nicht wenigstens ein ganz unerwartetes Schauspiel?

Paris, 28. Januar 1902.

Friedrich Chopin als Komponist.

Von

Johanna Kinkel.

Geschrieben im Jahre 1855. Aus ihrem Nachlaß.

(Schluß.)

VIII.

Das Präludium ist einem größeren Klavierstück, was die Ouverture der Oper ist. Es soll nicht eine Blumenlese von Passagen aus der kommenden Sonate enthalten, sondern uns in den Gesamtinhalt der Kompositionen einweihen. Es soll uns mit der Haupttonart und ihren verwandten Accorden vertraut machen; es soll uns gleichsam wie das den Gesängen eines Epos vorgedruckte kurze Argument einen Ueberblick geben, damit die Seele sich für dasjenige sammle, was sie zu erwarten hat.

Manche gute Sammlung von Vorspielen ist von früheren Komponisten erschienen, welche angehenden Virtuosen einen Wink gaben, wie man Accorde und Figuren in ungezwungener Weise zusammenflicht, so daß sie wie eine leicht hingeworfene Improvisation klingen. Doch wüßte ich keine dieser Sammlungen, welche zugleich die Charakterfarbe der bestimmten Tonart, in welche sie einleiten sollen, so meisterhaft wiedergäben, als Chopins Präludien, Op. 28.

Man hat oft den Einwand gemacht, daß bei einem Klavier, welches ein wenig zu hoch oder zu tief gestimmt sei, oder auch bei der verschiedenen Höhe, auf welcher der Kammerton in den Orchestern der Hauptstädte sich befindet, der Charakter einer Tonart einzig und allein auf der Einbildung beruhe. Das ist darum irrig, weil es ja nicht sowohl auf die paar Schwingungen ankommt, die eine so oder so gestimmte Saite mehr oder weniger macht, als vielmehr auf die Richtung nach erhöhten oder erniedrigten Intervallen, welche die verwandten Tonarten dem Gang der Tonika geben.

Jeder Musiker hat eine ganz andre Empfindung bei Cis-dur oder Des-dur, sobald er sich der Vorzeichnung bewußt wird, obgleich der einzelne Ton Cis auf derselben Taste liegt wie Des. Die sieben Kreuze des Cis-dur bringen uns unwillkürlich mehr die schärferen Tonarten, zu denen sie gehören, vor die Seele, und wir werden eher eine Neigung haben, das Stück nach A-dur hin zu modulieren, als wir, wenn es von Des-dur ausginge, auf den Einfall kämen, nach Hes-Hes hinüber zu greifen. Umgekehrt bringt uns Des-dur den wärmeren, weicheren Klang der B-Tonarten näher, die uns sanft zu sich hinablocken. Es mag zugestanden werden, daß die jahrhundertalte Gewohnheit nebenbei auf unsre Einbildungskraft nach und nach einigen Einfluß errungen hat, aber daß die Tonarten jetzt in unserm Gefühl bestimmte Farben und Charakterzüge angenommen haben, ist gewiß, und ein fein empfindender Komponist hütet sich, hier eine ungehörige Wahl zu treffen.

Wer des Fürsten Radziwill Musik zu Goethes Faust kennt, wird sich eines wahren Meistergriffs erinnern, welcher dem Komponisten auf obigem Gebiet gelang. Da, wo Faust spricht: „Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir!“ da läßt Radziwill zuerst den Klang der Musik als das eigentliche Geisterelement eintreten, welches da beginnt, wo die irdische Sprache verstummt. Es ist der Ton des hohen Cis, dem sich dann nach und nach die Intervalle des Dreiklangs zugesellen, bis es zu einem schwellenden, vollen Accord wird. Scharfe Geigenklänge halten diesen Cis-dur-Accord, der verhallt, wo Faust das Buch zuschlägt. Darauf spricht er, nachdem er es an einer folgenden Stelle wieder aufgeschlagen:

„Wie anders wirkt das Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher!“

. . Hier läßt der Komponist einen tiefen Es-dur-Accord eintreten. Es ist wunderbar, wie warm und purpurglühend uns nach dem transcendenten Cis-dur dieser Dreiklang in Es ergreift. Wer nie an kalte und warme Tonarten, welche wie die Farbentöne des Malers wirken, geglaubt hat, der möge diesen Kontrast in Radziwills trefflicher Komposition prüfen.

In den 48 Vorspielen und Fugen J. S. Bachs wurde der Charakter der Tonarten zum erstenmal vollständig gezeichnet, und dies in seiner Art einzige Werk mag viel dazu beigetragen haben, im Bewußtsein der nächstfolgenden Generationen die Normalfarben der Töne festzustellen. Für den speziellen Zweck des Präludiums aber einen musikalischen Vortrag im modernen Stil einzuleiten, würde die Bachsche Form nicht mehr geeignet sein, da seine Vorspiele

nicht nur zu der folgenden Fuge in genauer Beziehung stehen, sondern auch mit dem kühlen, verständigen Stil des verflossenen Jahrhunderts als ein zu starker Anachronismus neben unsrer leidenschaftlich phantastischen Musik erscheinen würden.

Chopin giebt uns hier einen Spiegel, wie wir solche epische Werke, etwa wie er sie uns in seinen Balladen, Phantasien oder Sonaten bietet, einzuleiten haben. Da er nicht jedem dieser Vorspiele einen bestimmten Stoff unterbreitet, dem es sich anzupassen hätte, so schildert er uns den Geist der Tonart an sich. Es ist zuweilen, als ob die Töne wie blinde Naturkräfte im Chaos die ihnen verwandten Stoffe suchten und sich dann zu einer festen Gestaltung krystallisierten. Die Intervalle scheinen ihre Mitstrebenden zu prüfen, da ein fremdartiges Element von sich abzustoßen und sich endlich mit den sympathischen Tönen zu verbünden, um die handelnden Accorde auf den Schauplatz zu stellen.

Aus den 24 Nummern des Werkes möchte es schwer sein, einzelne hervorzuheben, ohne gegen das Ganze ungerecht zu werden. Jede bildet ein äußerst interessantes Studium, von dem ich aufs Geratewohl nur einige Züge hinzeichne.

G-dur, dies unschuldigste Kind des mütterlichen C-dur, schaukelt sich hier auf einer leichtbewegten Wellenfigur, indes das düster sinnende Fis-moll die Lösung verwickelter Rätsel erstrebt. A-dur schaut stilllächelnd über sonnigbeglänzte grüne Auen, und Fis-dur denkt in einer Sternennacht seine mystischen Träume aus. H-dur wiegt sich auf Blumenkelchen des Feenlandes und Gis-moll ringt in dämonischem Kampf mit den Geistern, „die immerdar verneinen.“

Die Mehrzahl dieser Präludien würde gleichsam nur das Motto zu einem größeren Tongedicht bilden können, da ihr Gedanke kurz und schlagend zusammengefaßt ist. Einige aber sind beinahe zu einer „Ouverture im kleinen“ ausgedehnt. Zu diesen gehören Nr. 17 in As-dur, welches mit seinen lieblichen Klängen ein holdes Waldmärchen einzuleiten verspricht, wo unter Glockenblumen und violblauer Erika die schneeweiße verzauberte Hindin weidet und uns mit großen braunen Augen um Erlösung anfleht; aber auch Nr. 24 in D-moll, welches uns in eine düstere Klippenhöhle am Meeresstrand versetzt, in welche die Sturmeswoge hineinbrandet, während ein Ossian die Harfe stimmt, um wilde, schaurige Thaten zu besingen.

Im allgemeinen tragen die Präludien den entschiedensten Charakterzug von Chopins Eigentümlichkeit, was die Harmonieführung angeht, und müssen deshalb bei den Verehrern einer durchdachten Harmonie ebensoviel Neigung, als bei den Feinden einer solchen Denkübung Antipathie erwecken. Im Gegensatz zu jeder andern Form ist das vorherrschende Element des Präludiums die Harmonie, da bei ihm das Melodische und Rhythmische mehr in den Hintergrund treten. Sie eignen sich darum vorzugsweise, um diesen speziellen Zug von Chopins Genius zu studieren. Die meisten der Präludien sind zu schwer, um Spielern von geringer Kraft zugänglich zn sein, wenn nicht ein großes Maß von Zeit und

Geduld darauf verwendet wird. Der Genuß aber, den sie zuletzt nach überwundener Schwierigkeit gewähren, ist wohl der angestrengtesten Arbeit wert, denn diese Charakterbilder der Tonarten sind dem Musiker ein Besitz fürs Leben. Zugleich sind sie der beste Prüfstein, ob des Spielers Ohr fähig ist, die tiefere und reichere Modulationsweise zu fassen, auf der die nächste Entwicklungsstufe der Musik beruht, denn wer zum musikalischen Denken nicht organisiert ist und die Musik nur als ein sinnliches Behagen empfindet, wird von diesen Accorden abgestoßen werden.

IX.

Die Etüde war in der älteren Periode des Klavierspiels das Trockenste und Langweiligste von Komposition, das sich erdenken läßt. Als eine bloße Uebung in der Fingergymnastik, betrachtete man sie wie eine notwendige Kasteiung und strebte nur dahin, sie recht schwer zu machen, ohne den Wohlklang zu berücksichtigen. Die strengen Klavierlehrer schienen es förmlich auf eine Moral dabei abgesehen zu haben, daß Pflicht und Genuß ihrer Schüler geschieden sein sollten. Man empfahl den Schülern das Etüdenspielen als eine Tugend und vergönnte ihnen dann einen Walzer zur Belohnung. Weil nun die Etüden die musikalische Seelenarznei waren, so mußte und sollte die Bitterkeit auch zu ihrem Wesen gehören.

Geniale Komponisten gaben sich mit Etüdenschreiben ungern ab, da das Erfinden von ornamentalen Figuren, was die Hauptsache dabei bildete, ihnen als untergeordnete Aufgabe erschien. Es giebt aber eine Klasse ehrenwerter, wackerer Musiker, deren Verdienst mehr in gründlicher Verwaltung des vorhandenen musikalischen Kapitals als in Vermehrung desselben durch weite Ideen besteht. Diese erbarmten sich der gequälten Kunstjünger, und eine große Zahl trefflicher Etüden wurde geschrieben, welche zugleich nützlich und angenehm waren.

Für die Schüler war insoweit nun ganz gut vorgesorgt; aber bald trat ein höheres Bedürfnis ein. Dilettanten ersten Ranges und selbst Künstler können die Etüde nicht ganz und gar entbehren, wenn sie nicht an Macht über die technischen Schwierigkeiten nach und nach einbüßen sollen. Die Kramerschen und Bertinischen Etüden hat wohl jeder Klavierspieler von gründlicher Bildung durchgemacht, so daß er sie auswendig weiß. Sie sind gewiß mit bestem Fleiß und großer Kenntnis verfaßt, aber für phantasiereiche Musiker auf einer hohen Vollendungsstufe etwas zu philiströs und leicht zu durchschauen.

Eine Etüde, die wir um der Schwierigkeit willen erlernen, sollte vor allem den Verstand in gleichem Verhältnis wie die Finger beschäftigen. Es ist unerträglich, ganz inhaltlose Läufe und Sprünge, deren Klang wir uns mit einem Blick einprägen können, mehr als hundertmal wiederholen zu müssen, weil der Finger ein paar Noten nicht rein trifft. Das Monströseste auf diesem Felde hat die Schule von Czerny und Herz gethan, und ich glaube, daß Musiker, welche ihre Ohren zum Studium dieser und ähnlicher Komponisten hergeben, daran gerade so verdummen müssen, wie diejenigen Frauen, welche von der bildenden Kunst nur die abgezählten Kreuzstiche der Straminarbeit kennen.

Wie notwendig eine musikalische Gedankenarbeit dem Spieler zugleich ist, der sich mit dem technischen Stoff seiner Kunst abringt, sah Chopin ein, und auch hier verdanken wir ihm eine Hauptreform. Nachdem er seine erste Etüdensammlung herausgegeben, fand er viele talentreiche Nachfolger, deren Gaben in diesem Fach indes alle wie etwas abgeschwächte Wiederspiegelungen der Chopinschen Originale erscheinen.

Es existieren in allem 24 Etüden von Chopin, Op. 10 und 25, welche an bezauberndem Wohlklang, an harmonischer Tiefe und besonders an neuen Erfindungen interessant verschlungener Glanzpassagen noch nie erreicht worden sind.

Ein höchstes Kunstwerk sollte eben in allen seinen Teilen originell und geistreich sein. Wenn uns der Kölner Dom gezeigt wird, so macht uns der Cicerone auf ein Gesims hinter einer dunkeln Treppe aufmerksam, welches eine ebenso gewissenhafte Arbeit des Meißels zeigt als die am Portal, und papageienhaft wiederholt er vor jedem Fremden die manches Jahrhundert alte Tradition: „Sehen Sie, die damaligen Architekten arbeiteten zur Ehre Gottes, der überall hinsieht, und darum machten sie *ein* Ding so accurat wie das andre. Heutzutage wird nur *das* glatt ausgemeißelt, was dem Baumeister Ehre bringt.“

Die ideale Schönheit ist der Gott in der Brust des Künstlers, und zu ihrer Ehre arbeitet er, der Architekt an den Blättchen eines Kapitäls, der Musiker an einem kleinen Melisma, das er so und so biegt und wendet, bis es das Schönheitsbild in seiner Seele wiederspiegelt; daß selbst in den Linien einer bloß ornamentalen Passage ein geistiger Reiz liegen kann, und daß sie da, wo ihr dieser Reiz fehlt, störend und vernichtend in der besten Komposition wirken muß, läßt sich an vielen Beispielen nachweisen. Man erinnere sich der platten Figuren in der Arie der Königin der Nacht aus Mozarts Zauberflöte, welche aus dem vorher so wahrhaft ausgedrückten Schmerz einer gekränkten Mutter eine Karikatur machen. Im Gegensatz zu dieser Bravourarie erscheint die erste Arie der Elvira im Don Juan, deren durch harmonische Tiefen sich windende Roulade die Abgründe ihres Leidens zu sondieren scheint und mit der Stimmung des Ganzen auf gleicher Stufe steht.

Wohin muß aber der Kunstgeschmack unsrer aufwachsenden Dilettanten geführt werden, wenn ihr Ohr durch jahrelang wiederholtes Etüdenstudium an dürre Linien gewöhnt wird, welche die Phantasie und den Gedanken erdrücken!

Die auf innere harmonische Verhältnisse basierten Figuren in den Chopinschen Etüden sind in ihrer Art ganz so geistreich erfunden wie die vielbewunderten Linien maurischer Ornamente. Man darf eine Parallele in den Prinzipien des feinsten Schönheitssinns bei beiden Künsten annehmen. Der Accord und die Tonleiter sind die beiden sich kreuzenden geraden Linien, welche dem Bau des Ornaments zur Basis dienen. Diese Grundstriche müssen vor der Seele des Künstlers stehen, aber er muß sie dem Auge des Beschauers, dem Ohr des Hörers verhüllen. Dieses Ablenken der Linien von dem starren Viereck oder

Kreise, ihre gegenseitigen Verschlingungen, welche uns immer die Beruhigung einer unsichtbaren Symmetrie empfinden lassen, dieser ganze Zauber der Arabeske ist in den Etüden Chopins wiedererschaffen.

Es ist sehr lehrreich, die untersten Baßnoten derselben aufzuschreiben und zu beziffern, weil man sich damit der Wurzeln bemächtigt, aus welchen Chopin das ganze Gezweige seiner Passagen erschaffen hat. Ebenso wie das Auge durch eine Linie auf dem maurischen Kunstwerk magisch gefesselt wird, so daß es unablässig ihren reizenden Biegungen nachgleitet, um das Woher und Wohin zu enträtseln, ganz so locken Chopins Figuren unser Ohr. Doch leisten sie ebenso wie jene Arabesken dem Gedächtnisse Widerstand und bleiben uns während noch so langen Studiums immer neu. Wie die kleinen, eckigen Zwischenfiguren, welche die Hauptlinien in der Arabeske dann kreuzen, dann sich wieder als Glied der Kette einfügen, so schiebt sich bei Chopin ein harmoniefremder Ton mit einem episodischen Melisma zwischen die Hauptmotive, um dort eine steife Symmetrie abzuwenden, um da eine reizendere Verbindung zu schließen. Man lernt diese Art Tongewinde zu flechten nie aus; und wenn unsre Finger die mühsamste Etüde technisch bezwungen haben, so ist das Interesse des Verstandes an ihrem Tonbau noch lange nicht erschöpft.

In dem eben (1854) erschienenen Handbuch zum neuen Krystallpalast in Sydenham finden sich Abbildungen der echten maurischen Ornamente aus der Alhambra. Die vorhergehende Abhandlung über „Principles of ornamentation" möchte von Musikern ebensosehr als von Malern zu beherzigen sein, wie denn überhaupt Beobachtung auf andern Kunstgebieten unser spezielles Fach immer um neue Wahrheiten bereichert. Solche Werke zu schreiben wie Chopin, dazu gehört nicht bloß ein musikalisches Talent, sondern eine allgemeine Geistesbildung, ein edler Schönheitssinn und jener unablässige Fleiß bei der Ausarbeitung, welcher die Moral des Künstlers ist. Eine Melodie erfinden und den Umriß eines Kunstwerks hinwerfen, ist leicht im Verhältnis zur inneren Vollendung und Abrundung desselben. Ueberall zeigt Chopin sich beiden Anforderungen in gleichem Maße gewachsen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über Chopins Behandlung ornamentaler Passagen will ich einige Notizen über auserwählte Nummern der Etüden beifügen.

In der ersten Nummer beider Sammlungen ergiebt die Bezifferung des Basses Harmoniefolgen, welche, wenn man sie auf einen einfachen Choralsatz reduzierte, noch schön und außerordentlich interessant klingen würden.

Nr. 2 der ersten Sammlung und Nr. 10 und 11 in Op. 25 muß der Komponist dem Sturm abgelauscht haben, wenn er seine herbstlichen Hymnen über Waldkronen und Meereswogen singt. Der wilde Sohn der Lüfte fügt sich hier dem Zauberer in vorgeschriebene Maße und giebt brausend und stöhnend von den ewigen Urharmonien Kunde.

Die melodiöse Einleitung von Nr. 3 in Op. 10 ist besonders herzgewinnend und mahnt an duftige Kräuter, deren zierliche Blätter sich mit dem dunkeln Moose verschlingen.

Die geschwungenen Linien in Nr. 4 und 8 der ersten Sammlung kreuzen sich kunstvoll mit ihrer harmonischen Unterlage und geben uns den vorher beschriebenen Eindruck einer Arabeske, welche Ecken und Kreise in sich verschmilzt.

In Nr. 5 Op. 10 hat der Komponist sich die Aufgabe gestellt, während einer vier Seiten umfassenden Triolenfigur nur die Obertasten des Klaviers zu berühren und durch diese der freien Einbildung auferlegte Beschränkung bringt er uns auf nie gehörte, ganz reizende Rouladen. So verfielen die arabischen Künstler, denen ihre Religion verbot, ein Lebendes nachzubilden, auf die Poesie der verschlungenen Linie und hauchten selbst ihr einen Geist ein.

Höchst ergötzend ist Nr. 7 in Op. 10, deren reiches Thema uns wie mit einem Blütenregen im Lenz überschüttet.

Die Etüde Nr. 11 Op. 10 zeigt uns die Wirkung auserwählter Accordlagen. Ihre Harmonien sind klar, grandios und vom edelsten Stil.

Die letzte Nummer dieser ersten Sammlung (Nr. 12) ahmt die Musik der Wellen nach und giebt wirklich einen Genuß, welcher dem nimmer ermüdenden Betrachten der Meereswogen ähnelt, wenn sie sich eine über die andre dunkelgrün und transparent hochgehoben heranwälzen und ihre diamantnen Schaumkronen abwerfen.

In Nr. 2 der Sammlung Op. 25 läßt Chopin wieder zwei Arten von Triolen gegeneinander wirken und erschafft dadurch ein seltsames Spiel wechselnder Linien. Die obere Figur mahnt in ihrer reizenden Beweglichkeit an den purpurnen Wimpel eines Schiffs, der von leichten Lüften dann zusammengerollt dann wieder weit entfaltet vor dem wolkigen Horizont flattert.

Nr. 7 in Op. 25 führt der melodischen Oberstimme gegenüber noch einen selbständigen Gesang des Basses durch. Eine still hinfließende, harmonische Begleitung trennt beide Stimmen, über welche sie sich, wie von verschiedenen Ufern her, mit klagendem Ruf zu grüßen streben.

Nr. 8 (Op. 25) ist mit ihren vierfach verschlungenen Linien wirklich eine Perle der Anmut. Sie klingt, als ob ferne Quellen rauschten und hohe Palmenwipfel die Seele zur Ruhe fächelten.

Der größte Reiz dieser Etüden ist die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die sie uns in immer neuen Formen geben. Jede Stimmung der menschlichen Seele und jedes Erinnerungsbild aus Natur und Kunstwelt taucht uns idealisiert in Chopins Kompositionen einmal auf, und wir müssen glauben, daß sein Geist nur die ästhetische Seite aller Dinge geschaut hat.

X.

Ganz so, wie sich die Harmonie im Lauf der Jahrhunderte durch den Gebrauch immer feiner nuancierter Intervalle nach und nach vergeistigt hat, so hat es auch der Rhythmus gethan. Anders wie bei der Harmonie, müssen wir beim Rhythmus voraussetzen, daß die Griechen ihn schon in hoher Vollkommenheit besessen haben, da davon ihre reizenden Versmaße zeugen, die man bloß syllabisch

abzusingen braucht, um einen natürlichen Wechsel von langen und kurzen Noten hervorzubringen.

Geradeso wie das Bewußtsein der Umrißlinien der Menschengestalt war auch die griechische Feinheit der Rhythmen dem christlichen Mittelalter abhanden gekommen, wie wir aus den ältesten Kompositionen sehen, die in Abschrift zu uns herübergekommen sind. Die Noten dauern eine so lang wie die andre und sind von einem plumpen, unausstehlich langsamen Tritt.

Franco von Köln, derselbe, der sich bemühte, die Terz zu emanzipieren, ist auch der älteste bekannte Schriftsteller über Mensuralmusik. Als Gegensatz zu dieser wird die ältere Musik als Musica plana bezeichnet. Ueber den Standpunkt, auf welchem die Mensuralmusik sich noch im 13. Jahrhundert befand, giebt uns eine Warnung Francos Aufschluß, die er als erfahrener Theoretiker an die damaligen Komponisten richtet. Sie dürften nämlich bei mehrstimmigen Kompositionen keiner Stimme mehr Longae, Breves oder Semibreves geben, als ihr im Vergleiche mit der andern nach der Rechnung zukämen. Für Dilettanten, welche bloß mit den modernen Notenteilungen bekannt sind, möge die folgende Parallele gelten: Angenommen, zwei Personen singen ein Duett, und die eine hält jedes Sechzehntel so lange wie ein Viertel aus, und die andre singt dagegen eine Reihe langsamer Noten so rasch wie einen Lauf aus Sechzehnteln, so stimmt es nicht zusammen. An eine Regel, deren Notwendigkeit man jetzt höchstens kleinen Kindern auseinanderzusetzen braucht, mußten also damals die Komponisten noch erinnert werden.

Mit den Fortschritten in der Harmonie ging die Vervollkommnung des Rhythmus gleichen Schritt. Das ungeübte Ohr mußte lange, lange auf einem Intervall verweilen können, bis es dessen Eindruck hinlänglich in sich aufgesogen hatte, um ein neues zu fassen. In dem Maße, wie die feineren Unterschiede der Intervalle in Bezug auf Höhe und Tiefe dem menschlichen Gehör angeboren und anerzogen wurden, geschah es auch mit der Auffassungsfähigkeit für die Grade von Länge und Kürze. So lange kein festes Zeichen bestimmt war, konnten hoch und tief, rasch und langsam nur vage Begriffe sein, die sich nach individuellen Neigungen richteten. Mit der Ausbildung der Notenschrift ward es erst möglich, den Rhythmus allgemein zu lehren und ihn als das belebendste Element der Musik zu pflegen.

Mehrere voneinander abweichende Rhythmen zugleich zu führen, mag den Musikern anfangs noch schwerer geworden zu sein, als das Verbinden verschiedener Melodien zu e i n e r Harmonie. Wir erkennen in allen Zeitaltern an der Art und Weise, wie ein Komponist die Rhythmen beherrscht, ob er großes Talent und einen thätigen Geist besitzt oder nicht. Ebenso, wo ein Komponist gegen das Ende seiner Laufbahn ermattet, sehen wir ihn weniger auf dem Felde der harmonischen als auf dem der rhythmischen Erfindung erschöpft. Erfahrung und Gelehrsamkeit können zu der Erschaffung edler Harmonien mehr beitragen als zu einem feurigen Rhythmus, der immer die seltenste Gabe und das Hauptzeichen eines lebhaften Schöpfertriebs ist.

Um die Schönheit eines Musikstücks auf diesem speziellen Felde zu prüfen ist es interessant, die Rhythmusprobe so vorzunehmen, daß man das Thema, von allem bestehenden Zauber der Melodie und Harmonie entkleidet, nur auf einer einzigen Note spielt. Bei den großen, wahrhaft geistreichen Komponisten bleibt der pure Rhythmus an sich noch so interessant, daß er den Reiz eines jener bewunderten antiken Odenmaße erreicht, während er umgekehrt die fade Monotonie eines trägen, unfruchtbaren Geistes sogleich enthüllt.

Unsre Zeit ist fähig, einem weit rascheren Tempo zu folgen, als es frühere Generationen waren, deren Ohr sich nur an langsame Harmonieschritte gewöhnt hatte. Wir bedürfen also in gleichem Maße feiner zugespitzte Rhythmen, deren wechselnder Charakter sich dem Geist unsrer Musik anschließt. Alle Meister der großen Periode deutscher Musik, von Bach bis auf Mendelssohn, haben dies gefühlt, und jedes ihrer Werke aus der Lebenszeit, wo sie im vollen Besitz ihrer Schöpferkraft waren, hält die Rhythmusprobe aus. Unsre moderne klassische Musik steht in dieser Hinsicht neben den erdkloßähnlichen Choralnoten des Mittelalters wie die vollendetste Gotik neben einem Hünengrab.

Einen schlimmen Rückschlag hat die Opernmusik der modernen Italiener, die geistlose Lyrik der deutschen sentimentalen Liederkomponisten und die brillante Virtuosenkomposition auf das rhythmische Gefühl der musikalischen Welt ausgeübt. Bellini hat die Empfindlichkeit gegen das Ungehörige bis zu dem Grade abgestumpft, daß er seinen monotonen Marschrhythmus nicht einmal während des Ausdrucks weiblicher Klagen und Bitten einstellte. Deutsche Liederschreiber, deren Namen vorherrschend in der Mode sind, zeigen sich so unwissend und fühllos im Abc des Metrums, daß sie daktylische Versfüße auf trochäische Taktteile komponieren, und gar viele Virtuosen lassen ganz rhythmuslose Trommelwirbel seitenlang unser Ohr betäuben.

Chopin schließt sich in der feinen Auswahl seiner Rhythmen nicht bloß seinen größten Vorgängern an, sondern hat diesem seelenvollen Element der Musik ganz neue Seiten abgewonnen und reizende Pfade entdeckt, die vor ihm kein Komponist betreten. Diese geniale Eigenheit geht durch alle seine Werke hindurch und kommt selbst bei seinen langsamsten, mehr sentimentalen Tonstücken, wie zum Beispiel bei den Notturnen und den raschesten ornamentalen Figuren zur Geltung, obschon beide Extreme am wenigsten geeignet sind, einem Komponisten Gelegenheit zur Entfaltung origineller Rhythmen zu geben.

Um dieses Talent Chopins in seiner ganzen Vollkommenheit zu würdigen, muß man seine Mazurkas studieren, deren etwa zwölf Hefte verschiedener Sammlungen vorhanden und Spielern von mäßiger Fertigkeit zugänglich sind. Der dreiteilige Takt der Mazurka geht natürlich als wesentliche Bedingung ihrer Form hindurch, aber die Mannigfaltigkeit und der Geschmack, mit dem die einzelnen Taktglieder in sich gruppiert, verbunden oder gespalten erscheinen, ist unnachahmlich. Man erinnere sich der erdrückenden Langeweile, die man als Zuschauer bei einem Balle empfunden hat, wenn der Dreivierteltakt ununterbrochen fortdauernd uns peinigte. Würden wir es für möglich halten, daß ein

Komponist den Rhythmus eines und desselben Tanzstücks durch mehr als fünfzig Nummern hindurch so zu variieren verstünde, daß er uns nie monoton erschiene! Chopin hat alle Stimmungen in diesen Mazurkas durch den Rhythmus in unzähligen Schattierungen ausgedrückt, und selbst Witz, Humor und Ironie sind anmutsvoll darin vertreten.

Ein geschmackvoller Poet zeigt sich auch darin, daß er nicht für jeden Umschwung der Stimmung sofort eines neuen Metrums bedarf, sondern nur durch einen leisen, zartgefühlten Wechsel der Versfüße das Maß belebt, das er als das gehörigste für sein ganzes Werk erkannt und klug gewählt hat. Aehnlich bewährt sich ein Tonkünstler, der, innerhalb fester Formen beschränkt, denselben durch eine feine rhythmische Gliederung Leben einhaucht. So unausstehlich wie ein Hexameter, der die Cäsur immer an derselben Stelle hat, ist ein Musikstück von auffallendem Rhythmus ohne wechselvolle Einschnitte.

Was Platen der deutschen Dichtung geworden ist, indem er die schöne Form neu heiligte und sie als Hüter der von Reimgesudel entweihten Kunsthalle einsetzte, das dürfte Chopins Beispiel der Klavierkomposition werden. Die Cäsuren, die er seinen Melodien giebt, erheben sie zu dem klaren Ausdruck des menschlichen Gesangs. Wir verstehen Fragen und Antworten, hören Einwendung und Bestätigung, feinen Spott und Schmeichelei, wie bei einer von Geist durchblitzten Unterhaltung der gebildetsten Menschen. Die Motive zeigen sich im anmutreichen Spiel von allen Seiten. Hier macht sich in langen, seelenvollen Klängen ein Ausspruch des Gefühls geltend, dem dann in bizarr punktierten Noten sein humoristischer Gegensatz hingestellt wird.

Geradlinige Rhythmen, deren Teile sich fühlbar absetzen, geben uns einen ähnlichen Eindruck wie der Anblick eines französischen Gartens nach der Mode des vorigen Jahrhunderts. Sonderbarerweise scheinen die Modeformen der damaligen Salonkompositionen dem Geschmack des Gartenbaus entlehnt zu sein. Die regelmäßigen Vierecke der Beete, die sich durchschneidenden schnurgeraden Alleen, die selbst in steife symmetrische Formen zugeschnittenen Bäume und Gesträuche — das alles findet seine Analogie in den Sonaten, Rondos und Tänzen der betreffenden Periode. Da ist von acht Takten zu acht Takten immer eine Accordfolge von der andern durch eine strenge Linie unterschieden; und die ornamentalen Passagen sind recht eigentlich mit der Heckenschere zugeschnitten.

Diese Gleichförmigkeit der rhythmischen Umrisse hat sich noch bis heute bei den gewöhnlichen Klavierkompositionen erhalten, welche indessen nicht, wie die großen Sonaten der Klassiker, den Garten von Versailles zum Muster gehabt zu haben scheinen, sondern nur einen ganz gemeinen Küchengarten. Müde jener steifen, eckigen Formen wendete sich das menschliche Auge in unserm Jahrhundert den die Natur nachahmenden Baumgruppen zu, welche die geraden Durchsichten unterbrechen, und es mußte jedes Gärtchen einen englischen Park im kleinen darstellen. Das Ohr folgte in seinen rhythmischen Forderungen gewissen Kunstformen, mit welchen die Seele durch Eindrücke vertraut wurde, die das Auge

vorher empfing. Wir wollen nur an die römische Basilika und an die deutsche Gotik erinnern, ob nicht die ruhigen Massen jener eine Verwandtschaft mit den einfachen Rhythmen der Kirchenkomponisten aus Palestrinas Zeit bekunden, während die Knospentürmchen und Chornischen unsrer Dome die germanischen Rhythmen Bachs und Händels beeinflußt haben.

Das allgemeine künstlerische Bestreben unsrer Zeit, von der Konvenienz zur Natur zurückzukehren und die Natur da zu fassen, wo ihre ursprüngliche Schönheit und Grazie sich offenbart, erklärt uns die Richtung, welche Chopin seinen Rhythmen giebt. Wir wandern wie durch eine Landschaft auf schlängelnden Pfaden, wo eine Wendung um schroffe Felsenkanten uns dann einen Blütengarten, dann einen dunkeln Waldgrund enthüllt. Was eine auserwählte Landschaft, ein witziges Genrebild oder eine meisterhaft gebaute Ode sind, das vertreten die Mazurkas als „Musikalische Kabinettstücke" von feinster Arbeit dem fühlenden Künstler. (Als solche hat Liszt sie einmal treffend bezeichnet.) Ihre Zahl ist zu reich, um sie in diesen Blättern einzeln zu schildern, und sie sind so leicht zu spielen, daß jeder Gebildete, wenn auch nicht selbst ausübend, Gelegenheit hat, sie in näherem Freundeskreis zu hören.

XI.

In der Musikgeschichte hat sich eine beachtenswerte Erscheinung öfters wiederholt, die uns auch heute durch die Musik Chopins und andrer großer Komponisten der Jetztzeit wieder nahe tritt. Irgend eine Nation erringt sich die Suprematie in der musikalischen Kultur, erschöpft sich dann auf ihrem höchsten Standpunkt, und eine andre Nation tritt in den Vordergrund. Diese erschafft sich ihren neuen Stil durch die Legierung ihrer auf eignem Boden hervorquellenden Volksmelodien mit den ausgebildetsten Kunstmitteln der abblühenden gelehrten Musik.

Ich will beispielsweise an einige geschichtliche Momente erinnern, wo solche Verbindungen nationaler halbbarbarischer Klänge mit älteren stagnierenden Harmonien eine Auffrischung der Musik hervorbrachten, die derselben ebenso nötig ist, wie dem alten Wein ein Zusatz jungen, herben Wachstums.

Durch die Uebersiedlung des päpstlichen Stuhles nach Avignon kamen italienische und französische Musiker miteinander in Berührung; und manche Kompositionseigenheit der letzteren, welche damals vor den Italienern vorausgeschritten waren, wurde nach Rom verpflanzt. Frankreich, das im 14. Jahrhundert von Kriegen zerrüttet wurde, sah die Suprematie in der Musik auf die damals blühenden Niederländer übergehen. Wir finden eine Menge von niederländischen Komponisten in Italien angestellt, wo sie überall den ersten Rang in den Kapellen der großen Städte behaupten. Schon damals wurde oft ein weltliches Volkslied, seiner populären Melodie wegen, einer im gelehrten Kontrapunkt geschriebenen Messe zu Grunde gelegt, und die Harmonien, die sich aus dessen Noten ergaben, künstlich herausgerechnet.

Die von den Niederländern auf die Spitze getriebenen Künsteleien erschöpften

den Erfindungsgeist der Nation auf dem Gebiet des Schönen, denn nachdem man jahrhundertelang immer stärker und stärker die ursprünglichen Klänge mit kontrapunktischen Verdrehungen gewürzt hatte, konnten sie in ihrer Einfachheit das Ohr nicht mehr reizen. Die Italiener wendeten aber das Beste von niederländischer Technik auf ihre nationalen Melodien an und schüttelten die ausgesogenen Formen ab.

Nachdem durch Orlando Lassos Genius noch ein letztes Aufflackern der großen niederländischen Periode stattgefunden hatte, erlosch sie mit diesem glänzenden Namen. Die südliche Volksmelodie, dies reizende Naturkind, vermählte sich mit dem fremden Kontrapunkt, und aus dieser Verbindung erwuchs das heroische Zeitalter der italienischen Musik.

Wer die Meister des 17. Jahrhunderts, Scarlatti, Lotti, Marcello und die ganze Tafelrunde ihrer herrlichen Zeitgenossen kennt, der fragt sich wohl, wie es möglich war, daß sich ein solcher Riesenstrom im Sande verlaufen konnte. Und doch haben wir dies Resultat ebenso oft bei einer nationalen Kunsthöhe, wie im kleinen bei Individuen wahrgenommen. Der Sohn eines großen Genies kann gewiß nichts Verkehrteres ergreifen als das nämliche Fach, das den Ruhm seines Vaters begründete.

Die erwachende deutsche Tonkunst wurde damals mit großem Vorurteil als etwas ganz Barbarisches betrachtet. Ehe wir deutsche Kompositionsversuche ins Auge fassen, wollen wir unsre guten germanischen Vorväter einmal in ihren ersten Bestrebungen als bloß ausübende Musiker betrachten.

Karl der Große, der in Rom zuerst *singen* hörte, fand diese Kunst so lieblich, daß er den Papst bat, er möge ihm italienische Sänger mitgeben, um auch *seine* Unterthanen den Gebrauch der menschlichen Stimme zu lehren. Die Berichte, welche die italienischen Gesanglehrer bald nachher nach Rom sandten, ergaben folgendes Urteil: es sei ganz unmöglich, die Deutschen singen zu lehren. Ihre Töne seien dem Geheul wilder Tiere ähnlich, und wenn sie mehrere Noten zu einem Melisma verbinden sollten, so klinge es, als ob ein Wagen über schwere Steine rollte.

Singen und spielen müssen sie indessen doch nach einigen Menschenaltern gelernt haben, und die Theorie muß schon früh in der Musik wie in allen Dingen ihre starke Seite gewesen sein, denn wir finden schon zu Ende des 9. Jahrhunderts deutsche Namen in der Kunstgeschichte erwähnt. In der Praxis gab es zwar im 14. Jahrhundert kaum etwas, das den Namen einer Harmonie verdient hätte; dagegen entwickelte sich in Böhmen (dessen Bewohner ja als besonders musikalisch organisiert anerkannt sind) schon damals der Volksgesang.

Im 15. Jahrhundert wanderten schon einzelne deutsche Künstler hinüber nach Italien, um dort ihre musikalische Bildung zu erhöhen. Der große Orgelspieler Bernardo Tedesco (Bernhard der Deutsche), der als ein industrieller Geist das Pedal erfand und dadurch die Orgel zu ihren wundervollen Effekten geschickt machte, brachte schon eine gewisse Wechselwirkung deutschen und italienischen Geistes zuwege.

Die Reformation veranlaßte eine plötzliche Hemmung des italienischen Einflusses auf die deutsche Musik, und jene wundervoll tiefen, innigen und gemütvollen Choralmelodien aus Luthers Zeit sind voll des ureigensten deutschen Nationalgeistes. Dieser von allen andern Klängen abweichende Charakter des norddeutschen protestantischen Kirchenliedes tritt, mit ausgebildeter kontrapunktischer Wissenschaft verbunden, in Bach und Händel zu Tage.

Das süddeutsche Volkslied hat eine vom nordischen durchaus verschiedene Färbung, die sich am bestimmtesten auf einem Punkt, nämlich in Wien, verdichtet. Es ist der Ton harmloser leichter Lebensluſt, während im Norden die Volksmelodie immer etwas von ernster Gemütsempfindung an sich trägt. Kein noch so gelehrter Komponist ist vom Einfluß dieses überall an sein Ohr schlagenden Tones so gelöst, daß nicht etwas davon in seinen Werken widerklänge. Es ist damit wie mit klimatischen Farben, die stärker auf die Anschauungsweise des Malers wirken als ein allgemeines Prinzip. Sehen wir doch bei englischen Landschaftsmalern, daß sie den Nebel als ein Schönes lieben, und daß im Süden kontrastierende Farben vorzugsweise gewählt werden, die uns zu grell vorkommen.

Ein ganz spezieller Beigeschmack vom süddeutschen Volkslied geht durch die Kompositionen der großen wie der minder bedeutenden Meister, welche der Wiener Schule angehören, auf welche nach dem Abblühen der großen italienischen Zeit die musikalische Suprematie überging. Unsre großen deutschen Meister des vorigen Jahrhunderts empfingen ihre ersten Eindrücke von hochgebildeten italienischen Musikern, die sie dann in sich verarbeiteten und mit den teils lustigen, teils ernstgemütlichen Heimatklängen, von denen sie seit ihrer Kindheit umtönt waren, unbewußt verwebten. Gluck, Haydn und Mozart zeugen von den Erfolgen dieser Verschmelzung des gemütlichen süddeutschen Klanges mit dem italienischen Stil auf seiner Höhe.

Beethoven erwuchs zuerst unter dem Einfluß der kurfürstlichen Kapelle in Bonn, wo ebenfalls die italienische Musik vorzugsweise gepflegt wurde, und ging darauf nach Wien, gerade als dort die Elite aller musikalischen Bildung vereinigt war. In Beethoven ist der Typus des rheinischen Volkscharakters zuerst musikalisch zu Tage getreten. Der Haß gegen falsche Sentimentalität, affektierte Erhabenheit und leere Formen, wie das heiße Streben zum echten Großen, die Begeisterung und das tiefe Gefühl, das sich nie an einen unbedeutenden Gegenstand wegwirft, und zu diesem allem die goldne Beigabe — der Humor, das brachte der Rheinländer Beethoven der süddeutschen Musik als Morgengabe. Die Scherzos und Finales seiner Symphonien konnten von niemand erschaffen werden, dessen Wiege nicht von den Jubelliedern der rheinischen Winzer umtönt wurde: es ist ein charakteristischer Ton, so wenig zu verkennen wie die Blume des Rheinweins.

Hier sei es uns vergönnt, die Notiz einzuschalten, daß die drei höchsten künstlerischen Größen unsers Zeitalters, Goethe, Cornelius und Beethoven, Rheinländer waren. Frankfurt, die Geburtsstadt des ersteren, liegt dem Rheinthal und seinen Einflüssen so nahe, daß man sie wohl kühn dazu rechnen darf.

Um Franz Schuberts Melodien spielt noch einmal schalkhaft ein Zug der südlichen Volksmusik; so verwandelt indes, wie die Erscheinung der schönen Köhlerstochter, mit der ein König seine Krone teilte. Auch die Klavierkomponisten der Wiener Schule, von Hummel bis Thalberg, besitzen den unverkennbaren Beigeschmack des österreichischen Volksliedes, wie er nie mit diesen Accorden bei einem norddeutschen Komponisten gefunden wird.

In diesem Augenblick beginnt ein skandinavischer Klang, der noch nie in der Kunstmusik vernommen wurde, dem Vordergrund näher zu rücken. Einer der größten lebenden Komponisten, Niels Gade, ist ein Däne, und so sehr seine Musik von den Einflüssen norddeutscher Kultur zeugt, so ist auf ihrem tiefsten Grund und Boden doch jener heimische Charakterzug zurückgeblieben. In den Melodien von mehr humoristischer Färbung mahnt Gade uns immer an derbe Schifferlieder, voll von dänischem Nationaltrotz. Da wo er seine größten und erhabensten Tonbilder aufrollt, ist es, als ob die ganze Sagenwelt der Wikinger und Nordlandsrecken riesengestaltig aus dem Nebel hervorträte und die Walküren ihre uralten Schlachtgesänge anstimmten.

Zu dieser neuen Auffrischung der norddeutschen Musik haben auch die schwedischen Nationallieder das ihrige beigetragen, welche Jenny Lind, die erste weltberühmte Vertreterin skandinavischen Gesanges, herüberbrachte. Schon vor diesen Volksliedern waren in engeren Kreisen Kompositionen von Lindblad bekannt geworden, welche die Legierung des skandinavischen Urklangs mit dem Studium deutscher Komposition bekundeten. Diese Lieder waren nicht eben von großer Genialität, aber sie hatten für uns, nach neuen Melodien lechzenden Deutschen, den unschätzbaren Vorzug, ganz originell zu sein.

Wir dürfen einer Goldgrube von Melodie nicht vergessen, die noch kaum von der Kunstmusik berührt wurde. Dies sind die schottischen Lieder, deren Ursprung sich teilweise bis zum 11. Jahrhundert zurück datieren läßt. Beethoven hat 28 dieser Lieder so bearbeitet, daß die Vorteile kontrapunktischer Wissenschaft und einer anmutigen Instrumentalbegleitung sich mit dem ursprünglichen Naturgesang vereinigen. Man sieht aus dem Fleiß, mit dem er dies Werk bis ins kleinste und genaueste abschliff, welchen Wert er darauf legte. Ein Genius ersten Ranges, dem der eigne Erfindungsquell so reich sprudelte, würde nicht an formlose Volksmelodien einen solchen Aufwand von Zeit und Studium gewendet haben, wenn er nicht den köstlichen Kern darin erkannt hätte. So pfropft der Gärtner auf den starken wilden Stamm den Zweig des veredelten Gewächses, um eine Hesperidenfrucht zu erzeugen, welche die Kraft der Natur und die Feinheit der Kultur in sich vereint.

Britannien hat nun seit Jahrhunderten ausgezeichnete Künstler fremder Nationen bei sich beherbergt, und manche Proben seiner einheimischen Kunstwerke deuten darauf hin, daß sich dereinst auf diesen Inseln ein musikalisches Zentrum bilden dürfte. Die eingeborenen britischen Künstler hatten bisher eine bloß isolierte Wirkung, da sie teils dem kontinentalen Standpunkt untergeordnet waren, teils nur einen Wiederschein von dessen Stil zeigten.

Die irländische Volksmusik hat sich noch nie mit den Kunstmitteln der wissenschaftlichen Musik legiert. Wenigstens sind die Begleitungen, mit welchen Personen, die sich Doktoren der Musik nennen, die wunderschönen irischen Melodien herausgegeben haben, ganz entsetzlich und bis zu einem Grade entstellend, daß sie eher ein Vorurteil gegen irische Musik erwecken müssen. Einen ganz ähnlichen Charakter wie die letztere hat die russische Nationalmusik. Melancholisch, überaus lieblich dem Ohr schmeichelnd und ein Gefühl der Resignation ausdrückend, das längst unter schwerem Druck den Aufschwung verlernt hat.

Ganz entgegengesetzt dem irischen und russischen ist der polnische Klang, obgleich auch in ihm die melancholischen Molltonarten und die einschmeichelnde Melodie vorherrschen. Der charakteristische Unterschied liegt in der prächtigen Keckheit des Rhythmus, der den heißen Freiheitstrieb des nie gebändigten Polenblutes ausspricht.

Zum erstenmal verbindet ein Künstler von höchster Bildung diesen slavischen Urklang mit romanischer und germanischer Technik.

Chopin war ein Schüler Hummels, Hummel ein Schüler Mozarts; also darf der erstere wohl als geistiger Enkel des letzteren angesehen werden. Außer dieser Anknüpfung an die auf italienische Traditionen gegründete Wiener Schule tritt das Studium J. S. Bachs in Chopins Harmonieführung deutlich zu Tage. Sein beständiger Aufenthalt in Frankreich brachte ihm die Kunstanschauungen nahe, mit welchen Berlioz, David, Halevy und andre geistvolle Künstler eine neue Seite der Musik beleuchtet haben.

Ob eine Legierung des britannischen, skandinavischen oder slavischen Nationalklanges mit der ausgebildeten Tonkunst die deutsche Suprematie in einem kommenden Jahrhundert verdrängen, und welcher dieser Urklänge den alten Kreislauf zuerst wieder in Bewegung setzen wird, können wir nicht voraussehen. Chopins Erscheinung gesellt einen der hellsten Sterne zu dieser nördlichen Konstellation, und es ist schwer, nach den früheren Geschichtserfahrungen, zu glauben, daß dieselbe nur ein paar vereinzelte Meteore und nicht den Anfang einer frischen Kunstepoche andeute.

Außer Chopins Mazurkas geben seine im größeren Stil erfundenen Polonaisen eine volle Anschauung von urpolnischem Rhythmus und Melodiefarbe in Verbindung mit dem Harmoniegebäude, dessen Vollendung Nationen und Jahrhunderte ihre Kräfte widmeten, und das er selbst noch ergänzen half.

Die erste von Chopin herausgegebene Polonaise (Op. 3) dürfen wir nicht aus dem obigen Gesichtspunkt betrachten, da sie ein Jugendwerk des Komponisten ist, in welchem sein Genius noch nicht die volle Selbständigkeit erlangt hatte. Sie ist ein angenehmes und glänzendes Salonstück, das hoch über den meisten andern Kompositionen dieser Gattung steht, aber nicht so geeignet ist wie Chopins spätere Kompositionen, eine schlagende Probe des Effekts zu geben, welche der Geist slavischer Naturmusik in den künstlerischen Formen älterer Tonkultur macht. Schon eher würden wir eine Empfindung von dieser Mischung in der Phantasie über polnische Themen (Op. 13) gewinnen, obschon dies Werk die

ganz unkünstlerische Form des im Salon so beliebten Potpourris trägt und fremde Themen entlehnt und variiert. Chopin aber erfaßte die innerste Seele seiner heimischen Klänge und durchdrang sie mit dem Geiste der feinsten Bildung. Um zu prüfen, wie veredelt aus seinen Händen ein paar unbedeutende Noten hervorgehen, vergleiche man in Op. 13 das Thema in Fis-moll im Zweivierteltakt mit dem nach der verbindenden Prestopassage eintretenden Lento quasi Adagio.

Eine Komposition voller Anmut, klarer Schönheit und prächtiger Wirkung ist die als Konzertstück besonders geeignete Polonaise in Es-dur (Op. 22), welcher das bezaubernde Andante spianato vorhergeht. Sie ist eine der heitersten Kompositionen von Chopin, und er hat eine Art von erregendem Rhythmus in ihren brillanten Passagen häufig angewendet, die wie eine witzige Neckerei klingt.

Spielern von mäßiger Fertigkeit ist die Polonaise Op. 26 Nr. 1 in Cis-moll schon leichter zugänglich als die vorige. Sie ist vollendet schön, und eine Melodie nach der andern überrascht das Ohr mit einschmeichelndem Reiz, während Rhythmus und Harmonie mit geistvollem Wechsel den Gedanken beschäftigen. Die zweite Nummer dieses Opus ist düster und wild gehalten, und wir behorchen aus ihren Klängen den tiefen Seelenzorn des Polen, der, an das Los seines Vaterlandes denkend, ein fernes Kettenklirren vernimmt, und dessen Hand sich ballt, nach dem Schwert zu greifen.

Unter den nächstfolgenden Werken dieser Gattung ist das grandioseste in Stil und Charakter gewiß Op. 44 in Fis-moll. In dieser Polonaise ist durchaus das heiße Vaterlandsgefühl mit all seiner Sehnsucht und seinem heiligen Rachedurst ausgesprochen. Sie ist dabei als musikalisches Kunstwerk so bedeutend, daß sie in ihren Einzelheiten wohl der genauesten Betrachtung wert ist.

Eine stürmische Passage von acht Takten leitet sie ein. In den Noten derselben liegt genau die Stimmung, als ob ein hingeworfenes Wort die Seele plötzlich erregt hätte: sie fährt aus der stumpfen Rast auf, sammelt ihre Erinnerungen, und nun steht die Einheit der Empfindung mit *einem* klar vergegenwärtigten Bilde da. Das nun mit gewaltigen Accorden eintretende Thema ist von ernstem Stil und spricht eine erhabene Trauer aus, in der zuweilen ein Zug des Grimmes aufblitzt, zum Beispiel in den Takten 13 und 14, wo die auf das zweite Viertel fallenden Accorde weit über den Ausdruck resignierten Schmerzes hinausgehen.

Darauf nimmt der Baß das Thema auf, zugleich führt die Oberstimme eine neue Melodie von tiefem Ausdruck durch. Hierauf folgt eine Modulation, die unter den schönsten, die es giebt, stehen darf. Es ist nicht möglich, diese mysteriöse Wirkung und den seltsamen Schauer zu beschreiben, welcher uns erfaßt, wenn Fis-moll nach B-moll übergeht. Es ist, als ob wir durch eine enge Steinpforte in einen Dom träten, wo das purpurne Licht gemalter Glasfenster uns warm umströmt. Vier Takte später überrascht uns die Tonart

As-dur ebenso wunderbar, und ihr blauer Ton grüßt wie der klare Himmel über uns.

Der musikalische Farbensinn, wie ich dies Talent einer überraschenden und wohlthuenden Accordzusammenstellung nennen möchte, ist Chopin in ganz so hohem Grade eigen, wie die größten Meister, selbst Beethoven nicht ausgenommen, ihn besaßen, und ohne diesen Farbensinn bleibt der gelehrteste Komponist kühl und trocken.

In der Mitte der Polonaise in Fis-moll, zu deren Analyse ich zurückkehre, ist ein vorherrschend rhythmischer Satz in A-dur eingeschoben, welcher unisono fortschreitend den kampflustigen Klang der Trommel eine Weile darstellt, bis dann dieselbe Melodie, welche so sinnreich zu den vorher beschriebenen Modulationen benutzt wurde, in neuen Harmonien die Idee des Kämpfers mit dem Aufruf zum Kampfe verschmilzt.

Ein weicherer Klang tritt vor dem Schlusse im Tempo der Mazurka ein, in welchem ein weiblich bittendes und schmeichelndes Element die düsteren Klänge des ersten Themas auf eine Weile verdrängt. In diesem Satz sind manche jener dramatischen Züge enthalten, die sich in den andern Mazurkas mehrfach vorfinden. Eine liebevolle Stimme strebt hier, den wilden Gang des Themas aufzuhalten und immer lockender die Bilder fröhlichen Genusses zu steigern, welche sich in glänzenden Tonarten und vollen Accorden überbieten. Während noch die Oberstimme forttönt, besinnt sich der Baß auf seinen ersten Entschluß; die Noten der Einleitung fügen sich leise und kaum merklich zusammen, bis das ursprüngliche Thema in seiner dunkeln Erhabenheit wieder mächtig dasteht und, nachdem es uns seine Hauptmotive noch einmal kurz vorübergeführt hat, mit einem großen und schönen Schlußworte Abschied nimmt.

Die Polonaise Op. 53 in As-dur ist ein Seitenstück zu der in Fis-moll, mit der sie in der ganzen Anlage viel Aehnlichkeit hat; aber der innere Charakter beider ist durchaus verschieden. Die vorherrschende Stimmung in Op. 44 ist von der Erinnerung an die gegenwärtige Schmach des Vaterlandes eingegeben; in Op. 53 aber ist das Vorgefühl künftiger Triumphe ausgedrückt. Dort hörten wir den nationalen Rhythmus in Vorwurf und Drohung gehüllt, hier hören wir, wie er sich im Siegesjubel ausnimmt. Das Thema ist ganz Freude und in sich befriedigte Kraft. Es ist nicht die weiche Seligkeit eines persönlichen Gefühls, sondern das großartige Entzücken, das von allen geteilt wird und sich am allgemeinen Glück entzündet.

Wenn mit Kraft und einem feurigen Tempo gespielt, muß diese hinreißende Komposition ganz elektrisch wirken, und ebensowohl, wie man einst den Schweizern in fremden Kriegsdiensten bei Todesstrafe den Kuhreigen zu singen verbot, damit das Heimweh sie nicht zur Desertion verlockte, so möchte der Kaiser aller Reußen wohl Ursache haben, Chopins Polonaisen wegen ihres unsichtbaren Textes zu verfolgen.

XII.

Es ist kein geringes Lob, wenn man von einem Komponisten sagen kann, daß er gut für sein Instrument geschrieben habe. Freilich ist die Tiefe und

Schönheit der musikalischen Gedanken das Haupterfordernis; aber wir sind sehr in ihrem Genuß gestört, wenn die Form, in der sie auftreten, der charakteristischen Eigentümlichkeit desjenigen Instrumentes, für das sie bestimmt sind, nicht entspricht.

Wir finden, daß viele große Meister sich von ihrem Ideenflug so fortreißen lassen, daß sie die Ausführbarkeit ihres Werks aus den Augen verlieren. Weil sie ihre Mittel nicht kannten oder nicht prüften, erreichten sie ganz andre Effekte als sie beabsichtigten. Dies ist namentlich Beethoven oft begegnet, und am meisten, wenn er Gesangmusik schrieb.

Ein Punkt, der sich zwar nicht direkt auf unsern Gegenstand bezieht, der aber im allgemeinen von großer musikalischer Bedeutung ist, möge hier eine kurze Erwähnung finden.

Das natürliche, dem Menschen angeborene Instrument, das Gesangsorgan, ist von keiner Nation so früh wissenschaftlich studiert worden, als von den Italienern. Bequem für die menschliche Stimme zu schreiben, ist dort eine Tradition, mit der jeder, auch der unwissendste Kontrapunktist sich wenigstens vorher bekannt macht, ehe er eine Oper schreibt. Daher mag zum Teil der große Vorzug rühren, welchen die Sängerwelt der schlechtesten italienischen Musik vor der besten deutschen giebt. Die Kenntnis der Stimme ist eine Wissenschaft für sich, zu deren Erringung ein gutes Teil von Fachstudium und Erfahrung gehört. Unsre großen Genies sind nun sehr darüber hinaus, sich bei alten Gesanglehrern über die Grenzen Rat zu holen, welche die Natur für Sopran, Alt, Tenor und Baß und deren Modifikationen vorgezeichnet hat. Daher kommt es, daß viele der in musikalischer Hinsicht wertvollsten Partien nicht einstudiert werden können, ohne daß ihnen die Stimme einer Sängerin zeitweilig oder für immer zum Opfer gebracht werde.

Der Streit über ein Baßsolo, welches Beethoven während seiner Taubheit schrieb, und der in Zeitungen bis zum Ueberdruß fortdauerte, giebt einen Beleg hierzu. Der Komponist vertrat die Ansicht, daß nur diese Note an der bestimmten Stelle seiner Idee den entsprechenden Ausdruck gebe, und daß auf das innerlich geistige Prinzip der Kunst mehr ankomme als auf den äußerlichen Klang der Stimme. Da er taub war, so war es unmöglich, ihm zu beweisen, daß der Ton, auf welchem selbst dem besten Bassisten wegen seiner unnatürlichen Lage jedesmal die Stimme überschlug, sinnlich vernommen eine lächerliche Wirkung und nur in der Einbildung eine erhabene hervorbrachte.

Die Partie der Leonore im Fidelio läßt, so große geistige Vorzüge sie hat, nie die Stimme der Primadonna in günstigem Lichte erscheinen und bringt ihr meistens ungerechte Rezensionen ein — auch ist die kleine Schattenseite nicht zu leugnen, daß in Beethovens Klavierwerken, besonders in den späteren, Stellen vorkommen, für die es keinen Fingersatz giebt, der sie handgerecht und vortragsmöglich macht.

Seit etwa zwanzig Jahren ist in der Virtuosenmusik eine Unart allgemein Mode geworden, welche mit der in der verbildeten Gesellschaft herrschenden Sucht,

einen andern als den eignen Charakter darzustellen, auf gleicher Linie steht. Die Sängerinnen zeigen ihre Kunst in Violin- und Flötenpassagen, der Baß piept in hohen Flageolettönen, die Violine kann nur noch auf der G-Saite ihre Bestimmung erfüllen, oder der Schweiß ihres Inhabers würgt Doppelgriffe oder vierstimmige Accorde aus ihren paar Saiten hervor, die man auf dem Klavier ohne alle Mühe viel schöner spielen könnte. Dafür rächt sich denn das Klavier, und obgleich es keinen Ton zu schwellen vermag, bemüht es sich, mit allen Streich- und Blasinstrumenten, ja mit der menschlichen Stimme selbst den Wettkampf aufzunehmen.

Die Ueberlegenheit des Klaviers allen andern Instrumenten gegenüber besteht in seiner Macht über eine vollkommene Harmonie. Diese stärkste Seite seines Instruments hat Chopin in den Vordergrund gestellt; dann hat er für die gesangreichen Melodien die klangvollsten Tonlagen ausgesucht, und endlich durch die ihm eigne rasche Kombinationsgabe die Linien selbst seiner Ornamente mit Kontrapunkten sinnreich belebt.

Als diejenige Form, in welcher ein Klavierkomponist die ausgedehnteste Meisterschaft in Behandlung seines Instruments zeigen konnte, galt früher die Sonate. Dieses Wort ist von dem italienischen Verbum sonnare (spielen) abgeleitet und enthält also einfach die Aufforderung an den Künstler, uns eine Probe seines Vortrags zu geben. Von dem „Spiel“ des Meisters in seiner ganzen Vollendung kann uns aber nur eine solche Form einen Begriff geben, welche alle Seiten des Vortrags zeigt. So entstand die Sonate, als ein Prüfstein für die Kraft und Bildung des ausübenden Künstlers, und ihre Aufgabe war: alle Gattungen des ernsten, sentimentalen, scherzhaften und glänzenden Vortrags Gelegenheit zur Entfaltung zu geben. Zu diesem Zweck bedurfte sie getrennter Abteilungen, welche, obschon in Tempo und Inhalt verschieden, dennoch eine gewisse Verwandtschaft des Charakters zeigen mußten. Eine gute Sonate sollte eigentlich darstellen, wie sich ein und derselbe Charakter in verschiedenen Situationen ausspricht.

Die gewöhnliche Einteilung der Sonate ist folgende: Ein erstes Allegro, welches die Kraft des Spielers und die Solidität seiner musikalischen Bildung im strengeren Stil beanspruchte. Das Adagio forderte die äußerste Zartheit im Anschlag und ein weiches Gefühl. Das Menuett oder das Scherzo, welches man später als dritte Abteilung vorzog, diente zur Entfaltung anregender Rhythmen und einer pikanten Accentuation. Endlich vergönnten die glänzenden Figuren und das feurige Tempo des Finale der Virtuosität noch einen Spielraum.

Die Sonate ist etwas aus der Mode gekommen, und wo sie noch einmal aus Pietät für ihre klassische Vergangenheit von einem neuen Komponisten auf den Schauplatz gebracht wird, erringt sie beim Publikum nur einen succès d'estime. Die Welt ist heutzutage in beständiger Eile und nicht einmal bei geselligen Zusammenkünften geneigt, dem Genuß eines so vielgliedrigen Musikstücks lange Zeit und gesammelte Stimmung zu widmen. Die Notturnos, Impromptus,

Rondos und so weiter, welche in einem kurzen Satz ihren Inhalt schlagend zusammenfassen, sind am beliebtesten. Nur solche Spieler, denen die Musik mehr ein Kultus als eine Lustbarkeit ist, pflegen noch die Sonate mit höchster Vorliebe und lassen dies eines denkenden Komponisten so sehr würdige Kunstwerk nicht ganz aussterben.

In seinen beiden Sonaten hat uns Chopin ein paar unschätzbare Werke hinterlassen. Er hat hier für die Elite der Kunstgenossen geschrieben und an sich selbst die höchsten Forderungen gestellt.

In der ersten Sonate, Op. 35 in B-moll, läßt er das Klavier von seiner glänzendsten Seite sich zeigen. Volle, reiche Harmonien strömen dahin, und die Melodien sind in die trefflichsten Lagen gebracht, um wie ein fließender oder getragener Gesang zu klingen. Kein Ton ist länger gedehnt als jedes gute Instrument ihn ohne zu frühes Verhallen vibrieren lassen kann: eine Rücksicht, welche viele Komponisten vergessen. Ebenso vorsichtig ist Chopin hinsichtlich der Höhe und Tiefe verfahren, und solche Geschmacklosigkeiten begegnen ihm nie, eine an sich seelenvolle Melodie in eine zu hohe Oktave zu bringen, wo sie kleinlich und abgebrochen erscheint.

Das erste Allegro der B-moll-Sonate schildert einen leidenschaftlichen Charakter, der sich im wilden Jugendfeuer in den Kampf des Lebens stürzt. Dem Agitato des ersten Themas folgt eine Kantilene, die hold emporsteigt wie die Ideale, in welchen der ringende Geist das Ziel seines Strebens erkennt. Diese beiden Motive bilden den Stoff des ersten Allegro, und indem sie sich begegnen oder voneinander entfernen, wird das beruhigte oder kämpfende Prinzip das Vorherrschende.

Das Scherzo in Es-moll bringt vermittelst des veränderten Rhythmus eine neue Situation hervor, obgleich sein geistiger Inhalt dieselben Züge trägt. Wir sehen, wie der geniale Charakter Rätsel, mit denen er sich noch eben abrang, mit dämonischer Kraft bewältigt und ihre Trümmer da- und dorthin schleudert. In dem Trio in Ges-dur haben die Ideale ihre ferne Sternenregion verlassen und sind in milden Gestalten zu ihm herabgestiegen.

Da greift mitten in das energische Handeln und Genießen der kalte Todesklang eines Trauermarsches ein. Wer erinnert sich hier ,nicht an jene tiefen und geistvollen Kunstwerke Holbeins, die Totentänze, welche durch eine ähnliche Verknüpfung blühenden Lebens mit dem Hauch des letzten Schicksals den Beobachter mit ernstem Schauer ergreifen. Schon Beethoven hat statt des Adagios einmal den Trauermarsch in einer Sonate eingeführt, und ganz so berühmt wie dieser verdient der Chopinsche zu werden. Die einleitenden Accorde blicken uns mit Grabesdunkel an, und dann stellt sich der Schmerz in allen seinen Abschattungen dar, von dem dumpfen Ton der Verzweiflung bis zum lauten Ruf des Jammers. Ein Mittelsatz in Dur erhöht noch die wehmutsvolle Stimmung durch eine liebliche Melodie, welche sanft tröstend die Mollaccorde des Hauptthemas unterbricht. So zeigt uns ein heller Sonnenstrahl, der plötzlich hervorbrechend den grünen Rasenhügel vergoldet, erst unsre unendliche Herzensöde

nach einem Verlust, den das frische Grab deckt. Unsre trauernde Seele sympathisiert mit den Klängen und Farben der Nacht, und der Kontrast einer süßen hellen Melodie deckt erst den ganzen Abgrund ihres Elends auf.

Den Freunden des Komponisten, von dessen Scheiden inmitten seines poesiereichen Schaffens diese Sonate ein prophetischer Spiegel war, mag der Trauermarsch noch durch den Umstand besonders rührend erscheinen, daß er später bei Chopins eigner Totenfeier in der Madeleine gespielt wurde.

Das Finale besteht aus einem Triolensatz, der unisono ohne alle Harmonie wie ein Sturmwind dahinbraust. Die Idee ist wahrhaft poetisch, und nichts könnte sich dem verhallenden Trauermarsch passender anreihen als dieses furchtbare Bild der Einsamkeit über der von den Lebenden verlassenen Grabesstätte. Wie der herbstliche Nordwind über das hohe wallende Gras eines Friedhofs in schwarzer Mitternacht streicht, so stöhnt und braust diese Gespenstermusik und bringt dem warmen Menschenherzen einen eisigen Gruß aus der Unterwelt.

Die zweite Sonate Op. 58 ist ein ebenso großartiges Kunstwerk in ihrer inneren Bedeutung, aber noch ausgedehnter in ihren Formen und schwerer zu bewältigen als die erste. In ihren vier Sätzen, welche alle voll außerordentlicher Schönheit und sehr künstlich ausgearbeitet sind, ziehen große Schicksalsbilder und hohe Ideen an dem Geiste vorüber. Ich halte es für unmöglich, daß eines Menschen Seele, solange er in das Studium dieser erhabenen Musik versenkt ist, irgend einem gemeinen Gedanken Raum geben könnte. Ihr Inhalt ist so mächtig, daß er das Individuum, das sich damit befaßt, ganz absorbiert und keine Seitensprünge in einen andern Gedankenkreis neben sich duldet.

Trios, Quartette und dergleichen Musikstücke sind, was die Form angeht, eigentlich nichts andres als etwas längere Sonaten für konzertierende Instrumente. Man könnte die Symphonie ebensowohl als eine Sonate für ganzes Orchester bezeichnen.

Eine ziemlich frühe Arbeit des Meisters aus dem obigen Gebiet liegt uns in seinem Trio Op. 8 für Klavier, Violine und Violoncell vor. Es ist ein sehr gutes, regelrechtes und höchst angenehmes Musikstück, das vielleicht gerade dadurch den Beifall der Kenner von der alten Schule gewinnen wird, weil es sich in dem hergebrachten Stil der anerkannt besten Trios bewegt. Chopins eigentümlicher Genius blickt zwar auch aus diesem Trio hervor, doch erscheint er durch Rücksichten auf einen bestimmten Zweck gefesselt. Die Harmonien sind durchsichtiger, die Motive einigermaßen dem Verständnis eines Konzertpublikums genähert, und überhaupt ist mehr die äußere Anmut als eine mysteriöse Tiefe darin erstrebt. In dem Schmelz der Melodien, besonders im Adagio, waltet Chopins poetischer Hauch; aber auch sie erscheinen wie in einer gemäßigteren Zone gepflückten Blüten und haben nicht den tropischen Duft, der seinen andern gesangreichen Stellen eigen ist.

Dem Salonpublikum hat Chopin nur zuweilen ausnahmsweise eine Konzession gemacht, und selbst dann die oberflächlichsten Modeformen noch mit seinem feingebildeten Geschmack veredelt. Sein Duo concertant für Klavier und Violine

über Thèmes favoris aus Robert le diable (Op. 12) ist eine dieser wenigen Ausnahmen, in welchen er sich zum Tagesgeschmack herabließ. Wenigstens zeigt er den Verehrern dieser Richtung, daß er, wenn er nur gewollt, auch hier alle Werke des gefälligen und brillanten Stils hätte überbieten können. Es giebt gewiß wenig Konzertstücke, die so vortrefflich darauf berechnet sind, das Klavier in dem Glanz erscheinen zu lassen, der die Menge blendet. Um so mehr gereicht es ihm zum Ruhm, daß er diese Richtung, die er durch Verdrängung aller Rivalen beherrschen konnte, verschmähte und die eitle Popularität während der kurzen Dauer eines Menschenlebens hinwarf, um der Zukunft ein reiner Stern zu bleiben.

Von Chopins großen Konzerten und andern zum öffentlichen Vortrag bestimmten Werken erfüllt die Anforderungen aller Parteien wohl am meisten Op. 11 in E-moll. In einem Konzertstück zeigt sich der Spieler vor der ganzen musikalischen Welt; hier sind die stärksten Effektmittel an ihrem Platz, um ein Publikum, das mit den verschiedenartigsten Erwartungen an einen berühmten Künstler herantritt, hinzureißen. Er muß also in einer solchen Komposition Stimmungen erregen, für die alle Zuhörer gleich empfänglich sind. Das ist Chopin im E-moll-Konzert entschieden gelungen. Bilder voll Glanz und Pracht, die wir bewundern müssen, rollt er im ersten Allegro auf. Der Kenner ergötzt sich an den gediegenen Grundformen des Werks, deren strenger Ernst sich dem Musikliebhaber unter der Fülle des reichsten juwelenglänzenden Schmucks verbirgt. Das Adagio, das eben Leidenschaft genug hat, um unsern lebhaften Geistesanteil zu erregen, schmeichelt sich mit unwiderstehlicher Anmut dem Gemüte ein. Der spornende Rhythmus des Rondos, in welchem das neckische Thema über alle Klippen und Abgründe hingaukelt, muß eine so vorbereitete Versammlung zur hellen Freude elektrisieren.

Zu den Werken dieses Stils gehören noch mehrere Rondos, Scherzos, Bolero und Tarantella, in welchen Virtuosen ersten Ranges wahrhaft würdige Gegenstände für ihr Studium und für die öffentliche Darstellung ihrer Kunstfertigkeit finden.

Um die größten und schwersten Kompositionen Chopins kennen zu lernen, ist das Publikum auf die Virtuosen angewiesen, da sie nur wenigen Dilettanten zugänglich sind. Es wäre wohl eine Pflicht der Konzertgeber, uns lieber Werke wie diese öffentlich vorzuführen, als, wie es häufig geschieht, ihre mangelhaften eignen Kompositionen, die weniger aus Schöpfertrieb als aus Eitelkeit hervorgegangen sind.

Den Dilettanten, welche keinen Beruf haben, den Generalbaß bis zu all seinen Tiefen und Feinheiten zu studieren, möchten gleichwohl die Anfänge der Theorie, wenigstens Intervallen- und Accordenlehre, als ein unerläßliches Studium zu empfehlen sein, ehe sie an die größeren Werke Chopins herangehen. Wir lernen doch bei einer fremden Sprache mindestens vorher etwas Grammatik, ehe wir ihre schwersten Schriftsteller lesen, und glauben Musik, die geheimnisvollste aller Sprachen, ohne weiteres nach dem bloßen Klang erraten zu können?

Nicht bloß der offene, ungestörte Gehörssinn reicht aus, um Musik vom höchsten Wert zu fassen; nicht einmal das bloße Gefühl, sondern die geschärfte Beobachtung der Verstandeskräfte muß dazu mitwirken.

So wie die einfache Musik, die sich bloß in ihren nächstverwandten Tonarten bewegt, das Gemütsleben schildert, welches der pure Gefühlsmensch in seinen Herzensinteressen einen Tag wie den andern ablebt, so spiegelt die ausgebildete, nahe und ferne Tonregionen verknüpfende Kunst das reiche Geistesleben, welches alle Strahlen des großen Ganzen wie in einem Brennpunkte in sich versammelt.

Versenkt euch mit der Kraft des Gefühls und des Gedankens zugleich in Chopins Musik, und sie wird euch aufgehen als eine Fata Morgana der Welt und des Lebens!

Religionshaß und wahre Toleranz.

Von

Professor Dr. **Adolf Kamphausen.**

(Schluß.)

Gehen wir jetzt zu der größeren Raum beanspruchenden und wichtigeren Besprechung der Toleranz zwischen den deutschen Katholiken und Protestanten über, so finden wir bei diesen sogenannten Schwesterkirchen bedeutendere Unterschiede. Mit Unrecht redet man hier von Schwesterkirchen, denn der ehrliebende Protestant kann von einer amtlich dem Ultramontanismus ergebenen Schwesterkirche nichts wissen wollen. Wir sahen ja schon oben, daß die auf Glaubenszwang bedachte römisch-katholische Kirche grundsätzlich intolerant sein muß. An sich begründe es noch keinen Vorwurf, daß sie auf die Bekehrung der Protestanten bedacht ist. Mit D. Rothe [1]) sagen wir: „Von ihrem Standpunkt aus muß ihr die Zurückziehung der Protestanten in den Schoß der alleinigen wahren Kirche als das edelste Liebeswerk erscheinen, und wir haben darüber keine Klage zu führen, sofern sie sich dabei streng auf redliche und ehrenhafte Mittel beschränkt, womit ausdrücklich auch alles heimliche und versteckte Wesen ausgeschlossen ist.“ Leider aber entsprechen die von der römischen Kirche bei ihrer Proselytenmacherei angewandten Mittel dieser Forderung gewöhnlich sehr wenig. Die protestantische Kirche [2]) hat ihrer Natur nach nicht die Angst um das Heil einer Seele wegen ihrer

[1]) a. a. O. S. 1088 f.

[2]) Hase, Polemik, S. V.

kirchlichen Zugehörigkeit, daß sie Land und Meer durchzöge, um einen Proselyten zu machen. Weil die evangelische Kirche weiß, daß man auch in der katholischen Kirche, obgleich diese eine niedere und frühere Entwicklungsstufe des Christentums vertritt, selig werden kann, so verstieße es, wie Rothe mit Recht sagt, gegen den allgemeinen Grundcharakter des evangelischen Protestantismus, wollten wir unter den Katholiken Proselyten machen, d. h. sie für den Uebertritt zu unsrer Kirche bearbeiten, obgleich natürlich die christliche Liebe die Zurückweisung des einzelnen Katholiken verbietet, falls dieser sich von seinem konfessionellen Irrtum abwendet und aus freien Stücken sich zu der höheren und schriftgemäßeren Stufe der evangelischen Kirche erheben will. Da das Christentum älter ist, als die Konfessionskirchen, so spricht das Neue Testament nur von der Proselytenmacherei, die damals von jüdischer Seite unter den Heiden schon seit geraumer Zeit[1]) im Schwange war. Gewiß konnten fromme Juden in ganz ehrenhafter Weise ihre Zeitgenossen für die unstreitig höher als das Heidentum stehende alttestamentliche Religion zu gewinnen suchen. Dennoch giebt uns Jesu unerwartet scharfes Urteil über die Proselytenmacherei seiner Zeit zu denken. Wir lesen Matth. 23, 15 in den Weherufen über die Schriftgelehrten und Phariſäer: „Weh euch, ihr Heuchler, die ihr Meer und Festland durchstreifet, um einen einzigen Proselyten zu machen, und wenn er's geworden ist, machet ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zweimal so arg als ihr." Danach scheinen doch die jüdischen Fanatiker, die nicht Gottes, sondern ihre eigne Ehre suchen, denen jedes Mittel zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke recht ist, so daß sie in Gottes Augen verwerfliche Menschen sind, nicht einmal so schlimm zu sein, wie der durch sie äußerlich gewonnene Heide, der nun im vermeintlichen Besitz der wahren Religion sich gesichert dünkt und noch gottloser und unsittlicher wird als seine Bekehrer. Daß es in der Religion auf sittliches Leben und persönliche, freie, vertrauensvolle Hingabe an Gott ankommt, das bedarf keines Beweises; schon der Prophet Jesaia[2]) tadelte das Volk, weil sein Herz ferne von Gott und seine Gottesfurcht oder Religion nichts als angelernte Menschensatzung war. Das Wort des Apostels, „Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde,"[3]) bezieht sich allerdings zunächst auf das Thun des Christen, nicht auf das Handeln des erst zu Bekehrenden; aber mit Recht leitet Lipsius daraus den Gedanken ab, daß alles aus der Sünde stamme, was nicht aus der in sich selbst gewissen, auf Grund des Gemeinschaftsverhältnisses mit Christo gewonnenen Ueberzeugung stamme — ein Gedanke, der im Grund allen Glaubenszwang verurteilt und die christliche oder wahre Duldsamkeit empfiehlt.

Ehe ich nun auf die Toleranz der römischen Katholiken näher eingehe, will ich auf einige Arbeiten von drei meines Erachtens sehr urteilsfähigen Männern hinweisen; ich meine Hase, Hoensbroech und Baumstark.

---

[1]) Vergl. auch des Josephus Altert. XX, 2, 3 f.

[2]) Kap. 29, 13.

[3]) Röm. 14, 23.

Das bereits erwähnte Werk des Jenenser Gelehrten, das den Geschichtsforschern längst bekannt ist, möchte ich allen Nichttheologen, die nach einer gegenständlichen, ebenso gründlichen als geschmackvollen Darstellung des wirklichen und des wünschenswerten Verhältnisses der Katholiken zu den Protestanten Verlangen tragen, dringend empfehlen, namentlich allen an der Tagespresse beteiligten Deutschen, nicht nur den bloßen Kannegießern, sondern auch den berufsmäßigen Politikern, die oft genug allem Kirchenwesen abhold und recht geneigt sind, die Intoleranz als eine für beide Kirchen selbstverständliche Sache zu betrachten. Von besonderer Wichtigkeit ist in diesem ernstlich dem kirchlichen Frieden dienenden Buche der Schluß des ersten Kapitels, worin Hase den Katholizismus als alleinseligmachenden ins Auge faßt.[1]) Der Verfasser hat in der That kein Rechthabebuch geschrieben, sondern er greift die katholische Kirche, deren gute Seiten er freudig anerkennt, während er die von ihm wahrgenommenen Gebrechen der protestantischen Kirche offen beklagt, mit aufrichtiger Achtung an, weil sie doch auch eine christliche Kirche ist, d. h. er bekämpft den Ultramontanismus,[2]) der schwer auf dem deutschen Vaterlande und auch auf den edleren und höher gebildeten, wahrhaft religiösen katholischen Christen lastet, die das beiden Kirchen gemeinsame Christliche zu schätzen wissen. Der Jesuit Perrone, der in der Weise des späteren Papstes Leo XIII. den Protestantismus mit der Pest verglichen hat, spricht die römische Denkart klar aus, indem er behauptet, daß es außerhalb der katholischen Kirche kein Heil gebe, und nennt die Toleranz geradezu gottlos und unsinnig. Wenn dagegen Pius IX. in seiner Gutmütigkeit die aus Unkenntnis der wahren Religion außerhalb der römischen Kirche Lebenden für schuldlos vor Gottes Augen erklärte, so findet Hase[3]) mit Recht darin „ein unkatholisches oder doppelzüngiges Zugeständnis.“ Ernsthaft und aufrichtig genommen, würde es den Begriff der Ketzerei fast aufheben, jedenfalls seine Anwendung auf die protestantische Kirche. Denn gerade in der gewissenhaften Sorge um ihre Seligkeit haben sich unsre Väter von der Kirche des Papstes getrennt, und wir protestieren wider dieselbe noch immer in der Meinung, daß sie eine verfehlte Auffassung des Christentums enthalte. Nicht die wahre, wohl aber diejenige Art von Toleranz hat die römische Kirche auch in Deutschland[4]) gelernt, daß sie viele Tausende, die nur nicht durch einen bestimmten Akt aufgehört haben, ihre Glieder zu sein, walten läßt, ohne irgend eine kirchliche Pflicht von ihnen zu fordern, als etwa, wenn sie matt und willenlos auf dem Sterbebette liegen. Andrerseits wird auch mancher, der sich dem Ultramontanismus mißliebig gemacht hat, keineswegs in Ruhe gelassen, sondern nach Kräften verfolgt. Das schlimmste Uebel ist der vergeblich geleugnete Blutdurst, der aus dem Bewußtsein, die alleinseligmachende Kirche zu sein, hervor-

---

[1]) Vergl. S. 55—57, 61.

[2]) S. XXIV.

[3]) S. 53.

[4]) S. V.

gehen mußte. Ist es nach Mejer[1]) „eine Unwahrhaftigkeit, wenn die Kirche behauptete Ecclesia non sitit sanguinem, oder wenn ihre Freunde uns glauben machen wollen, der Staat und nicht die Kirche sei es gewesen, durch den der Ketzerprozeß grausam wurde", so betont Hase[2]) ebenso richtig das Entsetzliche der im kanonischen Rechte enthaltenen Ketzergesetze, indem er auf das Jesuitentum vor den Jesuiten hinweist: „Freilich sprach die Kirche, welche die Ketzer mit der heuchlerischen Bitte um milde und menschliche Behandlung der weltlichen Gewalt übergab, kein Todesurteil, nur Einkerkerung auch der bloß Verdächtigen, Güterkonfiskation selbst der Kinder von Ketzern; aber sie übergab die Verurteilten dem weltlichen Richter, der nach den Ketzergesetzen der Hohenstaufen und des Papstes Innocenz III. verbunden war, sie hinzurichten."

Wenden wir uns nun zum Grafen Paul v. Hoensbroech, der als Sohn einer streng katholischen Familie und früherer Jesuit die guten, aber auch die bösen Seiten des römischen Katholizismus genau kennen lernte,[3]) so ist den Lesern der „Deutschen Revue" dieser kühne Mann kein Unbekannter. Schon im April-Heft 1900 kündigte er bei Veröffentlichung seines Aufsatzes „Papsttum und Inquisition" als demnächst bei Breitkopf und Härtel erscheinend sein Werk „Sozialkulturelles Wirken des Papsttums" an.[4]) Im Juni-Heft 1900 S. 317—323 hat er unwiderleglich nachgewiesen, daß der Ultramontanismus für das stromweise von der päpstlichen Inquisition vergossene Menschenblut keineswegs den Staat verantwortlich machen kann. Die Ueberantwortung der Ketzer zur Vernichtung durch Strang und Scheiterhaufen, die leider durch den deutschen Kaiser Friedrich II. Reichsgesetz wurde, lastet mit ganzer Schwere auf Gregor IX. und seinen Nachfolgern auf dem päpstlichen Stuhle, denen die Verbrennung als Art der Strafe wohl durch das Alte Testament[5]) nahegelegt worden ist. Die im August-Heft 1900 S. 154—167 vom Grafen Hoensbroech gegebene ergreifende

---

[1]) a. a. O. S. 381.

[2]) S. 44, 47.

[3]) Hoensbroech hat in den Preußischen Jahrb. (Oktober 1900, S. 94—107) durch das liebevoll gezeichnete Charakterbild des streitbaren Mainzer Bischofs Ketteler ein Beispiel wahrer Duldsamkeit gegeben und schon längst vor aller Welt sich zum Kampf gegen den heillosen Ultramontanismus und die angemaßte „Göttlichkeit" des Papsttums als vollauf berechtigt und befähigt erwiesen. Vergl. auch seine treffenden Bemerkungen über „wahre und falsche Polemik gegen Rom" in Rades Christlicher Welt 1901, Sp. 798—804.

[4]) Als Hoensbroech im Juni-Heft der Preußischen Jahrb. 1901 S. 432 ff. einen Aufsatz über Alphons Maria von Liguori als gekürzten Abschnitt aus dem bald erscheinenden, ausschließlich der ultramontanen Moral gewidmeten zweiten Bande seines großen Werkes mitteilte, konnte er anzeigen, daß der erste Band (Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn) schon in dritter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienen sei. Da vielen Lesern Bände von solcher Stärke unzugänglich sind, so nenne ich auch eine viel kleinere Arbeit und empfehle zur Abwehr der Verlumpung den Gebildeten beider Konfessionen, denen die Veredlung unsers Volkes am Herzen liegt, das höchst wichtige Schriftchen von D. Herrmann über „Römische und evangelische Sittlichkeit" (2. Aufl., Marburg 1901. Preis 1 Mark); vergl. besonders S. 19, 41 ff.

[5]) Vergl. Gen. 38, 24; Lev. 20, 14; Kap. 21, 9 und Jos. 7, 10—15, 25.

Schilderung des Zusammenhangs zwischen „Papsttum und Hexenwahn" bedarf hier keiner nachdrücklichen Erwähnung.

Wer sich weder durch den Protestanten Hase noch durch den Konvertiten Hoensbroech überzeugen läßt, auf den machen vielleicht eher Sätze eines andern edlen Deutschen Eindruck, eines hochgebildeten Juristen, der gewissermaßen beide Konfessionen zugleich vertritt, sofern er 1869, anders als Hoensbroech, von der evangelischen Kirche zur römisch-katholischen überging. In den preußischen Jahrbüchern[1]) erschien, nachdem der Katholik Baumstark wenige Monate vorher als Landgerichtspräsident zu Freiburg im Breisgau gestorben war, auf Grund seines Buches „Plus ultra! Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Erzählt von Reinhold Baumstark. Zweite Auflage. Straßburg 1885" ein sehr zeitgemäßer Artikel, der die ernsteste Beachtung verdient. Dr. Werner-Hagen giebt nicht nur Auskunft über die Person des frommen, von den Ultramontanen mit den giftigsten Waffen verfolgten Mannes, sondern zeigt auch, wie wir in Baumstark einen klassischen Zeugen für den zwischen dem religiösen Katholizismus und dem politischen Ultramontanismus bestehenden unversöhnlichen Gegensatz auch darum besitzen, weil ihn die namhaftesten Wortführer der von ihm bekämpften Richtung öffentlich nach seinem Tode als einen der hervorragendsten und frömmsten Katholiken unsrer Zeit anerkannt haben. So hieß es in der „Kölnischen Volkszeitung": „Baumstark war und blieb ein Mann des Gebets, wie höchst selten einer unter den Gebildeten unsrer Tage", und die „Germania" schließt einen Nachruf über den „edlen Mann" mit den Worten: „Dem katholischen Glauben, dem er sich im reifen Mannesalter nach ernster Prüfung zugewandt hatte, ist er bis zu seinem Tode treu geblieben." Nach S. 384 ff. des erwähnten Buches faßt sich das Gesamturteil des klassischen Zeugen also zusammen: „Der Ultramontanismus ist unhistorisch, unwissenschaftlich, unchristlich und unpatriotisch. Er ist jene Gesinnung, die es nie verstehen kann, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. Der Ultramontanismus ist die Pestbeule am kirchlichen Körper." Indem ich den Leser auf die Mitteilungen von Dr. Werner und das Buch des unverzagten Kämpfers selber aufmerksam mache, der „einem beschränkten, erdhaften, herrschsüchtigen und reaktionären Ultramontanismus gegenüber das Banner des reinen und religiösen Katholizismus aufpflanzen" wollte, kommen mir die Verse des von Berlin nach Basel verschlagenen, im Jahre 1849 gestorbenen berühmten Bibelforschers de Wette in den Sinn, die man in seinem Nachlasse fand. Mit diesem treuen hochherzigen Freunde Deutschlands und christlicher Duldsamkeit hätte auch Baumstark sagen können:

„Ich fiel in eine wirre Zeit,
Die Glaubenseintracht war vernichtet,
Ich mischte mich mit in den Streit,
Umsonst, ich hab' ihn nicht geschlichtet."

Aber in dem, wie wir glauben, endlich zum Frieden führenden Kampf, der

---

[1]) Mai 1900, S. 296—306.

auch dem jetzigen Geschlecht verordnet ist, können die Bemühungen sachkundiger, aufrichtiger Wahrheitszeugen nicht ohne gute Frucht bleiben. Darum dürfen von den Lesefrüchten, die Dr. Werner mitteilt, wohl noch einige Aussprüche Baumstarks hier eine Stelle finden. Sie lauten: „Ich bin überzeugt, daß die litterarischen Zustände der Katholiken in hohem Grade zu wünschen übrig lassen. Jannsen ist ein tendenziöser Parteischriftsteller des borniertesten Ultramontanismus. — Der Jesuitismus vermag sich nicht zu erheben über den Standpunkt der weltlichen Macht, der politischen Macht, des äußerlichen Zwanges. Ich kann in dem Jesuitismus nichts andres erblicken, als die mächtigste und echteste Verkörperung des Ultramontanismus. Die Verfechtung religiöser Ueberzeugung hat nur so lange sittlichen Wert, als sie frei ist von politischen Voreingenommenheiten und Vorwänden. Der Jesuitismus hat aus dem Beichtvater der katholischen Kirche den Seelenführer herausgebildet, der das ganze Thun und Lassen des einzelnen Menschen nicht unter dem Gesichtspunkt der Erlaubtheit oder Sündhaftigkeit, sondern auch unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, der Klugheit, des Erfolges leitet und beherrscht. — Religiöser Friede ist für unser deutsches Vaterland nur möglich, wenn die ultramontane Richtung gebrochen, der religiöse Parlamentarismus vernichtet wird. Für die katholische Sache konnte nicht leicht ein größeres Unglück eintreten, als die Bildung der religiös-politischen Zentrumspartei im deutschen Reichstag und preußischen Landtag. Die Zentrumspartei hat unter dem Vorwand einer diokletianischen Verfolgung, die nie bestand, und aus Haß sowohl gegen das protestantische Preußen als gegen das nicht ihren Wünschen entsprechende Deutsche Reich das preußische und das deutsche Volk bis ganz nahe an den Rand des Bürgerkriegs geführt. Ich betrachte den politischen Katholizismus der Zentrumspartei als ein religiöses Unglück für die katholische Kirche und zugleich als ein wahres Nationalunglück für das Deutsche Reich. Diese Partei geht zum Reichstag, erfüllt von dem dünkelhaften Hochmut, Herrin der Lage zu sein. Schmerzlich und schmachvoll ist die Tyrannei, die das Zentrum ausübt über die deutschen Katholiken. Ein großer Teil des katholischen Klerus hat sich eine demagogische Streitbarkeit um jeden Preis angeeignet." Es begreift sich, daß von der klerikalen Presse solche Aeußerungen eines duldsamen Katholiken totgeschwiegen werden; nannte doch[1] „eine undeutsche Zeitung, die sich ‚Germania' nennt, das gute Recht, welches das katholische Belgien dem protestantischen Kultus gewährt, dem Teufel das gleiche Recht gewähren wie dem lieben Gott."

Nur kurz sei der wunderlichen Schriftauslegung gedacht, auf die der Glaubenszwang sich stützen wollte. Es ist klar, daß der Kirchenvater Augustin die Anwendung von Gewalt gegen die Ketzer und die Proselytenmacherei vergeblich durch Berufung auf Luk. 14, 23 zu rechtfertigen suchte. Hier spricht der Herr im Gleichnis vom großen Abendmahl zu dem Knechte: „Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune und n ö t i g e s i e hereinzukommen, auf daß mein Haus

[1]) Hase a. a. O. S. 56.

voll werde.“ Aber man sieht leicht, daß dies Nötigen im Zusammenhang der Rede wesentlich denselben Sinn hat, wie das Rufen oder Einladen in der Parallelstelle Matth. 22, 9. Noch verkehrter freilich war die Benutzung der Worte „schlachte und iß“ aus Apgesch. 11, 7, deren sich der Kardinal Baronius[1]) schuldig machte. Dieser berühmte Geschichtsschreiber der katholischen Kirche meinte nämlich in einer Rede vor Paul V.: „Heiliger Vater, Sankt Peters Amtsverrichtung ist eine zweifache, sie besteht im Weiden und im Töten, zufolge der Worte: Weide meine Schafe! und: Schlachte und iß! Denn hat der Papst mit Widerstrebenden zu thun, so hat er den Befehl, sie zu schlachten, zu töten und zu verzehren.“ Als der hochsinnige Berliner Geschichtsforscher Professor Dümmler, der Vorsitzende der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica, bei der Feier seines 70. Geburtstags am 2. Januar 1900 dem Gustav Adolf-Verein ein Kapital schenkte, that er das, wie er an D. Fricke ohne alle Uebertreibung schreiben konnte, „um der evangelischen Kirche ein Zeichen der Dankbarkeit zu geben für die Segnungen, welche von ihr durch die Förderung der freien wissenschaftlichen Forschung ausgegangen sind, nicht bloß für ihre Bekenner, sondern auch für die andern Konfessionen.“ Wie schön wäre es, wenn z. B. auf dem alttestamentlichen Gebiet die katholischen Gelehrten mit den evangelischen in ungehemmter wissenschaftlicher Forschung wetteifern könnten! An Begabung und Fleiß fehlt es vielen katholischen Theologen gewiß nicht. Aber das Papsttum ist für sie ein leidiger Hemmschuh, namentlich seitdem Leo XIII. in der 1894 veröffentlichten Encyklika „De studiis Scripturae Sacrae“ es fertig gebracht hat, die unwissenschaftliche altprotestantische Theorie der Verbalinspiration noch zu überbieten, indem er alle biblischen Bücher mit Einschluß der Apokryphen für ein Diktat des heiligen Geistes erklärte. Freiherr v. Hertling, ein maßvoller katholischer Philosoph, meint es gewiß gut mit seinen Erörterungen über „das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft“;[2]) allein der Freiburger Kirchenhistoriker F. X. Kraus, sein Rezensent in der „Deutschen Litteraturzeitung“[3]) weist ihn mit Recht darauf hin, daß es unmöglich ist, ein Diener der unbefangenen Wissenschaft und „zugleich ein Zentrumsführer und wenigstens stellenweise gebrauchter, nach Bedürfnis auch desavouierter Vertrauensmann der Kurie“ zu sein, und daß er[4]) wegen einer für die Inquisition unehrerbietigen Aeußerung verdient hätte, feierlich verbrannt zu werden. Jedenfalls verdient es Anerkennung, daß Hertling die thatsächlich vorhandene Inferiorität des katholischen Geisteslebens ernstlich beklagt, den Aberglauben, der sich als Folge der von der Intoleranz nicht zu trennenden Anfeindungen der Wissenschaft stets einstellt, verurteilt und außer dem[5]) Schwindel, der mit den Enthüllungen des Leon Taxil und den Marpinger Wundererscheinungen getrieben wurde, auch das starre Festhalten maßgebender

[1]) Hase a. a. O. S. 45.
[2]) Freiburg, Herder, 1899.
[3]) Berlin, 1900, Nr. 1, Sp. 12—19.
[4]) Sp. 16.
[5]) Sp. 14.

katholischer Kreise an mittelalterlichen Vorstellungen bekämpft, die bei dem Stande der heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnis völlig veraltet sind. Ich kann mir die Zwitterstellung des mildgesinnten Gelehrten nur daraus erklären, daß ihm von Jugend auf die Augen gehalten worden sind, so daß er den Gegensatz des religiösen Katholizismus zum politischen Ultramontanismus nicht erkannte, sondern in merkwürdiger Täuschung über die wirklich in der römisch-katholischen Kirche jetzt vorhandenen Zustände befangen blieb.

Ein sehr langes Kapitel ließe sich über „Papsttum und Aberglauben" schreiben, über die Beförderung, die namentlich durch den mächtigen Einfluß der Jesuiten dem Aberglauben zu teil geworden ist, und über die Unsumme abergläubischer Vorstellungen, die teils durch Reliquienverehrung und ähnliche Gewohnheiten seit Jahrhunderten, teils durch den Taxilschwindel und andre Ereignisse der neuern Zeit ans Licht getreten sind oder noch täglich vorkommen. Freilich haben sich auch die Jesuiten [1]) mit den Zeiten gewandelt; aber als geborene Gegner des Protestantismus, der seiner Natur nach mit der Wissenschaft verwandt ist, sind sie stets Feinde der evangelischen Kirche und der wahren Aufklärung und Toleranz geblieben. Da der Raum zu ausführlichen Mitteilungen fehlt, so sei mir nur die Anführung eines seltsamen Beispiels jesuitischer Leistungsfähigkeit gestattet. Nach H. Holtzmann [2]) „hat der Jesuit Johannes Ferrandus in der Disquisitio reliquiaria 1647 bewiesen, daß Gott, weil er an das logische Gesetz der Identität nicht gebunden ist, seine Macht auch in Vervielfältigung von heiligen Gebeinen (in reliquiis multiplicandis) darthun könne."

Finden wir leider zuweilen auch innerhalb der evangelischen Kirche Leute, die zu Rom hinneigen und darum auf den Ehrennamen von Protestanten kein volles Recht haben, weil sie von einer dem alten Protestantismus durchaus fremden Zärtlichkeit für die Kirche des Papstes beseelt sind, [3]) so ist doch daran nicht zu zweifeln, daß der echte Protestantismus, wie das Evangelium selber, von jeher ebenso duldsam als vaterländisch gesinnt gewesen ist. Es begreift sich leicht, daß nach allgemeinem Einverständnis der evangelischen Christen die Religion nur um ihrer selbst willen gepflegt, nicht aber zur Erreichung politischer Zwecke mißbraucht werden soll, und daß daraus die Verurteilung des politischen Ultramontanismus sich schon von selbst ergiebt. Aber, so könnte man fragen, wie reimt sich die vaterländische Gesinnung mit dem internationalen Charakter des Christentums? Darauf antworte ich zunächst mit dem Göttinger Geschichtslehrer Max Lehmann [4]) nach Luk. 19, 42: „Die erschütternde Klage Christi über sein Jerusalem, das nicht bedenken wollte, was zu seinem Frieden diente, beweist für ewig, daß Vaterlandsliebe und Christentum einander nicht ausschließen. Dagegen gehört notwendig zum Christentum die Doppelforderung: Trennung des poli-

---

[1]) Vergl. „Deutsche Revue", September-Heft 1900, S. 326—329.

[2]) Mailand. Ein Gang durch die Stadt und ihre Geschichte. Leipzig bei Naumann. 1899. S. 36.

[3]) Vergl. Hase a. a. O., S. VII.

[4]) Preußische Jahrbücher, 100. Band, S. 10.

tischen Reichs vom Gottesreiche und Zugehörigkeit aller Nationen zum Gottesreiche, in dem es keinen Vorrang der Rasse giebt.“ Weiter führe ich aus einer zu Königswinter am 8. Juli 1900 gehaltenen vortrefflichen Rede des rheinischen Pfarrers und Landtagsmitglieds Hackenberg folgende Stelle an: „Religion und Politik sollen nicht vermischt werden. Aber auf der andern Seite darf die Politik nicht achtlos oder gar mißachtend an dem religiösen Gefühl der Nation vorbeigehen. Es war auch eine Kinderkrankheit der nationalliberalen Partei, daß einzelne ihrer Führer kühl oder gar feindselig gegen die Kirche sich verhielten. Das hat viele verwirrt und dem Liberalismus und Protestantismus geschadet und ist auch heute noch für manche ein Grund des Mißtrauens gegen unsre Partei. Wir sollten da vom englischen Liberalismus die Beachtung des religiösen Faktors lernen, damit nicht die Konservativen allein als Vorkämpfer des Protestantismus sich gerieren; wir sollten beweisen, daß Politik und Religion nichts miteinander gemein haben. Wir beklagen die Zerklüftung auf religiösem Gebiete in Deutschland; allein wir ziehen sie einer Versöhnung auf dem Boden des Romanismus vor. Der Protestantismus als Geisteslicht wirkt weit über die Kirchenmauern hinaus; ihm verdanken wir, was uns so stark gemacht hat. Der Liberalismus ist nur eine Tochter des Protestantismus. Die Toleranz, die Bürgschaft für ein friedliches Verhältnis zwischen den Konfessionen, sie gewähren uns Protestantismus und Liberalismus. Das Deutsche Reich hat als traurige Mitgift die Zentrumspartei erhalten, die grundsätzlich Politik und Religion vermischt, die um der Internationalität ihrer Kirche willen niemals voll national gesinnt sein kann, die nur aus Opportunität national gesinnt ist und nur für ihre Parteizwecke, unter dem Gesichtspunkte der Herrschaft der Kirche, Opfer bringt. Wenn wir heute gegen den Ultramontanismus kämpfen, der gern wieder Zwietracht säen möchte unter den geeinten Brüdern vom deutschen Hause, der nach der Wiederkehr der Jesuiten immer ruft, der einen Kampf um die Schule uns wieder angekündigt hat und zur Zeit aufnehmen wird, der den Geist unsres Volkes romanisieren und die Kultur zurückschieben will, wenn wir gegen diesen Ultramontanismus mit guten und gerechten Waffen kämpfen, dann erfüllen wir eine nationale und liberale Pflicht.“

Trotz allem, was bisher über christliche Toleranz gesagt worden ist, wird es nicht überflüssig sein, noch ein schweres Bedenken aus dem Wege zu räumen. Dasselbe besteht darin, daß man aus dem Anspruch des Evangeliums, die einzige den religiösen Bedürfnissen aller Menschen vollkommen entsprechende Religion zu sein, den Schluß auf Intoleranz des Christentums meint ziehen zu müssen.[1]) Offenbar ist dies ein schlimmes Mißverständnis. Die Stelle Apgesch. 4, 12 lautet in der durchgesehenen Lutherbibel: „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden“, und bezieht sich in der Rede des Petrus auf den kurz vorher genannten Namen Jesu Christi von Nazareth, dem also die alleinseligmachende

---

[1]) Vergl. z. B. Apgesch. 4, 12.

Kraft zugeschrieben wird, welche die katholische Kirche sich beilegt. Der Schein wirklicher Intoleranz fällt aber sofort weg, wenn wir uns von Professor W. Bornemanns „Unterricht im Christentum“ [1]) über den Anspruch der christlichen Religion auf Vollkommenheit und universale Geltung [2]) belehren lassen. Da finden wir nach den Worten: „Jener Anspruch hat den Sinn, daß alle Menschen fähig und nach Gottes Heilsplan berufen sind, in der Zeit oder Ewigkeit am christlichen Heile teilzunehmen, und daß jeder Mensch, der wirklich das vollkommene Heil besitzen will, in dieser Zeit und in der Ewigkeit es nur in Jesu Christo und seinem Evangelium finden kann“, folgende Anmerkung: „Ueber das Los der Völker vor Christo und außerhalb des Christentums hat unser menschlicher Vorwitz nicht das Urteil zu sprechen. Weitherzige Worte Jesu deuten an, daß auch solche Menschen, welche nach ihren geschichtlichen Umständen das Christentum nicht gekannt oder nicht recht kennen gelernt haben, von Gott des vollkommenen Heils würdig erachtet werden können, während umgekehrt eine bloß äußerliche Zugehörigkeit zur Christenheit das Heil keineswegs verbürgt; vergl. z. B. Matth. 8, 11 ff.; 25, 31 ff.“ Nachdem dann Bornemann aus dem Universalismus des christlichen Heils die Liebespflicht, in der Mission auch andern das Heil zu bringen, gefolgert hat, fährt er fort: „Das Evangelium ist aber nicht darauf angewiesen, sein Recht durch äußere Mittel (Gewalt, Gesetze, Vorteile u. s. w.) zu erkämpfen und zu behaupten (Intoleranz). Vielmehr ist eine Ausbreitung der christlichen Religion nur so weit von Wert und Segen und ihrem eignen Wesen entsprechend, als sie durch den Beweis des Geistes und der Kraft (Geist, Wort, Glaube, Gebet, Sittlichkeit, Kreuz, Frieden) siegt und die Gewissen und Herzen zu wirklich selbständiger Ueberzeugung gewinnt. Das rechte Christentum drängt auf Selbstentscheidung und Selbstverantwortlichkeit und übt jeder wirklichen Ueberzeugung andrer gegenüber Duldung. Also nicht Intoleranz, sondern Toleranz, aber nicht Indifferentismus, sondern Mission!“

Die Deutschen beider Konfessionen müssen der Pflicht der Duldsamkeit gegen die christlichen Brüder gedenken, einer Pflicht, die durch die Intoleranz der katholischen Kirche nicht aufgehoben wird. Leider haben wir fast täglich die kaum glaubliche Unwissenheit zu beklagen, die vielfach über die echt römische Denkweise auf evangelischer Seite herrscht, nicht nur bei Freisinnigen und Sozialdemokraten, die ja häufig als Schleppenträger des Zentrums auftreten, wenn sie sich über die Unterschiede der Religion und Konfession erhaben dünken, sondern auch bei Sprößlingen altprotestantischer Familien, religiös unwissenden, sonst mit allerlei Bildung ausgerüsteten Männern des Bürgerstandes, aber auch [3]) des Adels, die unmöglich als rechtmäßige Vertreter der evangelischen Kirche gelten können. Der zum vollen Bewußtsein seiner selbst gelangte Protestantismus muß die in allerlei Intoleranz sich zeigenden Ueberreste katholischen Wesens ausscheiden und, wie

---

[1]) Göttingen 1891. XVI und 301 S. 8°.

[2]) S. 5 f.

[3]) Vergl. die trefflichen Bemerkungen des Herrn v. Brandt in der „Deutschen Revue“, Juni-Heft 1900 S. 365.

das im Evangelischen Bunde[1]) geschieht, der in Wahrheit dem kirchlichen Frieden dient, den Klerikalismus als den Todfeind der Duldsamkeit bekämpfen. Hat doch dieser im September 1900 auf dem Zentrumsparteitag in Bonn wieder seine bekannten Anliegen vorgebracht, den Kirchenstaat für den Papst gefordert, die Jesuiten für Deutschland und die Schule für den Klerus. Es wäre nun durchaus kein Zeichen von Intoleranz, wenn die Regierung, um den dringenden Bitten der deutschen Katholiken in Posen um Schutz vor dem Gebaren des deutschfeindlichen Polentums auf der Kanzel, im Beichtstuhl und beim Unterricht der Kinder zu willfahren, einfach den Gebrauch der deutschen Sprache befehlen und die nicht im Interesse der Religion, sondern aus politischen Beweggründen verpönte deutsche Muttersprache an die Stelle der den Deutschen aufgezwungenen fremden setzen, auch dem naturgemäßen Verlangen nach deutschen Priestern anstatt der polnischen Sendlinge des polnischen Erzbischofs Geltung verschaffen wollte.

Die Pflicht der Duldsamkeit gegen die katholischen Mitchristen tritt uns aber nahe, wenn wir uns an das in der ganzen Christenheit, auch unter den Evangelischen hochgeschätzte, aus vier Teilen bestehende Büchlein des frommen Priesters Thomas a Kempis erinnern. Die „Vier Bücher von der Nachfolge Christi", die dem 1471 als Subprior des Augustinerklosters bei Zwolle gestorbenen Thomas von Kempen zugeschrieben werden, vertreten nach der zuverlässigen Darstellung von Albert Bruckner[2]) die asketisch-mystische Theologie des Mittelalters in einer Weise, die noch heute für manche evangelische Christen viel Anziehendes hat. Ueber die weite Verbreitung des auch von den Jesuiten geschätzten weltberühmten, mehr als fünftausendmal aufgelegten Büchleins im katholischen Volke muß jeder evangelische Christ sich freuen, denn sie ist ein Zeugnis echter Frömmigkeit und darf wohl als Anzeichen dafür gelten, wie Bruckner sagt, „daß unter den Katholiken noch viele Ernstgesinnte sich finden, die zu mehr und Besserem fähig sind, als zu den landläufigen bequemen Andachtsübungen, nämlich zu aufrichtiger Gemeinschaft mit Gott in aufrichtigem Glauben, inniger Liebe und ernster Heiligung." Mit demselben Rechte aber warnt der genannte Freund des Büchleins vor der nicht selten zu beobachtenden übertriebenen Wertschätzung in der evangelischen Christenheit, weist darauf hin, daß es freilich mit seiner Lobpreisung des Mönchslebens echt katholische Frömmigkeit, weniger aber die evangelische vertritt, und betont das Fehlen der dreifachen, spezifisch evangelischen Erkenntnis,

[1]) In seiner Hauptversammlung zu Halberstadt sprach am 2. Oktober 1900 der Heidelberger Rechtslehrer v. Kirchenheim über den Einfluß des Ultramontanismus auf die deutsche Gesetzgebung im letzten Jahrzehnt und erwähnte, daß der Jesuit Lemkuhl trotz der dem Zentrum im Bürgerlichen Gesetzbuch gemachten Zugeständnisse in seinem Kommentar ausdrücklich die Bestimmungen des Gesetzes im Gewissen nicht bindend genannt hat. Kirchenheim schloß mit der berechtigten Mahnung, es sei politische Unklugheit und moralische Schwäche, sich irgendwie auf die Elemente stützen zu wollen, die von jeher die Todfeinde unsers Staatswesens gewesen sind. Ueber den Evangelischen Bund vergl. auch Hackenbergs Rede vom 5. März 1901 im Krefelder Gemeindeblatt 1901, Nr. 17.

[2]) Rades Christliche Welt, 1900, Sp. 652—656.

nämlich, „daß der Christ allein um Jesu Christi willen sich der Liebe Gottes getrösten dürfe; daß das Thun des Willens Gottes den besten Prüfstein für die Wahrheit unsers Glaubens bilde, und daß die Ueberwindung der Welt in positiver Arbeit an ihr mehr zur Ehre Gottes gereiche, als die Flucht vor ihr, da man doch im Herzen das schlimmste Stück Welt mitnehmen könne."

Wie man die vier Bücher von der Nachfolge Christi nicht unbedingt loben kann, so verdient auch das von D. Rade [1]) besprochene Verfahren eines geachteten Stettiners keine unbedingte Billigung, obgleich seine Gegner ihm in keiner Weise gerecht geworden sind. Ein früherer Oberlehrer, der Druckereibesitzer Robert Graßmann, wurde in Stettin von der Anklage auf Beleidigung der katholischen Kirche freigesprochen, und in Nürnberg hatte ein gleicher Prozeß wider ihn denselben Ausgang. Die Anklage war veranlaßt durch eine von ihm verfaßte und in seinem Selbstverlag erschienene Schrift mit dem Titel: „Auszüge aus der von den Päpsten Pius IX. und Leo XIII. ex cathedra als Norm für die römisch-katholische Kirche sanktionierten Moraltheologie des heiligen Dr. Alphonsus Maria de Liguori und die furchtbare Gefahr dieser Moraltheologie für die Sittlichkeit der Völker. Als Manuskript gedruckt für Staatsmänner, Richter, Offiziere, Geistliche, Lehrer und Familienväter." Vor D. Rade lag die achtzehnte Auflage [2]); inzwischen, das heißt bis Anfang Juli 1900, sei aber schon die dreiunddreißigste ausgegeben worden, und eine Verbreitung in Hunderttausenden von Exemplaren wurde der Graßmannschen Schrift durch die unklugen Angriffe gesichert, die sie von römischer Seite erfuhr. Der Verfasser hatte einen bestimmten Anlaß zu seinem Angriff auf die päpstliche Kirche darin gefunden, daß Leo XIII. als Bischof von Perugia in einem Hirtenbriefe die evangelische Kirche als Pestbeule am Leibe der Christenheit bezeichnet hatte. Empört über solche Intoleranz, veröffentlichte er 1894 fünfundzwanzig Briefe gegen den Papst und machte sich, wegen seiner Papstbriefe angeklagt, an das Studium von Liguori, um die aufgestellten Behauptungen durch einen für die katholische Kirche maßgebenden „Lehrer der ganzen Christenheit" zu beweisen. Da konnte es denn nicht fehlen, daß diese die heikelsten Dinge behandelnden Auszüge aus Liguori seine Freisprechung bewirkten. Mit Recht sagt D. Rade: „Gewiß sehen wir mit Grauen, auf welch schlüpfrigem Terrain die römische Bußpraxis sich bewegt. Aber der Grundschaden liegt da in den Prinzipien, viel weniger in diesen Auswüchsen." Auch kann ich mich dem Urteil nur anschließen, daß das im Beichtstuhle herrschende Prinzip des Probabilismus höchst bedenklich heißen müsse, und daß Graßmann, obgleich er bona fide vorging, den Katholiken nicht ganz gerecht geworden sei. Erfreulicher ist jedenfalls der Drahtgruß, den der weitherzige katholische Dichter Peter Rosegger zu Anfang des Oktober 1900 an die Hauptversammlung des Evangelischen Bundes richtete, indem er ihr den berühmten, von D. Lücke dem Meldenius zugeschriebenen [3]) kirchlichen Friedens-

---

[1]) Christliche Welt, 1900, Sp. 643 f.

[2]) Stettin 1900.

[3]) Vergl. aber Haucks Protestantische Real-Encyklopädie, 2. Aufl., IX, S. 530.

spruch[1]) zurief: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Die besten Theologen beider Konfessionen, ein Richard Rothe, Karl Hase und Ignaz Döllinger, haben es nicht für unmöglich gehalten,[2]) daß sich einst „über dem Streit der Konfessionen nach einer Peterskirche römischer Gesetzlichkeit und Weltherrschaft, einer Paulskirche protestantischer Gläubigkeit und Geistesschärfe die Liebeseinheit einer Johanneskirche erheben soll, damit im heilbringenden Zeichen des Kreuzes die Menschheit zur Christenheit werde.“ Schön beruft sich der Straßburger Theologe D. Julius Smend für die Uebung wahrer Duldsamkeit auf das Beispiel Jesu selber, indem er an die Stelle Mark. 12, 41 bis 13, 6[3]) folgende Betrachtung anschließt: „Steine machen auf Jesus keinen Eindruck, und wären es des Tempels Mauern; aber unendlich hoch stehen ihm der Menschen Seelen, auch wo sie irren und fehlen ... Er sieht, wie im Vorhof eine arme Witwe ihre letzten Scherflein opfert für des Tempels Herr-

---

[1]) Nach dem Lutherjubiläum habe ich die drei Teile dieses schönen Spruches benutzt, um am Schlusse eines im Bonner „Bürgerverein zur Eintracht“ gehaltenen Vortrags über „Luther und die Bibel“ meine Ausführungen in Anlehnung an dieselben einigermaßen zusammenzufassen. Beziehen sich auch diese in der „Bonner Zeitung“ vom 4. März 1884 gedruckten Worte zunächst auf die Duldsamkeit, welche die Evangelischen einander schulden, so lassen sie sich doch unschwer auf die Toleranz zwischen der evangelischen und katholischen Konfession anwenden. Ich sagte damals: „In den notwendigen Dingen soll Einheit herrschen. Die beiden Grundprinzipien der Reformation sind dem wissenschaftlichen Streite entrückt, denn der schlichteste ungelehrte Laie kann und soll in eigner persönlicher Lebenserfahrung den evangelischen Heilsglauben gewinnen und das in der Bibel enthaltene Gotteswort, welches zur Erzeugung, Erhaltung und Vollendung seines christlichen Glaubens und Lebens dient, fleißig gebrauchen. In zweifelhaften oder nicht notwendigen Dingen der Bibel und des Bekenntnisses soll Freiheit herrschen. Der Infallibilismus leugnet das Dasein solcher Dinge und fordert nicht nur den schuldigen Respekt vor der kirchlichen Ordnung, der sich von selbst versteht, sondern auch blinde Unterwerfung, da er die Schale so hoch geschätzt wissen will, wie den Kern. Aber wir lassen unser Gewissen und unsre wissenschaftliche Freiheit durch äußere Autoritäten nicht unterdrücken. Wer die Religion mit der Theologie verwechselt und sich in die Gelehrtenrepublik begiebt, der muß es sich gefallen lassen, daß hier keine andern Autoritäten gelten, als die wissenschaftlichen Gründe. Jede menschliche Fassung der ewigen Wahrheit ist immer neuer wissenschaftlicher Prüfung unterworfen. In allem soll Liebe herrschen. Nicht den Personen gilt der Streit, sondern den einseitigen Richtungen. Fordern wir für uns die Freiheit, daß wir den ewigen religiösen Wahrheitskern, mit dessen Wiedergabe in Bibel und Bekenntnis wir vielfach noch jetzt übereinstimmen, da aus der zeitlichen Umhüllung herausschälen, wo die menschliche Fassung uns nicht mehr zutreffend erscheint, so gebietet die christliche Liebe, daß wir den nach unsrer Ueberzeugung irrenden Bruder, mit dem wir uns in der Schätzung des Kernes einig wissen, nicht wegen seiner Ueberschätzung der Schale verachten. Ebenso aber gebietet die christliche Liebe, daß die, welche an der Schale darum noch festhalten, weil sie ohne dieselbe auch den köstlichen Kern zu verlieren meinen, uns nicht unchristlich richten, als könnten auch wir ohne die Schale unmöglich den Kern besitzen. Die ängstlichen und die freier gerichteten Glieder unsrer evangelischen Kirche sollten sich gegenseitig als Brüder anerkennen und miteinander wetteifern in christlicher Liebe.“

[2]) Vergl. das Krefelder Evangelische Gemeindeblatt 1900, Sp. 316.

[3]) Krefelder Gemeindeblatt, 1900, Nr. 34.

lichkeit. Und er wendet sich nicht ab, er ruft der beschränkten Person nicht zu: ‚O sancta simplicitas, laß dir deinen Heller wiedergeben; dein Tempel wird morgen in Trümmer fallen!‘ Nein, er holt seine Jünger herbei, daß sie diese seine Geistesverwandte sehen und bewundern, vor deren Pfennigen all die reichen Gaben der Vornehmen zu schanden werden. Die Vergeblichkeit des Opfers stört ihn nicht, er sieht das Herz an. Dies Weib ist nicht seine Jüngerin, aber sie ist ihm der Beweis, daß in dem jüdischen Volke, das seinen Heiland verwirft, noch Großes, Ewiges, Himmlisches zu finden ist, nämlich die Kraft des Herzens, alles einzusetzen für Gott und Gottes Sache. Sieh, das ist der Jesus, der den Zöllnern nachgegangen ist und die Samariter zu Ehren gebracht hat. Wo er etwas findet, was des Ruhmes wert ist — gleichviel in welcher Gestalt, bei welcher Partei, mit wie viel Irrtum verbunden —, da will er es von jedermann anerkannt wissen, vorab von seinen Jüngern. Er hat es durchgesetzt, daß wir auch zu dieses armen Weibes Gedächtnis noch sagen, was sie gethan hat. Und diesem Winke seiner Hand soll folgen alles, was evangelisch heißt. Von solchen Opfern, wie wir hier eins sehen, haben die Dome in der Welt ihren Halt und Bestand. Von der Herzenshingabe der Geringen, von den Witwenscherflein lebt jede Religion auf Erden, so lange sie lebt, lebt auch die Kirche Roms, so weit sie lebt! Sind jene hohen Tempelmauern uns ein Bild ihrer blendenden, täuschenden Außenseite, so sage uns diese Frau, wie es drinnen aussieht — vielen Nichtkatholischen zur Beschämung. ‚Lasset euch nicht verführen‘, sagt niemals ‚dort ist nicht Christus‘. Sein Geist wohnt, wo er will. Erweiset nur evangelisches Christentum in der hochherzigen Unparteilichkeit, die auch einen Blick und ein Lob, ja Gerechtigkeit und Liebe übrig hat für das, was nicht zu uns gehört, auch für den bitterbösen Feind! Erst die Vereinigung geistiger Selbständigkeit mit weitherzigem Verständnis für andrer Leute Art und Tugend macht evangelisches Christentum aus. Niemand darf uns darin übertreffen, oder wir werden untreu unsrer Bestimmung, uns zu behaupten, indem wir wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist ... Und auch hier heißt aller Weisheit letzter Schluß[1]): „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war!“

---

[1]) Phil. 2, 5.

Offener Brief an den holländischen Ministerpräsidenten.

Von einem Neutralen.

Euer Excellenz!

Die öffentliche Meinung von Europa hat sich mit größter Wärme und Dankbarkeit für den Versuch Euer Excellenz ausgesprochen, den Krieg in Südafrika einem möglichst baldigen Ende entgegenzuführen. Leider ist der Erfolg ausgeblieben.

Ein so schwieriges und von nationalen Gefühlen abhängiges Friedenswerk wird auch kaum durch eine diplomatische Aktion ausgeführt werden können. Weit aussichtsvoller wäre vielleicht der Einfluß, der auf die Führer des tapferen Burenvolkes von ihren nächsten Stammesgenossen zu Gunsten des Friedens ausgeübt werden könnte.

Ein Erfolg des Kampfes oder vielmehr Guerillakrieges in Südafrika ist für die südafrikanischen Republiken wahrscheinlich nicht mehr zu erwarten. Selbst wenn es den heldenmütigen Buren gelingen sollte, eine Reihe weiterer, größerer Vorteile zu erzielen, und selbst wenn es ihnen möglich wäre, den Krieg noch mehrere Jahre hinzuziehen, so hätte England doch die Mittel, diesen Kampf bis zur Unterdrückung der Republiken zu führen. Mit jedem neuen Kriegstage aber wächst das Elend der armen, unglücklichen Burenfamilien, die Frauen und Kinder können auf längere Dauer den Jammer und die Qualen dieses Krieges nicht mehr ertragen.

Der Ruhm, bis auf den letzten Mann für die Heimat zu kämpfen, ist groß und edel, aber die Selbsterhaltung eines Volkes ist ein göttliches Gebot, und selbst wenn die Burenhelden siegreich auf ihre Farmen und in ihre Häuser und Hütten zurückkehren könnten, was wäre aus ihren Frauen und Kindern geworden? Sie würden bei längerer Kriegsdauer nur noch auf den Krankenlagern oder in Gräbern zu finden sein.

Alle Gefühle der Menschheit sind für die Buren, aber die Realpolitik aller Mächte verbietet jeden Eingriff in diesen tief zu beklagenden Krieg, da die Gefahr eines Weltbrandes noch weit schlimmer und furchtbarer als dieser Guerillakrieg wäre.

Das noch zu jugendliche internationale Schiedsgericht im Haag muß schweigend dem Kampfe zusehen, und es wird auch in dieser Frage wohl niemals entscheidend thätig sein können. Aber die nächsten Stammesgenossen der Burenführer können vielleicht Mittel und Wege finden, dieses heldenmütige Volk vor dem Untergange zu retten, indem sie die Aussichtslosigkeit dieses Guerillakrieges seinen Leitern vor Augen führen und ihnen die Zukunft ihrer Frauen und Kinder sowie ihres heimatlichen Bodens und ihrer Friedensarbeit ans Herz legen.

Der Ruhm des Heldenmutes wird diesem Volke für immer bleiben, und er wird nicht vermindert werden, wenn die Staatsraison über ihre Waffen siegt.

Eine freie, von keiner Regierung abhängige Mission der nächsten Stammesgenossen nach dem Burenlager, welche als Freunde und Stammesbrüder die Lage und die Zukunft des Landes klarlegen, eine Mission, die mit dem Lorbeer auch die Friedenspalme in das Lager dieser heldenmütigen Führer bringen würde, könnte dem schrecklichen und nutzlosen Blutvergießen ein rasches Ende bereiten.

Die Diplomatie hat leider keine Macht in der Welt der Gefühle, wohl aber kann das Bruderherz die Wunden heilen, die so tief in diesem tapferen Volke brennen, und die Zornesflammen löschen, um diesen an Ackerbau und friedliche Arbeit gewöhnten Volksstamm wieder zum Pfluge und zum heimatlichen Herde zurückzuführen.

Gott und die Notwendigkeit, die zerstörten Landschaften wieder aufblühen zu lassen, werden dann dafür sorgen, daß diesem Volke, dessen Heldenmut in ganz Europa bewundert wird, auch die Freiheit und das Glück in der Heimat, wenn auch unter andrer Flagge zurückgegeben werden.

Wenn dieser Gedanke einer freien Friedensmission, da alle diplomatischen Hilfsmittel versagen, günstig aufgenommen würde und in Holland, vielleicht durch Mitglieder der Generalstaaten, zur Ausführung gebracht werden könnte, so müßte es auch im Interesse Englands liegen, den Delegierten freien Durchzug durch das englische Lager zu gewähren. Alle Nationen würden aber diese holländische Friedensbotschaft mit den wärmsten Gefühlen in das Burenlager begleiten.

Gelänge es ihr, einen Waffenstillstand und Frieden zu erreichen, so hätte das holländische Volk sich den Ruhm einer großen That für die Humanität erworben.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Zeitgeschichte.

„The War in South Africa"

by A. Conan Doyle, London 1902, lautet der Titel der verbreitetsten englischen Schrift über den Burenkrieg, die, von Verfasser und Verleger mit patriotischem Verzicht auf Gewinn hergestellt, in Unmassen zu 50 Pfennigen verkauft und überdies auf dem Kontinent à qui plaît gratis vergeben worden ist. Unter anderm sollen alle Zeitungsredaktionen und alle Mitglieder der europäischen Parlamente damit kostenfrei bedacht worden sein. Die Mittel für letztere Operation wurden und werden, soweit sie sich nicht aus dem Ertrag der heimischen Verkäufe decken, durch freiwillige Sammlungen beschafft. Weil das Buch in der That die herrschende Ansicht der gebildeten Klassen Englands reflektiert, konnte es diesen ungemeinen, durch die verschiedensten Mittel geförderten Vertrieb erlangen und verdient eine größere Beachtung, als es bisher bei uns gefunden hat.

Der Verfasser giebt zu, daß England die Vorherrschaft in Südafrika beansprucht, und berichtet darauf, daß die Engländer, d. h. in diesem Fall wesentlich die zeitweilig eingewanderten englischen Tagelöhner aus diesem Grunde ihre Ausschließung vom Wahlrecht der Burenstaaten, deren Minen sie bearbeiteten, besonders übel empfunden hätten. Danach fährt er fort:

„Es wäre aber eine schlechte Sache, die uns nicht auch erlaubte, uns auf den Standpunkt der Gegner zu stellen. Es ist wahr, die Buren von Transvaal und Oranje hatten große Anstrengungen gemacht, sich ein eignes Staatswesen zu erhalten. Sie waren zu diesem Behuf weit weg von der Kapkolonie gewandert, hatten hart gearbeitet und tapfer gekämpft. Und nun hatten sie plötzlich ein Einströmen von Fremden in ihr Gebiet erlebt, darunter mancherlei fahrendes Volk, deren Zahl die ihrige allmählich zu übersteigen drohte. Gab man den Fremden das Wahlrecht, so mußten sie mit der Zeit die Majorität des Parlaments bilden, den Präsidenten wählen und ihm möglicherweise eine den ursprünglichen Besitzern des Landes ungenehme Politik vorschreiben. Sollten die Buren durch Wahlzettel verlieren, was sie mit der Büchse gewonnen hatten? War es billig, dergleichen von ihnen zu erwarten? Die neuen Einwanderer waren wegen des Goldes gekommen, hatten ihr Gold gefunden und ihren Compagnien zu Dividenden von 100 Prozent verholfen. Konnten sie sich damit nicht zufrieden geben? Wenn sie das Land und seine Institutionen nicht mochten, so hinderte sie nichts, fortzuziehen. Blieben sie aber, so hatten sie dankbar zu sein für die Erwerbsgelegenheit, die man ihnen geboten, und sich der Auflehnung gegen die Gesetze derer zu enthalten, deren Duldung sie in das Land überhaupt zugelassen. Das ist der von den Buren eingenommene Gesichtspunkt, und unparteiische Leute werden vielleicht beim ersten

Blick sagen, daß manches dafür spricht. Eine genauere Prüfung zeigt aber, daß, wie viel sich auch theoretisch dafür anführen läßt, diese Auffassung praktisch ungerecht und unmöglich genannt werden muß. Gedrängt voller Menschen, wie die Welt heutzutage ist, läßt sich eine tibetanische Isolierungspolitik wohl in einem obskuren Winkel, aber nicht in einem weiten, auf der großen Route des Fortschritts und der Zivilisation gelegenen Gebiet noch durchführen. Eine Handvoll Leute, die ein ungeheures Gebiet auf dem Wege des Eroberungsrechts erwarben und sich eines Besitzes rühmen, auf dem kein Bauernhof den Rauch des andern sieht, wollen trotz der verschwindenden Anzahl, in der sie ihr Land bewohnen, niemand anders als Gleichberechtigten zulassen, sondern eine privilegierte und herrschende Klasse unter den Neuankommenden bilden und bleiben. Sie wollen sogar höher gebildete Immigranten in einer Weise niederhalten, wie sie nirgends anders besteht. Und was ist ihr Recht bei alledem? Das Recht der Eroberung. Mithin kann dasselbe Recht gegen sie angerufen werden, um eine so unerträgliche Lage in ihr Gegenteil zu verkehren."

Hier sind wir beim Kern der Sache angelangt. Es handelt sich um das Recht der Eroberung. Hätte die englische Presse die Taktik befolgt, dies von vornherein zuzugeben, so wäre die Erörterung manch früher angeführter unhaltbarer Gründe und damit viel böses Blut vermieden worden. Die Debatte wäre sofort vom Gebiet der privaten auf das richtigere der politischen Moral versetzt und damit ernüchtert und ermäßigt worden.

Denn nach aller Entwicklung, nach aller Annäherung der Völker giebt es auch heute noch sittlich begründetes Eroberungsrecht. Um von andern Varietäten desselben nicht zu sprechen, so ist die Ungleichheit der Rassen zu grell, so können die niederen den vollkommeneren zu schädlich werden, um allen die gleichen Gerechtsame zuzuerkennen. Wir können dem, der uns von einem inferioren Moralkodex aus zu verderben beansprucht, wir können einem andern, der nicht zu gebrauchen weiß, was uns unentbehrlich ist, keine dauernde Immunität zugestehen. Niemand bezweifelt, daß die modernen Europäer moralisch befugt waren, den australischen, afrikanischen und amerikanischen Kannibalen ihr Land, und wenn dies ohne Tötung unthunlich war, ihr Leben zu nehmen: wo eine ungleich vorgeschrittenere Rasse Raum zu ihrer Entfaltung bedarf, hat sie dem animalisch vegetierenden Halbmenschen niemals ein ewiges Besitzrecht an dem in grauer Vorzeit eingenommenen und seitdem unbenutzten Lande zugestanden, und kann es im Interesse ihrer Selbsterhaltung auch heute nicht zugestehen. Indem wir dies Prinzip proklamieren und danach allgemein handeln, wiederholen wir europäischen Nordländer nur, was uns von den früher humanisierten Südländern unsers eignen Kontinentes mit geringerem Fug seinerzeit selbst geschehen ist. Als Cäsar mit Ciceros Reden, als Varus mit Ovids Metamorphosen in der Manteltasche in Germanien einfiel, hielten sie die herrlichen Geisteserzeugnisse, die sie bei sich trugen, für unzweifelhafte Besitztitel der höheren Rasse inmitten der stammelnden Wilden, die sie unterjochten. Daß auch diese einmal ebenso hoch und ebenso tief, ebenso gewaltig und ebenso zart wie die Römer selber sprechen lernen würden, konnten sie bei der geringeren geschichtlichen Erfahrung der damaligen Zeit nicht voraussehen und zogen sie jedenfalls nicht in Betracht; daß der Wilde der drei andern genannten, meist geschichtslosen Kontinente aber, abgesehen von individuellen Ausnahmen, nicht entwicklungsfähig ist, wird durch unsre längere und genauere Beobachtung für praktisch sicher gehalten und auch gehalten werden dürfen. Wenn da, wo der Mohikaner vormals von Aeonen zu Aeonen zwecklos hungerte und mordete, heute der Morsetelegraph, das Dampfschiff und die Nähmaschine erfunden wurden und ein gewaltiges Volk sich Raum geschafft, um dem Leben seine sachlichen und seelischen Schätze abzugewinnen, so kann die Ersetzung des einen durch den andern ein Unrecht nicht heißen. Wie der Bär, so verschwindet der Hottentotte vor der Gesittung, und die ihn verschwinden lassen, haben selbst keine Wahl, wenn sie, durch die Not der Heimat zum Anbau Hottentottias getrieben, dieser Sorte Menschenantlitz dabei begegnen.

Von dieser Grundlage aus werden wir leichter zugeben, daß der Kontrast der Auffassungen und Fähigkeiten nicht einmal so schroff wie zwischen Weißen und Hottentotten zu

klassen braucht, sondern auch zwischen Weißen und Weißen in genügender Schärfe bestehen kann, um, wo die edlere Rasse von der niederen, wo die avanciertere von der rückständigen schwer benachteiligt, bedroht oder gekränkt wird, die höherstehende schließlich aus den ehrenwerten Gründen der Selbstbewahrung und Selbstachtung zur ultima ratio greifen zu lassen. Wenn aber das Herrenrecht des Westeuropäers dem Neger gegenüber, den er neuerdings zu Hause besucht, außer Zweifel steht, so wird da, wo der Weiße mit dem Weißen in Wettbewerb tritt, die Frage der Meisterschaft um so delikater, je ähnlicher sich die Konkurrenten in Anlagen und Errungenschaften sind. Ein durch die Verwandtschaft der hadernden Rassen besonders heikler Fall dieser Art hat sich seit Geschlechtern in Südafrika gebildet und nach längeren Reibungen zu dem tobenden Ausbruch geführt, dem wir erschüttert beiwohnen. Der Engländer, der man of the world, der nach dem gemeinsamen Schema der vorgeschrittensten heutigen Kulturvölker möglichst viel erfinden, erwerben und genießen will, findet sich vor die Barriere einfältiger Hirten und Landleute gestellt, die sich in ihre Einrichtungen nicht dreinreden lassen mögen, wenn sie nicht den weiten einsamen Besitz, der ihnen lieb ist, und die einfachen Daseinsformen, in denen sie so lange gelebt, mit einem regeren und zunächst wenigstens ihnen mißfälligen Kommerzialismus vertauschen wollen. Diesen trefflichen germanischen Menschen gegenüber das Eroberungsrecht der Engländer für ebenso natürlich und moralisch zu betrachten, als das Eroberungsrecht der Holländer gegen die Kaffern war, ist eine These, die von Mr. Doyle nicht einmal diskutiert wird, weil er sie sichtlich für selbstverständlich hält.

Wir wollen seinem Beispiel folgen und uns der sachlichen Würdigung seines Standpunkts enthalten, wenn auch aus andern Gründen als er. Genug, daß Mr. Doyles Auffassung von der zivilisatorischen Berechtigung seiner Landsleute am Anfang des Krieges von der überwältigenden Mehrheit der gebildeten Engländer geteilt und für eine ausreichende Rechtfertigung des Kampfes angesehen worden ist. Wie viel auch die Goldaktie in manchen finanziellen Kreisen, wie viel die Eifersucht gegen europäische Nachbarn in politischen dazu beigetragen habe, den Krieg in Gang zu setzen, es ist für diejenigen, die die englische Stimmung nicht nur aus dem kolorierten Teil der Presse kennen, eine notorische Thatsache, daß die Buren der öffentlichen Meinung ursprünglich für Viehtreiber galten, die seit den 250 Jahren ihrer ersten afrikanischen Ansiedlung unverändert diesem einen unschönen Berufe nachgegangen waren, um nunmehr englischen Gentlemen, welche der Bergbau in das Land führte, plündernde und entwürdigende Gesetze aufzuerlegen. Mit dieser Meinung stimmte es nur allzusehr überein, daß man den Buren zahlreiche Kafferfrauen zuschrieb, das Volk populär als eine halbschwarze Mischlingsgesellschaft ansah und das Eroberungsrecht, das man gegen die ganz Schwarzen so lange ausgeübt, als etwas Selbstverständliches auf ihre angeblichen holländischen Kollegen ausdehnen wollte. Die Buren waren die erste weiße Rasse, mit der man in den Kolonien seit Menschenaltern in Kollision geriet, und ein paar Schüsse, einige halbbraune Blessierte und erfreulicher Boom nach achttägiger Campagne war das Programm, in dem man sich gefiel, weil man sich nach langen analogen Successen kein andres mehr vorstellen konnte. War dies so unnatürlich? Kaum.

Die ungeheuren Erfolge, die England mehrere Jahrhunderte jenseits der Meere errang, in denen es als einziger Besitzer europäischer Waffen, Kenntnisse und Gesinnungen wehrlosen Transozeaniern gegenüberstand, hatten eine Zuversicht der Alleinherrschaft, eine geringschätzige Nichtbeachtung der Wegzuzivilisierenden erzeugt, daß man unwillkürlich die Afrikander mit den Afrikanern mehr oder weniger in einen Topf warf und jedenfalls ungeniert von beiden sein wollte. Ungemeine Unwissenheit in Bezug auf die Eigenschaften des Burenvolks vereinte sich mit der durch langes Glück gezeitigten allgemeinen Neigung, Ueberseeisches als niggerhaft, ja Nichtenglisches als minderwertig anzusehen, um den Ruf à Pretoria mit demselben cœur léger ertönen zu lassen, wie wir seinerzeit ein gewisses andres Feldgeschrei in eigner Nähe vernommen haben. Es kam uns unerwartet. Aber seien wir ehrlich: giebt es viele Rassen, die anders gehandelt hätten, wenn sie sich in der

Lage der Engländer befanden? Die gegen eine Konkurrenz, die möglicherweise einmal ernstlich werden konnte, völlig gerecht und rücksichtsvoll geblieben wären, wenn sie, durch Jahrhunderte spielenden Triumphs verwöhnt, und den Gegner verkennend, gegenwärtige Vorteile rasch erlangen und zukünftigen Gefahren leicht vorbeugen zu können meinten? Wenn es Rassen von so hoher Selbstverleugnung giebt, so sind sie jedenfalls nicht zahlreich. Am wenigsten dann, wenn sie dem Glücksstern, der ihnen schien, mit so vielem eignem Wert zu folgen verstanden, zu folgen berechtigt waren, wie hier der Fall ist.

Von diesem Ursprung des Krieges ist seine Fortsetzung und Führung zu unterscheiden. Nie würde er unternommen worden sein, hätte man von den hohen Qualitäten der Buren eine Ahnung gehabt. Achtung vor einem so heroischen Volkscharakter hätte sich mit der Besorgnis vor Selbstschädigung verbunden, um die Kugel im Lauf zu halten. Williger Respekt vor andern Würdigen hätte sich sicher mit der Vernunft der eignen Lebensführung im Engländer vereint, um den Krach zu verhüten. Einmal unternommen aber, steht in diesem Feldzug mehr auf dem Spiel als Südafrika. Es heißt nunmehr seinen Mann stehen. Es heißt der Welt keine Schwäche verraten und sich der Erhaltung des ungeheuren Reiches, das man im Vergleich zu unsern kontinentalen Anstrengungen und Ergebnissen relativ mühelos erworben, gewachsen zeigen. Wie weit oder wie wenig dies durch einen so späten und schwierigen Sieg noch geschehen möge, wer wird es nicht verständlich und den Bedingungen der internationalen Existenz entsprechend finden, daß jeder Nerv angespannt wird, um den Sieg zu retten, wenn auch der Kampf ein trauriger war? C. A.

Litterarische Berichte.

Wirtschaft und Philosophie. — Ein griechischer Gelehrter, der seit fast einem Dezennium an deutschen Bildungsstätten der Wissenschaft obliegt, der Privatdozent Dr. Abr. Eleutheropulos an der Universität Zürich, hat es unternommen, seine philosophischen Erkenntnisse von einem Standpunkte aus, welcher bislang mit nur wenigen Ausnahmen der Philosophie fremd war, und in einer Weise darzulegen, wie sie namentlich in der deutschen Litteratur nur selten aufzutreten pflegt. Sein Werk „Wirtschaft und Philosophie", von dem soeben der zweite Band (Die Philosophie und die Lebensauffassung der germanisch-romanischen Völker auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. Berlin, Ernst Hofmann & Co.) erschienen ist, behandelt in begeisterter Wissenschaftlichkeit eine philosophische Forschungsmethode und Erkenntnisrichtung, die auf der historischen Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Zuständlichkeit bei den Griechen und den romanisch-germanischen Völkern und ihrer Weltanschauung begründet ist.

Der Verfasser ist vornehmlich Kritiker, und er übt eine Kritik so destruktiver Art, daß er eigentlich die ganze bisherige Philosophie über Bord wirft oder wenigstens so viel davon, daß die Grundlagen derselben erschüttert und in ihrer durch den Verfasser enthüllten Nacktheit nur mehr als Mystizismus, Transcendentalismus oder Sophistik, Tendenz- und Problemmacherei oder Skepsis erscheinen. Die Tendenz der Zeit und die Gefühlsherrschaft erkennt Eleutheropulos als die wichtigsten irreleitenden Momente, welche ihre Eigenart durch die Individualitäten der verschiedenen Forscher erhalten haben.

Trotzdem aber sind die Erkenntnisse des Verfassers gerade auf diesem Wege zu einer philosophischen Konstruktion gelangt, die die ganze Aufmerksamkeit des Denkers herausfordert. Aus den weiteren Ausführungen und endlich dem Schlußkapitel ist die ganze, gesunde, wenngleich zuerst eigenartig anmutende, streng logische Erkenntnisforschung des Verfassers für den aufmerksamen Leser leicht zu verfolgen. Die Philosophie soll nichts andres sein als ein allgemeines Weltbild aus den Ergebnissen aller Einzelerfahrungen. Jedes Problem ist zuerst für sich zu betrachten, so das Problem der Seele, der Sittlichkeit, des Rechtes. Wer diese Probleme zu bestimmen hat, ist Wortstreit. Alle diese Probleme

werden die Grundlagen für eine wissenschaftliche Philosophie liefern.

Der Verfasser stellt sich auf der eignen Bahn, auf dem eignen Boden, den er sich durch seine vornehmlich kritischen Untersuchungen errungen hat, große Aufgaben, die er bereits in früheren Werken zum Teile erfüllt hat. Er beabsichtigt erstens die Resultate der Naturforschung und dann die einzelnen Erscheinungen auf dem geistigen Gebiete und völkerpsychische Erscheinungen zu berücksichtigen; erst dann, auf dieser Grundlage einer wissenschaftlichen Philosophie will er diese selbst als ein allgemeines Weltbild aufbauen.

Der Verfasser ist ein Philosoph, der sich ganz auf den realen Boden der Thatsachen stellt und dennoch echtem Idealismus sein volles Recht läßt, der die wissenschaftliche Forschung vom Mystizismus und dem Transcendentalen völlig emanzipiert und dennoch die Welt als ein Ganzes und Großes sieht und mit der Kausalität die Teleologie in organischen Einklang zu bringen bestrebt ist.

Die gelehrte Welt wird sich an den fremdklingenden Namen Eleutheropulos (das Thor der Freiheit) gewöhnen müssen. Dieser Abkömmling der alten Hellenen hat gewissermaßen an die Philosophie seiner klassischen Stammesgenossen dort angeknüpft, wo sie noch nüchtern und klar war. Und es erscheint dem denkenden Leser die ganze große Zwischenzeit als nichts andres als eine rückläufige Kurve des wissenschaftlichen Fortschrittes. Wenn es Eleutheropulos gelingt, seine große Aufgabe zu vollenden, so ist seine Forschung eine Peripetie der Philosophie, ein Markstein der Wissenschaft überhaupt.

Schroeder-Teschen.

Der Protestantismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild — so nennt sich ein Prachtwerk, das, auf 50 Lieferungen à 1 Mark berechnet, unter Leitung von Pastor C. Werckshagen vom Verlag Wartburg (Inh. Werner-Verlag, Berlin) herausgegeben wird. Es stellt sich die Aufgabe, als „monumentales Gedenkbuch" die Entwicklung des protestantischen Geistes und Lebens von seinen ersten Regungen an bis zur letzten Jahrhundertwende mustergültig darzustellen. 75 Mitarbeiter, lauter Namen vom besten Klang in theologischen Kreisen, sind für das Unternehmen gewonnen, und soweit die vorliegenden zwölf Hefte ersehen lassen, hält die Herausgabe, was die Ankündigung versprach. Der Text zeigt bei schwungvoller Darstellung nach großen Gesichtspunkten ein liebevolles Eingehen auch auf fernerliegende Bethätigungsformen des protestantischen Geistes in allen Gebieten. Der Bildschmuck weist außer vollendeter Wiedergabe bekannterer Kunstdenkmale auch seltener Gesehenes und beachtenswerte erstmalige Veröffentlichungen auf, außerdem ist jedem Heft ein wertvolles Kunstblatt beigegeben.

Wir halten das Unternehmen nicht bloß für wert, in Fachkreisen Freunde zu gewinnen, sondern auch für geeignet, das Bewußtsein des evangelischen Volkes zu heben. Wir wünschen dem Werke guten Fortgang und behalten uns die Besprechung der weiteren Lieferungen vor. —ck.

Hessisches Dichterbuch. (Begründet durch B. Traudt.) Dritte Auflage. Neu herausgegeben von Wilhelm Schoof. Marburg 1901. N. G. Elwert. 374 S.

Vorstehende Sammlung enthält Dichtungen von gerade 50 Verfassern. In kurzen biographischen Notizen ist das Wichtigste über sie mitgeteilt. Die bekanntesten unter ihnen sind: Otto Braun, Nataly von Eschstruth, Hermann Grimm, Gustav Kastropp, Ludwig Mohr, Anna Ritter, Julius Rodenberg, Daniel Saul, M. von Eschen, Sophie Junghans. Die Sammlung bringt Dichtungen in Prosa und Poesie, die der junge 24jährige Herausgeber ausgewählt hat. Es sind naturgemäß ungleiche Produkte. Neben wirklich schönen Gedichten finden sich auch manche Erzeugnisse, denen die letzte Feile fehlt. Das Dichterbuch trägt, wie nicht anders zu erwarten, ein gewisses hessisches Nationalgepräge; eine charakteristische Eigenschaft, die ihm im Hessenland wohl die meisten Freunde gewinnen wird. tm.

Freiheit und soziale Pflichten. Von Adolf Prins, Generalinspektor im Kgl. Belgischen Justizministerium und o. Professor an der Universität Brüssel. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. jur. E. Münsterberg. Berlin 1897. O. Liebmann. 164 S.

Der weit über die Grenzen Belgiens hinaus bekannte Rechtslehrer Prins — der unter anderm namentlich auch zur Verbreitung des Gedankens der bedingten Verurteilung wesentlich beigetragen hat — behandelt in diesem Buche die soziale Bewegung unsrer Zeit von dem Standpunkt eines zwischen Individualismus und Sozialismus geschickt Vermittelnden. Er weist nach, daß die Ungleichheit die Bedingung jeden Fortschrittes bilde, untersucht die wirtschaftlichen Voraussetzungen, wie die geistigen und sittlichen Grundlagen der menschlichen Arbeit, erörtert Recht und Gesetz, Erziehung und Unterricht und findet den Ausgleich der sich bekämpfenden Gegensätze in der organischen Gruppierung der unter sich beruflich, örtlich und wirtschaftlich verbundenen Interessen. Br.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Amorosa, Augustus, Sions Ende. Drama in drei Akten. Braunschweig, E. Appelhans & Comp. M. 1.20.

Amran, L. v., Englands Land- und Seepolitik und die Orientalische Frage. Nebst Vorschlägen in Betreff der Meerengen und Isthmen des Mittelländischen und des Roten Meeres. Berlin, Fussingers Buchhandlung. M. 1.—

Brückner, Dr. A., Geschichte der Polnischen Litteratur. 1. Band von „Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen" (ungefähr 10 Bände). Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 7.50.

Büchner, Prof. Dr. Ludwig, Kraft und Stoff oder Grundzüge der natürlichen Weltordnung. Nebst einer darauf gebauten Sittenlehre. In allgemein verständlicher Darstellung. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Theod. Thomas. M. 2.50.

Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilh. Breitenbach. Heft 3: Die Ernährung der Tiere im Lichte der Abstammungslehre. Von Dr. Heinr. Simroth. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. M. 1.—

Eck, Miriam, Herbst. Gedichte. Berlin, Schuster & Loeffler.

Enzberg, Eugen v., Afrikanischer Totentanz. Auszug aus dem Kriegstagebuche eines aufständischen Kapholländers. IV. Teil: Der Guerillakrieg 1901. Berlin, Fußingers Buchhandlung. M. 1.—

Gegenbaur, Carl, Erlebtes und Erstrebtes. Mit einem Bildnis des Verfassers. Leipzig, W. Engelmann. M. 2.—

Hein, Franz, Die Nixe. Ein Märchenspiel in fünf Aufzügen. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei. M. 2.—

Helmolt, Dr. Hans F., Weltgeschichte. III. Band 2. Hälfte: Afrika und Aegypten. (Vollständig in 8 Bänden gebunden à M. 10.— oder in 16 broschierten Halbbänden à M. 4.—.) Mit Karten, Farbendrucktafeln und schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Holzhausen, Paul, Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. Eine literar- und kulturhistorische Studie. Leipzig, Eduard Avenarius. M. 2.80.

Koran, Der. Aus dem Arabischen für die „Bibliothek der Gesamt-Litteratur" neu übersetzt von Th. Fr. Grigull. Halle a. S., Otto Hendel. M. 1.75.

Kostersitz, Dr. Karl, Ueber Bergobservatorien und das projectirte astrophysikalisch-meteorologische Höhenobservatorium im Semmeringgebiete bei Wien. Mit 15 Illustrationen. Wien, Carl Gerolds Sohn. M. 1.—

Krankenpflege, Die, Monatsschrift für die gesamten Zweige der Krankenpflege und Krankenbehandlung in Wissenschaft und Praxis. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Mendelsohn. I. Jahrgang, 1. Heft 1901/2. Berlin, Georg Reimer. Pro Semester M. 6.—

Lasker-Schüler, Else, Styx. Gedichte. Berlin, Axel Juncker. M. 2.—

Liliencrons Gedichte. Auswahl für die Jugend. Zusammengestellt von der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Berlin, Schuster & Loeffler. Gebunden 75 Pf.

Lindner, Prof. Theodor, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Erster Band: Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, chinesischen und indischen Kultur. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 5.50.

Litzmann, Prof. Berthold, Ibsens Dramen. 1877 bis 1900. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert. Hamburg, Leopold Voß. Gebunden M. 3.50.

Maack, Dr. Ferdinand, Wie steht's mit dem Spiritismus? Mit Abbildungen. Hamburg, Xenologischer Verlag. M. 1.50.

Mosse, Irene Forbes, Mezzavoce. Gedichte. Berlin, Schuster & Loeffler.

Paulus, Walther, Vom Lachen, Küssen und Weinen. Ein Gedichtbuch. Berlin, Herm. Walther. M. 1.50.

Rachfahl, Felix, Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Halle a. S., Max Niemeyer. M. 7.—

Reich, Dr. Emil, Kunst und Moral. Eine ästhetische Untersuchung. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlagshandlung. M. 4.40.

Roth, Dr. Carl, Zöllnergedanken über Heilkunst — auch für Pharisäer. Stuttgart, A. Zimmers Verlag (E. Mohrmann). M. 2.—

Schlossar, Richard, Durchgerungen. Dramatisches Gedicht. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.—

Seidl, Arthur, Wagneriana. Zweiter Band. Von Palestrina zu Wagner. Berlin, Schuster & Loeffler.

Ziegler, Prof. Dr. H. E., Ueber den derzeitigen Stand der Descendenzlehre in der Zoologie. Vortrag mit Anmerkungen und Zusätzen. Jena, Gustav Fischer. M. 1,50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Siebenundzwanzigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1902

Stuttgart und Leipzig 1902 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVII

(April bis Juni 1902).

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Das Glaubensbekenntnis eines preußischen Kultusministers.

Die Frage: „Könnte durch eine nur auf Moral und Nächstenliebe begründete, von allem konfessionellen Streit sich fernhaltende Theistenkirche, wie sie bereits in England und in einigen andern Ländern besteht, ein wirksamer Kampf gegen den immer mehr anwachsenden Materialismus, Atheismus und Indifferentismus geführt werden?“ trat an den verstorbenen Kultusminister Dr. Bosse heran. In dem nachstehenden Briefe, den wir mit Genehmigung der Frau Minister Bosse veröffentlichen, hat er nicht nur diese Frage, sondern überhaupt den Standpunkt beleuchtet, auf welchem die Kirche und die Religion sich weiter entwickeln müßten.

Dieses Bekenntnis eines preußischen Kultusministers ist von hohem Interesse für unsre Zeit und wird nicht ohne Einfluß auf die kirchenpolitischen und religiösen Fragen der Gegenwart bleiben.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

*

Berlin, den 29. März 1900.

Hochgeehrter Herr!

Ihr freundlicher, ausführlicher Brief vom 26. dieses Monats erfüllt mich mit lebhaftem Danke für das Vertrauen, mit dem Sie mir Ihren Schmerz über die immer mehr wachsende Macht des Atheismus und Materialismus in unserm Volke und Ihre Gedanken über eine etwa mögliche Eindämmung und Besiegung dieser zweifellos größten aller Gefahren, von denen unser Volkstum bedroht wird, aussprechen.

Ich würdige diese vertrauensvolle, offene Aussprache in vollem Maße und werde mich ebenso rückhaltlos mit unbedingtem Vertrauen darüber äußern. Ich stimme Ihnen darin zu: Der Kampf gegen den Unglauben kann siegreich nicht durch die Dogmen geführt werden. Das Dogma an sich ist tot. Nicht auf das Dogma kommt es an, sondern auf Religion, auf persönliches, religiöses Leben, auf die innerliche persönliche Stellung des Einzelnen zu Gott. Nur daraus fließt ethische Kraft zur Ueberwindung des Bösen. Es ist Schleiermachers Verdienst, dies dargethan und — wenigstens in der evangelischen Theologie — zur

Anerkennung gebracht zu haben. Es kommt also alles darauf an, dieses persönliche, religiöse Verhältnis zu Gott zu wecken und, wo es noch vorhanden ist, zu erhalten, zu stärken, zu sammeln. Mit Erfolg kann das nicht durch Gewalt, nicht durch dogmatischen Zwang und Streit, sondern nur durch Liebe, durch Ueberzeugung, durch das Vorleben christlichen Thuns geschehen. Sie glauben, dies Ziel sei zu erreichen durch eine zu schaffende Nationalkirche, in der alle Konfessionen sich im Gebet zu Gott vereinigen können, und da in dem einen und höchsten Punkte der Religion, in dem Glauben an Gott, alle Konfessionen einig seien, so könnte man die Gottesgläubigen aller Konfessionen zu einer undogmatischen, nationalen Gotteskirche vereinigen, die nicht mit, für und gegen Dogmen kämpfte, sondern jedem sein Dogma ließe und dem Volke nur die Religion und Moral erhielte.

Der Gedanke ist alt. Die Sehnsucht nach einer Herde und einem Hirten (Gott) ist so alt wie das Christentum. Viele Tausende haben von jeher diese Sehnsucht geteilt. Man kann beinahe sagen: jeder anständige, nicht in nackten Egoismus versunkene Mensch muß sie teilen, hat sie auch von jeher geteilt und muß sich in seinem Leben irgendwie einmal mit diesem großen, naheliegenden Menschheitsgedanken abgeben und abfinden.

Das Merkwürdige dabei ist aber, daß alle Versuche, diesen Gedanken durch irgend eine Organisation zu realisieren, bisher gescheitert sind. Worin liegt der Grund?

Von der katholischen Kirche sehe ich zunächst ab. Sie behauptet, daß sie und nur sie die einzig mögliche Realisierung dieses Gedankens sei. Aber Voraussetzung hierfür ist, daß sie auch nicht ein Tüttelchen von ihrem Dogmatismus abläßt. Sie ist gegen den einzelnen ungeheuer nachsichtig, sie verlangt nur äußere Unterwerfung und Zugehörigkeit, alles andre steht ihr günstigstenfalls in zweiter Linie. Mit ihr ist kein Paktieren möglich. Sie bekämpft jede Organisation, die etwas andres erstrebt als sie, die neben ihr die Menschen religiös sammeln will, bis aufs Blut.

Aber auch die evangelische Kirche aller Farben, Richtungen und Denominationen wird dem Plane kühl bis ans Herz hinan, wenn nicht direkt feindlich gegenüberstehen. Denn auch die evangelische Kirche aller Richtungen glaubt, daß *sie* schließlich die Realisierung des großen Einheits- und Friedensgedankens sein wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß trotz einzelner bedauerlicher Vorkommnisse innerhalb der evangelischen Kirche oder Kirchen der Dogmenstreit und die Ueberschätzung des Dogmatismus im Laufe des 19. Jahrhunderts abgenommen hat.

In der evangelischen Kirche ist in der That die Religion, das Betonen des persönlichen, die Sittlichkeit beeinflussenden Verhältnisses zu Gott gewachsen und noch im Wachsen. Aber auch die freieren Richtungen in der evangelischen Kirche — ich meine nicht bloß die negativen, sondern auch die positiven, zu innerer Freiheit durchgedrungenen — haben immer noch eine gewisse Summe dogmatischer Sätze und geschichtlicher Voraussetzungen, die für sie Gewissenssache sind, von

denen sie nicht lassen und die über den „Glauben an Gott“ hinausgehen. Das ist auch natürlich. Denn der Glaube an Gott, der Glaube, um den es sich auch bei ihnen handelt, ist doch immer christlicher Glaube, also irgendwie durch das Christentum beeinflußt. Die ganze Kulturwelt ist durch die größte aller geschichtlichen Thatsachen, das Christentum, beeinflußt. Daran ist nicht vorbeizukommen. Und deshalb verbindet sich schon mit der allgemeinsten Formulierung „Glaube an Gott“ immer ein Minimum von Dogma, irgend eine Antwort auf die Frage: „Wie dünket euch um Christo?“ Hier, nicht an dem bloßen Gottesglauben, scheiden sich die Geister. Und deshalb wird Ihr warmherziger Appell an die Liebe und den gemeinsamen Gottesglauben nicht den Wiederhall finden, den Sie erhoffen. Auch ganz abgesehen von den Ketten der Gewohnheit und dem Mißtrauen gegen alles Neue auf religiösem Gebiete.

Der große Gedanke „Eine Herde und ein Hirt“ muß sich naturnotwendig geschichtlich weiter entwickeln und auswirken. Mit einer weitherzigen, ad hoc gemachten Organisation ist das Ziel meines Erachtens nicht zu erreichen, es muß allmählich, durch das immer tiefere Hineinwachsen in die Wahrheit kommen. Die Wahrheit allein kann und wird die Menschheit frei machen, und je mehr das geschieht, desto völliger, reiner, beglückender kommt das „Reich Gottes“. Jeder einzelne an seinem Teil muß dazu mitarbeiten und arbeitet mit, wenn er da, wohin Gott ihn gestellt hat, nach Kräften selbstlos seine Schuldigkeit thut.

Ich begegne mich in dieser Auffassung mit dem verewigten Helmholtz, der sie auch einmal in meiner Gegenwart am Sarge seines Kollegen und Freundes Kundt öffentlich ausgesprochen hat.

Ich habe völliges Verständnis für Ihr Ausschauen nach Hilfe, um Millionen unsers Volks zu retten, und wenn man älter wird, drückt einem die Not unsers Volks doppelt schwer auf die Seele. Aber so oft ich mich mit diesen Dingen beschäftigt habe, immer wieder habe ich mich für meine Person bescheiden müssen. Dies ist nicht zu machen, sondern es muß werden. Der Tag kann freilich, wenn gegen den Materialismus, Atheismus und begehrlichen Sozialdemokratismus nicht eine starke, innerliche, gesunde Reaktion sich Bahn bricht, durch viel Unkultur, Schrecken, Blut und Thränen gehen. Aber dennoch! Die Wahrheit allein kann und wird zuletzt siegen. Und ich will doch auch hinzufügen: Nicht alle Zeichen der Zeit sind pessimistisch, wir sind ja augenblicklich im Zeichen eines überaus kleinen Epigonentums, und was wollte ich lieber, als daß Gott uns noch einen Recken nach Bismarcks Art erleben ließe!

Aber zum Verzagen liegen die Dinge noch lange nicht. Geht es auch langsam und in seltsamen Undulationen, schließlich muß es doch vorwärts gehen.

Verzeihen Sie mir die Offenheit meiner Aussprache, aber ich glaubte, sie Ihnen auf Ihren schönen und warmherzigen Brief schuldig zu sein.

In herzlicher Verehrung bin ich stets

Ihr ganz ergebener

Bosse.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,
ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Der Krieg von 1866.

Der Krieg gegen Oesterreich bereitete sich langsam vor; im Grunde glaubte niemand, daß es zu einem Zusammenstoß kommen würde, und man urteilte in der Armee ebenso zurückhaltend wie in den offiziellen Kreisen. Ich schrieb:

An Gustav Freytag.

Magdeburg, 13. 3. 66.

„Unsre kriegerischen Bestrebungen sind gehemmt worden durch Graf Goltz, dessen neueste Mitteilungen aus Paris keine Gewißheit bringen betreff Napoleons. Andrerseits hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß Oesterreich auf das einfache Säbelrasseln nicht nachgiebt. Man ist aber immer nicht sicher, wie weit Bismarcks Neigung, va banque zu spielen, im stande ist, die Friedensliebe des Königs zu überwinden. Im einen wie im andern Fall scheint Bismarck am Ende seiner Laufbahn angelangt zu sein; ob dann der König nicht auch wieder an Abdankung denkt, das ist die große Frage, die schon die Geister beschäftigt.

Sie haben neulich den Zorn des Kronprinzen erregt durch Ihren Aufsatz in den Grenzboten. Ich bin der Meinung, Sie müßten ihn in der auswärtigen Politik noch schärfer anfassen, denn er läßt sich durch die englischen Beziehungen in ein falsches Fahrwasser treiben. Sie haben den Vorzug, gelesen zu werden, und das giebt Ihnen die Pflicht, auch hier zu sorgen; ich erachte den unbedingten Einfluß des nicht preußisch denkenden und mit Samwer eng verbundenen Stockmar für durchaus nicht glücklich."

An v. Normann.

Magdeburg, 21. 4. 66.

„Zunächst herzlichen Dank für Ihre guten Geburtstagswünsche. Es war aber doch ein Glück, daß ich nicht im Dezember den hohen Ruf erhielt, da ich nur hier die Ruhe gewinnen konnte, die zur Heilung des Beines notwendig war. Jetzt ginge es schon eher; das Gehen macht täglich Fortschritte, einen Stock brauche ich schon seit Wochen nicht mehr, und das Reiten ist von sehr gutem Einfluß.

Geffcken schreibt mir auch und teilt mir den Eingang der neuesten österreichischen Note mit. Ich bin neugierig, ob und wann wir zur Entwaffnung schreiten werden; vorläufig erwarte ich nur die Entlassung der eingezogenen Infanteriereserven, zum Verkauf der Artilleriepferde wird man so rasch nicht schreiten. Nach den Mitteilungen des Intendanten hat die Kriegsbereitschaft bis jetzt schon über drei Millionen Thaler gekostet; es ist merkwürdig, daß eine konservative Regierung so verschwenderisch ist.

Bismarcks Krankheit muß auf die friedliche Entwicklung wirken. Der alte Schack war beglückt über die Friedensnachrichten."

*

Magdeburg, 29. 4. 66.

„Ich bin sehr gespannt, die armierten Festungen Torgau und Wittenberg und die Thätigkeit der Kommandanten zu sehen. Mein alter Kommandierender hat nicht mehr die Kräfte, bis auf den Grund zu sehen.

Jetzt fange ich übrigens an, an den Krieg zu glauben. Nachdem Oesterreich so unfreundliche Töne angeschlagen, kann sich der König dem Einfluß Bismarcks kaum noch entziehen. Mir fehlt nur immer noch die Stellenbesetzung in der Armee, denn Schack hat mir die Namen der projektierten Feldherren nicht mitgeteilt, also thun Sie es: Fr. Karl, Herwarth, Voigts-Rhetz? Der wäre mir von allen der liebste. Welchen Konflikt hat denn Erzherzog Albrecht mit Benedek gehabt?"

An v. Holtzendorff.

Magdeburg, 15. 5. 66.

„Ich habe hart zu arbeiten und keine Minute Zeit übrig. Gestern ist dem alten Schack die Bestimmung zugegangen, vorläufig als Gouverneur der Provinz Sachsen hier zurückzubleiben. Ich bin von einer wahren Pein geplagt, daß man mich hier läßt, à conto meines Beines. Nur eine Eventualität zeigt sich: Normann war gestern im Auftrage seines Herrn hier, um zu fragen, ob ich in seinem Stabe, falls er ein Armeekommando erhielte, die betreffende Stelle einnehmen wollte. Goeben soll erster, ich zweiter Chef werden. Ich habe natürlich zugesagt, aber es ist fraglich, ob es der Kronprinz durchsetzen wird."

* * *

Der endliche Befehl zur Mobilmachung bestimmte, daß die beiden Divisionen des 4. ebenso wie die des 3. Corps außerhalb ihrer Corpsverbände direkt unter das Armeekommando des Prinzen Friedrich Karl zu treten hätten.

Meine Person entbehrte der gesicherten Verwendung, und die Sorge ergriff mich mächtig, ob man mich nicht ganz zurücklassen würde. Da kam aus dem Kabinett die telegraphische Anfrage an meinen General, ob ich felddienstfähig sei. Schack antwortete ebenso bejahend, und es erfolgte am 18. Mai meine Ernennung zum Oberquartiermeister der zweiten Armee unter dem Befehl des Kronprinzen.

An meine Frau.

Berlin (Hotel de Russie), 19. 5. 66.

„Zunächst also meine Wohnung und die Mitteilung, daß wir den 25. von hier nach Breslau gehen; Pferde und Leute bleiben also bis zum 24. in Magdeburg. Kunze soll für die notwendige Bewegung sorgen und dafür, daß die Wagen stets geschmiert sind. Eine Schmierbüchse fehlt noch.

Als ich gestern halb vier hier ankam, war mein erster Gang zum Kronprinzen. — ‚Bereits nach Potsdam abgereist.‘ — ‚Wann kommt er denn wieder?‘ — ‚Noch ganz unbestimmt.‘

Ich gehe also zu Moltke und sage: ‚Da bin ich!‘ — ‚Das ist sehr schön.‘ — ‚Was habe ich zu thun?‘ — ‚Gar nichts, der Stab ist noch nicht formiert; Ihre Thätigkeit beginnt am 25. in Breslau; Blumenthal muß auch erst da sein, dann wird es sich wohl finden.‘ — Ich sagte darauf: ‚Warum bin ich denn so überstürzt worden?‘ — Moltke: ‚Ja, die Ernennung der Stäbe hat sich so lange hingezogen, daß man den unbestimmten Drang zur Eile fühlt. Jedenfalls will der Kronprinz am 24. noch taufen.‘ — Dann entwickelte mir Moltke seine Pläne, die er dem täglichen Gange der politischen Ereignisse anzupassen hat, was keine kleine Aufgabe ist, erklärte mir meine Pflicht als Oberquartiermeister und sagte, ich habe die ‚genialen Gedanken des ersten Chefs auf die Beine zu bringen‘.

Meine Einwürfe gegen die Auflösung des Corpsverbandes schrieb er sich als beachtenswert auf.

Von Moltke ging ich zum alten Waldersee, wurde sehr freundlich aufgenommen und schwätzte dem alten Herrn zuliebe länger, als ich eigentlich wollte. Roon fand ich nicht, auch nicht Tresckow.

Im Hotel aß ich Mittag mit dem Kommandanten und seinem Sohn, Major im Generalstab, und fuhr dann um acht Uhr zu Geffcken, wo ich bis elf Uhr plauderte.

In Summa kann ich nicht sagen, daß ich hier schon viel klüger geworden wäre; man weiß hier so wenig, was wird, wie in Magdeburg. Die volle Unthätigkeit aber, die mir plötzlich auferlegt wird, verursacht mir eine peinliche Leere in meiner Existenz, und ich denke morgen oder übermorgen wieder zu Dir zu kommen, denn wenn ich mich überall gemeldet, scheint meine Thätigkeit ihr volles Ende erreicht zu haben.

Unsern Sohn Otto habe ich ganz flüchtig gesprochen. Also auf Wiedersehen.“

*

Berlin, 20. 5. 66.

„Gestern um $^3/_4$11 ging ich zum König. Der Herr war außerordentlich ernst, und die dicken Thränen standen ihm in den Augen; mir war er sehr gnädig: der Kronprinz sei noch jung und ohne Erfahrung; in Blumenthal und mir habe er ihm kräftige Stützen geben wollen.

Vom König fuhr ich zu Frau v. Normann und dann nach Potsdam, um mich zu melden. So wurde es denn ein Uhr, bis ich nach dem Neuen Palais

kam. Außerordentlich freundlicher, fast herzlicher Empfang und lange Unterredung über die Situation. Großer Thatendrang, Freiwilligencorps und allerhand Gutes, aber an Krieg glaubt der Kronprinz auch nicht, und es erscheint ihm nur natürlich, daß der König keinen der alten unbrauchbaren Generale beseitigt. Ich fürchte, der junge Herr ist auch zu gut.

Von dort fuhr ich einen Augenblick zu Petersons, aß ein wenig und verspätete mich zum erstenmal in meinem Leben auf der Bahn; Therese half mir dann die versäumten Stunden totschlagen. Hier stürzte ich aufs Ministerium, sammelte Material, schrieb Dienstbriefe und kam um halb neun zu Frau v. Normann, wo ich aß und bis elf im Tete-a-tete plauderte. Tausend Küsse für Dich und die Kinder."

*

Berlin, 21. 5. 66.

„Ich sehe nun doch, daß ich nicht mehr von hier fortkomme, zumal da wir zur Taufe befohlen werden. Unter diesen Umständen wäre es hübsch, wenn Du noch einmal hierher kämst. Freilich giebt es wohl keinen Krieg, und ich bleibe nicht lange fort, denn der König hat sich gestern für Annahme des Kongresses erklärt, und das wird wohl der Anfang vom Ende sein.

Ich habe gestern lange mit Blumenthal konferiert und gute Eindrücke gewonnen; dann auf dem Generalstab Nachrichten gesammelt, um drei bei Normann gegessen, Onkel Frech gesprochen, eine Menge geschrieben und heute die Zeit verschlafen."

An v. Normann.

Berlin, 24. 5. 66.

„Wegen Ihrer politischen Bedenken gegen die Abreise des Herrn sprechen wir uns wohl morgen. Ich bin nicht Ihrer Ansicht, weil die militärische Stellung eine durchaus feste, die politische das Gegenteil ist. Die erstere muß daher voll ausgenutzt werden."

An meine Frau.

Berlin, 26. 5. 66.

„Von dem großen Kriegsrat willst Du also hören. Zunächst sollst Du wissen, daß der Krieg mir seit gestern ganz unwahrscheinlich geworden ist, denn der König will sich durchaus nur angreifen lassen, so sehr Bismarck vorwärts drängt. Als ein Ausdruck dieser Negation diene Dir, daß er dem Kronprinzen verboten hat, sein Hauptquartier jetzt schon nach Schlesien zu verlegen; das könne als Demonstration aufgefaßt werden, und die wolle er vermeiden. Wir bleiben also vorläufig hier.

Gestern waren beim König anwesend: die beiden Prinzen nebst ihren Chefs und Quartiermeistern, Roon, Moltke, Alvensleben, Hindersin, Wasserschleben, Tresckow und Bismarck.

Zunächst entwickelte der König in einem halbstündigen, sehr klar und fließend vorgetragenen Exposé höchst lichtvoll die ganze politische Situation sowie die Stufenfolge der von ihm getroffenen militärischen Dispositionen und wiederholte

immer wieder von neuem seine Bemühungen, den Krieg zu vermeiden. Die wesentliche Frage sei nicht: ‚Wie führen wir den Krieg?‘, sondern: ‚Wie erhalten wir den Frieden?‘ Sollte es aber doch zum Kriege kommen, so habe er den Kriegsplan des Generals v. Moltke angenommen, den dieser nun kurz und knapp vortrug und der zur Diskussion gestellt wurde.

Dagegen sprach zunächst Voigts-Rhetz, sehr lang, mehr um seine bekannte Animosität gegen Moltke geltend zu machen, als um eigne Pläne vorzubringen. Die weite Aufstellung und die Teilung der Front durch die Elbe sei zu tadeln, eine Konzentration bei Görlitz vorziehbar; da aber Seine Majestät mit Moltke einverstanden sei, so sei er es auch. Roon deutete Aehnliches an, Alvensleben entwickelte es weiter, und die Diskussion wollte beginnen, da ergriff Bismarck das Wort. Er sprach zunächst aus, daß Sachsen noch gar nicht so entschieden feindlich sei; man könne es wohl noch neutral halten oder zum Feinde treiben, je nachdem das militärische Interesse dies wünschenswert mache. Ihm erschiene Sachsen als Operationsbasis notwendig, auch dürfte es politisch wichtig sein, im Falle des Erfolges an Sachsen einen berechtigten Gegenstand der Eroberung zu haben. Glaube man aber vorteilhafter zu operieren, wenn man Sachsen ganz neutralisiere und nur das Durchmarschsrecht auf der Linie Görlitz-Zittau in Anspruch nehme, so erachte er dies für ganz erreichbar. Dabei gab er Andeutungen, wie der Krieg entschieden die Arrondierung Preußens herbeiführen müsse.

Das veranlaßte den Kronprinzen zu der Frage, ob die Absicht zu Annektierungen vorliege, das habe er nicht erwartet.

Der König antwortete sehr zornig, daß überhaupt noch gar nicht von Krieg die Rede sei, noch viel weniger von Absetzung deutscher Fürsten; er wolle den Frieden.

Friedrich Karl sprach zur Taktik der Kavallerie; Moltke deutete wiederholt darauf hin, daß ein rascher Beginn des Krieges den Erfolg sichere.

Bismarck war entschieden der Klarste und Schärfste. Ich hatte die Ueberzeugung, er habe die ganze Staatsaktion veranlaßt, nur um den König kriegerischer zu stimmen.

Drei Stunden dauerte die Sitzung; als wir herauskamen, sagte der Kronprinz: ‚Man ist gerade so klug wie vorher; der König will nicht, aber Bismarck will.‘

Der Kongreß soll nächste Woche beginnen, ich werde heut noch bei Geffcken das Neueste hören. Ich habe beschlossen, ein Tagebuch zu führen. Zum großen Teil werden ja die Briefe an Dich diesen Zweck erfüllen, aber es passiert doch außerdem zu vieles, was fixiert sein will.

Diesen Brief wird Dir Mischke bringen.“

*

Berlin, 28. 5. 66.

„Ich bin gestern spazieren gefahren und habe mich mit der ganzen Masse der Berliner an der schönen Natur erfreut. Der Tiergarten mit seinem frischen

Grün und den wundervoll gehaltenen Anlagen erfrischte Herz und Geist. Sonst fängt die Zeit an mir lang zu werden, ich sehe den Siebenjährigen Krieg durch und würde gern noch mehr arbeiten, hätte ich mehr Komfort im Haus. Der ganze Tisch liegt voller Bücher und Karten, es bleibt kaum Platz für die Schreibmappe; der Sofa ist zu niedrig, der Stuhl zu hoch, und das alles will überwunden werden, ehe man an die Arbeit kommt. Dann aber kommen Besuche.

Eine Beendigung der Mobilmachung unsers Stabes ist noch gar nicht abzusehen, da die Personen für ihn noch nicht einmal ernannt sind. Es sieht eben täglich friedlicher aus. Moltke sagte mir ganz im Vertrauen: ‚Der gute König will ja gar keinen Krieg,‘ und als bei Friedrich Karl jemand bemerkte: ‚Die Geschichte ist aus!‘, deklamierte ein andrer: ‚Das Licht erlischt, ’s wird wieder nischt.‘

Heut kommt Blumenthal mit dem Kronprinzen aus Schlesien zurück; was er von seinen Thaten erzählt, scheint mir mit den Vorgängen und Verabredungen in Widerspruch zu stehen; ich sehe heut noch den Kronprinzen und bin sehr neugierig, was er selbst berichten wird.“

*

Berlin, 30. 5. 66.

„Man wird hier immer friedlicher. Bismarck geht zum Kongreß nach Paris; das sieht man als entscheidend an, denn durch seine Abwesenheit verliert er das Uebergewicht beim König, und seine Gegner, deren Zahl sich jeden Tag mehrt, gewinnen Terrain. Die Königin Elisabeth tritt als leitender Engel hervor; Gerlach verläßt die Kreuzzeitung und gründet ein neues, konservatives Blatt; so gestaltet sich alles zum Einschlafen. Trotzdem hoffe ich immer noch, daß wir demnächst abreisen.

Heute abend werde ich zu Brandt gehen, der mir Anleitungen für meinen neuen Dienst geben muß; ich freue mich, daß ich schon einiges gethan habe, womit er einverstanden sein dürfte.

Nun adieu, küsse mir die Kinder und kaufe ihnen am Sonntag zwei Windbeutel zur Erinnerung an ihren Vater.“

An v. Normann.

Berlin, 31. 5. 66.

„Der Herr hat sich gestern zu meiner sehr großen Freude entschlossen, die für seinen Abgang entscheidenden Schritte zu thun. Bevor wir gehen, möchte ich die Freude haben, Sie und Ihre Gattin zu sehen.

Geffcken erzählt mir eben, daß der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf unser wiederholtes Ansuchen, mit seinen Truppen Schleswig zu besetzen, erklärt hat, er würde nur den Befehlen des Bundes Folge leisten.“

An meine Frau.

Berlin, 1. 6. 66.

„Endlich ist der Befehl zu unserm Abgang erfolgt. Wir werden Montag früh von hier nach Freiburg i. Schl. abreisen. Ich habe für den Kronprinzen

einen Brief an den König aufsetzen müssen, in dem er betont, seine Aufgabe, das Gebirge zu verteidigen oder im Angesichte des Feindes zu überschreiten, sei so schwierig, daß er zu einer wirksamen Thätigkeit notwendig das Terrain kennen lernen und mit den Truppen Fühlung gewinnen müsse. Das wirkte endlich, und heut kam die Erlaubnis. Leute und Pferde erwarte ich nun morgen mittag; ich bin sehr zufrieden, daß ich sie gerade so dirigiert und bestellt habe, nun kann das Personal sich erholen und kommt dann in meine Gewalt.

Morgen werde ich nach Potsdam fahren, da die Kronprinzessin befohlen hat, mich vor dem Abgang zu sehen.

Dir aber stelle ich die Frage, ob Du mich nicht mit Luischen und Ulrich nochmals besuchen willst. Ich glaube zwar an Frieden, aber ich weiß nicht, ob ich in jedem Falle recht behalte, und es wäre doch hübsch, wenn wir uns alle nochmal sähen.

Gestern war ich beim alten Brandt, der frisch und geistreich war und Dich herzlich grüßen läßt. Ich habe mich gefreut, ein paar Stunden sehr angeregt mit ihm zu verplaudern."

*

Freiburg-Fürstenstein, 5. 6. 66.

„Da sitze ich nun auf dem wunderbar schön gelegenen und prächtig eingerichteten Fürstenstein. Von meinem Fenster sieht man in ein tiefes, steil eingeschnittenes Thal, dessen Hänge mit dem schönsten Laubholz bestanden sind. Das Schloß ist steil und hoch auf den Fels gesetzt und gewährt einen weiten Blick in die schlesische Ebene. Ich habe ein schönes, großes Zimmer mit sehr gutem Himmelbett, aber das Haus ist so voll, die fürstlichen Herrschaften fordern so viele Rücksichten, Diener und Pferde sind so weit ab disloziert, daß ich mich trotz allem nicht bequem fühle. Man ißt und trinkt brillant, ist aber im ganzen doch nicht so unabhängig, wie es für die Arbeit wünschenswert.

Ich hoffe, Du hast Dich nach unsrer Trennung bald gefaßt und bist mit den schlafenden Kindern glücklich zu Hause angekommen; ich habe bei Jacobis bis um zwölf Uhr soupiert, konnte dann infolge des Weins und der Hitze nicht schlafen und mußte früh wieder heraus, um die Sachen packen zu lassen, die schon um sieben geholt wurden. Nun begann ein langer Tag. Ich saß mit Blumenthal zusammen beim Kronprinzen im Coupé. Die Reise war offiziell, und auf allen Bahnhöfen fand Empfang durch die Behörden statt. In der Provinz Brandenburg beschränkte man sich auf diese Kundgebungen. In Schlesien freilich sah es anders aus; Schlesien ist die bedrohteste Provinz, der Kronprinz kommandiert die beiden von dort rekrutierten Armeecorps und ist ihr General-Gouverneur geworden; er allein kann sie schützen. Die ganze Bevölkerung war herbeigeströmt. Die Schönheit seiner Erscheinung und die Liebenswürdigkeit seines Auftretens entzückten alle Welt.

Die Ernennung zum Gouverneur habe ich mit betrieben, damit wir auf alle Fälle das Recht haben, über die Gesamtkräfte der Provinz zu disponieren.

In Liegnitz machten wir Mittagsstation, und es hatte sich dort eine Menge

bekannter Personen versammelt. Man fragte mich, ob wir die Oesterreicher bis hierher lassen würden; ich erklärte aus vollster Ueberzeugung, daß daran gar nicht zu denken sei. Ich gehe mit dem größten Vertrauen auf unsre Truppen in den Feldzug und zweifle nicht an unserm endlichen Siege.

Wir kamen abends zehn Uhr in Freiburg an; sehr flottes Fuhrwerk nahm uns in Empfang und entführte uns, Diener und Sachen zurücklassend. Hier wurde dann im Reiseschmutz eiligst Toilette gemacht. Thee und Souper mit stolzen Damen in langen Schleppen, in prächtig erleuchteten Räumen. Als wir um halb eins auf unsre Zimmer kamen, waren die Sachen noch nicht da, die Leute hatten sich verirrt und sind die ganze Nacht herumgefahren.

Heut früh um sechs fuhr der Kronprinz mit Blumenthal fort, wird besichtigen, beim Grafen Stolberg dinieren und abends wieder hier sein. Ich bin hier geblieben, um die Geschäfte in Gang zu bringen. Noch geht alles sehr schläfrig, aber ich werde schon Zug hineinbringen.

Es wird nicht zum Kongreß kommen, und Preußen hat binnen 48 Stunden Rücknahme des österreichischen Antrags am Bunde gefordert. Das muß notgedrungen zur Entscheidung führen."

*

Fürstenstein, 7. 6. 66.

„Gestern war Blumenthal unwohl, und ich mußte den Kronprinzen auf seiner Inspizierungsreise zum 6. Corps begleiten. Es war eine achtstündige Fahrt mit einigen Ritten in wunderschöner Gebirgsgegend; überall neue Menschen und eine Menge alter Bekannter. Wo Mutius nicht mit dem Herrn im Wagen saß, war ich neben ihm, und er plauderte einige Stunden sehr vertraulich und liebenswürdig wie immer. Leider ist er heute zum Todestag Friedrich Wilhelms III. wieder in Berlin.

Die Generalstabsoffiziere stehen mir in meiner Arbeit treulich bei, Verdy ist auch seit gestern hier."

*

Fürstenstein, 8. 6. 66.

„Gestern morgen erhielt ich einen Brief von Otto mit der Nachricht, daß er gefragt sei, in welchen Truppenteil er treten wolle; er bäte um Einstellung in das 2. Husarenregiment. Ich habe ihm geantwortet, daß mir Kavallerie aus vielen Gründen nicht recht ist, daß ich aber aus Rücksicht auf seine noch nicht vollendete Entwicklung darüber hinwegsehen wolle. Nun wird er wohl bald eingestellt werden, vorläufig aber bei der Ersatzschwadron bleiben. Daß Dein Bruder die Ersatzschwadron erhalten würde, hatte ich fast gefürchtet, Deiner Mutter wird's aber recht sein.

Kritter will Mathilde auch nach Potsdam schicken, er bittet mich um Nachricht, wann es für seine Frau Zeit wäre, Glatz zu verlassen. Ich hoffe, ich werde das rechtzeitig können, denn Glatz gehört unbedingt zu den bedrohtesten Punkten der Monarchie.

Mein junger Herr ist seit vorgestern abwesend; es ist sehr schade, denn

er fing gerade an, sich in Truppen und Zustände einzuleben. Aber er ging auf Befehl.

Ich bringe meine Zeit auf dem Bureau zu und bin heute nicht einmal ausgeritten. Mit Fürst und Fürstin lebt es sich bei ihrer ausgezeichnet liebenswürdigen Form sehr angenehm. Mit meinem Bein geht es leidlich."

*

Fürstenstein, 10. 6. 66.

„Was aus dem Kriege werden soll, weiß Gott. Wir greifen nicht an, das steht fest; unsre Nachrichten aber lauten dahin, daß auch die Oesterreicher nicht die ersten sein wollen. Schließlich wird der wohl anfangen müssen, dem das Geld zuerst knapp wird, denn der jetzige Zustand ist für beide Teile enorm kostspielig. Wir sind durch ein Armeecorps verstärkt und rücken nunmehr gegen Süden, um einen größeren Teil von Schlesien zu decken.

Wir gehen den 14. des Monats von hier fort und zwar nach Neiße. Wahrscheinlich wird der Kronprinz bei dieser Gelegenheit auch nach Glatz gehen, ob ich aber mitkomme, erscheint noch etwas unwahrscheinlich, da Blumenthal gern und mit Recht alles sehen will.

Geffcken schreibt, er könne den Ausspruch des Fürsten Ligne nicht vergessen, daß eine Herde von Hämmeln, von einem Löwen geführt, mehr ausrichte als eine Herde von Löwen, von einem Hammel geführt. Das ist eine antizipierte Kritik unsrer Verhältnisse, die ich abweise."

*

Fürstenstein, 12. 6. 66.

„Mein Aufenthalt hier wird täglich behaglicher, man lebt sich in Menschen und Verhältnisse ein und genießt die schöne Natur immer beschaulicher. Gestern morgen bin ich wieder mit den Damen geritten und gestern abend mit Heinz, dem Hofmarschall des Prinzen, nach Salzbrunn gefahren, dem berühmtesten Badeort der hiesigen Gegend. Ich kann Dir sagen, daß es gegen Friedrichroda ein erbärmliches Nest ist. Die Vorberge des Riesengebirges entbehren des Romantischen, sie sind weich und unbelebt. Heut bin ich ganz allein durch die Landschaft geritten, auf schlechten Wegen im Geröll, und da hatte ich Zeit, an Euch zu denken und an den Geburtstag unsers Jungen. Was wird die nächste Zukunft geben?

Der Geheimrat Friedberg, von dem Du wohl schon gehört hast, soll als Zivilkommissar zu uns kommen; als intimer Ratgeber ist er so wenig der richtige Mann wie Geffcken."

An v. Normann.

Fürstenstein, 12. 6. 66.

„Ich will versuchen, Ihnen heut einen ersten Bericht über den Herrn zu senden; ich sage ‚versuchen', weil ich sehr wenig Herr meiner Zeit bin und ewig gestört werde.

Von den Besichtigungen der Corps habe ich eine mitgemacht und dabei bewundert, mit welcher Liebenswürdigkeit und Gewandtheit sich der Kronprinz zu geben verstand. Er sprach mit einer Menge von Leuten und Unteroffizieren und wohl mit allen Offizieren; es gab nur eine Stimme des Entzückens. Ich hoffe, er wird nun auch mal gelegentlich grob und streng werden; das ist die gesundeste Unterlage der Liebenswürdigkeit. Die Furcht des Herrn, sagt schon die Bibel, erzeugt die Liebe. Auch wünschte ich, daß er sich täglich mehr in die Arbeiten hineinlebte, Dislokationen und so weiter. Bleibt er länger hier, so wird sich das wohl machen. Er muß seine Truppen und die des Gegners unausgesetzt als lebendiges Bild im Kopfe haben, um jederzeit frei zu disponieren und jede Meldung richtig zu beurteilen. Ich wünschte, daß der Herr möglichst thätig seine Stelle ausfüllte, in seinem Interesse und in unserm, denn durch ihn steigen auch seine Untergebenen, und unsre Leistungen sind von ihm abhängig.

Spaßhaft ist, daß wir jetzt die große Armee werden und Friedrich Karl hinterherklappt. Das thut auch dem Kronprinzen sehr wohl, und bei solcher Betrachtung wirft er den Blick immer sehr vergnügt in die Runde. Von seinem kranken Kinde spricht er jetzt oft und viel; man fühlt mit ihm, wie ihn das Leiden beschäftigt. — Er hat ein treues, gutes Auge. Ich kann ihn jetzt vielfach beobachten, da ich ihm bei Tisch meist gegenübersitze. Die Kronprinzessin hat mehr Entschiedenheit im Blick als der Gatte.

Was wird nun werden, wenn auch Oesterreich nicht zum Kriege schreiten will? Wird Bismarck es nicht schließlich doch zu einer Dummheit verleiten? Von dem Hin- und Herschieben der Truppen haben wir eigentlich beide genug."

An meine Frau.

Fürstenstein, 13. 6. 66.

„Dies ist der letzte Brief von hier; morgen scheiden wir vom Fürsten Pleß, und ich fürchte, wir werden in Neiße ein ganz Teil weniger Komfort haben.

Die Zeitungsnachrichten von dem Elend bei den Oesterreichern sind nur zum Teil wahr. Die Mannschaften in Böhmen sind durchschnittlich in guter Verfassung; anders steht es in Galizien und Mähren, wo durch die Konzentration der Truppen alles aufgezehrt ist, und von dort kommen die Familien herüber, um sich Nahrung zu holen. Hier haben wir auch so dicht gelegen, daß faktisch die Orte ausgefressen sind; schon deswegen war der Wechsel geboten."

*

Neiße, 15. 6. 66.

„In Glatz habe ich mich während der Inspizierung durch den Kronprinzen auf 3/4 Stunden gedrückt und bin zu Mathilde geeilt. Sie wohnt in einem verwunschenen Schloß mit ausgeräumten Zimmern, war aber sehr wohl. Wir

haben verabredet, daß ich ihr telegraphiere, und dann reist sie nach Potsdam ihren Sachen nach.

Es ist mir kaum möglich gewesen, ein paar Worte mit Kritter zu sprechen, der sich als Kommandant ganz besonders auszeichnet."

*

Neiße, 16. 6. 66.

„Wir wohnen hier in den Gebäuden der Kriegsschule; der Kronprinz im Lehrerkasino, ich mit dem Bureau in dem der Fähnriche. Dadurch habe ich wenigstens kein Ungeziefer, worüber sonst alle klagen.

Wenn man aus der Aisance des fürstlichen Hauses in eine Kaserneneinrichtung kommt, so fühlt man, wie schwer es dem Menschen wird, die Kultur abzustreifen, und wenn sich diese nur in der Größe der Waschschüssel und des Handtuches zeigt. Auch die kronprinzliche Küche, auf die wir hier verwiesen sind, hat noch nicht meinen Beifall. Zunächst bekommt man vor morgens acht Uhr keinen Kaffee, dann um zwölf zweites Frühstück und um fünf Diner. Der Abend ist dann frei, und so hatten wir gestern bis elf eine Partie Whist.

Blumenthal und ich hatten gestern die erste politische Konversation mit dem Kronprinzen, bei welcher dieser einen kritischen, zum Teil gegen die Regierung rein negativen Standpunkt einnahm. Der Grund war, daß man abgeschlagen hatte, Friedberg als Zivilkommissar zu ihm zu kommandieren. Wir aber sind zufrieden, diesen nicht als Genossen ins Hauptquartier zu bekommen.

Heute habe ich zum erstenmal den neuen Fuchs geritten und bin sehr zufrieden; er ist so gängig, daß ich ihn neben dem Kronprinzen reiten kann, mit dessen englischen Gäulen sonst schwer mitzukommen ist.

Aus dem Gebiete der hohen Kriegskunst muß ich Dir erzählen, daß wir einen Sieg erfochten haben, wenn auch vorläufig nur gegen Moltkes Ideen. Wir sollten uns vor den Oesterreichern, die wahrscheinlich von Mähren aus in Oberschlesien einmarschieren wollen, zurückziehen und bis auf Liegnitz ausweichen, wo wir uns mit der I. Armee vereinigen sollten. Dagegen haben wir in mehreren Memoires geltend gemacht, daß eine Occupation von Breslau uns so bedeutenden moralischen wie materiellen Schaden thun würde, wie ihn kein Erfolg wieder gut machen könnte. Wir erreichten damit

1. daß das 1. Armeecorps unter den Befehl des Kronprinzen gestellt wurde,
2. daß die I. und Elb-Armee Marschbefehl auf Görlitz zu erhielten,
3. daß uns der Abmarsch nach Neiße gestattet wurde, um in einer vorwärtigen Stellung die Oesterreicher schon beim Ueberschreiten der Gebirge zu empfangen.

Meine Absicht war, die Armee bis nach Neustadt, südlich Neiße, vorzuschieben, aber ich drang nicht durch, und so stehen wir nun nördlich Neiße, die Festung vor der Front. Nebenbei aber haben wir Fouriere aller Corps bis in den südlichsten Teil Schlesiens entsandt, um den Feind zu täuschen. Hoffentlich wird es wirken.

Wir fangen an, sehr gut orientiert zu sein, und das danken wir wesentlich Verdy, der ein ungemeines Talent entwickelt, richtig zu fragen, richtig zu instruieren, die Menschen richtig zu beurteilen und die Nachrichten richtig zu kombinieren. Es arbeitet sich famos mit ihm. Auch Hahnke macht sich ausgezeichnet, stiller wie Verdy und ohne alle Ostentation; ein sehr begabter und braver Generalstabsoffizier. Burg beglückt mich weniger.

Normann ist hier angekommen, um über die Krankheit des kleinen Prinzen Bericht zu erstatten, ich habe ihn noch nicht recht gesprochen, da der Kronprinz ihn vollständig in Anspruch nimmt. Für den Herrn ist es hart, daß er nicht hingehen kann, noch schlimmer, daß er hier zu viel Zeit hat und sich mit Gedanken quält.

Die Politik stockt, aber die nächsten Tage müssen Entscheidung bringen. Die innere Krise wächst an der äußeren; halte das harte Geld nur krampfhaft fest, das Papier sinkt im Wert."

*

Neiße, 17. 6. 66.

„Unsre Ruhe wird nicht lange mehr dauern, da der Krieg in Sachsen schon begonnen hat, aber vor übermorgen sind wir zu keiner Bewegung bereit, denn unsre Truppen marschieren noch. Den Oesterreichern geht es ähnlich; sie sind vorweg in so enge Positionen gegangen, daß es ihnen schwer wird, sich auseinander zu wickeln, und so werden sie wahrscheinlich zu spät mit hinreichenden Kräften nach Sachsen hineinkommen. Wann wir in Thätigkeit kommen, hängt von höherem Befehl ab; wir leben der Hoffnung, daß wir demnächst in Oesterreich einrücken und damit das eigne Land schonen.

An Kritter habe ich telegraphiert, daß er Mathilde fortschickt. Wir stehen vor der Krisis. Behalte frischen Mut, Gott wird uns helfen, wir vertreten die bessere Sache."

*

Neiße, 18. 6. 66.

„Der Kronprinz ist sehr leidend über die schlechten Nachrichten, die er von seinem Kinde erhält; er ist ein so guter Familienvater, daß seine Gedanken nicht von ihm weichen.

Ich habe heut bei endlich abgekühlter Luft einen Ritt von fünf Meilen gemacht und mich der freundlichen Gegend erfreut. Wir sind längs unsrer Vorpostenaufstellung an der österreichischen Grenze geritten, haben aber keinen Oesterreicher gesehen."

An v. Normann.

Neiße, 18. 6. 66.

„Mein lieber Freund! Der Kronprinz hat sich heut nach der schmerzlichen Todesnachricht sofort zurückgezogen. Er ist ungemein hart getroffen. Die gestrigen guten Nachrichten hatten ihn ein wenig aufgeheitert, auch die Predigt, die sich mit dem Leiden seines Vaterherzens beschäftigte, regte ihn an. Aber die

vielen freien Stunden, die Einsamkeit, in der er hier lebt, erschweren ihm den Kummer sehr. Gern möchte er zur Gattin, an deren Seite er gerade jetzt gehört, aber die Pflicht hält ihn fest. Eulenburg sagt mir, daß er wacker kämpft.

Ich habe zwei Jungen verloren und weiß, wie der Gedanke an das hingeschiedene Kind in Kopf und Herz bohrt, in wie furchtbarem Widerspruch das lebendige, freundliche Bild des Kindes, das man doppelt hell und klar im Innern trägt, mit der kalten und kahlen Wirklichkeit steht. — Der schwerste Gang aber ist der zum Grabe. Solange ich die Leiche noch sehen konnte, war der Glaube an den Tod mir noch nicht voll geworden. Wie öde aber war das Haus nach der Heimkehr.

Weit schwerer noch als der Vater muß die Mutter empfinden. An das Leben des Kindes mit allen Fibern gefesselt, hat sie in der anhaltenden Sorge und Pflege von neuem dessen Existenz ganz mit der ihrigen verbunden, und nun ist mit einem Schlage alles vorbei.

Ich wollte Ihnen dies nur aussprechen, da ich weiß, wie voll Sie zum Hause gehören. Hier werde ich nach Kräften für die Beschäftigung des Herrn sorgen und Ihnen bald wieder berichten."

*

Neiße, 19. 6. 66.

„Ich übersende Ihnen wieder einen Familienbericht zur eventuellen weiteren Benutzung. Ich denke, solche Nachrichten müssen der hohen Frau gut thun. Gleichzeitig schicke ich Ihnen einen Brief an Geffcken mit der Bitte, ihn weiterzugeben. Ich wollte, er verschonte mich mit seinem ewigen Intriguenspinnen.

Ich hoffe, daß durch kleine Reibereien an den Grenzen endlich die Kriegserklärung herbeigeführt wird, und daß wir dann sofort offensiv vorgehen, um möglichst viele Kräfte vor uns zu fesseln. Könnten wir dabei den ersten Sieg erringen, so wäre das Schicksal nur gerecht gegen den Kronprinzen, der so viel Aerger von den leitenden Elementen erfahren hat. Leider fehlen uns aber von Berlin aus noch die Direktiven, und ganz selbständig können wir doch nicht verfahren.

Seitdem ich mir darüber klar geworden bin, daß irgend etwas an oder in mir Blumenthal reizt, bin ich zum hinterlistigen Diplomaten geworden, um das gute Einvernehmen zu erhalten. Ich durchtränke Verdy und Burg mit meinen Absichten, bis sie sie einsehen, und wenn sie dann ihm en passant die Sache auseinandergesetzt haben, so geht er stillschweigend darauf ein, und jeder Dissens ist vermieden."

An meine Frau.

Neiße, 20. 6. 66.

„Das Avancement ist also da, Frau Generalin!

Meine erste Generalsequipierung ist durch ein paar Ellen roten Tuches, die wir aufgenäht haben, glücklich vollendet und ungemein billig geworden; mit den neuen Sachen wollen wir das Friedensfest feiern. Mit nächster Post erwarten wir Marschordre nach Böhmen, werden aber nicht vor dem 27. auf den Feind

stoßen, da wir einen weiten Umweg machen müssen. Ich kenne Deine Diskretion und gebe Dir diese ganz geheimen Details, damit Du die Dinge in Ruhe beurteilst und Dich nicht ängstigst, falls Du mal keine Nachricht bekommst."

Ecdersdorf, 25. 6. 66.

„Solch ein Campagneleben, wie wir es führen, ist noch zu ertragen, trotz Sturm und Ungewitter, wenn man aus einem Schloß ins andre geht.

Wir schieben uns immer näher an die Grenze, und wenn nicht alles täuscht, so beginnt bald eine Reihe kleiner Gefechte, aber bis es zu der großen Schlacht kommt, an der ich mich persönlich zu beteiligen habe, das kann noch eine Weile dauern."

*

Braunau in Böhmen, 26. 6. 66.

„Da sind wir im feindlichen Lande; ohne Widerstand sind wir eingerückt, nun gebe der liebe Gott, daß wir nur als Sieger wieder herausgehen. Die Feindseligkeiten beschränkten sich auf Scharmützel von Kavalleriepatrouillen; ich habe den Feind nicht gesehen, wie mir das häufig oder meist passieren wird, da mein Platz in der Nähe des Kronprinzen ist. Morgen stehen die Oesterreicher uns wohl in größeren Massen gegenüber, und es dürfte nicht so leicht abgehen. Aber eine größere Schlacht ist erst zu erwarten, wenn wir mit Prinz Friedrich Karl vereint unter dem Befehl des Königs stehen.

Daß Du meine Nachrichten ganz für Dich allein behältst, ist meine erste Voraussetzung; nur unter dieser Bedingung kann ich Dir ja täglich erzählen und mit Dir plaudern. Unsre Sache steht bis jetzt, Gott sei Dank, ganz gut. Wir stehen konzentrierter und bereiter wie die Oesterreicher; sie hetzen sich ab, um uns gegenüber zu kommen."

*

Hronow, 27. 6. 66.

„Heut nach dem ersten Gefecht, welches ich mitgemacht, muß ich Dir doch noch schreiben, daß es mir gut gegangen ist. Ich habe das Feuer sehr gut vertragen, es pfiff und knallte, aber mich traf nichts.

Daß wir die erste Probe so glücklich bestanden, ist unendlich viel wert; unsre Truppen zeigten von Anfang an eine große Ueberlegenheit, und ich habe mich sehr daran gefreut. Ich für meine Person habe das Glück gehabt, thätig eingreifen zu können, das ist mir besonders viel wert. Sei auch Du dessen froh, küsse die Kinder und hoffe mit mir das Beste für unser ferneres Vorgehen. Es ist schon ein Uhr nachts nach dem Gefecht."

* * *

Mein Tagebuch berichtet über das Gefecht bei Nachod:

„Am 26. nahmen wir in dem Städtchen Braunau Quartier. Der Kronprinz lag im Gasthof, der Abt und Stadtvorstand kamen zum Empfang und waren entzückt durch seine Liebenswürdigkeit. Unsre Leute zeigten noch eine gewisse

Schüchternheit, als Herren aufzutreten, es war aber dafür gesorgt, daß der Eroberungsgeist geweckt wurde, und dann war es nicht immer leicht, ihn in den gebührenden Grenzen zu halten. Große Unordnung zeigte sich schon heut im Fuhrwerk.

Am 27. Juni marschierten wir mit der Garde bis Kosteletz und dirigierten uns von hier zum 5. Armeecorps, welches wir bei Nachod im Gefecht erwarten mußten. Zu unsrer Ueberraschung empfingen wir die Meldung, daß die Avantgarde des 5. Corps bereits am vorhergehenden Abend nach sehr unbedeutendem Gefecht Nachod besetzt hatte. Das Hauptquartier wurde also nach Hronow verlegt, und wir setzten uns nach Nachod in Bewegung. Wir waren noch nicht lange im Trabe, als wir Kanonendonner von dorther hörten; nun ging es in scharfer Gangart die nächste Meile fort. Von der Chaussee Glatz-Nachod her hörten wir die Hurrarufe der die Grenze überschreitenden Truppen; an der Straße lag der erste österreichische Tote vom Tag vorher. Die Stadt war menschenleer, Thüren und Fenster geschlossen. Wir ritten scharf vorwärts; eine halbe Stunde hinter Nachod teilt sich die Straße nach Neustadt und Skalitz; die erstere war mit Fuhrwerk besetzt, die andre ganz frei. Wir waren kaum 50 Schritt geritten, als wir in lebhaftes Kleingewehrfeuer kamen. Ich ritt neben dem Kronprinzen, der ganz unbekümmert um die Gefahr vorwärts eilte. Sein Adjutant, Graf Eulenburg, kam zu mir und forderte mich auf, den Herrn zurückzuführen. Ich, selbst zum erstenmal im Feuer, konnte mich dazu nicht entschließen. So that es Blumenthal und führte mit rechts um auf die Skalitzer Straße. Ein schreckliches Durcheinander empfing uns dort: Dragoner und Ulanen, Verwundete und Gesunde, kranke und leere Pferde jagten in wüstem Wirbel zurück. Der Kronprinz wurde gefaßt und mit zurückgerissen. Ich bog aus und benutzte die nächste Gelegenheit, um wieder von der Straße zu kommen. Es mußte Halt in den Rückzug gebracht werden, welcher nun auch auf der Neustadter Straße begann, auf der eine Batterie zurückjagte. Es bedurfte einiger Grobheit, um durchzudringen; die Batterie machte Halt und ging wieder vor, ich sandte Offiziere zurück, um die Straße für Infanterie frei zu machen. Verdy kam dazu und unterstützte mich; endlich erschien auch die Infanterie, die Höhe wurde besetzt, und das Gefecht ging munter vorwärts, um nicht wieder zum Stehen zu kommen.

Ich suchte nun den Kronprinzen wieder auf; er hatte sich auf einer Höhe aufgestellt; um einen eventuellen Rückzug zu decken, hatte Blumenthal rechts und links einige Bataillone herangezogen.

Als wir ankamen, befanden sich gerade die Oesterreicher mit großen Massen im Vordringen gegen die schwache Avantgarde und waren bis an das Debouché gekommen. Gelang es nicht, sie wieder zu werfen, so war die Avantgarde mitsamt dem General v. Steinmetz abgeschnitten. Ich aber konnte diese Sachlage nicht übersehen, sondern verfuhr ganz instinktiv in der Absicht, dem Augenblick entsprechend den Rückzug aufzuhalten, und daß dies gelang, war mir eine große Freude.

Alles, was ich hier und im späteren Verlaufe des Gefechts gesehen, be-

rechtigt zu dem Ausspruch, daß jede Führung von oben fehlte. Nur der Trieb in den Leuten und in den unteren Offizieren brachte den Erfolg. Es war ganz richtig, daß Steinmetz nach vorn ging, aber er mußte seine Fäden nach rückwärts behalten; am Debouché mußte ein höherer Offizier in seinem Namen befehlen.

Der lange Aufenthalt des Kronprinzen auf der abgelegenen Höhe mißfiel mir; es war dort nichts zu holen. Endlich, nach anderthalb Stunden, dirigierten wir uns auf der Straße nach Skalitz vor; bei Wiesokow fanden wir die Brigade Wnuk, 8. Dragoner und 1. Ulanen, stark angeschnitten, aber glorios von den eben errungenen Erfolgen, im Dorf ruhende und zufriedene Bataillone.

Da mehrte sich das Feuer, der Ort fing an zu brennen, die Kugeln drangen zu uns, die Oesterreicher griffen von neuem an. Wir mußten wieder zurück und gingen über die Höhen auf dem rechten Flügel vor. Wir sahen noch eine Kavallerieattacke; der Feind wurde geworfen, und der Kronprinz kam endlich ganz nach vorn, von der Höhe den abziehenden Feind beobachtend.

Es war ein herzerhebendes Bild. Der Kronprinz umarmte und küßte den alten Steinmetz, und wir beritten das Schlachtfeld; ein grausiger Anblick, aber stolz für uns. Man sah, der Feind war brav in Kolonnen vorgegangen, aber unser mörderisches Feuer hatte ihn niedergeworfen. Unsre Verluste waren verschwindend klein; es war klar, daß der Feldzug für uns siegreich sein mußte.

Aus der Verfolgung wurde nicht viel; Steinmetz erklärte seine Truppen für müde, die Brigade Wnuk kam nicht weit, dann sammelte sich das Corps. Wir hatten den ganzen Tag über erwartet, ein Teil der Garde würde noch herankommen; der Prinz von Württemberg wurde aber durch Kavalleriegefechte etwa eine Meile von uns festgehalten.

Das österreichische Corps Ramming erhielt bei Skalitz Verstärkung durch das des Erzherzogs Leopold und machte Halt. Die Meldung davon traf mich auf dem Ritt nach Nachod, wohin ich vorauseilte, da der Kronprinz immer noch zu danken, zu grüßen, zu trösten fand. Ich schickte einen Offizier zur Brigade Hoffmann des 6. Corps, sofort anzutreten und zum 5. Corps zu rücken, die übrigen Teile des 6. Corps würden folgen. Der Kronprinz war später damit einverstanden, denn unsre Sorge war vorläufig darauf gerichtet, Steinmetz angriffsfähig zu erhalten.

Der Weg nach Nachod war mit Fuhrwerken übersät, die Stadt selbst wimmelte von Gefangenen und Verwundeten. Die Gefangenen ließen sich wie eine Herde Hämmel einzählen, sie machten den Eindruck etwa von Erntearbeitern, die die Sense fortlegen und Feierabend machen. Eine moralische Wirkung der Niederlage und der Gefangenschaft war nicht zu spüren. Noch schlimmer war es, daß die unverwundeten gefangenen Offiziere ihre Schmach gar nicht zu empfinden schienen; sie kneipten und lachten mit unsern Offizieren, von denen sie bewirtet wurden. Ich schnitt diesen Verkehr mit der Bemerkung ab, ein unverwundeter gefangener Offizier sei bis zu vollendeter Untersuchung ein Hundsfott. Im übrigen war alles in schönster und gehobenster Stimmung.

Wir fuhren nun im Triumph nach Hronow zurück; das Diner, zu dem sich

am Abend um zehn Uhr das Hauptquartier versammelte, war das schönste Freudenmahl meines Lebens.

Inzwischen hatten Burg und Mischke recht bedenkliche Nachrichten über ein Gefecht des 1. Corps bei Trautenau gebracht; der Ort war aufgegeben, Näheres nicht bekannt. Das erforderte neue Dispositionen, und wir hatten die Nacht hindurch zu arbeiten. Verdy war ganz bei der Sache, Hude schlief, aber die Thätigkeit des französischen Kriegskorrespondenten, den wir bei uns hatten, erregte meine volle Bewunderung. Er schrieb die ganze Nacht hindurch.

Der 28. Juni war der schwerste Tag des ganzen Feldzuges; die Sorge um Bonin und um die Verbindung mit Prinz Friedrich Karl drückte uns, die Garde und der linke Flügel mußten überall ins Gefecht kommen. Wir hatten gestern abend schon gesehen, daß Steinmetz am bedrohtesten stand, so blieben wir in dessen Nähe, zwischen der Garde und dem 5. Corps. Um neun Uhr waren wir in Kosteletz und hörten bald das Gefecht bei beiden Corps sich entwickeln. Bald kam vom General v. Steinmetz ein Offizier mit der Bitte um Verstärkung, er habe sehr bedeutende Kräfte vor sich. Später ergab sich, daß er mit fünf Brigaden gegen sieben feindliche focht, von denen allerdings nur drei frisch waren. — Wir hatten nur die schwere Kavalleriebrigade Prinz Albrecht Sohn und die ganze Garde-Reserveartillerie zur Hand, für welche der Befehl fehlte.

Ich will hier gleich bemerken, daß wir den Krieg begannen, ohne daß unsre Generale eigentlich wußten, wie sie die Artillerie gebrauchen sollten. Wir fanden aber eine Instruktion der Oesterreicher, die Artillerie immer in großen Massen in die erste Linie zu bringen, und nahmen daraus Veranlassung, unsre Generale ebenso zu instruieren. Auch forderten wir dazu auf, der Infanterie bekannt zu machen, daß sie nicht nötig habe, gegen Kavallerie Karree zu formieren, sondern sich auf ihr Zündnadelfeuer verlassen solle. Es war Verdys Verdienst, diese beiden Befehle anzuregen.

Die Brigade Prinz Albrecht wurde in die linke Flanke der gegen Steinmetz fechtenden Oesterreicher dirigiert und hat durch ihr Erscheinen gut eingewirkt. Aber nur ihre Batterie hat in das Gefecht eingegriffen. Wir sahen von der Höhe das Geschützfeuer auf der langen Linie vor uns und brachten sehr unruhige Stunden zu, bis uns gute Nachrichten wurden. Der kriegserfahrene englische Oberst Walker belehrte uns, wie man aus der Höhe der platzenden Schrapnells die Entfernungen ungefähr taxieren kann. Auch von der Garde kam die Nachricht, daß sie unaufhaltsam vorgehe.

Der Kronprinz ritt nun nach dem Ort hinein, während ich mit dem größten Teil des Stabes mich nach Eypel dirigierte, wohin wir unser Quartier bestimmt hatten. Die Straße war wieder voller Fuhrwerke, und allerorts trafen wir requirierende Soldaten. Wir marschierten in die Garde hinein, und je weiter wir vordrangen, je mehr überzeugten wir uns, wie zerstreut und ohne Zusammenhalt das Gefecht war, welches stattgefunden hatte. Die Führung von oben hatte fast überall versagt, aber die Truppen waren auf eigne Faust mit höchster Bravour

und unausgesetzter Entschiedenheit vorgegangen und immer siegreich gewesen, selbst gegen große Uebermacht. Am Abend war von der Division Hiller kaum ein Regiment zusammen.

Als wir mit Dunkelwerden nach Eypel kamen, kam uns die erste direkte Nachricht von dem unglücklichen Gefecht und der Deroute des 1. Corps bei Trautenau. Es war Leutnant v. Rosenberg vom 10. Ulanenregiment, der sich auf weitem Umwege, zur Eröffnung der Verbindungen, hierher begeben hatte. Schon der Leutnant fällte das Urteil, daß nur der General die Schlacht verloren habe.

Der Kronprinz erteilte an v. Rosenberg den Befehl, sofort wieder vorzugehen und in verstärkten Märschen das Versäumte einzuholen. Als wir dann am Abend bei Tisch saßen, kam der Rittmeister Graf Blumenthal, der am 27. mit Major v. d. Burg zu General v. Bonin geschickt und dort verblieben war, und berichtete die ganze Rat- und Thatlosigkeit und den traurigen Rückzug Bonins. — Das wurde in den nächsten Tagen umständlich an den König gemeldet, aber ohne Resultat.

Die Hauptsache war, daß wir Trautenau wieder hatten und so keine strategischen Störungen eintraten; das Debouchieren der Armeen nach Böhmen hinein war somit gelungen.

Blumenthal hielt unser Hauptquartier in Eypel wegen der vielen versprengten Oesterreicher für nicht hinreichend sicher und dirigierte deshalb den Kronprinzen noch in der Nacht nach Trautenau. Ich gewann dadurch das einzige Bett für mich, aber es war ein platonisches Vergnügen, denn die ganze Nacht hindurch liefen Meldungen ein, und mit Tagesanbruch fing Gewehrfeuer dicht am Hause an. Ein versprengtes Jägerbataillon hatte sich aus dem Busch hervorgewagt und wurde gefangen.

Fürst Pleß, der über Tag bei Skalitz gewesen, kam auch zurück und berichtete von der elenden Verfassung aller Lazaretthilfe, namentlich für die Oesterreicher. Aber deren Verwundete waren zu massenhaft, wir konnten nicht helfen. Aus den Leichtverwundeten wurden nachher Marodeure und Vagabunden, die in unserm Rücken wirkten; mancher Postwagen und Verpflegungsbeamter ist vor ihnen flüchtig geworden."

* * *

An meine Frau.

Eypel, 28. 6. 66.

„Heut haben wir wieder glänzende Gefechte gehabt, ohne daß ich dabei beteiligt war. Wir haben zwischen beiden Gefechtsgruppen gehalten, um die Kräfte zu disponieren, und haben manche Sorge um die Truppen ausgehalten. Es ist ein merkwürdiges Ding, wenn man so von weitem alle Aengste mitmacht ohne eigne Beteiligung.

Erinnerst Du Dich noch, wie bei Deiner Abreise auf der Potsdamer Bahn der junge Witzleben, der Kadett, sich gar nicht von seinem Vater losreißen konnte?

Der ist heut geblieben und mit ihm manch alter Bekannter. Mit unendlicher Aufopferung gehen die Offiziere voran, und vor jedem gemeinen Soldaten bekommt man einen Respekt, daß man stolz ist, Preuße zu sein, so wie er. Die Oesterreicher sind auch brav im Feuer, verlieren eine Unmasse Leute, ergeben sich dann aber mit merkwürdigem Stumpfsinn.

Leider hat das 1. Corps gestern nicht ganz seine Pflicht gethan, doch ist die Sache heute schon wieder gut gemacht. — Man sieht und lebt mit einer Masse von Menschen und lernt sie aus andern Maßstäben heraus achten, und das ist eine große Freude.

Mein Verhältnis zum Herrn wird von Tag zu Tag besser, auch söhne ich mich mit Blumenthal aus, dessen hervorragende Eigenschaften immer mehr zur Geltung kommen. Wenn wir so weiterarbeiten, werden wir mit Oesterreich bald fertig sein."

* *

„Am 29. ritten wir durch Eypel und über die Schlachtfelder vom 27. und 28. nach Trautenau. Oesterreichische Tote, Verwundete, Gewehre, Uniformstücke und Wagen aller Art bedeckten auf zwei Meilen die Gegend; alle Greuel der Verwüstung, Mord und Brand, — und doch jubelte das Herz bei diesem Anblick. In Trautenau fanden wir den Kronprinzen."

* * *

An meine Frau.

Praußnitz, 29. 6. 66.

„Alle Tage ein andrer Ort, und einer immer schlimmer wie der andre; die Gegend ist unendlich freundlich, die Ortschaften aber schlecht, arm und ganz verlassen. Es ist traurig, in solche Stadt einzurücken und keine Menschenseele zu sehen. Wenn der Krieg erst eine Weile gewährt hat, so wird man sich schon überzeugen, daß wir nicht so schlimm sind; jetzt gelten wir für Ungeheuer.

Heute haben wir nun die Resultate unsrer letzten Siege gewonnen, nämlich die Vereinigung der Armee. Morgen werden wir wohl ruhen und dann mit ganzer Kraft über die Elbe gehen, um die Vereinigung mit Friedrich Karl zu suchen. Schenkt uns Gott dazu noch seinen Segen, so kommen wir in kurzer Zeit zu großen Erfolgen. Vorgestern haben wir eine kleine Schlappe erlitten; es konnte ein sehr bedeutendes Mißgeschick daraus werden, wir kamen aber glücklich heraus, weil die furchtbare Hitze auch die Oesterreicher zu jeder Bewegung unfähig machte. Den Fehler hat die Garde dann wieder gut gemacht."

An v. Normann.

Praußnitz, 30. 6. 66.

„In den Tagen der Gefechte, über die Sie informiert sind, wurden die Kräfte unsrer Truppen außerordentlich in Anspruch genommen, und auch wir

hatten viel Arbeit und wenig Schlaf. Der Kronprinz verträgt solche Strapazen mit übergroßer Kraft, ich habe noch keine Ermüdung an ihm bemerkt, und er ist immer zur Erfüllung seiner Pflichten bereit. So verdient er wirklich alle Bewunderung.

Am 27. ritten wir dem Kanonendonner nach und kamen nach einem Marsch von drei Meilen direkt ins Feuer. Der Herr war und blieb heiter, beschloß aber etwas zurückzugehen, als ihm vorgestellt wurde, daß er sich zu sehr exponiere. Auch behielt er seine volle Ruhe, als er in unbequemster Weise in eine zurückgehende Kavallerieattacke mit verwickelt wurde. Dann hielt er an fünf Stunden auf einer Höhe, die eine gute Uebersicht bot, und als wir dann beim Rückzug der Oesterreicher das eigentliche Gefechtsfeld betraten, behielt der Herr auch hier die vollste Fassung, und ich habe mich gefreut, wie er es verstand, die Leute anzuregen, den Verwundeten Mut zuzusprechen und so weiter.

Gestern sah der Kronprinz das 1. Corps, das durch kopflose Führung den schlimmen Echec erlitten; er ließ den guten Bonin sehr hart an. Schärfe thut not, wenn wir vorwärts wollen."

An meine Frau.

Praußnitz, 30. 6. 66.

„Du siehst, daß wir heute glücklich in Ruhe geblieben sind; Tier und Menschen müssen wieder zu Kräften kommen. Es ist schlimm, daß die Ernährung so ungenügend ist, noch schlimmer, daß ein wahres Räuberleben zu herrschen anfängt, weil die Einwohner weggegangen sind, und wir notwendig alles durchsuchen müssen, um nur einige Speisevorräte zu erhalten. Der Hunger ist ein schlimmer Gast.

Ich bin neugierig auf die ersten Zeitungsnachrichten über unsre Thaten; die Welt hat so lange mit Verachtung auf uns gesehen, jetzt wird sie sich wundern."

*

Praußnitz, 1. 7. 66.

„Die Hitze der letzten Tage gebietet unsern Operationen Halt, und wir sind noch immer hier. Gestern habe ich mich bei den einzelnen Corps ein wenig umgesehen.

Morgen werden wir wohl Prinz Friedrich Karl, mit dem wir seit gestern Fühlung haben, Ruhe gönnen müssen; dann aber kommt die letzte Entscheidung. Seit vier Tagen hört man unausgesetzt Kanonendonner, und stündlich kommen neue Nachrichten von der Auflösung der österreichischen Armee. Die Ungarn fangen an, in ganzen Compagnien überzugehen; das alte Reich kracht in allen seinen Fugen, und es bedarf nur noch eines Stoßes, um der Welt seinen Untergang zu zeigen."

*

Königinhof, 2. 7. 66.

„Da ich Dich verwöhnt habe, will ich Dir rasch noch schreiben, daß es mir hier an der oberen Elbe gut geht, daß ich Deine beiden letzten Briefe erhalten habe, daß Du meine Verdienste bei Nachod viel, viel zu hoch anschlägst, und daß ich Dir und den Kindern tausend Küsse sende.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Gleichung.

Von

Marco Brociner.

Es war bei der schriftlichen Maturitätsprüfung. Der Professor der Mathematik am Gymnasium zu Suczawa, Dr. Ladislaus Wyslusil, ein Tscheche, hatte eben die mathematische Aufgabe — eine Gleichung mit mehreren Unbekannten — auf die Tafel geschrieben. Nun wendete er sich um. Er war ein untersetzter Mann Anfangs der Fünfziger, mit einem runden, glattgeschorenen Kopf, das gelblich-bleiche Gesicht von einem graumelierten, etwas struppigen Vollbart eingefaßt, die scharfen, grauen Augen von starrenden Brauen überschattet. Ein leises Lächeln umspielte seinen breiten Mund mit den schmalen Lippen, während seine Blicke über die sechzehn Maturanten streiften, von denen in jeder Bank, durch einen breiten Zwischenraum geschieden, zwei saßen.

„Jetzt können Sie anfangen,“ sagte er gutgelaunt und begann langsam auf dem Podium hin und her zu wandern. Nach einer Weile blieb er stehen. Es war so still im Klassenzimmer, daß man das Kritzeln der Federn vernahm. Da tönte durch die Stille laut, gedehnt und mit einem eigentümlich weichen, schmeichelnden Klang die Stimme des Professors. „Prodan!“ rief er.

In der letzten Bank fuhr ein Schüler empor, ein schlanker, junger Mann von zwanzig Jahren, das längliche, magere Gesicht von stark ausgeprägtem rumänischem Typus, auffallend bleich, das Kinn leise bebend, die schönen, dunkeln Augen glühend vor Erregung.

„Sie sind etwas ängstlich, lieber Prodan,“ sagte der Professor immer noch sehr freundlich, „wenn Sie den Winter über weniger getanzt und dafür fleißiger Mathematik getrieben hätten, so wäre Ihnen jetzt leichter zu Mute. Im übrigen möchte ich Sie vor mir haben, unmittelbar vor mir. Setzen Sie sich in die erste Bank. Nicht wahr, Sie erweisen mir den Gefallen? Denn ich bin klug und weise,“ fügte er schmunzelnd hinzu, „mich betrügt man nicht. Sie, lieber Prodan, schon gar nicht, denn ich weiß, daß Sie eine ausgesprochene Aversion gegen Gleichungen haben, woran Sie übrigens sehr unrecht thun. Denn nicht

nur in der Mathematik, auch im Leben spielen Gleichungen eine große Rolle. Darum lautet ein schönes deutsches Sprichwort: ‚Gleich und gleich gesellt sich gern.‘ Wer das nicht einsieht, der muß es früher oder später büßen.“

Das war eine jener heiteren philosophischen Betrachtungen, mit denen der gefürchtete Professor der Mathematik seine Bemerkungen würzte. Die Maturanten lachten auch pflichtschuldig, allerdings mit gedämpfter Stimme, wie es dem Ernst der Situation entsprach. Prodan aber versuchte vergebens in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen. Er faßte mit zitternder Hand den Bogen, der vor ihm lag, und begab sich in die erste Bank, wo er sich seufzend niederließ.

*

Und er hatte Grund zu seufzen. Durch den anbefohlenen Platzwechsel war ihm ein böser Streich gespielt worden. Er hatte ja mit seinem Freunde Popescu, neben dem er in der letzten Bank gesessen, rechtzeitig verabredet, daß ihm dieser die mathematische Aufgabe vollständig gelöst liefere. Nun war alles vereitelt. Nun war er auf seine eignen Kräfte angewiesen. Und wenn er die Lösung nicht zu stande brachte, so mußte er jede Hoffnung aufgeben, daß ihn Professor Byslusil bei der mündlichen Prüfung durchkommen lassen werde.

Was dann? Ein kalter Schauer durchrieselte ihn. Er stützte die Ellbogen auf die Bankplatte, preßte die pochenden Schläfen zwischen die Hände und starrte, mit den Zähnen die Unterlippe nagend, auf das Blatt Papier vor sich. Da standen sie klar und deutlich vor ihm: algebraische Buchstaben, Zahlen, Wurzel-, Plus- und Minuszeichen ... Er murmelte all das, was ihm aus dem weißen Blatt drohend entgegenstarrte, mit leiser Stimme vor sich, sann und brütete, es rang und wühlte in seinem Hirn, aber so sehr er sich auch mühte, kein erleuchtender Gedanke wollte in ihm aufblitzen. Dabei verrann eine Viertelstunde nach der andern. Jetzt erscholl das Glockenzeichen. Neun Uhr schon. Eine Stunde war vorüber, und die Feder lag immer noch unberührt vor ihm.

„Sie sollten sich ein wenig tummeln, lieber Prodan,“ hörte er plötzlich die Stimme des Professors, der mit verschränkten Armen auf dem Katheder stand und sehr freundlich, sehr wohlwollend auf ihn herabblickte.

Er schaute auf. Einen Moment tauchten seine Blicke in die scharfen, grauen Augen des Professors, in denen er etwas Höhnisches, Lauerndes, Boshaftes las. Ein dumpfes Haßgefühl schäumte in ihm gegen diesen Mann auf, in dessen Händen sein Schicksal lag, und der so ruhig lächelnd, so überlegen in seiner gemütlichen Grausamkeit dastand. Nun ergriff er die Feder und begann aufs Geratewohl zu schreiben: algebraische Buchstaben, Zahlen, Wurzel-, Plus- und Minuszeichen ...

*

Und während er so schrieb, erklang ein Satz in ihm, den er heute erst vernommen. Er sah seine Mutter vor sich in dem Momente, da sie ihm den Federstiel, das Tintenfäßchen und einen Bogen Papier gereicht und dabei wehmütig lächelnd gesagt hatte: „Nicht den Kopf hängen lassen, Kind, es wird schon

gehen, und wenn du einmal die Matura hinter dir hast, dann ist ja für das übrige gesorgt."

Ja, sie hatte für das übrige gesorgt, die herzensgute Seele! Seit vier Jahren schon. Seit vier Jahren wurde von der ärmlichen Pension Kreuzer um Kreuzer, Gulden um Gulden abgezwackt, bis der Ertrag von fünfhundert Gulden erspart war. Das hatte er unlängst erst bei seinem Geburtstag erfahren. Das war seine Geburtstagsüberraschung gewesen.

„Fünfhundert Gulden," hatte ihm die Mutter glückselig lachend erklärt, „das reicht ja für das erste Universitätsjahr in Wien. Und wenn es nicht langen sollte, dann hat ja Draga auch einen kleinen Sparpfennig beiseite gelegt."

Darum traf er ja auch seine Schwester, so oft er bei grauendem Morgen von Tanzunterhaltungen heimkehrte, über Näharbeiten gebeugt. Es galt, einen Sparpfennig für ihn zu sammeln.

„Ein so schiefes, verwachsenes Mädchen wie ich," so hatte sie ihm erst unlängst gesagt, „die braucht doch nicht ans Heiraten zu denken. Und wenn du nach einigen Jahren als Doktor der Medizin heimkommst, dann kannst du ja auch für uns sorgen. Also nur die Matura glücklich überstehen!"

„Die Matura!" kam es unwillkürlich über seine zuckenden Lippen. Die Feder entglitt seiner Hand und fiel zu Boden. Er hob sie nicht auf. Wozu auch? Er wußte, daß er vergebens gerungen, daß er die Gleichung nicht gelöst hatte, nicht lösen werde, und wenn er noch so lange darüber brütete. Sein Schicksal war also entschieden! Durchgefallen! Schmählich durchgefallen! Alle die goldigen Hoffnungen seiner Mutter vernichtet! Alle seine gaukelnden Träume von dem herrlichen Leben in Wien wie bunte Seifenblasen zerstoben! Ein stechendes Schmerzgefühl krampfte ihm das Herz zusammen, und ihm war, als müßte er laut aufschluchzen. Aber er bezwang sich. Der Mann auf dem Katheder sollte ihn nicht weinen sehen. Wie er aber so in trostloser Niedergeschlagenheit vor sich stierte, zuckte er auf einmal zusammen. Ein rettender Gedanke war in ihm aufgetaucht. „Anna," murmelte er. Das Bild eines jungen, blonden Weibes stieg vor ihm empor. Es war die Frau des Professors Byslusil, die dieser erst vor einigen Wochen geheiratet hatte. Anna war Prodans Gespielin gewesen. Sie waren als Nachbarkinder zusammen aufgewachsen.

Im letzten Winter erst hatte er mit ihr auf Kränzchen getanzt, ihr einmal, als er sie von einer Tanzunterhaltung heimbegleitete, eine scheue Liebeserklärung gemacht und ihr sogar vor ihrer Hausthüre einen flüchtigen Kuß auf den Mund gedrückt. Wenn er nun zu ihr ginge, sie bäte, ein gutes Wort für ihn einzulegen ... Sein Entschluß war rasch gefaßt. Er erhob sich, reichte dem Professor den Bogen, nickte stumm und ging.

*

Die Frau des Professors saß, ein Buch in der Hand, in ihrem Wohnzimmer, als Prodan eintrat. Sie fuhr bei seinem Anblick erschreckt empor. Seitdem sie geheiratet, hatte er sie nicht mehr anzusprechen gewagt, kaum daß er sie ab und

zu in einer respektvollen Entfernung auf der Straße grüßte. Und nun stand er plötzlich vor ihr, bleich, zitternd, mit nervös zuckenden Lippen, die Augen feucht von Thränen.

„Was hast du?“ fragte sie.

„Nichts . . .“ stammelte er, „ich wollte Sie nur . . .“

„Sie?“ unterbrach sie ihn; „warum nicht du? Wir sind doch alte Jugendfreunde.“

„Ich wollte dich also bitten,“ fing er wieder an, „ob du nicht den Herrn Professor ersuchen möchtest, ein wenig Mitleid mit mir zu haben, sonst . . .“

Er hielt leise schluchzend inne.

„Ich kann mir denken, um was es sich handelt,“ sagte sie gerührt, „aber du weißt, wie streng mein Mann ist. Er hat mir ein für allemal verboten, ihn mit Fürbitten zu behelligen. Und deinetwegen,“ fügte sie hinzu, während eine leichte Röte über ihr Antlitz huschte, „deinetwegen darf ich schon gar nicht wagen, an ihn heranzutreten.“

Er schaute sie groß an.

„Warum nicht?“

„Weil er weiß,“ entgegnete sie zögernd, „daß du mir einmal den Hof gemacht hast . . .“

„Was soll ich also thun?“ brach es aus ihm hervor, „was thun? Er läßt mich sicher fallen. Und wenn ich auch die Prüfung wiederhole, falle ich wieder. Ich habe nun einmal keinen Kopf für Mathematik. Was soll also aus mir werden? Ein Diurnist? Ein Commis? Soll ich jetzt Düten drehen lernen? Und meine arme Mutter! Nein, nein, das überleb' ich nicht!“

Sie trat dicht auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und blickte ihm tief in die Augen.

„Wie kann man nur so reden,“ sagte sie tröstend, „als ob man ohne Matura nicht sein Fortkommen im Leben finden könnte. Schlag dir die dummen Gedanken aus dem Kopf. Setz dich, wir wollen plaudern.“

Sie ließ sich auf dem Kanapee nieder und schob einen Stuhl heran. Er setzte sich. Dann begann sie von den alten Zeiten zu sprechen, wie sie als Kinder sich herumgetummelt, wie er Drachen, herrliche, großmächtige, buntbemalte Drachen für sie verfertigte und steigen ließ. Er horchte stumm und finster, den Kopf tief zur Brust gesenkt. Als sie aber von dem Tanzkränzchen zu erzählen anfing und von jener wundersamen Winternacht, da er sie heimbegleitete, da flog ein schmerzliches Lächeln um seinen Mund. Er hob den Kopf und schaute sie an. Wie schön sie war, jetzt, da ein Sonnenstrahl ihr Haupt umleuchtete, dessen blonde Haare wie gesponnenes Gold glänzten. Aber ihr Gesicht war so bleich, und ein seltsamer Schmerzenszug lag um ihren Mund. Sie brach, während er sie anstarrte, plötzlich ab und sah stumm vor sich hin.

„Der Herr Professor,“ sagte er leise, „hat mir heute eine schöne Lehre zu Gemüte geführt, daß nicht nur in der Mathematik, sondern auch im Leben Gleichungen eine große Rolle spielen. Darum laute auch ein deutsches Sprich-

wort: ‚Gleich und gleich gesellt sich gern!‘ Wer das nicht einsehe, der müsse es früher oder später büßen. Bist du auch dieser Ansicht, Anna?“

Sie antwortete nicht, sondern blickte immer noch verloren vor sich hin. Es war still in der Stube, ab und zu nur klang durch das offene Fenster der sanft flötende Ton eines Rotkehlchens herein, das auf den Zweigen einer von weißen Blütenglöckchen übersponnenen Akazie hin und her hüpfte, die im kleinen Garten vor dem Hause stand.

„Und nun geh,“ brach sie endlich das Schweigen. Er stand auf und ergriff ihre bebende Hand. Seine Lippen bewegten sich, als wollte er reden, aber er brachte keine Silbe hervor, nur aus seinen schönen, dunkeln Augen sprach etwas, das sie seltsam durchschauerte. „Adieu,“ stieß er hervor und schlich gedrückt hinaus.

*

Es dämmerte bereits, als der Professor, der heute in der Stadt gespeist hatte, heimkam. Er war sehr bleich, sehr erregt.

„Denk dir, Anna,“ rief er, „was vorgefallen ist. Der Prodan hat sich erschossen!“

Die junge Frau sank auf einen Stuhl nieder und starrte ihn sprachlos an.

„Das ist die Verderbtheit der modernen Jugend,“ fuhr der Professor entrüstet fort, „tanzen, bummeln, liebeln, das verstehen die jungen Herren, aber eine so hochwichtige, so absolut unentbehrliche Disziplin wie die Mathematik, die vernachlässigt man. Dieser Prodan hat ja nicht einmal eine Gleichung auflösen können. Ist das nicht unglaublich?“

Dann schritt er in sein anstoßendes Arbeitsgemach, zündete die Lampe an, ließ sich am Schreibtisch nieder, wo Hefte aufgeschichtet lagen, schlug ein Heft auf, tauchte die Feder in ein Fläschchen roter Tinte und begann zu korrigieren. Die junge Frau aber saß noch immer regungslos da. Auf einmal fiel ihr das Haupt in die Lehne des Stuhles zurück. Und während sie ins Leere blickte, da war es ihr, als sähe sie den jungen Mann vor sich, so wie er heute früh vor ihr gestanden: bleich, zitternd, in den schönen, dunkeln Augen ein stummes Weh und ein stummes, scheues Geständnis, das aber jetzt in ihr laut wurde, in süße, milde, stammelnde Worte sich umsetzte, die wie ein wehmütiges Totenlied in ihrer Seele ertönten. Sie seufzte schwer auf. Dann bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und weinte in sich hinein, still, leise, damit der Mann in der Nebenstube, der jetzt mit kühler Gelassenheit rote Striche zog, es nicht hörte.

Die Weltwirtschaft im Lichte der Physik.

Eine Studie

von

Leop. Pfaundler, Professor der Physik in Graz.

1. Einleitende Bemerkungen.

Je mehr sich die Oberfläche der Erde bevölkert, desto näher rückt die Sorge, wie alle ihre Bewohner ernährt, bekleidet, beherbergt und mit den Genußmitteln versehen werden können, welche die fortschreitende Kultur verlangt.

Die idyllischen Zeiten der Nomaden, die nur neue Weideplätze aufzusuchen hatten, um sich ihre Nahrung zu sichern, sind dahin, und es mehren sich die Anzeichen, daß wir uns dem Zeitpunkte nähern, wo die Erdoberfläche mit Menschen gesättigt sein wird, die sich gegenseitig das Brot streitig machen. Immer größeren Raum nehmen in der Tageslitteratur die sozial-ökonomischen Fragen ein; immer lebhafter entbrennt in den Parlamenten der Streit der Agrarier mit den Industriellen, der Schutzzöllner mit den Freihändlern. Der Landwirt sucht besseren Absatz für seine Bodenprodukte, der Arbeiter ringt nach höherem Lohn, um von diesen Produkten genug kaufen zu können. Der Produzent verlangt Schutzzoll, um höhere Preise zu erzielen, der Konsument verlangt freie Einfuhr, um diesen Preis herabzudrücken. Damit hängt zusammen der Streit um die Tarife auf den Eisenbahnen und Frachtschiffen. Die Industriestaaten suchen fremde Länder auf, um neue Absatzgebiete zu gewinnen und machen sich kein Gewissen daraus, die „offenen Thore“ mit Kanonenschüssen zu erzwingen. An Stelle der Kabinettskriege sind Handelskriege getreten. Zwar ist nicht anzunehmen, daß der Zeitpunkt der Sättigung der Erde mit Menschen in absehbarer Zeit schon eintreten werde; auch wird diese Sättigung nicht plötzlich sich bemerklich machen. Aber für einzelne Landstriche lassen die Massenauswanderungen doch jetzt schon darauf schließen, daß lokale Uebersättigung vorliegt. Unter diesen Umständen gewinnt die Frage nach der Kapazität der Erdoberfläche oder einzelner Landstriche für Bevölkerung und die weitere Frage, wie weit sie durch intensivere Wirtschaft noch gesteigert werden kann, aktuelle Bedeutung. Dazu ist aber vor allem genauer zu untersuchen, um *was* denn bei dem Kampfe ums Dasein eigentlich gekämpft wird. Einen Beitrag zu den Grundzügen einer solchen Untersuchung sollen die nachfolgenden Zeilen zu liefern versuchen.

2. Der Kampf um die Stoffe.

Auf den ersten Anblick stellt sich der Kampf ums Dasein als ein Kampf um *Stoffe* dar. Der Mensch braucht Nahrungsstoffe, Bekleidungsstoffe, Stoffe zum Bau und zur Einrichtung seiner Wohnungen. Diese Stoffe sind selbst

wieder entweder Elementarstoffe oder aus solchen zusammengesetzt. Die Nahrungsstoffe bestehen aus den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Chlor, Fluor, Calcium, Magnesium, Kalium, Natrium, Eisen. Die Bekleidungsstoffe setzen sich aus denselben Elementen zusammen. Außerdem braucht der Mensch noch eine Anzahl Metalle oder deren Verbindungen, teils zum Aufbau der Wohnungen, teils zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht, zur Jagd und Fischerei, teils zur Verarbeitung der Rohprodukte zu genießbaren Lebensmitteln, Bekleidungsstoffen und so fort. Von den 70 und einigen Elementen, welche die Chemie jetzt kennt, kann etwa die Hälfte als nützlich, ein Viertel als unentbehrlich bezeichnet werden.

Es erscheint als eine zwar schwierige, aber nicht unmögliche Aufgabe, zunächst für ein abgeschlossenes Ländergebiet aus den vorhandenen, eventuell zu ergänzenden statistischen Erhebungen den durchschnittlichen Bedarf an Stoffen per Individuum zu berechnen. Die Ermittlung der durchschnittlich per Quadratkilometer verfügbaren Mengen der benötigten Stoffe ist schon eine schwierigere Aufgabe, da es schwer zu übersehen ist, wie weit deren Gewinnung durch intensivere Bewirtschaftung noch gesteigert werden kann. Aber ganz unmöglich scheint eine wenigstens beiläufige Ausmittlung dieser Mengen nicht zu sein. Der Quotient aus der Zahl der verfügbaren Stoffmengen und der Zahl, welche das Bedürfnis des Individuums ausdrückt, gäbe dann die Anzahl der Individuen, welche per Quadratkilometer des betreffenden abgeschlossenen Ländergebietes existieren kann.

Wie eine einfache Ueberlegung ergiebt, könnte diese Berechnung sehr vereinfacht werden, wenn es vorher gelungen wäre, denjenigen unentbehrlichen Stoff herauszufinden, an welchem zuerst Mangel eintreten wird. Man braucht dann nur den Maximalwert an der verfügbaren Menge dieses Stoffes durch den Minimalwert des durchschnittlichen Bedarfes eines Individuums zu dividieren, um die maximale Anzahl der möglichen Individuen zu berechnen. Bedarf und verfügbare Menge von solchen Stoffen, welche jedenfalls in überschüssiger Menge vorhanden sind, brauchten nicht weiter berücksichtigt zu werden.

Wenn es sich um eine derartige Berechnung für ein nicht geschlossenes Ländergebiet handelt, so genügt das Bisherige noch nicht. Es muß dem Umstande Rechnung getragen werden, daß das Bedürfnis nach gewissen Stoffen in einem Ländergebiete durch Zufuhr eines Ueberschusses aus einem andern Gebiete gedeckt werden kann. Durch solche gegenseitige Aushilfe kann in beiden Ländergebieten die mögliche Bevölkerungszahl erhöht werden. So wie innerhalb eines Landes die Städtebewohner von den Landleuten ihre Nahrungsmittel und die Landleute von den Städten die Industrieartikel beziehen, so beruht ja im Großen der Welthandel auf dem gegenseitigen Austausch zwischen Agrikulturstaaten und Industriestaaten. Es erscheint daher nötig, alle Ländergebiete in die Rechnung einzubeziehen und durch eine Integration aller mittleren Bedarfe und aller Produktionszahlen für die ganze bewohnte Erde die Zahlen zu gewinnen, aus denen sich dann die Kapazität der Erdoberfläche für Bevölkerung ergeben würde.

Aber auch diese Rechnung würde nicht zum Ziele führen, weil sich leicht zeigen läßt, daß es unmöglich ist und sein wird, alle Stoffvorräte allen Menschen verfügbar zu machen.

3. Bedeutung des Reibungskoeffizienten der Transportmittel.

Fassen wir die Gesetze des Transports von Massen ins Auge. Die Physik lehrt, daß horizontaler Transport ohne Reibung keinen Aufwand erfordert. Da aber immer Reibung vorhanden ist, so ist ein Arbeitsaufwand erforderlich, der vom Reibungskoeffizienten abhängt. Soll zum Beispiel ein Holzblock von 1 Kilogramm auf horizontaler Unterlage von Holz verschoben werden, so ist dazu eine Kraft erforderlich, die durch das Gewicht von ungefähr $^1/_3$ Kilogramm repräsentiert wird. Wir nennen dann den Bruch $^1/_3$ den Reibungskoeffizienten (für gleitende Reibung). Dieser ist für verschiedene Materialien verschieden groß und kann durch geeignete Hilfsmittel (Schmiermittel) herabgesetzt werden. Das wußten bereits die alten Aegypter, welche kolossale Steinlasten auf weite Distanzen mit hölzernen Schlitten auf hölzernen, mit Seifenwasser begossenen Bahnen transportierten. Durch die Erfindung des auf Räder gestellten Wagens wurde die Reibung bedeutend herabgesetzt. Der Koeffizient der wälzenden Reibung beträgt zum Beispiel auf guter Straße für die gebräuchlichen Wagen nur noch $\frac{1}{20} = 0{,}05$. Noch geringer ist dieser Koeffizient bei den Eisenbahnen. Er beträgt ungefähr $\frac{1}{200} = 0{,}005$. Am kleinsten ist er für den Transport zu Schiffe, kann aber nicht allgemein angegeben werden, weil er von der Geschwindigkeit und andern Umständen abhängt.

Setzen wir nun, es handle sich darum, eine Quantität von 1000 Kilogramm Steinkohle auf horizontaler Bahn zu transportieren. Dazu ist theoretisch erforderlich per Kilometer eine Arbeit von $1000 \times 0{,}005 \times 1000 = 5000$ Meterkilogramm. Um diese Arbeit zu gewinnen, müssen wir eine gewisse Quantität von Steinkohle unter dem Dampfkessel verbrennen. Setzen wir die Verbrennungswärme eines Kilogramm guter Steinkohle = 6000 Kilogramm-Kalorien, und berücksichtigen wir, daß in der Lokomotive nur etwa 4 % der im ganzen aufgewandten Wärme in Arbeit umgesetzt werden kann, so liefert 1 Kilogramm Steinkohle 240 effektiv verwendbare Wärmeeinheiten, aus denen wir durch Multiplikation mit dem mechanischen Wärmeäquivalent 430 ein Arbeitsquantum von $430 \times 240 = 103\,200$ Meterkilogramm erhalten. Mit dem Aufwand von 1 Kilogramm Steinkohle können wir also 1000 Kilogramm Kohle auf $103\,200 : 5000 = 20{,}6$ Kilometer verfrachten, woraus sich ergiebt, daß wir theoretisch, um eine Quantität Kohle auf 20 600 Kilometer zu verfrachten, ebensoviel Kohle verbrennen müssen. Aber dieses theoretische Resultat ist noch viel zu günstig. Hätte die Bahn nur eine Steigung von 1 : 200, so würde sich der Aufwand verdoppeln, bei Steigung 1 : 100 vervierfachen. Dazu kommt, daß der Kohlenaufwand nur einen kleinen Bruchteil des Gesamtaufwandes ausmacht. Zu diesem kommen je noch die Zinsen für die Grundeinlösung und die Baukosten der Bahn, die Kosten ihrer Erhaltung und der Erhaltung der Betriebsmittel, die Regiekosten (Beamtengehälter) und so weiter.

Wir können diese Gesamtkosten hier nicht berechnen, da sie von den örtlichen Verhältnissen abhängen. So viel aber läßt sich leicht übersehen, daß die Strecke, auf welcher die Kohle noch mit Vorteil verfrachtet werden kann, nur einen kleinen Bruchteil der oben theoretisch berechneten Länge betragen kann.

So verhält es sich im allgemeinen mit allen andern Stoffen. Für jeden von ihnen giebt es eine Distanz, bis zu der sich die Verfrachtung noch lohnt. Diese Distanz wird um so größer sein, je wertvoller der betreffende Stoff im Verhältnis zu seinem Gewicht ist. Es giebt zweifelsohne solche Stoffe, deren Transport sich über alle Distanzen der Erdoberfläche noch verlohnt, selbst dann, wenn sie zum Teil auf gewöhnlicher Straße auf Wagen mit Zugtieren oder selbst auf dem Rücken von Lasttieren oder Menschen transportiert werden müssen, während es andrerseits solche giebt, deren Transport nur auf kurze Distanzen oder nur dann noch lohnend ist, wenn Transportmittel von geringem Reibungskoeffizienten zur Verfügung stehen. So erklärt es sich zum Beispiel, daß die Schiffe des Triester Lloyd englische, auf dem Seewege zugeführte Kohle benutzen, während die auf dem viel kürzeren Schienenweg zugeführte, allerdings auch minderwertige Krainerkohle nicht benutzt wird. So erklärt es sich auch, daß zum Beispiel die am Ufer der Elbe, im nördlichen Böhmen gewonnenen Bausteine auf diesem Flusse bis Hamburg verfrachtet werden können, während sich sonst der Transport von Bausteinen nur auf kurze Distanzen rentiert, wenn sie auf der Achse transportiert werden müssen.

Denken wir uns also im Innern eines Kontinents einen Punkt, zum Beispiel eine Stadt, so können wir für jede Warengattung um diesen Punkt als Zentrum einen Kreis ziehen, der die Grenze festsetzt, von der aus diese Ware noch mit Erfolg zugeführt werden kann. Je günstiger das Straßen- und Eisenbahnnetz innerhalb dieser Fläche ausgestaltet ist, je mehr diese von schiffbaren Flüssen oder Kanälen durchzogen ist, desto größer werden die Radien dieser Kreise für jede dieser Waren ausfallen. Bei ungleichmäßiger Entwicklung der Transportmittel nach verschiedenen Richtungen wird an Stelle der Kreislinie eine andre geschlossene Kurve treten; immer aber wird die Menge der Menschen, die innerhalb dieser Fläche leben kann, nicht allein von der Fruchtbarkeit und der industriellen Produktivität des Landes, sondern auch von dem Reibungskoeffizienten seiner Transportmittel abhängen.[1])

Es könnte hier eingeworfen werden, daß die Verbesserung der Transport-

[1]) Wir denken dabei nicht allein an den mechanischen oder physikalischen Reibungskoeffizienten, sondern denken uns alles mit einbezogen, was den Transport verteuert. Man könnte, den Begriff des mechanischen Reibungskoeffizienten erweiternd, unter der Bezeichnung ökonomischer Reibungskoeffizient jenen Bruchteil eines Warenquantums bezeichnen, den wir verkaufen müßten, um aus dem Erlös den Transport des ganzen Warenquantums auf die Einheit der Distanz zu bestreiten. Während der mechanische Reibungskoeffizient von der Qualität der Ware unabhängig ist, wäre der ökonomische Reibungskoeffizient vom Werte der Ware abhängig. Er wäre zum Beispiel für edle Metalle oder Edelsteine viel kleiner als für Kohle oder Bausteine.

mittel, die ein Land durchziehen, nicht immer den Einwohnern dieses Landes selbst zu gute kommt. Beim bloßen Transitoverkehr ist dies in der That nicht immer der Fall.

Durch den Bau der Brennerbahn haben sicherlich eine Menge Menschen: Fuhrleute, Pferdezüchter, Lieferanten für Pferdefutter, Hufschmiede, Rädermacher, Wirtsleute, Schotterlieferanten und Straßenarbeiter ihr Brot verloren, und ihre Zahl wurde kaum aufgewogen durch die Anzahl der Bahnbediensteten. Aber dafür hat jedenfalls die Anzahl der Menschen, die in Deutschland und in Italien durch den gegenseitigen Austausch der Waren existenzfähig wurde, zugenommen. Von solchen lokalen Verschiebungen müssen wir, so beklagenswert die unmittelbar Betroffenen sind, bei der Betrachtung größerer Länderkomplexe oder der ganzen Erdoberfläche absehen. Für die Menge der Menschen, die auf der Erde im Maximum leben können, ist es einfach eine mathematisch zu erweisende Wahrheit, daß sie vom Reibungskoeffizienten der Transportmittel abhängt, und daß sie um so größer wird, je kleiner dieser Koeffizient wird. Die Verkleinerung dieses Koeffizienten durch die Einführung der Eisenbahnen und die Ausnutzung der Wasserwege hat thatsächlich bereits das Auftreten von Hungerkatastrophen für ausgedehnte Gebiete beseitigt. Wir haben diese Exkursion, die ja so vieles längst und allgemein Bekanntes enthält, daß es beinahe trivial erscheint, dabei zu verweilen, unternommen, um folgende zwei Sätze zu erweisen:

1. Die Berechnung der Bevölkerungskapazität der Erdoberfläche, die darauf beruht, daß man für jeden einzelnen Landstrich die Summe der zu gewinnenden, zum Leben nötigen Stoffe durch das mittlere Bedürfnis der Individuen dieses Landstrichs dividiert und diese Quotienten über alle Landstriche der Erdoberfläche integriert, führt zu einem zu kleinen Werte der Kapazität, weil auf den gegenseitigen Austausch keine Rücksicht genommen ist.

2. Die andre Rechnungsweise, indem man die Gesamtsumme der auf der Erde verfügbaren, zum Leben nötigen Stoffe durch das mittlere Bedürfnis aller Individuen dividiert, führt zu einem zu großen Werte der Bevölkerungskapazität, weil es wegen der Reibung nicht möglich ist, alle Stoffe allen Menschen in gleicher Weise zuzuführen.

Daraus ergiebt sich nun freilich, daß wir eine auch nur annähernd verläßliche Berechnung der maximalen Bevölkerungskapazität nicht leicht durchführen können; wir beabsichtigen auch gar nicht, eine solche zu versuchen. Eine nähere Ueberlegung wird uns nämlich die Einsicht verschaffen, daß es überhaupt nicht die Quantität der Stoffe ist, die bei dieser Frage in Betracht kommt.

4. Der Kampf ums Dasein ist kein Kampf um die (elementaren) Stoffe, sondern ein Kampf um Energie.

Denken wir uns die Bevölkerung der Erde bis zum möglichen Maximum fortgeschritten, die Transportmittel und den Handelsverkehr so weit ausgebildet

und organisiert, daß alle irgendwo verfügbaren und zum Leben nötigen Stoffe, so weit es möglich ist, für die Existenz der Menschen in Anspruch genommen sind. Wird dann die Fortexistenz und die Vermehrung des Menschen dadurch behindert werden, daß die Stoffe zu Ende gehen, die er braucht?

Nach dem Grundgesetz der Chemie sind die elementaren Stoffe unzerstörbar. Sie werden daher durch das Leben der Menschen nicht verbraucht, sondern finden sich immer wieder vor, wenn auch in andrer Gruppierung und Anordnung.

Die Quantitäten von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, von Calcium, Natrium, Phosphor und Chlor, aus denen ein Stück Brot im wesentlichen besteht, gehen beim Genusse des Brotes nicht verloren. Sie bleiben auch nicht für immer in dem Körper des Menschen, der das Brot gegessen hat, sondern werden schneller oder langsamer durch neue Quantitäten ersetzt. Sind diese Quantitäten also einmal in genügender Menge vorhanden (und sie sind thatsächlich im Ueberschuß vorhanden), so können nicht *sie* es sein, von denen es abhängt, wie viele Menschen leben können. Es kann also auch der Kampf ums Dasein nicht um diese Elemente geführt werden.

Gekämpft wird um das *Brot*, nicht um die im Brot enthaltenen Elementarstoffe. Freilich, wenn wir das Brot selbst als Stoff bezeichnen, wäre der Kampf ums Dasein ein Kampf um Stoffe (Nahrungsstoffe, Bekleidungsstoffe). Wir wollen aber hier den Begriff Stoff in dem strengeren Sinne nehmen, daß wir darunter das in den Körpern enthaltene Materielle, abgesehen von der Anordnung dieser Materie, verstehen.

Wodurch aber unterscheidet sich das Brot von der Gesamtheit der Elementarstoffe, aus denen es zusammengesetzt ist? Nur durch die *Anordnung* dieser Elementarstoffe. Und diese Anordnung ist, wie die Physik lehrt, eine derartige, *daß das Brot mehr Energie enthält, als seine Stoffe in der Anordnung enthalten, in der sie den menschlichen Körper wieder verlassen.*[1])

---

[1]) Die Kenntnis des physikalischen Begriffs der Energie dürfen wir beim naturwissenschaftlich gebildeten Leser voraussetzen. Da wir uns aber lieber der Gefahr aussetzen, etwas Bekanntes zu wiederholen, als im folgenden unverstanden zu bleiben, so wollen wir in Kürze die Bedeutung dieses Begriffes in Erinnerung bringen. Man versteht unter Energie eines Körpersystems die Fähigkeit, eine Arbeit zu leisten. Energie besitzt daher jede gehobene Last, die Arbeit leisten kann, indem sie sinkt (Gewicht an der Uhr, Wasserfall), Energie hat eine gespannte Feder (Taschenuhr, Armbrust), ein komprimiertes Gas, ein gespannter Dampf (Gas- oder Dampfmaschine), Schießpulver, Dynamit. Energie besitzt ferner jeder bewegte Körper infolge seiner Geschwindigkeit (fließendes Wasser, Wind, abgeschossene Kugel, geschwungener Hammer, rotierendes Schwungrad. Wärme ist ebenfalls eine Form der Energie (kalorische und Dampfmaschine). Energie enthalten deshalb alle brennbaren Körper in Gemeinschaft mit Sauerstoff, ferner alle Nahrungsmittel der Tiere, die Muskeln der Tiere und Menschen im ernährten Zustande. Energie enthält die geladene Leydenerflasche, der elektrische Strom, der geladene Magnet. Die Hauptquelle der Energie auf Erden sind die Strahlen der Sonne, sie bewirken in den Pflanzen durch Zersetzung der

Dem menschlichen Körper ist es also eigentlich gar nicht um den Besitz des Brotes, sondern nur um die darin enthaltene Energie zu thun. Die letztere nimmt er in Anspruch, die Stoffe wirft er wieder fort, wie man die Schale einer Orange fortwirft, nachdem man sie ausgesogen. Damit die Stoffe des Brotes wieder zu Brot vereinigt werden, muß ihnen ein gleiches Quantum Energie wieder zugeführt werden. Dies geschieht bekanntlich, indem die energieführenden Strahlen der Sonne auf das Weizenfeld niederstrahlen und daselbst die Kohlensäure der Atmosphäre zersetzen, ihren Kohlenstoff in der Pflanze zur Assimilation bringen und den Sauerstoff in Freiheit setzen, so daß er wieder eingeatmet und neuerdings zur Verbrennung des Kohlenstoffs der Stärkestoffe dienen kann, die in den Weizenkörnern enthalten sind.

Die Weizenkörner müssen aber vorher zu Mehl gemahlen werden. Das geschieht in der Mühle durch das Wasser, das die Mühle treibt. Der Mensch braucht also dieses Wasser. Ist es wirklich das Wasser selbst? Nein! denn das Wasser wird ja beim Mahlen gar nicht verbraucht. Wenn es das Wasser wäre, das der Müller braucht, so würde er es nicht ruhigen Blickes fortfließen lassen, sondern es sammeln und weiter benutzen. Wenn der Müller klagt, daß er zu wenig Wasser habe, und wir führen ihn an das Ufer des Meeres und fragen ihn, ob er für sich da genug Wasser sehe, um eine Mühle zu betreiben, so wird er erklären, daß ihm das viele Wasser nichts nütze, wenn es nicht aus der Höhe niedersinkt. Das aus der Höhe niedersinkende Wasser unterscheidet sich von dem aus der Mühle fortfließenden Wasser nur durch seinen Energie-Inhalt, den es abgiebt, indem es mahlt, und nur um diese Energie ist es uns zu thun, nicht um den Stoff Wasser. Daß es nicht das Wasser ist, auf das es ankommt, folgt schon daraus, daß wir mit der Hälfte oder dem Drittel seiner Menge ausreichen, falls es nur aus doppelter oder dreifacher Höhe kommt, weil es in allen diesen Fällen eine gleiche Menge Energie abgeben kann. Um dem Wasser, wenn es seine Energie abgegeben hat, diese wiederzugeben, muß es wieder gehoben werden. Dies geschieht durch die Sonnenstrahlen, die es verdampfen und in die Wolken erheben.

Das Mehl muß dann zum Teige geknetet werden. Dies geschieht durch die Energie der Muskeln, die von dem Brote stammt, das der Bäcker an den vorangegangenen Tagen gegessen hat.

Dann wird der Teig gebacken. Dies geschieht mit der Energie der Wärme, die wir durch Verbrennung des Holzes im Backofen erzeugen. Das Holz stammt aus dem Walde, der unter der Energie der Sonnenstrahlen erwachsen ist. — Das

Kohlensäure die Aufspeicherung von Energie in Form von Holz und Nahrungsstoffen. Es läßt sich zeigen, daß alle Energie auf der Erde (die der Ebbe und Flut ausgenommen) auf die Sonnenstrahlen zurückzuführen ist, denn auch die Energie der Wasserfälle, der Winde und der Steinkohle geht auf diese Quelle zurück. Die Energie wird gemessen nach der Anzahl der Meterkilogramm Arbeit, die sie hervorbringt, oder auch durch eine äquivalente Quantität Wärme. Die Energie ist unzerstörbar wie die Materie und kann wohl umgeformt, aber in ihrer Quantität nicht verändert werden.

Brot ist fertig; wir brauchen ein Messer, um es zu schneiden. Woher nehmen wir das Eisen? Da es sich in der Natur (außer in Meteorsteinen) nicht gediegen, sondern nur in Verbindung mit Sauerstoff oder Schwefel oder andern Bestandteilen findet als Ocker, Eisenglanz, Spateisenstein, so brauchen wir Energie, um es aus diesen Verbindungen zu lösen. Dies geschieht im Hochofen mittels der Energie der Kohle und des Sauerstoffs der Gebläseluft.

Ganze Berge von Eisenerz stehen uns zur Verfügung. Am Stoffe Eisen fehlt es also nicht, aber er hat nicht die gewünschte Anordnung, diese wird durch den Energieaufwand bewirkt. Sie stammt durch die Kohle ebenfalls aus der Sonne.

Soll die Brotschnitte mit Butter belegt werden, so müssen wir diese durch Energieaufwand aus der Milch gewinnen. Diese stammt von der Kuh, die das Gras gefressen hat, das unter den Strahlen der Sonne gewachsen ist. Endlich soll die Butterschnitte mit Salz bestreut werden. Diesmal sind wir in der angenehmen Lage, den Stoff, den wir brauchen, in der Natur fertig zu finden. Aber seine Reinigung und Herbeischaffung erfordert noch Energieaufwand, denn nur mittels Wärme können wir die Salzsole verdampfen, und die Verfrachtung des auskrystallisierten Salzes erfordert ebenfalls Energie.

Die Bekleidungsstoffe aus Leinen, Baumwolle führen auf die Pflanze, die aus Schafwolle, Pelz, Leder, Seide auf das Tier zurück; in beiden Fällen zuletzt auf die Sonne.

So geht es fort mit allen Lebensbedürfnissen. Es wäre abgeschmackt, diese Analyse weiter auszuspinnen. Es genügt ein für allemal die Einsicht, daß diese Bedürfnisse entweder pflanzlichen oder tierischen oder mineralischen Ursprungs sind. Die ersteren führen direkt, die letzteren beiden indirekt auf die Sonne zurück. Die mineralischen Stoffe sind entweder als solche vorhanden und benötigen dann nur zum Sammeln und Transportieren Energie, oder sie werden durch metallurgische oder chemische Prozesse gewonnen, die sämtlich mit Energieaufwand verknüpft sind, die auf dem Wege über die Kohle oder Elektrizität und Wasserkraft auf die Sonne führen.

An den Stoffen selbst ist meistens kein Mangel, sie sind in der Regel in großem Ueberschusse vorhanden.[1]) Wir dürfen es daher wohl als erwiesen betrachten, daß *der Kampf ums Dasein nicht auf die Stoffe selbst gerichtet ist; er richtet sich vielmehr auf den Erwerb der Energie, die wir brauchen, um aus den gegebenen Stoffen solche zu bereiten, die wir zum Leben benötigen.*

Wenn wir schon von einem Kampf um Stoffe sprechen wollten, so wäre es ein Kampf um die energiereichen Stoffe, um aus ihnen die Energie zu schöpfen.

Die Frage nach der Anzahl von Menschen, die auf der Erde oder einem abgegrenzten Teile ihrer Oberfläche leben können, verlangt daher zunächst eine

---

[1]) Ausnahmen bilden zum Beispiel seltene Metalle, wie jene, deren Asche in den Glühstrümpfen des Auerbrenners Verwendung finden. Doch hat gerade dieser Fall gezeigt, daß, wenn ein Stoff dringend gebraucht wird, er auch gefunden wird.

Untersuchung über die Gesamtmenge von Energie, die der Erde im ganzen oder per Flächeneinheit verfügbar ist.

5. Die Quantität der zugeführten Energie.

Aus dem vorigen Absatze folgt, daß außer den Energiemengen, die gegenwärtig von der Sonne der Erde zugeführt werden, nur noch die in Form von Stein- und Braunkohle (Torf und Petroleum) aufgespeicherte Energie in Betracht kommt.

Die Quantitäten von Steinkohle, die jährlich der Erdrinde entnommen werden, sind sehr beträchtlich. Sie betrugen für 1900 6600 Millionen Meterzentner. Rechnen wir wiederum die Verbrennungswärme per Kilogramm = 6000 Kalorien, so beträgt die erzeugte Wärmemenge 660 000 × 6000 = 3 960 000 000 Millionen, also rund 4000 Billionen Kalorien, eine Wärmemenge, mit der man 40 Kubikkilometer Wasser vom Eispunkt bis zum Siedepunkt erhitzen könnte. Verteilte man aber diese Wärmemenge gleichmäßig auf alle Menschen der Erde, deren Zahl zu 1611 Millionen angegeben wird, so träfe auf jeden Menschen so viel Wärme, daß er täglich 67 Liter Wasser von 0° zum Siedepunkt erhitzen könnte. Da aber nahezu ein Drittel des ganzen Kohlenquantums von den Vereinigten Staaten Amerikas allein, und wieder nahe ein zweites Drittel von Großbritannien allein gewonnen wird, so ist an eine gleichmäßige Beteiligung aller Menschen schon aus den in Absatz 3 erörterten Gründen nicht zu denken. Ueberdies gehen die Kohlenbergwerke auf dem europäischen Kontinente so wie die Großbritanniens ihrer Erschöpfung entgegen, und die Neubildung von Kohlenflözen durch Torfmoore und versinkendes Treibholz hält nicht Schritt mit der Verschwendung der Kohle in der Industrie.

Man hört manchmal von Laien die Ansicht äußern, daß die elektrische Energie künftig als Ersatz eintreten und die Dynamomaschine die Dampfmaschine ersetzen werde. Diesem Ausspruche liegt der prinzipielle Irrtum zu Grunde, daß die Dynamomaschine eine selbständig energieerzeugende Maschine sei. Die Dynamomaschine muß ja selbst durch eine Dampf- oder Gasmaschine oder durch eine Wasserkraft betrieben werden. Sie hat nur den Vorteil, daß sie eine bereits gegebene Energie bequemer zu verteilen, zu applizieren und auf mäßige Entfernungen ohne große Verluste zu transportieren vermag. Als Ersatz der Energie der Kohle oder des sinkenden Wassers ist sie daher nie anzusehen. Alle Vorstellungen von Laien, es werde noch gelegentlich eine neue „Naturkraft" entdeckt werden, die Energie zu erzeugen vermag, sind physikalisch gänzlich unhaltbar. Die Energie der Explosivstoffe und überhaupt der Chemikalien spielt keine erhebliche Rolle, da sie so wie die Energie der Wasserkräfte und des Windes auf die Energie der Sonnenstrahlung zurückzuführen sind. Somit sind wir, von Ebbe und Flut allein abgesehen, im wesentlichen auf die Sonnenenergie angewiesen und wollen nun hierüber Zahlenwerte mitteilen.

Ueber den Betrag der der Erde jährlich zufließenden Sonnenenergie sind seit den ersten im Jahre 1837 von Pouillet angestellten absoluten Messungen

von einer ganzen Reihe von Physikern eingehende Untersuchungen gepflogen worden, die zur Ausbildung einer eignen Disciplin, der Aktinometrie, geführt haben. Das schließliche Ziel dieser Messungen ist die Ausmittlung der sogenannten Solarkonstanten. Darunter versteht man die Wärmemenge, die von der Sonne der Erde per Quadratcentimeter Oberfläche und Minute zugeführt wird, gemessen nach Grammkalorien. Die genaueren dieser Messungen führten zu Werten, welche zwischen 2,5 und 3,5 liegen. Wir dürfen also, solange nicht noch genauere Werte vorliegen, den das meiste Vertrauen verdienenden Wert von Langley 3,07 oder rund 3 zu Grunde legen. Für die ganze Erde ergiebt das per Jahr, wie leicht zu berechnen ist, die ungemein große Zahl von 20116×10^{20} Grammkalorien. Setzen wir eine Tonnenkalorie = 1000 Kilogrammkalorien = 1 Million Grammkalorien, so beträgt obige Zahl 2011600 Billionen Tonnenkalorien.

Verglichen mit der Wärme, die aus der jährlichen Kohlenproduktion der Erde oben berechnet wurde, ist diese Zahl sehr nahe einhalbmillionmal so groß.

Uebersichtlicher wird der Betrag dieser Wärmemenge, wenn man erfährt, daß sie, gleichmäßig über die Erde verteilt, jährlich eine Eisschichte von 53,77 Meter Dicke schmelzen würde.

Von dieser Wärme kommt aber, auch an ganz heiteren Tagen, nur ein Bruchteil, am Aequator nicht ganz die Hälfte, an den Polen nur ein Fünftel, im Durchschnitte höchstens 44% bis auf die Erdoberfläche selbst, der Rest wird von der Atmosphäre absorbiert und geht dadurch größtenteils, wenn auch nicht ganz[1]) für die menschliche Gesellschaft verloren. Bei trüber Atmosphäre ist dieser Verlust noch erheblich größer.

Legen wir die thatsächlich an der Erdoberfläche erhaltenen Werte zu Grunde, wie sie an den Beobachtungsstationen zu Montpellier von Crova und zu Kiew von Savelief gemessen wurden, so ergeben sich in Kilogrammkalorien per Quadratcentimeter Fläche

		Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Fürs ganze Jahr
Montpellier	43°9 n. Br.	8,0	21,7	28,6	13,6	71,9
Kiew	50°4 „	3,0	16,6	29,4	11,7	60,7

Nehmen wir das Mittel dieser beiden in mittlerer geographischer Breite erhaltenen Zahlen als gültigen Durchschnittswert an, so beträgt die per Hektar Land jährlich verfügbare Wärmemenge 6630 Millionen Kilogrammkalorien, also um 10% mehr als durch Verbrennung von einer Million Kilogramm (1000 Tonnen) Steinkohle zu erhalten wäre. Wie man sieht, ist trotz der großen Absorption durch die Atmosphäre die Quantität der der Erdoberfläche zugeführten Sonnenenergie ganz unvergleichlich viel größer als die verfügbare Energie der Steinkohle. (Schluß folgt.)

[1]) Aus dem absorbierten Teile wird die Energie der Winde bestritten, auch findet aus der Atmosphäre eine durchaus nicht unbedeutende diffuse Wärmeausstrahlung gegen die Erdoberfläche statt.

Die Litteratur und das Publikum.

Von

Rudolf v. Gottschall.

Gegenüber dem immer wachsenden Angebot des Buchhandels befindet sich unser Publikum in einer schwierigen Lage. Wir sprechen hier nicht von den Fachschriften und Schulschriften: sie haben einen gesicherten Kreis von Lesern, und das Wertvolle wird durch maßgebende Autoritäten bestimmt; wir sprechen hier nur von der schönen Litteratur und einigen angrenzenden Gebieten der sich an das Volk wendenden Wissenschaft — wer trifft hier die Auswahl für den Buchverkauf? Eine allgemein anerkannte Kritik giebt es in Deutschland nicht, überall aber, besonders in den Litteraturwinkeln der Zeitungen, kritische Tribunälchen, die meistens nach bestem Wissen und Gewissen richten, deren Urteile aber kreuz und quer gehen, da durchaus kein Gesetzbuch mehr besteht, das eine feste Norm giebt, ja da in der Aesthetik vieles, was bisher Gültigkeit hatte, auf den Kopf gestellt wird. Die Frucht dieser sogenannten Revolution der Litteratur ist eine allgemeine Anarchie, und in diesem Tumult und Taumel der Meinungen kommt vieles Minderwertige zur Geltung, wird vieles Bedeutende beiseite geschoben. Dafür giebt oft die Mode den Ausschlag; sie ist eine jener herrschenden Mächte, die man anerkennen muß, ohne oft ihre Herrschaft erklären zu können; denn sie ist im Grunde ein rätselhaftes Wesen; man weiß nicht, von wannen sie kommt, doch sie kommt, und sie ist da. Ein Autor, der Mode wird, zieht einen glänzenden Treffer aus dem Glückstopfe. Unsre Klassiker sind eigentlich nie Mode gewesen. Es giebt eine geistige Infektion, es giebt geistige Bazillen, aber man hat sie nicht erforscht, nicht nachgewiesen, die Mode ist eine Ueberstürzung des Erfolges; aber wie bei allen Ueberstürzungen bleibt der Rückschlag nicht aus. Zahlreiche Auflagen, ein buchhändlerischer Absatz, der denjenigen der Klassikerausgaben beschämt: doch bald versiegt der majestätische Strom, und an seine Stelle tritt ein übelberufenes Flüßchen, das allerdings nur die Kartographen der alten Mythologie verzeichnen — der Lethe. Wie rasch werden diese Modeschriftsteller vergessen, nur ein schwaches Echo ihres Ruhmes hallt in den Litteraturgeschichten wieder. Von einem Autor, der Mode ist, sprechen alle Salons; er muß gelesen werden, und wäre es auch zwangsweise, wie man einem Kranken die Suppe einlöffelt, man kann ja nicht auf Bildung Anspruch machen, wenn man über ihn nicht mitsprechen kann. Einen Vorteil hat diese Heiligsprechung durch die Mode: man weiß doch wie und wo, man braucht doch nicht herumzutasten, zu suchen nach einem Objekt der Verehrung, man hat sein Thema, seinen Gesprächsstoff, wenn man in den Salons als Litteraturfreund und Litteraturkundiger glänzen will, und man spricht zu einer Gemeinde von Gleich-

gesinnten. Oft ist der Modedichter ein Poet, der uneingeschränkte Anerkennung verdient, bisweilen aber paßt auf ihn auch der Schillersche Vers:

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.

Ebenso rätselhaft wie die Mode ist der Ruhm — die Genesis des Dichterruhms ist oft ein Geheimnis — man studiere die verdienstlichen Arbeiten Brauns über die Urteile der Zeitgenossen betreffs der Werke Schillers und Goethes; man wird auch hier mehr das Rätsel als seine Lösung finden. Wie abfällig haben zum Beispiel die Romantiker über Schiller geurteilt! Wie vernichtend waren die Berliner Kritiken über seine Tragödien noch wenige Jahre vor dem Tode des Dichters! Damals stand sein Ruhm noch keineswegs fest, und es gab viele gelehrte Häupter und akademische Würdenträger, welche zwischen ihm und Kotzebue gar keinen Unterschied machten. War doch Kotzebue selbst Mitglied der Berliner Akademie — eine Ehre, die Schiller nicht zu teil geworden. Goethe hatte mit „Werther" und „Götz von Berlichingen" das große Publikum erobert, aber diese Eroberung war keine nachhaltige. Als er von Italien zurückkam, war er fast ein vergessener Dichter; seine bei Göschen erschienenen Werke lagen wie Blei in den Buchläden, und doch enthielten sie alle die Dichtungen, die seinem Namen dauernden Nachruhm verschafften. Damals war Vulpius, der Bruder seiner späteren Frau, ein vielgelesener Autor, und Tasso und Iphigenie konnten nicht entfernt mit Rinaldini in der Gunst des Lesepublikums wetteifern. Welch ein weiter Weg von den damaligen Ladenhütern zu den heutigen Ausgaben der Goetheschen Werke, die in vielen hunderttausend Exemplaren die ganze gebildete Welt des Erdkreises überfluten, welch ein Weg von der damaligen schwankenden Anerkennung zu der lapidaren Unsterblichkeit, welche dem Genius Goethes jetzt gesichert ist! Und so ergeht es auch den andern Klassikern: ihre Werke sind die verbreitetsten und nach Aufhebung des Privilegiums der Cottaschen Buchhandlung, wenn auch von dieser mit besonderer Liebe gepflegt, das Gemeingut des deutschen Verlagsbuchhandels. Sie sind die verbreitetsten; ob auch die gelesensten, das ist eine andre Frage. In viele Bände der Goetheschen Gesamtausgabe ist wohl selten der Blick der Leser und Leserinnen gedrungen, und mancher seufzt darüber, wie viel Ballast unsre Unsterblichen mit sich schleppen.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Dichterruhms liefert auch die Biographie Franz Grillparzers. Er begann mit einem schönen Erfolg — seine „Ahnfrau" machte ihn zu einem beliebten Theaterdichter; auch seine „Sappho" und „Das goldene Vließ" fanden noch warme Anerkennung. Spärlich waren die Aufführungen seiner späteren Stücke in deutschen Landen, und auch am Wiener Burgtheater waren sie seltene Erscheinungen. Nach dem Fiasko, das sein Lustspiel „Weh dem, der lügt" im Burgtheater machte, warf Grillparzer ganz die Büchse ins Korn; er sagte sich vom Theater los, und das Theater sagte sich los von ihm; er war ein vergessener Dichter, der im vierten Stock eines Hauses in der Spiegelgasse als grillenhafter Einsiedler lebte und bei seinen kurzen Wanderungen zum Mittagstisch im Matschakerhof nur gelegentlich von guten

Bekannten begrüßt wurde. Seine litterarische Wiederauferstehung knüpft sich an den Namen Heinrich Laubes. Dieser brachte die Grillparzerschen Dramen am Burgtheater wieder zur Aufführung und zu vollen Ehren, er war ein feuriger Apostel seines Ruhms, so daß sein achtzigster Geburtstag wie ein österreichisches Nationalfest gefeiert wurde; seine Beerdigung war eine großartige Leichenfeier, wie Wien sie selten gesehen. Bis dahin hatten die deutschen Litterarhistoriker Grillparzer sehr beiläufig abgefertigt, noch in der fünften Auflage seiner „Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessings Tod" (1867) widmet Julian Schmidt ihm nur wenige Zeilen. Wolfgang Menzel sagt von ihm: „Grillparzer wagte sich an antike Stoffe, Sappho, Medea, Hero und Leander, aber ohne Geist, mit sentimentaler Phraseologie." Das wurde auf einmal anders. Die Litterarhistoriker besprachen ihn auf vielen Seiten statt in wenigen Zeilen; es erschienen zahlreiche Essays über ihn und selbständige Schriften. An Stelle der vergilbten Einzelausgaben seiner Dramen trat eine splendid ausgestattete Gesamtausgabe im Cottaschen Verlag, und dafür war das Lesepublikum so dankbar, daß diese Verlagsbuchhandlung sich in der Lage sieht, gerade jetzt drei neue Ausgaben Grillparzerscher Dramen in verschiedenen Formaten zu veröffentlichen. Laubes Heroldsrufe hatten dem Dichter eine neue Arena und Aera des Ruhms eröffnet.

Für den Ruhm ist aber von großer Bedeutung der Anschluß an Gleichstrebende; da wird auch manches untergeordnete Talent in die Litteraturgeschichten gebracht, denn ihre Verfasser führen die einzelnen an, die sie in einer Gruppe unterbringen können, vergessen aber oft diejenigen, die für sich und isoliert dastehen. Auch der Presse, die den Tagesruhm macht, geht es nicht anders; mit den Namen aber, die sie nennt, wird auch bald das Lesepublikum vertraut. Das weiß die litterarische Clique und Koterie, welche in Journalen, Essays und Schriften die ihr Angehörigen verherrlicht und alle Außenstehenden ignoriert. Die Grenzen werden möglichst streng gewahrt, und doch lockert sich mit der Zeit der Zusammenhalt. Die litterarische Partei hat aber inzwischen sich auch eine Partei im Publikum gebildet, die gewisse Grundsätze und Stichwörter hochhält und einigen rotgedruckten Heiligen in ihrem Kalender andächtige Verehrung weiht. Allmählich schlüpfen doch andre neue Namen in den geschlossenen Bezirk, die Clique löst sich auf; die alten Heiligen verwittern in ihren Kapellchen; doch wer ein gutes Gedächtnis hat, der behält wenigstens ihre Namen.

*

Von den verschiedenen Gattungen der Poesie kann die Lyrik jetzt am wenigsten auf die Beachtung des Publikums rechnen. Die Zeiten von Uhland und Rückert, Lenau und Grün, Freiligrath und Herwegh sind vorüber. Heinrich Heine auf dem linken, Emanuel Geibel auf dem rechten Flügel unsrer Dichterkolonnen fanden noch ein freudiges Echo, und mit Scheffels burschikoser Muse rieb unser Publikum einen fröhlichen Salamander. Seitdem hat sich zwischen unsern Lyrikern und den Lesern eine große Kluft aufgethan; kein Gedichtbuch wandert mehr von Hand zu Hand; höchstens finden die Gedichte in den

Journalen noch einige Leser oder vielmehr Leserinnen. Doch im deutschen Dichterwald singt es von allen Zweigen, niemals ist so viel gedichtet, niemals sind so viele Gedichte gedruckt worden; doch es steht immer schief darum, denn sie haben kein Publikum. Man würde über die Gutmütigkeit, die Hilfsbereitschaft, die Opferwilligkeit der deutschen Verleger erstaunen müssen, wenn man nicht wüßte, daß es in der Mehrzahl der Fälle die Dichter und Dichterinnen selbst sind, die nicht genug Druckkosten bezahlen können, um an das Licht der heißersehnten Oeffentlichkeit zu gelangen. Keine dieser Sammlungen hat eine so ausgeprägte Physiognomie, um dem Dichter Ruhm zu verschaffen; aber fast alle legen Zeugnis von einer jetzt weitverbreiteten Formbildung und Beherrschung der dichterischen Sprache ab, und fast in jeder findet sich irgend ein Gedicht, das als ein glücklicher Wurf betrachtet werden kann. Doch den Lesern kann man nicht zumuten, solche Perlen herauszuscharren aus dem Kehricht einer ganzen Sammlung; das kann nur denjenigen Kritikern gelingen, die diese Sammlung aufzuschneiden pflegen. Als die Revolution der Litteratur verkündigt wurde, da schien es, als ob eine neue Lyrik eine Reveille trommle, die das deutsche Publikum aus seinem Schlaf aufwecken müsse. Es fehlte nicht an Talenten und an Talentchen, die einen neuen Geist in die dichterische Form gießen wollten; doch stichhaltig hat sich keines von ihnen gezeigt; das Lesepublikum hat keines erobert. Die Modernen haben uns keine neue Lyrik gebracht, oder was sie als das Neue nachdrücklich betonten, das war meistens eine Verirrung des Geschmacks. Wohl gab es darunter liebenswürdige Persönlichkeiten, die die Welt aus der Kavalierperspektive ansahen, und unsagbar tiefe und unglaublich schwülstige Köpfe, die durch ihre Ungeheuerlichkeiten bei sich und andern eine Art von Größenwahn hervorriefen, aber über einen engern Kreis von begeisterten Anhängern hinaus haben sie es nicht gebracht, wenn auch durch die Anthologien manches ihrer Gedichte und ihr Name bekannt wurde.

Der Buchhandel erschien nicht als der ausreichende Vermittler zwischen der Lyrik und dem Publikum, die Lektüre nicht als die ausreichende Art und Weise der Aneignung für die Genußfähigkeit der Menge. Da blieb ja noch die Recitation der Rhetoren übrig, die von Ort zu Ort gingen und Dichtungen zum Vortrag brachten. Doch waren es meistens epische Erzeugnisse, worin Meister Jordan mit seinen Nibelungen vorangegangen. Diese Vorträge kamen einzelnen Gedichten in der Regel nicht zu gute. Da kam ein erfinderischer Kopf auf einen originellen Einfall, der diesem Mangel abhelfen sollte. Ernst von Wolzogen gründete das Ueberbrettl; sein Erfolg war so groß, daß wie Pilze nach dem Regen alsbald die Ueberbrettl in ganz Deutschland aus der Erde schossen. Da kam auf einmal die Lyrik zu Worte; aber die Zugkraft, die sie ausübte, verdankte sie nicht ihrem eignen Zauber, sondern der Gesellschaft, in der sie sich zeigte. Die andern Musen gaben ihr das Geleite, aber sie erschienen zum Teil in einer bedenklichen Toilette. Das Ueberbrettl sollte das hinaufstilisierte Variété sein, ohne Athleten, Jongleurs und Feuerschlucker, doch nicht ohne hochgeschürzte Tänzerinnen. Hatten die Gedichte den Charakter von Chansons,

so wurden sie gesungen; die andern wurden deklamiert. Doch nur die jüngstdeutsche Lyrik erfreute sich solcher Begünstigung, und bevorzugt wurden auch hier die flotten Sänger, die der Moral ein Schnippchen schlugen. Manche gingen ziemlich weit im Cynismus, und die Yvette Guilbert war ein strahlendes Vorbild. Einige Ueberbrettl brachten auch Poeten zur Geltung, die nicht in der Liste der Modernen einregistriert waren. Ob ihnen bei dem Charakter der jetzigen litterarischen Variétés damit ein Dienst geleistet wurde, ist fraglich. Hat doch selbst einer der Modernsten gegen die Ehre protestiert, in den Programmen der Ueberbrettl mitzuglänzen. Wer aber da zur Sprache kam, der war des Beifalls sicher, und die Lyriker wurden applaudiert, was ihnen sonst nicht begegnete, sondern ein Vorrecht der Dramatiker war. Immerhin spielt die Lyrik, abgesehen von einigen Gassenhauertexten, auf den Ueberbrettl nur eine sehr bescheidene Rolle neben Soloscenen, Duodramen, Dramolets, Pantomimen, Parodien und der ganzen bunten Garderobe untergeordneter Poesie, die dort ausgeklopft wird. Sind die dirigierenden Freiherrn, die die Vorführungen selbst ankündigen und erläutern, wie der Hofintendant des Theseus, Philostrat im „Sommernachtstraum", die Komödie von Pyramus und Thisbe, selbst Lyriker, so wird uns von den Brettlherren und Brettldamen ein zierlicher Blütenkranz ihrer Poesien überreicht, und sonst im Dunkel vegetierende Lyriker ranken sich dem Lichte der Oeffentlichkeit entgegen. Ohne Einfluß auf den Buchhandel ist indes diese Brettlpoesie nicht geblieben, es sind Sammlungen der beliebten Chansons erschienen und haben beträchtlichen Absatz gefunden. Sollten aber diese neuen Asyle der Halbkunst auf die Lyrik selbst zurückwirken, so würde dies nur bedauerlich sein, denn die Dichter würden sich daran gewöhnen, bei ihrem Schaffen immer an den Applaus des Publikums zu denken, und es würde ihr Bestreben sein, ihn durch scharfe Pointen und sensationelle Wendungen möglichst herauszufordern, obschon der stillflutende, Herz und Welt spiegelnde krystallische Quell nicht zu künstlichen Wasserfällen dressiert werden sollte.

Eine Zeitlang wandte sich die Teilnahme des Publikums einer Lyrik zu, die dadurch den Anschein des Volkstümlichen gewann, daß die Dichterinnen — um solche handelte es sich meistens — den Kreisen des Volkes, besonders der bäuerlichen Bevölkerung angehörten. Doch wenn man näher hinhörte, so vernahm man doch nur ein Echo der Dichtungen aus den höheren Litteraturkreisen und erfuhr auch aus den Biographien, daß in irgend einer Weise diese Volkssängerinnen Kenntnis von ihnen sich erworben hatten. Wenn auch mancher ambrosianische Lobgesang zu voll ertönte, so hatten diese Dichterinnen doch Talent, und so fanden sie nach glänzender Einführung ein Publikum, das ihren Sammlungen zu mehreren Auflagen verhalf, während Originallyriker von größerer Bedeutung unbeachtet blieben.

Auch der Versuch, durch Wiedererweckung der Musenalmanache die Teilnahme an der Lyrik zu beleben, ein Versuch, den in rühmlicher Weise die Cottasche Verlagsbuchhandlung unternahm, anknüpfend an gleiche Unternehmungen unsrer klassischen Zeit, brachte es wohl zu einer Reihe von Jahrgängen, und

mancher Salon und manches Boudoir schmückte sich mit den zierlichen Ausgaben; doch das Echo in der Presse war nicht stark und nachhaltig genug, um diesen Musenalmanachen eine volkstümliche Bedeutung zu sichern. Hierzu kam die Opposition der Jüngsten, die meistens darin nicht mitvertreten waren und die ältesten der Lyrik gern am Barte zupften; wenn sie aber selbst Musenalmanache herausgaben, so war dies ein Schlag ins Wasser.

*

Die stille Gemeinde der Lyriker, die sich nur an den Leser wendet, kann mit Bezug auf den Erfolg nicht wetteifern mit den Dramatikern, die in unmittelbaren Kontakt mit dem Publikum kommen. Und in der That, sie haben ein Publikum; volle Theater in allen deutschen Städten, wo ihre Werke zur Aufführung kommen, lauter Beifall, lärmende Hervorrufe der Dichter, die man von Angesicht zu Angesicht sehen will — da spürt man doch etwas von der Wechselwirkung zwischen den schaffenden Geistern und dem empfangenden Volke. Das hört sich besser an, man sieht doch wie und was. Doch auch hier ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und bei näherer Betrachtung ist es nur ein sehr bescheidener Bruchteil der dramatischen Dichtung, dem dieser Jubel und Glanz der öffentlichen Aufführungen zu gute kommen. Zunächst gehören dazu die großen Schaustücke, die Possen und Schwänke, die meistens aus der Litteratur ganz herausfallen, die zahlreichen Hanswurstimprovisationen, die noch immer auf der Bühne spuken, wenn auch der Hanswurst längst von ihr verbannt ist, die zahlreichen Mischgattungen von Musik und Poesie, bei denen die letztere meistens der ersteren die Schleppe trägt. Dann kommt die Ausländerei mit ihren Großen und Kleinen, die einen so breiten Raum auf unsrer Bühne einnehmen. Die Großen wurden in der Presse so überschwenglich verherrlicht, daß die an sich schon spärliche Teilnahme, die das Publikum der Litteratur schenkt, vorzugsweise von ihnen in Anspruch genommen wird. Das Verfehlte selbst noch findet Bewunderung, und auch zerbrochene Töpfe gelten für Reliquien. Was aber die Kleinen betrifft, so brauchen wir nur auf die Tantiemen hinzuweisen, die Stücke wie „Die Dame von Maxim“, „Der Schlafwagenkontrolleur“ und ähnliche den französischen Autoren abwerfen. Hunderttausende, die das deutsche Publikum zahlt, wandern an die Seine, und tausend deutsche Theaterabende werden mit den frechen Nichtigkeiten des Palais Royal ausgefüllt. So wird der Kreis immer enger, den die Werke deutscher Dichtkunst beherrschen — und auch hier treten in die vorderste Reihe jene Lieblinge des Volkes, die nicht gerade die Lieblinge der Musen und Grazien sind. Kotzebue war viel beliebter als Goethe und Iffland beliebter als Schiller. Und so ist das Verhältnis zwischen den Bühnenroutiniers und den Dichtern von Gottes Gnaden bis auf den heutigen Tag geblieben. Schwankend ist überdies die Anerkennung des Bedeutenden. Von der Verherrlichung bis zur Verwerfung ist oft nur ein Schritt; man braucht gleichsam nur um die Ecke herumzugehen; hier kniet man vor dem Götterbilde, das man drüben mit Kot

bewirkt. Die eine Litteraturgeschichte errichtet einem Dichter ein monumentum aere perennius, und die andre kennt ihn gar nicht. Und so steht es auch mit den Theaterdirektionen bei der Auswahl der Werke, die sie zur Aufführung bringen. Giebt es gerade eine sogenannte herrschende Richtung, so werden die Dramen der zu ihr gehörenden Autoren den Theaterleitern aufgedrängt. Das Publikum kann doch nur verspeisen, was ihm vorgesetzt wird, und das Beste liegt oft in den Theaterbureaux unbeachtet herum, weil die vorkostenden Dramaturgen keinen Geschmack daran gefunden. Es giebt ja für solche ablehnenden Urteile keine Revisionsinstanz, die Direktionen wollen nur geben, was der herrschenden Richtung entspricht; aber eine Richtung wird erst zur herrschenden, indem die Direktionen nur die aus ihr hervorgegangenen Dramen zur Aufführung bringen. Das sah man ja an den Modernen! Wie spröde verhielt sich anfangs das Publikum gegenüber den Aufführungen der Freien Bühnen, und als diejenigen, die hier die Fäden in Händen hielten, Direktoren großer ständiger Theater oder Hofbühnen geworden, da wurde aus dem schüchternen Experiment die siegesgewisse Diktatur. Dieselben Autoren, die man dort vorsichtig tastend auf die Bühne brachte, wurden jetzt Stützen des Repertoires. Talent oder Nichttalent — die herrschende Richtung war die Hauptsache. Das Publikum ging mit, dafür sorgte schon die Presse, doch gestrenge Herren regieren nicht lange, und nur wirkliche Talente retten sich aus dem Krach einer zu Grunde gehenden Richtung. Dann treten die beiseite geschobenen Dichter von echter Begabung wieder in ihr gutes Recht, und das Publikum wundert sich darüber, daß sie so lange in den Schatten gestellt worden sind.

In diesem Schatten ruht aber ein großer Teil der dramatischen Litteratur; denn zur Aufführung bringen es nur einige Dramen, und besonders die Dramen, die in höherem dichterischen Stil gehalten sind, führen in der Regel nur eine muffige Existenz in den Fächern der Sortimenter und den Lagerhäusern der Verleger. Ein Drama, das nicht auf die Bühne kommt, hat im Grunde eine verfehlte Existenz, etwa wie ein Mädchen, das nicht heiratet. Es mag seine großen Vorzüge haben und aller Anerkennung wert sein, das Lesepublikum ist ebenso spröde gegenüber gedruckten Dramen wie gegenüber gedruckten Gedichten. Vielleicht noch spröder; denn in einer Gedichtsammlung kann man wenigstens blättern und irgend ein kleines Gedicht im Fluge genießen, aber ein Drama verlangt eine ausdauernde Lektüre; man kann daran nicht herumknuspern, man muß hineinbeißen; doch wer weiß denn vorher, ob es genießbar ist? Ein nicht aufgeführtes Drama war ja schon für die Direktoren und Dramaturgen eine harte Nuß — soll das Publikum seine guten Zähne daran wagen? Es ist ja eine Art von Ausschuß, es wird schon seine Risse haben, die Direktoren haben es ja beiseite gelegt. Solche Dramen sind Ladenhüter von Hause aus, ein buchhändlerischer Erfolg ohne einen vorausgehenden Bühnenerfolg ist undenkbar. Freilich, erfolgreiche Stücke erscheinen auch im Buchhandel in zahlreichen Auflagen — wir brauchen bloß auf die Dramen Hauptmanns und Sudermanns hinzuweisen, die des letzten Autors haben sogar seine

Romane ins Schlepptau genommen, die früher nur die übliche Verbreitung durch die Leihbibliotheken hatten. „Frau Sorge“ erschien vor kurzem in der fünfzigsten Auflage. In der Erweiterung des Leserkreises haben die jüngstdeutschen Dramen einen beträchtlichen Vorsprung vor den jungdeutschen. Die Dramen Gutzkows und Laubes haben es nur zu wenigen Auflagen gebracht, die Sudermanns zu einigen zwanzig!

Welche Stücke geben aber die Direktoren? Abgesehen von den unvermeidlichen bösen Klassikern nur die von Autoren, die einen klingenden Erfolg aufzuweisen haben, Stücke, die ganz frisch vom Faß von den Agenturen kredenzt werden. Hat ein Drama schon mehrere Semester hinter sich, so wird es zum alten Eisen gerechnet und kann auf die Rücksichtnahme, die den Novitäten zu teil wird, nicht mehr Anspruch machen. Novitäten — das Publikum verlangt sie, die Konkurrenz gebietet sie aufzuführen, kaum, daß die Bühnenleiter auf Stücke zurückkommen, die sie nur vorläufig beiseite gelegt hatten; der massenhafte Andrang des Neuen ist zu groß, und die Auswahl kostet viel Kopfzerbrechen. Wenn man auch von den geschäftlichen Direktionen der Stadttheater nicht verlangen kann, daß sie in Bezug auf ältere Dramen eine Revision der Akten vornehmen, so müßten doch die Leiter der vornehmen Hofbühnen auch die immer noch lebensfähige Litteratur vorausgehender Jahrzehnte ins Auge fassen. Darunter ist doch vieles wertvoller als die aufdringlichen Novitäten. Von namhaften Talenten wie Gutzkow sind nur drei bis vier Stücke auf dem Repertoire — die meisten andern sind verschwunden, und viele gewiß mit großem Unrecht. Und so ist's mit andern Autoren, deren Blütezeit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fällt. Es handelt sich dabei nicht um sogenannte Ausgrabungen; diese Dichter wurzeln fest im modernen Geist und im Leben der Gegenwart. Manches Drama ist infolge der Lässigkeit und Kritiklosigkeit der einflußreichen Bühnenleiter in den Orkus der Theaterbibliotheken hinabgewandert; manches andre hat aus irgend welchen Gründen bei der ersten Aufführung keinen rechten Erfolg davongetragen und ist vorzeitig beiseite gelegt worden; es fehlten vielleicht begabte Darsteller und Darstellerinnen der Hauptrollen, oder eine parteiische Kritik gab ihm den Gnadenstoß. So wird der Salon der refusés auch von Schatten bevölkert, die ein kundiger Nekromant leicht ins Leben zurückrufen könnte. Doch diesen Salon bevölkert in der Hauptsache die jetzige Buchdramatik! Wer sie aber genau prüft, wird erstaunen über die beträchtliche Zahl talentvoller und auch bühnenmöglicher Dramen, die für das Theater der Gegenwart gänzlich verloren geht. Die Menge des Wertlosen, ja selbst des Absonderlichen und Ungeheuerlichen darf darüber nicht täuschen; es bleibt eine Selekta übrig, und die unaufgeführten Stücke sind im ganzen den aufgeführten überlegen. Bei jenen führen doch nur die Dichter das große Wort, bei diesen die Bühnenroutiniers!

Und das Publikum? Es kennt ja diese Werke nicht; es liest keine Buchdramen, es wird bevormundet von den Bühnenleitern. In den Theaterbureaux entscheidet sich das Schicksal der dramatischen Litteratur, und deshalb ist ihr die nationale Bedeutung immer mehr abhanden gekommen.

Wenn das Publikum keine Gedichte und Dramen liest, so liest es desto mehr Romane. Welche Flut von neuen Erzeugnissen jedes Jahr mit sich bringt — das registrieren die Leihbibliothekkataloge. Einem so großen Angebot muß doch auch die Nachfrage entsprechen! Und die Leihbibliotheken sind es nicht allein, die das Futter in ihre Krippe schütten; dazu kommen die vielen belletristischen Journale, die Revuen, von denen die vornehmsten doch mindestens Erzählungen und Novellen bringen, die Feuilletons und Beiblätter der Zeitungen — ja das entlegenste Winkelblatt hat seine Romänchen. Dazu kommt die Ueberflutung durch den Kolportagebuchhandel, der seine Romane in unzähligen Exemplaren abzusetzen pflegt. Man fragt sich nur, woher die Leser kommen, die diese unglaubliche Fülle des Lesestoffs zu bewältigen vermögen? Und doch — sie sind da, sonst würde der Buchhandel zahllose bankerotte Firmen verzeichnen müssen. Die Leser sind da — aber wenn man näher hinsieht, so sind es meistens Leserinnen. Die Männer in der großen Mehrzahl lesen nicht Romane, sie lesen Fachschriften und Zeitungen; sie sitzen am Biertisch und am Skattisch. Ausnahmsweise nehmen sie vor dem Einschlafen einmal eine solche unterhaltende Lektüre zur Hand. Dann ist es aber oft kein deutscher, sondern ein französischer Roman, wie das ja auch von dem Fürsten Bismarck berichtet wird; die französischen Romane sind eben spannender und pikanter. Und wenn die deutschen pikant sind, so sind es Nachahmungen der französischen. Vielseitig gebildete Männer werden gewiß auch von den Romanschöpfungen bekannter Autoren Kenntnis nehmen, doch ist dies meistens ein Zugeständnis an die Gesellschaften, in denen die Damen die Unterhaltung beherrschen. Das sind Ausnahmen. Die Romane wenden sich an die Leserinnen, die auch in den Unterhaltungsblättern das Erscheinen einer neuen Nummer gar nicht abwarten können und oft mit fieberhafter Spannung dem Fortgang der Geschichte entgegensehen. Darum ist auch die Zahl der Romanschriftstellerinnen eine so große, daß die Schriftsteller fast in den Hintergrund gedrängt werden. Jedes Familienblatt hat seinen star aus dem Kreise der Frauen, keine Revue ohne eine weibliche Größe, der sich die Pforten der Litteraturgeschichte öffnen, besonders wenn ein wohlgesinnter Freund in der Portierloge sitzt. Der Frauenroman ist indes heutigentags keineswegs ein Strickstrumpfroman mit der landesüblichen Familiensimpelei; er spielt in allen Farben, und es ist eine große Skala, die er umfaßt, von der Marlitt und Heimburg bis zur Janitschek, Assenieff und Helene von Montbart; man findet weibliche Kindergärtnerinnen und sportliebende Amazonen. Ein weibliches Vorzeichen giebt noch keine Bürgschaft dafür, daß das Tonstück in allen Erziehungsinstituten gespielt werden kann.

Hier berühren wir die Frage von dem Nutzen und Schaden der Romanlektüre, die keineswegs unbedingt zum Kultus des Schönen gehört, denn es giebt nur eine spärliche Zahl von Romanen, die mit dem ästhetischen Maßstabe gemessen werden kann oder will. Die Lesekomitees, die über die Aufnahme eines Romans in den Zeitschriften entscheiden, legen diesen Maßstab am wenigsten an. Die erhebenden und läuternden Wirkungen der Dichtkunst verlangt man nicht

von dem Roman. Gleichwohl hat er sein gutes Recht; ein freies Phantasiespiel trägt uns über die oft beengenden Schranken des wirklichen Lebens hinweg. Das hat er gemein mit den Träumen der Nacht, die aber meistens noch an wirkliche Erlebnisse anknüpfen. Geist und Gemüt verlangen einen solchen Spielraum; doch damit ist auch die Gefahr gegeben, die in der Abwendung von den nächsten, das Leben erfüllenden Interessen liegt. Viele finden sich nicht leicht mehr zurück und vermischen die Wirklichkeit mit jenen Phantasiegebilden. Die Lesewut wird eine Krankheit, und es giebt auch allerlei geistige Krankheitsstoffe, die von dem Infektionsherd eines aufgehäuften Romanwustes ausgehen. Der Pädagogik mag es überlassen bleiben, die Altersgrenzen zu bestimmen, innerhalb deren die Romanlektüre zulässig ist, und die erzieherischen Autoritäten für die nötige Auswahl verantwortlich zu machen. Zu große Vorsicht ist hier gerade nicht angebracht; denn Verbote wirken reizend. Den Kreis der Mysterien hat die Naturwissenschaft eingeschränkt, und der Wert der Unschuld, die in der Unwissenheit besteht, kann nicht mehr allzu hoch angeschlagen werden. Daß junge Mädchen aus den Romanen viel Neues erfahren, ist kaum zu befürchten. Darin liegt auch nicht die Gefahr, wohl aber in der Gefühlsüberschwenglichkeit, die aus manchen Romanen ausströmt, in den schiefen Welt- und Lebensanschauungen, durch die manche Romanschriftsteller zu glänzen suchen und zuletzt auch in einer leicht zu weit getriebenen Vorliebe für den geistigen Müßiggang, der ernstere Bestrebungen zu sehr in den Schatten drängt. Dieser Ernst des Lebens wird von den jungen Mädchen schon so leicht fortgetändelt durch die zahlreichen nichtssagenden gesellschaftlichen Vergnügungen, so daß er wenigstens bei der Lektüre nicht ganz in die Brüche gehen dürfte. Das Anstößige und Schlüpfrige, das mit zu den Haupttrümpfen der sogenannten modernen Romandichtung gehört, wird bei guter Gemütsart und geeigneter Erziehung wenig Schaden thun; es wird von selbst zurückgewiesen werden; auch der frühgeweckte Sinn für das Schöne wird diese oft widerwärtigen Ausschweifungen einer erhitzten Phantasie ablehnen. Im ganzen kann die Romanlektüre Schaden thun, wenn der Roman der Geschmacksverwilderung einer Epoche mehr Vorschub leistet als jede andre Form der Dichtung. In seiner Breite kann sich alles behäbig ablagern, auch das Wüste, Wilde, Geschmacklose; kranke Köpfe können ihre Delirien bis auf den letzten Heller ausgeben, da das strenge Gesetz künstlerischer Oekonomie ihnen hier weniger Einhalt gebietet als in der Lyrik und im Drama. In den Zeiten der Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts brachten die Romane oft unerhörte Scheußlichkeiten, und wir sind auf dem besten Wege, Aehnliches zu erleben, wenn eine paradoxe Litteratur sich von vermeintlichen Vorurteilen emanzipieren und durchaus Neues bieten will.

Die Romanleser sind ein sehr empfängliches Publikum! Wofür haben sie sich im Laufe der Zeit nicht begeistert, für Werther, Siegwart und Rinaldini, für die Mimeli, die Lorle und Goldelse und die Nana, für die alten Aegypter, die alten Deutschen, die neuesten Weltschmerzler und verliebte Kellnerinnen, die mit einem vollen Humpen und mit leeren Stammseideln herumlaufen, für norwegische

Somnambulen und waschechte Pariserinnen. Es giebt auch ernste Romanleser, für diese sind die Tendenzromane geschrieben, welche kein großes Publikum haben, denn an sich sind sie wenig unterhaltend. Da finden sich politische und religiöse Tendenzen, und auch der Geschichtsroman wird dadurch gefärbt. Der streng katholische Leser erfreut sich an Bolandens Romanen, in denen einem Gustav Adolph und andern evangelischen Helden sehr übel mitgespielt wird, der protestantische an den „Ahnen" von Gustav Freytag, in denen Luther und die neue Lehre verherrlicht werden. Es giebt auch pädagogische Romane nach dem Vorbild von Rousseaus Emil, und alle Richtungen und Strömungen geistigen Lebens haben sich in unsern Romanen abgelagert.

Da der Grundsatz „time is money" in unsrer erwerbslustigen Zeit allgemeine Geltung gefunden hat, so wollen auch die Romanleser nicht gern ihre Zeit verschwenden und wünschen das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Darum bevorzugen sie die Romane, aus denen sich etwas lernen läßt. Dazu gehört besonders der Memoirenroman, den vor allen Louise Mühlbach gepflegt hat. Diese intimen Geschichtsbilder bereichern die historischen Kenntnisse — und was in diesen Romanen zusammengetragen war, das hätte man sonst mühsam in einer großen Zahl von Bänden sich zusammensuchen müssen. Andre Autoren wieder wie Samarow geben zeitgeschichtliche Porträts, aus eigner Kenntnis, aus privaten Mitteilungen und Schilderungen — das sind erwünschte Illustrationen zur Zeitungslektüre. Dazu kommen die ethnographischen Romane mit den getreuen und lebendigen Schilderungen von Land und Leuten, mochten Rothäute, Negerfürsten oder Beduinen und Tscherkessen ihre Helden sein. Das sind wiederum geographische Lektionen in Romankapiteln — und auch hier schlug man nicht ganz seine Zeit tot, sondern man hatte seinen nachweisbaren Profit. Dann gab es Kriminalromane, das war von Interesse für die Strafrechtspflege, die durch überlieferte oder erfundene Fälle erläutert wurde. Wer erbaut sich nicht am Pitaval? Und da gab's einen Pitaval in Romankapiteln. Gewiegte Juristen wie Temme schrieben solche Romane; man konnte daher sicher sein, daß darin nichts vorkam, was gegen das Strafrecht und den Strafprozeß verstieß. Hier kamen neben den Frauen auch die Männer auf ihre Rechnung, doch der Löwenanteil an der Romanlektüre kam stets den Frauen zu, und von ihnen werden fast ausschließlich die Romane gelesen, die nur für die Unterhaltung und für den Totschlag müßiger Stunden bestimmt sind. Zwischen der Litteratur und dem Publikum besteht eine Wechselwirkung; es ist oft schwer zu bestimmen, ob jene mehr auf dieses bestimmend wirkt, oder umgekehrt. Das Publikum hat überhaupt etwas Rätselhaftes; wer kann dies vielköpfige Ungetüm fassen? Es schillert ja in allen Farben, es lebt ja in lauter Widersprüchen. Der Absatz im Buchhandel, die Kassenrapporte der Theater geben ja einen greifbaren Anhalt für seinen Geschmack, für seine Teilnahme an der Lektüre. Doch die nationale Geltung der Schriftsteller hängt davon nicht ab. Sehr viele haben anfangs ein sprödes Publikum gefunden, und erst die Zeit, die Würdigung von

Jahrzehnten hat ihnen die weitesten Leserkreise verschafft. Das Publikum der Zukunft ist oft ein andres als das Publikum der Gegenwart, und manchen Lieblingen des letzteren kann es begegnen, daß sie gar keine Zukunft haben.

Rechts und Links.

Eine Studie

von

Professor Dr. med. **Adolph Seeligmüller**, Halle a. S.

Ich will versuchen, das Interesse der Leser auf eine Frage hinzulenken, die mich schon seit längerer Zeit lebhaft beschäftigt, eine Frage, die im wahren Sinne des Wortes auf der Hand liegt, so handgreiflich, daß seit der Zeit, wo wir zum ersten Male einen Griffel zum Schreiben in die Hand nahmen, sie sich einem jeden hätte aufdrängen müssen, nämlich die Frage: Wie geht es zu, daß wir die rechte Hand der linken beim Gebrauch vorziehen?

Und nicht nur beim Schreiben und andern feinen Verrichtungen — nein, auch bei gröberen Beschäftigungen, beim Billardspielen, beim Kegelschieben, beim Schaufeln, Hacken und so weiter räumen wir der rechten Hand die bevorzugte Stelle ein.

Ein Großgrundbesitzer unsrer Provinz Sachsen, Dr. Rimpau zu Schlanstedt, will beobachtet haben, daß sich die Frauen von den Männern in der Handhabung von Feldgeräten durchweg abweichend verhalten, insofern fast alle Männer links, fast alle Frauen rechts arbeiten, das heißt die Männer sollen das Ende des Stieles der Hacke, der Harke, der Heugabel und so weiter mit der rechten, die Mitte dagegen mit der linken Hand halten, die Frauen umgekehrt. Beim Graben sollen die Männer mit dem linken, die Frauen mit dem rechten Fuße auf den Spaten treten; dieses letztere soll sich vielleicht, wie Rimpau vermutet, darauf zurückführen lassen, daß die Frauen das Spinnrad durchweg mit dem rechten Fuße treten müssen. Auch beim Tanzen sollen die Männer mit dem linken, die Frauen mit dem rechten Fuße antreten.

Diese Eigentümlichkeit will Rimpau nicht nur bei den einheimischen Arbeitern, sondern auch bei den aus der Ferne — Westpreußen, Schlesien, Eichsfeld — herbeigezogenen Feldarbeitern durchweg gefunden haben.

Nach meiner eignen, allerdings nicht ausgiebigen Beobachtung, aber ebensowenig nach Erkundigungen bei Leuten, die mehr Gelegenheit hatten, Feldarbeiter zu sehen, trifft diese Behauptung jedenfalls in der Allgemeinheit, wie sie aufgestellt worden ist, nicht das Richtige.

Wie dem aber auch sein mag, die Folgen dieser Bevorzugung der rechten Hand können nicht ausbleiben; sie zeigen sich in einer stärkeren Ausbildung der ganzen rechten Extremität. Es ist bekannt, daß der Umfang des Ober- und Unterarmes bei muskelkräftigen Arbeitern rechts einige Centimeter mehr betragen kann als auf der linken Seite; die rechte Hand ist breiter und kräftiger entwickelt.

Danach kann man bei unsern arbeitenden Klassen die wenigen Linkshänder herausfinden. Am Dynamometer (Kraftmesser) läßt sich die Kraft jeder Hand genau ablesen.

Auch die Fingernägel geben in dieser Frage bestimmte Auskunft; sie sind an der bevorzugten Hand länger — wohlgemerkt, wenn man die Länge der Seitenränder in Betracht zieht — und besonders am Daumen und Zeigefinger, platter und breiter.

Bäcker, die mit beiden Händen gleich stark den Teig kneten, brauchen sich die Nägel überhaupt nicht abzuschneiden; besonders die Nägelränder reiben sich an den Wänden der Backtröge ab.

Von den Fingernägeln kann man daher ablesen, ob jemand schwere Arbeit verrichtet hat oder nicht; abgeplattete Nägel sind dafür charakteristisch; gewölbte sind den Aristokraten eigentümlich.

Bei solchen Negern und Javanen, welche sich mit Arbeiten beschäftigen, die mehr Geschick als Kraft erfordern, sollen sich die Fingernägel durch Feinheit der Ränder und schöne Wölbung auszeichnen.

Es wäre nun interessant zu erforschen, ob auch bei den höheren Tieren dieselbe Bevorzugung der rechten oberen, beziehungsweise vorderen Extremität zu beobachten ist.

Bei Affen will der englische Naturforscher Ogle beobachtet haben, daß, wenn er, solange sie vom Gitter fern saßen, ihnen eine Frucht anbot, sie fast ausnahmslos — zwanzigmal unter 23 Versuchen — mit der rechten Hand danach griffen. Saßen die Affen dagegen ganz nahe dem Gitter, so gebrauchten sie zum Ergreifen meist die Hand, welche ihnen am bequemsten der Reichweite nach war.

Meine eignen Versuche, die ich am Affenkäfig unsers zoologischen Gartens in Halle angestellt habe, schienen mir die von Ogle gemachten Erfahrungen vollständig zu bestätigen. Die großen Affen, welche am Fußboden des Käfigs saßen, also beide Vorderhände frei hatten, griffen stets mit der rechten nach dem vorgehaltenen Gegenstande und ebenso, in den meisten Fällen wenigstens, die kleineren Affen, wenn sie sich nicht zufällig mit der rechten Hand an dem Drahtgitter festhielten. Ich möchte aber meinen, daß die Mehrzahl von ihnen sich mit der linken Hand von vornherein festgehalten hätten, damit sie die rechte zum Greifen frei hätten. Auch Bernhard Langkavel hat beobachtet, daß die Affen, zumal wenn andre in der Nähe sind, sich beim Greifen häufiger der rechten Hand bedienen. Eichhörnchen scheinen keinen Unterschied zu machen, desgleichen Tiere, welche Löcher graben. Hunde und Hauskatzen kann man, wie es scheint, schwerer daran gewöhnen, die linke Vorderpfote zu geben als die rechte. Kätzchen

schieben den Ball mit der linken, schlagen ihn aber mit der rechten. Löwen und Tiger und andre Großkatzen schlagen erregt stets mit der rechten Pranke, desgleichen Bären.

Bei Ochsen wollen englische Fleischer das rechte Vorderviertel um drei bis vier Pfund, bei Schafen um ein bis zwei Pfund schwerer im Gewicht gefunden haben als das linke; das rechte Vorderstück eines gelegentlich eines Roßfleischfestes verspeisten Karrengaules (cart horse) soll sogar neun Pfund schwerer gewesen sein als das linke. Eine von mir an das hiesige Schlachthaus gerichtete Anfrage erregte das Interesse des Herrn Direktor Reimers, dem ich hier nochmals Dank sage, in dem Maße, daß er an 18 Stück Rindvieh und 10 Pferden die betreffenden Gewichtsverhältnisse feststellen ließ.

Diese Wägungen bestätigen die Angaben der englischen Fleischer in keiner Weise; vielmehr wog das linke Vorderviertel in 16 Fällen mehr als das rechte, dieses dagegen nur in 9 Fällen mehr als das linke, in 3 Fällen stimmte das Gewicht beider überein.

Immerhin bleibt hier die Frage offen, ob man lediglich aus dem größeren Gewicht auf eine größere Leistungsfähigkeit des betreffenden Teiles schließen darf.

Für eine Bevorzugung der rechten Vorderextremität bei Pferden könnte der Umstand angezogen werden, daß es leichter sein soll, ein Pferd auf eine Gangart einzuüben, bei der es mit dem rechten Fuße antritt, als auf eine solche, wo dies mit dem linken zuerst geschieht.

Ich selbst habe mich jetzt daran gewöhnt, darauf zu achten, ob Pferde, in dem Augenblick, wo sie eine schwere Last fortziehen sollen, zuerst mit dem rechten Vorderfuße einsetzen. Meine Beobachtungen sind aber noch zu wenig zahlreich.

Weiter drängt sich uns die Frage auf:

Gilt dieselbe Bevorzugung der rechten Seite auch für die untere, beziehungsweise hintere Extremität? Auch hierüber sind meine Beobachtungen noch nicht abgeschlossen.

Indessen weiß ich von mir selbst und andern, daß man beim Schlittschuhlaufen sich auf dem rechten Bein viel sicherer fühlt als auf dem linken.

Radfahrer haben mich versichert, daß sie das rechte Bein viel mehr anstrengen als das linke.

Bei dem jetzt auch bei uns beliebt gewordenen Fußballspiel wird der rechte Fuß mit Vorliebe zum Fortschleudern des Balles verwendet.

Uebrigens weiß schon Bell, der englische Anatom, der beiläufig eine vortreffliche Monographie über die menschliche Hand geschrieben hat, von den Balletttänzern zu berichten, daß sie die schwierigsten Kunststücke ausschließlich auf dem rechten Fuße einüben, weil sie zur Einübung des linken ungleich mehr Zeit aufwenden müßten.

Der vermehrte Gebrauch eines Gliedes ruft aber außer der größeren Kraft auch eine vermehrte Geschicklichkeit dieses Gliedes hervor. So sehen wir, daß die rechte Hand infolge ihrer Bevorzugung namentlich bei feineren Verrichtungen, ganz abgesehen vom Schreiben, sich ungleich geschickter benimmt als die linke.

Um der geschickteren rechten Hand entgegenzukommen, sind die an den Kleidungsstücken der Frauen befindlichen Schleifen, Schlingen, Spangen, Haken und Oesen so angebracht, daß die rechte Hand bequem dazu gelangen kann.

Die Röcke der Knaben und Männer haben die Knopflöcher links, die Knöpfe dagegen rechts.

Benjamin Franklin[1]) läßt die vernachlässigte und überall zurückgesetzte linke Hand in einer längeren „Bittschrift an alle, denen die Aufsicht über die Erziehung anvertraut ist,“ folgendermaßen aussprechen:

„Meine Schwester und ich sind Zwillinge, und die beiden Augen eines Menschen können sich nicht ähnlicher sehen und nicht in besserem Einverständnis miteinander stehen als wir beide, wenn nur die Parteilichkeit unsrer Eltern nicht den kränkendsten Unterschied zwischen uns machte. Von meiner frühen Kindheit an mußte ich meine Schwester als ein Wesen höherer Art betrachten. Mich ließ man ohne allen Unterricht heranwachsen, während an ihrer Erziehung nichts gespart ward. Sie hatte besondere Lehrer, um Schreiben, Zeichnen, Sticken und andre schöne Künste zu lernen, wenn ich aber gelegentlich eine Feder, einen Bleistift oder eine Nadel ergriff, wurden mir bittere Vorwürfe gemacht, und mehr als einmal habe ich Schläge bekommen, weil ich mich linkisch und unmanierlich benahm. Zwar kann ich nicht leugnen, daß meine Schwester mich bei einigen Gelegenheiten zu ihrer Gehilfin machte, aber sie verfehlte nie, die erste Rolle für sich zu behalten, und bediente sich meiner nur notgedrungen, oder um an ihrer Seite zu figurieren.“

Die arme linke Hand! Wenn sie sich auch noch auf das Verständnis von Sprachen gelegt hätte, so würde sie noch mehr Grund gehabt haben, sich zu beklagen.

Denn nicht allein, daß der von ihr abgeleitete Ausdruck „linkisch“ sich in allen europäischen Sprachen findet, nein, auch jenseits des Ozeans wird sie verachtet. Bei einem Indianerstamme Nordamerikas heißt ihr zum Tort die rechte Hand die „große“ Hand, die Linke dagegen, „die nichts versteht“, und die Samoaner bezeichnen sie sogar als die, „die thöricht zugreift.“

Einer verstümmelten Hand gleich achteten sie die Römer und nach ihnen die Italiener und Franzosen: manus manca, manchot.

Bei den alten Römern galt die linke sogar als die Diebshand, und auch Diebsgehilfen wurden mit diesem Namen bezeichnet.

Auch in unsrer deutschen Sprache wird nicht viel Rühmens von ihr gemacht. Man leitet das Wort links ab von lencha, das beiläufig im Althochdeutschen die einzige an links anklingende Form sein soll.

Man hat das Wort links dann weiter zusammengebracht mit dem Zeitwort lenken; das wäre ja recht schön, wenn die Grundbedeutung dieses Wortes nicht merkwürdigerweise die wäre: „eine schräge Richtung geben“; also nur — zugelenkt, die Karre wird schon schief gehen.

---

[1]) Benjamin Franklins Leben und Schriften ꝛc., zeitgemäß bearbeitet von Dr. A. Binger. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1829. IV. Teil, Seite 142.

Und klingt das nicht seltsam? Auch das Wort „rechts“ hängt mit „regieren, lenken“ zusammen; die indogermanische Wurzel „reg“ hat es mit dem lateinischen Zeitwort „regere“ gemein.

Auf andre Nebenbedeutungen von „links“, zum Beispiel die, die es im Griechischen, Lateinischen und Altkeltischen hat, nämlich unheilbringend, will ich hier nicht weiter eingehen, weil diese Bedeutung keine nähere Beziehung zu unsrer Frage hat.

Warum uns aber die Thatsache von der Bevorzugung der rechtsseitigen Extremitäten billig in Erstaunen versetzen muß, das ist die wunderbare symmetrische Anordnung, die uns sonst bei der Beobachtung unsers eignen Körpers wie des der Tiere überall entgegentritt.

Ueber dieses Wunder der Schöpfung, das Wunder der Beidseitigkeit der Organismen könnte man Bücher schreiben, zumal wenn man in Betracht ziehen wollte, wie dieser Bilateralismus sich nicht nur als bilaterale Symmetrie im anatomischen Bau, nein auch in den physiologischen Verrichtungen als bilaterale Synergie, ja selbst in den pathologischen Erscheinungen bei kranken Menschen als bilaterale Sympathie kundgiebt.

Die beidseitige Symmetrie zunächst erstreckt sich über alle Klassen des Tierreichs, mit Ausnahme der drei untersten Klassen.

Bei den höheren Tieren ist die Anordnung des äußeren wie des inneren Baues durchaus symmetrisch.

Auch diese Thatsache liegt mit voller Augenscheinlichkeit auf der Hand. Halten wir beide Handflächen ausgestreckt vor uns hin, so sehen wir selbst die feinsten Linien in der Haut der einen Hand vollständig symmetrisch wieder in der andern, nämlich die Lebenslinie, linea vitalis, die den Daumenballen umkreist, die linea mensalis, die unterhalb des kleinen Fingers beginnt, und eine dritte, linea cephalica, die am Ende der vitalis einsetzt, sowie häufig noch eine vierte, die die so gegebene Figur zu einem lateinischen M vervollständigt.

Und auch die inneren Organe des Körpers haben eine symmetrische, meist sogar paarige Anordnung.

Hier könnte mir aber ein Leser sofort den Einwand machen:

Nun, soviel ich weiß, liegt das Herz, beim Menschen wenigstens, in der linken und die Leber in der rechten Seite des Körpers und der Magen ebenfalls mehr links; wie verträgt sich das mit der bilateralen Symmetrie?

Darauf ist zu antworten: „Ganz recht, ursprünglich aber stellte das Herz einen gestreckten Schlauch dar, der durchaus symmetrisch in der Mittellinie gelegen war. Bei der Leber aber entsteht die Asymmetrie der Lage ebenfalls erst später infolge der ungleichen Entwicklung der beiden anfangs gleichgroßen Leberlappen zu Ungunsten des linken. Ebenso stellt der Verdauungskanal anfangs einen vom Kopf bis zum untern Rumpfende hinziehenden geraden Schlauch dar.“

Selbst der hochgradig asymmetrische Bau gewisser, allen wohlbekannten Fische aus der Gattung der Seitenschwimmer — ich erinnere nur an die Flundern und

Steinbutten — geht von einer ursprünglich symmetrischen Struktur aus. Beim Schwimmen haben diese Fische bekanntlich die extra gefärbte und Augen tragende Seite nach oben gerichtet.

Höchst interessant ist die fast absolut bilaterale Symmetrie der Federbildung der Vögel und namentlich der Federwechsel in der Herbstmauser; bei diesem fällt auf beiden Seiten des Körpers eine Feder — und zwar sind das immer die korrespondierenden — gleichzeitig aus, gleichzeitig wachsen ihre stellvertretenden Nachfolger, aber bereits wenn diese etwa ein Drittel ihrer natürlichen Länge erreicht haben, fällt ein andres Paar aus und so fort.

Wohl zu merken ist aber, daß künstliches Ausziehen einer Feder keineswegs den spontanen Ausfall der korrespondierenden Feder hervorruft.

Allgemein bekannt ist endlich, daß beim Menschen das Ergrauen der Haare an den Schläfen auf beiden Seiten gleichzeitig statthat.

Was aber die bilaterale Synergie, das gleichzeitige Zusammenwirken symmetrischer Teile anbetrifft, so muß dies erst durch Einübung erlernt werden.

Das junge Kind bewegt gewöhnlich beide Arme gleichzeitig und gleichmäßig; ebenso zieht es beide Füße gleichzeitig an den Körper heran, und auch die Finger beugt es alle auf einmal. Der einseitige Gebrauch der Extremitäten und ihrer Abschnitte muß erst erlernt werden, ebenso wie das Zusammenwirken der einzelnen Muskeln. Das wird einem jeden sofort klar werden, wenn er sich an die Zeit des Klavierspielenlernens erinnert. Erst durch Uebung, — was sage ich! — durch unendlich viele und recht langweilige Uebungen können die gesonderten Bewegungen der einzelnen Muskeln, und zwar ganz verschiedener, an den zwei Händen zu stande gebracht werden.[1]) Dazu gilt es bei allen feineren Bewegungen, nicht nur zweckmäßige Kombinationen von Muskeln zu fördern, sondern auch unzweckmäßige zu hemmen.

Ein Komiker, der im stande ist, gleichzeitig auf der einen Gesichtshälfte zu weinen, auf der andern zu lachen, muß viele Uebungen zu diesem an sich so einfach erscheinenden Vorgange gemacht haben. Ich kann es nicht und von meinen Lesern wahrscheinlich auch niemand.

Stets gleichzeitig dagegen erfolgt die Bewegung beider Augen, selbst dann, wenn das eine vollständig erblindet ist; und dieses Zusammenbewegen bleibt selbst dann bestehen, wenn nach operativer Entfernung des einen Augapfels ein künstliches Auge auf den zurückgelassenen Stumpf aufgesetzt worden ist; das gläserne Auge bewegt sich mit dem natürlichen gleichzeitig und so gleichmäßig, daß man es kaum als künstlich eingesetztes erkennt.

Und nun sogleich im Anschluß hieran eine kurze Bemerkung über die bilaterale Sympathie, die gerade auch an den Augen sich besonders unangenehm

---

[1]) Vielen meiner Leser dürften die zwölf Lieder-Etüden (Op. 155, Nr. 12), welche Louis Köhler zur Uebung der linken Hand auf dem Klavier über die Melodie des Piersonschen Gedichtes „Ach wenn du wärst mein eigen" komponiert hat, noch besser im Gedächtnis sein als mir selbst.

bemerkbar macht. Ein Beispiel wird dies zeigen: Einem meiner Jugendfreunde wurde das linke Auge auf der Mensur stark verletzt. Weil nun nach Wochen die in diesem Auge eingetretene Entzündung sich durch „Sympathie“ auch auf das rechte fortzusetzen drohte, mußte das kranke entfernt werden, um die Gefahr für das gesunde abzuschneiden.

Ich kehre zu unserm Thema zurück:

Wie ist nun im Gegensatz zu dieser bilateralen Symmetrie und Synergie, die wie ein Grundgedanke der Schöpfung überall hervortritt, die Bevorzugung der rechten Hand zu stande gekommen?

Daß der Mensch seit undenklichen Zeiten sich als Rechtshänder bewährt hat, dürfte über jeden Zweifel erhaben sein.

Die ältesten Denkmäler Assyriens und Aegyptens, die Sprache der Bibel und andrer Urkunden aus dem Altertume, die Berichte unzähliger Reisenden aller Zeiten und Zonen bezeugen immer wieder diese Erscheinung.

Von vielen will ich nur eine einzige, besonders interessante Thatsache nach dem schon einmal genannten Bernhard Langkavel hier anführen:

„Wer jemals linkshändige Zeichner beobachtet hat, dem fiel sicherlich auf, daß diese, zumal im Anfange ihrer künstlerischen Thätigkeit, die Tierkopfprofile nach rechts richten.

Diese Beobachtung ist deshalb äußerst wichtig, weil sie uns beweist, daß Linkshändigkeit nicht etwa ein Produkt neuerer Zeit ist, der Anfang einer Art Degeneration, sondern daß sie sich schon in den frühesten Zeiten jenseits aller geschichtlichen Daten bei den prähistorischen Menschen, nämlich in der sogenannten Renntierzeit, zeigt.

Auf den Zähnen des damals bei uns lebenden Mammut, auf den Geweihen des in Südfrankreich und Süddeutschland weidenden Renns zeichneten und ritzten einige kunstfertige Hände allerlei Tiergestalten, und die überwiegende Mehrheit dieser Gestalten zeigt die Köpfe nach der linken Seite gerichtet; haben die sehr vereinzelten Köpfe, die nach rechts gerichtet sind, vielleicht begabte Linkshänder gezeichnet, oder gab es schon damals Zeichner, die sich mit der linken Hand fleißig übten? Also Vorgänger unsers Adolf Menzel und andrer?“

Nun, eine so auffällige Erscheinung, wie die allgemein verbreitete Rechtshändigkeit, mußte wohl die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen schon frühe auf sich ziehen, und in der That giebt es vielleicht keine Eigentümlichkeit unsers Körperbaues, die zahlreichere Erklärungsversuche hervorgerufen hätte als diese.

Die Erklärungsversuche lassen sich in zwei Reihen gruppieren, nämlich:

1. die philosophischen und 2. die anatomischen, wie ich sie kurz bezeichnen will, eigentlich die anatomisch-physiologischen.

Die philosophischen Erklärungsversuche laufen sämtlich darauf hinaus, daß zwischen den Gliedern der menschlichen Gesellschaft von vornherein ein Abkommen getroffen sein müsse, die rechte Hand vornehmlich zu gebrauchen, und daß danach mittels erziehlicher Einflüsse die Rechtshändigkeit von den Eltern auf die Kinder übertragen oder fortgeerbt sei.

Auf welche Weise freilich diese stillschweigende Uebereinkunft zu stande gekommen sein soll — und das zu einer Zeit, wo man von Telegraphie überhaupt, geschweige denn von drahtloser Telegraphie oder gar von Telephonie noch keine Ahnung hatte —, darüber schweigen sich diese Philosophen vollständig aus. Und es hieße viele Worte um nichts verlieren, wenn wir uns auf die Zurückweisung dieses Erklärungsversuches ernstlich einlassen wollten.

Aber selbst wenn wir jene erste Hypothese als wahrscheinlich gelten lassen wollten, so würde doch die weitere Behauptung, daß die durch allgemeinen Beschluß dekretierte Rechtshändigkeit sich durch erziehliche Einflüsse auf die Nachkommen immer wieder übertragen habe, bei näherer Beleuchtung sich ebenfalls als nicht stichhaltig erweisen.

Denn zunächst machen wir immer wieder die Erfahrung, daß Individuen, selbst wenn sie unter sehr sorgsamen erziehlichen Einflüssen gestanden haben, dennoch ausschließlich oder doch mit Vorliebe die linke Hand statt der rechten gebrauchen und, trotz des Aergernisses, das sie dadurch geben, und trotz der Verdrießlichkeiten, die sie sich selbst dadurch zuziehen, dennoch beim Gebrauche der linken Hand verharren.

Und im allgemeinen giebt es eine viel größere Zahl von Linkshändern, als man von vornherein anzunehmen geneigt sein dürfte.

Derselbe Ogle hat 1000 Männer und ebensoviele Frauen in einem Krankenhause auf Linkshändigkeit untersucht. Das überraschende Resultat war, daß unter 2000 Menschen nicht weniger als 85 Linkshänder gefunden wurden, also $4^1/_2$ %. Beiläufig hat der berühmte Anatom Hyrtl nur 2 % Linkshänder ausgerechnet.

Nun hätte man vielleicht erwarten dürfen, daß die Eltern dieser Linkshänder der Mehrzahl nach ebenfalls Linkshänder gewesen wären; mit nichten! Vielmehr ließen sich unter den 85 nur 12 herausfinden, die einen linkshändigen Vater oder ein linkshändige Mutter aufzuweisen hatten.

Und ebenso findet man, wenn man ganze Familien durchmustert, unter vielen Gliedern oft nur einen einzigen Linkshänder, während alle andern Rechtshänder sind.

Ein gewisser Einfluß ist indessen der Vererbung nicht abzusprechen, wofür sich beweisende Fälle anführen ließen.

Der genannte Ogle hat in betreff der Vererbung der Linkshändigkeit bei 57 Linkshändern im Spital herausgefunden, daß in der Verwandtschaft dieser 57 nur 27 darüber zu berichten wußten, daß unter den Cousins und Cousinen ersten Grades sich eine linkshändige Person finde, also würden auf 100 Fälle von Linkshändigkeit etwa zwei linkshändige Verwandte kommen.

Ferner ist es interessant, zu erfahren, in welchem Verhältnisse sich die Linkshändigkeit auf die beiden Geschlechter verteilt: In jener Statistik von 2000 Personen standen 57 linkshändigen Männern nur 28 linkshändige Frauen gegenüber, ein Zahlenverhältnis, das merkwürdigerweise dem bei gewissen Mißbildungen genau entspricht, insofern die Zahl von mit Mißbildungen der verschiedensten

Art behafteten Männern ungefähr doppelt so groß sich herausgestellt hat als die Zahl der Frauen.

Die Bedeutung des erziehlichen Einflusses erscheint ferner dadurch abgeschwächt, daß die Linkshändigkeit sich bereits ausbildet, bevor von einer Erziehung im strengeren Sinne überhaupt die Rede sein konnte.

Ich habe vorhin darauf aufmerksam gemacht, daß junge Kinder zunächst beide obere und untere Extremitäten gleichzeitig und gleichmäßig ohne Unterschied bewegen. Eine feingebildete, sorgsame Mutter machte mir hiergegen die Einwendung — und ihr Gatte bestätigte dies —, daß ihre Kinder sämtlich von früh an sich als Linkshänder gezeigt hätten, obwohl in der ganzen Verwandtschaft sonst kein Linkshänder zu finden sei.

Dieser Umstand möchte sich durch folgende Erfahrung erklären lassen:

Ich erinnere mich aus der Zeit, wo ich als Hausarzt noch vielfach mit Tragekindern zu thun hatte, wie in gewissen Familien ein großer Wert darauf gelegt wurde, daß die weibliche Person, die die Kinder spazieren zu tragen hatte, nicht nur, wie gewöhnlich, das Kind auf dem linken Arm tragen konnte, sondern auch auf dem rechten. Wozu dies? Das Kind legt, wenn es auf dem linken Arm getragen wird, den rechten um den Nacken der Trägerin und gebraucht dann in dieser Stellung ausschließlich die linke Hand zum Zugreifen. Auf diese Weise kann es zu einer gewohnheitsgemäßen Bevorzugung der linken Hand kommen, es kann auf diese Weise Linkshändigkeit geradezu gezüchtet werden. Anders, wenn das Kind ausschließlich oder abwechselnd auch auf dem rechten Arm getragen wird.

Sehr interessante Untersuchungen über diesen Punkt hat der Professor James Mark Baldwin in seinem Buche „Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse", übersetzt von Arnold Ortmann, 1898, niedergelegt.

Baldwin hat mit seiner Tochter schon in dem frühesten Alter Versuche vorgenommen. Das Kind, das niemals auf den Armen getragen werden durfte, wurde in eine bequeme sitzende Stellung gebracht, mit bloßen Armen, damit es nach den Gegenständen, die ihm vorgelegt wurden, ungehindert greifen könnte. Die Lage dieser Gegenstände, die in größerer oder geringerer Entfernung von dem Kinde sich befanden, wurde durch eine einfache Vorrichtung von beweglichen Stäben kontrolliert.

Die Versuche, die täglich zu einer bestimmten Tageszeit ausgeführt wurden, erstreckten sich über die Zeit vom vierten bis zum zehnten Lebensmonate.

Während dieser Zeit trat niemals eine Bevorzugung der einen Hand hervor. Die Neigung, beide Hände zu gebrauchen, war etwa doppelt so groß wie die Vorliebe für die einzelne Hand, wohlgemerkt aber nur so lange, als die Gegenstände in der Entfernung von höchstens zehn Zoll sich befanden, also so nahe, daß die Kleine bei deren Ergreifen keine besondere Muskelanstrengung nötig hatte.

Anders gestaltete sich die Sache, als er die Entfernung der Gegenstände auf 12—15 Zoll erhöhte. Denn nunmehr zeigte sich bei der Kleinen eine sofort in die Augen springende Vorliebe für die rechte Hand.

Während sie bei den Versuchen mit 10 Zoll Reichweite 577 mal mit der rechten, 568 mal mit der linken und 1042 mal mit beiden Händen zugegriffen hatte, benutzte sie jetzt in 80 Versuchen 74 mal die rechte, dagegen nur 5 mal die linke und nur ein einziges Mal beide Hände zugleich.

Bei einer Reichweite von 13, 14, 15 Zoll bediente sie sich beim Greifen überhaupt nicht mehr der linken, noch beider Hände, sondern ausschließlich der rechten.

Verschob Baldwin bei weiteren Versuchen den Gegenstand nach links, wohlgemerkt aber bei der ursprünglichen Reichweite von 10 Zoll, so wurde die linke Hand noch weniger gebraucht, der Gegenstand wurde doch mit der rechten Hand ergriffen, obwohl die Anstrengung für diese eine größere war. Das beweist, daß die Rechtshändigkeit sich nicht aus der Erfahrung des Kindes in Bezug auf die größere Bequemlichkeit des Ergreifens herleiten läßt.

Da das Kind zur Zeit weder kriechen noch stehen konnte, so kann die stärkere Entwicklung der einen Hand auch nicht, wie man meinen könnte, auf einen Unterschied im Gewicht der beiden Rumpfhälften zurückgeführt werden.

Ferner wird die maßgebende Wichtigkeit des erziehlichen Einflusses auch durch die weitere Erfahrung abgeschwächt, daß es allen Anstrengungen der Eltern und Pflegerinnen häufig genug nicht gelingt, die Linkshändigkeit vollständig zu beseitigen.

Das beliebte Festbinden der linken Hand führt nur in leichten Fällen zum Ziele. In schweren Fällen dagegen bleiben im erwachsenen Alter noch deutliche Spuren der vorerziehlichen Bevorzugung der linken Hand zurück, insofern diese bei Gelegenheiten, die sich dem erziehlichen Einflusse in den meisten Fällen zu entziehen pflegen, immer wieder zeigen; so beim Werfen mit einem Ball oder Stein, insofern hierzu durchweg die linke Hand gerade wie in der Kindheit weiter benutzt wird.

Und wie steht es mit der Rechtshändigkeit der Affen, die Ogle bei 20 unter 23 konstatiert hat?

Sollen wir hier außer der stillschweigenden Uebereinkunft auch etwa noch eine erziehliche Beeinflussung seitens der Eltern annehmen? Oder ist der Nachahmungstrieb das sich hier geltend machende Moment?

Immerhin will ich nicht unerwähnt lassen, daß man unter wohlerzogenen Kindern viel seltener ausgesprochenen Linkshändern begegnet als unter solchen, die in der entscheidenden Zeit sich selbst überlassen geblieben.

Auf den Einfluß einer etwa anzunehmenden Vererbung will ich nicht näher eingehen.

Als Kuriosum will ich nur erwähnen, daß der für die Vererbung der Linkshändigkeit sehr lebhaft plaidierende Ogle nicht übel Lust zeigt, den Stamm Benjamin aus dem Alten Testament als Beweis anzuziehen. Die Benjaminiten

galten als besonders tüchtige Bogenschützen und vortreffliche Schleuderer. Ob für diese Fertigkeit der Gebrauch der linken Hand besonders in Betracht kam, muß ich dahingestellt sein lassen.[1]) Jedenfalls wird aber im Buch der Richter 3, 15 der Benjaminit Ehud, welcher seinerzeit den Israeliten als Retter in schwerer Kriegsgefahr erstand, ausdrücklich als ein linkshändiger Mann bezeichnet, und ebenso heißt es in dem Buche der Richter 20, 14—16: „Von allen diesen Leuten — Kriegsmannschaften der Benjaminiten — waren 700 auserlesene Männer linkshändig; jeder verstand haarscharf mit Steinen zu schleudern, ohne je zu fehlen.“

Ogle möchte, wie gesagt, diese Notizen gern als Beweis für die Erblichkeit überhaupt und bei den Nachkommen Benjamins im Speziellen verwerten. Es fehlt dazu aber die Hauptsache für diesen Beweis, nämlich jede Nachricht darüber, ob Benjamin, der jüngste Sohn des Erzvaters Jakob, also der mutmaßliche Vererber, selbst Linkshänder gewesen ist.

Wir haben nun wohl die Ueberzeugung gewonnen, daß alle philosophischen Erklärungsversuche uns vollständig im Stich lassen. Es dürfte deshalb wohl an der Zeit sein, daß wir die von mir kurzweg als anatomische bezeichneten Erklärungen uns ein wenig näher ansehen.

Bevor ich aber auf den nach meiner Meinung einzig stichhaltigen anatomischen Grund zu sprechen komme, will ich noch einen Erklärungsversuch erwähnen, der, insofern er eine anatomische Thatsache in Betracht zieht, als nicht ganz uneben erscheinen möchte.

Diese Erklärung rechnet mit der linksseitigen Lage des menschlichen Herzens. Auch für jemand, der nicht Anatomie studiert hat, verrät das Herz, zumal in Zeiten der Aufregung, seine Lage durch lebhaftes Klopfen, und ebenso bedarf die Erkenntnis, daß das Herz ein für das Leben besonders wichtiges und daher im Streite sorgsam zu schützendes Organ darstellt, keiner physiologischen Studien. Es ist daher wohl zu vermuten, daß von jeher wie heute noch beim Fechten die linke Brustseite zurückgezogen, die rechte vorgeschoben, der rechte Arm aber mit der jeweiligen Waffe zur Abwehr des Gegners oder zum Angriff vorgestreckt wurde.

Wenn man nun erwägt, daß gerade in den Urzeiten Zweikämpfe nicht so ungewöhnliche, sondern wohl sogar alltägliche Vorkommnisse gewesen sein mögen — wurden doch Streitigkeiten selbst noch in späteren Zeiten oft durch einzelne Zweikämpfe entschieden —, so hat diese Erklärung für die Bevorzugung der rechten Oberextremität in der That eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich.

„Aber nur für die Rechtshändigkeit der Männer, nicht für die der Frauen!“ höre ich jemand einwenden. „Haben wir doch gesehen, daß die Linkshändigkeit bei Frauen ungleich seltener anzutreffen ist als bei Männern! Nun sind aber

[1]) Unsre einheimischen Jungen schleudern mit ihrer, der Davidschen Hirtenschleuder nachgebildeten Schleuder, wie ich mich noch vor kurzem erst wieder überzeugen konnte, den Stein mit der rechten Hand.

die Frauen doch ganz gewiß nicht streitsüchtig, und wann kommt eine Frau in die Lage, ihr Leben mit der Waffe in der Hand zu verteidigen?" Dann, so lautet die Antwort, wenn nicht nur ihr eignes Leben auf dem Spiele steht, sondern, was ihr noch viel mehr am Herzen liegt, das Leben ihres Kindes, welches sie auf dem Arme trägt, und zwar, wie wir gesehen haben, fast immer auf dem linken Arme, so daß ihr für die Abwehr nur der rechte Arm übrig bleibt.

Immerhin hat diese Erklärung etwas Gezwungenes und stützt sich auf die Annahme, daß die Zeiten des Faustrechts kaum je ein Ende genommen haben.

Die Rechtshändigkeit muß also wohl ihren Grund haben in einer Verschiedenheit des Baues der beiden Körperhälften, beziehungsweise eines Teils von ihnen, die auf die Bevorzugung der rechtsseitigen Extremitäten von Geburt an einen direkten Einfluß ausübt.

Nach diesem anatomischen Substrat, wie wir das in der wissenschaftlichen Sprache auszudrücken pflegen, haben alle Aerzte, die sich mit der Frage „Rechts und Links" beschäftigt haben, lange Zeit vergeblich geforscht.

Als die Anatomen darauf aufmerksam wurden, daß die rechte Schlüsselbeinarterie, welche den rechten Arm mit Blut versorgt, in der Lichte weiter ist, also mehr Blut befördert als die linke, glaubte man darin den Grund für die Rechtshändigkeit gefunden zu haben. Man hatte aber dabei außer acht gelassen, daß auch die übrigen anatomischen Bestandteile der rechten Oberextremität, wie Muskeln, Knochen und so weiter am rechten Arme stärker ausgebildet zu sein pflegen als am linken, eben infolge ihres Mehrgebrauchs. Was also Folge war, hatte man fälschlich als Ursache angesehen.

Nunmehr will ich aber die Geduld der Leser nicht länger auf die Probe stellen. Um jedoch allen verständlich zu machen, worin diese angeborene Eigentümlichkeit besteht, muß ich sie bitten, mir auf einem kurzen Exkurs in die Anatomie und Physiologie zu folgen.

Es ist eine durch viele Forschungen und Beobachtungen erwiesene Thatsache, daß die rechte Hälfte unsers Körpers ihre Nerven aus der linken Hälfte des Großhirns und umgekehrt bezieht. Dieser schon längst allgemein als gültig angenommene Lehrsatz ist vor etwa einem Menschenalter als nunmehr unumstößliche Wahrheit zur Evidenz durch Versuchsergebnisse an Tieren bestätigt worden. Wurde die Oberfläche der linken Großhirnhälfte elektrisch gereizt, so bewegten sich die Muskeln der entgegengesetzten rechten Körperhälfte und umgekehrt, die der linken, sobald die rechte Hirnoberfläche gereizt wurde.

Auf Grund dieser Erkenntnis haben sich unsre Kenntnisse über die Anatomie und Physiologie des menschlichen Gehirns in überraschender Weise erweitert und vertieft. Wir können jetzt nicht nur für die Bewegung, sondern auch für andre Verrichtungen, für das Sehen, das Hören, die Sprache, ganz bestimmte Territorien der Hirnoberfläche als Ausgangspunkt abgrenzen.

Was aber nun ganz besonders wunderbar erscheinen muß, ist: es hat sich herausgestellt, daß bei der übergroßen Mehrzahl der Menschen die linke Hirnhälfte für die Zwecke der einzelnen Verrichtungen, wenn nicht

ausschließlich, so doch vorzugsweise ausgebildet wird, so daß wir ohne weiteres sagen dürfen: die Rechtshänder sind linkshirnig, oder wie es die Franzosen in ihrer präzisen Weise auszudrücken pflegen: les droitiers sont gauchers du cerveau. Und damit haben wir den Schlüssel zur Lösung der Frage gefunden, die uns bis jetzt beschäftigt hat; die Bevorzugung der rechten Hand hat ihren Grund in einer bevorzugten Ausbildung der linken Großhirnhälfte.

Wie kommt diese aber zu stande?

Auch auf diese Frage vermögen wir eine bestimmte anatomisch begründete Antwort zu geben.

Sie lautet: Die linke Großhirnhälfte wird infolge angeborener anatomischer Verhältnisse von vornherein reichlicher mit Blut versorgt als die rechte.

Das arterielle Blut, welches das Gehirn funktionstüchtig macht, wird diesem vornehmlich durch zwei Schlagadern, die Karotiden, zugeführt, die man zu beiden Seiten des Halses klopfen fühlt. Während aber die Schlagader der linken Seite direkt aus der großen Körperschlagader, der Aorta, entspringt und sich von da sofort der linken Gehirnhälfte zuwendet, nimmt die auf der rechten Seite ihren Ursprung aus einem gemeinschaftlichen Stamme, von welchem außerdem noch die Schlagader für die rechte Oberextremität abgeht. So kommt es, daß der Blutstrom, der zur rechten Hirnhälfte geht, erst zweimal eine Knickung in seinem Laufe und dadurch zweimal eine Hemmung erleidet, während das Blut in die linke Hirnhälfte direkt und in fast gerader Linie vom Herzen aus hineingetrieben wird.

Es ist dadurch leicht verständlich, daß die linke Gehirnhälfte unter dem stetigen Einflusse einer mächtigeren Blutversorgung steht als die rechte. Infolge davon aber muß die linke Gehirnhälfte von Geburt an sich funktionstüchtiger entwickeln und die rechte Oberextremität, weil sie von hier aus die Nerven und durch diese ihre Bewegungsimpulse erhält, von vornherein mehr zu Bewegung und Einübung angeregt werden als die linke, die von der rechten weniger gut mit Blut versorgten Gehirnhälfte innerviert wird.

Ich bin am Ende. Nur noch einige Fragen, deren Beantwortung der Leser von mir erwarten wird, will ich erledigen.

Zunächst die Frage: Wie verhält sich nun die Blutverteilung für das Gehirn bei solchen Tieren, denen ebenfalls eine Bevorzugung der rechtsseitigen Extremitäten zugeschrieben wurde?

Bei den Affen zunächst gerade so wie bei dem Menschen und zwar bei den menschenähnlichen Affen am ausgesprochensten. In ähnlicher Weise wenigstens gestaltet sich die Blutverteilung bei dem Rindvieh und beim Pferde.

Weiter berechtigt ist die Frage: „Wie gestaltet sich aber die Blutverteilung bei ausgesprochenen Linkshändern?“

Auf diese Frage eine genügende Antwort zu geben, bin ich leider zurzeit noch nicht im stande, weil die Zahl der Fälle, in denen bisher auf diese Ver-

hältnisse an den Leichen von Linkshändern geachtet worden ist, noch viel zu klein ist, als daß man daraus Schlüsse ziehen könnte.

Immerhin läßt sich zur Erklärung der Linkshändigkeit schon jetzt so viel sagen, daß nichts in der Anordnung der Teile des menschlichen Körpers so variabel ist, wie die Anordnung der Blutgefäße. Und darum muß es von vornherein wahrscheinlich erscheinen, daß bei solchen Individuen, die sich schon in frühester Kindheit als entschiedene Linkshänder ausgewiesen haben, durch die Anordnung der Blutgefäße eine mächtigere Blutversorgung für die rechte Gehirnhälfte vorgesehen sein wird.

Poetische Krankheiten.

Von

Otto Behaghel.

Wenn ich mir vorgenommen habe, von poetischen Krankheiten zu reden, so denke ich dabei nicht an das lyrische Fieber, das jeden wackeren Jüngling einmal überfällt, oder an die verhängnisvoll engen Beziehungen zwischen Genie und Wahnsinn; auch nicht an die Krisen, die die Dichtung selber in Zeiten des Sturmes und Dranges zu überstehen hat, sondern an die Krankheiten, die zum Gegenstand der dichterischen Darstellung geworden sind, und ich lege mir die Frage vor, welche Rolle solche Schilderung krankhafter Zustände im Werke des Künstlers spielt.

Unsre mittelalterliche Litteratur zeigt sehr wenig Neigung, Pathologisches darzustellen. Das hängt zum Teil mit der Thatsache zusammen, daß das Auge noch nicht wie heute geöffnet und geschärft war für medizinische Dinge, hauptsächlich aber mit dem ganzen Wesen der altdeutschen Dichtung. Zumeist lebt sie in bewußter Abkehr von der wirklichen Welt; sie erfreut sich an den lockenden Bildern des Minnelebens und des Rittertums; sie hat es noch nicht gelernt, am Häßlichen Freude zu empfinden. Nur selten stoßen wir im altdeutschen Epos auf Schilderungen körperlicher Häßlichkeit, es sei denn, daß es sich um Hexenartiges oder um riesenhafte Gestalten, also um Außermenschliches handelt. Ebenso ist die Gestalt des Bösewichts der alten Dichtung so gut wie fremd; selbst ein Verräter wie Ganelon, der Roland und seine Helden zu Falle bringt, ist nicht mit abschreckenden Farben gezeichnet. Es ist kein Wunder, wenn jene höfische Gesellschaft es auch nicht liebt, sich unangenehme Krankheitsbilder vor Augen stellen zu lassen. Da Wolfram von Eschenbach, der große Realist unter unsern alten Klassikern, sich beikommen läßt, das Leiden des Amfortas zu schildern, und die

Mittel aufzählt, mit denen man seine Krankheit zu bekämpfen sucht, da muß er sich von Gottfried von Straßburg einen scharfen Tadel gefallen lassen: in edeln Ohren klingt besser ein wohlanständiges Wort als eines, das aus der Küche des Apothekers stammt.

Insbesondere in einem Punkt steht das Mittelalter in deutlichem Gegensatz zur neueren Zeit. Der Künstler kann der Krankheit so gegenübertreten, daß er sie um ihrer selbst willen schildert, daß er seinen Stolz darein setzt, das klinische Bild, die pathologische Entwicklung möglichst genau zu zeichnen. Solche Aufgaben hat sich der altdeutsche Dichter niemals gestellt; ihre Behandlung ist vielmehr eine Errungenschaft der jüngsten Vergangenheit. Wenn der moderne Psychiater Werther von Anfang an als krank betrachtet, ihn als dégénéré supérieur bezeichnet oder in Tasso einen Geisteskranken erblickt, der mit unheilbarem Verfolgungswahn behaftet ist, so hat doch Goethe selbst schwerlich beabsichtigt, Krankheitsgeschichten im ärztlichen Sinne des Wortes zu schreiben. Der moderne Realismus dagegen schwelgt geradezu in der Schilderung von Krankheitszuständen. Schwindsucht, Delirium tremens, Morphinismus werden in gewissenhaftester Ausführlichkeit uns vor Augen gestellt. Karl Bleibtreu zeichnet den Größenwahn in einem Roman gleichen Namens; wie Ibsen in den Gespenstern, so hat Richard Voß in der Villa Falconieri den Paralytiker zum Mittelpunkt der Handlung gemacht. Man hat, um mit Litzmann zu reden, im neuesten Drama das Gefühl, als ob man sich in einer Nervenheilanstalt befinde. Sogar die Sexualpathologie wird poetisch verwertet. Strindberg hat in Fräulein Julie die Nymphomanie auf die Bühne gebracht; Bahrs Novelle „Die gute Schule“ schildert die Lust am Grausamen, die dem Geschlechtstrieb unter Umständen anhaftet, und unter Tovotes Novellen steht eine mit dem Titel „Heißes Blut“, die aussieht, als ob sie ganz unmittelbar herübergenommen sei aus Krafft-Ebings Psychopathia sexualis. Ihr Held ist ein Mann, dem die Weiber unangenehm geworden sind, der ihren Geruch nicht vertragen kann und zu mannmännlicher Liebe neigt. Er begiebt sich in die Behandlung des Arztes, dem es durch Hypnotisieren und systematisch angewandte Verführungskünste gelingt, den seelischen Schwächezustand zu heilen, so daß zum Schlusse der Kranke als glücklicher Ehemann auftritt.

Diesen Fällen, wo die Krankheit als solche im Vordergrund des Interesses steht, tritt die große Masse derjenigen gegenüber, wo ihre Einführung als Mittel zum Zweck erscheint. Unter diesen findet sich wiederum eine Gruppe, die dem Mittelalter noch fremd ist; man könnte sie als Hintergrundskrankheiten bezeichnen. Sie haben die Aufgabe, die Unterlage zu bilden, auf der die Handlung oder der Handelnde sich abzeichnet. In Dumas' Kameliendame wird das gefallene Mädchen, dessen Sache der Dichter führt, als schwindsüchtig dargestellt, um unser Mitleid aufs höchste zu treiben. In „Es war“ stellt Sudermann dem brutal egoistischen, schrankenlos leidenschaftlichen Leo den zarten, feinsinnigen Ulrich gegenüber, der ein Meister der Selbstbeherrschung ist, der für den Freund sich aufopfert und von ihm verraten wird. Der Verrat erscheint besonders

schwarz, das Heldentum Ulrichs in besonders leuchtenden Farben, wenn wir sehen, daß ein schweres Herzleiden auf ihm lastet. Verga hat im „Tigre reale" ein Weib von wunderbarer Schönheit, von hinreißender Leidenschaftlichkeit geschildert; die Schönheit Natas wirkt um so eigenartiger, als sie einer Schwindsüchtigen angehört; der Triumph ihrer Leidenschaft über den Gatten einer andern ist um so dämonischer, als ihr höchster Ausbruch zu einer Zeit erfolgt, da Nata nur noch wenige Schritte vom Grab entfernt ist.

Eine besondere Form der Hintergrundskrankheit ist die Ehebruchs-diphtheritis. Der Gatte tändelt in den Armen einer andern; zu Hause bricht unterdes die Diphtheritis aus, und die Mutter härmt sich am Bette des sterbenden Kindes: ein grausiger Vorwurf für den Vater, wenn er heimkehrt. Auch dieses Bild hat Verga im „Tigre reale" gezeichnet oder Spielhagen in der Erzählung „Zum Zeitvertreib".

Eine Mittelstellung nimmt die Krankheit ein in der „Versuchung des Pescara". Zum Teil ist sie Hintergrundskrankheit. Eine unheilbare Wunde trägt der Feldherr mit sich herum; um so heller leuchtet die Seelengröße des gewaltigen Mannes, der sich keine Ruhe gönnt und niemand, selbst nicht die herrliche Gattin, seinen Zustand ahnen läßt, damit nicht der Feind neue Zuversicht schöpfe. Aber die Krankheit tritt auch gelegentlich aus dem Hintergrund hervor, um in die Handlung einzugreifen; sie ist es, die dem Feldherrn die Wahl erleichtert, ob er dem Kaiser treu bleiben will oder ihn zum Heile Italiens verraten soll.

Damit gelangen wir zu der umfangreichen Gruppe von poetischen Krankheitsfällen, bei denen unsre ärztliche Beobachtung ergiebt, daß sie in der Entfaltung der Handlung selber eine Rolle spielen, bei denen uns also weniger das Krankheitsbild als solches von Bedeutung ist, sondern vielmehr die Art, wie die Krankheit entsteht oder wie sie das Leben des Patienten weiterhin beeinflußt.

Es kann hier geschehen, daß die Entstehung des krankhaften Zustandes völlig nebensächlich ist, daß es dem Dichter lediglich auf die Wirkungen ankommt, die sich daraus ableiten lassen.

Als bei Hauff Georg von Sturmfeder nach dem Lichtenstein zieht, da wird er überfallen und schwer verwundet und liegt längere Zeit im Fieber. Das hat unter anderm die Wirkung, daß er nun auf die Führung des Pfeifers verzichten und allein reiten muß; so wird jene nächtliche Scene vor der Burg Lichtenstein möglich, wo er den Herzog überfällt, den er für seinen Nebenbuhler hält. Das Krankenlager im Bauernhause hat aber noch eine kleine Nebenwirkung: daß das Töchterlein des Pfeifers sich in den schönen, leidenden Rittersmann vergukt, denn „Mitleid ist ein fruchtbar Erdreich für das Pflänzlein Liebe," heißt es bei Scheffel. Noch mehr bewährt anderwärts das Wundfieber seine Kraft, die Herzen zusammenzuführen, so bei Scheffel selbst im Trompeter von Säkkingen, wo Werner beim Ansturm der Hauensteiner Bauern schwer getroffen worden; bei Riehl in seiner Novelle „Die Gerechtigkeit Gottes", in Stendhals Vanina Vanini.

Etwas anders liegt die Sache in einer der schönsten unsrer mittelalterlichen Erzählungen, im Armen Heinrich des Hartmann von Aue.

Ein edler Herr ist dem Aussatz verfallen; er zieht sich in die Einsamkeit zurück, wo ein treuer Bauer ihn pflegt. Da erwacht in der jugendlichen Tochter des Bauern Mitleid und Liebesahnen und damit der Entschluß, ihr Blut für den Kranken dahinzugeben, das allein, wie man ihr sagt, den Aussatz heilen kann; durch ein Wunder des Himmels gerettet, nimmt der Genesene sie zum Weibe.

Das Pathologische kann aber auch dadurch wirken, daß es den Menschen schließlich aus den Reihen der Lebenden streicht. Zu solchem Mittel greift der Dichter vielleicht deshalb, weil er den Eindruck braucht, den der Tod bei den Ueberlebenden hervorruft, indem er sie in ihren Tiefen erschüttert, umstimmt. Der Prinz in Schillers Geisterseher ist mit fürchterlicher Leidenschaft an jenes schöne Weib gebunden. Sie verfällt durch Gift in schwere Krankheit; mit ihrer „letzten sterbenden Beredsamkeit“ will sie ihn auf den Weg leiten, den sie selbst zum Himmel wandelt: ihr Tod führt endlich die lange vorbereitete Katastrophe, den Uebertritt des Prinzen, thatsächlich herbei. Die Krankheit „mit Todesfolge“ ist aber auch ein sehr brauchbares Mittel, um unbequeme Personen aus dem Wege zu räumen. So muß in Stratz' Armer Thea der Vater der Heldin sterben, weil er gänzlich überflüssig geworden ist, oder in Heibergs „Gegensätzen“ der Held selber, weil es sonst keinen Ausweg mehr aus der Verwicklung giebt. Daß es namentlich uneheliche Kinder sind, deren sich der Schriftsteller so entledigt, verrät uns einer, der selber zur Zunft gehört (Jul. Gordon, Ein puritanischer Heide): „Dieses Kind hatte eine ganz ungehörige Lebenslust an den Tag gelegt und seine Pflicht zu sterben schnöde verkannt; in Romanen haben derartige Kinder immer die Gefälligkeit, zu verschwinden, in Wirklichkeit gedeihen sie mitunter.“ Aber noch öfter wird die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit der Todesfolge als Kunstgriff verwertet; der Dichter führt die Entwicklung nur hart bis an den Rand des Grabes, im Interesse des atemlosen Herzklopfens des Lesers, der befürchten soll, daß die Sache vielleicht „nicht gut ausgehen“ könnte. Darum in erster Linie wird Georg von Sturmfeder aufs Krankenlager geworfen; auch des Trompeters Verwundung gehört gleichzeitig hierher und so mancher der Fälle, die wir noch aus andern Gründen anzuführen haben.

Diese Gelegenheitskrankheiten, wie wir sie vielleicht nennen könnten, finden sich an verschiedenen Stellen der Handlung ein. Am Ende des Ganzen, den Abschluß herbeiführend: so stirbt Zolas Nana an den Blattern, die sie sich bei der Pflege ihres Kindes zugezogen hat, da sie doch einmal von der Bühne verschwinden muß. Oder im Eingang, als Expositionskrankheit, wie im Beginn von Reuters Stromtid, wo der Tod der Mutter die Auflösung der Familie herbeiführt. Zwischen Anfang und Ende sind der Gelegenheitskrankheit beliebige Stellen gerecht, nur eine nicht, der Höhepunkt der Entwicklung, die Peripetie, denn an dieser Stelle werden Erscheinungen verlangt, die mit dem Vorgehenden in inniger ursächlicher Verknüpfung stehen.

Der Gruppe der Gelegenheitskrankheiten steht die der Entwicklungskrankheiten gegenüber, die mit innerer Notwendigkeit aus früheren Abschnitten der Handlung hervorgehen. Aelterer Anschauung entspricht es, wenn die Krankheit als die Strafe des Himmels erscheint. Im Engelhard Konrads von Würzburg gewährt der Aussatz — ein Seitenstück zum Armen Heinrich — den Anlaß zur Bethätigung aufopfernder Freundestreue; hervorgerufen aber ist er dadurch, daß der Aussätzige zu einem falschen Eide die Hand geboten hat. In Wolframs Parzival hat Amfortas, der Gralskönig, den Geboten des Grals den Gehorsam versagt und unerlaubter Minne gehuldigt: zur Strafe trifft ihn im Kampf ein vergifteter Speer, und zwar sind es die Geschlechtsorgane, die verletzt werden, im Einklang mit der alten Anschauung, daß der Teil Strafe leiden muß, der gesündigt hat.

Unsre Zeit glaubt rationalistischer zu denken. Weitaus am häufigsten geschieht es hier, daß die Krankheit als die Folge starker Gemütsbewegungen sich entwickelt. Man möchte sagen, daß hier ein Verfahren der erzählenden Kunst vorliegt, wie es Lessing für die bildende Kunst behauptet hat. Er vertritt ja im Laokoon die Anschauung, daß die Bildner des klassischen Altertums ihren Gestalten unter Umständen das Haupt verhüllt haben, weil sie unvermögend gewesen seien, den höchsten Grad des Schmerzes zur Darstellung zu bringen. So verhüllt der Erzähler seinem Helden die Seele mit dem Schleier der Krankheit, wenn die Mittel nicht mehr ausreichend erscheinen, die zur Schilderung des seelischen Schmerzes zur Verfügung stehen. Diese Erregungskrankheiten haben zwei Hauptformen. Einerseits zeigen sie sich als Wahnsinn. So verfällt der Iwein Hartmanns von Aue der geistigen Umnachtung, nachdem er ritterliche Ehre und die Liebe seines Weibes verloren hat. Traumhafte Verwirrtheit, wie es Möbius nennt, ist bei Goethes Gretchen die Folge der furchtbaren Erregungen. Die zweite Hauptform ist ein hitziges Fieber, das, wenn es einen Namen erhält, selten als Gehirnfieber, am liebsten als Nervenfieber erscheint. Den Prinzen in Schillers Geisterseher befällt ein Fieber infolge des Auftritts mit dem Venezianer; in Kleists Marquise von O. gerät die Mutter in Fieberhitze, als sie erfährt, daß ihre Tochter von einem Unbekannten geschwängert worden ist. Dahns Julian der Abtrünnige wird die Beute eines heftigen Gehirnfiebers, als er sieht, welche Heuchler und Verworfenen die sind, zu denen er bis jetzt mit Verehrung emporgeschaut; in Cherbuliez' „Geheimnis des Hauslehrers“ ist das Nervenfieber die Folge eines erhaltenen Korbes, und Francks Rechtsanwalt Arnau bekommt sein Nervenfieber schon deshalb, weil er unschuldigerweise auf dem Polizeiamt festgehalten worden ist. Beides vereint, Wahnsinn und hitziges Fieber, zeitigt die Erregung bei dem jungen Wahnwitzigen in Goethes Werther und bei seiner Lila.

Solche Erregungskrankheit kann an verschiedenen, nicht besonders ausgezeichneten Punkten der Handlung sich einstellen. Sie kann aber auch Katastrophenkrankheit sein, bestimmt, den Abschluß der Handlung herbeizuführen, wie der Wahnsinn, dem Heyses Merlin am Schlusse anheimfällt. Dann gehört die

Entwicklungskrankheit zugleich in die Gruppe der Gelegenheitskrankheiten, deren Dasein auf das Nachfolgende berechnet ist, fügt sich aber nach rückwärts wie nach vorwärts fest in die Handlung ein. Noch öfter ergiebt sich eine solche Doppelstellung dadurch, daß der Höhepunkt des Leidens mit dem Höhepunkt der Handlung, mit der Peripetie zusammenfällt, daß die Krankheit sich als Krisenkrankheit darstellt. Nachdem er auf den Helden das vollste Maß des Unglücks gehäuft hat, läßt es der Dichter genug sein des grausamen Spiels; das Ungewitter hat ausgetobt, die Sonne gewinnt wieder ihren Schein und wärmt immer kräftiger den geretteten Wanderer.

Bisweilen ist das Zusammenfallen von Krisenkrankheit und Peripetie ein bloß äußeres, rein zeitliches. Wolzogens Kraftmayer, der vorgezogene Schüler Liszts, muß es erleben, daß infolge mannigfacher Verleumdungen der Meister ihm die Thür weist; sein Versuch, dessen Christus zur Aufführung zu bringen, scheitert im letzten Augenblick am Widerspruch des Komponisten. Er wird um das Seinige betrogen; er verliert seine Stunden, und die Ehre wird ihm abgeschnitten: all das wirft ihn in ein schweres Nervenfieber. Bald darauf gelingt es ihm, wieder Unterricht zu geben, und Liszt selber hilft ihm, seine Ehre wiederherzustellen und die bis jetzt verweigerte Geliebte zu gewinnen. Bei Theuriet, in „Gertruds Geheimnis“, gerät die Heldin, die die Sorge für ihres Onkels uneheliches Kind übernommen hat, in den Verdacht, selber die Mutter dieses Kindes zu sein; daraus ersteht ihr eine Fülle von Gemütsbewegungen, denen sie nicht gewachsen ist und die ihr ein heftiges Nervenfieber zuziehen. Nachdem sie jedoch genesen, stirbt der Onkel: sein letzter Wille setzt sie zur Gesamterbin ein und bringt ihre Unschuld glänzend zu Tage. In Sudermanns „Es war“ sind Krankheit und Schicksalswendung insofern enger verknüpft, als sie auf die gleiche Wurzel zurückgehen: die Erkenntnis, daß Freund und Frau ihn betrogen haben, bringt bei Ulrich Kletzing ein typhöses Fieber zum Ausbruch und führt zugleich die Aussprache zwischen den bisherigen Freunden herbei, die neue Lebensverhältnisse bedingt. Wenigstens mittelbar bewirkt die Krankheit selber die Umkehr, wenn sie das Mitleid erweckt, das dem zum höchsten Maß gestiegenen Elend ein Ende macht. Die trotzige Geierwally der Frau von Hillern wird schließlich überall zurückgewiesen und verstoßen; „ihr sonst so starker Körper begann zu wanken unter der beständigen Sorge und Spannung;“ als sie im Schnee den Weg zu den Rofener Höfen gefunden, bricht sie zusammen; von den Rofener Leuten wird sie mitleidig aufgenommen und in ihrem Fieber gepflegt: nun hat sie Schutz und Rettung gewonnen.

Vom technischen Standpunkt aus betrachtet, ist die Form der Peripetie die vollkommenste, bei der das körperliche Leiden, die Krankheitskrisis, zugleich eine Umkehr des inneren Menschen, eine seelische Krisis, herbeiführt. Das geschieht, indem im Gegensatz zu der auf den Gipfel gestiegenen Erregung sich ein Zustand der Beruhigung und Klärung, der Milde und Freudigkeit herausbildet. Gotthelfs Kurt v. Koppigen hat sich lange unstet umhergetrieben; müde und wundenmatt macht er sich eines Tages auf den Heimweg, voll Scham über sein verfehltes

Leben. Da bricht die wilde Jagd über ihn her; in hitzigem Fieber wird er gefunden. Nach der Genesung, da war es ihm, „als sei ihm ein Brett vor den Augen gewesen und jetzt abgefallen; er sah nicht bloß das Heillose seines Lebens vollständig ein, sondern auch, daß er der Narr aller gewesen und von seinen sogenannten Freunden es niemand gut mit ihm gemeint.“ Damit wandeln sich auch seine äußeren Schicksale, es kommt zur Versöhnung mit seinem Weibe, das den Kranken treulich gepflegt hat. Lediglich auf die innere Umkehr kommt es Mörike an in seinem Maler Nolten, der im Gefängnis vom Fieber erfaßt wird. Da er genesen, bezeugt er selbst: „Es hat sich mir in diesen Tagen die Gestalt meiner Vergangenheit, mein inneres und äußeres Geschick von selber wie in einem Spiegel aufgedrungen, und es war das erste Mal, daß mir Absicht und Endzweck meines Lebens so unzweideutig vor Augen lag.“ Als Scheffels Ekkehard nach den Erschütterungen auf dem Hohentwiel sich zum Wildkirchlein zurückgezogen hat, da hat er eine unheimliche Vision, alle Adern fiebern, das Leben ist ihm zur Qual. Nach dem rasenden Ausflug an den Seealpsee liegt er sechs Tage in seiner Höhle, von fieberigem Frost durchschüttelt: „Eine starke Erschütterung war ihm notwendig gewesen, um an Körper und Geist das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Jetzt war's in Ordnung. Er hörte keine Stimmen und sah keine Phantasmen mehr. Lindes Gefühl von Ruhe und aufsprossender Gesundheit durchströmte ihn; sein Denken war ernst, aber nimmer bitter.“

Einige Verwandtschaft mit solchen Fällen bietet auch der Wahnsinnsausbruch, der Orest befällt und ihm die endliche Heilung bringt. Sie ist freilich vorbereitet durch das, was dem Anfall vorausgeht, durch die Wahrnehmung, daß Iphigenie lebt, rein, von Schuld nicht getroffen, unberührt von dem Fluch des Geschlechts, der ihm ewig dünkte; so erhält er die Gewißheit, daß der Fluch seine Kraft verloren hat, daß er lösbar ist, und seine Gedanken können nun von da aus weiterarbeiten in dem traumhaften Zustand, dem er verfällt, und zum Erlösungstraum sich gestalten. Etwas völlig Gleichartiges bietet uns Goethe selbst in der Vision Egmonts, die auch mit seinen wachen Gedanken sich nicht unmittelbar berührt, nur als ihr Weiterspinnen aufgefaßt werden kann.

Es fällt auf, daß unter den Erregungskrankheiten das hitzige Fieber, insbesondere das Nervenfieber eine so hervorragende Rolle spielt. Mit dem Wahnsinn, mit dem Gehirnfieber ist ihm gemeinsam eben jene Verhüllung der Seele, die dem Dichter so trefflich zu statten kommt. Dann hat es noch den besonderen Vorteil, daß es eine sehr entschiedene Krisis besitzt und eine lange Genesungsfrist bietet. Aber es kommt vor allem hinzu, daß die volkstümliche Anschauung bis auf unsre Tage das „Nervenfieber“ eben als eine Erkrankung der Nerven betrachtet. Nichts natürlicher, als daß man der Gemütsbewegung, der Erregung der Nerven, ein Nervenfieber als Folge beigesellte.

Wie steht es nun aber mit dem Vorkommen dieses Erregungstyphus in der Wirklichkeit? Von vornherein ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die Statistik des poetischen Nervenfiebers den Zahlen des thatsächlichen Lebens entspricht, so wenig wie die Häufigkeit des Ehebruchs im älteren französischen Roman ein

Spiegelbild der Moralstatistik giebt. Aber die Sache hat noch einen andern Haken. Der Dichter ist kein Arzt und kann es nicht sein. Seine Erörterungen über das Pathologische bei Goethe faßt Möbius in dem Satze zusammen: „So finden wir, daß, abgesehen von historischen Darstellungen, nur bei wenigen eine naturgetreue Schilderung krankhafter Geisteszustände gegeben ist. Goethe würde demnach im psychiatrischen Examen nur mäßig gut bestehen.“ Zola hat nach seiner eignen Angabe für seinen Lustmörder Lantier die Züge bei Lombroso entlehnt; dieser aber urteilt, Zolas Verbrechergestalten machten ihm den Eindruck des Blassen und Verzeichneten gewisser Lichtbilder, die Porträts nicht nach dem Leben, sondern nach Oelgemälden wiedergeben. Von Ibsens Schilderung des Paralytikers sagt mir der Psychiater, daß jeder Irrenwärter sie als fehlerhaft erkennen würde. Eine eigne Sache ist es nun mit unserm Erregungstyphus. Selbst der Laie weiß heutzutage, daß aus bloßer Gemütsbewegung ein Typhus nicht entstehen kann. Aber ebenso sicher ist es, daß es Fälle giebt, die auf den nichtärztlichen Beobachter diesen Eindruck machen. Die Wissenschaft hat sich diese Erscheinung in ihrer Weise zurechtgelegt. Liebermeister sagt: „Die Anschauung, daß das ‚Nervenfieber‘ vorzugsweise durch heftige Gemütsbewegungen, Kummer oder Sorgen entstehe, ist längst aufgegeben. Aber es wäre jedenfalls zu weit gegangen, wenn wir die Thatsachen, auf die jene Annahme der älteren Aerzte sich stützte, leugnen wollten. Alle jene Momente können beim schon infizierten Menschen die Krankheit zum Ausbruch bringen und die Disposition des Individuums für die Erkrankung steigern, indem sie das Haften des Giftes oder seine Entwicklung im Körper befördern.“

Immerhin gehören solche Fälle keineswegs zu den häufigen, und wenn sie in der Dichtung eine so hervorragende Rolle spielen, so haben wir eben hier eines jener stehenden Motive, die durch ihre Bequemheit sich immer aufs neue empfehlen, ebenso wie der Tod an gebrochenem Herzen, das Haar, das vom Schrecken über Nacht gebleicht wird, oder in früherer Zeit die Selbstverbrennung des Trinkers oder wie die Wurzeln des Waldes, die den Personen des Märchens, der Legende zur Nahrung dienen, deren botanisches Wesen jedoch in bedenklichem Dunkel bleibt.

Bisweilen ist es dem Schriftsteller selbst unbehaglich geworden bei dem althergebrachten Kunstgriff, und er sucht nach einer halbwegs erträglichen Begründung. Bei Cherbuliez im „Geheimnis des Hauslehrers“ wird gefragt: „War mein Kummer so heftig, um mich aufs Krankenlager zu werfen, oder trug ich so schwer daran, weil ich zum Unglück und ohne es zu ahnen, schon die Keime eines Nervenfiebers eingeatmet hatte?“ In „Gertruds Geheimnis“ wird angegeben, „daß die Gesundheit der Heldin ohnehin schon seit längerer Zeit schwankend gewesen;“ in Ekkehard muß das kalte Bad im Seealpsee, in der Geierwally Erkältung im Verein mit Uebermüdung die Vermittlung bilden. Und Sudermann vermutet von seinem typhösen Fieber, daß „dessen Keime Ulrich wahrscheinlich schon vom Krankenbette seines Stiefsohnes her mit sich herumgeschleppt hatte.“

Man wird sich gegenüber dem Dichter nicht auf den Standpunkt jenes berühmten englischen Schuhmachers stellen, der die Werke einer Gemäldeausstellung nach der Lebenstreue der gemalten Stiefel einschätzt; man wird ihm nicht deshalb eine schlechte Note erteilen, weil er in einer Einzelheit sich nicht als medizinischen Fachmann gezeigt hat. Anders freilich, wenn der Dichter das pathologische Problem als solches zum Gegenstand der Darstellung macht; dann wird man ihm die Forderung nicht erlassen können, daß er das genau kennt, was er schildern will. Wenn er gerade in dem versagt, worauf er selber den Hauptwert legt, dann hat er eben seine Aufgabe als Künstler nicht vollkommen gelöst.

Erlebnisse mit Giuseppe Verdi.

Aufgezeichnet von

Benno Geiger.

So um das Ende der sechziger Jahre herum, im Jahre vor der Eröffnung des Suezkanales muß es gewesen sein, als ich auf das Landgut meiner Mutter, Fontevivo, heimkehrte, nach Vollendung meines freiwilligen Dienstes im österreichischen Heer. Fontevivo liegt in dem Schutz und Weichbilde der Stadt Parma, unweit Busseto, ungefähr vierzehn Kilometer von Sant' Agata, dem ländlichen Wohnsitze Giuseppe Verdis. Da meine Mutter zu Verdi in angenehmem Freundschaftsverhältnis stand, beschlossen wir, unsern Nachbar in Sant' Agata zu besuchen.

Gefeiert und geliebt, gleich einem Kämpen für sein Vaterland in Italien gepriesen, stand Verdi derzeit doch noch nicht auf jener erst späterhin durch sein Alter und sein Werk errungenen, fast unnahbaren Höhe des Ruhmes, die den Gedanken eines solchen Besuches als Vermessenheit und zudringliche Neugier hätte auslegen können.

„Dobbiamo fare una visita a sior Giuseppe“ („wir müssen Herrn Joseph einen Besuch abstatten“), hatte mir meine Mutter gesagt und drückte unbewußt in jenem „sior Giuseppe“ den Charakter unsers Vorhabens aus. Als gute Freunde kamen wir zu ihm, als Landesnachbarn, zu sior Giuseppe eben und nicht zu dem Maestro; als gute Freunde hat Verdi uns auch bei sich empfangen.

„Siora Isotta, siora Isotta!“ rief er ja schon von weitem im Tone heiterer Gutmütigkeit meiner Mutter zu, sie zutraulich bei ihrem Namen nennend, als er uns, in der Halle seines Hauses stehend, zwischen den Bäumen des Parkes anfahren sah, sichtbar erfreut und freundlich lächelnd. Er war damals ein Mann

im besten Flor, rüstig, rührig, halb Ackersmann, halb Künstler, schlechtweg gekleidet und ohne Prunk und Pose offenherzig, gleichwie die Töne seiner Kunst. Noch hatte sein Haar nicht jenen uns wohlbekannten Kranz von friedlich weißschimmernder Ehrwürdigkeit um das Haupt zu winden begonnen, der wie ein unvergeßlicher Glorienschein sein letztes Alter umgab. Wir traten, von Verdi geleitet, in die Halle des Hauses ein.

„Ecco mio figlio Leopoldo!“ sagte meine Mutter, mich Verdi vorstellend, der mich bereits als Knabe gekannt hatte.

„Ah si, Poldino, Poldino ... ma siamo vecchi amici noi due, io e tu!“ lächelte er mir zu, sich erinnernd, „wir sind ja alte Freunde, wir beide!“ und streckte mir wohlwollend die schöne Hand entgegen. „Poldino“ hat Verdi mich auch hernach, während des ganzen, fast ausschließlich in parmesaner Mundart geführten Gespräches genannt, mich als väterlicher Gönner in trauter Weise duzend.

Die Halle, in der wir standen, schien Mittel- und Ausgangspunkt des Wohnortes zu sein. Eine Art Einrichtung von Strohstühlen und buchsbäumenen Geräten ließ sie nach herkömmlicher Sitte der emilianischen Landhäuser als kühlen Sommeraufenthalt erscheinen, in dem ein still kosender Windzug genugsam die Luft erfrischte. Vier Thüren, zwei zu jeder Seite, führten je in das Empfangszimmer, den steifen italienischen Salotto und in das Arbeitszimmer des Komponisten, das ihm gleichzeitig seine Schlafkammer war, in das Tinello oder Speisezimmer, wo niedliche Kanarienvögel in ihren Käfigen emsig mit einem Zeisig schmetterten und piepsten, und in ein wohnlich auf sonniges Gelände und blühende Rabatten und einen sanften Weiher ausschauendes Gemach, das wir betraten. Es diente als Musikraum in der Villa. Ein langgestreckter, altmodischer brauner Flügel auf dünnen Beinen, mit ausgespielten und vergilbten Tasten stand mitten darin, rechts, an die Wand gelehnt, ein Cello in seinem Gehäuse, das Verdi — so sagte er uns damals — leidenschaftlich gerne in seiner Jugend gespielt hat. Auf Pult und Deckel des offenstehenden Klaviers lagen Notenblätter wirr zerstreut. Dann Bilder und Erinnerungen auf Tischen und Regalen mit Liebe aufgestellt, allerlei Andenken, Photographien, unter denen ich mich noch recht deutlich des Bildes der Stolz entsinne, der von Verdi hochgeschätzten böhmischen Sängerin und vielverehrten Freundin. Ein Vorzugsplatz schien ihrem Bilde in der übrigens nur sehr geringen Zahl von Gegenständen zuerteilt zu sein. Nahezu kahl die Wände, an denen der suchende Blick des Künstlers keine unnötige Zerstreuung, kein störendes Bunt erfuhr. Und jener behagliche Zufall allenthalben in der Stellung eines jeden Dinges, den nur die stete Thätigkeit in ihrem Werkhause, die Kunst in ihrem Heiligtum verteilt. Vom Garten kam durch die offenen Fenster der helle Hauch des Sommers.

Trotz Verdis vorzüglicher Liebenswürdigkeit merkten wir, daß wir ihm ungelegen, mit unserm Besuch fast störend in einem schaffenden Moment erschienen waren. Wir wollten uns entfernen, versprachen, ein andres Mal, wenn er nicht gerade beschäftigt, ihn wieder aufzusuchen; nichts half, er selber bat, und wenn

Verdi bittet, dann muß man wohl bleiben. Und Verdi ist dazumal auch nicht im mindesten ein ungeduldiger Hauswirt gewesen; ungeachtet der augenscheinlichen Geistesunruhe, in der er sich die ganze Zeit über, wie von einem inneren Triebe angespornt, befunden hat, war seine Zuvorkommenheit die liebreichste und feinste und hat ihn nicht gehindert, mit meiner Mutter bald von gemeinsamen Landinteressen zu reden, bald alles das, was ihn in geistiger Beziehung so erregte, bis in die kleinste Einzelheit ausführlich aufzuklären und zu erzählen.

„Senta, siora Isotta," hub er an, gemütlich, zu meiner Mutter gewendet, „io devo fare adesso un' opera nuova, ich muß jetzt eine neue Oper komponieren: Ismaïl Pascha, Chedive von Aegypten, hat sie mir neuerdings für die Festlichkeiten bei der Eröffnung des Suezkanales bestellt.

„Es wird eine ägyptische Oper werden. Ich selbst bin in Aegypten gewesen, um das nötige Material dafür zusammenzubringen; in Luxor, auf dem Nil, in den ägyptischen Tempeln ... Herrliche Eindrücke, die ich in meiner Oper verwende, sammelte ich da. Sie wird ‚Aïda' heißen. So gaben mir die Königsgräber in Luxor den Gedanken zu dem letzten Akt der Oper, in welchem Aïda dem zum Tode verurteilten Radames aus freien Stücken in die Gruft vorangegangen ist, um mit ihm, in Liebe vereint, zu sterben; düstere Gräber, auf deren Gewölbe den Göttern geopfert wurde und über denen heute öder Wüstenstaub weht. So wurde mir bei dem Anblick des Niles mit seinem sachten Geplätscher und seinen verlassenen Ufern die Idee zu dem Platz der Ausführung meines dritten Aktes, voll Heimlichkeit und voll von verborgenen Wünschen. Und nicht nur äußere Umstände allein und Handlungseinteilungen und Ortsbestimmungen habe ich daselbst zum Stoff der ‚Aïda' gefunden, auch musikalische Volksweisen, die in ihrem eigentümlichen Gepräge und ihrem orientalischen Kolorit Lokalfarbe meinen Tönen verleihen; auch eigne musikalische Gedanken, die eben so, wie sie mir entstanden sind, nur ein mittägliches heißes Klima mir hätte eingeben können, in der Betrachtung der einstigen Größen dieses Landes und in der milden Schwermut, die mich zwischen den Trümmern seiner urgewaltigen Architektur erfaßt hat.

„Die Trümmer von Luxor sind mir da auch zum Vorwurf der Dekorationen geworden, die ich für die ‚Aïda' bestimme. Ich selber habe Zeichnungen und Entwürfe davon den Kulissenmalern geliefert. Sie werden prächtig sein, diese Kulissen! Wahrhaft ägyptisch, bis in das kleinste Detail den Vorbildern entsprechend. Und da die erste Aufführung in Kairo stattfinden soll, im Lande, wo das, was wir auf der Bühne dargestellt sehen werden, ja sozusagen bei sich zu Hause ist, durften diese Darstellungen auch nicht gefälscht werden, die Musik nicht eines Anklanges an die Musik des Landes, eines echten ägyptischen Volkstones entraten."

„Ma chi è dunque questa ‚Aïda'?" fragte meine Mutter, erstaunt in das Gespräch des Meisters einfallend, „wer ist denn eigentlich diese ‚Aïda'?"

Da begann Verdi von den fernen Zeiten der Pharaonen zu erzählen, in denen die heute durch seine Oper so bekannt gewordene Geschichte sich zugetragen haben soll; mit warmen Ausdrücken und Klängen, sich immer mehr in dem

Gespräch ereifernd, begeistert, gleich einem, der eben das, was er sagt, nicht der Zeit entrückt und außer sich als trockene Thatsache betrachtet, vielmehr als ein persönliches Erlebnis, als einen Gegenstand der sorgsamen, fortwährenden Erwägung in sich fühlt. Besonders vom Hader der Aegypter und Aethiopier, wie er sich entscheidend um die Liebesgeschichte der beiden Helden webt. Und von der Eifersucht der Königstochter Amneris und ihrem Haß gegen den sie ächtenden Verräter; von Radames und seinem Kriegsruhm und seiner Leidenschaft und seinem Abfall und seinem kläglichen Ende; von der Aïda schließlich und ihrer liebenden Großmut. Und was er sagte, war keine bloße Wiedergabe des Textes, nein, kritisch analysierte er die vielen Ursachen in ihren verschiedenen Momenten, drang forschend in den Geist einer jeden Behauptung, einer jeden Situation. Er nahm es ernster mit seiner Kunst, als so mancher nach der fliegenden Leichtigkeit seiner Melodien erachten könnte; seine musikalische Eingebung beruhte auf gründlicher, übersichtlicher Kenntnis der tönend zu verwertenden Handlung.

Während des Gespräches war Verdi allmählich zu immer größerer Aufregung gelangt. Die Auffrischung seines Textes in der Erzählung schien ihm auch in musikalischer Hinsicht allsogleich neue Melodien und so manchen Einfall zuzuflüstern, den zu notieren er nicht unterließ. Fast deuchte mir, daß unser Besuch, weit entfernt, wie es zu Anfang erschienen, dem Künstler Schaden in seiner schaffenden Zurückgezogenheit verursacht zu haben, ihm so von einigem Nutzen ward, den gärenden Urgrund seiner Erfindung wieder aufrührte, zu unbeschränkter, durch unsre Gegenwart in keiner Weise beeinträchtigter Thätigkeit seine Phantasie und seinen Geist anfeuernd. Wohl siebenmal und mehr, viel mehr noch ist Verdi von seinem Sessel aufgesprungen, hat am Klavier bald spielend und bald singend die neuen Einfälle versucht, verändert, rasch und flüchtig auf lose Notenblätter aufgezeichnet. Wie die Wellen an das Gestade, so schlugen neue und wieder neue Erfindungen behende aus dem wogenden Meere seines Geistes. Dann kehrte er zu seinem Stuhle zurück, fuhr in der Erklärung und der Erläuterung seiner Absicht fort, sprang wieder auf, notierte, löschte und probierte, dann spielte er vor, was er soeben gefunden, dann sang er, dann war er herrlich anzusehen, übersprudelnd von Schaffensdrang und mitteilsamer Wärme. Unvergeßlich ist mir der Anblick dieses schaffenden Mannes gewesen und der Anblick dieser notwendig fließenden Inspiration; unvergeßlich und wunderlich dazu. Und keinen Anblick giebt es wohl sicherlich in der lebendigen Welt und kein ergreifenderes Ereignis nächst dem Anblick eines werdenden Morgenrots, als jenen einer so unabweisbaren Notwendigkeit in der Kunst.

„Scusi, siora Isotta, scusi tanto!“ sagte er jedesmal zu meiner Mutter, wenn er, das Gespräch unterbrechend, dem Laufe seiner Dichtung folgte, ernsthaft lächelnd wie unter dem Banne einer frohen Bestimmung, „devo scrivere quello che ho trovato, ho trovato qualchecosa di bello adesso, verzeihen Sie mir, Frau Isolde, verzeihen Sie mir, bitte, Sie müssen mich gewähren lassen, ich habe eben etwas Schönes gefunden, ich muß es aufschreiben, sonst vergesse ich es,“ erhob sich flink und schrieb seine Melodie.

Seine Melodie. Ganz richtig. Denn Melodien waren es, die Verdi meistens notierte — ich erinnere mich heute noch lebhaft daran —, als wären ihm jene eigentlich nur die Hauptsache an der ganzen Komposition. Der harmonische Aufbau, die orchestrale Verwertung seiner Töne schien ihn bei diesem ersten Entwurf nur wenig zu besorgen; licht und einzeln streute er unter die vollgeschriebenen Reihen des Gesanges einige Generalbaßziffern hin, spärliche, unentbehrliche Pfähle eines schwebenden Dorfes.

„Adesso sentirà qualchecosa, siora Isotta, jetzt sollen Sie etwas hören!" Gar vielmal habe ich die Worte an jenem Tage aus Verdis Begeisterung hervor vernommen, wie er sie fast als Entschädigung dafür daß er uns eine Weile uns selber überlassen hatte, zurief. Und was er spielte und was er sang, waren Gesänge, die heute als ein Gemeingut Italiens im Munde des Volkes sind.
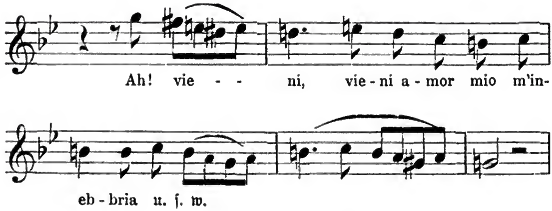
„Adesso sentirà qualchecosa di bello!" rief er aufs neue und sang eine freie breite Melodie, die zwischen den elegischen Phrasen eines Chores wie eine zeitweilige Klage der Sehnsucht hervorzutönen schien. Ich hatte bisher kaum oder wenig mit dem Meister gesprochen, halb weil mein Alter es mir nicht gestattete, halb weil meine Mutter, in engerem Verkehr mit ihm, fast allein seiner Unterhaltung teilhaftig war. Einer Bemerkung konnte ich mich jedoch diesmal nicht enthalten und rief:

„Ma professore, quello che lei suona, io lo conosco di già, ich kenne ja das, was Sie da spielen, sogar die Worte, die sonst danach gesungen werden, kenne ich!" und Verdi:

„Si si, è una canzone dei nostri montanari, la cantano sull' Appennino quando ritornano dal lavoro; es ist ein Berglied, unsre Aelpler singen es, wenn sie die Arbeit auf den Apenninen verlassen. Hai ragione, Poldino, sicuro, hai ragione, recht hast du; è una melodia che va bene per quest' opera sai, weißt du, sie nimmt sich mir gut in meiner Oper aus, diese Melodie,„ und fuhr fort, verallgemeinernd:

„Von Fischern und Matrosen, die in Italien sonderbarerweise größtenteils Gebirgsleute sind, werden die Lieder des Orients regelmäßig in unsre Gegend gebracht, von Syrien und Kleinasien bis auf die Höhen des ligurischen Apennins. Sie werden gesungen, acclimatisieren sich, vererben sich mit den Liedern unsers Volkes. Die Melodie, welche ich hier angewendet habe, ist — meines Erachtens — nichts andres als so ein Lied, das Seemänner aus dem Orient in diese Gegend übertrugen. Natürlich wurde das in den orientalischen Weisen auf der sechsten Stufe der Tonleiter vorhandene übermäßige Intervall durch das italienische Ohr bald abgeschliffen und diatonisiert; doch blieb die schmachtende Färbung, der abendländische Hauch, den ich als Musiker in diesem Volkslied nicht verkenne."

In der vollständigen Anwendung, die Verdi davon in der „Aïda" gemacht hat, spielte er es uns nun aufs neue vor. Und wer ahnt es wohl, daß die auf allen Lippen schwebenden Töne des ersten Aufzuges im zweiten Akt:



als die verliebtklagende Amneris, von ihren Sklavinnen umgeben, sich für das Fest bereitet, dem selbst so melodienfrohen Verdi aus dem Munde jenes selben Volkes kamen, das sie ihm heute allerorten als die seinen nachsingt?

Es scheint mir dieses eine Thatsache von nicht zu unterschätzendem Gewicht, wenn man das Wesen von Verdis Kunst, den Umschwung, den sie gerade zur Zeit der Herstellung der „Aïda“ genommen hat, betrachtet. Mangel an Lokalfarbe und eine allumfassende Italianität des Ausdruckes waren ja bis daher zugleich Fehler und Eigenschaft der Verdischen Musik gewesen; und der spanische Don Carlos hatte wohl bis daher ebenso italienisch gesungen wie der englische Macbeth und die deutsche Luise Miller. Daß Verdi hier von „Lokalfarbe“ zu reden beginnt, ägyptische Weisen in seiner Oper aufnimmt — und dieses ist allbekannt —, mit feiner Unterscheidung und folkloristischem Scharfsinn unter den Volksliedern seines Landes die ihm orientalischen Ursprunges erscheinenden aufspürt, um sie in seiner Oper zu verwenden — und dieses erscheint mir als ein bisher unerwähnt gebliebenes Faktum —, das sind Merkmale, die auf ein Streben, der zeitgemäßen Richtung nachzukommen, den schönen Fortschritten in der Kunst nicht fernzubleiben, hinlänglich deuten. Und die Feststellung eines solchen Merkmales bei einem Manne wie Verdi hat heute seinen besonderen Wert.

„Ich nehme also dies Volkslied in die ‚Aïda‘ auf,“ ergänzte Verdi, „eben wegen seiner orientalischen Stimmung, da ich, wie gesagt, auch noch andre und zwar echt ägyptische Melodien in meiner Oper verwende. Lange, riesig lange Trompeten, ganz nach dem altägyptischen Muster sollen da beispielsweise einen Marsch blasen, dem so ein echt ägyptisches Volkslied unterliegt; lange, lange Trompeten, lunghe come nei tempi antichi!“ und lachte vergnügt über dieses Bild.

Ein Diener hatte inzwischen auf Verdis Befehl die üblichen Erfrischungen, den „Rinfresco“, in das Zimmer gebracht, und Verdi selbst setzte ihn uns vor. Was es gewesen sein mag, kann ich mich heute nach vier- oder fünfunddreißig Jahren, die seit der Zeit dieses Besuches verflossen sind, nicht mehr entsinnen. Daß es ein eignes Landeserzeugnis war, ist sicher. War ja doch Verdi, wie jedermann weiß, ein ebenso eifriger als sachkundiger Landwirt. So aufregend die musikalische Thätigkeit auf ihn einwirkte, so befriedigend andrerseits war die Beschäftigung mit seinem Besitz. Und manches erzählte er uns damals von seinen landwirtschaftlichen Interessen, von seinen agronomischen Bestrebungen und

Fortschritten, von Haus und Feld; wie er mit einem unansehnlichen Häuschen angefangen, dann durch den Gewinst seiner Opern sich immer mehr hatte ausdehnen und verschönern können. Und wie das Feld zum Gute, das Häuschen zum Landhaus und zur Villa heranwuchs. Die Oper, mit deren Ertrag er den neuen Ankauf und die Bereicherung bestritten hatte, gab dann — so sagte er — auch immer den Namen dazu. Da gab es den „Campo del Trovatore“, den „Campo Ernani“, das „Rigoletto-Feld“, die „Luise Miller-Scheune“, und den „Attila-Park“: reizender Gedanke eines ebenso sinnigen als gemütvollen Mannes.

Er sagte:

„Mein Haus ist schlicht und einfach und leer an Poesie, doch alles, was Sie da sehen, ist mir lieb und wert, weil es die Frucht meiner Arbeit und jedes Stück ein Erzeugnis meiner Kunst ist.“

Von Sant' Agata kam man alsbald auf das naheliegende Bussetto zu reden und das von Verdi in Bussetto erbaute Theater. Jede Oper nämlich, die Verdi in Sant' Agata beendet hatte, ward darin zur ersten Aufführung gebracht; eine Probeaufführung, in der dem Meister seine Theatereffekte klar wurden, die Wirkung einer jeden Scene von ihm geprüft, zu der die ganze Ortschaft und wer da wollte, unentgeltlich eingeladen war, um ein unparteiisches Urteil über die neue Oper zu fällen. Jedermann war aufgefordert, nach jedem Aufzug laut und bündig seine Meinung über das Gesehene und Gehörte zu äußern. Da war es Verdi nicht um Sympathieergüsse noch um Dankbarkeitsbezeigungen zu thun; die aufrichtige Ansicht des Bauernvolkes war ihm nützlich und gelegen; gefiel dem einen oder andern dieses oder jenes nicht, aus irgend welchem triftigen Grunde, nie scheute Verdi, dem Wunsche gerecht zu werden, die Arbeit auszubessern und zu ändern. In ganz Italien und, durch die vielen glanzvollen, durch hunderterlei Kunstgenüsse aller Art geschmückten Jahre der Regentschaft von Marie Louise, in Parma mehr noch als wo anders ist das niedrige Volk äußerst musikalisch, für jede Schönheit offen und empfänglich, entschieden ablehnend gegenüber einer etwaigen Versündigung gegen den Geschmack. Mit dem französischen Glanz und Reichtum scheint damals auch die französische Feinheit der Beurteilung nach Parma und dessen Umgebung herübergekommen zu sein. Es ist also auch nicht zu verwundern, daß Verdi, der sich dessen bewußt war, nicht wenig auf die Meinung eines so gebildeten Volkes gegeben und es fast um den entscheidenden Rat bei der Vollendung seiner Opern befragt hat. Seine eigne Volkstümlichkeit war anderseits auch kein geringer Beweggrund, dem Volke nahezulegen, was einst ihm hätte gehören sollen als ein berechtigtes Gut.

Im Tone aufrichtiger Ueberzeugung hob Verdi die musikalischen Eigenschaften dieses Volkes hervor:

„Von Schustern und Schneidern,“ sagte er, „stammen hier Sänger ab, die dann die Welt erobern, Leute aus der untersten Klasse!“

Doch wird es mir schwer, zu wiederholen, was Verdi über dies alles gesprochen hat, und wie er dazumal seine Ausdrücke gewählt. Nach so langem

Zeitraume entschwindet gar vieles meinem Gedächtnisse, dessen zu erinnern ich mich nicht mehr vermag. Seine so charakteristische Weise jedoch, sich beinahe immer in kurzen Sätzen und Aphorismen auszudrücken, in strenger Schärfe alles zu durchschauen, in milder Güte vieles zu beleuchten, prägte sich mir damals aufs dauerhafteste ein. In seinen Briefen tritt jene Art um so deutlicher hervor, eine Art, die eben in ihrer kurzgefaßten Wiederspiegelung einer Thatsache und der daraus gezogenen Lehre und Moral seiner Schreib- und Sprechweise besonderen Wert und eigne Charakteristik verleiht.

Allein an jenem Tage konnte Verdi in keiner Unterhaltung lange und ausdauernd verbleiben. Immer und immer wieder führten ihn seine Gedanken wie von ungefähr zu seiner „Aïda“ zurück, zu seinem Künstlerglück und seiner schaffenden Hoffnung. Immer und immer wieder sahen wir ihn vor seinen Noten sitzend, derweil er sich und uns mit seinem Spiel beglückte. Die Gräser auf dem Beete vor dem Fensterbrett, der Vöglein Gezwitscher, des Windes Hauch, die andächtige Ruhe unsrer Erwartung, alles führte ihn zu seiner großen Sorge und seiner großen Freude, der „Aïda“, zurück, deren Namen wie eine rauschende Ahnung jedwedes Gespräch an jenem Tag durchzog. Und als ein reiches Glück erscheint es mir heute, den Meister in so bedeutungsvollen Stunden seines Lebens gesehen zu haben.

„Scuserà, siora Isotta, che le ho parlato tanto oggi di musica e di me stesso, cosa che a Sant' Agata non si dovrebbe fare mai, scuserà eh, non è vero?“: „Sie werden mir doch vergeben, Frau Isolde, daß ich Ihnen heute so viel von Musik und von mir selber gesprochen habe, ein Ding, das in Sant' Agata nie gethan werden sollte, Sie werden mir doch vergeben?“ sagte noch Verdi, als er uns bis vor das Haus zu dem Wagen begleitete.

„Scuserà, eh, non è vero ...“ bis wir im Baumgange des Parkes um die Ecke bogen und seine Stimme nicht mehr vernahmen.

Nicht volle zehn Jahre später, im Jahre siebenundsiebzig, wenn ich nicht irre, als mein Beruf mich längst von Fontevivo fernhielt und fern von meiner Mutter, die Verdis Freundschaft und Liebenswürdigkeit genossen, sah ich Giuseppe Verdi ein andres Mal. Nicht „Sior Giuseppe“ war es, den ich diesmal besuchte, nicht grünes Gelände und Landduft umgaben mich bei diesem andern Besuche: mitten in der Haupt- und Residenzstadt Wien, im Hotel Munsch, als ein Darbringer meiner Huldigung nach Verdis letztem lautschallendem Triumphe.

Sein „Requiem“ war am Tage vorher in Wien aufgeführt worden, jenes Requiem, das er zu dem Tode des Dichters Alessandro Manzoni komponiert hatte. Die Erwartung darauf war groß gewesen. Direktor Jahn hatte die bedeutendsten Künstler nicht nur aus Wien, sondern auch aus ganz Oesterreich für diese Aufführung aufgeboten; Chöre, Gesangvereine, die vorzüglichsten Kräfte aus den damaligen zehn Harmonieorchestern Wiens. Ich selber zählte nicht weniger denn zweiunddreißig Baßgeigen, sechzehn zu jeder Seite des Orchesters, die übrigen Instrumente kann man sich daher von selbst dementsprechend denken. Geradezu

rasend war ja auch der Beifall, den sich Verdi mit seinem Werke errang. Deutlich sehe ich noch den imposanten Anblick des Theaters vor mir; wie Verdi hoch oben von einer Estrade aus dirigierte; und wie der Frauenchor links, weiß gekleidet und mit blauen Schärpen geschmückt, der Männerchor rechts bis hinan zu der Decke reichten, fast überwältigend anzusehen; und wie das Haus so voll war, daß nur ein einziger Odem und nur ein einziger Blick es zu beleben schien; und wie die Kraus so anmutig gesungen; und wie im ersten Range rechts, in der vierten oder fünften Loge, von wo aus etliche Tage zuvor Verdi dem Erfolg seiner „Aida“ beigewohnt hatte, in Begleitung des Intendanten der K. K. Oper Richard Wagner gesessen, neugierig seinem Rivalen gegenüber, und wie er unmutig gestikulierend mit dem Intendanten gesprochen und sich recht sattsam über den einstimmigen Erfolg erbost, er, der Hasser und Verächter dieser „italienischen Opernmusik“.

Selbst Seine Majestät der Kaiser war bei der Aufführung des Requiems zugegen und geriet derart in Entzücken, daß er unaufhaltsam selbst das Zeichen zu dem Applaus gab und, nachdem der Gefeierte sechzehnmal vor die Rampe gerufen ward und der betäubende Lärm der Hände, Füße, das Beifallsgeklirr unsrer Offizierssäbel noch immer nicht enden wollte, durch Obersthofmeister Fürst Hohenlohe dem Künstler den Franz Joseph-Orden erster Klasse auf der Bühne umhängen ließ.

Im Hotel Munsch war es also, wo ich Verdi am Tage nach der Aufführung des „Requiems“ besuchte. Nur kurze Zeit konnte ich natürlich mit ihm reden, denn gar viele harrten im Vorzimmer auf die Gunst eines Wortes von ihm. Doch schien es ihm eine angenehme Ueberraschung, in mir den ehemaligen Nachbar seiner stillen Sant' Agata zu erkennen.

Man kam sofort und einzig auf den vorigen Abend im Opernhaus zu sprechen. Ueber zwei Dinge drückte mir Verdi angelegentlich sein Erstaunen aus, was mir heute noch in seinem aufrichtigen Ueberzeugungstone in die Ohren klingt.

Er sagte:

„Non avrei veramente mai pensato nemmeno in isogno di poter trovare al mondo un' orchestra così completa, così vasta, così intelligente come quella di ieri sera,“ und zwar: „Ich hätte nie auch nur im Traume gedacht, auf der Welt ein so vollständiges, ungeheures und verständiges Orchester als das gestrige zu finden. Eine Probe hat ihm genügt, eine einzige Probe, denken Sie sich, was das bedeutet, bei einem Werke von nicht geringer Schwierigkeit wie das meine. Sie haben mich alle vollkommen verstanden und meine Musik ganz nach meinem Sinne gespielt; proprio come l'ho nell' animo io!“

Und dann:

„Mit nichten hätte ich mir denken können, daß Oesterreicher mir, einem Italiener, eine so große Ehre hätten anthun können, der Komposition meines Requiems wegen, wie auch der Kaiser öffentlich mit der Ueberreichung seines hochschätzbaren Kreuzes.“

Und alsbald verabschiedete ich mich von ihm, aufs freundlichste bis an die Thür geleitet.

Der Gegensatz der äußerlich so verschiedenen Male meiner Begegnungen mit Verdi hat ihn mir in zwei Abschnitten seines Lebens dargestellt, die, so zusammengefaßt, ihn in einem lauteren Bilde meinem dankbaren Gedächtnisse eingeprägt haben.

*

Reichsgraf Leopold Thurn von Valsassina, dessen werte Bekanntschaft mir durch die liebenswürdige Vermittlung der Gräfin Contin di Castelseprio, der Witwe W. Wyls, des geistreichen Schriftstellers, ermöglicht wurde, hat mir die obige Schilderung seiner Erlebnisse mit Giuseppe Verdi gütig anvertraut. Seiner besonderen Genehmigung verdanke ich es, wenn ich sie aufzeichnen und der Oeffentlichkeit übergeben durfte.

Die Nobel-Stiftung.

Von

J. H. van t'Hoff.

Mit der Gründung der Nobel-Stiftung ist ein kultureller Faktor ins Leben getreten, dessen Bedeutung sich wohl noch schwer übersehen läßt, und so dürfte es für die Leser dieser Zeitschrift von Interesse sein, Näheres über die Art, wie diese Stiftung wirken soll, zu vernehmen. So viel steht fest, daß wegen der bedeutenden Höhe der fünf Preise, deren jeder diesmal hunderttausend schwedische Kronen betrug, und wegen der umfassenden Organisation, die für die Preiszuerkennung ins Leben gerufen worden ist, die Stiftung alles weit hinter sich läßt, was bisher Aehnliches geschaffen worden ist. Für die in Frage kommenden Wissenschaften ist die jeweilige Preiszuerkennung jedenfalls von historischer Bedeutung, und mit der Zeit wird für das betreffende Gebiet ein Aktenmaterial gesammelt werden, das für die Lösung vieler darauf entfallender Probleme von entschiedener Wichtigkeit sein wird, so für die Entscheidung der Frage nach dem Werte oder Unwerte einer klassischen Vorbildung für die naturwissenschaftliche Ausbildung und vieler andern. Möglicherweise wird sogar durch die Nobel-Stiftung eine ganz neue Kategorie von Gelehrten geschaffen werden, doch sind das Zukunftsfragen, deren Stellung und Beantwortung sich erst aus der Richtung ergeben wird, die man bei künftigen Preiszuerkennungen einschlagen wird. Es wäre zwecklos, sich jetzt schon auf die Erörterung derartiger Fragen einzulassen;

es soll daher hier lediglich die Rede von der Begründung und Organisation der Stiftung und von der ersten Preiszuerkennung sein mit Einflechtung und Anfügung von einigen wenigen Bemerkungen, wie sie sich aus der Natur der Sache ergeben werden.

*

Die Nobel-Stiftung verdankt ihre Entstehung dem von dem Ingenieur Dr. Alfred Bernhard Nobel, dem bekannten Sprengstofferfinder, errichteten Testament vom 27. November 1895.

Nach den Bestimmungen dieses Testaments sollen die Zinsen eines Teils des von dem Verstorbenen hinterlassenen Vermögens alljährlich als Preise an diejenigen Persönlichkeiten zur Verteilung kommen, die im verflossenen Jahre der Menschheit die größten Dienste erwiesen haben. Der Zinsbetrag ist zu diesem Zweck in fünf gleiche Teile zu teilen, und es ist je ein Teil als Preis für die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiete der Physik, auf dem der Chemie, dem der Physiologie oder Medizin, sowie für das beste in idealer Richtung gehaltene litterarische Werk und für diejenige Leistung zuzuerkennen, die am meisten zur Verbrüderung der Völker beigetragen hat. Als Preisrichter ist von dem Testator für Physik und für Chemie die schwedische Akademie der Wissenschaften festgesetzt worden, für den medizinischen Preis das Karolinische Institut in Stockholm, für den Litteraturpreis die dortige Akademie und für den Friedenspreis das norwegische Storthing. Ausdrücklich ist dabei bestimmt worden, daß bei der Preisverteilung keinerlei Rücksicht auf Nationalität genommen werden darf.

Etwa ein Jahr nach Errichtung dieses Testaments, am 10. Dezember 1896, verschied der Testator, und wie es heißt, sollen seine Verfügungen, als sie zur Ausführung gelangen sollten, auf die verschiedensten Schwierigkeiten gestoßen und sogar von Vernichtung bedroht gewesen sein. Das größte Verdienst um ihre Aufrechterhaltung wird dem Vetter des Verstorbenen, dem in Petersburg lebenden Besitzer der russischen Petroleumquellen, Emanuel Nobel, zugeschrieben.

Einige Abänderungen an den Testamentsbestimmungen sind allerdings mit Genehmigung der Familie vorgenommen worden. So muß die Preisverteilung mindestens alle fünf Jahre erfolgen, und die Bestimmung, daß nur Arbeiten berücksichtigt werden sollen, die im letzten Jahre vor der Preiszuerkennung erschienen sind, ist dahin erweitert worden, daß auch ältere Werke in Frage kommen können, sofern deren Bedeutung erst in jüngster Zeit dargethan worden ist. Durch diese Aenderungen ist offenbar der immaterielle Wert des Preises wesentlich erhöht worden.

Die dadurch erzielte Möglichkeit, die erste Preisverteilung erst am 10. Dezember 1901, fünf volle Jahre nach dem Ableben Alfred Nobels, eintreten zu lassen, ist von dem inzwischen eingesetzten Verwaltungsrat der Nobel-Stiftung benutzt worden, um aus den angesammelten Zinsen ein Kapital von 1 500 000 Kronen zu bilden, mit dem unter dem Namen von Nobel-Instituten Einrichtungen ins Leben gerufen werden sollen, die unter anderm als Hilfsinstitute bei den Arbeiten für die Preiszuerkennungen dienen sollen. Es sind drei derartige Institute in Aussicht

genommen, ein physikalisch-chemisches und ein medizinisches, die beide wesentlich als Untersuchungslaboratorien gedacht sind, sowie ein litterarisches in Gestalt einer Bibliothek mit besonderer Berücksichtigung des idealen Zwecks des Litteraturpreises. Aus dem angesammelten Zinsenertrag sind ferner Mittel verfügbar geworden für die Errichtung eines eignen Gebäudes der Nobel-Stiftung mit einem großen Festsaal für die Zeremonie der Preisverteilung. Zur Dotierung dieser Nobel-Institute ist ein Viertel des alljährlichen Zinsenbetrags bestimmt; bei Nichtverteilung von Preisen soll außerdem die betreffende Summe in einen Spezialfonds fließen, aus dem diesen Instituten Betriebsmittel besonders zur Förderung gemeinnütziger Untersuchungen gewährt werden sollen. Auch für diese Nobel-Institute ist ein möglichst internationaler Charakter vorgesehen, der nur durch die unumgängliche örtliche Festlegung etwas beschränkt ist. So soll das Institut für Physik und Chemie unter Leitung der schwedischen Akademie der Wissenschaften stehen und die Oberaufsicht ein von der königlich schwedischen Regierung ernannter Inspektor haben. Vorsteher der beiden Abteilungen sollen zwei von der Akademie der Wissenschaften gewählte Gelehrte sein, die auch Ausländer sein können. Zu der Prüfung der für den Preis vorgeschlagenen Arbeiten, sowie zur Ausführung von gemeinnützigen Untersuchungen können ebenfalls ausländische Gelehrten zeitweilig zugezogen werden.

Der gewonnene Zeitraum von fünf Jahren ist außerdem dazu benutzt worden, das Verfahren für die Preiszuerkennung zu organisieren. So stand nach dem Testament für den Physik- und Chemiepreis die Entscheidung in letzter Instanz bei der schwedischen Akademie der Wissenschaften; diese hat jedoch zur Sichtung der Vorschläge für jeden Preis je eine aus fünf Personen bestehende Nobel-Kommission eingesetzt, der auch Ausländer angehören können. Der internationale Charakter kommt besonders dadurch zum völligen Ausdruck, daß die Nobel-Kommissionen ihre Entscheidung auf schriftlich eingebrachte Vorschläge zu beschränken haben. Berechtigt, derartige Vorschläge für den Physik- und Chemiepreis zu machen, sind die Mitglieder der schwedischen Akademie in und außerhalb Schwedens, die Professoren der Physik und Chemie in Upsala, Stockholm und Lund, ferner die Mitglieder der Nobel-Kommission, sowie die schon mit einem Preise Gekrönten, sodann die Professoren der Hochschulen in Christiania, Kopenhagen, Helsingfors, sechs auswärtige Universitäten, sowie Gelehrte, an die eine besondere Einladung der Akademie ergangen ist.

*

Die Satzungen und Statuten, deren Inhalt im obigen skizziert ist, erhielten ihre Sanktion am 29. Juni 1900. Sie kamen bei der ersten Preisverteilung auf folgende Weise zur Ausführung. Satzungsgemäß hatte jede einzelne der Nobel-Kommissionen, die diesmal aus fünf schwedischen Gelehrten mit einer Amtsdauer von vier Jahren zusammengesetzt waren, die Wahl der sechs außerschwedischen Universitäten und der außerschwedischen Gelehrten, den die Befugnis zu Vorschlägen zu erteilen war, im September 1900 vollzogen und den betreffenden Korporationen und Persönlichkeiten Mitteilung davon gemacht. Die

Vorschläge waren bis zum 1. Februar 1901 schriftlich unter Beifügung der für die Preiszuerkennung vorgeschlagenen Arbeit einzureichen. Bis zum 1. Oktober hatte dann die Nobel-Kommission der schwedischen Akademie ihr Gutachten zu erstatten, worauf die zuständige Klasse der Akademie bis zum 1. November ihre Entscheidung zu treffen hatte. Vor Mitte November war die Akademie verpflichtet, die Sache zum Schluß zu bringen, damit vor dem Tage der Preiszuerkennung, 10. Dezember, hinreichend Gelegenheit geboten sei, sich mit den Preisgekrönten in Verbindung zu setzen. Nachdem alles satzungsgemäß verlaufen war, fand die entscheidende Sitzung am 12. November 1901 statt. Auf Schwierigkeiten schien nur § 8 der Sondersatzungen für die Preisverteilung, der Geheimhaltung der Beratungen verlangt, gestoßen zu sein, da ich, wiewohl unter der Verpflichtung der Geheimhaltung stehend, wiederholt aus Zeitungen entnahm, daß die Namen der Preisgekrönten das Tagesgespräch in Stockholm bildeten, was übrigens, falls nur die richtigen Namen genannt werden, nicht so schlimm ist.

*

Der Tag der Preisverteilung kam heran und mit ihm schlechtes Wetter mit nördlichem Winde, so daß nicht allen die Ueberfahrt Saßnitz-Trelleborg gleich gut bekam. In Stockholm jedoch herrschte frisches Winterwetter, wenn auch mit zweifelhafter Tagesbeleuchtung, und die Feier war erst für den Abend des 10. angesetzt. Ueberaus stattlich nahm sich die Halle der Musikakademie aus, auf einer Estrade die Büste Alfred Nobels, rechts von ihr zwei Ehrensäulen für Chemie und Physik, links zwei für Medizin und Litteratur. Der Kronprinz von Schweden, Prinz Gustav Adolf und Prinz Eugen erschienen für die königliche Familie; die Familie Nobel war unter andern durch Emanuel Nobel aus Petersburg vertreten. Eine Festouverture leitete die Feier ein, und dann bestieg Excellenz Boström, Mitglied der ersten Kammer des Reichstags und Vorsitzender des Verwaltungsrats der Nobel-Stiftung, die Rednerbühne.

Nachdem er Seine Majestät entschuldigt (der König verweilte zur Begrüßung eines deutschen Geschwaders in Christiania), entwarf der Redner ein Charakterbild Alfred Nobels, dem ich folgendes entnehme:

„Alfred Nobel war ein Arbeiter. Beharrliche, zähe, unermüdliche Arbeit war sein Hauptcharakterzug. Stetig und scharf schwebte ihm das vor Augen, was er erstrebte. Besonders aber bethätigte sich seine Arbeitskraft da, wo ein Resultat nicht so leicht und nicht bald zu erzielen war. Wo Alfred Nobels Arbeit triumphieren sollte, durfte das Ziel nicht zu nahe gesteckt und die Schwierigkeiten nicht zu mühelos zu überwinden sein. Unermüdlich strebte er fort, von Versuch zu Versuch, bis das Resultat sich zeigte und das Gewollte erreicht war. Das war sein Glück, das die Befriedigung seiner Wünsche. Daß er dabei zu Wohlstand und Reichtum gelangte, kam für ihn nur nebensächlich in Betracht, denn für Alfred Nobel gab es nur ein einziges Glücksgefühl, das, das die Arbeit gewährt.

Wenn er sich bereicherte, ließ er seinen Reichtum auch seinen Arbeitern zu

gute kommen, und das in höherem Grad, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Reichtümer waren für ihn nur Mittel, um in seinen Bestrebungen weiter zu kommen und in immer weiterem Kreise Gutes zu wirken. Und so war sein ganzes Leben unablässige, ehrliche Arbeit, die auch den guten Arbeitern zu einer Quelle des Segens wurde.

Als er seine Kräfte abnehmen fühlte, als er sah, daß seine Arbeitstage zur Rüste gingen, beschäftigte ihn immer ernstlicher der Gedanke, wie er die angesammelten Reichtümer am besten segenbringenden Zwecken dienstbar machen könne. Darüber war er sich klar, daß unablässiges Mühen der Arbeit nur zu gute kommt; die Ausdauer bleibt ein Hebel für den stetigen Fortschritt. So traf er die testamentarischen Bestimmungen, die wir und die ganze Welt kennen — die Bestimmungen, die einzig dastehen nicht nur in ihrer Art, sondern auch in ihrer Größe, und das selbst, wenn man einen Maßstab anlegt, der größer ist als der unsrige — die einzig dastehen in ihrer Art deshalb, weil der Preis weder an das eigne Land noch an die eigne Nationalität gebunden ist. Er fällt dem Würdigsten zu, ob er Skandinavier sei oder nicht. Und vorauszusagen ist, daß er der Menschheit zum größten Nutzen gereichen wird.

Es ist natürlich, daß Alfred Nobel, als er das Gebiet für die zu vergebenden Preise bestimmte, zuerst an dasjenige dachte, auf dem er selbst hauptsächlich thätig gewesen war, und so bestimmte er einen Preis für denjenigen, der in der Physik und Chemie die größte Entdeckung gemacht habe, wohl wissend, wie wichtig es für einen Erfinder ist, sich ganz und gar der Fortsetzung seiner Arbeit widmen zu können.

Von dem Gedanken an die Großthaten erfüllt, die unsre Zeit auf dem Gebiet der Physiologie und Medizin zu verzeichnen hat, und mit offenem Auge für deren segensreiche Wirkung im Interesse der Menschheit, stiftete er einen Preis für die hervorragendste Arbeit auf diesem Gebiet.

Aber wie eifrig Alfred Nobel sich auch mit Chemie und Physik beschäftigt hatte, welchen Wert er den Arzneiwissenschaften zuerkennen mochte — das hatte er sofort begriffen', daß die Menschheit noch andre und tiefere Bedürfnisse hat als die materiellen, und daß die den menschlichen Idealen gewidmeten Bestrebungen ebensosehr ihren Lohn verdienten wie jene, und so stiftete er den Preis für die idealen Bestrebungen auf dem Gebiete der Litteratur.

Schließlich setzte er noch einen fünften Preis aus, den sogenannten Friedenspreis, für die Förderung der Verbrüderung aller Völker, für die Abschaffung oder Herabminderung der stehenden Heere und für allgemeine Friedenszwecke. Manchem mag es eigentümlich erscheinen, daß ein derartiger Preis von dem Manne ausgesetzt wurde, der das Dynamit erfunden hat. Aber in wie weiter Ausdehnung auch die Sprengmittel zu Kriegszwecken verwendet worden sein mögen, in noch weiterer sind sie Werken des Friedens dienstbar gemacht worden. Mit ihrer Hilfe werden alle Schätze der Erde zu Tage gefördert, und mit ihrer Hilfe führen die Eisenbahnen den Reisenden durch die Kette der Alpen und tragen dadurch zur allgemeinen Menschheitsverbrüderung bei.

Alfred Nobel verbrachte einen großen Teil seines Lebens außerhalb seines Vaterlandes, das Feld seiner Thätigkeit bald hier, bald dort suchend. Er erhielt dadurch reichlich Gelegenheit, die verschiedenen Völker und ihren Charakter miteinander zu vergleichen, und es kann uns nur mit berechtigter Befriedigung und mit Stolz erfüllen, wenn er dem skandinavischen Volke und besonders den gelehrten Gesellschaften Schwedens die Verwaltung seiner Stiftung anvertraut hat. Es ist das ein Auftrag, der ebenso fördersam wie ehrenvoll ist. Ich bin überzeugt davon, meine geehrten Zuhörer werden die feste Zuversicht mit nach Hause nehmen, daß dieser Auftrag beim schwedischen Volke in guten Händen ruht, daß es ihn stets im Geiste Alfred Nobels und stets so ausführen wird, daß es zum Ruhm und zur Ehre unsers teuren Altschwedens gereicht."

Als dann eine Kantate zum Vortrag gekommen war, bestieg Prof. Odhner, der Präsident der schwedischen Akademie, die Rednerbühne und begründete die Zuerkennung der Preise für Physik und Chemie (Röntgen, van t'Hoff), worauf Graf Mörner im Namen des Karolinischen Instituts die Gründe für die Zuerkennung des medizinischen Preises (Behring) und Prof. Wiesen im Namen der Stockholmer Akademie die für die Zuerkennung des Litteraturpreises (Sully-Prudhomme) vortrug. Der Kronprinz überreichte den anwesenden Preisgekrönten mit einigen begleitenden Worten persönlich den Preis in Gestalt eines in einen Albumeinband gebundenen Diploms, wobei ich nur für meine Person die Bemerkung zu machen habe, daß ich den Preis nicht, wie ich gelegentlich gelesen habe, für Stereochemie erhalten habe, sondern für meine Arbeit über das chemische Gleichgewicht und den osmotischen Druck, die zufällig im Jahre 1884 der schwedischen Akademie überreicht wurde.

Bei dem abends sich anschließenden Festbankett wurde uns Gelegenheit, in Beantwortung der von dem Präsidenten der verschiedenen Nobel-Kommissionen gehaltenen Ansprachen und namentlich der Worte, die Professor Cleve von Upsala, der Vorsitzende der Kommission für den Chemiepreis, gesprochen, den Gefühlen unsers Danks Ausdruck zu verleihen. Nach den Statuten lag uns dann noch eine Verpflichtung ob, die, über die preisgekrönte Arbeit innerhalb Jahresfrist einen Vortrag zu halten, dieser Verpflichtung Behring und ich im Lauf der nächsten Tage nachkamen, um dann nach einer unter den schönsten Eindrücken in Stockholm verbrachten Woche die Rückreise anzutreten.

*

Durch die erste Preisverteilung haben mehrere Fragen ihre Beantwortung erhalten, die bis dahin schwebend waren.

Für das Alter, das eine zu krönende Arbeit haben darf, hat man die schonendste Rücksicht walten lassen. Röntgens Entdeckung liegt schon ziemlich weit zurück, und meine Arbeit weist schon mehr als 17 Sommer auf.

Die in dem Testament aufgestellte Forderung, daß das mit einem Preise zu krönende Werk einen bestimmten Nutzen haben müsse, ist von der schwedischen Akademie so aufgefaßt worden, daß auch der wissenschaftliche Nutzen in Betracht

gezogen werden darf. In Röntgens Entdeckung tritt offenbar die praktisch nützliche Seite in den Vordergrund. Von meiner Arbeit kann man das unbedingt nicht sagen, mag auch die darin begründete Auffassung von der Natur der Lösungen ihren Weg in die Physiologie und in die Elektrochemie finden. Diese Entscheidung ist offenbar für die Art, wie die Nobel-Stiftung die weitere Entwicklung der Wissenschaft beeinflussen soll, von hervorragender Bedeutung, besonders wenn man bedenkt, daß in unsrer Zeit des industriellen Wettbewerbs unter den verschiedenen Völkern die gegenteilige Seite schon ein großes Uebergewicht gewonnen hat.

Von der ihr durch die Statuten verstatteten Befugnis, die Nobel-Kommissionen international zusammenzusetzen, hat die schwedische Akademie bisher keinen Gebrauch gemacht, was für das Inbetriebsetzen des geschaffenen neuen Organismus fast eine Notwendigkeit war. Am wenigsten günstig sind bei einem derartigen Modus vielleicht die Landeseingeborenen gestellt, die für eine Preiszuerkennung in Frage kommen könnten, wenigstens wenn man die Courtoisie berücksichtigt, die bei den ersten Wahlen von den Schweden den übrigen Nationen gegenüber beobachtet worden ist, ja es fragt sich, ob es nicht eine bedenkliche Seite der jetzigen Organisation ist, daß für die Wahlen kein Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden gemacht wird.

Die Nobel-Institute bilden eine wesentliche Seite der ganzen Organisation und können sich zu einem Mittelpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit entwickeln, der der schwedischen Akademie eine ganz hervorragende Stellung anweisen würde, und an dessen Arbeiten sich möglicherweise, wenigstens zeitweilig, auch die Preisgekrönten beteiligen könnten. Vielleicht würde dadurch andern Akademien ein Vorbild gegeben, das sie alsbald, wie etwa die Berliner Akademie bei der bevorstehenden Einweihung ihres neuen Heims, nachahmen könnten.

Eine noch hervorragendere Seite der Nobel-Stiftung bildet vielleicht das internationale Zusammenwirken auf wissenschaftlichem Gebiet, wie es ja auch sonst gerade jetzt an der Tagesordnung ist. Im Jahre 1896 versammelten sich Gelehrte aller Nationen in London, um in gemeinschaftlicher Beratung ein internationales Nachschlagewerk für die großen Bibliotheken zu begründen, und im Jahre 1900 traten in Paris Vertreter von 18 Akademien aus allen Ländern zusammen, um internationale Vereinbarung über verschiedene Projekte zu erzielen, und dieser sogenannte Verband der Akademien hat einen bleibenden Charakter gewonnen; vom 20. Dezember 1901 an bildet auch Stockholm einen der schönsten Mittelpunkte für das internationale Zusammenwirken zur Erreichung der höchsten Daseinsziele.

Ungedruckte Erinnerungen an Rachel.[1]

Von

Dr. Cabanès.

Rachels Tod hat reichlichen Anlaß zu Geschichten gegeben, die ich nicht umhin kann, Ihnen zu erzählen. Sie hinterläßt zwei Millionen, die zur Hälfte ihrem Vater und ihrer Familie zufallen. Die andre Hälfte ist für ihre beiden Kinder bestimmt, von denen das eine durch Mr. Colonna Walesky anerkannt wurde, während das andre ohne offizielle Bezeichnung ist. Sie hat ihrer Schwester Sarah sechstausend Franken Rente vermacht und ihrer alten Kammerfrau tausend.

Ich würde mich sehr wundern, wenn nicht ein Streit zwischen dem Vater Félix und Rachels Schwestern entstünde, und man wird wahrscheinlich erleben, daß ein Prozeß dem Publikum seine Beute am Skandal bringen wird. Es ist eine schwere Last vom Théâtre Français genommen, das empfindlich von ihr ausgenutzt worden ist.

J. Janin sollte ein paar Worte am Grabe der Verstorbenen sprechen, aber da er ein wenig Gicht hat, wird er davon abstehen. Die Trauerfeier soll morgen, Sonnabend, stattfinden. Die Rede wird von Mr. Crémieux, dem Freunde der Familie Félix, gehalten werden.

Ich glaube, ich sagte Ihnen schon zu der Zeit, als ich eines Tages die Ehre hatte, mit der großen Tragödin zu speisen, daß ich wenig Sympathie für dieses konzentrierte, zurückhaltende Spiel und diese, darf ich es gestehen, bittere Kälte habe, die nur für eine kleine Zahl von dramatischen Situationen paßt. Aber da es sich nicht um meinen Geschmack handelt, noch um ihre Manier, Phädra, Hermione, Pauline und alle andern Rollen unsrer Meisterwerke des großen Theaters darzustellen, — sprechen wir ein wenig von der Frau vom malerischen Standpunkt aus, als Kunstwerk.

Sie ist von sprichwörtlicher Magerkeit, aber es wäre ungerecht, ihr nicht eine außerordentliche Vornehmheit und eine Eleganz der Haltung zuzugestehen, durch die sie überall auffallen und die ihr unfehlbar alle Huldigungen zuwenden muß. Hierin liegt das glückliche Vorrecht einer klugen und zarten Natur; wo sie auch erscheint, zieht sie die Aufmerksamkeit auf sich, erregt die Neugier, selbst wenn man ihren Namen nicht kennt; mag es nun an ihrer großartigen Kopfhaltung liegen, an ihrer äußerst eleganten Toilette oder an ihrer ernsten, beinahe

---

[1]) Dieser Bericht ist aus Memoiren geschöpft, die noch nicht an das Tageslicht gekommen sind. Er schien uns einen um so lebhafteren Reiz zu besitzen, da er von einem ebenso klugen als wahrheitsliebenden Zeugen der Ereignisse geschrieben ist, in die er hineingezogen war, und der sicherlich nicht ahnte, daß seine Korrespondenz einst der Oeffentlichkeit preisgegeben würde.

strengen Stimme, einer Art von Kontra-Alt, nervös und sanft, harmonisch und hingebend.

Wie dies auch sein mag, man braucht sie nur zu sehen, um ihrem Zauber zu unterliegen, und der Triumph der Frau ist um so unfehlbarer, als ihre Unterhaltung fesselnd, ihre Worte lebhaft und treffend gewählt sind, ihre Einfälle oft glücklich, so daß alles an diesem bevorzugten Geschöpf der Vollkommenheit nahe kommt, die man bei ihrem Geschlecht sucht.

Bei diesem Zusammensein, das nicht lang war, habe ich ihr aufmerksam zugehört, und ich muß sagen, daß sie sich sehr gutmütig zeigte. Sie sprach mit unendlicher Grazie von ihrer eignen Person, erwähnte ihre ersten theatralischen Versuche ohne Pedanterie und ohne affektierte Bescheidenheit. So erzählte sie uns, daß es ihr, als sie von der Tragödie träumte, häufig begegnet sei, daß sie sich die Schulter mit ihrer kleinen Schürze drapiert habe, deklamierend und gestikulierend in der Art von Scheune, die die Familie bewohnte, während die Mutter mit der wöchentlichen Wäsche beschäftigt war und ihr vorwarf, die Zeit zu vergeuden, die so viel besser angewandt wäre mit dem Waschen ihrer Lumpen oder mit dem Stopfen ihrer Strümpfe. Indessen war ihre Neigung immer größer geworden, und die Mutter entschloß sich, Mr. Samson von der Comédie Française, der Lehrer der Deklamation am Konservatorium war, einen Besuch zu machen. Aber es fehlte dem schwächlichen, kränklichen Kinde an allem Notwendigen; die Mutter ging mit ihm auf den Trödelmarkt und kaufte ihm ein vollständiges abgelegtes Kostüm, und da die Magerkeit des jungen Mädchens ihr ein Hindernis für die gute Aufnahme bei dem Lehrer zu sein schien, stopfte sie ihm die Taille so aus, daß es ganz stark erschien, was zu dem übrigen wenig stimmte. Als Samson das so aufgeschwollene Kind erblickte, rief er aus: „Aber das ist ja eine Zwergin, es wird nicht mehr wachsen, sie ist ja schon ganz entwickelt, da ist nichts mehr zu machen!“ und so weiter.

Die Mutter bemühte sich, den Professor zu beruhigen, das Kind würde schon wachsen; der Lehrer wollte nicht locker lassen, aber durch das Bitten von Mutter und Tochter bewegt, bezeichnete er eine Stelle in einem Stück zum Studieren und bestellte die künftige Tragödin auf die nächste Woche. Nun stellte die Mutter ihre Tochter au naturel vor, wie ein frisch gehobeltes Brett, und Vater Samson war entzückt von ihrem aufkeimenden Talent und lobte sie um so mehr, als er die Möglichkeit eines so notwendigen Wachsens begriff.

Sie hat Wort gehalten, die Kleine, und ist groß genug geworden, aber ihre feinen und schlanken Formen haben sich nicht umfangreicher entwickelt, es liegt immer etwas Phantastisches, Luftiges in ihrer Haltung, wie es einer Erscheinung bei Mondenschein in den Ruinen eines sizilianischen Klosters entsprechen würde (wie im vierten Akt von Robert der Teufel).

Aber die Zukunft ist gekommen und die Berühmtheit auch, nur stand die armselige Erziehung dieser Königin der tragischen Bretter nicht auf der Höhe ihrer souveränen Bestimmung.

Rachel hat uns ein kleines Abenteuer erzählt, bei dem ihre Eitelkeit eine

Lehre erhielt, die ihr sehr viel nützte. Es wurde eines Tages in einem zahlreichen Kreise ein Maler oder Bildhauer, Mr. Millot, angemeldet; und da man in dieser Zeit viel von der Venus von Milo sprach, wollte Rachel sich liebenswürdig zeigen und ihren guten Geschmack beweisen, indem sie Millot begrüßte und ihm ein großes Kompliment über die Vorzüge seiner Statue machte. Sie können sich denken, wie man lachte; diese ewigen Geschichten, die so alt sind wie die Welt, sind immer Mode, und dem Affen, der den Piräus für einen Mann hielt, wird es nie an Nachkommenschaft fehlen; aber gutgeschulte Geister profitieren von einem lächerlichen Quidproquo, um sich zu belehren, zu lernen, zu hören und nur von Dingen zu sprechen, die sie gründlich kennen. — Diese bescheidenen Debüts haben einen raschen Weg zu Glück und Reichtum geöffnet. Heute hat Rachel mehr als 100000 Franken Rente; sie vergrößert unaufhörlich ihren Schatz; aufs Geld erpicht, scharrt sie ihre Reichtümer zusammen, glücklich darüber, reich zu sein, nicht um es zu genießen, sondern um eine Lockspeise zu neuen Ersparnissen daraus zu machen. Man hat gesagt, sie wäre gut zu ihrer Familie; ihre Mutter, die ehemalige Trödlerin, hat den Anstrich einer Herzogin, alle ihre Schwestern haben Stellungen durch sie erhalten. Rebekka ist als Sekretärin des Théâtre Français gestorben, wo Lea ist, weiß ich nicht, Raphaël ist ihr Geschäftsführer, er nennt sich selbst Urlaubsdirektor von Madame Rachel und leitet ihre ganzen Geschäfte; es ist umsonst, sich an die Dame selbst zu wenden, sie antwortet, daß sie nichts damit zu thun habe und daß man sich an ihren Bruder zu wenden habe, und dieser zeigt sich als Beutelschneider erster Klasse. Er hat, wie man sagt, den berühmten amerikanischen Kontrakt abgeschlossen und darin festgesetzt, daß im Falle des Todes der Schauspielerin Barnum von New York berechtigt sein sollte, das schicklich präparierte Skelett der Künstlerin bis zum Ende der Engagementszeit auszustellen. Er hatte nicht minder gute Geschäfte in St. Petersburg gemacht, von wo die große Tragödin beinahe eine Million in Gold, Diamanten, Schmucksachen und so weiter mitgebracht hat. Man hat nie mit größerem Talent und Erfolg Geld herausgeschlagen. Der amerikanische Kontrakt ist auf 1200000 Franken für 200 Vorstellungen festgesetzt. Sie behauptet, diese 200 Vorstellungen in sieben bis acht Monaten geben zu können; und wenn sie im April abreist, denkt sie Ende des Jahres zurück zu sein, wenn nicht schon früher. Sie ist sehr wohl dazu im stande. Inzwischen regelt sie ihre Berechnungen mit dem Théâtre Français.

Ich hörte, wie Arsène Houssaye, der Direktor dieses Theaters, versicherte, daß sie vor ihrer Abreise eine Benefizvorstellung haben wollte, bei der sie die Plätze auf 20 Franken ansetzen würde, so daß sie leicht 20000 Franken an diesem Abend einnehmen könnte. Sie behauptet, daß sie in Bezug auf die alten Berechnungen Heimfallrechte auszuüben hätte, und sie würde der verschuldeten Kasse der Comédie Française keinen Centime schenken. Die Hälfte ihrer Kollegen vom Theater befindet sich in der Klemme, sie allein absorbiert alles, und es genügt ihr kaum.

Und diese bis an den Hals in Gold steckende Frau würde es abschlagen,

zum Benefiz für irgend jemand zu spielen; sie thut nie etwas für die Armen, sehr verschieden von Jenny Lind, die 600000 Franken gegeben hat, um ein Hospital in Stockholm zu begründen, und von der Alboni, die sich bei den verschiedensten Gelegenheiten so großmütig gezeigt hat. Die Gemütsader fehlt in diesem Herzen, eine abscheuliche Habsucht treibt sie zu diesem Zusammenscharren des Geldes, der ein Beweis für ihre Raubgier ist. Sie ist das Urbild des leibhaftigen Geizes.

In betreff der „Zarin“ von Scribe hat sie mir viel Schlechtes gesagt und, was ich gerne glaube, behauptet, man käme auf dieses Stück nur zurück, um ihre Kostüme zu sehen, die wunderbar sind. Scribe ist wütend auf sie, erstens hierfür und dann wegen ihrer baldigen Abreise. „Ein so großer Erfolg!“ sagt er. Ich habe dieses Meisterwerk nicht gesehen. Die verständigsten Leute sagen, daß das Stück nichts wert sei und unzarte Anspielungen und gehässige Angriffe auf Rußland enthalte; sicher ist, daß der Kaiser bei der ersten Vorstellung sehr ungehalten über diese rohe Litteratur gewesen ist. Ich könnte Ihnen ein langes und breites über diesen famosen dramatischen Schriftsteller erzählen, der alle Theater beherrscht und nicht will, daß etwas andres als Scribe gespielt wird, der das Publikum aussaugt, Millionen zusammenscharrt, eine abscheuliche Tyrannei auf die Schauspieler und Theaterdirektoren ausübt und so weiter.

Man hat hier die — ein wenig harte — Beurteilung eines Zeitgenossen über Rachels Spiel und Lebensweise gelesen. Vielleicht ist man neugierig genug, noch eine genaue Schilderung des Hotels oder, besser gesagt, Palastes dieser Fee des dramatischen Himmels zu lesen. Es ist eine hübsche Skizze, die wir einem talentvollen Dilettanten verdanken.

Es bot sich gestern abend (15. 9. 56) die Gelegenheit, das Hotel der großen Tragödin Rachel zu besuchen; ich verspürte nicht die mindeste Lust, eine Stunde einer solchen Beschäftigung zu opfern, aber eine Dame, die durchaus ihre Neugier über diesen Punkt befriedigen wollte, brauchte einen Begleiter, und so opferte ich mich. Die jüngste Schwester Rachels erwartete uns in der Wohnung der Heroine; wir konnten bis in das kleinste Detail alle Räume des Hauses durchforschen, und ich übergebe Ihnen hier das Resultat dieser Besichtigung.

Man muß zugeben, daß die Schauspielerinnen eine besondere Klasse bilden, die außerhalb der gesellschaftlichen Regeln steht; man kann sie daher nicht nach den allgemeinen Gesetzen beurteilen, und die Leser dieser Zeilen müssen die Ausnahmestellung dieser berühmten Frau gelten lassen und mich entschuldigen, wenn ich auf gewisse Details eingehe, die ihre Sittsamkeit verletzen könnten. — Ich komme nun auf den eigentlichen Gegenstand.

Wenn man vom Boulevard de la Madeleine durch die Rue Caumartin nach der Rue St. Lazare geht, dann stößt man rechts auf eine kleine Straße, die den verschrobenen Namen de Vaudreau führt. Diese endigt, indem sie eine Ecke mit der Rue Trudon bildet, die nach der Rue Neuve St. Augustin geht. An der Stelle, wo diese beiden Straßen aneinander stoßen, liegt das Hotel der

Rachel, ein Haus von bescheidenem, aber elegantem Anstrich, mit kleinem Thorweg, der mit reliefartig ausgehauenen Attributen verziert ist.

Wir treten ein.

Die Portierloge ist sehr elegant, dann kommt eine kleine Treppe, dunkel, aber mit weichen Teppichen belegt, die heller wird, je höher man hinaufsteigt, denn sie endet oben in einer Art von Laterne mit schönen, bunten Scheiben, die von außen durch große Gasflammen erhellt werden und ein durch die zahllosen verschiedenfarbigen Facetten gemildertes Licht einströmen lassen. Das bringt einen sehr anmutigen Effekt hervor, wie alle sagen, die es in seinem vollen geheimnisvollen Glanz erstrahlen sahen. Diese Treppe ist mit Nischen besetzt, die mittelalterliche Statuetten enthalten, Rittergestalten und bizarre Phantasiestücke. In der ersten Etage betritt man zuerst einen großen Speisesaal, mit pompejanischen Fresken ausgemalt. Die Vorhänge sind aus braunem Kaschmir mit weißseidenem Futter; es herrscht ein großer Luxus an Stühlen mit Maroquinbezügen, Konsolen und Servanten, ferner findet sich ein großer moderner Kronleuchter von holländischer Form und schließlich ein Büffett oder Schrank aus antikem, herrlich geschnitztem Eichenholz, das prachtvolles Silberzeug enthält. Das Vorzimmer zu dem Speisesaal ist reich mit Bildern und Bronzen geschmückt und führt auf der andern Seite in eine Art von kleinem Salon oder großem Kabinett, das in der Mitte durch eine Scheidewand aus Bambusrohr abgeteilt ist, mit Jardinieren auf beiden Seiten. Es gab hier schöne Vögel in beinahe völliger Freiheit, die dieses Arbeitskabinett zu einem entzückenden Raum machten. Die Wände sind mit Zeichnungen, kleinen Gemälden, Bronzen, Statuetten und grotesken Modebildern bedeckt, die Etageren überhäuft von chinesischen Kunstgegenständen und Nippsachen jeden Genres; dann herrscht ein erstaunlicher Luxus in Sitzen aller Art, bequemen und zierlichen, und in Büchern, Kupferstichen, kurz in allem, was die Freude am Behagen und die erfinderische Liebenswürdigkeit der Verehrer der Frau und der Bewunderer ihres Talents nur zusammenhäufen können. Dicke Teppiche überall, das versteht sich von selbst, weiche Kissen, Spitzen, Guipüren, Erinnerungen an England, Rußland und Amerika, und eine Welt von zierlichen oder drolligen Schnurrpfeifereien. Alles hat jedoch einen außerordentlich dezenten Anstrich. An dieses Kabinett schließt sich eine hübsche Bibliothek mit Schränken aus reich geschnitztem schwarzem Eichenholz, die eine schöne Sammlung gut ausgewählter Bücher enthalten. Die französischen Klassiker in sehr schönen Ausgaben, vor allem die Tragödiendichter, dann die alten und neuen dramatischen Werke des Auslandes sind hier vertreten; ferner eine Sammlung von Miniaturporträts der berühmtesten Autoren, der größten Schriftsteller, eine begeisternde Versammlung der Genies, die auf der dramatischen Scene aller Länder der Welt geglänzt haben.

Inmitten dieser Herrlichkeiten arbeitete Rachel, erfand, studierte und berechnete sie die Bühneneffekte, ihre Posen, ihre Stimme und Gesten, beobachtete mit eignem Auge die kleinsten Bewegungen ihrer Züge, denn sie gehörte nicht zu denen, die sich jemals der Inspiration des Augenblicks überlassen, dem leiden-

schaftlichen Impuls, dem Blitz des Genies, der die Wolken durchbricht und plötzlich ein aufmerksames Volk beleuchtet. Aber mag sie schließlich sein wie sie will, sie hat mit ihrem korrekten Talent, ihrer klaren Diktion und ihren konzentrierten Effekten 20 Jahre lang die erste Bühne von Paris beherrscht, und man muß ihr wenigstens in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Setzen wir unsre Wanderung fort. Die obere Etage enthält zwei große Gemächer, den Salon und das Schlafzimmer, sowie einige Nebenräume, die nicht vergessen werden sollen.

Das Schlafzimmer ist prachtvoll, groß und reich ausgestattet, und das Bett erinnert in seinen königlichen Dimensionen an das von Ludwig XIV. in Versailles. Es steht mit dem Kopfende an der Wand, von beiden Seiten ganz frei, darüber ein flacher Himmel mit schweren, fransenbesetzten Vorhängen; im Hintergrund des Alkovens, auf hohen Piedestalen zwei große blumige Alabastervasen, die beinahe bis zur Decke reichen. Die Bettdecke aus antikem Stoff ist reliefartig gestickt und mit umrandeten Ranken übersät; sie erinnert an die alten Tapisserien, mit Gold und Silber belebt und von Blumen und Vögeln überladen, in denen die Phantasie flamländischer Künstler ihren Reichtum zur Schau stellte. Soll ich all die reizenden Gegenstände aufzählen, die die Wand bedecken, das Porträt des kleinen Walesky, ihres ältesten Sohnes, eine Marmorbüste desselben, dann zwei herrliche Emails von Petitot, ein Louis XIV. und ein Racine und schließlich ein paar kleine Gemälde von Boucher, Pastellbilder von Latour und Terracotten.

Und die Diwans, Kanapees und Causeusen, und all die tausend Nichtigkeiten, die das Leben angenehm machen, die unsre Schmerzen und Unbehagen weich umfangen und unsre Traurigkeiten einwiegen; diese Vasen, in denen die Lieblingsblumen blühen, wo das Bouquet mit den fröhlichen Erinnerungen sich erfrischt und erhält, so viele unnütze und reizende Dinge, aus denen das Herzensleben zusammengesetzt ist, das lachende Gefolge vorübergehender Liebesgeschichten und eleganter Phantasien, die man selbst vor seinem eignen Schatten verbirgt.

Treten wir von hier aus in den großen, pompösen Salon voller Bronzen, luxuriöser Seidenmöbel, Konsolen, weißem, schön gearbeitetem Marmor, Pendülen, Kandelabern, Statuen und Plüschteppichen mit so tiefen und niedrigen Fauteuils, kurz alles in allem, was zum Behagen der eingeladenen Freunde und wohl aufgenommenen Künstler beitragen kann.

Zwischen dem Salon und dem Schlafzimmer hat man eine Art von geheimnisvollem Boudoir angebracht, das so verborgen ist, daß niemand eine Ahnung von seiner Existenz haben kann. Man drückt auf den Knopf einer unsichtbaren Thür, und sofort öffnet sich das Heiligtum, und man befindet sich in einer schwach erleuchteten Finsternis, denn eine Art von flacher Kuppel läßt einen Sonnenstrahl hineinfallen, von dem man nicht weiß, woher er kommt, und der mit phantastischen Farbentönen durch matt geschliffene Scheiben bricht. Es giebt hier einen großen chinesischen Kronleuchter mit fabelhaften Tieren, und wenn

man sich an diese parfümierte Nacht gewöhnt hat, dann erblickt man auf einem Marmorsockel einen Christuskopf. Ich weiß nicht, welchem Meißel dieser Kopf seine Entstehung verdankt, der traurig und melancholisch ist und zugleich erfüllt von der Sanftmut des Märtyrers, der seinen Henkern verzeiht und sie segnet. Es ist eine deutsche Auffassung, der tiefsinnige Traum eines verkannten Genies, aber ich sah diese Nacht im Halbschlaf das Bild vor mir und war betroffen durch seinen merkwürdigen Ausdruck. Dann ist ein großes rundes Ecksofa vorhanden, ein schwarzer Rahmen mit dem Haar ihrer Schwester Rebekka, ferner Porträts von Léa, Dina und Sarah und andre mehr. Auch kann man noch durch eine andre, nicht minder gut verborgene Thür hinausgelangen und sofort den Salon betreten, ohne daß die Anwesenden eine Ahnung davon haben, so daß man ganz plötzlich erscheinen und verschwinden kann.

Wollen Sie, daß wir auch das Toilettenzimmer betreten? Nur ein wenig Mut! In einer großen Fabrik besieht man die Maschine, die so viel Unruhe hervorbringt und dem Ganzen Leben und Bewegung verleiht, betrachten wir daher dieses geheimnisvolle Asyl, in dem die Schönheit sich schmückt, wiederherstellt, zusammensetzt und auseinandernimmt, und ich kann Sie versichern, daß der Ort behaglich und gut ausgedacht ist. Ich habe dort einen großen Rahmen gesehen mit Karikaturzeichnungen, hingeworfenen Skizzen von der Hand des Prinzen von Joinville, wie ich auch im Schlafzimmer einen eigenhändigen, selbst unterzeichneten Brief von der berühmten Clairon gesehen habe, mit der Anmerkung darunter: „Gut für 2000 Franken, sofort zu zahlen, unterzeichnet Chaptal.“ Ich erspare Ihnen das Porzellan, das Krystall, die chinesischen und japanischen Dinge, ferner altes Sèvres und Vieux Saxe, Rocaille, Gruppen aus Alabaster und pietra dura, Ausbeute aus Italien, Andenken an Rom, Madonnenköpfe, kostbare Rosenkränze, Elfenbeinschnitzereien von spitzenartiger Feinheit, seltsame Rüstungen, Gruppierungen von fein ciselierten Dolchen, kurz, diese ganze unendliche Welt von launenhaften Einfällen und Wettpreisen, von besiegten Unmöglichkeiten und überholten Bedenkzeiten.

Dies ist die große Wohnung, das Heiligtum dieser angebeteten Königin, aber hier, in diesem feenhaften Glanz fühlte sie sich unbehaglich, sie brauchte etwas weniger Strahlendes, Intimeres, und vielleicht mochte sie sich auch dieses ganzen wunderbaren Apparats nicht bedienen, aus Furcht, ihn zu verbrauchen und zu verderben. Die Göttin flüchtete sich in der oberen Etage in eine Reihe kleiner unter dem Dache eingerichteter Zimmer, eine Miniaturwohnung, wo sich das Bett einer Pensionärin befand, einfach und niedrig, weiß und keusch, wie das des jungen Mädchens, das in einer Ecke des Alkovens seiner Mutter schläft. Hier hat Rachel wirklich gewohnt, bis ihre angegriffene Gesundheit den Aufenthalt in einem größeren und luftigeren Zimmer erforderte.

Die junge Schwester dieser Frau sagte uns, Rachel hätte die Manie, aufzuräumen; sie brächte ihre Tage damit zu, alles in Ordnung zu bringen, und die Mehrzahl der Bilder und ähnlicher Gegenstände sei mit ihren eignen Händen aufgehängt und angenagelt, sie sei unausgesetzt bemüht, alles zu arrangieren, und

ihr Hotel bringe sie um. Es ist leicht zu sehen, wie vortrefflich alles in dieser Wohnung eingerichtet ist, und daß eine Menge kleiner Vervollkommnungen angebracht sind, die von dem Ordnungssinn der Herrin Zeugnis ablegen, aber wir sind noch nicht zu Ende.

In den Mansarden hat man viele kleine Stuben eingerichtet für die Theatertoilette. Es gehört viel Platz dazu, um die Kostüme, die Hüte und Roben, das Schuhzeug und die Wäsche unterzubringen, und inmitten dieses Handwerkzeugs thront die alte Rose, die Kammerzofe der großen Schauspielerin, eine wichtige Persönlichkeit, die eine unentbehrliche Rolle bei allen Angelegenheiten ihrer Herrin spielt. Rose ist ihr Liebling, die Vertraute ihrer geheimsten Gedanken, sie hat einen großen Einfluß auf ihr Privatleben, aber ich kenne sie nicht, und augenblicklich ist sie mit Rachel in Aegypten. Die Wohnung einer Kammerfrau ist ein besonderer Ort, der einem Beobachter manche kleinen Geheimnisse offenbart. Zahlreiche ehemalige Lieblingsgegenstände kommen aus der Mode, herrschen unten nicht mehr und werden in die Mansarden verbannt. Manch angebeteter Held des Salons gelangt mit einem Sprung in die oberste Etage, eine Art von diskreter Polterkammer und Aufbewahrungsort von Liebesarchiven. Es giebt in diesem, von Rose bewohnten Ruheplätzchen alle möglichen Herren- und Damenporträts; Rachel befindet sich in allen Gestalten darunter, und mehr als ein Bild trägt die Bezeichnung eines Datums, einer Erinnerung.

Neben diesem Zimmer befindet sich ein andres, weniger schönes, das häufig Madame Félix, die berühmte Mutter ihrer berühmten Tochter bewohnte, und dort hängen noch in Erwartung der Vergessenheit Bilder von Persönlichkeiten, die unten nicht mehr Mode sind. Es giebt noch kleine Stuben, in die sich die Schwestern dieses Stars zurückziehen konnten, aber ich habe wenig auf diese häuslichen Details geachtet.

Wir haben die Küche besichtigt, denn es muß gegessen und getrunken werden, den sehr künstlerisch angelegten Pferdestall, eine Remise, die Geschirrkammer, einen großen Heizapparat, der das ganze Haus heizt, das Gas, welches es von allen Seiten beleuchtet, das Wasser, das in alle Etagen hinaufgeleitet ist, die kleinen Treppen für die Bedienung, die Nebenausgänge, mit einem Wort alle die Geheimnisse dieses Hauses, das die Grandseigneurs der Regentschaft bewundert haben würden.

Das Ganze repräsentiert einen Wert von 500000 Franken, das Mobiliar einbegriffen, und es steht alles zum Verkauf. Diese Erinnerungen und Geschenke werden alle an den Meistbietenden losgeschlagen, wobei Freunde angestellt sind, um die Preise zu erhöhen, die Wunderwerke herauszustreichen und den Eifer der Liebhaber anzustacheln. Manche Persönlichkeit, die die Indiskretionen des Publikums fürchtet, wird um jeden Preis einen Phantasiegegenstand zurückkaufen, der den Geber kompromittieren könnte. Ich glaube, daß man auf dieses Gefühl spekuliert, und mehr als einem ehemaligen Verehrer gewisse Dinge anbieten wird, von denen es gefährlich wäre, sie den Händen eines taxierenden Kommissionärs oder irgend eines andern Agenten der fatalen Oeffentlichkeit zu überlassen.

Rachel hat augenscheinlich ein großes Vermögen, aber sie weiß zu rechnen und denkt daran, auf weniger kostspielige Weise zu wohnen, denn da ihr Hotel 500 000 Franken wert ist, so bedeutet das 25 000 Livres Rente. Sie schreibt es in jedem Briefe, wie mir die kleine Dina sagt, die dies ganz natürlich findet. Rachel ist von ihrer Familie bis nach Marseille begleitet worden, als sie nach Aegypten reiste; sie ist scheinbar sehr gerührt gewesen beim Abschied vom Stamme Félix, aber sie hat Mut, und ihr Herz macht ihr nicht gerade viel zu schaffen. Was wird in Kairo aus ihr werden, wird sie die verlorene Gesundheit wieder finden, die Stimme und den Atem, und wird die kranke Lunge ausheilen und wieder atmen können? Ich zweifle daran; zu viele Gründe haben sich vereint, um diese kränkliche Konstitution zu unterminieren, der angerichtete Schaden ist zu groß, um auf einen Erfolg rechnen zu können, und die Tragödin, die so lange Zeit ohne Rivalin herrschte, wird bald das Theater und das Leben verlassen, als trauriges Beispiel eines unerhörten Erfolges, dem nur zu wohlverdiente Rückschläge folgten. Man übertritt nicht ungestraft alle Gesetze, und man muß auch die Schmerzen dieses strahlenden Geschickes tragen, das auf einem einzigen Haupt die kostbarsten Gaben des Glückes vereinte, und sie wird bald Abschied nehmen müssen von dem schlecht erworbenen Gut.

Die griechische Philosophie vor Sokrates.

Von

C. Waddington,

Mitglied des Instituts von Frankreich.

I.

Ihr Ursprung.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob die Griechen nicht ihre philosophischen Ideen dem Orient entlehnt haben, und in welchem Maße. Was diese Frage schwierig und dunkel macht, ist das Fehlen direkter Zeugnisse und genauer Nachrichten. Man kann sich aus der Verlegenheit nur dadurch ziehen, daß man zweierlei scharf unterscheidet: auf der einen Seite den fernen und ganz allgemeinen Ursprung des griechischen Gedankenlebens, auf der andern Seite die verschiedenen Elemente, die in einer bestimmten Epoche zur Entstehung des einen oder andern besonderen Systems haben beitragen können.

Daß die alten Hellenen von einem oder mehreren aus Asien gekommenen Völkern abstammten, von denen sie die ersten Keime ihrer Zivilisation und ihrer

primitiven Anschauungen überkommen hatten, kann heutzutage kein gebildeter Geist in Zweifel ziehen. Sie waren also wenigstens in dieser Art dem Orient tributpflichtig.

Doch es handelt sich hier um Philosophie im eigentlichen Sinne, und es ist unmöglich, die Originalität und die Erfindungsgabe zu verkennen, von denen der hellenische Genius von seinen ersten Anfängen an auf diesem Gebiet der Forschung Beweise gegeben hat. Das Wort Philosophie selbst bezeichnet ein den Orientalen unbekanntes Ding: die Freiheit des Denkens, die Unabhängigkeit der Wissenschaft und, wie man heutzutage sagen würde, ihren absolut weltlichen Charakter. Man darf daher nur mit gutem Vorbedacht und nur auf Grund sicherer Beweise die Verpflanzung philosophischer Lehren von ausländischem Ursprung nach Griechenland zugeben.

Im übrigen muß man sich über das, was man den Orient nennt, verständigen. Wenn man von Philosophie in den weit zurückliegenden Zeiten vor Thales spricht, so kann in Asien nur von China, von Indien oder Aegypten die Rede sein. Nun existiert keine Spur von intellektuellen Beziehungen zwischen Griechenland und China, und wenn man versucht ist, eine Verbindung zwischen den Ideen der Chinesen und denen der ersten griechischen Dichter über die Rolle des Himmels als Urprinzips der Dinge zu behaupten, so wird eine derartige Verbindung wenig Wert für jeden haben, der sich erinnert, daß seit den ältesten Zeiten die Weisen Aegyptens und Indiens gleichfalls dem Himmel und den Himmelserscheinungen einen beträchtlichen Anteil in ihren Ideen über den Ursprung und die Entstehung der Welt zuwiesen.

Indien ist das einzige Land im Orient, wo die Philosophie in größerem Umfang und mit Originalität kultiviert worden ist; aber es hat viel Wahrscheinlichkeit für sich und wird im allgemeinen auch angenommen, daß die Griechen die Sanskrit-Philosophie nie anders als in sehr unbestimmter Weise und erst nach dem Zuge Alexanders des Großen kennen gelernt haben.

Bleibt also nur Aegypten, das den Griechen mit dem Beginn der Herrschaft Psammetichs (656 v. Chr.) erschlossen worden ist. Die Alten haben die ägyptische Weisheit viel gerühmt, und man könnte vermuten, daß die ersten griechischen Philosophen aus dieser Quelle schöpften, wenn diese Hypothese nicht die ganz formell ausgesprochene Meinung Demokrits und Platos gegen sich hätte. Demokrit bezeugt an einer von Clemens von Alexandria angeführten Stelle, daß er, ehe er die ägyptischen Priester gesehen, ebensoviele Kenntnisse in der Geometrie gehabt habe als die Gelehrtesten unter ihnen. Plato seinerseits spricht im IV. Buch seiner „Republik" den Aegyptern wie den Phöniziern den philosophischen Geist ab und versichert, daß das, was sie vor allem charakterisiere, die Gewinnsucht sei. Dieses Zeugnis ist gleichsam ein Dementi, das er den von den Platonikern Alexandrias verbreiteten Legenden über den orientalischen Ursprung seiner Philosophie im voraus entgegengesetzt hat. Wir möchten noch hinzufügen, daß, dank den beharrlichen Arbeiten der Aegyptologen, die zahlreichen Papyrus, die sich haben entziffern lassen, uns ermöglichen, selber zu

konstatieren, wie wenig Geschmack die Unterthanen der Pharaonen für abstrakte Spekulationen hatten. Die mystischen Neigungen, von denen ihre Hymnen an die Gottheit Zeugnis ablegen, sind das einzige, wodurch sie vielleicht einen langsam wirkenden Einfluß auf die griechische Philosophie ausgeübt haben.

Andrerseits weiß man durch das einmütige Zeugnis der Alten, daß Thales von Milet der Zeit nach der erste aller griechischen Philosophen ist; und Diogenes Laertius, der nie unterläßt, sämtliche Lehrer und Schüler, wirkliche und vermutliche, jedes einzelnen Philosophen anzuführen, weiß, in Uebereinstimmung mit allen andern Gewährsmännern, keinen Lehrer des Thales zu nennen.

Thales hatte also keinen Lehrer. Heißt das, daß er keinen Vorgänger hatte? Aristoteles giebt über diesen Punkt bessere Auskunft als alle seine Nachfolger. Während er im ersten Buch der „Metaphysik" die Ideen entwickelt, durch die Thales die Wissenschaft vom ersten Prinzip des Weltalls inaugurierte, weist er darauf hin, daß „die alten Theologen in ähnlicher Weise gedacht zu haben (παραπλησίως ὑπολαβεῖν) scheinen".

Weiterhin macht er in Bezug auf diejenigen, die, wie Parmenides, Empedokles und Anaxagoras, eine Ursache der Weltordnung geahnt oder verkündigt haben, die Bemerkung, daß Hesiod vielleicht „der erste war, der nach einer solchen Ursache forschte." Diese Angaben des Aristoteles, in Verbindung mit seinem berühmten Wort über die Belehrung, die die Philosophen aus den Mythen schöpfen können, scheinen mir außerordentlich vielsagend in Bezug auf die ersten Anfänge der griechischen Philosophie zu sein. Er lehrt uns thatsächlich durch sein Beispiel, diese Anfänge nicht außerhalb zu suchen, sondern einzig und allein in den Ueberlieferungen und ursprünglichen Anschauungen der Hellenen, die mehr oder weniger getreu von den Dichtern übertragen worden sind, die er „die alten Theologen" nennt, und die nach ihm die wahren Vorläufer der ersten Philosophen waren.

Das Problem beschränkt sich daher hier darauf, in der Geschichte der Religionen des alten Griechenland [1]) die langsame, aber ununterbrochene Ausgestaltung der von den Pelasgern von Asien nach Europa gebrachten religiösen Ideen zu verfolgen.

Die vergleichende Philologie hat in unserm Jahrhundert thatsächlich mit der Verwandtschaft der aus dem Sanskrit hervorgegangenen Sprachen auch die der Völker, die sie gesprochen haben, seien es die Arier in Indien, seien es die Pelasger in Griechenland und Italien, klar gemacht. Die uranfänglich in ihren besonderen Idiomen niedergelegten gemeinsamen Vorstellungen waren der Aus-

---

[1]) Siehe vor allem das unter diesem Titel von Alfred Maury veröffentlichte gelehrte Werk (Paris, 1857—59, 3 Bde. 8°.), in dem der Verfasser die gründlichen Arbeiten von Creuzer, Guigniault, Otfried Müller und andren hervorragenden Philologen benutzt hat, jedoch an Stelle ihrer allzu ausschließlich analytischen Methode eine Methode der historischen Interpretation angewendet hat, die es ermöglicht, den ursächlichen Zusammenhang, sowie das Fortschreiten der Ideen durch die verschiedenen Zeiten hindurch zu verfolgen.

gangspunkt und der erste Stoff ihrer geistigen Arbeit; aber nirgends war diese Arbeit so original und so gewaltig wie bei den Griechen. In ihrem ersten Zeitalter, dem pelasgischen und dem vedischen, erfuhr die Naturreligion der Arier Indiens nur die natürlicherweise durch Vergessen und durch die Wanderungen bedingten Modifikationen.

Das folgende Zeitalter ist durch die successive Ankunft zahlreicher Völkerschaften oder Stämme von pelasgischer Herkunft bezeichnet; jede von ihnen bringt ihre Bräuche mit, ihre Zeremonien, ihre irdischen oder himmlischen Gottheiten, die einem obersten Gott untergeordnet sind, der wie der alte pelasgische Zeus mit denselben Attributen ausgestattet war wie Varuna und Indra. Dann kommt die Fusion der vier großen Stämme: des äolischen, des achäischen, des ionischen und des dorischen. Mit dem Auftreten dieser dem Schönen und der Harmonie gleichmäßig zugethanen, doch auch mit einem wunderbaren praktischen Sinn begabten Stämmen machen die alten und dunkeln Legenden allmählich bestimmten Thatsachen Platz — es ist das erste Aufdämmern der historischen Zeiten. Auf die mythischen Namen Helle, Ion, Aeolus folgen Eigennamen, die ganz so aussehen, als ob sie wirkliche Persönlichkeiten bezeichneten: Eumolpus, Museus, Linus und so weiter. Es ist sicher, daß ungefähr 15 Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung begeisterte Sänger (*ἀοιδοι*), Dichter und Priester, zuerst in Thessalien und Pierien, dann in Böotien einen neuen Kult verbreiteten, den Kult der Musen, der Begleiterinnen des dorischen Gottes Apollon. Orpheus ist die große Gestalt dieser Epoche — ich wage nicht zu sagen ihre Personifikation, aus Besorgnis, vielleicht dem Gedächtnis eines gewaltigen Förderers der griechischen Kultur zu schaden, indem es aussehen könnte, als wollte ich mich ungerechtfertigten Zweifeln an seiner Existenz anschließen und überhaupt der Negation des Genies in seiner historischen Form par excellence, der einer starken und segenverbreitenden Individualität. In Wirklichkeit läuft man, indem man Mythen als Geschichte nimmt, Gefahr, die Werke und den Ruhm der großen Männer zu Gunsten unwissender Massen zu unterdrücken, deren einziges Verdienst es gewesen ist, daß sie jene berühmten Pioniere der Zivilisation willkommen hießen, bewunderten und ihnen folgten.

Wie es sich aber auch mit Orpheus im besonderen verhalten mag, die Tradition schreibt den Aöden die Komposition gewisser religiöser Hymnen, der sogenannten *Νόμοι*, zu, ohne Zweifel, weil sie den Kult des Gottes des Maßes und der Harmonie, Apollon *Νόμιμος*, in seinen Einzelheiten regelten.

Die Eroberung Trojas und die Gründung der griechischen Kolonien in Kleinasien lieferten sodann den ionischen Aöden, die vor Homer in epischen Erzählungen „die Thaten der Götter und der Heroen“ feierten, einen reichen Stoff.

Homer schließt die Periode der Aöden und eröffnet die der großen hellenischen Poesie, indem er Ordnung in eine verworrene Masse von Thatsachen, Sagen und epischen Ereignissen (*ἔπη*) bringt. Was aber einem Philosophen in den homerischen Gedichten besonders auffallen muß, das ist die Umgestaltung

in den religiösen Ideen der ältesten Zeiten, von der sie Zeugnis ablegen. Der geniale Sänger, der gegen das Jahr 1000 v. Chr. die Ilias und die Odyssee verfaßte, vollzog nicht bloß an den Gesängen seiner Vorgänger dieselbe (doch um vieles bedeutendere!) Arbeit wie Ariost an den Liedern der mittelalterlichen Minnesänger; seine beiden unsterblichen Epopöen bezeichnen eine neue und entscheidende Etappe des griechischen Denkens auf der Suche nach seinem religiösen und poetischen Ideal. Außer dramatischen Erzählungen über das größte Ereignis der heroischen Zeiten und einem Sittengemälde der folgenden Zeit findet man darin die hinfort klassische Mythologie des künstlerischen Volkes, das, ohne mit dem alten Naturglauben zu brechen, ihm einen intellektuellen und moralischen Zug aufgeprägt hat, indem es auf ihm den glänzendsten, zugleich durch das Genie der Dichter und den Beifall der Volksphantasie geheiligten Anthropomorphismus aufbaute.

Indessen ist es nicht Homer, sondern der ein Jahrhundert später aufgetretene Hesiod, den Aristoteles mit Vorliebe den „Theologen" (ὁ θεόλογος) nennt. Thatsächlich war es der Verfasser der „Theogonie", der zuerst die den Griechen eigentümlichen religiösen Ideen systematisierte und philosophischen Gedanken präludierte. In China und in Indien waren der Himmel und die Erde allein am Ursprung der Dinge beteiligt; Hesiod gesellt der Erde, dem passiven Prinzip, im ursprünglichen Chaos ein aktives, die Liebe, zu. Sein symbolischer Naturglaube ist wie ein erster Versuch zur Exegese. Hierzu kommen eine Hierarchie der Gottheiten, die durch die Vorstellung von ihrer Geburt bestimmt ist, Generationen von Göttern und Göttinnen, entsprechend den Hauptphasen des Universums; denn in der „Theogonie" wie in den „Werken und Tagen" beschäftigt sich der Autor mit den Veränderungen und ihren Gesetzen. In dem zweiten dieser Gedichte beschreibt er als Moralist die Aufeinanderfolge der Zeitalter der Menschheit, in dem andern erklärt er den Verlauf der kosmischen Revolutionen durch eine Art allgemeiner Physik. Die Götter Hesiods sind derselben Art der Erzeugung unterworfen wie die Menschen; das ist für ihn wie für Homer die Wurzel seines Anthropomorphismus. Bei beiden ist Zeus der weise Gott, der der Unordnung die Ordnung folgen läßt, und daher rührt ohne Zweifel das Sprichwort, das Aristoteles so gern anführt: „Das Beste ist am Ende." Mit dieser Idee der Ordnung, die in einem höchsten Gott personifiziert ist, der die Bewegungen und die Kräfte der Natur lenkt, ist endlich die Theologie der Griechen konstituiert: „Homer und Hesiod," sagt Herodot ausdrücklich, „haben die Religion der Griechen festgelegt."

Manche Gelehrte glauben diesen Fortschritt dem Einfluß der Mysterien zuschreiben zu sollen. Doch ihre Vermutungen stimmen nicht mit dem überein, was man über diese Lehre weiß. Weder bei Homer noch selbst bei Hesiod kommt eine Anspielung auf die Mysterien vor; sie scheinen also einer neueren Epoche anzugehören. Vielleicht hätte man in dem hesiodischen Mythus von Proserpina eines jener Themen über das zukünftige Leben zu sehen, die später mit so großer Feierlichkeit in den eleusinischen Mysterien entwickelt wurden.

Bei dem Fehlen heiliger Bücher und jeglicher priesterlicher Kaste oder Klasse gehörten die Darlegung und die freie Auslegung der religiösen Anschauungen nach wie vor Homer und Hesiod zur Kompetenz der Dichter: Griechenland hatte keine andern Theologen, ein Umstand, der für die Entwicklung und die Emanzipation des Denkens hervorragend günstig war. Vom neunten bis zum siebenten Jahrhundert kamen neue Gattungen der Poesie zu Ehren. Neben den letzten Aöden und den Rhapsoden, die auf sie folgten, verfaßten Dichter, deren berühmtester Tyrtäus ist, im elegischen Versmaß religiöse und kriegerische Hymnen, nach denen bald die Liebes- und Leidensgesänge des Mimnermus kamen. Andre, wie Archilochus, dichteten in Jamben und den verschiedenen Metren der melischen oder lyrischen Poesie. Während so das Genie der Hellenen, besonders der Jonier, neue Formen neuen Bedürfnissen anpaßte, setzte eine lange Reihe epischer Dichter, obskure Nachahmer Homers und Hesiods, die Tradition dieser beiden großen Dichter fort, die die Lehrmeister Griechenlands geworden waren. Die einen nahmen die Erzählungen Homers wieder auf, setzten sie bis zum Tode des Odysseus und weiter fort, bis zu der Zeit, in der sie selber lebten. Die andern versuchten auf den Spuren Hesiods die Genealogie der Götter und Göttinnen durch die Geschichte ihrer Verbindungen mit Sterblichen zu vervollständigen. Endlich legten, von Theognis bis auf Phokylides und Solon, zahlreiche gnomische Dichter in epischen oder elegischen Gedichten Ratschläge praktischer Weisheit nieder.

Griechenland zählte damals Weise von mehr als einer Art: gewandte, durch ihre Menschenkenntnis berühmte Staatsmänner, wie Pittakus und Periander, Solon, Kleobulos und Chilon; Moralisten, einfache Privatleute, wie Bias, der Scythe Anacharsis, der Phrygier Aesop; inspirierte Männer, Theosophen, wie Arkesilaus, Epimenides, Pherekydes, Hermotinus; und endlich ganz vereinzelte Männer der Wissenschaft, wie Thales. Die meisten dieser Weisen schrieben nicht; verschiedene ihrer Maximen wurden auf den Giebel des Tempels in Delphi gesetzt; man bewunderte unter andern die folgenden: „Nichts im Uebermaß“; „Ergreife die Gelegenheit“; „Erkenne dich selbst“.

Am Ende des siebenten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung und am Anfang des sechsten wurde die Philosophie geboren, als Erbin aller dieser Weisen und ihrer Vorschriften für eine durchdachte Lebensführung, aber zugleich und vor allem als Erbin jener Menge von Dichtern, die so viele Jahrhunderte hindurch in ihren Gedichten auf Grund der Ueberlieferung den Ursprung, die unablässige Umgestaltung und die aufeinanderfolgenden Phasen des Weltalls geschildert hatten. Als ein Mann erschien, der, entschlossen eine bei seinen Landsleuten bis dahin nur unbewußte Nachforschung aufgreifend, es unternahm, das große Problem des Anfangs aller Dinge durch die Vernunft zu lösen und auf andre Weise als durch Mythen und Märchen das Werden des Weltalls zu erklären, da war die Philosophie endlich begründet. Dieser Mann war Thales, eine der sieben historischen Persönlichkeiten, den die Bewunderung ihrer Zeitgenossen speziell den Namen „Weise“ zuerkannte. So erhob sich nach so vielen ebenso

glänzenden wie originalen Schöpfungen der hellenische Geist, ursprünglich ganz der Poesie ergeben, aus sich selbst und allein durch seine eignen Kräfte in die lichte Sphäre der Reflexion, der Methode und der Wissenschaft.

Dasselbe Jahrhundert sah die ersten Prosaschriftsteller erscheinen, Geschichtschreiber oder Philosophen, die einen unmittelbar an die Dichter des homerischen, die andern an die des hesiodischen Cyklus sich anschließend. Die ersteren waren anfänglich nur Chronisten und trugen den Namen Logographen; der Name Geschichtschreiber (συγγραφεις), der ihnen später gegeben wurde, scheint zu beweisen, daß sie mit mehr Talent die Sprache des praktischen Lebens handhabten; aber die beiden ältesten griechischen Prosaiker, die man kennt, Anaximander und Pherekydes, gehören der Philosophie an.

Man sieht im ganzen genommen, daß, sei es dem Inhalt, sei es der Form nach, die griechische Philosophie nicht von außen importiert, sondern eine von selbst gereifte Frucht des nationalen Genies war. Treu dem ursprünglichen Gedanken, der sie hervorgebracht hatte, widmete sie sich bis auf Sokrates der nahezu ausschließlichen Forschung der ersten Periode, ohne Unterschied des Landes und des Stammes.

Alle Philosophen der ersten Zeit waren Jonier, alle waren Physiker, und es giebt, wenigstens für das sechste Jahrhundert, keinen Anhaltspunkt dafür, sie in mehrere Schulen zu teilen. Es ist also, wie es scheint, eine richtige Methode, einfach die zeitliche Reihenfolge zur Richtschnur zu nehmen und zuerst die Philosophen des sechsten Jahrhunderts, dann die des fünften bis auf Sokrates durchzugehen, ohne vor der Zeit die ursprüngliche Einheit dieser Epoche der ersten Formation zu durchbrechen, für welche eine Reihe von freien Forschern nur ein einziges und ganz dasselbe Problem, das des Ursprungs, kennt, und — ein noch frappanterer Umstand — diese Frage samt und sonders auf dieselbe Art, nämlich mit der kindischen Hypothese der Evolution, beantwortet.

(Schluß folgt.)

Ursachen und Welterscheinungen.

Von

Dr. B. Weinstein.

Die Ueberschrift ist für den nachfolgenden Inhalt vielleicht zu anspruchsvoll, denn es ist nicht die Absicht des Verfassers, eine eingehende Betrachtung der Ursachen an sich darzubieten, und kann es auch angesichts der großen Schwierigkeit der Aufgabe nicht sein. Nur sofern naturwissenschaftliche Betrachtungen dabei in Frage kommen, soll hier einiges der modernen Forschung Entsprechende dargelegt werden.

In einem früheren Aufsatz [1]) habe ich über Dichtungen in den Wissenschaften gehandelt; die Ursachen gehören zu den gewaltigsten solcher Dichtungen und zu den unentbehrlichsten. Wir fragen bei allen Zuständen und bei allen Vorgängen nach den Gründen, warum sie vorhanden sind und warum sie gerade so vorhanden sind, wie wir sie sinnlich wahrnehmen und gedenklich vorstellen können, und wir antworten mit Angabe irgend welcher Ursachen. Warum wir nach den Gründen fragen, ob es infolge einer unsrer Seele innewohnenden Eigenschaft geschieht, oder ob wir die Frage aus der Erfahrung selbst, die uns in vielen Fällen die Gründe aufweist oder gar aufdrängt, schöpfen, ist hier nicht zu erörtern. Beide Ansichten haben ihre Verfechter und ihre Gegner. Wenn man aber beachtet, daß gerade in den allerwichtigsten Fällen wir so wenig von den Gründen bemerken, daß letztere selbst jetzt noch unter den Gelehrten strittig sind, und ferner, daß auch Menschen auf der niedrigsten Kulturstufe Religion in irgend einer Form haben, so wird man wohl eher geneigt sein, die Kausalität als eine Eigenschaft, die uns a priori zukommt, aufzufassen. Freilich giebt es Leute, die, entweder dumpfen Geistes oder leichtfertiger Sinnesart, gar nicht daran denken, nach Gründen zu fragen. Doch geschieht das wohl nur so lange, als die Außenwelt sie nicht berührt und ihre Behaglichkeit nicht gestört wird.

Die Naturforscher dichten zu allem Ursachen, die sie auch Kräfte nennen. Nur für Raum, Zeit und Substanz unterlassen sie als Naturforscher, Ursachen namhaft zu machen, diese sind für sie wie ihr Bewußtsein von sich selbst und ihre Denkgesetze ein Gegebenes. Manche haben wohl geglaubt, die Bescheidenheit nicht zu weit treiben zu sollen, und versucht, dieselben Ursachen, die in andern Gebieten gute Dienste geleistet haben, namentlich auch in die seelischen Kundgebungen einführen zu können, aber von irgend einem Erfolg kann dabei nicht die Rede sein. Wenn bei einer geistigen Thätigkeit, bei einer Willensäußerung chemische Veränderungen in der Körpersubstanz beobachtet werden, so folgt selbstverständlich hieraus nicht, daß diese Veränderungen die Ursache für die geistige Thätigkeit oder den Willen gewesen sind, und sagt man, daß diese Thätigkeit und der Wille eine Erscheinungsform von Bewegung der kleinsten Teilchen im Gehirn oder sonst irgendwo im Körper sind, so ist das kaum mehr als ein Spiel mit Worten. Insofern ist der Vorwurf, der vielfach dem „Materialismus“ gemacht wird, nicht ganz unberechtigt, doch trifft das nicht die Lehre selbst, sondern nur Auswüchse; im Eifer der Weiterentwicklung eines Systems vergessen manche, daß das Extrapolieren zu Absurditäten und Nichtssagungen führen kann.

Innerhalb eines gewissen Gebietes ist die Wissenschaft durchaus berechtigt, von bestimmten natürlichen Ursachen zu sprechen, das heißt solchen Ursachen, die nicht willkürlich thätig, sondern an Gesetz und Regel gebunden sind und diesen Gesetzen und Regeln ausnahmslos gehorchen. Physiker, Astronomen, Chemiker und andre Naturforscher haben sich an die Annahme von Ursachen derartig gewöhnt, daß sie diese Ursachen, sie nennen sie, wie gesagt, Kräfte, wie materielle Gegenstände in ihre Rechnungen einbeziehen. So enthalten zum

[1]) Augustheft 1901.

Beispiel alle Formeln der Mechanik außer Raum, Zeit und Substanz auch Kräfte, die mit ihnen zusammengestellt werden, als wenn sie so real wären wie Raum oder Zeit oder Substanz; die Gleichung, welche die Bewegung der Erde um die Sonne beschreibt, schließt einen Stoß ein als Ursache, daß die Erde sich einmal in bestimmter Richtung mit bestimmter Geschwindigkeit in Bewegung gesetzt hat, und eine Anziehung als Ursache, daß die Erde ihre bestimmte Bewegung in einer Ellipse vollzieht. Eine von diesen Ursachen ist längst nicht mehr vorhanden, der Stoß; die andre wirkt ständig und wirkt noch, beide Ursachen erscheinen in der nämlichen Angabe für die Bewegung eines realen Objekts. Aehnliche Beispiele finden sich in allen Gebieten der Naturwissenschaft. In Raum und Zeit würden also Substanzen und Ursachen bestehen. Gegen eine solche Annahme sträuben sich indessen manche Naturforscher.

Zunächst nämlich können Ursachen und Substanzen nicht koordiniert sein. Wir kennen Fälle, in denen wir selbst anscheinend Ursachen hervorzurufen, zu verändern und zu vernichten vermögen, beispielsweise die Ursachen, Kräfte, die Maschinen in Gang setzen und erhalten, diejenigen, die Elektrizität, Licht, Schall, Wärme und so fort schaffen. Ueberhaupt kann man sagen, daß, abgesehen von der allgemeinen Schwerkraft, jede andre Kraft unsrer Willkür anheimgegeben ist; wir vermögen die Gesetze, nach denen sie wirkt, nicht zu verändern, aber wir sind im stande, sie selbst ins Leben zu rufen oder zu mehren und zu mindern. Bei der allgemeinen Schwerkraft ist letzteres trotz der Bemühungen vieler Forscher noch nicht gelungen, und so haben wir freilich noch einen Ausnahmefall. Nachdem jedoch bei allen andern Kräften sich die Abhängigkeit von uns, beziehungsweise von andern Wesen gezeigt hat und die allgemeine Schwerkraft nichts enthält, was sie vor den andern Kräften hervorhöbe, schließen wir, daß überhaupt Kräfte mit Substanzen nicht in gleicher Linie stehen, sondern eine untergeordnetere Bedeutung haben; wie alles, was dem Knecht dienen kann, niedriger sein muß, wie das, worüber nur der Herr befiehlt.

Ferner die drei Stilerfordernisse: Symmetrie, Proportion und Richtung finden sich auch bei den Ursachen, wie sie gewissen Erzeugnissen der unorganischen Welt und den Lebewesen eigen sind. Die Symmetrie ist bei den Ursachen vollständige Harmonie im Semperschen Sinne, insofern jede Ursache für sich den ganzen Raum gleichmäßig erfüllt. Indessen ist zu beachten, daß wir bei den Ursachen wie bei den Substanzen und Kunstwerken die einfachen Ursachen von den zusammengesetzten unterscheiden müssen. Die einfachen Ursachen spielen im Reiche der Erscheinungen dieselbe Rolle, wie bei den Substanzen die chemischen Elemente. Die unendliche Zahl von Ursachen, die wir in der Natur antreffen oder annehmen, sind nur Aeußerungen von Elementarursachen, die sich zu einem Ganzen zusammensetzen. Die Elementarursachen können alle einander gleich sein, wie in dem Falle der Anziehung der Sonne auf die Erde, in dem die Anziehungen aller Teile der Sonne auf alle Teile der Erde sich zu einer Gesamtanziehung vereinigen. Oder sie können voneinander verschieden sein, wie, wenn Körper magnetisch und elektrisch sind, ihre Anziehung sich aus der allgemeinen Massen-

anziehung, aus der magnetischen Anziehung und aus der elektrischen Anziehung zusammensetzt, statt der beiden letzteren Anziehungen können Abstoßungen vorhanden sein. Die Zahl der voneinander verschiedenen Elementarursachen ist sehr gering, und die Wissenschaft ist bestrebt, sie noch weiter zu vermindern, indem sie einzelne dieser Elementarursachen zu zerlegen und durch andre Elementarursachen zu erklären sucht. Bekannt ist, daß die angesehenste Schule die Existenz nur von sogenannten mechanischen Ursachen annimmt, und bei diesen auch nur die von solchen Ursachen, die unmittelbar von Substanz auf Substanz wirken.

Wenn nun Ursachen zusammentreten und nach außen hin als ein Ganzes wirken, so kann dieses Ganze in der Erscheinung sehr verschieden sein von den Einzelursachen, selbst wenn die Einzelursachen für sich gleichartig sind. In der Welt der realen Substanzen und der Kunstwerke finden wir freilich etwas Aehnliches; Wasserstoff und Sauerstoff chemisch verbunden, geben das von beiden ganz verschiedene Wasser; zwei Säulen auf den Boden gestellt und ein sie überdeckender Architrav bilden eine von jeder der Säulen und dem Architrav ganz verschiedene Umrahmung. Und analog wie bei Kunstwerken können sich dabei Symmetrie, Proportion und Richtung völlig ändern, ja das Resultat kann etwas gänzlich Indifferentes geben, in ähnlichem Sinne wie zum Beispiel Bordüren, die einzeln nach einer bestimmten Richtung hinweisen, zusammengesetzt in Bezug auf Richtung nichts mehr besagen. Gleichwohl besteht ein tiefgreifender Unterschied zwischen der Zusammensetzung sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände und der Ursachen, die als solche für uns sinnlich nicht wahrnehmbar sind, sondern nur sich in sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen und Vorgängen äußern. Sie können in der Zusammensetzung ganz oder zum Teil vollständig verschwinden. So zieht jeder Teil einer gleichmäßigen Kugelschale irgend einen Körper innerhalb dieser Kugelschale an, aber alle Teile zusammen äußern auf diesen Körper gar keine Anziehungen, die Einzelanziehungen sind da, ihr Ergebnis aber verrät sich in keiner Weise, es existiert nicht. Ferner, jedes Teilchen der Erde zieht alle Körper an, das Gesamtergebnis äußert sich als Anziehung nach dem Mittelpunkt der Erde hin, also in Lotrichtung, weicht man von dieser Lotrichtung ab, so wird dieses Gesamtergebnis geringer und geringer, und ist man zur horizontalen Richtung gelangt, so giebt es keine Abweichung mehr. Hier steht das Gesamtergebnis ganz verschieden, je nach der Richtung, nach der man es sucht.

Man sagt darum, Ursachen könnten sich stärken, schwächen und sogar ganz vernichten oder das Gleichgewicht halten. Das ist ein sehr bequemer Ausdruck für die Thatsachen, der aber mehr mathematischen als physikalischen Wert hat. Denn es kommt noch hinzu, daß Ursachen in ihrer Zusammensetzung zwar in Bezug auf Erscheinungen, die sie einzeln hervorbringen, ganz oder zum Teil verschwinden, daß sie aber andre Erscheinungen bewirken, die sich bei keiner von ihnen vorfinden. Ziehen wir einen freien Metalldraht an einem Ende, so bewegt er sich als Ganzes, wohin er gezogen wird; ziehen wir ihn mit gleicher Kraft auch an dem andern Ende, so bewegt er sich als Ganzes nicht mehr, für die Erscheinung der Bewegung sind die beiden Ursachen wirkungslos geworden.

Aber nunmehr dehnt er sich, wird im Querschnitt dünner, kühlt sich ab, ändert, wenn er magnetisch oder elektrisch war, beide Eigenschaften, kann auch dabei ein Geräusch hervorbringen und so fort; alles Erscheinungen, die mit derjenigen einfacher Bewegung gar keine Aehnlichkeit haben und die eine Folge des Zusammenwirkens beider Ursachen sind, während keine dieser Ursachen für sich sie hervorzubringen vermöchte. Derartige Beispiele zeigen auf das deutlichste, daß das Zusammenwirken von Ursachen sich nicht durch eine einfache Formel erledigen läßt, sondern nur aus einer tiefen Betrachtung der Naturerscheinungen überhaupt einige Aufklärung erfahren kann.

Vollends gar sehen wir die Schwierigkeiten sich vor uns türmen, wenn wir solche Ursachen, die wir als auslösende bezeichnen, oder die katalytischen Ursachen in Betracht ziehen. Diese bringen für sich nur ganz geringfügige Erscheinungen hervor, setzen jedoch andre Ursachen in Freiheit, welche gewaltige Vorgänge, Explosionen, bewirken. Auch der Wille gehört zu diesen auslösenden Ursachen. Ueberhaupt rufen Kräfte andre, schlummernde Kräfte wach, sei es, daß letztere in ihrem Sinne wirken oder ihre Wirkungen im Gegenteil zu vernichten streben.

Daraus sind nun Zweifel erwachsen, ob Ursachen überhaupt entstehen, vergehen oder geändert werden, ob nicht die Macht, die wir uns zuschreiben, auf die Kräfte der Natur beliebig einwirken zu können, lediglich auf Einbildung beruht und wir nur vorhandene Ursachen zu vorhandenen Ursachen fügen, um Erscheinungen in unserm Sinne zu gestalten. Die Ursachen würden dann ein für allemal existieren, und alle Vorgänge wären durch ihr Zusammenspiel bewirkt und bedingt. Aenderungen im Weltall wären mit Aenderungen, nicht der Ursachen, sondern ihres Zusammenspiels, verbunden. Dieses ist die eine Auffassung von den Ursachen, sie ist in ihren Grundlagen von einem der größten Physiker, von Faraday, geschaffen. So sollte das ganze Weltall von magnetischer Kraft erfüllt sein; die magnetischen Besonderheiten, welche Körper, zum Beispiel die Erde selbst, aufweisen, sollten in dem Zusammenwirken gewisser Kräfte, die diesen Körpern von je eigen sind, mit den magnetischen Kräften des Weltalls ihren Grund haben, indem durch jene Körperkräfte die Weltkräfte in den Körper hineingezogen oder in andern Fällen (bei den sogenannten diamagnetischen Körpern) fortgetrieben werden.

Diese Auffassung, die die Ursachen hinsichtlich der Existenz fast auf gleiche Stufe mit den Substanzen und Energien stellt, hat großen Anklang in der Wissenschaft gefunden und wird noch gegenwärtig vielfach, seltsamerweise auch in der Technik, verwendet. Einen geraden Gegensatz zu ihr bildet die andre Annahme, nach der die Existenz von Ursachen geleugnet wird. Ursachen giebt es nicht, sondern nur Erscheinungen. Jede Erscheinung ist bedingt durch alle Vorgänge in der Welt, und nicht allein der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit. Was wir als Ursache bezeichnen, ist nicht eine solche an sich, sondern nur der Ausdruck dafür, daß eine Erscheinung, die infolge der gegenwärtigen und vergangenen Erscheinungen eintreten muß, thatsächlich eintritt und sich so abspielt, wie sie sich wiederum infolge der gegenwärtigen und vergangenen Erscheinungen

abspielen muß. Die Erde bewegt sich um die Sonne (besser: beide bewegen sich umeinander) in der bekannten Bahn, nicht weil sie sich beide gegenseitig mit einer Kraft, die sich nach dem Gesetze Newtons regelt, anziehen. Eine solche Kraft ist gar nicht vorhanden, Erde und Sonne ziehen sich keineswegs an, sie sind ganz indifferent gegeneinander. Aber die Bewegung mußte infolge andrer Erscheinungen eintreten, und sie muß infolge andrer Erscheinungen so vor sich gehen, als ob Erde und Sonne sich nach dem Newtonschen Gesetze anzögen. Der letztere Ausdruck stammt übrigens schon von Newton selbst her. Ursachen, Gründe, Kräfte sind nur symbolische Ausdrücke für Vorgänge in ihrem Zusammenhang mit Gegenwart und Vergangenheit und haben in allen Gesetzen, selbst wo sie mathematisch exakt formuliert eingeführt werden konnten, nur diese symbolische Bedeutung.

Dieser Auffassung steht als außerordentliche Schwierigkeit die Einfachheit der Naturgesetze entgegen und die Unveränderlichkeit. Namentlich die letztere ist schwer innerhalb jener zu verstehen. Ist eine Erscheinung auch durch alle vergangenen Erscheinungen bedingt — und dieses anzunehmen kann man bei dieser Auffassung kaum vermeiden —, so wächst die Abhängigkeit für jede folgende Erscheinung mehr und mehr an, da die Erscheinungen der Vergangenheit sich stetig anhäufen. Unter diesen Umständen geht jede Erscheinung unter immer verwickelteren Verhältnissen vor sich, und darum sollte man meinen, daß ihre Gesetze sich auch mehr und mehr komplizieren. Ja, die nämliche Erscheinung — wie die Bewegung von Erde und Sonne umeinander — sollte sich mehr und mehr im Fortschreiten der Zeit, das heißt im Anwachsen von mitbedingenden Erscheinungen, verwickeln. Das aber bemerken wir in der Natur nicht; die Gesetze lassen sich ständig in gleicher Weise anwenden. Doch kann man sich freilich damit entschuldigen, daß wir exakte Beobachtungen über diese Gesetze erst seit, im Verhältnis zu den Zeiten der Welt, gar zu kurzer Dauer besitzen.

Man kann beiden mitgeteilten Auffassungen einen Zug ins Große, ja ins Gewaltige, nicht absprechen. Sie greifen sogleich die ganze Welt und die ganze Zeit in eins und setzen jedes Staubkorn mit dem All und mit der Ewigkeit in Verbindung. Doch haben sie beide etwas Herbes an sich, und der Leser wird schon wissen, was ich meine, sie lassen für die Freiheit der Welt und in der Welt wenig Raum. Namentlich die zweite Auffassung führt in konsequentem Ausbau unmittelbar zur Prädestinationslehre, zunächst wenigstens für die unbelebte Welt. Seit Ewigkeit her trägt die Welt alle Vorgänge latent in sich, ein Vorgang nach dem andern spielt sich so ab, wie er sich abspielen muß; das ist seit Ewigkeit schon vorher bestimmt, denn nichts geschieht außerhalb aller Vorgänge und nichts ohne sie. Hierin steckt bereits die Lehre des in neuerer Zeit durch das bekannte Werk von Häckel etwas in Verruf gekommenen Monismus. Dehnt man sie auch auf die lebenden Wesen aus und auch auf alle Zeit, so ergreift uns ein gewisser Schauder; die Welt ist von je sich selbst überlassen, und alles kommt, wie es kommen muß, Gutes nicht aus Barmherzigkeit und Gnade, Böses mit absoluter Grausamkeit. Gegen diesen Standpunkt ist mit Recht von

vielen Seiten Front gemacht worden, er widerspricht jedem inneren Gefühl. Von richtigen Erkenntnissen ausgehend — denn daß alle Erscheinungen miteinander zusammenhängen, lehrt die tägliche Erfahrung und wird von allen Naturforschern ohne weiteres zugegeben —, führt der Monismus in seiner Uebertreibung zu herben Schlußfolgerungen, die nur extrapoliert sind. Aber es kommt noch eins dazu. Erklärt diese Auffassung etwas? Darauf kann die Antwort nur Nein! lauten. Sie schafft ein Symbol für die Gegenwart: die Welt ist so, wie sie sein muß, und war von je, wie sie von je sein mußte. Aber mehr nicht; die Lösung des Weltproblems ist nicht gegeben, sie ist nur fortgeschoben, denn unter den Worten „von je" können wir uns nichts denken. Einmal muß selbst für den Monisten strengster Observanz eine höhere Macht eingegriffen und die Welt auf den Gang eingestellt haben, den sie geht. Daß die Welt eine Art Mußgang hat, kann nicht geleugnet werden, wenn man nicht die Naturgesetze überhaupt leugnen will. Die Frage ist nur, wie groß der Zwang ist und wie weit er sich erstreckt; hier gehen die Ansichten zum Teil sehr schroff auseinander. Ich erinnere mich, eine alte indische Sage gelesen zu haben: Wischnu (oder Schiwa, ich weiß es nicht sicher) zankte sich einmal mit seiner Gattin um die Welt, da hielt ihm diese Gattin, damit er die Welt nicht sehen sollte, die Hand vor das Gesicht. Sie verdeckte ihm die Augen nach Götterbegriffen nur einen Moment, für die Welt und ihre Wesen aber waren es Hunderttausende von Jahren. Die Bibel hat einen ähnlichen Ausdruck für die Zeitschätzung der Wesen in der Welt. Was wir Zeit nennen, ist so bedeutungslos, wie was wir Haus oder Erde oder Sonne und so fort nennen. Woher das Recht, für das All und für Ewigkeiten zu entscheiden? Sind gar Raum und Zeit nur Formen unsrer Anschauung, dann kann sich's nur um subjektive Lehren handeln. Gut! wird mancher sagen, andre brauche ich nicht, aber warum strebt die Seele zu andern Lehren? Weil sie außer ihrem eignen Bewußtsein noch ein Bewußtsein von etwas anderm hat, was nicht mit ihr übereinstimmt, und hierin ist der Grund der Kausalität zu suchen und auch der Grund, warum das Forschen kein Ende hat und kein Ende haben kann, denn begreifen kann man am Ende nur sich selbst, das fremde sucht man sich anzupassen. Und thatsächlich geht alle „Erklärung" nach solchem Anpassen an sich, und danach alles mit dem Verstande begreifen zu können, wie man ein plastisches Kunstwerk mit den Händen „begreift". Wir fassen aber die Welt auch für den Verstand wie ein plastisches Kunstwerk auf, nicht wie ein traumhaftes Gemälde, an dem Begreifen nichts nützen und lehren würde.

Der erste und der letzte Sonnenstrahl.

Von

A. Schmidt, Stuttgart.

Klare, durchsichtige Luft und einen aufmerksamen Beobachter vorausgesetzt, der, falls er kurzsichtig ist, sein Auge bewaffnen muß, sieht man an dem Punkte, wo die Sonne morgens über den Horizont hervorzubrechen im Begriffe ist, wenige Sekunden zuvor ein smaragdgrünes Flämmchen erscheinen. Dieselbe ebenso flüchtige Erscheinung tritt auch unmittelbar nach dem Verschwinden des Sonnenrandes beim Untergange auf. Die Erscheinung heißt der „grüne Strahl“, sie wird in tropischen und subtropischen Gegenden häufiger beobachtet als bei uns, wo die Durchsichtigkeit der Luft mehr durch Nebel beeinträchtigt wird. Professor Julius in Utrecht hat dem grünen Strahl eine nähere Untersuchung gewidmet, veranlaßt durch die Gelegenheit seiner genauen Beobachtung auf einer nach Ostindien unternommenen Reise und besonders veranlaßt durch ein verwandtes Problem, zu dessen Untersuchung er die Niederländische Expedition für die Beobachtung der Sonnenfinsternis vom 18. Mai v. J. nach Ostindien begleitet hatte.

„Wenn ich,“ schreibt er, „die untergehende Sonne mit einem kleinen, etwa sechzehnmal vergrößernden Fernrohr oder einem guten Theaterglas beobachtete, so erschien mir der letzte, zuerst orangerote Streifen in mehr und mehr grünlichem Lichte. Die Umwandlung schien zu beginnen, wenn noch etwa 30 Grad des Sonnenrandes sichtbar waren. Nicht zonenweise fand der Uebergang von Gelb in Grün statt, der grüne Schimmer bildete einen kleinen Hof um das Segment, um im Augenblick, wo dessen Enden sich beim Verschwinden der Sonne vereinigten, die Gestalt eines Flämmchens anzunehmen. Die gesamte Dauer war schwer zu bestimmen, ich glaube aber, sie wird zwei Sekunden überschritten haben.“

Die gewöhnliche Erklärung der Erscheinung knüpft an die Thatsache an, daß durch die Wirkung der atmosphärischen Strahlenbrechung die im Horizont stehenden Gestirne um mehr als einen halben Grad gehoben werden, ihr Aufgang sich um mehrere Minuten verfrüht, ihr Untergang um ebensoviel sich verspätet. Nun weiß jeder, der die Lichtbrechung durch ein Glasprisma beobachtet hat, daß eine regelmäßige Begleiterscheinung der Strahlenbrechung die Farbenzerstreuung ist, die Zerstreuung des weißen Lichtes in die Farben des Spektrums. Grün, Blau, Violett sind dabei die stärkst abgelenkten Farben. Da die Strahlen der untergehenden Sonne eine Brechung erfahren durch die Atmosphäre, bewirkt diese Atmosphäre auch eine schwache Farbenzerstreuung. Nachdem das rote und gelbe Licht der Sonne hinuntergegangen, leuchtet noch das Grün und Blau des letzten Randes nach. In der That bestätigen auch verschiedene Beobachter, daß der grüne Strahl des Untergangs zuletzt blau erscheine.

Nun zeigt aber Professor Julius, daß diese Erklärung unzureichend sei. Durch genaue Berechnung nach dem Gesetze der Brechung verschiedener Farben durch die Luft zeigt er, daß die Erscheinung des grünen Strahls die Zeit von ein Zehntel Sekunde nicht überschreiten könnte. Professor Julius verbessert daher die Erklärung.

Unter Umständen giebt es Strahlen irgend welcher Farbe, die von einem lichtbrechenden Körper noch stärker abgelenkt werden, als gewöhnlich das Violett, Fälle, wo eine Farbe weit über das eine oder andre Ende des regelrechten Spektrums hinaus abgelenkt werden kann. Die Physiker nennen diese besonderen Erscheinungen „anomale Dispersion“. Wenn ein durchsichtiger Körper die Eigenschaft hat, Strahlen ganz bestimmter Farbe zu verschlucken, an der betreffenden Stelle des Spektrums einen schwarzen Strich, eine Absorptionslinie zu erzeugen, so hat ein aus diesem Körper gebildetes Prisma die Eigenschaft, die diesem Strich unmittelbar benachbarten, also kaum von der fehlenden Farbe verschiedenen Farben bis über das gewöhnliche Spektrum hinauszuwerfen, um so weiter, je kleiner ihr Abstand von der absorbierten Farbe ist.

Nun sind sowohl der Stickstoff als der Sauerstoff der Luft absorbierende Substanzen, die von ihnen absorbierten Farben würden Grünblau bilden, also müssen diese Gase bei der Strahlenbrechung unter ungewöhnlich starker Brechung dieses Lichtes die Erscheinung des grünen Strahls als eines der Sonne voraufgehenden und ihr nachfolgenden Lichtschweifes erzeugen.

*

Die letzten Strahlen der Sonne beim Beginn der Totalität einer Sonnenfinsternis und die ersten Strahlen beim Aufhören zeigen eine von den Astronomen mit dem englischen Worte flash (Aufleuchten) bezeichnete Erscheinung. Der äußerste Rand der Sonnenscheibe, genauer der tiefste Teil der die Sonnenscheibe umrahmenden Chromosphäre erstrahlt in purpurrotem Lichte, einem Lichte, dessen Spektrum aus vielen hellen Einzellinien besteht und sich wie eine Umkehrung des vom richtigen Sonnenlicht erzeugten Spektrums darstellt, das von den bekannten Fraunhoferschen dunkeln Linien durchsetzt ist, den Produkten der Absorption, die das weiße Sonnenlicht in den Gasen der Sonnenhülle erleidet. Nach Professor Julius ist auch dieses Licht des flash nicht, wie nach Kirchhoffscher Vorstellung, das direkte Licht glühender Gase, das, zerlegt, ein Linienspektrum bildet, als genaue Umkehrung der Absorptionslinien des Sonnenspektrums, sondern seine Linien sind nur das Nachbarlicht dunkler Fraunhoferscher Linien.

Von zwei Physikern, Professor Ebert und R. Wood, wurde der Juliusschen Theorie eine experimentelle Stütze geliefert. So wie Kirchhoff am Natriumdampf die helle gelbe Doppellinie als Eigenlicht, die dunkle Doppellinie des durch Natriumdampf gegangenen weißen Lichts als Absorptionswirkung desselben Dampfes nachgewiesen hat, so haben diese Physiker das vom Natriumdampf durch anomale Dispersion abgelenkte Licht dargestellt, das einer weißen Lichtquelle entstammte. Sie haben Erscheinungen hervorgebracht, die ganz den

Eindruck von Nachbildungen der Sonnenphänomene machen, des flash, der Protuberanzen, der verzerrten und verschobenen Spektrallinien der Sonnenflecke, aus denen man bisher glaubte, auf ungeheure Bewegungsgeschwindigkeiten der Sonnengase schließen zu müssen.

Da eine Farbenzerstreuung durch Gase nur auftritt als Begleiterscheinung der Strahlenbrechung, der Erzeugung krummliniger Strahlen, so führt die Voraussetzung der neuen Theorie der Sonnenphänomene von selbst auf diejenige Erklärung des Sonnenrandes, die der Verfasser dieses Berichtes zuerst vor nun zehn Jahren, jüngst noch (Juli 1899) in dieser Revue gegeben hat. Zweifellos ist die Juliussche Theorie berufen, meine Gedanken zu vervollständigen und zu verbessern, aber für die Erklärung des flash neige ich doch lieber zur Kirchhoffschen Anschauung. Sollte das Licht des ersten und letzten Sonnenstrahls bei Finsternissen durch anomale Dispersion erzeugt sein, so müßte es doch durch Gasmassen passiert sein, welche die Dämpfe all der Metalle enthalten, die sich in den Fraunhoferschen Linien verraten. Gasmassen, in denen Eisendampf aufgelöst ist, kann ich mir nur lebhaft selbstleuchtend vorstellen. Dazu kommt, daß nach meiner Theorie das dem Sonnenrade nächste Licht durch alle Wirkungen der Schlieren in den lichtbrechenden Gasen eine Sichtung erfährt, bei welcher gerade seine stärkst brechbaren Bestandteile mehr nach dem Innern der Sonne, die schwächer brechbaren nach außen abgelenkt werden und also nicht G r ü n b l a u, sondern R o t erzeugen. Das ist der Unterschied zwischen flash und grünem Strahl.

Duell und Ehre.

Von

C. v. Rüts.

Mit berechtigtem Stolze blicken wir auf die glänzenden Errungenschaften unsers Zeitalters.

Feuer und Wasserkraft haben wir gebändigt und uns zu Knechten gemacht; sinnreich erdachte Maschinen sind unsre Handlanger, auf Schienenwegen eilen wir über himmelanstrebende Bergesriesen und reißende Ströme, durch gigantische Felsen, ja unter dem Meeresboden hinweg sind sichere Bahnen geschaffen; das tosende Meer ist beherrscht von gewaltigen Flotten; im gezügelten Blitz haben wir uns einen geflügelten Boten des Gedankens geschaffen, in ungeheure Fernen über Ozeane hinfort trägt der elektrische Funke den Ausdruck unsrer Bedrängnis, unsers Jubels; im fremden Weltteil schallt unsre kleine Menschenstimme! In der That, gewaltig sind die Triumphe des menschlichen Geistes; in wenigen Jahrzehnten haben wir das Resultat der Anstrengung vieler Jahrhunderte weit überflügelt!

Und doch — der die Elemente beherrschende, jedes Hindernis überwindende Verstand

macht Halt vor der Macht eines verrotteten Vorurteils. Zum Trotz aller Schöpferkraft des Verstandes, zum Trotz aller Kultur und Aufklärung besteht im 20. Jahrhundert das Duell. Wie viele Stimmen haben sich gegen das vernunftwidrige Duell erhoben, wie viele Federn dasselbe verurteilt, wie viele staatliche und kirchliche Gesetze haben es verpönt — und doch immer wieder von neuem erhält man Kunde, daß der Zweikampf bald hier, bald dort ein Opfer gefordert habe. Ist das nicht eine schmähliche Anomalie in unserm Kulturleben, ist das nicht ein bitterer Hohn, eine Ironie auf die vielgepriesene Alleinherrschaft des Verstandes!

Es ist eben unwahr, daß der Verstand ein erhelltes Heute regiert; was man festhalten will an Thorheit und Vorurteil, das nennt man „notwendiges Uebel“ und läßt es bestehen. Man macht besten Falles dem Verstande achselzuckend das unerläßliche Zugeständnis, aber man thut dann, was man eben thun will!

Oder wäre die Institution des Duells haltbar vor dem Forum des praktischen Verstandes?

Die Frage ist interessant genug, um sie eingehender Prüfung zu unterziehen!

Beachten wir: verständig ist es, Zusammengehöriges zu verknüpfen, Unverbindbares aber scharf auseinanderzuhalten.

Verständig handelt derjenige, in dessen Gedankengange gehörige Bindung und logische Abfolgerung herrscht, der Zweck und Mittel zu einander in Verhältnis zu setzen, für jeden besonderen Zweck die rechten Mittel zu finden weiß.

Wer dagegen verkehrte Mittel anwendet, wer ein Ziel auf ungangbaren Wegen zu erreichen sucht, wer Unzusammengehöriges verketten will, der handelt unverständig, widersinnig.

Ist nun für den Zweck der Ehrenverteidigung der Gebrauch der Waffe das angemessene Mittel?

Die wahre Ehre ist ein sittliches, von außen her nicht angreifbares Gut. — Unsre, im Bewußtsein andrer ruhende äußere Ehre ist die Anerkennung unsrer Person, der in unserm Charakter begründeten Eigenschaften.

Das Duell ist demnach ein ungeeignetes Mittel für die Ehrverteidigung, weil es weder mit der wahren inneren Ehre, die man zu beweisen hätte, noch mit jener Wertschätzung unsers Charakters im Zusammenhange steht.

Die Beweisführung für Ehrenhaftigkeit durch Säbel und Pistolen ist widersinnig, und die Erzwingung einer Ehrenerklärung durch Gewaltmittel ist eine unzureichende für jedes verständige Urteil; sie wird die etwa wankend gewordene Ueberzeugung von unsrer Ehrenhaftigkeit in Wahrheit nicht wieder festigen.

Denken wir, unsre Ehre sei in Frage gezogen worden. Anstatt nun, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, die Angaben unsers Widersachers durch den Beweis ihrer Falschheit zu entkräften, oder von Eingeweihten darlegen zu lassen, daß der uns angedichtete Makel unserm Charakter völlig fremd sei, lassen wir die Pistole den Beweis unsrer Ehrenhaftigkeit übernehmen! — Oder wir sind gar thätlich beleidigt worden. Anstatt den Flegel oder Jähzornigen der Verurteilung und Bestrafung durch seine Standesgenossen zu übergeben, ihm das Brandmal der Pöbelhaftigkeit, der Unfähigkeit in gebildeten Kreisen zu leben, aufzudrücken — was durchaus nicht schwer sein würde —, stellen wir uns vor die Mündung seiner Pistole! — Beweisen wollten wir ja wohl, daß die Schläge ungerechtfertigte und unzurechtfertigende waren! — Ist aber diese Beweisführung nicht ebenso barock, als das Verfahren desjenigen, der etwa seine Befähigung zum Gärtner nachzuweisen hätte, und der zu diesem Behufe ein Zeugnis einreichte, daß er ein guter Geigenspieler sei. Was hätte denn ein Leutnant Blaskowitz bewiesen, wenn er seinen Gegner erschossen hätte? Ehrenhaftigkeit, die angezweifelte Selbstzucht, gute Erziehung? Fürwahr die Ehre hat mit dem Mut und der physischen Gewalt ebensoviel gemein wie die Gärtnerei mit dem Geigenspiel!

Was kann man durch die Herausforderung zum Zweikampfe oder durch deren An-

nahme denn darthun? Nichts weiter als einen gewissen Grad von physischem Mut und die Thatsache, daß einem fremde Meinung mehr gelte, als das Leben und alle Lebensgüter.

Nun wohl, der Mut zunächst ist eine Verbrechertugend so gut wie eine Kavalierszierde; ja selbst das in die Enge getriebene Tier zeigt oft wunderbaren Mut. Oft auch wird der Mut verwechselt mit dem Auflodern ungezügelten Affektes, und auf dem Kampfplatze erweist dann die zitternde Hand und die blasse Wange den vermeintlichen Mut des Herausforderers als eitel Prahlerei und Lüge! — Und liefert weiter der Umstand, daß jemand ein reizbares Ehrgefühl besitzt, den vollgültigen Beweis, daß er wirklich Achtung verdiene? Doch kaum; denn man kann in seinem Wohlbefinden von fremder Meinung, von dem Spiegelbilde eignen Wertes im Bewußtsein dritter vollständig abhängen und bei alledem ein ganz wertloses Individuum sein. Selbst das Laster beobachtet ängstlich den äußeren Schein. Es haben oft gerade diejenigen ein fein pointiertes Gefühl für Anerkennung und Ehrbezeigung an den Tag gelegt, die später als „große Lumpen" von der Gesellschaft ausgestoßen werden mußten.

Ein wenig Vertiefung in den Gegenstand erweist klar, daß das Duell ein gänzlich ungenügendes Mittel der Ehrenrettung ist, daß es auch nicht die mindeste Beweiskraft für Ehrenhaftigkeit in sich trägt!

Allein das Duell ist nicht nur ein ungenügendes Mittel für die Ehrverteidigung, sondern es ist auch ein völlig verkehrtes Mittel, weil dadurch der beabsichtigte Zweck — die Züchtigung des Beleidigten, Sicherheit gegen weitere Injurien, wirkliche Genugthuung — gar nicht erreicht wird.

Wenn der Beleidiger größere Gewandtheit in der Waffenführung besitzt, als der Herausforderer, so trägt dieser nur die eigne Haut zu Markte; statt den Gegner zu züchtigen, muß er sich von ihm vielleicht obenein noch zum Krüppel schlagen lassen. Der Beleidiger aber, der besser zu parieren verstand und heil davonging, fügt möglicherweise seinen früheren Insulten jetzt noch übermütigen Spott hinzu! — Ja, wenn dieser Beleidiger ein ausgezeichneter Schütze oder Fechter ist, so nimmt er wohl gern Gelegenheit, durch herausforderndes Benehmen den im Duell Abgeführten zu demütigen und zu reizen, um ihn seine Ueberlegenheit recht fühlen zu lassen.

Wirkliche Genugthuung aber gewährt das Duell in keinem Falle. — Tötet der Beleidigte den Ehrverletzer, so schließt er selbst den Mund, der später die ehrenrührigen Aussagen hätte zurücknehmen können; der ausgesprochene Verdacht bleibt bestehen. — Und zu diesem Verdacht gesellt sich obenein noch das Kainszeichen des Mörders, von dem ihn eine äußere Ehrenbezeigung selbst nicht weißwaschen kann. Instinktive, verborgene Scheu, Zurückhaltung vor dem Blutbefleckten ist der Lohn derselben Standesgenossen, die das Duell verlangt hatten. Ja, instinktiv meidet die Gesellschaft, und vor allem die deutsche Frau, nach Möglichkeit die Berührung mit der vom Brudermorde geächteten Hand. Welche Jungfrau würde nicht erschauern vor dem Gedanken, dieser Hand sich vermählen zu sollen; welcher Vater, welche Mutter würden in solche Hand das Lebensglück eines geliebten Kindes legen wollen, sie mögen heut über das Duell denken, wie sie wollen! — Fällt weiter der in seiner Ehre Verletzte selbst, so nimmt er alle Anschuldigungen des Beleidigers mit sich in das Grab; fallen beide Duellanten, so kann von einer Genugthuung ebensowenig die Rede sein; dem ersten Uebel ist nur das des Mordes und des Selbstmordes hinzugefügt worden. Aber selbst im günstigsten der Fälle, wenn man den Beleidiger leicht verwundete, hat man — bei aller Gefahr und Verantwortlichkeit — für seine Ehre, für die Herstellung seines guten Rufs gar nichts erzielt! Mit dem Blute des Gegners ist die eigne Ehre nicht reingewaschen; denn welcher Zusammenhang sollte bestehen zwischen der Rache am Beleidiger ohne Urteil und Richter und der moralischen Achtbarkeit des Angegriffenen? Die Beschuldigung ist nicht im mindesten entkräftet, wenn der Beleidiger sie nicht zurückzieht — und dazu bedarf es denn doch wohl nicht des Umweges über ein Spiel mit Leben und Glück!

Der Widersinn des Duells tritt am klarsten zu Tage, wenn man bedenkt, daß andre,

naheliegende und wirklich zweckdienliche Mittel des Ehrschutzes ganz beiseite gesetzt bleiben, während man zu einem bedenklichen, die beabsichtigte Wirkung völlig versagenden und überdies illegalen Mittel greift.

An andrer Stelle ist der Einsender dieses Aufsatzes den Bedenken entgegengetreten, die gegen die Schaffung von Ehrengerichten ausgesprochen sind. Seine Vorschläge zur praktischen Verwirklichung des Ehrschutzes sind seinerzeit im „Tag“ und in der die Leipziger Antiduellversammlung behandelnden Broschüre: „Schutz der Ehre und Bekämpfung des Duells“, Verlag von J. P. Bachem, Köln am Rhein, veröffentlicht. — Staatliche, jedem erreichbare, für jeden autoritative Ehrengerichte, die von einem Berufsrichter geleitet, von standesgenössischen Schöffen besetzt sind, würden — neben korporativer, alle Nuancierungen der Ehrauffassung berücksichtigender Rechtsprechung — jeden Ehrenhandel so entscheiden können, daß der Beleidigte wirkliche Sühne und Genugthuung, der zu Unrecht Insultierende gebührende Strafe erhielte. Hätte man zum Beispiel den Leutnant Blaskowitz für unfähig erklärt, Offizier zu bleiben, weil er die Standesehre gröblich verletzt hatte, so wäre das eine wirkliche Genugthuung für den Geohrfeigten gewesen; das Ehrverbrechen wäre gesühnt gewesen, wie es Vernunft und Standesehre fordern. Anstatt dessen mußte eine Zuchtlosigkeit mit dem Tode gebüßt, namenloser Kummer in weite Kreise getragen werden. Ein tüchtiger Regimentskommandeur wurde vor die Alternative gestellt, entweder das Duell zu verbieten und damit — wie Präzedenzfälle erhellen — den Vorwurf auf sich zu laden, rechten Ehrgefühls bar zu sein, Stellung und Achtung unter seinen Standesgenossen zu verlieren — oder aber das Duell zuzulassen, einen unglücklichen, öffentliches Aufsehen erregenden Ausgang zu riskieren und sich dann von denselben Standesgenossen im Stiche gelassen und mit einer fürchterlichen Schuld belastet zu sehen. So liegen die Dinge in Wirklichkeit; die Kabinettsordre vom 1. Januar 1897 spricht von der Verhinderung des Zweikampfes, „soweit es die Standessitte irgendwie zuläßt.“ Nun, Herr v. Reißwitz kannte die Standessitte ganz gewiß, und Ohrfeigen sind dieser Standessitte nach durch Abbitte nicht zu sühnen; so werden mit ihm recht viele Offiziere gedacht haben! — Die von der öffentlichen Meinung dem armen Kommandeur aufgebürdete Schuld trägt in Wahrheit keine Einzelperson, sondern die unsinnige Institution „Duell“. Sie ist das alleruntauglichste Mittel zur Erreichung des erstrebten Zwecks, des Ehrschutzes; man entschied sich für dieses, und ein in schweren Fällen so zweckentsprechendes Mittel, wie ehrengerichtliche Aberkennung der Kavaliersqualität, blieb unbeachtet. — Wäre das Duell als eine von dem Proletariat vermeintlich trennende Schranke in dem Bewußtsein unsrer höheren Stände nicht traditionell eingewurzelt, so würde der Vorschlag, der Ehre durch Zweikampf mit Mordwaffen einen Stützpunkt gewähren zu sollen, als Ausgeburt höchster Urteilslosigkeit betrachtet und von niemand ernst genommen werden!

Das Bestehen der Institution „Duell“ ist der schlagendste Beweis für die Behauptung, daß der vergötterte Verstandeskultus unsrer Tage ein ohnmächtiges Ding ist gegenüber der Neigung, der Opportunitätsrücksicht, dem voreingenommenen Willen!

Wie aber dieser Wille und die subjektive Idee den Verstand gängeln, so setzen sie sich — wie das Duell es beweist — gegebenen Falles über alle Schranken menschlicher Ordnung und Sitte einfach hinweg, so trotzen sie den ewigen Geboten Gottes und der Moral.

Der eigentliche Nerv der Sittlichkeit ist doch das Bewußtsein innerer Freiheit. — Und diese innere Freiheit besteht bei dem Duellanten nicht. Er ist unfrei den Anforderungen seines Gewissens gegenüber, unfrei in seinem Urteil über den Wert der Lebensgüter, unfrei in seinem Handeln! Das Gewissen fordert, das Leben nur dann preiszugeben, wenn die Pflicht es erheischt, wenn das Vaterland ruft, oder wenn es gilt, für das hinfällige Erdensein unvergängliche Kleinode einzutauschen. Der Duellant hat lediglich selbstische Zwecke im Auge; er jagt einem Scheingute nach, dem Bilde, das in den Köpfen andrer von seiner Person besteht. Dies Bild, das von der Wirklichkeit oft klaffend weit abweicht, glänzend zu erhalten, setzt er das Leben ein; dies Trugbild ist ihm das Höchste, das Unentbehrliche. So völlige Abhängigkeit aber vom Urteil andrer muß notwendig dahin führen, daß der

Mensch an der rechten inneren Ehre und Selbstschätzung Schiffbruch erleidet, daß ihm der Maßstab für die Wertbemessung der Lebensgüter verloren geht, daß er vergißt, das Leben als Mittel zur Vervollkommnung, zum Wirken im Dienste der Allgemeinheit anzusehen. Unfrei ist der Duellant selbst in dem Wunsche, eine nicht gewollte, im Affekt ausgesprochene Beleidigung zu vergeben. Der Leutnant Hildebrand durfte keine Abbitte des Gegners gelten lassen; erst nachdem der Götze „Ehre" durch Blut gesättigt war, durfte der Beleidigte vergeben. Daß aber solche Versöhnung keinen sittlichen Wert mehr hat, bedarf der Darlegung nicht. Wer sich erst nach Kühlung seines Mutes und seiner Rache mit dem Feinde versöhnen kann, ist von wahrer Sittlichkeit und von innerer Freiheit gleich weit entfernt!

Selbst der Mut des Duellanten ist, wie wir bereits andeuteten, in vielen Fällen nur Schein und Maske. Wie oft aber regt sich in der Seele des Betreffenden das bange Bewußtsein, etwas ebenso Thörichtes wie Unrechtes zu planen; allein er fühlt sich zu schwach, um den Kampf mit dem hergebrachten Vorurteil aufzunehmen. Wie steht es da doch kläglich um den wirklichen Mut!

Der sittliche und darum unanfechtbare Mut mußte es mit dem Ungetüm „Vorurteil" getrost aufnehmen. Es gehört ungleich mehr Mut und Willenskraft dazu, das Achselzucken, den Spott und die Hintanstellung der Standesgenossen auf sich zu nehmen, ja sich von ihnen in die Acht erklären zu lassen, als zu momentaner Lebensverachtung sich aufzustacheln.

Die Selbstsucht aber feiert im Duell ihre schönsten Triumphe. Die Rücksichten auf Eltern, Gattin, Kinder, auf den Geforderten und die Seinen werden um der gekränkten Ehre und Eitelkeit willen völlig in den Hintergrund gerückt. Der Duellant denkt nur an die liebe eigne Versorgung mit äußerer Ehre; er fragt nicht nach den Schmerzen und dem vielleicht unauslöschlichen Kummer der Seinen; herzlos handelt er, um nur den Menschen zu gefallen. Wegen einer Ehrenkränkung wird der Beleidiger verkrüppelt oder umgebracht; über eine bisher glückliche Familie wird für ihre ganze fernere Lebensdauer Kummer und Elend heraufbeschworen. Wer möchte selbst da, wo eine Absicht der Beleidigung vorlag, solche himmelschreiende Rache, solche Folge verantworten? Machen wir es uns doch einmal recht klar, daß der Duellant durch keine Rücksicht veranlaßt wird, *seine Absicht aufzugeben, die Absicht nämlich, dem andern Wehe zuzufügen, ihm den Untergang zu bereiten!*

Und die Häßlichkeit dieser Absicht ist durch keine chevaleresken Formen zu tilgen; man hat zwar versucht, sie zu maskieren, und das nicht ohne einen gewissen Erfolg. In seinem innersten Kern aber bleibt das Duell eine inhumane, mit dem Geiste des Christentums und der Moral unvereinbare Sitte. In rechter Schätzung des Lebenswertes, geschweige denn in wahrhaft christlicher Herzensstellung kann niemand zum Zweikampfe schreiten!

Auch die allgemeine Rechtsordnung wird durch das Duell gestört. Diese unerschütterliche Rechtsordnung aber bildet die unentbehrliche Grundlage des Gedeihens des Volkswohles. Das Gesetz darf von niemand gebeugt werden; es muß mit eisernem Griffel geschrieben sein, es muß seinen Wiederhall finden in dem Gewissen. Wo das öffentliche Recht erschüttert ist, sind alle andern Lebensgüter mit gefährdet; somit ist das Duell ein Schaden am gesamten Staatskörper. Ja, sein Prinzip ist dem eines gesunden staatlichen Organismus entgegengesetzt. Wo sich eine Rechtsgesellschaft konstituiert hat, ist die Befugnis zu gewaltsamer Selbsthilfe erloschen; das Duell aber ist ja nur ein Akt dieses abgeschafften und verfemten Prinzips der Selbsthilfe. Es setzt an Stelle der sanktionierten Rechtsordnung die Anarchie, an Stelle des Gesetzes die unberufene Macht der Willkür. So widerstreitet das Duell den Fundamentalsätzen rationeller Staatslehre.

Schon die Herausforderung ist eine Widerrechtlichkeit, denn sie ist ein Attentat gegen die persönliche Sicherheit, eine Gesetzlosigkeit. Achtung vor dem Gesetz aber und Unterordnung unter dasselbe ist die erste Bürgerpflicht, und wer sie verletzt, der lehnt sich gegen den Staat auf. Hier giebt es kein Ausweichen! Und welch ein *ungerechtes* Gericht stellt das Duell dar! Es setzt an die Stelle geordneter Gerechtigkeitspflege das Faustrecht,

an die Stelle unparteiischen Spruches die Leidenschaft, subjektives Urteil in eigner Sache, an die Stelle der allgemeinen Unverletzbarkeit und Sicherheit unter obrigkeitlichem Schutze die Willkür der Herausforderung und den Zufall ihres Erfolges!

Den vorgenannten, aus der Lebensklugheit und der rationellen Ethik hergeleiteten Gründen wider das Duell sind endlich diejenigen christlicher Moral hinzuzufügen. Wie man sich nicht am Duell beteiligen und zugleich ein wahrhaft aufgeklärter, sittlich freier Mann und loyaler Staatsbürger sein kann, so kann man noch weniger Duellanhänger und zugleich ein guter Christ sein. Es klingt das außerordentlich herbe und schroff! Wenn aber der Schreiber dieser Zeilen das unzuverlässige eigne Herz beobachtet, wie es dem Gewollten und Erwünschten so unheimlich geschickt Geltung zu schaffen und den Vorhaltungen der Vernunft und des Gewissens arglistig zu entschlüpfen weiß, so muß er scharf betonen, daß die aufgestellte Behauptung theoretisch unanfechtbar ist, und daß ein Unterschied zwischen der Theorie und Praxis von dem Christen am allerwenigsten gezogen werden darf. Die bewußte Sünde trennt uns von Gott; und wenn in der Reichstagsverhandlung vom 27. November erzählt worden ist, daß Duellanten vor dem Waffengange das Abendmahl begehrt hätten, so kann man diese urteilslosen Schwächlinge nur beklagen. Welche Wahnvorstellung lebte in dem Hirn dieser Unglücklichen, die den Heiligen in der Höhe zum Diener ihrer Menschengefälligkeit machen, die das Mahl der Versöhnung sich aneignen wollten, um ungestraft sündigen und dafür Ehre von Menschen nehmen zu können! Und welcher Geistliche war fähig, sein heiliges Amt im Dienste menschlicher Satzungen und eiteln Eigenwillens so schmählich zu erniedrigen! Dachten diese unseligen Menschen nicht daran, daß Gott über seine Ehre eifrig wacht und daß sie mit ihrem Suchen nach eigner Ehre die Ehre vor Gott verleugneten!

Wie verwirrt das Vorurteil den Verstand; wie verfinstert das Parlamentieren mit der Sünde auch die hellste Vernunft!

„Du sollst nicht töten", so heißt das ewige Gebot Gottes, und alle Einwürfe sind hier unehrlich! Es bedarf keiner Auseinandersetzung, daß Gott uns nicht auffordert, uns gegen räuberische Angriffe auf Leben und Eigentum, gegen feindlichen Einfall in das Vaterland, gegen die Zerstörung von Heimat und Herd nicht zu wehren. Gottes Gebot ist nie gegen die Vernunft; es ist vielmehr höher als alle Vernunft, es ist der Ausdruck ewiger Weisheit und zugleich väterlicher Fürsorge.

Auch der ausübenden Gerechtigkeit hat Gott selbst das Schwert in den Arm gegeben. Allein die aus freien Stücken gegen den andern erhobene Pistole ist eine Mordwaffe, und wer sie führt, das ist ein Uebertreter nicht nur menschlichen, sondern auch göttlichen Gesetzes!

In die Seele des Duellanten ist auch nicht ein Hauch gedrungen von jenem Himmelstau der Bergpredigt, die da mahnt, „wenn du deine Gabe auf den Altar bringen willst und dich erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder und dann komm und opfere deine Gabe".

Noch weniger hat er das köstliche Geheimnis der Liebe verstanden, das Paulus in den Worten ausspricht: „Die Liebe ist langmütig; sie trägt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles; sie stellt sich auch nicht ungebärdig!"

Wahrlich: wer eine erlittene Beleidigung mit dem Blute seines Feindes sühnen will, der hat die hohe sittliche Würde, die im Vergeben und Vergessen liegt, die verklärende Huld liebevoller Versöhnung, der hat die Tiefe und Fülle des Christentums noch nicht wirklich ergriffen und verstanden! So ist es denn endlich auch ein Irrtum, muß es ein Irrtum sein, daß die lichte Ehre unsrer Armee auf das Duell gestützt sei. Licht kann nicht Nährkraft schöpfen aus der Finsternis, Gutes kann nicht Stütze finden in Gottwidrigem! Das ist unmöglich, ganz unmöglich! Möchte doch diese Erkenntnis sich Bahn brechen unter unsern Offiziercorps! Gerade der Soldat, dem ein so weites und so glänzendes Feld offen steht, seinen Mut und seine Ehre zu erproben, sollte doch getrost appellieren an das Landesgesetz, an das Verbot seines Souveräns und sich über das Vorurteil seiner Standesgenossen

hinaussetzen. Der einzelne freilich wird dabei einen schweren Stand haben, Stellung und Ansehen vielleicht einbüßen. Wenn aber mehr Stimmen laut werden, wenn Einsichtsvollere sich zusammenschließen, so wird man allmählich den hier bewiesenen Mut der inneren Freiheit anerkennen, ihn höher stellen lernen als jenen zweifelhaften affektiven Mut, den man im Duell zur Schau stellt! Wollten sich nur erst einige in der Armee durch Ritterlichkeit bekannte Notable zu einer Erklärung wider das Duell herbeilassen, wollten sie der Auffassung der Berufs- und Standesehre von einem höheren sittlichen Gesichtspunkte aus die Wege ebnen, wollte das Staatsgesetz und eine vernünftige Ehrengesetzgebung diese Männer kräftig unterstützen, so würde der Erfolg nicht ausbleiben! Wie von einem schweren Alp befreit, würden unendlich viele verständige und christlich denkende Offiziere aufatmen und ihren Befreiern von schwerem Gewissensdruck warm danken!

Die Gelegenheit ist gegeben: Am 11. Januar hat sich in Kassel die Antiduellliga unter Vorsitz und Leitung des edeln Fürsten Karl zu Löwenstein konstituiert. An ihrer Spitze stehen eine größere Zahl erlauchter Persönlichkeiten, hoher und niederer Adel, Mitglieder aller akademisch gebildeten Stände und Offiziere a. D. Die Vereinsstatuten sind so gefaßt, daß durch die Mitgliedschaft niemand beengt wird. Eine Verpflichtung oder nur Erklärung, ein Duell in jedem Falle ablehnen zu wollen, wird niemand auferlegt. Es ist das keine Halbheit, wie man sie von einem Fürsten Löwenstein von vornherein nicht annehmen kann; denn dieser Fürst ist ein ganzer Mann vom Scheitel bis zur Sohle! Man will vielmehr den Schwankenden, durch Autoritätszwang Gebundenen den Eintritt in die Liga ermöglichen, die Bewegung durch die Mithilfe von Angehörigen aller Stände in feste Bahnen und an jene Stellen lenken, wo das Uebel seine Wurzeln eingeschlagen hat. Und man zweifelt nicht:

Die Sache der Vernunft, die Sache Gottes muß endlich siegen. Ein jeder wolle nur innerhalb seines Wirkungskreises zur Läuterung der Ansichten über die wahre und höchste Ehre, zur Befreiung von der Fessel eines vermorschten Vorurteils nach Kräften beitragen! Dann wird der Tag kommen, an dem man den letzten Schatten mittelalterlichen Dunkels, das Duell, aus einer vernunfterhellten, einer lichten christlichen Welt verscheucht!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Unterrichtswesen.

Gedanken eines Lehrers über die in Aussicht stehende Neuregelung unsrer Orthographie.

Trotz der Neuregelung unsrer deutschen Orthographie im Jahre 1880 befindet sie sich zurzeit in einem sehr ungeregelten Zustande, weil die neue „Rechtschreibung" zunächst auf die Schule und die Beamten des Kultusministeriums beschränkt blieb. Die übrigen, besonders die älteren und maßgebenden Mitglieder der Beamtenschaft, verspürten keine Lust, sich in neue Schreibformen hineinzuarbeiten, und das wohl um so weniger, da sie sich mit Recht sagen konnten, daß die neuen Formen zwar andre, aber keine besseren seien. Im Laufe der Jahre aber rückt der Nachwuchs, der in der Schule die sogenannte Puttkamersche Rechtschreibung gelernt hat, in die höheren Stellen vor. Soll dieser Nachwuchs die in der Schule gelernte Orthographie verwenden oder die im Amte herkömmliche? Die notwendige Folge dieser Verhältnisse ist allseitige Unsicherheit in den orthographischen Formen, ein orthographisches Durcheinander in der Beamtenwelt, so wie wir es auch zurzeit im bürgerlichen Leben haben.

Aeltere Lehrer, welche vor etwa 30 Jahren das Seminar oder Gymnasium besuchten, mußten im Jahre 1880 ihre „Orthographie“ verlernen und sich in neue Schreibformen hineinleben. Im Jahre 1902 kommen sie neuerdings in die angenehme Lage, zum dritten Male auf eine andre „Rechtschreibung“ eingeschworen zu werden. Da muß sich denn doch der Lehrer die Frage vorlegen: Habe ich denn einst als Schüler eine „falsche Orthographie“ gelernt; habe ich denn seit 1880 meine Schüler angeleitet, „unrichtig zu schreiben“; wird das, was die Konferenzbeschlüsse vom Juli 1901 als künftige Norm vorschreiben, endlich einmal die „wirkliche Orthographie“ sein?

Wer sich diese Dinge gegenwärtig hält, wer von „herkömmlicher, Puttkamerscher, bayrischer, österreichischer Orthographie hört oder redet, dem drängt sich notwendig die Frage auf: Was ist Orthographie, was ist eigentliche und wirkliche Rechtschreibung?

Die Antwort ist nicht allzu schwer.

Die Kulturvölker Europas haben eine Lautschrift, in welcher die einzelnen Laute der Sprache durch entsprechende Lautzeichen oder Buchstaben dargestellt werden. Eine selbstverständliche Forderung jeder wahren Buchstabenschrift lautet aber: 1. für jeden Laut giebt es nur ein einziges Zeichen; 2. jedes Lautzeichen hat nur einen einzigen Lautwert. Jeder Verstoß gegen diese orthographische Grundregel hat sich bisher in unsern „historischen“ Orthographien stets gerächt und muß sich für alle Zeiten bitter rächen; auf einem Verstoße gegen die orthographische Grundregel beruht die Mangelhaftigkeit der deutschen und ebenso der französischen und englischen Rechtschreibung.

Die Antwort auf die oben gestellte Frage: „Was ist Orthographie?“ lautet demgemäß: Orthographie ist die Uebereinstimmung der Lautzeichen mit den Lautwerten. Wo also die Lautwerte sich nicht mit den Lautzeichen decken, da ist die Schreibung mangelhaft, da hat man kein Recht, von „wirklicher Orthographie“ zu reden, sondern höchstens von „herkömmlichen“ oder „amtlich festgestellten“ Schreibformen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich von selbst die Schlußfolgerung: Wir Deutschen und ebenso auch die übrigen europäischen Nationen haben keine wahre Rechtschreibung.

Auch ist es nicht schwer, durch verschiedene Prüfsteine festzustellen, in welchem prozentualen Verhältnisse die „Orthographien“ dieser Nationen von der Vollkommenheit entfernt sind. Nehmen wir zum Beispiel einige beliebig gewählte Wörter oder einen beliebigen deutschen Text und zählen jene Buchstaben, die ihren normalen Lautwert haben, respektive nicht haben, so ist dieser Maßstab gefunden. So sind im Worte „Orthographie“ vier Lautzeichen unrichtig verwendet, man spricht kein h, kein p, kein e. Im Worte „Schein“ wird kein s, kein c, kein h, kein e, kein normales i gesprochen, bloß der letzte Buchstabe ist richtig gebraucht. Wir haben also bloß eine „Scheinorthographie“.

Auf diesem Wege wird man finden, daß im Deutschen durchschnittlich 40, im Englischen 60, im Französischen 65 Prozent der Buchstaben unrichtig gebraucht sind. Trotzdem redet man fort und fort von deutscher, englischer, französischer „Rechtschreibung“.

Es ist also eine unleugbare Thatsache: Wir haben keine Orthographie. Da liegt nun die Frage sehr nahe, ob es nicht wünschenswert wäre, eine solche zu haben und also auch zu schaffen.

Wohl niemand wird mit „nein“ antworten, am wenigsten jene Leute, die Unterricht im Lesen und Schreiben geben, die wissen, wie viele wertvolle Schulstunden darauf verwendet werden, diese aller Vernunft widersprechende Scheinorthographie dem jugendlichen Geiste beizubringen.

Auch aus verschiedenen andern Gründen wäre eine wirkliche Orthographie für uns Deutschen in hohem Maße wünschenswert, einmal um die Herbeiführung einer einheitlichen Aussprache zu ermöglichen, sodann, um das Erlernen der deutschen Sprache den Ausländern zu erleichtern und so die Expansionskraft unsers Idiomes zu steigern, das andern leichter zu erlernenden Sprachen gegenüber so sehr im Nachteile ist.

Die Einführung der „wirklichen Orthographie“ wäre auch aus dem Grunde wünschens-

wert, damit endlich einmal die ewigen Scheinverbesserungen der Wortformen zu einem Abschlusse gelangten. Solange bloß an einer beschränkten Anzahl von Wörtern Aenderungen der Schreibweise vorgenommen werden, wird und kann das Verlangen nach weitern Aenderungen und wirklichen Verbesserungen, das heißt einer Orthographiereform nicht aufhören.

Vor 21 Jahren wurde unsre deutsche Rechtschreibung geregelt. Wer sich die Vorteile, respektive Nachteile vergegenwärtigt, die solche Neuregelung mit sich brachte, kann eine häufige Wiederholung derselben nicht wünschen: Die in den siebziger Jahren gedruckten Schulbücher wurden mit einem Schlage unbrauchbar und wertlos; eine einzige Verlagshandlung will dadurch 700000 Mark Schaden erlitten haben. Lehrer, Setzer, Korrektoren und so weiter hatten sich der nicht geringen Mühe zu unterziehen, neuerdings „richtig schreiben" zu lernen. — Statt der erstrebten Einheitlichkeit erfolgte thatsächlich ein gewaltiges orthographisches Chaos im bürgerlichen Leben.

Kosten, Mühen und vorübergehende Unordnung hätte man vielleicht noch mit in den Kauf nehmen können, wenn man dadurch der wirklichen Rechtschreibung wenigstens um ein paar Schritte näher gekommen wäre. Das war aber thatsächlich nicht der Fall. Deutschland erhielt damals eine geänderte, aber keine verbesserte Rechtschreibung.

Mit dem Jahre des Heiles 1902 soll Deutschland mit einer neuen „Orthographie" beglückt werden. Daß es keine Orthographiereform oder Reformorthographie sein wird, darf als selbstverständlich gelten, denn eine solche kann nicht sozusagen über Nacht geschaffen werden. Eine gewisse Einheitlichkeit der Schreibung in einer beschränkten Anzahl von Wörtern mag wohl für die Schule erzielt werden, wenn wir statt der preußischen, bayrischen, sächsischen Regelbücher ein einziges „deutsches Regelbuch" erhalten. Die staatlichen Behörden werden die Orthographie 1902 ebenso ignorieren, wie sie diejenige von 1880 ignoriert haben. Im bürgerlichen Leben wird dadurch die bestehende orthographische Anarchie noch gesteigert werden. Wenn die erwartete Orthographieregelung unterbliebe, wäre der Schaden wahrhaftig nicht groß; denn obgleich der Schleier über das Ergebnis der dreitägigen Konferenzverhandlungen vom Juli 1901 noch kaum gelüftet ist, läßt sich wohl jetzt schon sagen: der wirklichen Orthographie wird man kaum um einen Schritt näherkommen.

Nichts ist natürlicher und berechtigter als der Wunsch, eine wirkliche Orthographie zu erhalten an Stelle unsrer historischen Orthographien, in denen mancher Buchstabe zehn- bis zwölffachen Lautwert hat und ein einfacher Laut durch 15 bis 25 verschiedene Buchstaben oder Buchstabenverbindungen dargestellt wird.

Eine andre Frage aber ist es, ob solch ideale Rechtschreibung theoretisch ausdenkbar und praktisch durchführbar ist.

An der Möglichkeit einer theoretischen Lösung dieses Problemes kann kein Zweifel bestehen. Grammatiker und Phonetiker sind zwar in ihren Meinungen über Zahl und Art der deutschen oder sonstigen Sprachlaute nicht vollständig einig; doch gilt es so ziemlich als ausgemacht, daß unsre Sprache aus etwa 40 verschiedenen Lauten sich zusammensetzt. Sollte es unmöglich sein, 40 verschiedene Zeichen dafür zu setzen, entweder lauter neue Zeichen oder eventuell die altbekannten lateinischen Buchstaben mit Ergänzung der fehlenden Lautzeichen?

Es kann sich also nur noch darum handeln, die zweckentsprechendsten Zeichen für Druck und Handschrift zu ersinnen und zu prägen.

Wenn demnach an der Möglichkeit einer theoretischen Lösung des Problems ein berechtigter Zweifel nicht bestehen kann, so erübrigt nur noch eine letzte Frage, freilich die heikelste von allen: Ist solche Idealorthographie auch praktisch durchführbar?

Warum sollte sie es nicht sein? Die praktische Einführung solcher „wirklichen Orthographie" ist nicht bloß denkbar, sie ist teilweise wenigstens bereits zur Thatsache geworden. In vielen Mittelschulen Deutschlands werden im fremdsprachlichen Unterrichte sogenannte Lauttafeln verwendet, auf welchen sämtliche Laute der französischen respektive englischen Sprache durch besondere Zeichen wiedergegeben sind.

Einzelne Sprachlehrer und Verfasser neusprachlicher Lehrbücher gehen noch einen Schritt weiter und verbinden diese „phonetischen Buchstaben“ zu Silben, zu Wörtern, zu Sätzen, zu ganzen Erzählungen und Büchern. Würde man diese „phonetische Schreibung“ in immer ausgedehnterem Maße verwenden, nicht bloß im fremdsprachlichen, sondern auch beim deutschen Unterrichte, so würde sich die praktische Durchführung der phonetischen, das heißt der wirklichen Rechtschreibung mit der Zeit von selbst ergeben. Finanzielle Opfer würden durch eine so geartete Reform keiner Verlagshandlung auferlegt werden; die Mühe, sich in eine neue Form einer rationellen Schreibung hineinzuleben, würde nicht so groß sein als die Mühe, dem Gedächtnisse neue irrationelle Wortformen einzuprägen, die allenfalls für die nächsten 20 Jahre als „offiziell-richtig“ zu gelten hätten.

Der Gedanke einer theoretischen Schaffung und praktischen Durchführung einer naturwahren Rechtschreibung an Stelle unsrer bisherigen „Scheinorthographien“ ist vielen gebildeten Personen neu, befremdend, unfaßbar. Es kam mir deshalb auch nicht unerwartet, daß mehrfach die Vorschläge in meinem Schriftchen über das „Problem einer internationalen Orthographiereform“ als ein zwar schönes und hohes, aber auch als ein unerreichbares Ziel angesehen und bezeichnet wurden.

Es giebt solche hohe unerreichbare Ziele.

Besonders den Gedanken, hörbare Laute durch sichtbare Zeichen darzustellen, möchte man in der That für utopistisch halten, wenn dieser nicht schon seit 3000 Jahren verwirklicht wäre. Da aber die Lautschrift bereits vorhanden ist, wenn auch in unvollkommener und entarteter Form, so kann doch der Gedanke, dieselbe zu verbessern und zu vervollkommnen, keine Utopie, keine Phantastenträumerei sein. Dringt einmal die Kenntnis und das Verständnis wirklicher Rechtschreibung einigermaßen ins Volk, so kann es kein Zweifel sein, welche der beiden Schreibweisen, die historische oder die phonetische, nach einem Naturgesetze im Kampfe ums Dasein unterliegen muß.

Daß der praktischen Durchführung solcher Reform Schwierigkeiten im Wege stehen, wer wollte das leugnen? Diese Schwierigkeiten lassen sich aber wohl überwinden; auch liegen dieselben wohl auf einem andern Gebiete als dort, wo sie vorzugsweise vermutet oder gesucht werden.

Die erste Schwierigkeit liegt in dem Umstande, daß unsre deutsche Aussprache noch ungeregelt ist. Die Regelung der Schrift kann nur auf Grund geregelter Aussprache erfolgen.

Eine zweite Schwierigkeit, welche der Verwirklichung der Reform hinderlich im Wege steht, ist in der Thatsache zu finden, daß die Männer der Wissenschaft, Grammatiker und Phonetiker, nicht einig sind in der Feststellung der Zahl und Art der Sprachlaute: ob es wirklich 390 verschiedene Sprachlaute giebt (Bonaparte) oder 125 (Sweet), oder ob etwa die Hälfte der letztgenannten Zahl, also 60, ausreichend ist. Wollte man aber warten, bis das „Grammatici certant“ in dieser Frage vollständig aufgehört hat, so würde man nie zu einer Reform gelangen. Ueber diese Schwierigkeit wird man wohl dadurch hinwegkommen, daß man nur jene Laute als verschieden betrachtet und als solche kennzeichnet, bei denen auch der gebildete Laie einen Klangunterschied herausfindet. Das wird um so mehr geschehen dürfen, weil ja die gesuchte Rechtschreibung nicht der phonetischen Forschung dienen soll, sondern für den Alltagsgebrauch des gesamten Volkes und der Gesamtheit der Völker bestimmt ist. Eine recht ins einzelne gehende Unterscheidung der Laute und folglich eine recht große Anzahl von Lautzeichen hat eine Berechtigung und ist notwendig in der Feststellung individueller, lokaler, provinzieller Aussprache, nicht aber in der Normierung der Aussprache ganzer Nationen; hier ist ein größerer Spielraum, eine gewisse Bewegungsfreiheit naturnotwendig.

Wenn die Aussprache geregelt und die Zahl der notwendigen Lautzeichen festgestellt ist, bleibt noch eine dritte Schwierigkeit zu heben: wir haben eine große Anzahl von Systemen phonetischer Schreibung, aber wir haben keine einheitliche phonetische Schrift. Es entsteht

die Frage: Welchen der bestehenden Systeme soll der Vorzug vor den übrigen zuerkannt werden, oder soll ein neues, vollkommeneres System an die Stelle der bisherigen gesetzt werden?

Nur ein System, das der Vollkommenheit nahe kommt, hat gerechten Anspruch auf allgemeine Anerkennung. Zu dieser Vollkommenheit gehört aber notwendig, daß die Lautzeichen 1. sich leicht lesen und schreiben lassen, 2. sich deutlich voneinander unterscheiden, 3. einfach und möglichst kurz, 4. stilistisch-schön und -einheitlich sind.

Nicht notwendig, wohl aber wünschenswert ist es: 1. daß diese Lautzeichen nicht befremdend neu, sondern soweit als möglich dem bekanntesten (lateinischen) Schriftsysteme entnommen oder nachgebildet werden, 2. daß ähnliche Laute durch ähnliche Zeichen dargestellt werden, daß also insbesondere die Zeichen für die weichen Laute denen der entsprechenden harten Laute ähnlich geformt werden, 3. daß diese Lautzeichen für alle Sprachen der Erde gleich geeignet sind, so daß eine internationale Reform sich sozusagen von selbst ergiebt.

Die eben bezeichnete Art einer wirklichen Orthographiereform läßt sich nicht in wenigen Wochen oder Monaten durchführen; mehrere Dezennien wären hierzu unbedingt notwendig. Inzwischen aber würde es am besten sein, unsre herkömmliche Rechtschreibung in ihrem gegenwärtigen Zustande zu belassen. Es ist dies fürwahr ein Zustand der Willkür und Unordnung, aber dieser Zustand kann nur durch eine gründliche Reform beseitigt werden. Während dieser Uebergangszeit aber müßte sich die Ueberzeugung immer mehr Geltung verschaffen, daß die Vertrautheit mit willkürlichen irrationellen Schreibregeln kein untrüglicher Gradmesser ist bezüglich der wissenschaftlichen Bildung eines Mannes. Sprater.

Infektionskrankheiten.

Der jetzige Stand der Malariafrage.

Rom, Ende Februar 1902.

Um die Monotonie des Krankenhauslebens zu unterbrechen und die verdorbene Luft der Krankensäle aus den Lungen zu entfernen, machte ich vor etlichen Tagen einen langen Spaziergang in der Umgebung Roms.

Bei einem Bauern machte ich Halt und begann mit ihm über die Landwirtschaft zu sprechen. „Jetzt giebt's Arbeit an allen Ecken und Enden,“ sagte mir der einfache Mann, „der Frühling ist eingezogen, die Mandeln und Pfirsiche blühen, die Reben kommen in Saft, die Erde ist warm, und die Arme genügen nicht, um sie zu bearbeiten. Leider beginnt mit diesen ersten Frühlingstagen auch schon die Malaria sich wieder zu regen. Sehen Sie da unten den blassen Menschen? Er leidet an der ‚quartana‘, und auch das Chinin verschaffte ihm keine Erleichterung. Jetzt nimmt er so schwarze Pillen, die von weit herkommen, die scheinen ihm zu helfen.“

Die Erwähnung der Malaria verdüsterte die fröhliche Stimmung, und meine Gedanken kehrten unwillkürlich zum Krankenhaus zurück, in das gerade vor einigen Tagen die ersten Opfer der bösen Göttin Fieber eingezogen waren, sie alle natürlich auch Bauern. In der That sind es die Landarbeiter, die das größte Kontingent zur Statistik der Malaria liefern; die Städter werden nur selten vom Malariafieber befallen, und ich habe nie im Hospital Leute aus Rom gesehen, die innerhalb der Stadt an Malaria erkrankt waren. Die Fieberkranken kommen von draußen, und besonders wenn die Feldarbeit sich am meisten drängt, haben wir die schwersten Kranken.

Die Malariafrage ist daher noch immer die brennendste aller Tagesfragen in Italien. Kaum ein Drittel italienischen Bodens kann malariafrei genannt werden, und alljährlich

wird etwa eine Million Menschen von dieser Krankheit befallen. Allerdings werden die meisten wieder geheilt, aber viele müssen doch auch daran sterben, und noch viel mehr werden arbeitsunfähig und altern vor der Zeit. Eine neue Statistik des Ackerbauministeriums sagt zum Beispiel, daß im Jahre 1890 11000 Personen an Malaria gestorben sind, und darin sind natürlich jene nicht eingeschlossen, die, durch das Fieber geschwächt und herabgekommen, die leichten Opfer andrer Krankheiten (zum Beispiel Lungenentzündung) wurden. Der Leser kann sich leicht vorstellen, welch enormen wirtschaftlichen Schaden die Malaria auch verursacht sowohl für die Familie, da das erkrankte Mitglied durch die wochen-, ja monatelang sich hinschleppende Krankheit so lange arbeitsunfähig ist, als auch für den Staatshaushalt selbst, da ein großer Teil der Felder brach liegen bleibt und die Bevölkerung alle Krankenhäuser füllt.

Und alle die großen und kleinen Unzuträglichkeiten, die die Malaria sonst noch mit sich bringt! Es giebt Gegenden, deren Bewohner sich, sobald der Sommer naht, auf die Wanderung nach gesunden oder doch weniger ungesunden Orten begeben, und zwar ist das nicht ein Zug der wohlhabenden Bevölkerung, sondern auch die Aermsten schließen sich ihm an und scheuen weder Kosten noch Strapazen. Aber auch in jenen Gegenden giebt es natürlich Leute, denen ihre Verhältnisse und Pflichten diese Auswanderung nicht gestatten. Der Doganiere, der Bahnbedienstete zum Beispiel muß auf seinem Posten bleiben, und auch der Bauer soll doch sein Feld bestellen. Die Nacht ist am gefährlichsten, und deshalb fahren diese Bahnbediensteten mit dem letzten Zug zur nächsten malariafreien Station und kehren erst am Morgen mit dem Frühzug wieder auf ihren Posten zurück. Auch die Bauern verlassen vor Sonnenuntergang ihre Felder in der Ebene und legen vier bis fünf, oft auch zehn Kilometer zurück, um irgend einen höhergelegenen Platz zu erreichen, wo die Malaria sie nicht so gefährdet. Am nächsten Tag wandern sie dann wieder ihren Arbeitsstätten zu. Es ist klar, daß solche Vorsichtsmaßregeln nicht nur viel Zeit und Mühe kosten, sondern auch obendrein oft ganz unnütz sind; die Arbeiter kommen schon ermüdet am Arbeitsplatz an und fallen infolge der Ueberanstrengung nur um so leichter der Malaria zum Opfer.

Es war daher hohe Zeit, daß man der Malaria endlich ernstlich zu Leibe rückte, wie dies auf Grund der neuen Theorie, das heißt der Entdeckung einer Moskitoart, nämlich der Anopheles Claviger, als Krankheitsübertrager, geschehen konnte. Auch der Laie kann sich leicht überzeugen, daß diese neue Malariatheorie auf festem Boden ruht. Sie ist in Italien entstanden, und gerade hier in Rom und dessen Umgegend war der Experimentierplatz. Man ließ Personen, die nie an Malaria gelitten hatten, durch infizierte Anopheles stechen, das heißt durch Zanzaren, die vorher Malariakranke gestochen und auf solche Weise die Malariaparasiten mit dem Blute in sich aufgenommen hatten, und man konnte dann die Entwicklung der Malaria bei diesen Personen beobachten und in ihrem Blute auch die charakteristischen Parasiten nachweisen. Zum ersten Male wurde dieses Experiment in Rom von Grassi und Bignami ausgeführt, und später wurde dann sogar in London künstlich Malaria erzeugt durch infizierte Anopheles, die man aus Ostia, einem der gefährlichsten Malariaherde in der Campagna romana, hatte kommen lassen.

Dann folgten andre Experimente. Man sagte sich, wenn die Malaria von den Anopheles inokuliert wird, üben Wasser, Luft und Nahrungsmittel keinen Einfluß auf die Krankheit aus, und wenn man sich vor den Stichen der Anopheles schützt, kann man also nicht malariakrank werden. Die Professoren Grassi und Celli in Rom machten wiederholt (1900 und 1901) darauf bezügliche Versuche, und zwar mit bestem Erfolg. Die Angestellten einer ganzen Bahnstrecke wurden in den Häusern durch feinste Metallnetze an Fenstern und Thüren und im Freien durch Netze um den Kopf und Handschuhe vor den Insektenstichen geschützt, und es zeigten sich keine frischen Malariaanfälle bei diesen Leuten, während die Angestellten der zur Kontrolle unbeschützt gelassenen Strecke alle erkrankten. Eine englische Expedition lebte monatelang in Ostia, ihre Mitglieder verwendeten keine andern

Vorsichtsmaßregeln als die genannten mechanischen Schutzvorrichtungen und blieben so gesund, als ob sie in der gesündesten Gegend der Welt gelebt hätten.

Aber die mechanischen Vorrichtungen schützen natürlich nicht vor den Recidiven (Rückfällen), und da die Malariaparasiten bis zu zehn Monaten unthätig im Blute der Menschen leben können, bis irgend eine gelegentliche Ursache (Erkältung, Ueberanstrengung und so weiter) die Keime wieder anregt, worauf wieder Fieber entsteht, so bleibt die Gefahr eines Rückfalls für Malariakranke selbst dann noch bestehen, wenn sie längst nicht mehr in Malariagegenden leben. Dadurch erklärt es sich, daß man zum Beispiel auch in deutschen Krankenhäusern ziemlich oft Malariakranke antrifft (ich habe selbst in Berlin solche Fälle gesehen), die sich das Fieber in den Kolonien geholt haben und bei denen es nun in der Heimat wieder zum Ausbruch kommt. Bei solchen Fällen nützen, wie gesagt, die mechanischen Vorrichtungen, die nur eine prophylaktische, das heißt vorbeugende Wirkung haben, absolut nichts, und man muß wieder zur medikamentösen Behandlung, und zwar zum Chinin greifen. Die Chininsalze haben bekanntlich die Eigenschaft, die Malariakeime im Blute zu töten, wie durch mikroskopische Untersuchungen klar erwiesen ist.

Aber bei Leuten, die seit langem an Malaria leiden, kommt es oft vor, daß auch Chinin keine Wirkung mehr hat. Professor Baccelli, der sich seit langem speziell mit Malaria beschäftigt, lehrt nun seit etwa 30 Jahren, daß man bei solchen Kranken die besten Erfolge erzielt mit einer Mischung von Chinin, Arsenik und Eisen. Aus diesen drei Medikamenten bestehen auch die seit kurzem in Italien hergestellten und rasch allgemein in Aufnahme gekommenen Pillen „Esanophele", die „schwarzen Pillen", von denen mein Bäuerlein sprach. Sie haben die vorzügliche Wirkung der Baccellischen Medizin ohne deren Nachteil, das heißt der Kranke schluckt natürlich lieber die kleine Pille als ein Löffelchen voll jener abscheulich schmeckenden Mixtur.

Aus vorstehendem ersieht der Leser, daß es mit der neuen Malariatheorie möglich sein wird, diese schlimme Krankheit auszurotten, die heute, wie Grassi gut sagt, ein Koloß mit thönernen Füßen ist. Dieses Ergebnis wird nicht nur für Italien, sondern für die ganze Welt von unschätzbarem ökonomischem Vorteil sein und außerdem einen der größten Triumphe der modernen Medizin darstellen. Dr. Giovanni Galli.

Litterarische Berichte.

Philosophie.

Da Hegels Meinung, daß die Geschichte der Philosophie einen wesentlichen Bestandteil der Philosophie selbst bilde, als eine Wahrheit festgehalten werden kann, so dürfen wir unsern Bericht mit einigen Beiträgen zur Philosophiegeschichte als mit Beiträgen zur Philosophie beginnen. Vor allem gilt von W. Windelbands Geschichte der Philosophie (die jetzt in zweiter Auflage bei J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen ist), daß sie nicht nur der Geschichtswissenschaft, sondern hauptsächlich der Philosophie dient. Das Werk ist dadurch gekennzeichnet, daß es eine Geschichte der Probleme und der zu ihrer Lösung erzeugten Begriffe bietet. Es erfüllt eine alte Forderung, deren Spuren ich in der Weltweisheit des 18. Jahrhunderts nachweisen konnte, und erfüllt sie mit solchem Erfolg, daß auch ich für meine Geschichte der neueren deutschen Psychologie das Verfahren Windelbands teilweise verwendet habe. Vielfach ist dem Verfasser geglückt, seine Absicht zu erreichen,

nämlich zu zeigen, „durch welche Denkantriebe im Laufe der geschichtlichen Bewegung die Prinzipien zum Bewußtsein gebracht und herangebildet worden sind, nach denen wir heute Welt- und Menschenleben wissenschaftlich begreifen und beurteilen". Doch muß das Selbstverständliche hinzugefügt werden, daß die Ausführung hinter dem Ideal zurückbleibt. Erstlich deshalb, weil die Unterlage der positiven Kenntnisse nicht überall gleichmäßig fest ist; abgesehen davon, daß die Bibliographie und die Zahlenangaben allerhand kleine Irrtümer aufweisen, sind die Urteile über nebensächliche geschichtliche Erscheinungen gelegentlich ungenau — wie es bei der Fülle des Stoffes nicht anders sein kann. Alsdann bringt der verhältnismäßig geringe Umfang des Werkes es mit sich, daß mehr behauptet als begründet wird. Ich bin mit Windelband ganz einverstanden, wenn er zum Beispiel Xenophons Memorabilien eine kynische Parteischrift nennt, aber ich vermisse den Nachweis oder einen Fingerzeig, wo er zu finden ist, und so geht es mir an vielen Stellen. Endlich habe ich leise Bedenken gegen die Sprache des Buches, die ja bei einem solchen Unternehmen eine nicht ganz geringe Rolle spielt. Windelband ist oft dafür belobt worden, wie glatt und glänzend er schreibe. Zu glatt, dünkt mich. Er duzt sich mit seiner Feder, sie ist ihm das vertraute Werkzeug, das den Regungen des Geistes unmittelbar gehorcht und daher auch ausführt, was ein wählerischer Geschmack nicht dulden würde. Am Stil vermißt man die persönliche Eigenart, die doch dem Ganzen und zumal der Anlage des Werkes nicht fehlt. Denn es bedeutet eine wertvolle Durchdringung des geschichtlichen Stoffes, wie Windelband einteilt und Problemgruppen bildet, es ist eine individuelle und förderliche Auffassung, wenn beispielsweise Demokrit an Plato angenähert wird. Nichts zeigt besser, auf welcher hohen Stufe das Buch steht, als die Vergleichung der neu hinzugefügten Uebersicht über die Gegenwart mit den üblichen Darstellungen: diese Uebersicht ist in ihrer Beschränkung und Anordnung meisterlich und nur dem einen Tadel ausgesetzt, daß der Verfasser seine eignen Leistungen auf dem Gebiete der systematischen Philosophie verschwiegen hat.

Von Neudrucken älterer philosophischer Werke erwähne ich die „Philosophische Bibliothek", eine Sammlung von Uebersetzungen, die jetzt von der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig in verdienstlichster Weise ergänzt und fortgesetzt wird, sowie die (bei Voß in Hamburg) erschienene neue Ausgabe von Fechners Zend-Avesta. Der Herausgeber, Kurd Laßwitz, sagt mit Recht, daß „Fechners Lehre von den Dingen des Jenseits dem modernen Zuge nach einer Verinnerlichung der Weltanschauung, der Sehnsucht nach einem Miterleben eines uns alle als individuelle Geister umfassenden Allbewußtseins entgegenkommt". Das Buch hat seine 50 Jahre auf dem Rücken und strahlt noch heute in jugendlicher Frische. — Wenn wir nunmehr zu den philosophiegeschichtlichen Monographien übergehen, so treffen wir auf die hübsche kleine Schrift von Gustav Louis: Giordano Bruno, seine Weltanschauung und Lebensauffassung (Berlin, Emil Felber). Sie erfüllt aufs beste ihre Aufgabe, das Verständnis Brunos und das Interesse für ihn in dem weiteren Kreise des gebildeten Publikums zu fördern. Einer andern Absicht dient Alfred Kühtmanns Buch über Maine de Biran (Bremen, Max Rößler). Es macht uns mit einem Denker bekannt, den auch die Fachphilosophen nur ungenau kennen und der doch ganz modern ist sowohl durch seine seelische Selbstanalyse in einem „Journal intime", als auch durch seinen Psychologismus und die Betonung des Willens. Eine Monographie über Biran fehlte bisher, und wenn die vorliegende auch weder vollständig noch künstlerisch abgerundet, ja durch die wunderliche Anordnung schwer genießbar ist, so enthält sie doch so viel Wichtiges und Wissenswertes, daß sie unleugbar einen Fortschritt in unsrer geschichtlichen Kenntnis herbeiführt. Das gleiche Lob verdient Poritzkys Buch über Lamettrie (Berlin, Ferd. Dümmler); ein umfassendes und gerechtes Bild des Philosophen, des Arztes, des Meisters der Satire und des einflußreichen Menschen. Vielleicht hätten die Nebendinge kürzer abgethan und ein Register beigefügt werden können. Sehr nützlich ist ferner die von F. H. Collins verfaßte, von J. V. Carus übersetzte (und von C. G. Naumann in Leipzig verlegte) Epitome der synthetischen Philosophie Herbert Spencers.

Spencers Werke enthalten mehr als 5000 Seiten; hier ist ihr Inhalt auf etwa 700 Seiten zusammengedrängt. Da Spencer selbst diese Uebersicht über die leitenden Ideen seiner Philosophie gebilligt hat, dürfen wir sie wohl als authentisch betrachten und denjenigen empfehlen, die vor einer langen Reihe abstrakter Sätze nicht zurückschrecken; als Einführung wie als Rückblick kann eine solche Epitome sich bewähren.

Ueber alles Maß wächst die Nietzsche-Litteratur hinaus. Auf drei Zeilen, die Nietzsche geschrieben hat, kommen 30 Bücher, die über ihn geschrieben werden; und was das schlimmste ist, er selber verschwindet schließlich in dieser papiernen Flut. Daher begrüßen wir noch am liebsten Veröffentlichungen, die den Verstorbenen sprechen lassen, an erster Stelle also die Sammlung seiner Briefe, die auf vier Bände berechnet ist und deren erster Band jetzt (bei Schuster & Loeffler in Berlin) erschienen ist. Der Leser wird gut thun, die Briefe fortlaufend mit der Lebensbeschreibung der Frau Förster zu vergleichen, da die beigefügten kurzen Erläuterungen nicht ausreichen. Gründlicher sind die Erklärungen, die Paul Deussen seinem Briefwechsel mit Nietzsche beigegeben hat; das so entstandene Buch „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) gehört zu den lesenswertesten Schriften dieser ganzen Litteratur. Deussen berichtet mit rühmlicher Objektivität und Selbstbescheidung, denn Nietzsche hat von der ersten Begegnung in der Schule an ihm gegenüber einen Ton der Ueberlegenheit festgehalten; nur seine Bemerkungen über Nietzsches Philosophie sind etwas ärmlich ausgefallen. — Der Herausgeber im Weimarer Nietzsche-Archiv, Ernst Horneffer, veröffentlicht zwei Gedächtnisreden und davon gesondert drei Vorträge über Nietzsche (bei Franz Wunder, Göttingen). Sie alle zeichnen sich dadurch aus, daß sie auf ein Verständnis dringen und nicht voreilig Kritik üben; dem nach erster Belehrung Suchenden dürften sie unter allen ähnlichen Schriften am meisten zu empfehlen sein. Der Abriß des Lebens und der Lehre, den Henri Lichtenberger verfaßt hat (Dresden, Carl Reißner), zeigt zwar die gefälligsten Formen, bleibt aber inhaltlich leer. Gediegener und gründlicher ist die kleine Studie von Otto Stock, betitelt: „Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet“, (Braunschweig, George Westermann). Immerhin scheint es mir, als ob Stock dem Positiven in diesen Gedankenwirren nicht ganz gerecht würde, vor allem nicht jenem eigentümlichen Qualitätenobjektivismus, der doch bei Nietzsche neben, ja über der „frohen Botschaft vom starken, freien Einzelnen“ steht. Seine Moral ist so wenig „brutaler Egoismus“, daß sie vielmehr der von Stock selbst in einem andern Buch mit Geist und Geschick vertretenen Ethik einigermaßen verwandt ist. Sie trägt auch Züge der Zartheit und Empfindlichkeit, durch die sie als Ausdruck einer gewissen Zeitstimmung, als Morallehre der gegenwärtigen Neuromantik erscheinen kann. In Georg Tantzschers Büchlein, das aus dem fernen Jurjew (J. G. Krügers Buchhandlung) zu uns kommt, werden „Friedrich Nietzsche und die Neuromantik“ als Vertreter sensibler und verfeinerter Lebensauffassung gezeichnet.

Zur Erkenntnistheorie führt uns Rudolf Eislers Buch „Das Bewußtsein der Außenwelt“ (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung). Der Verfasser bezeichnet seinen Standpunkt als einen kritischen Realismus und Positivismus, „der die Thatsachen der äußeren Erfahrung mit denen der inneren verknüpft, wodurch einer Metaphysik als Endziel der Philosophie (nicht innerhalb der Einzelwissenschaften) Raum gelassen wird“. Seine Untersuchungen knüpfen, auf Grund einer erstaunlichen Litteraturkenntnis, an Richtungen in der gegenwärtigen Philosophie an und gelangen zu einem besonnenen, in der Hauptsache wohl haltbaren Ergebnis. Auch Max F. Scheler hat ein augenblicklich viel verhandeltes und fruchtbares Problem aufgegriffen: Die transscendentale und die psychologische Methode (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung). Ueber Inhalt und Tragweite des Problems kann bei der hier gebotenen Kürze nicht berichtet werden; so seien denn wenigstens ein paar Worte über die Behandlung durch Scheler erlaubt. Das Buch macht mir den Eindruck einer starken Talentprobe eines noch jugendlichen Philosophen: es zeigt also spezifisch philosophische Begabung, zugleich aber auch die Neigung der Jugend, an das Schwierigste un-

mittelbar heranzutreten, anstatt sich ihm langsam zu nähern. Der Verfasser wirkt vorläufig mehr durch Verknüpfung vorhandener Gedanken, die vielleicht etwas einseitig ausgewählt sind, als durch eigne, aus den Erlebnissen aufsteigende Gedankenbildung; da indessen auch von ihr Spuren vorhanden sind, so darf man auf reifere Gaben dieses beachtenswerten Talentes hoffen. — Wie soll ich das Buch von Carl Haberkalt: „Der kommende Mensch“ (Leipzig, Ernst Günthers Verlag) klassifizieren? Als Beitrag zur Philosophie der Mystik, weil aus Erfahrungen mit Somnambulie und Od eine weitere Steigerung des Bewußtseins erschlossen wird? Der Hauptgedanke ist, daß die festgestellte unbewußte Nachbildung organischer Gebilde und die unbewußte Einhaltung ihrer Formungsgesetze einen Fortschritt des Menschen in organischer und physiologischer Hinsicht vermuten läßt. Insofern gehört die Schrift zur Naturphilosophie. Indessen mangelt ihr die kritische und exakte Methode, von der allein der Fortschritt auf diesem jetzt so arg vernachlässigten Gebiet zu erhoffen ist. Was ich meine, kann ich am besten an einem andern Beispiel zeigen, mit dessen Anführung dann der Bericht für diesmal geschlossen werden möge.

Als im Herbst 1900 die deutschen Naturforscher und Aerzte zu Aachen versammelt waren, hielt in der zweiten allgemeinen Sitzung der Berliner Chirurg Julius Wolff einen viel besprochenen Vortrag. Er ist nunmehr als kleines, aber inhaltreiches Heft allgemein zugänglich geworden: „Ueber die Wechselbeziehungen zwischen der Form und der Funktion der einzelnen Gebilde des Organismus“ (Leipzig, F. C. W. Vogel). Schon der philosophische Sprachgebrauch versteht unter Funktion eine in bestimmter Form ausgeübte Thätigkeit, unter Form die durch irgend eine Wirksamkeit erzeugte (äußere oder innere) Anordnung verbundener Teile, betont also den engen Zusammenhang beider Begriffe. Die Abhängigkeit der Form von der Funktion ist damit freilich noch nicht ausgesprochen, sie ist aber außer von bestimmten Philosophen auch von den Darwinisten hinzugefügt worden. Wenn die drei Formen der Extremitäten als Flosse, Fuß oder Flügel sich entwickeln, je nachdem die Tiere im freien Wasser, auf dem Boden oder in der freien Luft leben, so sind diese Formen eben ein Erzeugnis der Funktion, woraus, nebenbei bemerkt, sich ergeben würde, daß das Gehirn von der seelischen Thätigkeit gebildet worden ist. Da nun manche Teile unsers Körpers genau die gleiche Aufgabe erfüllen wie gewisse mechanische Gebilde, so müssen sie mit diesen in der durch die Funktion bedingten Form übereinstimmen. Der Oberschenkelknochen, der stärkste und längste Röhrenknochen des menschlichen Skeletts, hat für seine Hauptbeanspruchung, diejenige beim Stehen und Gehen, die Architektur eines kranartig tragenden Balkens. Die Knochenbälkchen in seiner schwammigen Substanz stimmen der Richtung nach genau überein mit den Zug- und Drucklinien im belasteten Kran. Es wird mithin durch den Bau des Knochens (wie bei den Bauwerken der Ingenieure) die zweckmäßigste Form mit einem Minimum von Materialaufwand erreicht; und da auch das letzte Bälkchen, die Abgrenzung des ganzen Bälkchensystems, das ist die äußere Gestalt des Knochens, der Funktion dient, so hat der Knochen eine funktionelle Gestalt. Das alles zeigt Wolff, einer älteren Anregung folgend. Er zieht nun aber ferner aus dieser Erkenntnis die wichtigsten Folgerungen für den Fall, daß Knochen in ihrer Form krankhaft verändert oder andauernd an ungewohnter Stelle oder durch abnorme Belastungsgrößen statisch beansprucht werden. Im Innern eines gebrochenen und schief gewordenen Knochens geht eine Umlagerung vor sich, durch die es möglich wird, daß der Knochen trotzdem seine Verrichtung ausübt: das ist der von Wolff entdeckte Transformationsprozeß, durch den alle Heilversuche auf eine neue Grundlage gestellt werden. Für die Theorie ergiebt sich erstens, daß die Natur bei Störungen nicht immer zu den ursprünglichen Formen zurückkehrt, sondern nur nach Möglichkeit zur ursprünglichen Funktion, und daß sie demgemäß diejenigen neuen Formen zu stande bringt, die der Funktion unter den veränderten Verhältnissen angepaßt sind; und zweitens, daß der Kampf ums Dasein, den die Teile eines Organismus unter sich führen, die Zweckmäßigkeit im Innern der Organismen und ihre höchste Leistungsfähigkeit zur Wirkung hat.

M. D.

Ibsens Dramen 1877—1900. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas im 19. Jahrhundert von Berthold Litzmann, Professor der deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Bonn. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1901. M. 3.50.

Litzmanns neues Buch ist aus Vorlesungen entstanden, ebenso wie sein schon wiederholt aufgelegtes Buch „Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart“. Es verfolgt den Zweck „das Verständnis für die Bedeutung und die Eigenart dieses zweifellos größten Dramatikers der Gegenwart zu fördern, auch bei denen, die bisher ein persönliches Verhältnis zu ihm nicht gewinnen konnten“. Zwölf Dramen, deren Kenntnis vorausgesetzt wird, von den „Stützen der Gesellschaft“ bis „Wenn wir Toten erwachen“ werden nach ihrer litterarischen, ästhetischen und sozialen Bedeutung gewürdigt. Mit großem Scharfsinn und tiefem Verständnis für das Wesen Ibsens ist das Buch verfaßt. Es gehört zweifellos zu dem Bedeutendsten und Wertvollsten, was über Ibsen geschrieben wurde. E. M.

Von der Lieb'. Gedichte von Egon H. Strasburger. Illustriert von Leo Schnug. Straßburg 1901. Josef Singer.

Dreiundfünfzig Lieder, von denen nur wenige uns rückhaltlos gefallen. Wir konnten weder den zwischen Volkston und Salontändelei hin und her schwankenden Gedichten noch dem im Symbolismus sich verlierenden Buchschmuck rechten Geschmack abgewinnen. Die kleine Sammlung wird wohl trotz des hübschen Titelblatts die anerkennende Beachtung nicht finden, der sich die Kinderlieder desselben Verfassers erfreuen.

—ck.

Geschichte der polnischen Litteratur. Von Dr. A. Brückner, o. Professor in Berlin. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1901. 628 Seiten.

Es herrscht in Deutschland kein Mangel an Darstellungen der ausländischen Litteratur, auf romanischem wie auf angelsächsischem Gebiete. Um so auffälliger ist die Lücke, die wir in der litterarhistorischen Wissenschaft finden, wenn wir unsre Blicke nach Osten richten, nach Polen, Rußland, Ungarn und darüber hinaus zu den Völkern des Orients. Doppelt wünschenswert erscheint eine Ausfüllung dieser Lücke, wenn man daran denkt, daß die Litteratur des Ostens nicht nur an sich bedeutungsvoll ist und an Bedeutung ständig zunimmt, sondern auch im westeuropäischen Geistesleben ein Eingang und Einfluß heischender Gast geworden ist. Dankbar darf daher das Unternehmen des Amelangschen Verlags begrüßt werden, der unter dem Titel: „Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen“ ein stattliches Sammelwerk über die Litteraturen Osteuropas und Asiens herausgiebt. Als erster Band der ersten Gruppe erscheint Brückners Geschichte der polnischen Litteratur. Das Buch schildert das geistige Leben Polens in den letzten vier Jahrhunderten. Die eigentlich litterarhistorische Darstellung fußt auf breiter kulturgeschichtlicher Grundlage. Das Werk ist für weiteste Kreise bestimmt und setzt keinerlei Spezialkenntnisse voraus. Es verzichtet auf den ganzen philologisch-bibliographischen Apparat; es läßt das Nebensächliche — auch im biographischen Material — beiseite, um desto nachdrücklicher die großen Entwicklungszüge und die großen Persönlichkeiten zu zeichnen von der Reformation bis zu Sienkiewicz. Allen Freunden der polnischen Litteratur wird es ein willkommener Führer sein. Br.

Goethes Faust. Entstehungsgeschichte und Erklärung von J. Minor, o. ö. Professor an der Universität Wien. Erster Band. Der Ur-Faust und das Fragment. Zweiter Band. Der erste Teil. Stuttgart 1901. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. M. 8.—

Minors Faust-Kommentar ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die er im Winter 1895/96 zum erstenmal hielt. Er sucht vor allem aus dem Zusammenhang und aus der Situation heraus seine Erklärung zu geben. Daneben hat er es auch in der Wort- und Sacherklärung nicht an Fleiß fehlen lassen. Der erste Teil behandelt nach einer Einleitung über die Entstehungsgeschichte den von Erich Schmidt entdeckten und herausgegebenen Ur-Faust und im Anschluß daran das Goethesche Faust-Fragment. Im zweiten Band wird zunächst die äußere Entstehungsgeschichte der vollendeten Tragödie und die klassische und die romantische Faust-Dichtung besprochen, dann folgt der Kommentar zum ersten Teil des Faust. Es ist reiner Kommentar, den Minor giebt, keine kommentierte Ausgabe. Ein unendlicher Fleiß steckt in diesen beiden Bänden von zusammen 664 Seiten. Das Verständnis des „Faust“ wird durch dieses Werk wesentlich erleichtert und gefördert. Eindringende Schärfe und klare Darstellung sind die Hauptvorzüge dieses neuen Kommentars. Es bleibt nur noch zu wünschen, daß Minor auch den zweiten Teil des „Faust“ in derselben Weise bearbeitet.

E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Allmers, Hertha, Agathe Foreta. Drama. Berlin, Dr. John Edelheim. M. 1.—

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Zweiter Jahrgang. 1902. Heft I u. II. Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm. mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt anf Kunstdruckpapier à M. 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Arndt, Richard, Mauerblümchen. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Auf! Kunstgewerbe-Entwürfe. Von Bruno v. Wahl. Heft III und IV. Vollständig in 12 Heften à M. 2.—. München, Vereinigte Knnstanstalten.

Badke, Otto, Es war einmal. Gedichte. Arnsberg, F. W. Becker. Gebunden M. 1.50.

Bahr, Hermann, Der Apostel. Schauspiel in drei Aufzügen. München, Albert Langen. M. 3.—

Bahr, Hermann, Der Krampus. Lustspiel in drei Aufzügen. München, Albert Langen. M. 3.—

Bapst, Germain, Le Maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle. Tome II: Napoléon III et sa cour. La guerre de Crimée. Paris, Plon-Nourrit et Cie.

Basch, Victor, La Poétique de Schiller. Paris, Félix Alcan. Fr. 4.—

Baumberg, A., Kleine Erzählungen und Skizzen. Wien, Carl Konegen. M. 2.50.

Becker, Georg, Drei Erzählungen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Bethge, Hans, Die Feste der Jngend. Ein Gedichtbuch. Mit Zeichnungen von J. M. Olbrich und einem Bildnis. Berlin, Schnster & Loeffler.

Björnson, Björnstjerne, Darnley. Autorisierte Uebersetzung von Cläre Mjöen. München, Albert Langen. M. 3.—

Björnson, Björnstjerne, Sigurd Jarsalsar. Schauspiel. Autorisierte Uebersetzung von Cläre Mjöen. München, Albert Langen. M. 1.50.

Bleibtreu, Karl, Die Edelsten der Nation. Komödie in drei Akten. München, Albert Langen. M. 2.50.

Brandes, Georg, Gesammelte Schriften. Deutsche Originalausgabe in 60 Lieferungen à M. 1.—. Lieferung 1 bis 3. München, Albert Langen.

Brochet, Josef J., Nemesis. Drama in vier Akten. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. V. Band. Mit 54 Tafeln, 23 Karten und Plänen und 283 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Busson, Paul, Gedichte. Mit Titelbild. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—

Cable, Georg W., Aus alten Kreolentagen. Novellen. Deutsch von H. H. Ewers. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.—

Cahn, Dr. Wilhelm, Aus Eduard Laskers Nachlaß. Erster Teil: Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (1866 bis 1880). Berlin, Georg Reimer. M. 2.40.

Claretie, Georges, De Syracuse à Tripoli. Une mission en Tunisie. Préface de Paul Hervieu. Paris Librairie Molière. Fr. 3.50.

Dauthendey, Elisabeth, Zweilebig. Roman. Berlin, Schuster & Loeffler.

D'Ayala, Michelangelo, Napoli nel Terrore (1799 bis 1800). Estratto dalla „Nuova Antologia" Roma. L. 2.50.

Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. (Schlußband.) 2. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Professor Jakob Zeidler. Wien, Carl Fromme. Pro Lieferung M. 1.—

Dorner, D. Dr. A., Zur Geschichte des sittlichen Denkens und Lebens. Neun Vorträge. Hamburg, Leop. Voß. M. 4.—

Dukmeyer, Friedrich, Der Zorn Jehovahs. Tragödie in einem Akt. München, Staegmeyrsche Verlagshandlung. 80 Pf.

Elbe, Walter van der, Khâli oder Der Ausgleich. London, 8 Quadrant Road, Thornton Heat. W. v. d. Elbe. Gebunden M. 4.—

Emerson, Ralph Waldo, Lebensführung. Uebersetzt von Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein, Jena. Siebenter (Schluß-) Band. Erste und zweite Hälfte. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne. M. 7.50 bezw. M. 10.—

Engel, Moritz v., Transactionen. Schauspiel in drei Aufzügen. Leipzig, Ed. Avenarius. M. 2.—

Ernst, Otto, Gedichte. Dritte, gesichtete und revidierte Auflage. Leipzig, L. Staackmann.

Fischer, C. W. Th., Erzählungen aus Rom. II. Band. Band XIX. von „Kennst du das Land?" Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Leipzig, C. G. Naumann. M. 2.50.

France, Anatole, „Anno zwei" und andere Novellen. Autorisierte Uebersetzung von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. M. 2.—

Freie Wort, Das. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Carl Saenger. Erster Jahrgang Nr. 22 und 23. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. Vierteljährlich M. 2.—

Friedrich, Paul, Im Lebenssturm. Neue Gedichte. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Groos, Karl, Der ästhetische Genuss. Giessen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung. M. 4.80.

Gruner, Ferdinand, Die Löwenbändiger. Schwank in einem Akte. Dresden, Riesen & Calebow. M. 1.—

Guth, Johann, Seefahrers Lieder. Gedichte und poetische Erzählungen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Gutheil, Arthur, Irrungen. Roman. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. M. 4.—

Hack, G., Was der Kaufmann vom Bürgerlichen Gesetzbuch wissen muss. Die für den Kaufmann und Gewerbetreibenden kennenswertesten Bestimmungen des neuen bürgerlichen Rechts. Vierte Auflage. Leipzig, Verlag der Handels-Akademie. M. 2.75.

Halle, Dr. Ernst v., Volks- und Seewirtschaft, Reden und Anfsätze. Zwei Bände. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.50.

Hamsun, Knut, Die Stimme des Lebens und andre Novellen. Band 45 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Hamsun, Knut, Sklaven der Liebe und andre Novellen. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann. München, Albert Langen. M. 3.—
Heidenstam, Werner v., Sankt Georg und der Drache. Uebersetzung aus dem Finnischen von E. Stine. Leipzig, E. A. Seemann Nachf. M. 2.—
Helgendorf, Helga v., Gegen den Strom. Auf heißem Boden. Zwei Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—
Henckell, Karl, Aus meinen Gedichten. Buchschmuck von Fidus. Zürich, Karl Henckell & Co. M. 1.—
Hübel, Felix, Und hätte der Liebe nicht. Ein Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Gebunden M. 5.—
Hutter, Franz, Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun. Mit 130 Abbildungen und zwei Kartenbeilagen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.
Jacobowski, Ludwig, Ausklang. Neue Gedichte aus dem Nachlaß des Verfassers. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Rud. Steiner. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.
Jacobowski, Ludwig, Stumme Welt. Symbole. Skizzen aus dem Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben von Dr. Rudolf Steiner. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.75.
Josefini, Josef, Eine Schlacht im Jahre 2002. Sämtlichen Friedensengeln gewidmet. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.
Kaufmann, Max, Heines Charakter und die moderne Seele. Eine Studie mit neuen Briefen und dem bisher verschollenen Jugendgedicht „Deutschland 1815“. Zürich, Alb. Müllers Verlag. M. 2.—
Klöpper, Dr. Clemens, Shakespeare-Realien. Alt-Englands Kulturleben im Spiegel von Shakespeares Dichtungen. Dresden, G. Kühtmann. M. 4.—
Kobylanska, Olga, Kleinrussische Novellen. Eingeleitet durch einen Essay „Ein Jahrhundert kleinrussischer Litteratur“ von Georg Adam. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—
Kompert, Paul, Drei Küsse. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—
Kriege Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Dritter Teil: Der Siebenjährige Krieg (1756 bis 1763). Dritter Band: Kolin. Mit 15 Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 10.—
Künstlerbuch, Das, Eine kleine ausgewählte Reihe von Künstlermonographien. Herausgegeben von F. H. Meissner. Band VII: George Frederick Watts von Jarno Jessen. Berlin, Schuster & Loeffler. Gebunden M. 3.—
Kunert, Dr. A., In welcher Weise soll eine vernünftige Mundpflege ausgeübt werden. Ein Wegweiser zur Erhaltung der Zähne und Verhütung mancherlei Erkrankungen. Leipzig, Alfr. Langkammer. 40 Pf.
Kurland, Gotthard, Alltagsgeschichten. Skizzen. Bremen, Carl Schünemann.
Kurnig, Der Neo-Nihilismus. — Anti-Militarismus. — Sexualleben. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr. M. 1.80.
Lessen, Dr. Eduard, Adalbert Svoboda's Leben und Werke. Ein Gedenkblatt und Mahnwort für die Gebildeten aller Stände. Leipzig, C. G. Naumann. Kostenlos durch jede Buchhandlung.
Lesueur, Daniel, Die Komödiantin. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Adele Neustädter. München, Alb. Langen. M. 3.—
Lichtwark, Alfred, Blumenkultus — Wilde Blumen. Zweite, erweiterte Auflage. Dresden, Gerhard Kühtmann. Gebunden M. 2.80.
Lie, Jonas, Wenn der Vorhang fällt. Aus der Komödie des Lebens. Roman. Berlin, Richard Taendler. M. 4.—
Lieber Simplicissimus, Hundert Anekdoten. Neue Folge. Band 44 von „Kleine Bibliothek Langen“ München, Alb. Langen. M. 1.—
Lienert, Meinrad, Die Wildleute. Erzählungen. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli. Gebunden M. 5.—
Liersemann, Heinrich, Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers. Mit 20 Abbildungen. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann. Gebunden M. 5.—
Listzs Briefe an die Gräfin Carolyne Sayn-Wittgenstein. VII. Band. 4. Teil. Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 6.—
Lo Forte-Randi, Andrea, Nelle letterature straniere (Quarta Serie) „Pessimisti“ (Swift — La Rochefoucault — Schopenhauer). Palermo, Alberto Roeber. L. 2.50.
Lublinsky, S., Der Imperator. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.
Madjera, Wolfgang, Schatten und Sterne. Gedichte. Wien, Carl Konegen. M. 2.50.
Margueritte, Paul und Victor, Neue Frauen. Roman. Autorisierte Uebersetzung von U. Fricke. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 4.—
Mayer, Karl, Prosit! Humoristisches Rezeptbuch wider den Weltschmerz. Kassel, Georg Weiß. M. 2.50.
Meschwitz, Heinrich, Auf schmalem Pfade. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.50.
Meysenburg, Malwida v., Individualitäten. Zweite Auflage. Berlin, Schuster & Loeffler.
Mores, Margarete, Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 2.—
Morris, William, Neues aus Nirgendland. Ein Zukunftsroman. Autorisierte Uebersetzung von Paul Seliger. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. Gebunden M. 7.50.
Ohnet, Georges, Zwei Väter. Roman. Autorisierte Uebersetzung von M. v. Weißenthurn. München, Alb. Langen. M. 3.—
Rafael, L., Abendgluten. Gedichte. Vierte Sammlung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Gebunden M. 4.—
Rickert, Dr. Heinrich, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften. Zweite Hälfte. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 9.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Die Kriegsfurcht in Europa.

Im Hintergrunde aller politischen Erscheinungen tritt oft die Besorgnis eines künftigen großen Krieges zu Tage. Diese Kriegsfurcht bedrückt zeitweise auch das Erwerbsleben, die Unternehmungslust und reizt zu immer größeren Rüstungen in Frankreich, Rußland und in andern Ländern an. Es wird deshalb der nachstehende Brief eines unsrer berühmtesten Generale vielleicht mit dazu beitragen, dieses Kriegsgespenst zu verbannen, und zur Beruhigung der Kreise dienen, die sich über die Zukunft unnötige und schwere Sorgen machen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

*

Barskewitz (Pommern), den 23. März 1902.

Hochverehrter Herr!

Sie wünschen von mir zu wissen, ob die Unruhe der Gesellschaft, die einen europäischen Krieg befürchtet, begründet sei.

Ehe ich auf die Sache eingehe, will ich aussprechen, daß meine persönliche Ansicht dahin geht, daß es nicht zum Kriege kommt. Untersucht man die Lage in Europa, so darf man mit Sicherheit sagen, daß die Regierungen, gleichviel ob Monarchien oder Republiken, den Krieg nicht wollen. Die Verantwortung ist heute eine erheblich größere und schwerer zu tragen als früher, denn der heutige Krieg mit seiner Volksbewaffnung erschüttert alle Länder bis in die innersten Fugen. Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges entsteht nur dann, wenn die Regierungen durch die Volksmassen, respektive die Volksstimmung genötigt oder gezwungen werden. Die Vergangenheit lehrt, daß dies wiederholt geschehen. Der Krieg von 1859 in Italien war durch die Volksstimme zur Notwendigkeit geworden. Napoleon mußte, um sich zu erhalten, die Wühlereien gegen seine Dynastie durch einen kriegerisch-politischen Erfolg abschwächen. Kaiser Alexander II. ist bekanntlich in den türkischen Krieg gegen seinen Willen getrieben worden. Er

war genötigt, dem Panslavismus und der orthodoxen Kirche Folge zu geben. 1870 wurde Napoleon durch den Chauvinismus, der sich mit klerikalen Strömungen verband, durchaus gegen seinen Willen in den Krieg getrieben. Feldmarschall Moltke hat mir in früheren Jahren diese Ansicht bestätigt und die Behauptung aufgestellt, daß nur Revolutionen zum Kriege treiben können. Er hat dies auch in der Einleitung zur „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71" dargelegt. Die Revolutionen haben aber heute einen Feind, der ihnen früher nicht gegenüberstand. Dieser Feind ist die Eisenbahn; denn mit Benutzung der Eisenbahn wird es der Regierung leicht werden, die revolutionären Zentren schnell mit sicheren Truppen zu umgeben und zu vernichten, ehe noch die Revolution selbst sich militärisch organisiert. Freilich liegt die Möglichkeit vor, daß die ganze Gesellschaft, also auch die höheren Klassen einen Umsturz der Verhältnisse wollen, der durch einen Krieg, gleichviel ob siegreich oder nicht, erhofft wird. Man darf auch nicht vergessen, daß es Gesellschaftsklassen giebt, die sich durch einen Krieg zu bereichern glauben. Oft ist dieser Einfluß in Formen gekleidet, die nur der Kenner des Landes zu beurteilen vermag. Ist eine Nation so weit, daß sie sagt, wir haben nichts mehr zu verlieren, hoffen wir also, durch den Krieg etwas zu erreichen, so ist die Gefahr eine nicht unbedeutende. Augenblicklich hat es aber nicht den Anschein, als ob die Regierungen ganz machtlos den Volksstimmungen gegenüberstehen, namentlich in Rußland, wo die orthodoxe Kirche noch eine sichere Macht bildet, an deren Spitze der Kaiser steht ... Geschäftskriege sind allerdings in letzter Zeit vorgekommen, so der spanisch-amerikanische und der Burenkrieg, in gewisser Hinsicht auch die chinesischen Kriege; immerhin sind dies aber nur kleine Kämpfe gewesen, in denen ganze Nationen mit dem modernen Kriegsapparat nicht auftraten. Handelskriege für Europa halte ich für gänzlich ausgeschlossen; nur ängstliche Gemüter können diesen Fall in Betracht ziehen, denn jeder Verständige muß sich sagen, daß in einem etwaigen Handelskrieg ebensoviel verloren wie gewonnen wird. Es kommt nach dem Gesagten also darauf an, ob die Regierungen die Disciplin aufrecht erhalten und zwar namentlich in den Armeen. Hieran zu zweifeln, liegt aber nirgends ein Grund vor.

Die Disciplin der Armeen ist ja überhaupt die Grundlage der Regierung in den großen Staaten. Geht sie zu Grunde, oder ist sie nur zersetzt, so helfen Brüsseler und Genfer Konventionen nichts. Die Humanitätsbestrebungen, so achtbar und edel sie sind, werden den Lauf der Dinge nicht ändern. Trotzdem soll man sie nicht verurteilen, aber auch nicht verlangen, daß die goldnen Regeln in der Zeit der Gefahr und Not des Krieges aufrecht erhalten werden. Solange die Bildung des Volkes und die Disciplin der Armeen die Grundlage des Staates bilden, so lange wird die Humanität von selbst ihre Wirkung äußern. Wenn aber die Volksmassen sich von der Ordnung lösen, dann nützen eben diese goldnen Regeln nichts. Eine Befürchtung in dieser Hinsicht darf wohl für Deutschland nicht platzgreifen.

Nur der Kenner der internsten Verhältnisse unsrer Nachbarstaaten vermag

ein bestimmtes Urteil abzugeben. So wie mir die Verhältnisse im Auslande bekannt sind, wird es an Unruhe nicht fehlen. Der Weg aber, der bis zur Ergreifung der Waffen führt, ist noch ein weiter. Auch darf man nicht vergessen, daß die modernen Waffen den minderwertigen, die wohl meist die Revolution in Händen hat, außerordentlich überlegen sind.

Mit bestem Gruß

Ihr stets ergebener

v. Leszczynski,
General der Infanterie z. D.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Am 2. Juli verlegten wir unser Hauptquartier nach Königinhof, mitten in die Armee; bei den Vorposten der Garde auf den Höhen jenseits der Elbe sahen wir Josefstadt vor uns liegen. Die Festung hatte keine Vorposten ausgestellt, die Besatzung schien schwach und verzagt zu sein.

Blumenthal war zum Großen Hauptquartier nach Gitschin gefahren, um bei Moltke persönlich die Ansicht unsers Hauptquartiers zu vertreten, daß man mit der ganzen Armee das rechte Elbufer zu gewinnen habe, entgegen dem Befehl, auf dem linken Ufer im Süden und Osten zu demonstrieren. In diesem Sinne schlug ich nun vor, das 6. Armeecorps, das noch nicht am Feind gewesen war, am andern Morgen durch das 5. Corps hindurch über die Elbe gegen Josefstadt zu poussieren. Der Kronprinz war einverstanden, und der Befehl wurde an General v. Steinmetz, dem das 6. Corps unterstellt war, übermittelt. Der zurückkehrende Adjutant meldete, das 5. Armeecorps sei beschäftigt gewesen, im Regiment zu exerzieren.

Gegen Abend kam Major Graf Groeben aus dem Großen Hauptquartier zu uns, um Nachrichten einzuziehen und den Rekognoscierungen des nächsten Tages beizuwohnen, die wir nach Moltkes ursprünglichem Befehl auf dem linken Elbufer und östlich von Josefstadt vornehmen sollten. Wir hatten aber mit dem

1. Corps und der Kavalleriedivision ganz und mit der Avantgarde des 5. und Gardecorps bereits die Elbe überschritten und fühlten den Feind vor uns. In der Nacht um eins kam Blumenthal zurück; Moltke hatte sich unsern Ideen angeschlossen und befahl den Vormarsch des 1. Corps zur Beobachtung von Josefstadt und Rekognoscierungen gegen die Aupa und Metau. Um zwei kam Leutnant v. Normann mit der Aufforderung des Prinzen Friedrich Karl, ihn mit einem Corps oder mehr zu unterstützen. Es ist bekannt, wie der Kronprinz in impulsivem Drange antwortete: „Ich werde mit der ganzen Armee kommen"; ebenso, daß diese Antwort eine Stunde später, auf Grund von Blumenthals Vortrag, als den Dispositionen des Großen Hauptquartiers entgegenlaufend zurückgenommen werden mußte.

Um vier kam der Flügeladjutant Graf Finckenstein mit dem Befehl des Königs, daß die ganze Armee gegen Sadowa vorgehen solle.

So waren wir endlich auf dem entscheidenden Punkte angekommen. Die Befehle wurden für sämtliche Corps ausgefertigt, und um halb sechs ritten die Adjutanten. Das 6. Corps war infolge des ihm gewordenen Auftrages bereits gegen Josefstadt unterwegs, was bei seiner Richtung ganz hinter die rechte Flanke des Feindes von großem Vorteil war. Das 5. Corps blieb dahinter in Reserve, in der Mitte die Garde und das 1. Corps auf dem rechten Flügel.

Die Garde, die ganz um Königinhof lag, kam merkwürdigerweise erst um halb acht in Bewegung. Das 1. Corps aber, das schon in der Nacht vom Grafen Finckenstein avertiert war und um dreiviertel sieben den Befehl zum Vormarsch erhielt, trat sogar erst nach neun Uhr an und marschierte dann mit soviel Bedenken, daß es erst nach fünf Stunden in das Gefecht eingreifen konnte.

Freilich hat man bei den Marschleistungen der Armee an diesem wichtigen Tage wesentlich in Betracht zu ziehen, daß es seit dem vorigen Abend ununterbrochen regnete. Die Wege selbst waren kaum passierbar; daneben auf dem tiefen Boden vorwärtszukommen, oft ganz unmöglich. Ich habe selbst gesehen, wie Artilleriepferde vor Ueberanstrengung im Geschirr tot umfielen; die Kavalleriedivision v. Hartmann hatte ganz vergebliche Versuche gemacht, sich an die Spitze des 1. Corps zu setzen; sie war an dessen Kolonnen nicht vorbeigekommen. Der gleichmäßige, ruhige Eifer der Mannschaften im Vorwärtsstreben wird mir immer unvergeßlich sein. Unser Herr entwickelte die ganze Kunst seiner Liebenswürdigkeit, um überall die Stimmung zu erhalten und womöglich zu steigern. Denn wenn wir auch von Anfang an nicht glaubten, daß wir einer großen Schlacht entgegengingen, nachdem vier österreichische Corps von uns und zwei vom Prinzen Friedrich Karl in den vergangenen Tagen übel zugerichtet waren, so erwies sich doch bald, daß diese Ansicht irrig war. Als wir auf die Höhe kamen, hörten wir den Kanonendonner einer großen Schlacht und sahen diese endlich von der Höhe bei Choteborek aus zu unsrer Rechten in vollster Entwicklung. Ich hatte die Reservelazarette vorläufig zurückgelassen, weil ich nicht meinte, daß wir sie brauchen würden; jetzt ließ ich sie holen, und sie kamen auch noch rechtzeitig.

Wir hatten den Corps aus den Erfahrungen der letzten Gefechte den Befehl erteilt, ihre Reserveartillerie mehr zur Hand zu halten, und so war diese bei der Garde der Avantgarde unmittelbar gefolgt. Sie erhielt jetzt den Befehl, möglichst rasch vorzugehen und zu feuern, um dem Prinzen Friedrich Karl, von dem wiederholt besorgniserregende Meldungen eingegangen waren, unsre Ankunft zu signalisieren und seinen schwerbedrängten linken Flügel zu ermutigen. Prinz Hohenlohe, der Kommandeur der Garde-Reserveartillerie, that dies wacker und kühn.

Auf der Höhe von Horenowes standen, weithin sichtbar, zwei Bäume; was hinter der Höhe war, wußten wir nicht, unser vorläufiges Ziel aber war, sie zu gewinnen. Der Kronprinz wies mit glücklicher Eingebung den Truppen diese Bäume als Marschziel; das reizte gewissermaßen die Phantasie. Die Garde war ganz auseinandergeraten; die einzelnen Divisionen kamen einzeln und aus verschiedenen Richtungen heran. Das entschiedene Vorgehen des 6. Corps machte aber dem Feinde eine geordnete Entwicklung gegen die Garde glücklicherweise ganz unmöglich. General v. Mutius ließ von seinen drei Brigaden nur eine Compagnie gegen das mit 9000 Mann besetzte Josefstadt stehen und ging dem Kanonendonner nach, dem Feinde fast im Rücken erscheinend.

Als wir sahen, daß die Garde in der Flanke des Gegners die Höhe erstiegen und sich hier mit dem 6. Corps vereinigt hatte, ritten auch wir auf die bewußten Bäume zu. Wir erreichten die Höhe bei Masloweb und hatten vor uns den Kampf um Chlum. Unser Hauptquartier mußte wohl einen stattlichen Eindruck machen, denn die österreichischen Batterien nahmen uns bald zum Ziel, und ich mußte den Stab vom Kronprinzen wegführen. Da begegnete mir der Generalstabsoffizier der Avantgarde des 1. Corps, und ich dirigierte ihn nach Chlum. Nach und nach entwickelte sich dann das 1. Corps, und unsre ganze Linie rückte in Kolonnen über die Höhe vor.

Um diese Zeit kam General v. Boyen, vom König gesandt, mit der Nachricht, es ginge schlecht. Unsre Gelehrten im Stabe hatten schon unser Eingreifen auf dem linken Flügel mit dem von Blücher bei Belle-Alliance verglichen; so sicher war man des Sieges. Ich selbst habe von ein Uhr ab, wo wir in den Trubel der Schlacht gerieten und einen Einblick in die Lage der Dinge gewannen, nur das Gefühl des Sieges gehabt. Um so erstaunter waren wir, von Boyen die Stimmung im Großen Hauptquartier zu erfahren; der König hatte wiederholt von der Aehnlichkeit der Lage mit der Schlacht von Auerstädt gesprochen und die Möglichkeit eines Rückzuges schon ins Auge gefaßt. Gott sei Dank war jetzt davon keine Rede mehr, denn der Abzug des Feindes wurde schon zur Thatsache. Als wir über Chlum hinaus kamen und unsre Kavallerie entwickelten, waren wir nicht im stande, sie gegen die den Rückzug deckenden feindlichen Batterien vorzubringen; sie kam zum erstenmal ins Feuer und entbehrte der siegessicheren Führer. Wir waren alle für den großen Sieg noch nicht kriegsgewohnt genug und ritten, anstatt die Verfolgung à tout prix zu sichern, siegestrunken auf dem Schlachtfeld herum. Bald trafen wir auch den Prinzen Friedrich Karl; er zeigte sich damals noch sehr dankbar für unsre Hilfe.

Es wurde schon dunkel, als wir dem König mit Moltke und Bismarck begegneten. Wir erhielten den Befehl, dem General v. Herwarth die Verfolgung zu überlassen, selbst aber stehen zu bleiben. Der König erhielt erst von uns die Mitteilung vom Siege; er erwiderte auf die erste Gratulation: „Das war gar kein rechter Sieg; der Feind zog ja in voller Ordnung und mit allen Batterien ab." Wir waren zu gut instruiert, um uns so abweisen zu lassen, fanden aber ein sehr unwilliges Ohr für unsre Berichte. Wir hätten mit voller Entschiedenheit fordern müssen, daß wir mit der Verfolgung beauftragt würden. Wir ließen los, trotzdem wir wußten, daß wir die nächsten am Feinde waren. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht persönlich die Verfolgung übernahm; meine brennende Beinwunde machte mich müde. So ist der Mensch abhängig vom Körper.

So vollzogen die Oesterreicher ihren Rückzug ohne große Bedrängnis.

Der Gang des Gefechtes hatte unsre Corps an die Tete der ganzen Armee gebracht, aber zwischen uns und unsre Kolonnen hatte sich jetzt die Armee des Prinzen Friedrich Karl geschoben. So waren wir ohne alle Bagage, und da zum Ueberfluß unser Quartier in Horenowes vollständig ausgeplündert war, mußte der Herr in Kleidern auf der Erde schlafen, und ein Brot, das wir für schweres Geld vom Marketender erstanden, bildete auch seine einzige Nahrung.

Am andern Morgen wurde in einem verlassenen Laden ein Kaffeerest gefunden, der uns äußerst erquickte; dann kam auch die Bagage und damit etwas Fleisch, das, eilig bereitet, eine harte Mahlzeit gab. Während dieser lukullischen Genüsse kam Leutnant v. Wrangel von den Garde-Husaren, der von seinem erfolgreichen Ritt nach Königgrätz hinein berichtete; das bewies uns, daß wir Königgrätz ohne weiteres bekommen hätten, wenn wir am vorigen Abend dem Feinde gefolgt wären. Auch am heutigen Morgen hätte der Kommandant die Festung übergeben, wenn nur dreist verfahren worden wäre.

Dann kam die Meldung, daß der Feldmarschalleutnant Gablenz bei den Vorposten mit dem Antrag auf einen Waffenstillstand angekommen sei und zum König wolle. Da wir vom gestrigen Abend die unentschlossene Stimmung des Großen Hauptquartiers kannten, nach den gewonnenen Resultaten aber einen Waffenstillstand für unzulässig hielten, so beschloß der Kronprinz, nach dem Großen Hauptquartier zu reiten; ich begleitete ihn. Wir kamen gegen zwei Uhr in Horsitz an, fanden aber den König nicht, der zum Begräbnis des Generals v. Hiller gefahren war. Es war unter uns verabredet worden, ein dreitägiger Waffenstillstand sei nur unter der Bedingung anzunehmen, daß die Oesterreicher die drei Festungen Josefstadt, Königgrätz und Theresienstadt räumten; dann wollten wir die Elbe als Demarkationslinie gelten lassen. — Der Kronprinz ging zu Bismarck, der Roon und Moltke rufen ließ, und nun eröffnete der Kronprinz den Grund seines Kommens. Moltke sagte sofort, einen kurzen Waffenstillstand könnten wir sehr gut gebrauchen, unser Sieg sei nicht bedeutend, und die Truppen seien auf das äußerste erschöpft. Nun zählte der Kronprinz auf, daß wir bis jetzt über 100 Geschütze und an 20000 gesunde Gefangene hätten, daß also eine möglichst rasche Verfolgung geboten und ein Waffenstillstand unzulässig

sei. Endlich einigte man sich auf die oben erwähnten Bedingungen, und der Kronprinz übernahm es, den König in dieser Richtung zu bestimmen.

Darauf wandte sich der Kronprinz mit der Frage an Bismarck, welche Resultate er nunmehr vom Kriege fordere. Bismarck entwickelte darauf wundervoll klar und anregend die Forderungen, die einem Frieden zu Grunde zu legen wären: Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland; Einigung des wesentlich protestantischen Norddeutschlands als Etappe zur großen Einheit; außer dem König von Sachsen sollte kein Souverän gestrichen werden, Hessen und Hannover nur so weit verkleinert, wie zur geschlossenen Verbindung unsrer Ost- und Westprovinzen notwendig. Seine Art, den Verdiensten meines Herrn keine äußere, aber volle innere Anerkennung zu zollen, fand bei diesem freundliche Aufnahme. Er sprach das auch aus und bemerkte nur, daß zunächst die Schlichtung des inneren Konfliktes in Preußen notwendig sei. Bismarck stimmte bei und versprach damals schon, in der Eröffnungsrede der Kammern diesen entgegenzukommen. Dieses und daß er zur Durchführung seiner Pläne die Kraft des Kronprinzen forderte, führte sie einander näher, und es fand zwischen ihnen eine Art Aussöhnung statt. So wurden die Resultate gesichert, die die militärischen Erfolge des Krieges forderten; der König hatte die Vergangenheit noch nicht überwunden.

Die nächste Konsequenz dieses Vorganges war aber, daß der Kronprinz eine Einladung Bismarcks zum Diner annahm. Langjährige Differenzen wurden hier ausgeglichen.

Es war das erste Mal, daß ich Bismarck im persönlichen Verkehr sah, und ich bekenne gern, daß der Eindruck, den ich von ihm empfing, mich geradezu überwältigte. Die Klarheit und Größe seiner Anschauungen boten mir den höchsten Genuß; er war sicher und frisch in jeder Richtung, bei jedem Gedanken eine ganze Welt umfassend. Daß wir außerdem ganz vortrefflich aßen und tranken, beeinträchtigte die glückliche Wirkung von Bismarcks Zauberkräften nicht.

Gegen Abend kam der König heim, und der Kronprinz sprach ihn allein. Er brachte die Zustimmung des alten Herrn zu den vorangegangenen Verhandlungen.

Ich traf in der Zwischenzeit einen Adjutanten, der eine Reklamation Blumenthals gegen die letzte, in unsrer Abwesenheit eingegangene Disposition Moltkes brachte. Moltke wollte uns auf Wien, den Prinzen Friedrich Karl gegen Olmütz dirigieren; d. h. es sollte eine Kreuzung der Operationslinien der beiden Armeen eintreten. Dagegen remonstrierte Blumenthal mit Recht und beantragte, dem Prinzen das Zentrum zu lassen und uns unsern linken Flügel. Ich trug die Sache Moltke vor, und er änderte die Rollen. Später sagte er mir, er habe das mit schwerem Herzen gethan, da er uns die größere Entschiedenheit der Verfolgung zutraute. Wir wären wohl auch rascher vorwärts gekommen, aber gerade die Kühnheit unsrer von Blumenthal diktierten Unternehmungen gegen Olmütz führte zur endlichen Entscheidung, wie ich zeigen werde.

Gablenz war angekommen, während wir bei Tisch saßen. Er war dem König begegnet, der ihm die Binde von den Augen genommen, ihn geküßt und

ihm alles mögliche Schöne gesagt, ihn mit seinen Anträgen aber an Moltke verwiesen hatte. Dieser stellte ihm nun die oben angeführten Bedingungen eines Waffenstillstandes, auf die einzugehen Gablenz sich aber nicht ermächtigt erklärte. So wurde er denn abgewiesen. Der Vorteil der Sendung war, daß Moltke nunmehr einen vollen Begriff von der Auflösung der Oesterreicher erhielt. Nicht daß Gablenz eine Schilderung davon gemacht hätte, aber seine eigne geistige Verfassung und Ausbrüche einer Art von Verzweiflung gaben treue Bilder dessen, was er erlebt. Er ging in der Nacht durch Königgrätz zurück, und hier schadete seine Sendung, denn er brachte den Kommandanten von dem Gedanken der Uebergabe ab, mit dem dieser sich bereits vertraut gemacht hatte.

Der Kronprinz war noch spät beim König; ich sah mich in dem Feldlager um, traf eine Menge Bekannter, stand den Abend stundenlang mit dem Gefolge großer Herren auf der Treppe beim König und ging dann gegen 12 Uhr nachts mit dem Kronprinzen zu dem Herzog von Koburg, wo wir Thee tranken und endlich auf Sofas kümmerliche Nachtruhe fanden. Ich kam die zweite Nacht nicht aus den Kleidern, und meine Wunde brannte furchtbar. Am folgenden Morgen sah das Bein so aus, daß ich noch schleunigst den Generalarzt Wilms konsultierte; er wollte mich festlegen, nach Hause schicken, amputieren und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind.

In der Nacht war der Wagen des Herrn angekommen, während wir die Pferde zurückgeschickt hatten, und so fuhren wir am 5. morgens 6 Uhr nach Horenowes zurück, um dort zu Pferde zu steigen und unsern Kolonnen zu folgen, die gegen Pardubitz marschierten. Der Kronprinz ritt über Chlum, während ich mit dem Stabe, über das Gefechtsfeld des 6. Corps weg, bei Königgrätz vorbei nach Opatowitz ritt. Wir kamen dabei bis an die Thore der Festung, ohne irgendwie inkommodiert zu werden. Der ganze Weg zeigte die Auflösung, in der die Oesterreicher geflohen waren; Straßen, Felder, Wiesen und Gräben waren mit Armeefuhrwerk und allerhand Material angefüllt. Um so leerer fanden wir die Häuser in Opatowitz, die uns als Quartier dienen sollten. Sie enthielten positiv nichts als Ungeziefer, dieses allerdings in solchen Massen, daß wir uns auf der Straße etablierten. Eine Nacht in schmutziger Pferdedecke folgte.

* * *

An meine Frau.

Horenowes, 5. 7. 66.

„Ein sehr fatiguanter Tag und sehr kurze Nacht auf einem Sofa beim Herzog von Koburg; alle Fenster entzwei, kein Tisch, kein Stuhl; ich schreibe auf einer Tonne, und die ist leer. Ich habe Sehnsucht unter anderm nach einem Handtuch und bitte dich, mir dergleichen zu schicken.

Unser großer Sieg von vorgestern fördert überall Zufriedenheit und patriotische Stimmung, aber auch einige Ermattung macht sich geltend. Die Schlacht ist eben die schließliche Spitze aller Anstrengungen, und jetzt stellt sich das Bedürfnis des Schlafs ein, aber man hat weder Zeit noch Platz dazu.

Oesterreich fängt an zu verhandeln; gestern wohnte ich wieder einer Ministerkonferenz bei und aß nachher mit dem Kronprinzen bei Bismarck, der mich ganz ausgesöhnt hat.

Es wäre doch ein Jammer, ihn aufzuhängen."

*

Opatowitz, 6. 7. 66.

„Immer vorwärts geht es, und heute nachmittag hoffe ich zum erstenmal auf ein anständiges Quartier in Pardubitz. Bis jetzt habe ich nur mit Spelunken in Böhmen zu thun gehabt. Ich werde von Ungeziefer geplagt, und es ist ein Kunststück, sich ordentlich zu waschen.

Giebt der Himmel weiter seinen Segen, so kann der Krieg keine Dauer mehr haben; die Oesterreicher befinden sich bereits jetzt in vollster Auflösung und werden der Zündnadel kaum noch einmal standhalten.

Mein Bein macht mir tageweise schwere Schmerzen, und wenn wir noch ein bißchen Sommer behalten, möchte ich gern ein Bad besuchen."

An v. Normann.

Opatowitz, 6. 7. 66.

„Heute wird mir die erste Gelegenheit, Ihnen einen Bericht abzustatten, nicht von den Ereignissen selbst, über die Sie aus den Zeitungen hinreichend informiert sind, nur von unserm Heerführer, der sich rasch von den Strapazen der letzten Tage erholt hat. Seine Züge erhielten ein wenig den Ausdruck der Ermattung; die sorgenlose Ruhe nach dem Siege gab ihm aber rasch die volle Frische wieder.

Wir, bei der II. Armee, hatten in der Schlacht von Anfang an den großen Vorteil, daß wir am Erfolge nicht zweifeln konnten. Prinz Friedrich Karl hatte weit schwerere Arbeit; daß wir kamen, entschied aber schon den Sieg. Der Herr leitete seine Corps ganz ruhig auf die entscheidendsten Punkte; wir unternahmen es, dem Feind fast in den Rücken zu gehen und die beiden Festungen ganz unbeobachtet zu lassen. Das gab die Entscheidung, und während die I. Armee fast schon am Siege verzweifelte, trieben wir die Oesterreicher wie die Hämmel vor uns her.

Daher war die Stimmung des Königs auch derartig, daß man im Großen Hauptquartier den Waffenstillstand, den Gablenz am folgenden Tage schon erbat, wohl bewilligt haben würde, hätte sich nicht der Kronprinz entschlossen, dahin zu eilen und persönlich einzugreifen. Seine Ruhe und stete Bereitschaft zu handeln hat stets die beste Wirkung, und so war die Folge dieses Tages eine politische Aussöhnung mit Bismarck, die die günstigsten Ergebnisse haben wird.

Wir sind infolge unsers Besuches in Horsitz denn auch wieder an die Spitze der Armee gekommen und werden den Prinzen Friedrich Karl wieder nachreißen; es war schon anders befohlen."

An meine Frau.

Chroustowitz, 8. 7. 66.

„Gestern in Pardubitz bin ich nicht zum Schreiben gekommen, weil wir mit dem königlichen Hauptquartier vereint waren; ich wurde von so vielen Menschen mit Fragen und Ansprüchen umdrängt, daß mir schließlich ganz wirr im Kopf wurde. Glücklich, wer nicht alle Tage mit dieser Unmasse von Menschen zu leben hat, von denen nur so wenige Positives leisten können oder wollen. Uebrigens leben diese vielen Herren gar nicht einmal gut, und wer nicht den Tisch beim König hat, hat sogar Schwierigkeiten mit der Verpflegung.

Der Kriegsminister kam zu mir und bat um eine Ordonnanz, weil er nicht über einen Mann disponieren könne; Moltke geht es ähnlich. Dabei ist es ganz unmöglich, die ganze Armee vom Großen Hauptquartier aus zu führen; es läßt sich nur durch Direktiven auf die Armeekommandos einwirken, und Moltke hat oft seine liebe Not, den Prinzen Friedrich Karl überhaupt vorwärts zu bringen. Ohne seine weise Ruhe wäre auch die Fiktion der Zentralleitung nicht zu erhalten.

Heute sitzen wir hier allein auf dem schönen Schloß des Fürsten Thurn und Taxis, und da die Oesterreicher im beständigen Laufen bleiben, so treten Stunden der Ruhe ein, wie wir sie lange nicht erlebt. In der Nacht kam Gablenz wieder an, mit ganz abgehetzten Pferden, geistig und körperlich vollständig herunter; er wollte wieder Waffenstillstand und bot die sehr verklausulierte Uebergabe der Festungen mit Fortnahme allen Materials an. Wir haben ihn weiter befördert, und der Kronprinz ist dann mit Blumenthal hinterher gefahren, um jedes Einlenken zu hintertreiben.

Aber der König soll schon sehr mißtrauisch sein wegen der Uebergabe von Venetien an Napoleon."

*

Hohenmauth, 9. 7. 66.

„Deinen Brief mit der Anzeige vom Verlust der Reisetasche mit Wäsche habe ich erhalten und traure ihr nach.

Gablenz ist wieder abgewiesen, und der Kronprinz brachte den Herzog von Koburg mit: ‚Onkel Ernst', der von jetzt ab in unserm Hauptquartier bleibt."

*

Leitomischl, 10. 7. 66.

„Es geht uns immerfort gut, das heißt soweit dies bei einer so niederträchtigen Existenz möglich ist. Der Eindruck von der Größe unsers Sieges wird immer bedeutender; wir haben nur zu thun, die Gefangenen zu sammeln; ein Widerstand wird nicht geleistet, so geeignet das Terrain für Arrieregardengefechte ist, durch Einschnitte, Wälder und so weiter.

Hätten wir nur besseres Wetter; es scheint, als ob sich eine Art Ruhr bei uns einnistet; man kämpft täglich selbst mit Magenverstimmungen und Unbehagen."

*

Mährisch-Trübau, 11. 7. 66.

„Wir haben ein niederträchtiges Marschwetter gehabt; es regnete unausgesetzt, aber ein günstiges Geschick führte mich in den Wagen. Der Kronprinz meinte nämlich, Blumenthal und ich müßten uns schonen. Ich widerstrebte erst, gab aber endlich nach und blieb trocken. — Hier sind wir ganz leidlich untergebracht, aber leider wohne ich in einem andern Hause als der Prinz, und jeder zwei Treppen hoch; das kostet wieder Steigemühen.

Für uns kann jetzt eine ruhigere Zeit beginnen, da wir vor Olmütz stehen bleiben sollen, während die andern nach Wien marschieren. Das ist hart für uns, aber man muß sich in sein Geschick fügen. Man sagt, daß Benedek und Mensdorff abgesetzt seien; das wäre das Beste, was man dort für uns thun könnte, denn sie sind entschieden die Tüchtigsten.

Seit drei Tagen sind wir ohne Postverbindung und Nachrichten aus dem Vaterlande. Wir haben ein paar Festungen liegen lassen ohne hinreichende Zernierung, da kann es sehr gut passieren, daß wir in unsern Verbindungen gestört werden. Das müssen wir aber ruhig in den Kauf nehmen, nur kann ich Dir Details über unsre Pläne nicht schreiben, da sie zu leicht in Feindeshand geraten. Auch wir haben schon längst die Instruktion erlassen, sofort beim Einrücken in eine Ortschaft die Post mit Beschlag zu belegen, und erhalten auf diesem Wege die merkwürdigsten Nachrichten, zum Beispiel die, daß nur ein kleiner Teil der Oesterreicher auf Brünn abgezogen ist, während Benedek mit der Hauptmasse bei Olmütz steht. Das war uns unendlich wichtig."

*

Mährisch-Trübau, 12. 7. 66.

„Heute schreibe ich Dir nach und an einem Ruhetage, also mit ausgeruhtem Körper; aber ich habe gestern wieder auf eine unverantwortliche Weise schmieren müssen. Das einzige Angenehme bei diesem Geschäft ist, daß der Kronprinz in seiner Liebenswürdigkeit stets volle Anerkennung zeigt und ordentlich Dank ausspricht. Ich weiß auch, daß er dem König und andern wiederholt ausgesprochen hat, er danke seine Erfolge Blumenthal und mir. Wenn er aber fordert, ich solle das in einen Zeitungsartikel mit aufnehmen lassen, so ist das doch beinahe zu viel. Könnte er nur gelegentlich ein festes Donnerwetter loslassen, so würde er noch viel mehr leisten.

Hier hat er sich mal wieder über den Zustand, in dem das 1. Corps einrückte, sehr schwer geärgert; die Leute sahen schlecht aus, marschierten unordentlich, mit einer Unmasse von Wagen, was streng verboten ist; der Herr selbst wurde von den Mannschaften nicht erkannt, was ihm stets sehr empfindlich ist; es fehlt ihm aber der wirkliche, durchschlagende Zorn. Diesen besitzt der alte Steinmetz vollständig, und darin liegt seine Kraft. Er hat neulich unsern Hartmann, der bis dahin mit seiner Kavalleriedivision absolut nichts leistete, derartig geschüttelt, daß er Blut weinte und nicht einmal die Kraft behielt, wieder grob zu werden. Für mich ist leider der Glaube an Hartmanns Leistungsfähigkeit vollständig dahin."

*

Mährisch-Trübau, 13. 7. 66.

„Alle Welt drängt nach dem Frieden; wir sind hier in schlimmer Lage und müssen am meisten auf der Hut sein; denn in einigen Tagen werden die Oesterreicher wieder so weit erholt sein, daß sie fechten können. Trotzdem sorgen wir schon um ein Schloß, damit wir beim Waffenstillstand gutes Quartier haben.

Mathilde hätte ganz ruhig in Glatz bleiben können; aber wer konnte auch denken, daß die Oesterreicher so dumm operieren würden!"

* * *

Benedek stand mit der Hauptmasse bei Olmütz. Wir hatten von Moltke den Befehl erhalten, uns ihm gegenüber in eine Stellung nordwestlich von Olmütz zu begeben. Blumenthal aber fand diesen geeigneten Punkt südwestlich von Olmütz bei Proßnitz, mit dem Rücken gegen Wien, und verfocht seine Idee mit größter Zähigkeit. Mir erschien eine Aufstellung, die unsre schon gefährdete Rückzugslinie völlig preisgab und die Verpflegung der Armee ganz ins Ungewisse brachte, gefährlich und zweckwidrig. Moltke muß ähnlich argumentiert haben, denn er ging entschieden nur ungern auf Blumenthals Absicht ein.

Und dennoch hatte dieser recht, denn gerade dadurch, daß wir bei Proßnitz quer über der Linie Olmütz-Wien standen, wurde Benedek gezwungen, zur Wiederherstellung seiner Verbindung mit Wien sofort den Abmarsch dorthin anzutreten. Als ihn aber unser Angriff bei Tobitschau darin störte, da verlegte er seinen Rückzug nach Ungarn, gab Wien für mindestens zehn Tage dem Angriff der I. Armee preis und ermöglichte dadurch das Gefecht bei Blumenau.

Der lange Marsch durch die ungarischen Gebirge demoralisierte die österreichischen Corps noch mehr und beschleunigte den Frieden.

So zog Blumenthals kühne Strategie die größten Erfolge nach sich, und ihm gebührt der Ruf eines genialen Feldherrn und hoher Ruhm für den Erfolg dieses Feldzuges. Im Vollbewußtsein dieser Leistung schrieb er von Mährisch-Trübau aus jenen vielbesprochenen Brief an seine Frau.

Am 5. trafen unsre Spitzen auf den Feind und berichteten seinen Abmarsch nach Wien. Der Angriff auf Tobitschau, in die Marschlinie hinein, wurde beschlossen.

Wenn Bonin, der an der Tete war, eine Spur von Thatendurst gehabt hätte, wäre es ihm leicht gewesen, große Erfolge zu erreichen. Er schickte nur eine Brigade vor, aber auch die genügte schon, den Feind zum Kehrtmachen zu bewegen. Steinmetz kam zu spät und fand Bonin bereits auf dem Heimweg; das Armeekommando aber war gar nicht zur Stelle, um den Angriff zu leiten. Wenn wir richtig manövrierten und richtige Kriegsleute waren, so mußte am 16. der Kronprinz mit der ganzen Armee schlagen. Ich glaube, wir konnten Olmütz an diesem Tage nehmen; allerdings stelle ich diese Behauptung erst hinterher auf, nachdem ich die damalige Verfassung der Oesterreicher ganz kenne.

Blumenthal dirigierte nun die noch zurückbefindlichen beiden Corps, Garde

und 6. Corps, gegen Brünn, während Steinmetz längs der March vorgehen und Bonin vor Olmütz stehen bleiben sollte.

* * *

An meine Frau.

Konitz, 15. 7. 66.

„Ich freue mich, aus Deinen Zeilen vom 11. zu ersehen, daß keiner von unsern nächsten Bekannten aus Magdeburg bei den Verlusten ist. Auch spreche ich Dir meine Anerkennung aus, daß Du Dich so thätig bei der Sorge um die Verwundeten beteiligst; denn hier gilt, was der Herr in der Bibel sagt: ‚Was du einem der Meinen thust, das thust du mir.‘ Der Kronprinz wird eine Stiftung unter dem Namen ‚Viktoria‘ ins Leben rufen, dahin will ich 50 Thaler geben. Du wirst gut thun, 25 Thaler nach Magdeburg zu schicken; es ist die Division, die im ganzen Feldzuge die meisten Verluste erlitten hat.

Deine Frage nach unsern ferneren Operationen will ich dahin beantworten, daß wir nach Wien gehen. Der Feind zieht jetzt mit Macht von Olmütz südlich; wir attackieren ihn heut mit unsern Truppen und folgen ihm wohl weiter.“

*

Prödlitz, 17. 7. 66.

„Gestern war ich den ganzen Tag unterwegs und bin nicht dazu gekommen, Dir zu schreiben. Wir gerieten nämlich mit dem Großen Hauptquartier in Konflikt, und ich wurde delegiert, den Frieden herbeizuführen. Da fuhr ich denn abends sieben Uhr mit Graf Groeben, der uns Moltkes Befehl überbracht hatte, von Konitz nach Brünn, kam dort um fünf Uhr morgens an, und dann begannen bald die Verhandlungen mit dem König, Moltke, Tresckow, Roon und Bismarck. Du ermißt, wie interessant solche Dinge sind, die so tief eingreifen in den Gang der Weltereignisse; leider kann ich keinen Bericht darüber der Post anvertrauen.

Um ein Uhr fuhr ich wieder von Brünn fort und traf um halb sieben hier ein.

Da sich Moltke rasch mit dem neuen Ziel des Kronprinzen einverstanden erklärte und nur meinte, daß der Kronprinz nun auch die Tete der Armee übernehmen müsse, damit es flott ginge, war man bei uns mit dem Erfolge meiner Sendung sehr zufrieden, und die nächsten Märsche sind demgemäß festgesetzt worden.“

An v. Normann.

Prödlitz, 17. 7. 66.

„Schon lange bin ich im Begriff, Ihnen zu schreiben, aber die Umstände lassen mich nicht dazu kommen. Heut will ich versuchen, einige Ausführlichkeit zu gewinnen. Was nun Ihre verschiedenen Fragen betrifft, so hatte ich das gewünschte Rendezvous schon lange, oder vielmehr immer im Auge, aber noch war es nicht möglich. Sollte es demnächst zu einem Waffenstillstand kommen, wie man allseitig erwartet, so telegraphiere ich Ihnen umgehend die Eisenbahnstation, die sich dazu eignet.

In Ihrer politischen Strafpredigt gehen Sie von einem ganz falschen Vordersatz aus. Sie nehmen an, wir könnten überhaupt mit Oesterreich direkt verhandeln. Dazu ist aber noch nirgends die Hand geboten; sie behandeln uns noch immer — nach Bismarcks Worten von gestern — als dumme Jungen, wie in Frankfurt, und strafen uns bis jetzt nur mit Verachtung. Selbst die Waffenstillstandsanträge strotzen von Hochmut, nach Form und Inhalt.

Da ich einmal Bismarck citiert habe, will ich Ihnen sagen, daß ich gestern auf Befehl des Kronprinzen in Brünn eine lange politische Unterhaltung mit ihm hatte, um für den Herrn Auskunft über die Gestaltung der Lage zu erhalten. Da keine dienstlichen Geheimnisse berührt wurden und dieser Brief durch den Feldjäger geht, will ich Ihnen noch weiter darüber berichten.

Ich kam zwischen elf und zwölf vormittags zu ihm. Man sagte mir, er schliefe noch, er habe die Nacht hindurch bis zum Morgen gearbeitet. Die Herren des Auswärtigen Amts sprachen von ihrem Chef mit einem heiligen Respekt, wie der Gläubige vom Propheten; es klang mir ganz merkwürdig.

Nach einer Stunde wurde ich empfangen; er war im Schlafrock, aber unendlich höflich und liebenswürdig, als er hörte, für wen ich kam. Zuerst erging er sich weitläufig darüber, daß es Oesterreich gegenüber nur auf dessen Austritt aus dem Bunde ankäme, eine weitere Schädigung, durch Gebietsabtretung und so weiter, dürfe nicht stattfinden, da wir später Oesterreichs Kraft für uns selbst brauchten. Direkte Verhandlungen fänden, wie gesagt, nicht statt; bis jetzt habe nur Napoleon von Oesterreich den Frieden gefordert. Dieser aber zeige Respekt vor unsern militärischen Qualitäten und werde sich hüten, ohne Zwang aus dem eignen Lager Krieg mit uns zu beginnen. Ohne unglücklichen Krieg aber werde er, Bismarck, an Napoleon sicher keine Konzessionen machen. Bis gestern haben unsre diplomatischen Angelegenheiten sehr gut gestanden, und er könne mir versichern, wie wunderbar er empfände, daß glänzende militärische Erfolge die beste Unterlage seien für diplomatische Künste. Es ginge alles wie geschmiert.

Von unserm Herrn sprach er mit vieler Achtung und kam mehrfach darauf zurück, wie ihm alles daran läge, dessen Einverständnis zu gewinnen. Im preußisch-konservativen Fahrwasser sein Ziel zu erreichen, hält Bismarck bei dem antideutschen Partikularismus dieser Partei für unmöglich; im liberaleren Kurs aber glaubt er nicht ohne den Kronprinzen steuern zu können. Da giebt es nun in den höchsten Kreisen die allerwunderbarsten Kollisionen, und ich bin wirklich auf die Lösung gespannt.

Uebrigens sagte Bismarck, sei der Waffenstillstand nahe, und obgleich Oesterreich noch lange nicht genug gedemütigt sei, scheine es doch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es überhaupt keine Waffe mehr gegen uns hat; es sei bereit, seine Verbündeten zu opfern, und mache nur noch Sachsens wegen Schwierigkeit.

Vom Herrn kann ich Ihnen erzählen, daß er sehr wohlauf ist. Ihre Zeitungspolemik habe ich wohl beachtet."

An meine Frau.

Brünn, 19. 7. 66.

„Ich will doch mal sehen, ob ich heute zu längerer Mitteilung an Dich komme. Die große Stadt verführt die Mehrzahl, auszufliegen, da sind denn weniger Störungen zu erwarten.

Was Deine Geldfragen anbetrifft, so halte ich es für gerechtfertigt, daß wir den Staat, der mich zurzeit so gut bezahlt, mit dem Ueberschuß unterstützen, daß Du Dich also bei der bevorstehenden Anleihe beteiligst, deren Einzahlungen wohl ratenweis erfolgen. Ich kann Dir, solange ich in meiner jetzigen Stellung bin, monatlich 150 Thaler schicken. Wird es Frieden, so muß ich durch die bedeutende Ausdehnung unsers Heeres infolge der Militärkonventionen, die eine Grundbedingung des Friedens sein werden, in solcher Stellung bleiben, daß wir gut erübrigen können. Danach mache also Deinen Kalkül.

Auch wir sind jetzt glücklich auf die Wiener Straße gekommen, solange wir aber nicht an der Tete sind, geht es nicht richtig vorwärts.

In politischer Beziehung will ich Dir sagen, daß Oesterreich vollständig isoliert dasteht und also entweder einen Verzweiflungskampf kämpfen oder sehr rasch Frieden machen muß. In 14 Tagen wird sich die Sache entscheiden."

* * *

In Brünn hatte der Kronprinz den Bürgermeister Giskra zu Tisch eingeladen; er machte den Eindruck eines sehr intelligenten, tüchtigen und wohlgesinnten Mannes und hat seiner Stadt damals durch die Entschiedenheit seines Auftretens sowie durch Anstand und Schlauheit ungemein genutzt. Er räumte das volle Daniederliegen Oesterreichs ein und besprach die eventuellen Friedensbedingungen. Als ihm Oesterreichs Ausscheiden aus dem Deutschen Bunde als eine solche angedeutet wurde, sagte er ganz erschüttert: „Das kann Oesterreich nicht zugeben, ohne sein eignes Todesurteil zu unterschreiben; Oesterreich besteht nur durch Deutschland." Vier Tage später wurde jene Friedensbasis angenommen.

Der Kutscher, der mich nach Prödlitz gefahren, hatte mir die Bemerkung gemacht, wie es ihm auffalle, daß der König mit jedem Soldaten spreche, und daß jeder Soldat antworte. Ich erzählte dies bei Tisch, und Giskra meinte, er müsse diese Bemerkung teilen, denn ein Band der Kameradschaft, wie es unsern König mit der ganzen Armee verbinde, gäbe es bei ihnen nicht. Er müsse unumwunden aussprechen, daß unser Heer ihm und allen Gebildeten von innen heraus imponiere.

An meine Frau.

Groß-Seelowitz, 20. 7. 66.

„Wir sind bei schrecklichem Unwetter gestern hierher gekommen und warten der Dinge, die da kommen sollen.

Da ich Zeit habe, muß ich Dir noch einen Scherz nachholen, der neulich in Opatowitz passierte. Wir lagen im Schloß; Herzog Ernst beim Pfarrer. Der Herzog, der im übrigen sehr liebenswürdig auftritt, hat das Pech, überall Unrat

zu wittern und Geister zu sehen. Er hätte auch unsern jungen Herrn damit angesteckt, hätten wir nicht so scharf aufgepaßt. In dieser Nacht nun kam er mit der aufgeregten Meldung, der Kaplan seines Pfarrers sei seit dem Nachmittag verschwunden; sicher sei der Mann ein Spion, den man unschädlich machen müsse. Wir stellten alle Nachforschungen an und fanden den Delinquenten endlich nach Mitternacht, und zwar auf der Kegelbahn, wo er seit sieben Stunden leidenschaftlich spielte und trank.

Kurz darauf brachte der Herzog noch einen Spion; diesmal war es der flüchtige Regierungspräsident, der sich hier ein Asyl gesucht hatte. Er nahm es sehr übel, daß man ihn arretierte, und der Kutscher wurde grob; so ließen wir den Herrn weiterziehen und behielten nur den Kutscher gebunden auf der Wache.

Der Kronprinz fährt wieder in das königliche Hauptquartier, heute mit Blumenthal, um Politik zu treiben und um unsre Operationen zu verteidigen. Der gute Herr hat den Fehler, daß er in erregten Zeiten nachts schlecht schläft."

*

Eisgrub, 21. 7. 66.

„Morgen den 22. erwartet alle Welt die Waffenruhe und bald darauf den Frieden. Wir haben uns, um den Verhandlungen nahe zu sein, den schönsten Landsitz Oesterreichs ausgesucht; eine Besitzung des Fürsten Liechtenstein, vor zehn Jahren im englischen Geschmack prächtig aufgebaut, mit schönen Räumen, in wunderherrlicher Umgebung. Der Park ist mindestens eine halbe Quadratmeile groß, in einer Niederung gelegen, reich an Wasser, Wiesen und schönem Holz. Unsre Fürsten (wir haben drei preußische Prinzen im Hauptquartier, den Erbprinzen von Hohenzollern, Herzog von Koburg, Fürst Wied und Fürst Pleß), die so etwas verstehen, sind in einem Enthusiasmus über die Vollkommenheiten des Parkes und seiner Anlagen.

Wir bleiben wohl acht Tage hier im Schloß, umgeben von allem Luxus des reichen Mannes, und ich denke mich und meine Toilette wieder friedensmäßig zu säubern und auszuputzen. Heut habe ich die Zeit der Ruhe begonnen mit einem Spazierritt durch den Park und sah im Wildgarten Hunderte von Hirschen. Ich habe dabei recht an die Kinder gedacht."

*

Eisgrub, 23. 7. 66.

„Ich fange an, die Zeit der Ruhe zu benutzen, um mein Tagebuch zu vervollständigen, ich komme aber auch nicht recht dazu. Heute morgen fuhr ich mit dem Kronprinzen nach Nikolsburg zu den Friedensverhandlungen."

*

Eisgrub, 24. 7. 66.

„Wir haben zwar Waffenruhe, aber für mich ist die nächste Folge wieder, daß alle Federn aufs neue in Thätigkeit geraten, und ich habe wieder gräßlich zu schmieren.

Gestern war ich mit dem Kronprinzen in Nikolsburg. Bei den Beratungen

selbst habe ich natürlich nichts zu thun, aber der Kronprinz spricht alles mit mir durch, und so bin ich über den Stand der Sache gut informiert. Noch kämpft der König, hat aber schon in einzelnen Punkten nachgegeben. Es fällt auch dem Kronprinzen sehr schwer, die Herrscher von Hannover, Nassau und Kurhessen aus ihrem Besitz zu vertreiben. Als wir nach Haus ritten, sprach er davon und meinte, man müßte sie mit kleinem Besitz mediatisieren. Ich bemerkte etwas unvorsichtig: ‚Dann haben sie keine Macht, und ein Fürst ohne Macht ist eine komische Figur.‘ — Kaum war mir dies Wort entfahren, da gab der Herr seinem Gaul plötzlich die Sporen und galoppierte fort, mich absichtlich zurücklassend. Ich hielt mich auf Entfernung, da machte er Halt, ließ mich herankommen und sagte: ‚Wiederholen Sie mir das nochmal und begründen Sie es.‘ Dann wurde ich wieder zu Gnaden aufgenommen.

Später meinte er, man müsse den zukünftigen deutschen Reichstag nach Frankfurt einberufen. Ich sagte ihm, der historische Kaiser und das historische Reich haben heute kein Recht; jetzt gälte es, über alle Rücksichten fort Preußen zu fundamentieren, und dazu gehöre, daß Berlin zur Hauptstadt Deutschlands werde. Hierüber gab es lange Erörterungen, ich fürchte aber, ich habe ihn noch nicht überzeugt.

Wenn wir genötigt sind, noch lange hier zu stehen, so wollen wir uns in Prag treffen, wenn Dir das konveniert; richte Dich so ein, daß Du eventuell telegraphisch dazu berufen wirst. Die Kronprinzessin wird wohl hierher kommen. Vielleicht läßt es sich einrichten, daß Du mit demselben Zuge führest. Wir wollen sehen.“

*

Eisgrub, 25. 7. 66.

„Heute früh ging mir einer der inhaltreichen Briefe unsers Sohnes zu, mit der Meldung, daß er zum Regiment abgeht. Mich freut es, daß er wenigstens noch in Feindesland kommt, wenn er auch zu seinem Schaden den Krieg nicht mehr kennen lernt. Heute kam ein kleiner Kadett, der mit Otto herausgekommen war, zur Infanterie weither gelaufen. Er that mir in der Seele leid, ich konnte ihm aber beim besten Willen nichts anbieten, da wir zwar wunderschön logiert sind, aber nicht über eine Kruste Brot disponieren können. Trotz aller Ehren der kronprinzlichen Tafel plagt mich auch oft der Hunger.

Der König hat einen Ruhranfall gehabt, der ihn schwächte und nachdenklich stimmte. Er ist jetzt geneigt, dem Willen des Kronprinzen nachzugeben, und so soll nun abgeschlossen werden.

Ich muß noch einen Aufsatz zu Ende bringen für die Grenzboten und dann L'hombre spielen.“

*

Eisgrub, 27. 7. 66.

„Gestern habe ich lachen müssen; Verdy fand die Grenzboten bei mir und ließ sich des längsten über die militärischen Korrespondenzen darin aus, die ganz ausgezeichnet seien und aus einer hervorragenden Feder stammten. Ich that

ganz unbekannt mit den Aufsätzen. Ob ihm wohl der Verfasser ebenso unbekannt war?

Inzwischen waren nun der König und Moltke hier zum Frühstück. Nach unsern Aussichten für die Zukunft habe ich Moltke gefragt, mit dem ich eine Stunde spazieren fuhr; er meint, wir würden wohl, wenn auch die Truppen noch hier bleiben, nach Hause gehen. In 14 Tagen etwa würden wir frei sein. Das haben wir also abzuwarten."

*

Eisgrub, 29. 7. 66.

„Gestern habe ich nicht weniger wie drei Stunden beim Kronprinzen Vortrag gehabt wegen Ordensanträgen, was ein schreckliches Geschäft ist. Dann mußte die durch den Waffenstillstand bedingte weitläufige Aufstellung unsrer Truppen bearbeitet werden.

Der Kronprinz kam sehr ärgerlich aus dem Hauptquartier zurück; sein einziger Verbündeter ist jetzt Bismarck gegen alle bösen Einflüsse, die schon jetzt anfangen, die Vorteile des Sieges zu vermindern. Darüber läßt sich noch sehr viel sprechen, aber nicht schreiben, wie Blumenthal erfahren hat. Seinen Brief habe ich wohl gelesen, finde aber nur das schlimm, was er von sich schreibt. Er hat sehr große Verdienste um den Gang des Krieges, das kann niemand so gut beurteilen wie ich, aber solch Eigenlob klingt unschön, selbst in einem Brief an die eigne Frau, so wie hier. Blumenthal ist ein genialer, aber leichtsinniger Soldat; er macht superbe Kombinationen, aber es kommt ihm nicht darauf an, wie sie basiert sind. Er ist entschieden viel besserer General wie Chef des Generalstabes, denn er braucht thatsächlich immer jemand, seine Pläne ‚auf die Beine zu bringen', wie mir Moltke damals sagte. Des Kronprinzen großes Verdienst war, rasch und sicher auf Blumenthals Pläne einzugehen. Politik ist Blumenthals Fall nicht.

Am 3. August geht der Kronprinz zur Kammereröffnung nach Berlin; es ist ihm zu danken, wenn Bismarck in der Eröffnungsrede die Indemnität fordert."

*

Eisgrub, 30. 7. 66.

„Heute ist die Zeit durch Photographieren und Bilderstellen vertrödelt worden; der Kronprinz läßt das ganze Hauptquartier malen.

Ich freue mich, wie Dich die Zeiten in das Politisieren gebracht haben. Wenn man so mitten in den Ereignissen steht, wie ich hier, so hat man an Zeitungen weniger Interesse, als wenn man seine ganze Wissenschaft daraus zieht. Ich lese meist gar keine.

In den nächsten Tagen denke ich Otto zu sehen."

*

Brünn, 31. 7. 66.

„Heute früh haben wir vom schönen Eisgrub Abschied genommen und sind der Heimat schon ein ganzes Stück näher. Gestern hielt der Kronprinz uns

seine Abschiedsrede, weil er uns ferner nicht mehr im ganzen Kreise versammelt sehen werde. Da er Deines Mannes besonders gedachte, so will ich dies hier auch besonders erwähnen. Ich meine, der Hauptgrund seiner ganz außerordentlichen Gnade gegen mich liegt in meiner Beziehung zur Kronprinzessin, die sich aus meiner Korrespondenz mit Normann entwickelt hat, denn der Herr ist vor allen Dingen Mann seiner Frau. Sie bestimmt seinen Gedankenkreis auf die weiteste Entfernung, und es ist rührend, wie er ihr anhängt.

Er hat täglich mehrere Bogen an sie geschrieben und daraus ein Tagebuch gemacht; ich hätte das auch gern gethan, aber mir war die Zeit zu knapp zugemessen, und außerdem hätte ich es der Unsicherheit der Korrespondenz wegen nie gewagt. — Blumenthals Brief war ebenfalls an seine Frau, englisch geschrieben. Bismarck hat dem österreichischen Gesandten gesagt, er begriffe nicht die Gemeinheit der Veröffentlichung solcher Privatkorrespondenz durch die Regierung; wir hätten Privatschilderungen hoher österreichischer Offiziere aufgegriffen, die ganz andre Dinge und Stimmungen zu unsrer Kenntnis gebracht; wir fühlten aber zu anständig, um sie in die Zeitungen zu setzen.

Die politischen Verhältnisse Deutschlands scheinen nach gestrigen Mitteilungen Bismarcks eine viel großartigere Entwicklung unsrer Machtverhältnisse zur Folge zu haben, als wir es selbst zuerst angestrebt hatten."

*

Brünn, 1. 8. 66.

„Heute mittag wurde ich gestört, als ich gerade die Feder ansetzte, um Dir zu schreiben, und denke Dir durch wen? Otto trat plötzlich als großer Husar in die Thür. Er ist glücklich vor Thoresschluß hier angekommen, liegt eine Meile von hier im Quartier und war von seinem Leutnant zu mir beurlaubt. Er ist sehr heiter und zufrieden. Ich habe ihm nun seine Zulage gegeben und ihn ordentlich essen lassen, und als wir nach Hause kamen, erhielt er eine Einladung, beim Kronprinzen mit mir zu speisen. Der Herr gab ihm die Hand und war die Güte selbst; auch bei Tisch wurde er zu mir gesetzt und nicht an die Nebentafel, wohin ich ihn dirigiert hatte.

Nach dem Essen mußte er nach Hause reiten, während ich zum König ging, der ankam. In Posen scheint die Cholera viel stärker zu sein wie hier.

Morgen hält der König große Parade über das 5. Corps ab, um 4 Uhr ist Diner, und übermorgen fahren die Herrschaften ab."

*

Brünn, 3. 8. 66.

„Heute früh hat der Kronprinz von uns auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen. Er sagte mir nochmals die schönsten Dinge, unter anderm, das Band zwischen uns sei für ewige Zeiten geknüpft. Ich kann Dir aber sagen, daß ich von dem bißchen Hofluft, die ich genossen, für alle späteren Zeiten vollständig genug habe. Es wäre ein großes Opfer, wenn ich mich je wieder in gleiche

Beziehungen zum Herrn versetzte. Treskow meint, ich solle eine Brigade haben; das würde mir das liebste sein.

Nun adieu, der Maler ruft mich, um mein Konterfei zu beenden, von dem Otto sagt, ich sähe aus wie ein Bräutigam, während der Kronprinz behauptet, es würde nur ein Studienkopf daraus."

An v. Normann.

Brünn, 3. 8. 66.

„Endlich, mein lieber Freund, gewinne ich Muße und Zeit, Ihnen zu schreiben und auf alle Ihre leidenschaftlichen Ausfälle zu antworten. Ich weiß nicht, weswegen Sie sich so montieren. Was war denn der Inhalt meiner Ansprüche und Forderungen?

Zunächst die persönlichen Angelegenheiten Ihrer hohen Herrin betreffend, so bemerke ich, daß mir der Gedanke ganz fern gelegen hat, sie zum Besuch eines Lazaretts zu veranlassen. Wer das eigne Haus zu besorgen und zu verantworten hat, der darf sich nicht der Ansteckung und dem Degout aussetzen; ja, was noch mehr ist, ich halte den Besuch der Lazarette für die Kronprinzeß nicht einmal für richtig. Ferner ist es mir nie in den Sinn gekommen, an dem Umfang der Wohlthätigkeit zu zweifeln oder an der Richtigkeit der Verteilung ihrer Gaben. Die Tiefe des Urteils Ihrer Herrin, die Klarheit, mit der sie die Verhältnisse der Menschen übersieht, und die Sicherheit, mit der sie eingreift, wo sie es für geeignet hält, sind bekannt und bewährt. Sie haben mich vollständig mißverstanden, wenn Sie geglaubt haben, daß ich in dieser Hinsicht irgend eine Bemerkung gemacht hätte.

Wohl aber habe ich gesagt, daß die Kronprinzeß als englische, nicht als deutsche Frau in der Angelegenheit der Verwundeten handelt. Ihre Grundanschauung über diese Thätigkeit differiert vollständig mit der Wirksamkeit, die unsre Frauen entwickeln. Sagen Sie was Sie wollen gegen die Frauenvereine, die in vielem so anfechtbar sind und zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit ausgenutzt werden, — sie führen auch sehr erhöhte Leistungen herbei. Daß die Kronprinzeß sich nicht daran beteiligt hat, kann nicht durch den luminösesten Gedanken und nicht durch die brillantesten Geldspenden ersetzt werden. Die hohe Frau steht neben der Bewegung, entbehrt der so leichten Popularität und ist außer stande, selbst so viel zu schenken, wie sie nur durch ihre Anwesenheit aus andern Taschen herausziehen würde.

Wenn Sie mir nun dagegen sagen, daß die Kronprinzeß eben nicht diese äußere Thätigkeit liebt, sondern Geldspenden vorzieht, oder daß die Trauer sie isoliere, so würde beides den gemachten Vorwurf gerade enthalten. Wer einmal in der Welt eine hohe Stellung einnimmt, muß in großen Zeiten das persönliche Belieben und die persönlichen Gefühle ganz auf die Seite stellen; nur so partizipiert man, jeder nach seinen Kräften, an der allgemeinen Größe.

Was nun die großen politischen Fragen unsers Staates anbetrifft, so wollen wir über geschehene Dinge nicht rechten, aber nach Kräften für die Zukunft

sorgen. Der König ist mit großer Mühe für eine große Politik gewonnen worden; kleine Geister aber mit großem Einfluß, die ich Ihnen nicht zu nennen brauche, suchen die kleinen partikularistischen und dynastischen Interessen zu retten. Bismarck stemmt sich dem entgegen. Ich halte es für dringend notwendig, daß der Kronprinz den König nicht verläßt; darum aber ist es auch nötig, daß Sie den Herrn nicht verlassen, um immer zur Arbeit und zur Verbindung mit der realen Welt bereit zu sein. Es hängt die ganze Zukunft Preußens davon ab. Der Kronprinz hat endlich durch seine Arbeit mit Bismarck eine ganze Stellung beim König gewonnen; er kann diese nicht besser ausnutzen als im Interesse Deutschlands.

Mir geht es ganz gut; der kurze Feldzug ist meinem Bein ganz gut bekommen, und ich gehe besser als vor kurzem in Berlin; so habe ich denn die Hoffnung, daß das Leiden schließlich ganz überwunden wird.

Mein Verhältnis zum Herrn blieb gut, wenigstens fehlte es heute beim Abschied nicht an anerkennenden und herzlichen Worten. Gestern hat er mir noch die große Freude gemacht, meinen Jungen, den Fähnrich, von dem er hörte, daß er hier sei, zu Tisch zu befehlen. Dabei will ich Ihnen gleich ein großes Anliegen des Regiments Ihrer Herrin zur dringendsten Befürwortung vortragen. Die Husaren möchten gern aus Posen fort, in eine der neuen Provinzen. Dem Kronprinzen habe ich es schon gesagt.

Meine besondere Anerkennung habe ich mir dadurch verdient, daß ich die Einheit mit Blumenthal während des ganzen Feldzuges unausgesetzt aufrechterhalten habe; er machte mir das ziemlich schwer, bis er einsah, daß ich fern davon war, meine Person in den Vordergrund zu drängen. Dann aber ging alles glatt.

Nun adieu, brummen Sie mich nicht wieder an und lassen Sie mich bald wieder hören von sich und dem Gang der hohen Politik."

An meine Frau.

Brünn, 5. 8. 66.

„Hierbei erhältst Du die ersten Bogen meiner Arbeit für die Grenzboten; das bisher Geschriebene hat mich interessiert, ob es so weitergehen wird, wollen wir erst sehen.

Wir sind eine Stunde Eisenbahn gefahren, um den Prinzen Friedrich Karl zu begrüßen, um elf Sitzung beim Photographen, um zwölf Vortrag, dann Quälerei durch den Maler, Diner um drei Uhr, Spazierfahrt, dann Theater, wo wir Herren des Oberkommandos die kaiserliche Loge zur Disposition haben. Es gab ‚Wallensteins Lager' und eine kleine Operette. Um halb zehn kam ich nach Hause und trank eine Tasse Thee im gemeinschaftlichen Saal.

Wir bewohnen hier das erzherzogliche Palais, und ich bin in die Zimmer gezogen, welche der Kronprinz inne hatte; der Salon jedoch ist der Allgemeinheit vorbehalten. Seit der Kronprinz weg ist, leben wir auf Rechnung des Erz=

herzogs, da nach den Waffenstillstandsbestimmungen die Quartierwirte Frühstück und Diner geben müssen. Das Diner bekommen wir im ersten Hotel.

In den ersten Tagen habe ich zu meinen Ausflügen immer Droschken benutzt; jetzt spanne ich zwei meiner Pferde vor einen erzherzoglichen Wagen und fahre, so weit ich will. Ich bin sogar schon mehrere Male vierelang gefahren und habe die Welt in Aufruhr gesetzt, à la Daumont mit Trainsoldaten im Sattel und Offizieren auf dem Bock. Dann etabliert sich an der Hemmmaschine der Fürst von Wied, ein außerordentlich höflicher, aber anscheinend sehr schwächlicher junger Herr; die andern Fürsten haben uns schon verlassen.

Wie lange unser Aufenthalt hier dauern wird, ist noch gar nicht zu übersehen, da Blumenthal auch die Geschäfte des Generalgouvernements übernommen hat. Nach Privatnachrichten soll aber der Friede in den allernächsten Tagen erwartet werden, da die Oesterreicher schon die Kriegskosten zusammen haben und jeder Tag früher ihnen zweimalhunderttausend Thaler einbringt. Das ist schon eine treibende Kraft.

Blumenthal hat mit Treskow über meine Zukunft gesprochen; er meint, der Kronprinz wolle mich bei sich behalten; nun, wir müssen es abwarten."

*

Brünn, 9. 8. 66.

„Ich höre jetzt so wenig von der Außenwelt, daß es mir schwer wird, Dir zu berichten; ich schwätze täglich mit einer Menge alter Bekannter, aber ohne Reingewinn. Mit dem alten Zastrow plaudert es sich noch am besten. Blumenthal spricht nur von seinen intimsten Dingen, er selbst, seine Frau, seine Kinder; er hat nie ein andres Thema. Da nun auch die Arbeit inhaltloser wird, fängt auch mein Posten an, mir wieder fürchterlich zu werden. Die Unselbständigkeit, wo es sich um lauter Kleinigkeiten handelt, ist gräßlich.

Heute habe ich noch wieder Ordensvorschläge für den Stab zu machen; ich hatte gehofft, darum zu kommen; aber zu so etwas hat Blumenthal auch keine Lust."

*

Brünn, 11. 8. 66.

„Mit Normann bin ich etwas in Kampf geraten; er findet alles schön, was seine Herrin thut, und ich hatte getadelt. Seit Abgang des Kronprinzen von hier habe ich nun noch keine Antwort. Er interessiert sich entschieden für mein Verbleiben, und ich glaube, die Kronprinzeß noch mehr. Aber das Hofleben ist die undankbarste Existenz, die ich kennen gelernt habe."

*

Brünn, 13. 8. 66.

„Die hiesigen Verhältnisse haben sich schließlich für unsre Finanzen sehr günstig gestaltet. Denke Dir, daß ich hier außer meiner Feldzulage von fünf Thalern täglich noch zwanzig Thaler Diäten seit Beginn des Waffenstillstandes habe. Das ist sehr vorteilhaft, und ich werde davon meine Generalsequipierung

bezahlen. Wir fürchten aber, daß der Minister uns die hohen Diäten streichen wird, obgleich Oesterreich sie bezahlt.

Wir wollen nun nach Pardubitz, um von dort das Schlachtfeld von Königgrätz noch einmal zu besuchen. Du erfährst bald Näheres. Mit Deinen Vorschlägen, Ulrich und Luischen etwas mitzubringen, bin ich ganz einverstanden."

*

Prag, 17. 8. 66.

„Heute schreibe ich Dir aus dem schönen Prag und könnte Dir von allen Kirchen und Palästen berichten, wenn ich nicht wüßte, daß es Dich weit mehr interessiert, daß Otto hier bei mir ist. Wir hatten uns am 14. hierher in Bewegung gesetzt, und ich hatte seinen Kommandeur gebeten, ihn nach Wildenschwerdt zu schicken.

Der Aufenthalt auf den Schlachtfeldern war sehr interessant, wenngleich ich ihn mit einer Ruhrattacke zu büßen hatte, die wohl dem Ekel vor den pestilenzialischen Gerüchen entstammte. Hier angekommen, fand ich Otto schon vor."

*

Prag, 18. 8. 66.

„Ich wohne hier im Hause der Fürstin Colloredo; Du erinnerst Dich vielleicht des epheuumrankten Palais in Teplitz, das damals für verwundete Offiziere eingerichtet war. Das ist hier ebenso; für mich und das Bureau ist nur ein Entresol mit eignem Eingang frei, in dem ich ganz angenehm, aber durchaus nicht großartig wohne. Ich reite jetzt die Schönheiten der Gegend ab, denn mit Gehen ist es schlecht, und die hier im Hause vorhandenen Wagen haben keine rechten Hemmvorrichtungen, und da meine Trainsoldaten keine besonderen Kutscher sind und sogar die Straßen stellenweise sehr steil sind, riskiere ich nicht, in die Berge zu fahren. Ich bin heute zur Tafel bei Prinz Friedrich Karl befohlen; gestern abend waren wir in der ‚Zauberflöte', in der Loge meiner Fürstin. Die Oper ist vorzüglich."

*

Prag, 19. 8. 66.

„Hiermit übersende ich Dir die Einladung, mich hier zu besuchen. Heinrich wird in der Ordonnanzstube untergebracht, und so wird ein Zimmer für Dich frei. Du wirst am 23. abends mit Frau v. Verdy zusammen abfahren und am nächsten Morgen hier sein. Otto kommt dann wieder, und Du wirst teils mit ihm, teils mit Verdys die Schönheiten Prags genießen. Stadt, Gegend und Oper werden Dich sehr befriedigen, wenn ich auch nicht alle Genüsse mit Dir teilen kann.

Nun halte den Kindern eine erhebende Rede, damit sie artig sind, und setze Dich mit Frau v. Verdy in Verbindung."

An v. Holtzendorff.

Prag, 20. 8. 66.

„... Was nun unsre Generale betrifft, so hat es sich gezeigt, daß wir mit wenigen Ausnahmen sehr gute Brigadekommandeure der Infanterie haben, daß

die der Kavallerie fast durchgängig abgelebte Männer waren und den Anforderungen nicht entsprachen; den Artilleristen aber fehlt mit ganz einzelnen Ausnahmen die erste kriegerische Tugend, die Initiative, und das liegt an der Erziehung.

Bei den Divisionären zeigte sich schon mehr das Leiden unsrer Armee, das Alter und die Unlust, Verantwortung zu übernehmen, und dieses erhöhte sich bei den kommandierenden Generalen, von denen nur zwei, und allerdings die ältesten, mit jugendlicher Energie an ihre Aufgabe gingen, nämlich Steinmetz und Falckenstein.

Der Generalstab war frisch, thätig und, was das Beste war, er klebte nicht an Formen, sondern strebte nach der Sache. General v. Moltke ist einer der talentvollsten und scharfdenkendsten Generale und hat durchaus die Neigung nach großartigen Operationen. Er war ganz auf seinem Posten; soll man ihm einen Vorwurf machen, so ist es der, daß er keinen Wert auf die gründliche Durcharbeitung seiner Pläne durch seine Untergebenen und koordinierten Gehilfen legt. Man erzählt von Moltke, daß er dem König in den schweren Stunden bei Königgrätz auf die Frage, was er wegen des Rückzuges beschlossen habe, antwortete: ‚Hier handelt es sich um die ganze Zukunft Preußens, hier wird nicht zurückgegangen.‘

Der General Voigts-Rhetz, Chef bei Friedrich Karl, hat sich durch Thätigkeit und richtiges Erkennen ausgezeichnet; seine Wirksamkeit wurde aber häufig durch seinen General brachgelegt, der, so gelehrt er über die Dinge spricht, so wenig geeignet ist, mit Entschluß und Initiative zu handeln. Er war überall nur schwer vorwärts zu bringen und sah überall Schwierigkeiten.

Was unsre Armee betrifft, so hatten wir das Glück, den Krieg zu entscheiden. Blumenthals Charakter zeigt sich ganz genau aus seinem vielbesprochenen Brief, und ich habe es zuerst sehr schwer mit ihm gehabt. Uebrigens hat er eine entschiedene und kühne Anschauungsweise, welche vorzügliche Früchte getragen hat, die ihn berechtigen, einen großen Teil unsrer Erfolge auf seine Rechnung zu schreiben; der Kronprinz aber hat das große Verdienst gehabt, vor keiner Verantwortung zurückzuschrecken; er hat nie geschwankt, außer einem Mal bei Einflüsterungen Deines Herzogs Ernst. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß der junge Herr feststehen wird, solange seine Ratgeber miteinander harmonieren, und deswegen habe ich mich stets vor einer Differenz mit Blumenthal gehütet und denke, ich habe damit zum Guten geholfen. Es scheint auch, als ob der Kronprinz dieses mein Streben erkannt hat, denn er hat nie die Verdienste von Blumenthal herausgestrichen, ohne mich in ganz gleichem Maße zu nennen.

Steinmetz entwickelte nach dem Tage von Nachod gegen Skalitz seine Truppen wie auf dem Exerzierplatz und ging mit fliegenden Fahnen, schlagenden Tambours und voller Musik zum Angriff vor. Ein österreichischer General, dessen Adjutant später gefangen wurde, äußerte bei diesem Anblick: ‚Nun kommen die Schweinehunde noch gar im Parademarsch auf uns zu.‘

Bei Königgrätz lag unser Anmarsch scharf gegen den rechten Flügel des Feindes, und zwar in der Art, daß unsre Front senkrecht gegen die Front von Friedrich Karl stand. Da die Oesterreicher schon in einer fünfstündigen Schlacht ihre besten Kräfte verwendet hatten, so war die Schlacht entschieden, sobald wir angriffen. General Walker, der englische Militärbevollmächtigte, ein sehr erfahrener Soldat, sagte, als wir herankamen und einen Blick in die Stellung gewannen, zum Kronprinzen: ‚Gott hat Ihnen Ihre Feinde in die Hand gegeben.' Das Gefühl hatten wir alle, und nicht einen Augenblick hat unser Vorgehen gestockt. Freilich haben auch unsre Truppen da, wo sie auf den feindlichen Flügel stießen, einen schweren Stand gehabt, weil der Gegner sofort die ganze Bedeutung dieses Angriffs erkannte und seine disponibeln Kräfte dagegen warf, aber in seinem Rücken drangen wir so unaufhaltsam vor, daß er es aufgeben mußte.

Nun kommt der einzige dunkle Punkt des Feldzuges, daß wir die Verfolgung nicht gleich und energisch aufnahmen; eigentlich kam sie erst vom 5. ab in Gang und wurde dank den in Hohenmauth aufgefundenen österreichischen Papieren auch ziemlich richtig disponiert. Wie sie endigte, weißt Du. Es folgten die Friedensverhandlungen mit dem viertägigen schweren Kampf zwischen dem König und Bismarck wegen der Forderungen. Der Kampf war ungemein lebhaft; da nahm sich Bismarck den Kronprinzen zu Hilfe, und nach drei Tagen war die Sache geordnet. Interessant war es, den Prinzen Karl zu beobachten, der für die kleinen Fürsten gegen Oesterreich kämpfte. Leider hat man auch Rußland in Hessen berücksichtigt; daran ist Manteuffel schuld."

An v. Normann.

Prag, 28. 8. 66.

„Mein lieber schweigsamer Freund! Meine Frau meint, Sie müßten uns für den Tag des Einzuges ein Fenster im Palais überweisen können; andre sind sogar der Ansicht, daß alle Damen des Oberkommandos in dieser Hinsicht berücksichtigt werden. Ich habe nun noch Schwester, Schwiegermutter und Kinder und würde für mich ein ganzes Fenster wünschen. Das wäre also meine allerunterthänigste Bitte.

Nun könnte ich noch klagen, daß Sie und, was noch viel schlimmer ist, unser Oberkommandierender uns so vollständig schneiden, will aber diesmal schweigen und Ihnen nur erzählen, daß wir bis zum 31. noch hier bleiben, dann nach Dresden und Berlin gehen. Wenn ich eine sichere Auskunft darüber bekommen könnte, wann der Kronprinz wieder nach Berlin kommt, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein.

Wir fahren jetzt zu fünfen bei dem prächtigen Wetter viel im Lande herum. Blumenthal hat in der Erwartung, demnächst Divisionskommandeur zu werden, hier einen sehr schönen Wagen gekauft, der als Mobilmachungsstück steuerfrei die Grenze passieren soll und deswegen gebraucht werden muß.

Prag ist der Sammelpunkt für alle Offiziere der preußischen Armee, alle

Tage sieht man neue, alte, ganz alte Bekannte, aber man erfährt nichts Gescheites; alles lebt dem Vergnügen, und man ist erstaunt, wie wenig man sich zu sagen hat.

Geffcken ist wohl verschollen."

An meine Frau.

Erdmannsdorf, 11. 9. 66.

„Ich sitze hier fest, da der Kronprinz meint, ich solle bleiben bis zu seiner Reise nach Berlin Ende dieser Woche; wann — das hängt von der Festsetzung des Konseils ab, in dem über die Zukunft der eroberten Länder beraten werden soll.

Es ist hier wunderschön, ich wohne im Kavalierhaus, Salon und Schlafzimmer parterre, mit direktem Ausgang nach dem Garten. Das Schloß liegt 500 Schritt davon.

Wir kamen um 7½ Uhr an, frühstückten mit dem Gefolge und lernten die Damen kennen. Dann kam der Kronprinz herunter, im grauen Zivil, Hosen bis an die Kniee, dicken wollenen Strümpfen und Schuhen. So blieb er bis zum Abend. Er war sehr heiter und zeigte uns ein neues Bild, das der Maler Begas hier von ihm macht; er will es dem Fürsten Pleß schenken.

Um ½12 erschien die Kronprinzessin in großer Liebenswürdigkeit, und wir bestiegen die Wagen, um eine Landpartie zu machen. Der Herr mit Gattin im Fond, das Kindermädchen mit dem Säugling Viktoria und ich rückwärts. So kutschierten wir in behaglichem Geplauder durch eine ganz prächtige Gebirgslandschaft nach Petersdorf, aßen dort höchst mangelhaft zu Mittag und wanderten dann nach dem Zackelfall und wieder zurück. Den größten Teil der anderthalbstündigen Promenade machte ich an der Seite der Kronprinzessin.

Sie sprach viel von dem Tode ihres Kindes, von der Erziehung des Prinzen Wilhelm und kam schließlich auf Hannover zu sprechen. Es wird ihr sehr schwer, dorthin zu gehen, aber sie hat sich schon darein gefunden.[1]) Von mir ist dabei gar nicht die Rede, und das ist mir recht.

Um 6 kamen wir heim, und um 7½ erschien alles im Festgewande zum Thee.

Später ging ich mit Normann auf sein Zimmer, rauchte eine Zigarre und ließ die Welt an mir vorübergleiten. Nach brillanter Nacht warte ich jetzt der Dinge, die da kommen sollen."

An v. Holtzendorff.

Potsdam, 17. 9. 66.

„Die brennendste Frage, die in Erdmannsdorf ventiliert wurde, ist die, ob die Herrschaften nach Hannover gehen. Daran wollen sie eine Menge von Be-

---

[1]) Es war damals der Plan gefaßt worden, das kronprinzliche Paar in Hannover residieren zu lassen, um durch seinen persönlichen Einfluß die Bevölkerung und namentlich den Adel mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen. Anm. der Red.

dingungen knüpfen, fordern Instruktionen, um sie zu diskutieren und so weiter. Da habe ich mich denn ganz bestimmt geäußert und erklärt — wie ich glaube mit Erfolg —: ‚Die Stelle sei bedingungslos anzunehmen; der Herr solle sich nur den wichtigen Posten verschaffen, die Grenzen seiner Wirksamkeit würden dann ganz durch seine Leistungen bestimmt werden; vor allen Dingen müsse man sich hüten, in der reinen Negation eine Handlung zu sehen; wer sich in einer Zeit wie der jetzigen damit begnüge, in Erdmannsdorf Kinder zu wiegen, könne nicht erwarten, daß man ihn für einen großen Mann halte.‘ Das alles wurde gut aufgenommen. — Auch die radikale Richtung, in der sich die Prinzessin so gern bewegt, habe ich zu bekämpfen gesucht, und sie war sehr erstaunt, als ich ihr einmal sagte, sie sei eben noch sehr jung und deswegen in ihren Reformbestrebungen stürmisch. Lebensfähiges erzeuge man nur langsam, doppelt langsam, wenn man dabei nicht Leben zerstören wolle. Das wurde dann lange ausgesponnen und sie stiller, ruhiger und endlich nachgiebig. Es ist ein Charme, mit ihr zu plaudern, sie vereint Geist und Gemüt und besitzt beides in hohem Grade.“

An meine Frau.

Berlin, 18. 9. 66.

„Heute habe ich die Kabinettsordre erhalten, daß ich unter Entbindung von der Stelle als Chef des Generalstabs des 4. Armeecorps mit den Kompetenzen eines Brigadekommandeurs zu den Offizieren von der Armee versetzt bin und mir meinen Aufenthaltsort wählen kann. Dann folgen gnädige Worte und endlich die Verleihung des Ordens Pour le mérite. Die Neuformationen sind noch nicht fertig, und bis dahin können wir auf Staatskosten im Lande herumbummeln. Blumenthal ist in genau derselben Lage wie ich.

Ich wäre gern gleich hinübergekommen, um mit Dir das Weitere zu besprechen, heute nachmittag aber kommt die Kronprinzeß, und wir müssen zum Empfang auf den Bahnhof, ebenso morgen früh für den Kronprinzen.

Es sind ganz unbestimmte Aussichten, und vielleicht bleiben wir den ganzen Winter in Potsdam.“

(Fortsetzung folgt.)

Prinz-Gemahl.

Skizze

von

G. v. Beaulieu.

Haben Sie schon das neueste Bild meiner Frau gesehen? Großartig! Die Stimmung, das Kolorit! Einfach phänomenal. Auch die jetzige Arbeit sollten Sie sich ansehen: heroische Landschaft mit Faunen. Böcklin giebt eine Idee davon; doch höchstens als Vorläufer. Ja, Vorläufer, das ist das richtige Wort; Johannes, der den Messias ankündigt."

Der so sprach, war der Gatte der bekannten Künstlerin Gerhardine Gärtner. Er ist, wie man nach obiger Rede anzunehmen geneigt wäre, keineswegs excentrisch, sondern ein durchaus nüchterner, praktischer Mensch, ja nichts als das.

Wie kam es, daß die Malerin sich mit ihm vermählte?

Gerhardine Gärtner hatte eine große Vorliebe für schöne, seltene Stoffe. Das wußte man. Und ein Lyoner Seidenhaus sandte ihr mehrmals im Jahre seinen Vertreter mit Proben. Der junge Mann stammte aus Deutschland. Er hieß Müller, aber er hatte seinen Namen in „Meunier" übersetzt. Er war ein bildhübscher Mensch mit verbindlichen Umgangsformen; besonders gelang es ihm, viel bei der Damenkundschaft „abzusetzen". Gerhardine Gärtner verliebte sich in den eleganten Vertreter aus Lyon. Er hatte eine Art, über die Seidenbrokate hinweg sie selbst zu bewundern, der sie nicht zu widerstehen vermochte. Gewöhnlich bewunderte man nur, was sie schuf, ihre Person nicht. Sie war nicht mehr jung, als sie Herrn Meunier kennen lernte. Um ihre kleinen, scharfen Maleraugen bildeten sich die ersten Falten; sie fing an, nur noch zuweilen frisch auszusehen. Eigentlich hübsch war sie nie gewesen, nur lebhaft und interessant. Da wurde ihr die Bewunderung des zehn Jahre jüngeren, flotten Mannes gleichsam ein Beweis, daß sie jung und reizend, noch als Weib begehrenswert sei.

Liebte er sie wirklich oder spielte er nur Komödie?

Eine Mischung von Empfindungen war es, die ihn zu ihr führte.

Anfangs fühlte er sich geschmeichelt, daß sie seine Unterhaltung gern hatte, ihn zum Bleiben aufforderte, fragte, wann er wiederkäme, — sie, die große, auch im Ausland berühmte Künstlerin. Sie war zwar klein und dürr und auch ein bißchen passée, aber sie hatte Temperament für vier. Unter der Sonne seiner Schmeicheleien fing sie an sich zu verjüngen, hatte sie den erwartungsvoll sehnsüchtigen Ausdruck eines jungen Mädchens; das scharf Beobachtende wich in ihren Zügen einem versonnenen Träumen.

Er bemerkte es wohl und wußte, woher es kam. Er war weder besonders

klug noch gebildet; nur in Dingen, die seinen eignen Vorteil betrafen, entwickelte er untrüglichen Scharfsinn.

Da war die große Künstlerin verliebt wie der erste beste Backfisch. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, und er hatte sie. Sie verdiente gewiß enormes Geld durch ihre Bilder, war eigentlich ein ganz guter Kerl und würde ihm seine Freiheit lassen, denn kleinlich war sie nicht.

Deshalb streckte er die wohlgepflegte Hand aus, an deren kleinem Finger ein großer Brillant blitzte.

Gerhardine Gärtner nahm die Hand — selbstverständlich.

Es war rührend zu sehen, wie stolz die Künstlerin auf ihren Commis war, wie sie sich unterordnete und ihn stets auf die erste Stelle schob.

Nur in Bezug auf die Freiheit hatte Herr Meunier nicht richtig spekuliert. Gerhardine Gärtner war zwar nicht kleinlich, aber eifersüchtig, sehr eifersüchtig. Da der schöne Arthur Meunier etwas übersättigt von seinen Beziehungen zu Frauen war, wurde ihm die erzwungene Diät vorläufig nicht schwer. Er warf sich für den Augenblick ganz darauf, seine Gattin zu lancieren, wie er es nannte; kam ihm doch der klingende Vorteil davon zu gute.

Alle Mittelchen, die er zum Anpreisen von Brokat benutzt, wandte er jetzt an, um die Bilder in das rechte Licht zu setzen. Den Kunstjargon eignete er sich schnell an; er jonglierte mit „Tonwerten, Nüancen, Qualitäten, Atmosphäre, pastos, tonig, pointillieren", wie jemand, der sein Leben an einer Staffelei verbracht hat. Ja, er fing an, Kunstberichte zu schreiben, natürlich nur über Bilder seiner Frau.

Gerhardine Gärtner wunderte sich, daß jetzt in Zeitungen so viel von ihr die Rede war, daß so mancherlei Leute ihr Atelier besuchten. Da sie immer fleißig bei der Arbeit war, führte der schöne Arthur die Kunstenthusiasten herum. Zum Glück hörte sie seine Erläuterungen zu ihren Bildern nicht. Er gab sie in alter Commisvoyageurart. Es mußte das jedoch das richtige Verfahren sein, denn die Besuche, besonders die Damenbesuche, hörten nicht auf.

Wie um der Kunst die kurze Untreue abzubitten, arbeitete Gerhardine jetzt früh und spät. Der Haushalt kostete sehr viel, und Arthur hatte kostspielige Passionen: Automobil, Pferde. Daß er nicht Geld erwarb, fand sie selbstverständlich. Wenn sie dann ganz abgespannt, die Malschürze mit Farben befleckt, das alternde Gesicht müde, die Finger steif und nach Terpentin riechend, beim Mittagessen erschien und er ihr so frisch, jung und elegant gegenübersaß, nahm sie sich jedesmal vor, zum Diner Toilette zu machen. Der Gegensatz beleidigte ihren eignen Schönheitssinn. Aber bei dem Vornehmen blieb es, sie war stets bis zur letzten Minute derart in ihr Werk vertieft, daß sie vergaß, sich schön zu machen.

Ihr Mann ließ es sie nie fühlen, wie abstoßend er im Grunde ihre Erscheinung fand. Er hatte sich vorzüglich unterhalten, hatte die Honneurs gemacht, das Lob für die Bilder eingeerntet und war sehr guter Laune.

Einmal war eine junge Dame da und sagte, mit einem Blick auf die

arbeitende Künstlerin, die sich nie beim Malen stören ließ, bedauernd zu Arthur: „Das ist Ihre Frau Gemahlin? Ach, ich hatte sie mir anders vorgestellt!“ ...

Herr Meunier nahm das nicht übel, wie es doch seine Pflicht gewesen wäre. Im Gegenteil, er forschte mit vielsagendem Blick:

„Warum, mein gnädiges Fräulein?“

Die junge Dame errötete.

„Ach Gott, weil Sie selbst so ... so ... Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll.“

Arthur ergriff stürmisch ihre Hand und sah ihr tief in die Augen.

„Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein.“

Es mußte wohl noch ein geheimer Sinn in den Worten des jungen Mädchens gelegen haben, denn der ausgesprochene Sinn rechtfertigte den Gefühlsausbruch nicht.

Ungefährlich blieb dieses Spiel, solange er es mit jeder Dame, freilich nur mit jungen und hübschen, trieb.

Gerhardine merkte von dem, was unter ihren Augen vorging, nichts. Ihre Arbeit machte sie taub. Auch ließ Herr Meunier die Vorsicht nicht außer acht. In einem großen Atelier giebt es so viele geschützte Ecken und Winkel.

Seltsamerweise war Gerhardine auf den Damenbesuch im Atelier nicht eifersüchtig. Nur einmal sagte sie beiläufig bei Tisch — fast die einzige Stunde, wo sie ihren Mann unter vier Augen sah —: „Merkwürdig, daß jetzt mein Schaffen den Frauen so gefällt; früher kamen beinahe nur Herren zu mir.“

„Das kommt, weil endlich auch dem Weibe das Kunstverständnis aufgeht, mein Engel! Und da Frauen alles leidenschaftlicher als wir erfassen, pilgern sie jetzt überall dahin, wo wahre große Kunst zu finden ist.“

Dergleichen Behauptungen hatten einen doppelten Zweck: ihr zu schmeicheln und seine eigne Kühle ihr gegenüber zu rechtfertigen. Durch derartige schlaue Wendungen hatte er es verstanden, sich bei ihr den Ruf des Klugen, Genialen zu erwerben.

Gerhardine Gärtner blickte nachdenklich vor sich hin. Dann sah sie ihn von unten herauf bewundernd an. Ihre scharfen Maleraugen verhüllte ein feuchter Schimmer.

„Du triffst doch immer das Rechte, mein Freund!“

Arthur streckte den kleinen Finger mit dem Brillantring selbstgefällig von sich und strich seinen kecken, schwarzen Schnurrbart.

‚Klug sein ist alles,‘ dachte er. Nach Kaufmannsart beschloß er, ihre gute, zärtliche Stimmung zu benutzen.

„Hättest du etwas dagegen, Herz, wenn ich morgen mit dem Auto eine Partie machte? Ich würde“ — er zögerte — „kaum zu Tisch zurück sein können.“

Herr Meunier wußte, daß sie ungern seine Gesellschaft bei der einzigen Freistunde entbehrte.

Sie antwortete nicht sogleich. Ihre Züge arbeiteten. Es war ihr peinlich, eifersüchtig zu erscheinen. Endlich kam die Frage doch:

„Du bist allein im Auto?“

„Höchstens kommt Graf Egge mit,“ warf er gleichmütig hin, als ob er sein Leben lang nur mit Grafen Sport getrieben.

„Ach, der kleine Graf Egge!“

Gerhardine atmete auf.

„Dann natürlich, mein Freund, freue ich mich, wenn ich dich auch vermissen werde.“

Arthur quittierte mit einem Lächeln für die Schmeichelei.

Am nächsten Morgen hatte Gerhardine Porträtsitzung, konnte also der Abfahrt ihres Gemahls nicht beiwohnen. Er hatte das gewußt, denn er führte genau Buch über die Arbeiten seiner Frau.

Sie sah nur über ihre Staffelei hinweg das Automobil fortsausen. Zwei Personen saßen darin: die große, schlanke ihres Mannes und die kleine, ganz verhüllte des Grafen.

Der Tag wurde ihr sehr lang. Arthur fehlte ihr an allen Ecken und Enden. Sie arbeitete noch einmal so gut, wenn sie ihn in ihrer Nähe wußte. Und nun dazu die Unruhe, die Angst. Ja, die Angst. Wenn an der Maschine nur nichts passiert war. Jetzt hätte er schon zu Hause sein müssen. Das Automobil war doch noch ein sehr gefährliches Spielzeug.

Als der Abend kam und sie ihr spätes Mittagessen allein eingenommen, litt es sie nicht länger daheim. Sie ging auf die Landstraße, ihrem Mann entgegen.

Da nahte im Zwielicht ein trauriger Zug. Auf einer Bahre, von zwei Männern getragen, lag mit verbundenem Kopfe Arthur.

Er richtete sich, wenn auch mit Mühe, auf, wie er seine Frau kommen sah.

„Erschrick nicht, mein Engel! Die Bremse versagte, der Arzt legte einen Notverband an. Es hat nichts zu bedeuten.“

Fassungslos stürzte sich Gerhardine auf ihn.

„Um Gottes willen, was ist geschehen, mein geliebtes Herz?“

„Die Bremse versagte,“ wiederholte er, „das Auto zersplitterte. Wir liefen an eine Mauer an.“

„Ach Gott, der arme Graf, wie geht es ihm?“

„Die Dame ist im Dorf geblieben. Ihr ist nichts passiert, denn sie hatte den großen Mantel an,“ fiel einer der Träger ein.

Herr Meunier warf dem Sprecher einen strafenden Blick zu.

„Sie meinen den Grafen, mein Lieber.“

„Ja natürlich, den Grafen,“ sagte der Mann, schnell gefaßt. Er fürchtete wohl, das versprochene hohe Trinkgeld würde ihm entgehen, und fügte noch zur Sicherheit hinzu: „Ein lieber Herr, der Graf!“

Gerhardine war zu sehr in Angst, um den Zwischenfall zu beachten.

Das Abenteuer war nicht so ungefährlich, wie es anfangs den Anschein gehabt.

Herr Meunier lag lange auf dem Krankenbette. Gerhardine pflegte ihn aufopfernd, selbst die Arbeit vernachlässigte sie seinetwegen.

Als er genas, war er für immer entstellt, seine Schönheit dahin.

Gerhardine liebt ihn nach wie vor, arbeitet für ihn, erfüllt jeden seiner Wünsche.

Jetzt ist er ihr treu, gezwungenermaßen.

Und die große Künstlerin ist glücklich mit ihrem Spielzeug. Kinder blieben ihr versagt, Herr Arthur ist Mann und Kind zugleich.

Die Buren und das Haager Schiedsgericht.

Von

Philipp Zorn.

Der Versuch der Buren, mit Hilfe des Haager Schiedsgerichtes der grausamen Tragödie in Südafrika ein Ende zu bereiten, ist mißlungen; der Verwaltungsrat hat die Unzuständigkeit des Schiedsgerichtes erklärt. Die Presse im ganzen europäischen Kontinent und in Amerika hat dann übereinstimmend die öffentliche Meinung dahin bearbeitet und auch festgestellt, daß das mit so großen Hoffnungen begrüßte Haager Schiedsgericht beim ersten ernsthaften Fall, der ihm unterbreitet wurde, versagt, somit zur Sicherung des Weltfriedens sich als wertlos erwiesen habe, ein Resultat, das dann ein Teil der Presse mit Kommentaren lebhaften Bedauerns, der andre — und hier kommt besonders die deutsche Presse in Betracht — mit Glossen hämischen Spottes begleitete, wie dies ja die deutsche Presse überwiegend schon während der Konferenz selbst der ganzen Konferenz und insbesondere dem Schiedsgericht gegenüber gethan hatte. In jedem Falle erschien nach diesen Aeußerungen das Hauptwerk der Konferenz unbrauchbar und damit die ganze Konferenz selbst lächerlich, wie das von Anfang an die Meinung „aller vernünftigen Menschen" gewesen sei.

Ein Versuch, diese Ueberzeugung „aller vernünftigen Menschen" richtigzustellen, wird zurzeit nicht auf viel Erfolg zu rechnen haben; das Satyrspiel, das die Engländer der Konferenz als Epilog in Südafrika bereitet haben, ist zu grausam und gerade für das sittliche Empfinden ein allzu brutaler Hohn, als daß die Menschen den Eindruck der Entrüstung überwinden könnten, der die Folge der Unzuständigkeitserklärung von seiten derjenigen Einrichtung war, von der die Utopisten den Beginn der Aera des ewigen Friedens erhofft hatten. Wenn diese Einrichtung nicht im stande war, einen so schauderhaft ungerechten

Krieg, den das sittliche und rechtliche Empfinden aller Menschen, mit Ausnahme der meisten Engländer und einiger wenigen andern, als persönliche Unbill empfand, zu verhüten oder zu beendigen — wie sollte das Schiedsgericht dann für andre Fälle die Kraft haben, den Frieden zu bewahren?

Trotzdem wage ich den Versuch einer Richtigstellung der öffentlichen Meinung in der das Herz und das Gewissen der Menschheit so stark, ja heftig bewegenden Frage.

Die formalen Gesichtspunkte, die in Betracht kommen, sind sehr einfach und klar.

Auf der Haager Konferenz haben 22 der an ihr beteiligten Staaten, nämlich die sämtlichen Großmächte, alle europäischen Mittelstaaten, ferner Mexiko, endlich Japan, Siam und Persien einen Staatsvertrag abgeschlossen, der die Bezeichnung Schiedsgerichtskonvention führt und die allseitige Ratifikation gefunden hat; der Staatsvertrag hat alle erforderlichen Stadien passiert, um zum geltenden Recht zu werden und steht heute allenthalben in Kraft; für unser Deutsches Reich erhielt er die Ratifikation am 4. September 1900 und ist im Deutschen Reichsgesetzblatt Jahrgang 1901, Seite 343 ff., im französischen Urtext und in einer wohlüberlegten deutschen Uebersetzung veröffentlicht. Die rechtliche Bedeutung dieser Akte bedarf hier keiner weiteren Erörterung; genug, die Schiedsgerichtskonvention steht zweifellos in Kraft.

An diesem Staatsvertrag ist England beteiligt und zwar genau ebenso wie die übrigen Mächte; England hat auch keinen Vorbehalt gemacht, während zum Beispiel die Vereinigten Staaten von Amerika und die Orientstaaten solche Vorbehalte machten, erstere für ihre Monroe-Doktrin, letztere gegen jede Art von Intervention, zu der etwa aus der Konvention ein „Recht" gefolgert werden könnte.

Ein Streitfall zwischen England und einer der andern Vertragsmächte würde somit immer unter die Schiedsgerichtskonvention fallen und — angenommen, die Konvention enthielte eine obligatorische Verpflichtung — England wäre verpflichtet, einen Streitfall mit irgend einer andern Vertragsmacht nach den Vorschriften der Konvention zu behandeln und, wenn die Voraussetzungen hierfür vorlägen, dem Schiedsgericht zu unterbreiten.

Die beiden Burenstaaten aber gehören der Konvention nicht an. Es war auf der Konferenz ein öffentliches Geheimnis, daß England seine Teilnahme an der Konferenz von der Nichteinladung der Burenstaaten abhängig gemacht hatte, wie Italien die seinige von der Nichteinladung des Papstes. Auch war den Burenstaaten nicht die Möglichkeit offengehalten worden, nachträglich der abgeschlossenen Konvention beizutreten; im Gegensatz zu den fünf andern auf der Konferenz vereinbarten und weiterhin in Rechtskraft getretenen Staatsverträgen, wurde der Beitritt zur Schiedsgerichtskonvention nur den Staaten offengehalten, die auf der Konferenz vertreten waren, nicht aber den übrigen; sie war eine „geschlossene" Konvention. (Artikel 59: „Les Puissances —, qui ont été représentées à la Conférence Internationale de la Paix, pourront

adhérer à la présente Convention". Artikel 60: „Les conditions auxquelles les Puissances qui n'ont pas été représentées à la Conférence Internationale de la Paix pourront adhérer à la présente Convention, formeront l'objet d'une entente ultérieure entre les Puissances contractantes.") Die Gründe dieser rechtlich verschiedenen Behandlung der einzelnen Konventionen thun hier nichts zur Sache; die Frage selbst bildete einen der interessantesten Inzidentpunkte der Konferenz; England hielt sich dabei ganz im Hintergrunde und war zufrieden, daß Italien die erwünschten Kastanien aus dem ziemlich heißen Feuer holte.

Die Burenstaaten können somit keinerlei vertragsmäßigen, aus der Schiedsgerichtskonvention abzuleitenden Rechtsanspruch gegen England an das Haager Schiedsgericht geltend machen.

Allerdings sieht die Konvention auch den Fall vor, daß das Haager Schiedsgericht auch in Funktion tritt für Streitfälle zwischen einem Vertragsstaat und einem Nichtvertragsstaat, ja selbst für Streitfälle nur unter Nichtvertragsstaaten. Dies steht aber durchaus im freien Belieben. (Artikel 26, Absatz 2: „La juridiction de la Cour permanente peut être étendue, dans les conditions préscrites par les règlements, aux litiges existants entre des Puissances non signataires et des Puissances signataires et des Puissances non signataires, si les Parties sont convenues de recourir à cette juridiction.") Mag der obligatorische Charakter der Schiedsgerichtskonvention im einzelnen noch so gering sein, jedenfalls enthält doch der Staatsvertrag als solcher eine rechtlich geordnete Verpflichtung der Vertragsstaaten gegeneinander, nicht aber der Vertragsstaaten gegen Nichtvertragsstaaten.

Die Burenstaaten konnten demgemäß wohl, wie man sich auszudrücken pflegte, „das Schiedsgericht anrufen"; aber es stand völlig im freien Ermessen Englands, darauf einzugehen oder nicht.

Die Burenstaaten haben sich, wie die öffentlichen Blätter berichteten, an das Generalsekretariat des Schiedsgerichtes gewendet. Das Generalsekretariat ist das ständige Bureau, das den dauernden Rahmen formeller Natur für die ihrer Natur nach wechselnden und vorübergehenden einzelnen Schiedsgerichte bildet (Art. 23). Eine dauernde Organisation des Schiedsgerichtes selbst, der sogenannten „Cour permanente", besteht nicht; die öffentliche Meinung, die dies anzunehmen scheint, beruht auf Unkenntnis der Konvention. Es hat ja nicht an Versuchen gefehlt, eine solche dauernde Organisation des „Welttribunales" zu schaffen; die utopistischen Friedensschwärmer der ganzen Welt hatten gerade diesen Gedanken als das letzte und höchste Ziel ausposaunt, und anglikanische Bischöfe in Amerika veranstalteten dafür öffentliche Gebete. Auch auf der Konferenz selbst hatte der Gedanke begeisterte Vertreter; in erster Linie unter den Mittelstaaten; aber auch Delegierte der Großmächte ließen sich in diesen phantastischen Strudel ziehen, und Gott weiß, welche Beschlüsse gefaßt worden wären, wenn nicht das Deutsche Reich sich fest und sicher auf den Boden der nüchternen praktischen Politik gestellt und das Erreichbare von der Utopie scharf gesondert hätte.

Keine Großmacht hätte ein Welttribunal über sich ertragen können. Hätte man ein solches geschaffen, so wäre dies entweder der Anfang schwerer und unaufhörlicher internationaler Streitigkeiten gewesen, oder das Werk der Konferenz wäre, nachdem man aus dem Haager Strudel auf den Boden der häuslichen Wirklichkeit zurückgekehrt war, verdientermaßen derjenigen Lächerlichkeit verfallen, die, dank dem Chamberlainschen Burenkrieg, jetzt unverdientermaßen und ganz ungerechterweise auf ihm lastet.

Ein Welttribunal existiert nicht, wohl aber ein Rahmen für die von Fall zu Fall zusammentretenden Schiedsgerichte, der praktisch sehr brauchbar werden kann und hoffentlich dies werden wird, wenn die Zeit, die unter dem Kainszeichen des Südafrikanischen Krieges steht, vorüber sein wird.

Den Mittelpunkt dieses Rahmens bildet das Generalsekretariat, das aber ausschließlich Bureau- und Archivgeschäfte zu besorgen hat. Nach den Bestimmungen der Konvention hätte der Generalsekretär von sich aus einfach den Antrag der Burenstaaten zurückweisen müssen, dem aus den oben dargelegten Gründen jede Grundlage der Konvention fehlte. Eine solche könnte nur so gewonnen werden, daß England den Antrag stellte und die Burenstaaten zustimmten oder diese den Antrag stellten und England zustimmte. England stimmte aber bekanntlich nicht zu; demzufolge mußte der Generalsekretär den Burenantrag einfach als außerhalb der Konvention liegend ablehnen. Denn das Haager Bureau tritt erst in Funktion, wenn das Schiedsgericht für den Einzelfall von den beteiligten Mächten gebildet ist. (Art. 24 Abs. 6.)

Nach den Berichten der öffentlichen Blätter geschah dies jedoch nicht, sondern der Generalsekretär gab den Burenantrag weiter zur Beschlußfassung an den Verwaltungsrat, und dieser beschloß die Unzuständigkeit des Schiedsgerichtes. Ob dies Verfahren der Konvention entspricht, ist nicht ganz zweifellos.

Der Verwaltungsrat besteht aus den sämtlichen im Haag accreditierten Diplomaten unter Vorsitz des Ministers des Auswärtigen der Niederlande (Art. 28). Der Verwaltungsrat ist vollständig getrennt vom Generalsekretariat und bildet dessen Aufsichtsbehörde. Kraft der Konvention hat der Verwaltungsrat eine doppelte Aufgabe: einmal alle zur Durchführung der Konvention erforderlichen äußeren Einrichtungen (Lokalitäten, Materialien, Beamten, Geldmittel) zu beschaffen und in Ordnung zu halten, sodann die dauernde Aufsicht über das Generalsekretariat darüber, daß dieses die ihm nach der Konvention zukommenden Aufgaben erfüllt und vor allem nicht überschreitet. Demgemäß sind Verwaltungsrat und Generalsekretariat streng getrennt, und auf Grund der Haager Verhandlungen muß der letztere Gesichtspunkt ganz besonders betont werden; die Gefahr, daß dieses Generalsekretariat zu einem Sammel- und Tummelplatz von politischen Intriguen werde, ist nicht ganz gering, und darum ist jene diplomatische Aufsicht über das Generalsekretariat eine Sache von großer Bedeutung.

Von hier aus mag es auch als dem Sinn der Konvention entsprechend anerkannt werden, daß der Generalsekretär den Burenantrag an seine vorgesetzte Aufsichtsbehörde abgab, damit diese entscheide, obwohl sonst der Verwaltungsrat

mit den schiedsgerichtlichen Sachen selbst, auch nach der bloß formellen Seite, nichts zu thun hat. Die Korrespondenz ist nur Sache des Generalsekretariates; der Verwaltungsrat ist nur zuständig, wenn dieses seine konventionsgemäßen Aufgaben nicht erfüllt oder überschreitet.

Jedenfalls aber konnte auch der Verwaltungsrat über den Burenantrag nicht anders beschließen, als er beschlossen hat.

Ob die südafrikanische Frage sich zu einer schiedsrichterlichen Entscheidung eignet, erscheint überhaupt sehr zweifelhaft. Der erste Entwurf der Schiedsgerichtskonvention enthielt für eine Anzahl von Materien das Prinzip des obligatorischen Schiedsgerichts; es handelte sich dabei hauptsächlich um Dinge rein technischer oder wirtschaftlicher Art; aber selbst für derartige, an sich und ihrer Natur nach völlig unpolitische Dinge war der Zusatz gemacht: insoweit die Streitfrage nicht die Ehre des Staates oder dessen Lebensinteressen berührt („en tant qu'ils ne touchent ni aux intérêts vitaux ni à l'honneur national des Etats contractants"); denn jede Streitfrage unter souveränen Staaten kann diesen politischen Charakter annehmen. Daß nun im südafrikanischen Streite Ehre und Lebensinteressen der beteiligten Staaten im höchsten Grade „berührt" sind, unterliegt natürlich keinem Zweifel. Demgemäß würde selbst nach jenen bei der ersten Beratung der Schiedsgerichtskonvention angenommenen Sätzen über das obligatorische Schiedsgericht, das später, der Forderung Deutschlands entsprechend aufgegeben wurde, die Transvaalfrage nicht unter das Prinzip des obligatorischen Schiedsgerichtes gefallen sein; aber auch abgesehen von dieser allgemeinen Klausel, hätte bei den Haager Verhandlungen schwerlich ein Delegierter den kühnen Mut gehabt, zu beantragen, daß Fragen der Staatsangehörigkeit und der Oberhoheit eines Staates über einen andern — diese Fragen bildeten den ursprünglichen Standpunkt des Transvaalstreites, wenigstens in formeller Beziehung, — als Streitsachen des obligatorischen Schiedsgerichtes angesehen werden sollten. Immerhin wäre es vielleicht vor dem Kriege möglich gewesen, die Streitfragen derart fest zu umgrenzen, daß ein Schiedsgericht mit Aussicht auf Erfolg sich damit hätte beschäftigen können. Wenigstens für die Frage der Suzeränität Englands über Transvaal halte ich dies für möglich, da es sich hier um die Interpretation eines Staatsvertrages, des Vertrages vom 27. Februar 1884, handelt, der seinerseits wieder auf ältere Verträge zurückweist. Hier mochte immerhin ein fester juristischer Boden für eine schiedsrichterliche Entscheidung gefunden werden.

Nicht möglich dagegen erscheint mir dies bei der andern Streitfrage. Inwieweit ein Staat Ausländer in seine Staatsangehörigkeit aufnehmen, „naturalisieren" will, ist einzig und allein Sache seiner souveränen Entscheidung; kein Staat der Welt kann sich hierüber Vorschriften von einem andern Staate geben lassen. Bekanntlich war die englische Forderung der Aufnahme der massenhaft in die Transvaaler Golddistrikte eingewanderten Engländer in das Transvaaler Bürgerrecht die eigentliche letzte Ursache des Krieges; die Buren erkannten klar die Gefahr, die durch eine solche Aufnahme ihrem Burenstaate drohte: sobald

die Engländer die Mehrheit in der staatsangehörigen Bevölkerung und damit im Volksraad gewannen, war der Burenstaat zu Ende. Die Zugeständnisse, die die Buren unmittelbar vor Ausbruch des Krieges in dieser Beziehung gemacht hatten, gingen bereits gefährlich weit.

Jedenfalls aber ist diese Frage eine derjenigen, die nur der Staat selbst und ganz allein entscheiden kann. Es ist mir völlig undenkbar, wie sie ein Schiedsgericht sollte entscheiden können; ein Schiedsgericht hat für eine derartige Frage, die nur aus dem wohlerwogenen Lebensinteresse des Staates allein entschieden werden kann, kaum höheren Wert als ein Würfelbecher. Denn sie entbehrt jeder juristischen Grundlage in der lex lata und beruht einzig und allein auf politischen Erwägungen de lege ferenda. Die subjektive Erwägung von fremdstaatlichen Schiedsrichtern, und seien diese die erprobtesten Staatsmänner oder Professoren, zur rechnerischen Mehrheit addiert, ist hier völlig wertlos. Die Schiedsgerichtskonvention fixiert das ihr zu Grunde liegende Prinzip ausdrücklich dahin: „dans les questions d'ordre juridique et en premier lieu dans les questions d'interprétation ou d'application des conventions internationales, l'arbitrage est reconnu par les Puissances signataires comme le moyen le plus efficace et en même temps le plus équitable de régler les litiges qui n'ont pas été résolus par les voies diplomatiques.“ (Art. 16.) Nach welchen „juristischen“ Gesichtspunkten aber sollten Schiedsrichter diese Frage behandeln? Sie konnten die englische Forderung nur einfach abweisen als rechtlich nicht begründet, und damit wäre die brennende Frage eben nicht gelöst. Oder sie konnten die Entscheidung auf Grund des von Transvaal gemachten Zugeständnisses fällen: dann hätte eben Transvaal sein Zugeständnis gemacht, aber nicht das Schiedsgericht entschieden.

So ist es denn mehr als fraglich, ob die Streitfragen, die zum Transvaalkriege führten, sich juristisch in der Weise hätten fassen lassen, daß ein Schiedsgericht festen Boden für richterliche Thätigkeit hätte gewinnen können. Und auch jetzt ließe sich eine schiedsrichterliche Thätigkeit doch nur dann als möglich denken, wenn die streitenden Parteien sich zuvor über die Hauptpunkte der Entscheidung geeinigt und diese Einigung dem Schiedsgericht in der Form eines bindenden Kompromisses zur Richtschnur gemacht hätten wie seinerzeit in der berühmten Alabamafrage zwischen England und den Vereinigten Staaten. Daß auf solcher Grundlage ein Schiedsgericht erfolgreich thätig werden könnte, mag gerne zugegeben werden. Ohne solche Grundlage aber könnte kein Schiedsgericht die südafrikanische Frage entscheiden, sondern nur ein Kongreß, wie der, der im Jahre 1878 die heutige Gestaltung der Staatsverhältnisse des Orients schuf.

So wird man denn gerechterweise zugeben müssen, daß die südafrikanische Frage nicht ohne weiteres und unter allen Umständen ein Gegenstand des Haager Schiedsgerichtes ist und sein kann. Sie ist dies weder nach dem positiven Recht der jetzt geltenden Schiedsgerichtskonvention, noch wäre sie dies nach den Vorschriften des ersten Entwurfes über das obligatorische Schiedsgericht, noch ist sie es nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen über Schiedsgerichte, da es sich bei

ihr nur zum kleinsten Teile um „Rechtsfragen" handelt, während dies doch, wie allgemein anerkannt, als notwendige begriffliche Voraussetzung jeder schiedsgerichtlichen Thätigkeit gefordert werden muß. Nur auf der Grundlage eines zuvor abgeschlossenen festen Kompromisses zwischen England und den Burenstaaten wäre eine ersprießliche Thätigkeit eines Schiedsgerichtes möglich.

Die mächtige Schiedsgerichtsbewegung, die zur Zeit der Haager Konferenz durch die Welt ging, und zwar in erster Linie durch die angelsächsische Welt, war gewiß eine interessante Erscheinung. Wir Deutschen sind von dieser Bewegung am wenigsten berührt worden, und wir wissen wohl warum. Mag man zu dieser Bewegung persönlich stehen wie man wolle, es war doch eine merkwürdige Sache, daß der Kaiser des an Gebietsumfang größten europäisch-asiatischen Reiches jene „Friedenskonferenz" anregte, die $2^1/_2$ arbeitsvolle Monate lang Tag für Tag in langen und anstrengenden Sitzungen über Verstärkung der Friedensgarantien und Humanisierung des Krieges verhandelte. Und daß diese Arbeit wertlos gewesen sei, kann eben doch nur der behaupten, der sich nicht die Mühe nimmt, ich will nicht sagen: den dicken Folioband der Protokolle über die Verhandlungen, aber wenigstens die in unserm Reichsgesetzblatt publizierten sechs Haager Konventionen zu lesen. Mit solchen Kritikern ist natürlich auch nicht zu rechten.

Immerhin werden auch ernste und verständige Kritiker gerade die Schiedsgerichtskonvention vielleicht als etwas Problematisches, ja selbst möglicherweise Gefährliches anzusehen geneigt sein, und haben dies gethan. Sie wäre dies, wenn sie irgendwie den nationalen Sinn oder die militärische Energie und Spannkraft der Nation zu lähmen geeignet wäre. Davon aber ist doch bei uns sicherlich keine Rede. Kein verständiger Mensch hegt Zweifel, daß es Lebensfragen der Nation giebt, die nie auf anderm Wege ausgetragen werden können, als mit den Waffen. Keiner unsrer Kriege des 19. Jahrhunderts hätte durch ein Schiedsgericht verhindert werden können: sie waren alle Ergebnisse einer zwingenden nationalen Notwendigkeit, und am meisten gerade derjenige, der der Volksseele den tiefsten Schmerz verursachte. Und jeden Tag kann eine solche Frage wieder an uns herantreten, und sie müßte uns gewaffnet und gerüstet finden. Von diesem obersten Gesetz der Politik ist unser Blick fest begrenzt, heute und soweit wir zu denken vermögen. Das Welttribunal zur Entscheidung aller Völkerstreitigkeiten ist ein Traum und für deutsche Auffassung kein schöner Traum.

Aber dafür, daß der Krieg in Wirklichkeit nur die ultima ratio sei, kann doch besser gesorgt werden, als dies in der bisherigen Geschichte der Menschheit der Fall war. Seit dem Frankfurter Frieden war die ungeheure politische Arbeit Kaiser Wilhelms des Großen und seines großen Kanzlers in erster Linie auf die Bewahrung des Friedens gerichtet. Und die Worte, mit denen unser Kaiser sich oft und feierlich der Welt verpfändet hat, sich und die stärkste Militärmacht der Welt, die seine Macht ist, sind Worte des Friedens. Das ist der ungeheure Zauber, der unsern Kaiser in den Augen der Welt umgiebt und der dem Deutschen erst im Ausland zum Bewußtsein kommt, daß man weiß: sein

Wort beherrscht die gewaltigste Kriegsmacht auf Erden, und sein Wille ist: der Friede.

Mit Schwärmern des „ewigen Friedens“ machen wir keinen Versuch der Verständigung. Wir glauben nicht an den ewigen Frieden, und wir wollen ihn nicht. Aber die Schiedsgerichtsbewegung darf nicht mit dieser Schwärmerei identifiziert werden; ihr liegen doch die gleichen Gedanken zu Grunde, wie den Friedensworten unsers Kaisers. Und im gleichen Sinne machten sich auf der Konferenz im Haag die französischen Staatsmänner d'Estournelles und vor allem der nichts weniger als schwärmerische ehemalige Ministerpräsident Bourgeois, dessen staatsmännische Laufbahn sicherlich noch nicht abgeschlossen ist, zu Vertretern des Friedensgedankens.

Je mehr die wirtschaftlichen Dinge in den Vordergrund des Lebens in allen Staaten treten, desto mehr bedarf die Welt des Friedens. Und diesem Zwecke kann das Schiedsgericht im Haag gute Dienste leisten, wenn erst die Flibustierära in England überwunden sein wird. Es giebt zahllose Streitfragen im Staatenleben, die zur schiedsgerichtlichen Erledigung geeignet sind. Unser Deutsches Reich hat für Streitfragen aus dem Weltpostvereinsvertrag bereits vor einer Reihe von Jahren das Prinzip des obligatorischen Schiedsgerichtes anerkannt. Die Haager Konvention kennt für keinen Fall ein obligatorisches Schiedsgericht; ihr Kernpunkt liegt in der dauernden Organisation der schiedsgerichtlichen Grundlagen und in der festen Ordnung des Verfahrens. Welche Streitfälle vor das Schiedsgericht gebracht werden wollen, ist lediglich Sache des freien Ermessens der Vertragsstaaten. Der erste Entwurf der Konvention hatte als obligatorische Schiedsgerichtssachen aufgezählt: Streitigkeiten über Geldentschädigungen sowie Streitigkeiten über Auslegung und Anwendung folgender Kategorien von Staatsverträgen: über Post-, Telegraphen- und Fernsprechwesen; über Eisenbahnen; internationalen Kabelschutz; Schiffszusammenstöße auf offener See; Schutz des litterarischen, künstlerischen und industriellen Eigentums; Maß- und Gewichtswesen; Gesundheits- und Veterinärwesen; Reblaus; Hinterlassenschaften und gegenseitige Rechtshilfe; rein technische Grenzsachen.

Man wird zugeben müssen, daß dieser Katalog in sehr nüchterner Erwägung der praktischen Interessen aufgestellt ist und wirklich keinen Grund für den Vorwurf utopistischer Friedensschwärmerei bietet. Je mehr aber in solchen unpolitischen Dingen die Streitpunkte unter den Staaten verringert oder beseitigt werden, desto leichter werden auch schwerere politische Fragen zu friedlicher Erledigung gebracht werden können. In den meisten Fällen ist ja diese Arbeit schon mehr als zur Hälfte gethan, sobald nur der gute Wille dafür vorhanden ist. Mehr als hundert Schiedsgerichte haben im Laufe des 19. Jahrhunderts internationale Streitfragen friedlich entschieden. Welchen Sinn hat es, angesichts dieser Thatsache, die durch die Haager Konvention gegebene dauernde Ordnung, die durchaus nüchtern und praktisch ist, zu befehden oder zu verspotten?

Moralische Volkserziehung.

Ein Vorschlag zur Erreichung des sozialen Friedens.

Von

Tommaso Salvini (Florenz).

Von zuständiger Seite ist der Antrag an mich gelangt, ein Gutachten über das beste Mittel zur Hebung und allgemeinen Verbreitung der moralischen Erziehung des Volkes abzugeben. Man hat das von mir verlangt, als ob ich ein sozialer Politiker, ein Philosoph, kurz ein Mann der Wissenschaft sei. Ich habe niemals, und zwar aus guten Gründen, den Anspruch erhoben, auch nur ein Mann von litterarischer Befähigung zu sein, und wenn ich es ab und zu unternommen habe, meine Ansicht über Rollenauffassungen oder über Dinge zu veröffentlichen, die im Zusammenhang mit der von mir ausgeübten Kunst stehen, so habe ich das doch nie gern gethan und mich dazu stets nur von andrer Seite drängen lassen, weil ich mich nicht auf der Höhe der mir zugewiesenen Aufgabe fühlte. Trotzdem habe ich über das in Anregung gebrachte Thema meine eignen Gedanken, und ich möchte sie wohl zur allgemeinen Kenntnis bringen, um zu erfahren, ob sie richtig oder falsch sind. Diese Gedanken haben schon seit längerer Zeit meinen Geist bewegt, und da sie sich auf eine ausgedehnte Erfahrung gründen, bin ich zu der Ansicht gekommen, daß sie, in die That übersetzt, unendlich viel zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse beitragen könnten.

„Wenden wir unsern Blick dem Altertume zu!“ Dieser Ausspruch hat der dahingegangene, in seinem Werte gar nicht hoch genug zu veranschlagende große Tonmeister mit Bezug auf die Musik gethan, er kann aber auch auf die Art und Weise angewendet werden, in der die moralische Erziehung der Menge geleitet werden sollte.

Die Griechen und Römer haben uns beherzigenswerte Beispiele hinterlassen. Ihnen gelang es, durch Schulen, Volksversammlungen und öffentliche Schauspiele ein Volk heranzubilden, dessen Tugenden sich bis auf den heutigen Tag forterhalten haben, wenn freilich auch mehr bewundert als befolgt. Wir leben in einem Zeitalter, in dem das Erwachen des Gedankens an einen gerechten Ausgleich zwischen Arbeit und Arbeitslohn sich in allen Klassen der Enterbten der Gesellschaft bemerkbar gemacht hat, und in dem man durch Arbeitseinstellungen, Aufstände und allzuoft nur blutige Zusammenstöße das zu erreichen sucht, was zum Teil wenigstens mit Fug und Recht verlangt und zugestanden werden kann. Aber ist es erlaubt und notwendig, zu dem Aeußersten zu greifen, um das gewünschte Ziel zu erreichen? Allzuoft nur läßt unser gutes Volk sich verwirren, blenden und hinreißen von der Suggestivkraft irgend eines unvorsichtigen oder gewissenlosen Redners, der mit geschwollenen und aufrührerischen Worten in übertriebener

Weise auf die vermeintlichen Rechte hinweist, ohne der ihnen entsprechenden Pflichten zu gedenken. Man kann aber kein Recht beanspruchen, ohne daß man Pflichten erfüllt. Die Rechte lassen sich durch die Presse, durch Vorstellungen an die Regierung oder in konstitutionellen Staaten durch die Abgeordneten im Parlamente geltend machen; aber um die Pflichten kümmert sich niemand, und sie werden nicht beobachtet, wenn die moralische Erziehung nicht auf die Volksseele einwirkt und die Menge sich nicht dazu entschließt, ihre heilsamen Lehren zu befolgen. Um aber zu dieser moralischen Erziehung zu gelangen, würde es meiner Meinung nach sehr zweckmäßig sein, wenn man in den industriellen, volkreichen und am meisten von Arbeitern bewohnten Städten des Königreichs für geräumige Hallen oder große Volkstheater sorgte, zu denen die Menge um mäßigen Preis oder besser noch unentgeltlich Zutritt finden könnte, um sich in ihnen durch Aufführungen, die eigens darauf berechnet sein müßten, von der erhabenen Liebe zum Vaterland durchdringen zu lassen, von dem Gefühle des Familiensinnes und von dem des Respekts, den man dem Nächsten und dem fremden Eigentum schuldig ist. Ebenso müßte man öffentliche Vorträge abhalten lassen, die, von gewissenhaften, von Liebe für die Menschheit erfüllten und strenge auf die Erhaltung der geheiligten Staatseinrichtungen haltenden Gelehrten abgefaßt, in einfacher, überzeugender und eindringlicher Sprache nicht nur die Herrschaft über den Geist, sondern auch bestimmenden Einfluß auf das Herz des Volks gewinnen würden, das weit mehr geneigt ist, das Gute als das Schlechte zu thun.

Auch würde es vorteilhaft sein, Priester zu gewinnen (allerdings weiße Raben unter der ganzen großen Schar der schwarzen), die von der Kanzel herab zu diesen Tugenden anfeuern müßten, die heutzutage verleugnet werden und kaum noch gekannt sind und die doch so leicht die Mütter und Gattinnen den Söhnen und Ehegatten einflößen könnten. Und diese verdienstvollen Vortragsmeister, Redner oder, wenn man will, auch Prediger müßten denen entgegentreten und auf das nachdrücklichste den Widerpart halten, die aus ehrgeiziger oder verbrecherischer Absicht das Volk zum Aufruhr verhetzen.

Ich muß allerdings gestehen, daß ich für notwendiger, nützlicher und wirksamer als die Predigten und Vorträge die dramatischen Aufführungen halten würde, weil diese weniger die lehrhafte Absicht durchblicken lassen würden, vor der das Volk zurückschrecken könnte, während durch den gewählten Stoff und die Charaktere sowie durch das Spiel der Schauspieler die Zuhörermassen sich zu einem Gefühle der Vaterlandsliebe begeistern, bei einer ergreifenden Scene sich zu einer hochherzigen That anfeuern lassen könnten und der Eindruck auf das Volksgemüt ein derartiger sein würde, daß die gewünschte Wirkung unausbleiblich wäre.

Ich wiederhole, meine lange Erfahrung bietet mir die Gewähr eines gewissen und segensreichen Erfolges dar. Man wird vielleicht einwenden, die Verwirklichung meines Planes bedürfe eines erheblichen Kostenaufwandes und stelle zu große Anforderungen an die Staatskasse; aber darauf entgegne ich, daß der

Staat finanziell weit mehr in Anspruch genommen wird, wenn er des öfteren gezwungen wird, mit bewaffneter Hand einzuschreiten und Truppenmassen von einem Ort nach dem andern zu entsenden, um irgend einen Aufstand zu unterdrücken, wobei, wie es nicht selten der Fall ist, Opfer zu beklagen sind, deren Blut das Gefühl des Hasses und das Verlangen nach Rache gegenüber den unglückseligen Soldaten erzeugt, die von ihrer Pflicht gezwungen wurden, den eignen Brüdern entgegenzutreten. Sämtliche Regierungen Europas sollten ernstlich daran denken, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, beizeiten Anstalt zu treffen, um den großen Strom aufzuhalten, der immer mehr anschwillt und sich bereits über ganz Europa verbreitet ... aber mit einem nur für den Augenblick berechneten und brutalen Damm wird man sein Anwachsen nicht aufhalten.

Der Arbeiter hat keine Zeit, zu lesen und sich zu unterrichten. Nach gethaner Arbeit fühlt er das Bedürfnis, sich zu zerstreuen und sich von seiner Anstrengung zu erholen. Jedermann weiß, wo er am liebsten diese Erholung sucht, in den Schenken, um dort schlechten und verfälschten Wein zu trinken (denn zu gutem und gesundem reichen seine Mittel nicht), der ihm den Magen verdirbt, ihn in reizbare Stimmung versetzt und ihm das klare Denken trübt; vielleicht begiebt er sich auch in ein unanständiges Haus oder, was noch schlimmer, in eine sogenannte Volksversammlung, wo sein Kopf sich mit Irrlehren, verwerflichen Grundsätzen, ungesunden Ansprüchen und wahnwitzigen Phantasiegebilden erfüllt. Würde er dagegen von einer angenehmen Unterhaltung angelockt, so würde er sich an den anständigen Empfindungen, an den lobenswerten Bestrebungen und den gesunden Grundsätzen bereichern, die die Grundlage des sozialen Wohlbehagens ausmachen. Die dramatische Kunst würde ihre Mission wieder aufnehmen, und Autoren und Bühnenkünstler, des bin ich sicher, würden sich um die Wette bemühen, sich der ihnen gestellten Aufgabe würdig zu erweisen. Würden ferner die Regierungen die zur Erreichung des Zieles erforderliche Summe auswerfen, was unbedingt nötig sein würde, so würde das Geld sich bis zur Hälfte verzinsen, ganz abgesehen davon, daß die Arbeitsthätigkeit sich bedeutend heben würde wegen der Beruhigung, die in den Gemütern der Bürger platzgegriffen; der Zufluß der Fremden würde sich erhöhen, weil sie die Ueberzeugung gewännen, daß sie sich in einem friedlichen Lande befinden; und darum würde auch der allgemeine Wohlstand sich heben und mit dem Vertrauen der Geschäftsgang in Handel und Gewerbe einen neuen Aufschwung nehmen.

Ich behaupte nicht, daß diese Vorteile sich im Handumdrehen erzielen lassen; gewiß nicht; leider giebt es der Verirrten zu viele; eine zu große Zahl von ihnen ist von falschen Grundsätzen durchdrungen, und es würde wohl vergeblich sein, auf eine Sinneswandlung dieser zu hoffen; und dennoch möchte ich nicht daran verzweifeln, daß ein Teil von ihnen bekehrt werden könnte; aber ich habe die Zukunft im Auge und spreche von der Jugend, die heranwächst, und die, sich selbst überlassen, den Spuren der Wahnbethörten folgen und ihr Beispiel in noch schlimmerer Gestalt nachahmen könnte zum Unheil ihrer Familien und zum Verderben ihres Landes.

O ihr Regierungen, o ihr Besitzende, o ihr reichen Herren und ihr Großindustriellen, gebt der Arbeit ihren ehrlichen Lohn. Die Handwerker, die Arbeiter, kurz, die an der Güterherstellung Beteiligten wissen nun einmal, daß man ohne ihre Mitwirkung nicht leben kann ... und leben muß man.

Begnügt euch mit einem anständigen Prozentsatz von euerm Kapital und überlaßt einen ausreichenden Anteil dem, der es für euch Früchte tragen läßt.

Ihr aber, Männer der Arbeit, Handwerker, gewerbliche und ländliche Arbeiter, seid billig und vernünftig und geht nicht zu weit mit euern Forderungen, seid ruhig in euern Kundgebungen, denn alle Gewalt, jede unbedachte Ausschreitung schädigt eure Familie und bringt Schande über den schönen Namen von anständigen Bürgern, den ihr tragt.

Ich wünsche, daß meine Ausführungen und meine Ermahnungen nicht ein bloßer Wortklang bleiben und in den Wind geredet sein mögen. Ich habe mich bemüht, sie in ihren Grundzügen festzustellen, und überlasse es gern Berufeneren und Befähigteren, sie nach Belieben weiter auszugestalten und sie wirksamer darzustellen; sollte das aber der Fall sein, dann würde es mich niemals gereuen, sie angeregt und in Vorschlag gebracht zu haben, weil es mir stets zur Genugthuung gereichen wird, eine anständige und der ganzen Menschheit zum Heile gereichende Sache vertreten zu haben.

Die Weltwirtschaft im Lichte der Physik.

Eine Studie

von

Leop. Pfaundler, Professor der Physik in Graz.

(Schluß.)

6. Energiebedarf des Menschen.

Der gesamte Energiebedarf des Menschen setzt sich aus mehreren Teilen zusammen. Den Hauptanteil bildet die in der Nahrung aufgenommene Energie, die selbst wieder zum Teil zur Erhaltung der Körpertemperatur, also zur Kompensation der durch Strahlung und Leitung verlorenen Wärmemengen, zum Teil zur Bestreitung der vom Menschen geleisteten Arbeit dient. Nach den Untersuchungen von Pettenkofer und Voit bedarf der ruhende Mensch täglich per Kilogramm Körpergewicht 30 Kilogrammkalorien. Ein Mensch von 70 Kilogramm Gewicht braucht demnach im Ruhezustande täglich 2100 Kilogrammkalorien.

Ein Arbeiter von mittlerer Arbeitsleistung braucht durchschnittlich per Tag 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett, 500 Gramm Kohlehydrate (Stärkemehl, Zucker), die durch Verbrennung einen Bruttoertrag von 3055 Kilogrammkalorien, nach Abrechnung des Verlustes infolge nicht vollständiger Verbrennung aber nur 2749 Kilogrammkalorien liefern. Ein Mann von starker Arbeitsleistung (Soldat im Kriege) benötigt dagegen 135 bis 145 Gramm Eiweiß, 80 bis 100 Gramm Fett, 500 Gramm Kohlehydrate, deren Nahrungsmengen die Bruttoerträge von 3348 bis 3575 Kilogrammkalorien, die Nettoerträge von 3013 bis 3218 Kilogrammkalorien netto entsprechen. Ein Weib braucht ungefähr 4/5 hiervon. Da das Energiebedürfnis nach Klima, Lebensweise, Alter und Rasse sehr wechselt, ist es wohl sehr schwierig, einen halbwegs genauen Mittelwert zu berechnen. Nehmen wir also die runde Zahl von 3000 Kilogrammkalorien per Tag an.

Die Berechnung des Energieaufwandes für die Kleidung ist noch schwieriger. Nach Rubners Untersuchungen werden durch die Kleidung in den gemäßigten Klimaten 20 Prozent des Energieverlustes erspart, denen der unbekleidete Mensch ausgesetzt ist. Da aber die obigen Zahlen an bekleideten Individuen erhalten wurden, so dürfen wir diese Ersparung nicht noch einmal in Rechnung bringen. Der Aufwand an Energie für die Kleidung setzt sich also zusammen aus der Energie, die zur Kultur der nötigen Menge von Leinen, Baumwolle oder zur Heranzucht der Tiere nötig ist, die die Wolle, das Leder, den Pelz oder die Seide liefern.

Der Energieaufwand für die Wohnung setzt sich zusammen aus der Energie, die zum Heranwachsen des Bauholzes, zur Gewinnung und zum Transport der Steine und des Sandes zum Mörtel und des Eisens ꝛc. nötig ist. Ferner kommen das Brennmaterial für den Herd und die Heizung der Oefen und die Energieaufwendung für die Beleuchtung hinzu.

Bei der großen Zersplitterung aller dieser Posten und der Schwierigkeit ihrer Einzelberechnung wollen wir, um doch einigen Anhaltspunkt für die Schätzung zu gewinnen, die Annahme zu Grunde legen, daß sich die Energieaufwendungen für die Nahrung zu den übrigen ebenso verhalten, wie der Kostenaufwand für die Nahrung sich zu dem Kostenaufwand aller übrigen Bedürfnisse verhält.

In der ausgezeichneten preisgekrönten Schrift von C. A. Meinert: „Wie nährt man sich gut und billig“, findet sich die Angabe, daß eine Arbeiterfamilie von 800 bis 1100 Mark Jahreseinkommen circa 60 Prozent derselben auf Nahrung, den Rest auf die übrigen Lebensbedürfnisse verwende. Nach diesem Verhältnisse würde sich dann der Totalbedarf an Energie auf 5000 Kilogrammkalorien per Tag berechnen, wovon 3000 auf die Nahrung allein kommen. Diese Zahl ist für die größere Menge der Erdbewohner wohl zu groß gegriffen. Denn fürs erste sind ja darunter viele Weiber und Kinder, deren Energiebedarf erheblich kleiner ist; dann ist die Mehrzahl der Menschen auf niedrigerer Kulturstufe, und es ist anzunehmen, daß bei diesen der Energiebedarf außer der Nahrung viel weniger als 40 Prozent der totalen ausmacht. Da wir aber nicht darauf

ausgehen, zu berechnen, wie viele rohe Wilde die Erde zu beherbergen vermag, sondern einen Zustand vorgerückter Kultur ins Auge fassen, so wollen wir bei der Zahl von 5000 Kilogrammkalorien beharren. Es entspricht dies einem Energiebedarf von 1 825 000 Kilogrammkalorien per Jahr.

7. Bilanz zwischen der verfügbaren und der ausgenutzten Energie.

Nachdem wir in Absatz 5 erfahren, daß die Erdoberfläche per Jahr und Hektar 6630 Millionen Kilogrammkalorien Sonnenenergie zugestrahlt erhält und in Absatz 6 berechnet haben, daß der Mensch ungefähr 1 825 000 Kilogrammkalorien per Jahr zum Leben benötigt, so könnten wir auf den Gedanken kommen, durch einfache Division dieser beiden Zahlen die obere Grenze für die Anzahl der Menschen zu berechnen, die auf der Erde leben könnten, wenn sie die vorhandene Energie bis aufs äußerste für sich allein ausnützen würden. Diese Rechnung würde 3613 Menschen per Hektar ergeben. Daß diese Zahl *viel* zu groß ist, läßt sich sofort begreifen und zwar aus folgenden Gründen:

Fürs erste ist zu bedenken, daß selbst in den intensivst bewirtschafteten Landstrichen immer ein sehr erheblicher Teil der Bodenfläche für Straßen, Wege, Wasserläufe und Wasserbecken, Einfriedungen und Häuser ꝛc. in Abzug kommt und daß es schon aus Kulturrücksichten nicht angeht, die Nahrung spendenden Pflanzen so nahe aneinander zu kultivieren, daß nicht ein großer Teil der Sonnenstrahlen neben und zwischen den Pflanzenblättern auf den Boden fällt, der zur Assimilation des Kohlenstoffs nichts beiträgt und deren Energie überhaupt für den Menschen verloren geht. Wir glauben nicht fehl zu greifen, wenn wir diesen verloren gehenden Bruchteil selbst auf den intensivst kultivierten Bodenflächen *mindestens* gleich der Hälfte der ganzen Fläche setzen.

Aber auch von jenen Strahlen, die die grünen Blätter der Pflanze treffen, wird nur ein geringer Teil zur Bildung von Nahrungsstoffen ausgenützt. Es ist bekannt, daß nicht alle im weißen Sonnenlichte enthaltenen Strahlen dem Assimilationsprozeß in gleichem Grade dienen. Es thun dies vornehmlich nur jene Strahlen des Sonnenspektrums, die mit den Absorptionsstreifen des Chlorophylls zusammenfallen. Läßt man Sonnenstrahlen durch grüne Blätter oder eine Chlorophyllösung hindurchgehen und breitet sie dann mittels eines Glasprismas zu einem Spektrum aus, so fehlen in diesem Spektrum gewisse Lichtsorten, weil sie vom Chlorophyll zurückbehalten wurden. Aber eben deswegen wirken sie in den grünen Blättern assimilierend, während die durchgehenden Strahlen, die im Absorptionsspektrum der Chlorophylle noch sichtbar sind, keine Wirkung äußern. Engelmann zeigte dies durch einen sehr schönen Versuch. Er ließ unter dem Mikroskop auf einen im Wasser liegenden grünen Algenfaden ein Spektrum fallen. Sofort sammelten sich die im Wasser lebenden, Sauerstoff suchenden Bakterien in der Nähe jener Teile der Alge, die von denjenigen Teilen des Spektrums getroffen wurden, die Assimilation bewirken. An diesen Stellen

wurde nämlich die im Wasser vorhandene Kohlensäure zersetzt und ihr Sauerstoff ausgeschieden.

Julius Sachs hat direkt an Ausschnitten aus den großen Blättern der Sonnenrose, der Kürbispflanze und des Rhabarbers die an einem hellen Sommertage per Quadratmeter und Stunde assimilierte Menge organischer Substanz (größtenteils aus Stärke bestehend) durch Wägungen ermittelt, wobei ein ebenso großer gleicher Blattausschnitt, der nicht dem Lichte ausgesetzt wurde, zur Kontrolle diente.

Er erhielt mit Hinzurechnung jener Mengen, die während der Bestrahlung in andre Teile der Pflanze abgeführt wurden (die durch Beobachtung in der der Dunkelheit ermittelt werden konnten) für Blätter der Sonnenrose 1,8, für die Kürbisblätter 1,5 Gramm per Quadratmeter und Stunde.

Aus der Verbrennungswärme von 1,5 Gramm Stärke = 6,5 Kilogrammkalorien mit Berücksichtigung der Zeitdauer und der andern Umstände des Versuches berechnete J. Sachs, daß diese Energie nur 0,8 Prozent der ganzen Sonnenenergie betrage, die das Blatt getroffen hat. Nehmen wir also, wie oben bemerkt, an, daß von vornherein von allen auf das Land niederfallenden Strahlen etwa nur die Hälfte die grünen Blätter der Nährpflanzen treffe, daß von deren Energie nur 0,8 Prozent zur Assimilation Verwendung finde und daß von den assimilierten Stoffen nur höchstens ein Fünftel als genießbare Nahrung anzusehen sei, während vier Fünftel als ungenießbare Cellulose 2c. in den Pflanzen (insbesondere infolge der Waldungen) aufgespeichert wird, so reduziert sich die für Nahrung per Hektar verfügbare Energie auf den Bruchteil = 0,0008 der ganzen verfügbaren Energie, das ist auf 5,3 Millionen Kilogrammkalorien per Jahr. In diese Rechnung haben wir zwei recht unsichere Schätzungen eingeführt; es ist daher notwendig, das Resultat noch von andrer Seite her zu kontrollieren, um wenigstens allzugroße Abweichungen von dem richtigen Werte auszuschließen. Wir gelangen zu einer solchen Kontrolle, wenn wir die Quantitäten von Cerealien in Betracht ziehen, die per Hektar erfahrungsgemäß geerntet werden.[1]) Nach Friedrich Haberlandt (Landwirtschaftliche Pflanzen) sind die Körnererträgnisse auf gleichem Boden für Hafer, Gerste, Roggen und Weizen gleich groß. Es beträgt die Körnerernte in Schleswig, Mecklenburg, Böhmen und Ungarn zwischen 1490 bis 2344 Kilogramm, nach Abzug von 12 Prozent Wasser 1311 bis 2063 Kilogramm per Hektar. Nach Semler beträgt in den Vereinigten Staaten der Ertrag von Maiskörnern auf Trockenheit berechnet 1460 Kilogramm per Hektar. Genauere neuere Bestimmungen entnehme ich J. Kraffts Lehrbuch der Landwirtschaft, Berlin 1897, und Dietrich und König: Zusammensetzung und Verdaulichkeit der Futtermittel, Berlin 1891, sowie den darüber angestellten Berechnungen der K. K. landwirtschaftlich botanischen Versuchsstation in Wien. Hiernach beträgt die lufttrockene

[1]) Ich verdanke die nachfolgenden Daten der freundlichen Mitteilung, beziehungsweise Vermittlung der Herren Kollegen Professor Dr. Gottlieb Haberlandt und Hofrat Professor Dr. Jul. Wiesner.

geerntete organische Substanz per Hektar in den Körnern des Winterweizens 1102—1526 Kilogramm, des Winterroggens 1058—1861, der Rispenhirse 837—1674, bei Mais 1114—4370, bei Reis aus permanenten Reisfeldern 1039—1186, bei Reis aus temporären Reisfeldern 1645—2234 Kilogramm. Das Mittel aus allen diesen Arten gäbe 1637 Kilogramm organische Trockensubstanz aus den Körnern. (Im mitgeernteten Stroh ist noch eine Quantität von 2800 Kilogramm organische Substanz enthalten, die aber direkt für den Menschen nicht genießbar ist.) Die Zahl 1637 Kilogramm wird aber bei der Mittelrechnung durch den ausnahmsweise hohen Maximalwert für Mais in die Höhe getrieben. Berücksichtigt man, daß ein großer Teil der Menschheit auf die Reisnahrung angewiesen ist, und daß diese Pflanze bei permanenter Kultur nur einen mittleren Ertrag von 1112 Kilogramm organischer Substanz liefert, so kommt man unter Berücksichtigung aller einschlägigen Momente auf eine wahrscheinliche Mittelzahl von 1220 Kilogramm organischer Substanz per Hektar. Setzen wir ihre Verbrennungswärme, was jedenfalls nahe richtig ist, gleich jener der Stärke = 4330 Kilogrammkalorien, so erhalten wir die Zahl von 5 282 000 Kilogrammkalorien, die mit der oben auf andre Weise erhaltenen von 5,3 Millionen genauer übereinstimmt, als je zu erwarten war.

Wir wollen also die Zahl von 5,3 Millionen Kilogrammkalorien per Hektar als für Nährstoffe verfügbare Sonnenenergie beibehalten.

Diesem Vorrate steht nun per Individuum ein Bedarf von Nahrungsenergie von 1095 Millionen Kilogrammkalorien[1]) gegenüber, woraus sich die Anzahl von Menschen, die auf einem Hektar Landes leben können, zu 5,3:1,095 = 4,9, also in runder Zahl auf 5 berechnet.

Um nun diese Zahl mit der wirklichen maximalen Bevölkerungsdichte zu vergleichen, dürfen wir nicht Industriebezirke heranziehen, weil bei diesen durch Herbeischaffung von Nahrungsenergie aus den angrenzenden Landstrichen die Verhältnisse verschoben werden. Wir müssen vielmehr Landstriche betrachten, auf denen seit langer Zeit eine fast ausschließlich Ackerbau treibende Bevölkerung lebt und die Dichte der Bevölkerung mit dem Ertrag des intensivst bewirtschafteten Bodens ins Gleichgewicht gekommen ist.

Dies ist zum Beispiel im chinesischen Tieflande und im Inundationsgebiete des Nil in Aegypten der Fall. Die Bevölkerungszahl per Hektar beträgt in diesen beiden Landstrichen 2,0 und 2,7.

Daß diese Zahl im Mittel nur halb so groß ist wie die oben berechnete, ist nicht zu verwundern, wenn man die mancherlei Unsicherheiten in der Rechnung in Betracht zieht. Es ist ja auch verständlich, daß die wirkliche Dichte der Bevölkerung noch immer erheblich unter dem berechneten Maximum zurückbleiben müsse; denn auf die äußerste Not ist der Kampf ums Dasein wohl noch nicht gestiegen. Auch wird das weitere Anwachsen der Bevölkerung schon gehemmt, wenn die Existenzbedingungen sehr schwer geworden sind.

[1]) Nämlich 60 Prozent von 1 825 000, da wir hier nur die für Nahrung erforderliche Energie in Rechnung bringen dürfen.

Die eben durchgeführte Rechnung gilt nur für intensiv kultiviertes Ackerland. Die Erdoberfläche enthält nach statistischen Angaben 2174 Millionen Hektar Acker- und Wiesenland. Außerdem sind vorhanden 4957 Millionen Hektar noch unkultiviertes oder kultivierbares Steppenland, 3216 Millionen Hektar Wald, 3305 Millionen Hektar unkultivierbares Land (Wüste, Fels), 450 Millionen Hektar umfaßt die Polarregion, und endlich bedeckt das Meer $73^1/_7$ Prozent der Erdoberfläche = 37345 Millionen Hektar.

Das Wiesenland empfängt zwar ungefähr gleichviel Nahrungsenergie wie das Ackerland, führt sie aber auf einem Umwege dem Menschen zu, der Verluste bedingt. Gleichwohl wird es nicht möglich sein, dadurch eine Steigerung zu erzielen, daß man alles Wiesenland in Ackerland umwandelt. Es müßten alle Menschen, mit Ausnahme der Jäger und Fischer, Vegetarier werden. Auch ist es sehr fraglich, ob es ohne den durch die Viehzucht gewonnenen Dünger möglich wäre, die Erträgnisse des Ackerlandes bloß durch mineralischen Dünger auf der Höhe zu erhalten. Der Wald liefert direkt, solange es der Chemie nicht gelingt, Cellulose in Stärke umzuwandeln, wenig Nahrungsstoffe (Beeren, Schwämme, Wild), indirekt trägt er dazu bei, daß er durch die Heizung der Wohnräume die Wärmeverluste des Menschen herabsetzt und so an Nahrungsstoffen Ersparnisse zu machen gestattet. Dagegen bestreitet er im Holz einen großen Teil der für Wohnung erforderlichen Energie.

Der unkultivierbare Grund und die Polarländer liefern zur Nahrung nur Wild und zur Kleidung Pelzwerke, die wohl nicht sehr ins Gewicht fallen. Das Meer endlich hat schon Homer als das unfruchtbare bezeichnet. Es liefert zur Nahrung nur Fische. Dagegen kommt von der das Meer treffenden Sonnenenergie ein Bruchteil dem Festlande zu gute, indem durch sie Wasser verdampft und den Wolken zugeführt wird, von wo es als Regen niederströmt und die Energie des strömenden und sinkenden Wassers liefert, die in den zahlreichen Wasserwerken vom Niagara- und Rheinfall herab bis zur kleinsten Mühle im kühlen Grunde ausgenützt wird, aber nicht in Nahrungsenergie überführt werden kann, solange es der Chemie nicht gelingt, synthetisch Nahrungsstoffe aus den Elementen aufzubauen. Dieser Teil der Energie ist also nur industriell verwendbar.

Es liegt auf der Hand, daß eine auch nur halbwegs annähernde Berechnung der auf der Erdoberfläsche erreichbaren maximalen Quantität der Nahrungsenergie nach den dermalen verfügbaren statistischen Daten und bei der Kompliziertheit der Verhältnisse nicht möglich erscheint. Es ist nur so viel sicher, daß wir von diesem Maximum noch weit entfernt sind. Ob es nun in 10000 Jahren oder in 100000 Jahren erreicht sein wird, interessiert uns gegenwärtig nicht sehr. Viel wichtiger und interessanter ist die Frage, ob es nicht möglich wäre, die verfügbare Sonnenenergie besser auszunützen, als es durch den Assimilationsprozeß der Pflanzen geschieht. Wäre es denn nicht möglich, durch chemische Operationen aus den Elementarstoffen Nahrungsstoffe aufzubauen? Oder könnte man nicht die viele Energie, die neben und durch die grünen Blätter auf den

Erdboden übergeht und dort sich ausbreitet, sammeln, konzentrieren, eventuell nochmals in Licht zurückverwandeln und wiederholt dem Menschen nutzbar machen? Die Verfolgung dieser Ideen führt uns auf neue physikalische Gesichtspunkte, die der Beantwortung unsers Themas eine neue Wendung geben.

8. Der Kampf ums Dasein ist ein Kampf um freie Energie.

Wir haben in Absatz 4 gegen die Anschauung, daß der Kampf ums Dasein ein Kampf um die (elementaren) Stoffe sei, geltend gemacht, daß diese Stoffe selbst gar nicht verbraucht werden, da sie unzerstörbar sind. Ist denn aber nicht dasselbe mit der Energie der Fall? Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie kann diese ebensowenig vernichtet werden wie der Stoff. Müssen wir also in Bezug auf die Energie nicht einen analogen Schluß ziehen? Wenn es möglich ist, den Stoffen durch Zuführung von Energie jene Anordnung zu geben, daß sie zur Unterhaltung des menschlichen Lebens dienen können, wenn diese Stoffe dann, indem sie das Leben unterhalten haben, wieder in den unbrauchbaren Zustand zurücksinken, weil sie die Energie wieder abgegeben haben, so wird die letztere ja wieder verfügbar, und der Prozeß kann beliebig oft wiederholt werden. Ist also nur einmal ein genügender Vorrat von Stoffen und von Energie vorhanden, so brauchen wir um die letztere ebensowenig zu kämpfen wie um die erstere. So scheint es auf den ersten Blick, aber es ist nicht so.

Die eine Voraussetzung, daß es auf der Erde, solange dieser Planet um die Sonne kreist, an Energie nie mangeln werde, trifft wohl sicher zu. Es könnte sogar scheinen, daß dieser Energievorrat auf der Erde immerfort wachsen müsse, da ja alljährlich eine ungeheure Menge desselben von der Sonne auf die Erde übergeht, die nicht vernichtet werden kann.

Die Temperatur der Erde müßte also allmählich zunehmen, wenn nicht auch ein Abgang von Energie durch die Ausstrahlung der Wärme in den Weltenraum stattfinden würde. So aber halten sich Zuwachs und Abgang das Gleichgewicht, und die Temperatur der Erde bleibt auf unabsehbare Zeiten konstant, unterliegt nur Schwankungen auf und ab. Es könnte also zunächst gleichgültig erscheinen, ob der Vorrat auf der Erde der vorhandenen Energie derselbe bleibt, weil sie unzerstörbar ist, oder weil sie in demselben Maße ergänzt wird, in dem sie abgeht.

Das ist aber nicht gleichgültig, denn die von der Sonne zugestrahlte Energie ist nicht von derselben Art wie die abgehende.

Es giebt außer dem Gesetze von der Erhaltung der Quantität der Energie noch ein zweites physikalisches Gesetz, das Gesetz von der Entartung der Energie, auf dessen richtiges Verständnis hier alles ankommt.

Da wir hier nicht die mathematisch-physikalischen Beweise für dieses zweite Gesetz entwickeln können, die die strenge Wissenschaft dem Physiker zur Verfügung stellt, so wollen wir doch versuchen, eine populäre Darstellung zu geben.

Als der berühmte Chemiker Liebig in München sein Laboratorium eröffnete, fiel es, wie erzählt wird, einem Beobachter auf, daß der Laboratoriumsdiener häufig große Flaschen voll Schwefelsäure, Kalilauge und andre Chemikalien

ins Laboratorium trug, und er fragte den Diener, was mit diesen großen Mengen geschehe, da sie nie wieder zum Vorschein kommen. Der Diener erklärte, man gieße die Sachen zuerst aus den großen Flaschen in mittelgroße, dann in kleinere, zuletzt in ganz kleine, mische sie dort untereinander, und zuletzt werde dann alles weggeschüttet. Was nicht durch den Schornstein entweiche, gelange in die Senkgrube.

Der Diener hatte in der Hauptsache richtig gesehen. Man könnte nun die Frage stellen, warum denn nicht aus dem Gemisch die ursprünglichen Bestandteile durch chemische Operationen wiedergewonnen, die Schwefelsäure und die Kalilauge und so weiter wieder abgeschieden werden, um neuerdings zu Versuchen zu dienen. Ein geschickter Chemiker müßte dies ja doch zu stande bringen können, um die Verschwendung zu vermeiden.

Der Chemiker würde darauf antworten, daß es allerdings möglich wäre, die ursprünglichen Chemikalien wieder zu gewinnen, aber nur indem man noch größere Mengen andrer Chemikalien oder Brennmaterialien aufwende, die dann selbst wieder für die weitere Verwendung verloren gehen.

Man kann zum Beispiel aus einem Salze die Säure wieder gewinnen, indem man eine noch stärkere Säure mit der Basis in Verbindung treten läßt; man kann, allgemein gesprochen, chemische Energie wieder gewinnen, indem man ein größeres Quantum chemischer Energie aufwendet. Wir können auch eine chemische Verbindung durch Aufwand von kalorischer Energie, nämlich durch Wärme, lösen, wenn wir diese Wärme bei höherer Temperatur zuführen. Aber wir müssen, um diese Wärme höherer Temperatur zu gewinnen, ein Quantum Kohle mit Sauerstoff sich verbinden lassen, wodurch mehr chemische Spannkraft für uns verloren geht, als wir wieder gewinnen. Es würden dann statt der wieder gewonnenen Stoffe andre in die Senkgrube wandern oder als Verbrennungsgase durch den Schornstein entweichen. Mit jener Wärme aber, die sich bereits ausgebreitet hat und dadurch auf ein niedrigeres Temperaturniveau gesunken ist, läßt sich diese Wiedergewinnung nicht bewerkstelligen.

Ein ähnlicher Sachverhalt findet bei der Erzeugung von mechanischer Energie aus Wärme in der Dampfmaschine statt. Die unter dem Dampfkessel durch Verbrennung von Kohle erzeugte Wärme hoher Temperatur wird immer nur zum Teile in Arbeit verwandelt, während ein andrer Teil der Wärme sich im Kühlwasser des Kondensators zu Wärme niedrigerer Temperatur ausbreitet. Alle Versuche, diese Wärme wieder zu konzentrieren und neuerdings dem Kessel zuzuführen, sind fruchtlos. Daß dies nicht möglich sein kann, läßt sich leicht aus folgender Ueberlegung schließen. Ein Dampfer auf dem Meere läßt den Dampf, nachdem er seine Arbeit verrichtet hat, aus dem Kondensator, zu Wasser kondensiert, ins Meer fließen. Hat das Meerwasser beispielsweise eine Temperatur von 20° C., so hat das Kondensationswasser nahe diese Temperatur. Wenn es nun möglich wäre, die Wärme des Kondensationswassers wieder zu gewinnen, so müßte dies auch mit der Wärme des Meerwassers der Fall sein. Man brauchte ja nur einem größeren Quantum des Meerwassers so viel Wärme zu

entziehen, daß es von 20° auf 19° abgekühlt wird und diese Wärme konzentriert dem Kessel zuzuführen, um diesen zu heizen und die Maschine damit zu betreiben. Das heißt, wir brauchten von vornherein gar keine Kohlen mitzuführen, denn das Meerwasser enthält ja bereits unbegrenzte Wärmemengen. Das ist eben deshalb nicht möglich, weil die Wärme wohl stets sich von selber ausbreiten kann, indem sie von Körpern höherer Temperatur zu solchen tieferer Temperatur übergeht, nicht aber von selbst, das heißt ohne Kompensation, aus einem kälteren Körper auf einen wärmeren übergeht, also auch nicht auf diesem zu höherer Temperatur konzentriert werden kann. Es gelingt dies ebensowenig, als es dem Müller gelingen würde, das Wasser, das die Mühle verlassen hat, ohne einen kompensierenden Aufwand wieder emporzuheben, um es neuerdings über sein Mühlenrad fließen zu lassen. Ebenso nutzlos wie dem Müller das Wasser des Meeres für seine Mühle, ist dem Maschinisten die Wärme des Ozeans für seine Dampfmaschine.

Wir können diesen Sachverhalt bei den einfachsten Vorgängen verfolgen.

Lassen wir ein Kilogramm von einem Meter Höhe herabfallen, so wird eine Arbeitseinheit in eine äquivalente Menge Wärme umgewandelt. Diese Umwandlung erfolgt, so oft wir wollen, ohne Kompensation, wie wir sagen, „von selbst". Aber durch kein Mittel sind wir im stande, ohne anderweitige Kompensation diese ganze so gewonnene Wärme wieder in Arbeit zurückzuverwandeln, zum Beispiel das Kilogramm wieder auf einen Meter zu heben. Denken wir uns die ganze gewonnene Wärme dem Kessel einer Miniaturdampfmaschine zugeführt, so würde diese immer nur einen Teil der Wärme in Arbeit zurückverwandeln können, und auch das nur unter der Bedingung, daß der andre Teil auf noch tiefere Temperatur herabsinkt, also weiter ausgebreitet wird. Die quantitativen Verhältnisse dieses Prozesses sind genau präzisiert durch den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, der nur ein spezieller Fall des Gesetzes von der Entartung der Energie ist. Um diesen Satz möglichst einfach darzustellen, denken wir uns ein gewöhnliches Celsiusthermometer in seiner Skala derart abgeändert, daß alle seine Zahlen um 273° erhöht erscheinen. Sein Eispunkt wäre also statt mit 0° mit + 273°, der Siedepunkt des Wassers statt mit 100° mit 373° bezeichnet, und sein Nullpunkt läge bei — 273° der gebräuchlichen Skala. Die so gemessenen Temperaturen, welche der Physiker als absolute Temperaturen bezeichnet, wollen wir mit dem großen Buchstaben T bezeichnen.

Der zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie sagt nun aus, daß von einem bei der absoluten Temperatur T verfügbaren Wärmequantum Q immer nur ein Bruchteil q in Arbeit verwandelt werden kann, und zwar ist dieser Bruchteil um so größer, je tiefer die Temperatur T', bis zu der der Rest der Wärme niedersinkt, unter der Anfangstemperatur T gelegen ist. Es gilt also die Proportion: $q : Q = T - T' : T$.

Soll also die Hälfte der Wärme Q in Arbeit verwandelt werden, so muß die Endtemperatur $T' = \frac{1}{2} T$ sein. Eine Dampfmaschine, deren Kessel auf

$T = 546$ geheizt und deren Kondensator auf $T = 273$ abgekühlt wäre, könnte dies (von praktischen Verlusten abgesehen) leisten. Nach der gewöhnlichen Celsiusskala wäre ihr Kessel auf $+ 273^0$ geheizt und ihr Kondensator auf den Eispunkt abgekühlt. Sollte $q = Q$ werden, so müßte $T' = 0$ werden, das heißt eine Dampfmaschine würde nur dann alle Wärme in Arbeit verwandeln, wenn wir ihren Kondensator auf den absoluten Nullpunkt $- 273^0$ abkühlen könnten, was nicht möglich ist. Bei den wirklich gebrauchten Dampfmaschinen wendet man selten mehr als 8 Atmosphären Spannung an, das einer Kesseltemperatur von circa 169^0 C. $= 442^0$ absoluter Temperatur entspricht. Das Kühlwasser wird selten kälter als 12^0 C. $= 285^0$ absoluter Temperatur sein. In diesem Falle ist also $q : Q = 442 - 285 : 442$, woraus $q = \frac{157}{442} Q = \frac{35{,}5}{100} Q$ folgen würde. Wenn also auch die Maschine sonst von tadelloser Vollkommenheit wäre, könnte sie doch nur $35^1/_2$ % der aufgewendeten Wärme in Arbeit verwandeln. Bei den besten wirklich angewendeten Maschinen wird infolge mancherlei Verluste kaum die Hälfte dieses Resultates erzielt.

Wenn ein elektrischer Strom einen Leiter durchfließt, so wird die Energie des Stromes nach dem Gesetz von Joule in Wärme verwandelt. Niemals gelingt es aber, diese ganze Wärme ohne anderweitige Kompensation wieder in elektrische Energie zurückzuverwandeln. Heizt man zum Beispiel mit dieser Wärme die eine Hälfte der Lötstellen einer Thermosäule, so erhält man wohl wiederum einen Strom, aber einen solchen von geringerer Energie; ein Teil der Wärme fließt von den warmen Lötstellen zu den kalten Lötstellen ab, wird also ausgebreitet.

Die Physik lehrt nun, daß dieser Sachverhalt bei allen Umwandlungen der Energie wiederkehrt, mögen sie irgendwelcher Art sein.

Stets haben wir bei diesen Umwandlungen zwei entgegengesetzte Richtungen zu unterscheiden. In der einen dieser beiden Richtungen, die wir als die positive bezeichnen, ist die Umwandlung stets vollständig möglich ohne Kompensation; in der entgegengesetzten negativen Richtung erfolgt eine Umwandlung nur dann, wenn sie durch eine mindestens gleichwertige positive Umwandlung kompensiert werden kann. Dies widerspricht keineswegs dem Gesetz der Erhaltung der Quantität der Energie; denn diese Quantität bleibt stets unverändert; es ist nur die Art der Energie, die geändert wird. Umwandlung von mechanischer Arbeit in Wärme (durch Reibung oder Stoß), von chemischer Spannkraft in Wärme (durch Verbrennung von Kohle), von elektrischer Energie in Wärme, von Wärme höherer Temperatur in solche niedrigerer Temperatur sind positive Verwandlungen. Erzeugung von Arbeit, elektrischer Energie, chemischer Energie und Wärme, Konzentration von Wärme zu höherer Temperatur sind negative Verwandlungen. Eine solche negative Verwandlung ist daher auch die Assimilation des Kohlenstoffs in den Pflanzen, da hierbei der Kohlenstoff vom Sauerstoff getrennt werden muß. Diese Verwandlung kann daher nicht ohne Kompensation vor sich gehen, und deshalb ist es nie möglich, die ganze in den Strahlen der Sonne enthaltene Energie in Energie der Nahrungsstoffe überzuführen.

Ein abgeschlossenes, gegen Energiezufuhr von außen isoliertes Körpersystem enthält daher im allgemeinen zwei Arten von Energie, erstens solche, die noch einer Umwandlung fähig ist, zweitens solche, die nicht mehr umgewandelt werden kann. Die erstere wird (nach v. Helmholtz) freie Energie, die letztere gebundene oder entartete Energie genannt.[1]) Die Sonnenstrahlen, die Nahrungsstoffe, die Brennmaterialien, das niederstürzende Wasser enthalten also freie Energie. Die Wärme, die sich in dem von der Sonne beschienenen Boden oder im Meerwasser ausgebreitet hat, ist so lange gebunden, als sie nicht auf noch tiefere Temperatur absinken kann. Wenn sie, von der Erde ausstrahlend, einen kälteren Körper trifft, so kann sie dort noch Verwandlungen in negativer Richtung einleiten.

Die Sonnenstrahlen enthalten also die für uns wertvollste Art der Energie; sie kommen vom heißesten Körper. Von der unermeßlich großen Quantität dieser wertvollsten Energie, die die Sonne verschwenderisch in den Weltenraum entsendet, trifft ein winzig kleiner Bruchteil unsre Erde, sinkt daselbst auf ein niedrigeres Niveau und wandert um eine Stufe entartet ebenfalls in den Weltenraum hinaus. Ganz analog stürzt vom Kamm des Gebirges das Wasser herab, trifft an dessen Fuße das Mühlenrad, sinkt an diesem auf ein niedrigeres Niveau und wandert dann, um ein Quantum Energie ärmer geworden, entwertet dem Meere zu.

Es kommt alles darauf an, daß wir diese Analogie richtig erfassen und nicht mißverstehen.

Diese beiden Prozesse sind analog, aber nicht von derselben Ordnung; der erstere ist ein Analogon des zweiten in höherer Ordnung.

Beim zweiten Prozesse ist es Wasser, also Materie, die von größerer Seehöhe zu geringerer niedersinkt. Die vom Mühlenrade ausgenützte Niveaudifferenz giebt uns Energie. Beim ersten Prozeß ist es Energie, die von höherer Temperatur zu niedrigerer herabsinkt. Die auf der Erde ausgenützte Niveaudifferenz giebt uns jenes unbenannte Wertobjekt, durch das sich die freie Energie von der entarteten unterscheidet.[2])

Sowie es dem Müller nicht um das Wasser als solches zu thun ist, so geht auch der Kampf ums Dasein in letzter Linie nicht auf die Energie selbst. Wir kämpfen um die freie Energie nur, um sie auszunützen und als entartete abströmen zu lassen, wie der Müller das ausgenützte Wasser abströmen läßt. Es ist also nur ein Stück Niveaudifferenz aus dem großen Temperaturfall, den die Sonnenwärme auf dem Wege über den Planeten ins Weltall erleidet, um das wir kämpfen und dem wir unser Leben eigentlich verdanken.

---

[1]) Der Betrag der entarteten Energie wird auch als Entropie bezeichnet.

[2]) Manchmal wird dafür das Wort Entropie gebraucht; die Mehrzahl der Physiker bezeichnet damit aber vielmehr die Quantität der entarteten Energie, die sich zu jener Größe verhält wie ein Negativ zum Positiv.

Hierdurch erfährt die in Absatz 4 aufgestellte Behauptung, der Kampf gehe nicht um Stoffe, sondern um Energie, eine Berichtigung oder Ergänzung; wir müssen jedenfalls sagen, „um freie Energie".[1])

9. Schluß.

So unterrichtet, erscheint uns die Weltwirtschaft in einem klareren Lichte.

Ein Teil der Menschheit, der Landwirtschaft betreibende, beutet direkt das Gefälle der auf das Festland fallenden Sonnenenergie aus und benutzt dazu die immer noch so geheimnisvollen Vorgänge der Assimilation in den Pflanzen. Er sorgt für die Nahrungs- und Kleidungsstoffe und durch erstere für die freie Energie, die in den Muskeln der Menschen in Aktion tritt.

Ein andrer Teil der Menschen, der Industrie treibende, beutet die Reste der in den Steinkohlen fossil gewordenen freien Sonnenenergie längst verflossener Zeiträume sowie die freie Energie der durch die Sonne aus den Ozeanen gehobenen Wassermengen aus und sorgt so für die Adaptierung der Nahrungs- und Bekleidungsstoffe und den Bau der Wohnungen.

Ein dritter Teil, der Handel treibende, beutet die freie Energie der Kohle, der Zugtiere und der strömenden Gewässer aus zum Zwecke der gleichmäßigen Verteilung der freie Energie führenden Stoffe und zur Ueberwindung der Reibung des Transports derselben.

Angewiesen sind zuletzt alle auf die Sonne. Wenn es auch der Chemie einst gelingen sollte, die Nahrungs- und Kleidungsstoffe ohne Zuhilfenahme des Assimilierungsprozesses der Pflanzen direkt aus den Elementen aufzubauen, so würde sie dazu doch immer wieder die Sonnenenergie, sei es die fossil gewordene der Steinkohle, sei es die in der Gegenwart zuströmende, benutzen müssen. Der Instinkt der Völker, der die Licht und Wärme spendende Sonne mit der Gottheit identifizierte, gewinnt dadurch seine tiefere Begründung. Ist die Steinkohle einst erschöpft, so bleibt den Menschen außer den Wasserkräften als prinzipielles Wertobjekt ein Stück Bodenfläche übrig, welches das Anrecht giebt auf den Anteil an Sonnenenergie, die darauf niederstrahlt. Die Zukunft gehört daher immer in erster Linie dem Besitzer von Grund und Boden, und der Streitruf im Kampfe ums Dasein wird dann lauten: „Geh mir aus der Sonne!"

---

[1]) Die hier populär dargestellten Prinzipien sind physikalisch nichts Neues; sie sind längst von mehreren Physikern ausgesprochen, aber noch immer nicht, wie sie sicher verdienen, Gemeingut der Gebildeten geworden.

Fehlt uns eine Reichsbibliothek?

Von

Graf v. Rehbinder.

Berlin, 29. März 1902.

In den letzten Decennien ist von den einzelnen Bundesstaaten ganz Hervorragendes auf dem Gebiet der Volksbildung und Volksaufklärung geleistet worden. Wissenschaft und schöne Künste fanden in Fürsten und Parlamentariern die eifrigsten Vorkämpfer, und so hat auch die Förderung des Bibliothekwesens, ganz besonders in Preußen, beständig auf der Tagesordnung gestanden. Es sei hier nur auf die Bewilligung der Kosten für einen Neubau der königlichen Bibliothek in Berlin und die Gründung der Landesbibliothek in Posen hingewiesen.

Um so merkwürdiger ist es, daß das Reich sich gerade in dieser Hinsicht bisher ziemlich passiv verhalten hat.

Und doch ist es gerade eine Reichsbibliothek, deren Schaffung nicht allein einem in weiten Kreisen empfundenen, dringenden Bedürfnis entsprechen, sondern auch der nationalen Pflicht den ihr schon längst gebührenden Tribut zollen würde. Die große Mehrzahl der europäischen Staaten besitzt seit geraumer Zeit grandiose Nationalbibliotheken. England, Frankreich, Rußland, Italien haben Schätze auf Schätze gehäuft, um ihren Völkern Bildungsanstalten großen Stils zu verschaffen. Sollte unser zielbewußtes Deutsches Reich nach länger als dreißigjährigem Bestehen nicht endlich Mittel und Initiative finden, den Wettbewerb auch auf diesem Boden mit dem Auslande aufzunehmen, wie es ihn in so vielen Dingen entschlossen aufgenommen und zumeist zu einem siegreichen Ende geführt hat?

Die Gründung einer Reichsbibliothek entspreche einem dringenden Bedürfnis, sagte ich oben; um auf die Stichhaltigkeit dieser Behauptung näher einzugehen, werden wir zunächst die Frage zu beantworten haben:

„Was soll der Zweck einer Reichsbibliothek sein?"

Der Kreis der litterarischen Produktionen, der die Bestände unsrer durchweg ganz vortrefflichen Landesbibliotheken in sich begreift, wird und muß schon aus dem Grunde mehr oder weniger beschränkt bleiben:

1. Weil diese Bibliotheken, gemäß den Zielen, deren Erreichung sie zu dienen bestimmt sind, ihr Hauptaugenmerk auf den Erwerb solcher Druckschriften richten müssen, die in den Rahmen dieser Ziele hineinpassen. Ein solcher Rahmen wird natürlich in den meisten Fällen von rein wissenschaftlicher Art sein;

2. weil die gesetzmäßige Verpflichtung der Verleger, von allen litterarischen Neuerscheinungen je ein Exemplar unentgeltlich herzugeben, sich immer nur auf engbegrenzte Teile des Reiches erstrecken kann und die Mittel zum ergänzenden Zukauf, selbst wenn der Wunsch oder das Bedürfnis nach einem solchen vorhanden wäre, nicht annähernd ausreichen. So fehlen den norddeutschen Landes-

bibliotheken die meisten Verlagswerke des Südens, während umgekehrt die süddeutschen Bibliotheken nur wenig vom nördlichen Büchermarkt profitieren. Selbst unsre berühmte königliche Bibliothek, auf die Preußen mit Recht stolz sein darf, besitzt kaum ein Zwanzigstel der in süddeutschem Verlage erschienenen Publikationen;

3. weil die Landesbibliotheken, entsprechend ihrem Selbstzweck, einen großen, wenn nicht den größten Teil ihrer verfügbaren Mittel zum Ankauf älterer oder außerhalb der Reichsgrenzen verlegter Bücher verwenden müssen und so überhaupt gar nicht in der Lage sind, die angedeuteten Lücken auszufüllen.

Der Zweck einer Reichsbibliothek aber soll sein, der gesamten deutschen Geistesproduktion unsrer Zeit ein würdiges Heim zu bereiten! Sie soll eine ganz moderne Anstalt sein, die ein fortwährendes und übersichtliches Spiegelbild dieser Produktion giebt.

Zur Verwirklichung solcher Idee wäre es vor allen Dingen nötig, durch Reichsgesetz alle Verleger innerhalb des Reichsgebietes zur regelmäßigen Lieferung je eines Gratis-Pflichtexemplares sämtlicher in ihrem Verlage erscheinenden Veröffentlichungen anzuhalten. Diese Zumutung braucht durchaus nicht tragisch genommen zu werden. Selbst wenn es sich hier um ein Opfer handelte, so sollte ihr Patriotismus die Herren Verleger zu dessen freudiger Uebernahme veranlassen. In der That kann aber von einem Opfer gar keine Rede sein; denn einesteils ist die mit den sogenannten Redaktionsexemplaren allgemein getriebene Verschleuderung so ungeheuer, daß ein weises Maßhalten hierin in den meisten Fällen es den Verlegern ermöglichen wird, ohne jeden materiellen Schaden je ein Exemplar ihrer Verlagsartikel für die Reichsbibliothek zu erübrigen. Andernteils könnte die Reichsbibliothek ihnen durch regelmäßige Herausgabe von Monatsberichten, die eventuell gegen geringe Vergütung an jedermann abgegeben werden dürften, ein sehr annehmbares Aequivalent für ihre Leistungen anbieten. Solche Berichte, die abteilungsweise sämtliche Neuerscheinungen des Büchermarktes mit Verfassernamen, Titel und Verlagsort einzeln aufführen müßten, werden, indem sie jeden Fachmann auf jede einschlägige neue Produktion aufmerksam machen, nicht unerheblich auf die Förderung der Kauflust einwirken und die Verleger für den bedeutungslosen Verlust des einen Pflichtexemplars reichlich entschädigen.

Will man indessen auch jeden Schein irgend einer Härte vermeiden, so könnte man schließlich reichsgesetzlich bestimmen, daß den Verlegern für Pflichtexemplare, die den wirklichen Wert von zwanzig Mark übersteigen, der Selbstkostenpreis vergütet werde.

Was nun die reindeutsche Geistesproduktion des europäischen Auslandes anbetrifft, und hier handelt es sich in erster Linie um Deutsch-Oesterreich, die Schweiz und die baltisch-deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, so wäre die Einstellung der nötigen Mittel zum Ankauf solcher Werke in den jährlichen Reichshaushaltsetat, soll anders ganze Arbeit gemacht werden, in jeder Hinsicht wünschenswert. Soll die Reichsbibliothek wirklich ein erschöpfendes Bild des litterarisch schaffenden Deutschtums in Europa darbieten, so wird sich diese Maßregel kaum umgehen

lassen. Wenigstens sollte es ermöglicht werden können, alle derartigen Neuerscheinungen von irgend welchem Wert für die Reichsbibliothek zu erwerben, damit letztere nicht ein Torso sei und bleibe.

Ein Uebergreifen über die Grenzen Europas hinaus, etwa nach Amerika hinüber, erscheint wenigstens vorläufig weder thunlich noch auch empfehlenswert. Es wäre dies ein Steuern ins uferlose Meer, dessen Erforschung für absehbare Zeit in das Bereich der Unmöglichkeit gehört.

Die Aufwendung für Grundstück und Bau der Anstalt kann, vorausgesetzt, daß von einer prunkenden architektonischen Ausschmückung des Gebäudes abgesehen wird, mit einer Summe von circa zwei bis drei Millionen ausreichend gedeckt werden. Ein künstlerisch empfundenes Bauwerk von schlichter Einfachheit wird sich übrigens in ästhetischer Hinsicht würdiger präsentieren, zumal mit Rücksicht auf die Aufgabe, die es zu erfüllen bestimmt sein soll, als ein überreich gegliederter, teurer Prachtbau.

Eine Verschmelzung der Reichsbibliothek mit der königlichen Bibliothek zu Berlin in deren geplantem Neubau, die vielleicht von einer oder der andern Seite empfohlen werden wird, erscheint aus so zahlreichen und naheliegenden Gründen unthunlich, daß ich mir versage, an dieser Stelle darauf einzugehen.

Zur Deckung der Betriebsunkosten, das wären etwa Entschädigungen der Verleger für Werke im Werte von mehr als zwanzig Mark, Neuerwerbung von Veröffentlichungen des außerreichsdeutschen Verlages, Buchbinderei, sächlicher Fonds und so weiter mit Ausschluß der Beamtengehälter, könnte eine Summe von etwa zwei- bis dreimalhunderttausend Mark genügen.

Die Reichsbibliothek könnte vielleicht in vier Hauptabteilungen gegliedert werden, und zwar:

1. (erster Stock): Humanistische Wissenschaften und Belletristik;
2. (zweiter Stock): Exakte und technische Wissenschaften;
3. (dritter Stock): Wirtschaftliche Litteratur, Kunst und Kunstgewerbe;
4. (vierter Stock): Zeitungen und Zeitschriften, periodische Litteratur.

Nebenbei müßte für den Bau eines möglichst geräumigen, vorzüglich ventilierten und beleuchteten Lesesaals Sorge getragen werden.

Die Bibliothek wird entweder dem Reichskanzler direkt zu unterstellen oder dem Reichsamt des Innern anzugliedern sein. Die Leitung des Ganzen wäre in die Hände eines Reichsbibliothekspräsidenten zu legen, der sehr wohl höherer Verwaltungsbeamter sein kann, die der einzelnen Hauptabteilungen fachmännisch gebildeten Direktoren anzuvertrauen. Letzteren wäre die geeignete Anzahl von Bibliotheksbeamten, Bibliothekaren, Hilfsbibliothekaren, Assistenten, gebotenen Falles auch Hilfsarbeitern, unterzuordnen. Es würde sich am Ende empfehlen, zu diesem Beamtenstab außer einem Stamm wissenschaftlicher Bibliothekare auch Männer aus der Welt der Kunst, des Schrifttums und der Presse heranzuziehen.

Die Benutzung einer so gestalteten Bibliothek darf, ihrer Natur nach, nicht nur ein Privileg der wissenschaftlichen und der auf der Warte einer höheren

Allgemeinbildung stehenden Kreise sein und bleiben, sie soll vielmehr allen Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht werden. Erst wenn auch kleine Gewerbetreibende und Kaufleute, Kunst- und andre Handwerker, ja selbst Arbeiter hier eine Quelle geistiger Anregung und beruflichen Studiums finden, wird das Institut seinem Zweck, eine große und allgemeine Volksbildungsanstalt in jedem Sinne zu sein, ausreichend entsprechen können.

Schwer ins Gewicht fällt hier vor allem die Frage, ob der Reichsbibliothek die Präsenzeigenschaft allein oder auch die der Ausleihe zuerteilt werden muß. Ein Musterinstitut ersten Ranges in dieser Art, das British Museum in London, kennt die Ausleihe nicht. Dieser Umstand ist in den englischen Verhältnissen begründet und wird dort nicht als Mangel empfunden. Allein es darf nicht übersehen werden, daß London in ganz andrer Weise das Zentrum alles geistigen, künstlerischen und kommerziellen Lebens für England ist, als etwa Berlin für Deutschland. Wir besitzen im Reiche eine Anzahl von Städten, die in dieser Beziehung den Wettbewerb mit Berlin in jeder Hinsicht aufnehmen können. Die ausschließliche Präsenzeigenschaft würde von ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach als eine harte und ungerechte Maßregel empfunden werden. So entstände dort von Anfang an Animosität und Abneigung gegen das neugegründete Institut, die seinem Gedeihen in mancherlei Weise hinderlich und schädlich werden könnten. Das Dilemma ließe sich vielleicht in der Weise aus der Welt schaffen, daß die Neuerscheinungen eines laufenden Jahres nur an Ort und Stelle, im Lesesaal, benutzt werden dürfen. Nach Ablauf des Jahres wären sie der Ausleihe, selbstverständlich auch nach außerhalb, zuzuführen. Auf diese einfache Weise kann man dem Prinzip der Billigkeit gerecht werden und wird allseitig auf Zufriedenheit rechnen dürfen. Ausnahmen von dieser Regel dürfen zweifellos der Konzilianz und dem Entgegenkommen der Oberleitung anheimgestellt werden.

Daß für den Ort der Reichsbibliothek Berlin ins Auge zu fassen ist, ergiebt sich aus obigen Auslassungen von selbst. Ganz abgesehen davon, daß ihre unmittelbare Unterstellung unter den Reichskanzler oder das Reichsamt des Innern, die sich doch beide in Berlin befinden, hierfür maßgebend sein sollte, eignet sich keine deutsche Stadt besser zum Domizil einer solchen Anstalt. Sie würde, und das scheint mir ein nicht zu unterschätzender Faktor zu sein, auch dem Ausland gegenüber hierdurch an dem ihr zukommenden Prestige erheblich gewinnen. In keinem Staat der Welt wäre eine solche Gründung wo anders auch nur denkbar als in der Hauptstadt — warum nicht auch bei uns?

Durch den ungeheuren Kreis der Pflichtexemplare, durch Neuerwerbungen und Ankauf müßten die Räumlichkeiten eines selbst in gigantischen Dimensionen erbauten Bibliotheksgebäudes sehr bald unzureichend werden, wenn nicht ein Modus gefunden werden kann, der es ermöglicht, dem beständigen Zufluß einen ebensolchen Abfluß gegenüberzustellen. Dieses ist in Rücksicht auf den Umstand, daß die Reichsbibliothek eben nur die neuere und neueste deutsche Geistesproduktion umfassen soll, leichter in die Wege zu leiten, als es bei flüchtigem Ueberblick der

Fall zu sein scheint. Man braucht nur nach einem regelmäßigen Turnus von etwa fünf oder zehn Jahren die angehäuften Bestände an die Landes- und Volksbibliotheken und zwar in der Weise weiter zu geben, daß Norddeutschland mit süddeutschen, Süddeutschland hingegen mit norddeutschen Produkten bedacht wird. Hier böte sich dann zugleich von selbst die Möglichkeit, jene Lücken, von denen zu Anfang die Rede war, und die auf keine andre Weise ausgefüllt werden können, auf die einfachste Weise von der Welt nach und nach verschwinden zu lassen.

Vorstehendes in kurzen, skizzenhaften Umrissen der Organismus einer Reichsbibliothek, wie er dem verehrten Herrn Herausgeber und mir vorschwebt. Die Ausarbeitung der Einzelheiten wird den geeigneten Organisatoren keine sonderlichen Schwierigkeiten bereiten.

Möge der Bundesrat einem Plane sein Ohr nicht verschließen, dessen Verwirklichung gewissermaßen eine patriotische Großthat genannt werden darf. Möge er durch Einbringung einer entsprechenden Vorlage dieser Verwirklichung eine Gasse schaffen. Es ist kaum vorauszusetzen, daß die Mehrheit der Volksvertretung für den Gedanken nicht sollte gewonnen werden können, denn: „wir sind gewohnt, die Zeit mit Thaten zu bezahlen!“

Die Aegyptische Augenkrankheit.

Von

H. Schmidt-Rimpler (Halle a. S.).

In heimtückischer Stille, ohne viel Aufsehen und Geräusch, ist im letzten Jahrzehnt die Aegyptische Augenkrankheit, von Osten herkommend, immer mehr in das Herz Deutschlands gedrungen: dieselbe Epidemie, die vor 100 Jahren, von Westen aus, mit den Napoleonischen Heerscharen unser Vaterland überflutete. Aber heute sind es nicht siegesstolze Krieger, die die Krankheit bringen, sondern bescheidene Söldlinge des Friedens, die aus den Provinzen West- und Ostpreußen, Posen, Oberschlesien, Galizien, Polen und Rußland, wo die Menschenkräfte im Ueberfluß vorhanden, zu uns kommen, um die Arbeiten des Landbaues und der Industrie zu fördern. Schon haben sich neue Krankheitsnester in der Ackerbau treibenden Bevölkerung und in den Sitzen der Industrie, besonders der Bergwerke, gebildet. Wenn hierdurch der Nährstand in seiner Thätigkeit behindert wird, so wird auch dem Wehrstand empfindlicher Schaden zugefügt, da die Augenkrankheit zum Soldatendienst untüchtig macht.

Die Gefahr ist nicht zu unterschätzen! Abgesehen davon, daß die Krankheit im höchsten Grade dazu neigt, sich von einem Individuum auf das andre bei näherem Zusammenleben zu übertragen, so erfordert sie selbst bei milderem Verlauf eine vielmonatliche Behandlung, die zeitweise volle Arbeitseinstellung bedingt, um zur Heilung gebracht zu werden. Bei längerem Bestande des Leidens ist eine wirkliche Wiederherstellung nicht selten unmöglich; größere Sehschwäche ist eine häufige Folge, bisweilen tritt sogar volle oder fast volle Erblindung ein. Aus einer Zusammenstellung, die ich aus den Protokollen der Marburger Klinik über 1629 erkrankte Augen habe machen lassen, ergiebt sich, daß 73% von ihnen nur halbe oder weniger als halbe Sehschärfe hatten; 27% hatten sogar nur $^1/_{20}$ Sehschärfe und darunter.

In einzelnen Epidemien und in besonders schwer von der Krankheit befallenen Ländern sind die Schädigungen des Sehvermögens noch größer und die Fälle völliger Erblindung zahlreich. In Belgien flackerte die, wie man annimmt, 1814 durch ein in Gent aus französischem Stamme formiertes Bataillon eingeschleppte Epidemie im Beginn der dreißiger Jahre wieder zu heller Flamme auf; hier kam es in wenigen Jahren, nach Angaben Jüngkens, der als Consiliarius 1834 von der Regierung berufen wurde, zu 4000 doppelseitigen und 10 000 einseitigen Erblindungen. Noch in neuester Zeit fand Denesse im Blindenasyl in Gent 41% aller Insassen durch T r a c h o m oder G r a n u l a t i o n e n, wie man genauer die Aegyptische Augenkrankheit bezeichnet, erblindet. In Rußland ist bei 30% der Blinden Trachom die Ursache. Alle Länder werden aber übertroffen von Aegypten; auf 100 Sehende kommt etwa ein Blinder. Ich selbst zählte 1898 gelegentlich einer Promenade in der Hauptverkehrsstraße Kairos, den Muski, in einer Viertelstunde an einem Tage 10 Blinde und 32 Einäugige, ein andres Mal 16 Blinde und 61 Einäugige. Aber die Araber tragen ihr Geschick mit der fatalistischen Ruhe des Mohammedaners! Es tritt dies auch in der Art hervor, wie sie mit kleinsten Resten des Sehvermögens noch zufrieden sind. Und eigentlich haben sie recht! Es ist doch schließlich nur eine Zusammenfassung aus einer Reihe von Untersuchungen, die uns die Sehschärfe 1 als Maß des normalen Sehvermögens gegeben hat. Wenn sich herausgestellt hätte, daß die Menschen durchschnittlich nur $^1/_4$ Sehschärfe hätten, so würden sie auch zufrieden sein, ebenso wie sie nicht unzufrieden sind, daß sie nicht eine zehnfach höhere Sehschärfe haben, als ihnen die Natur nun einmal gegeben. Nur der Vergleich mit andern Bessersehenden und der Konflikt mit den Einrichtungen, die für Bessersehende gemacht sind, giebt Anlaß zur Unzufriedenheit, nicht das geringere Sehvermögen an sich!

Wie verbreitet aber das Trachom in Aegypten ist, zeigt die Erfahrung von Leopold Müller, der während längeren Aufenthalts in Kairo 1899 in den dortigen Augenkliniken keinen einzigen Araber sah, der diese Krankheit nicht gehabt hätte. Bei meinem Besuch in dem großen Zivilhospital in Kairo, wo der englische Arzt Dr. Kenneth Scott der Augenstation vorsteht, nahm ich die Gelegenheit wahr, auch Kranke der andern Abteilungen zu untersuchen; kaum

einer der dort liegenden Kranken war trachomfrei. In der Regel kommen die Patienten erst zum Arzt, wenn sich schon Narbenbildungen in der Lidschleimhaut zeigen — ähnlich wie ich es auch in Konstantinopel beobachtet habe. Um die Erkrankung der Kinder, die schon frühzeitig infiziert werden, bekümmert man sich wenig. Oft genug kann man auf der Straßen Kairos schlafende Kinder liegen sehen, denen der dicke Eiter aus den Augen läuft: Fliegen, zu einer schwarzen Masse zusammengedrängt, sitzen auf dem Gesicht und erlaben sich an dem Schmause.

Daß in einem so durchseuchten Lande die französischen und englischen Soldaten, als sie Ende des 18. Jahrhunderts dort ihre Schlachten schlugen sich infizieren mußten, war unausbleiblich; sie brachten die Aegyptische Augenkrankheit nach Europa, und erst seit jener Zeit tritt sie bei uns epidemisch auf. In Aegypten selbst war das Leiden schon lange heimisch. Wie der in der Totenstadt von Theben von Georg Ebers 1872 gefundene Papyrus, der aus der Zeit des 15. Jahrhunderts vor Christus stammt und einen Abschnitt aus der Arzneimittelkunde darstellt, uns gelehrt hat, war schon damals das „Triefauge“, das chronische Trachom, bekannt und wurde behandelt. Ueber die Bedeutung dieser Krankheit hetaë kann gar kein Zweifel obwalten, da dieses Wort dasjenige Deutzeichen, den regnenden Himmel, besitzt, das bei den Aegyptern das Niederrinnen von Flüssigkeit bezeichnet, zumal weiter auch hiti im Koptischen das Triefauge bedeutet.[1]) Ebenso ist die Behandlung für das Leiden charakteristisch. Die in dem Papyrus angegebenen Heilmittel bestehen in Grünspan (essigsaures Kupferoxyd), Kupfervitriol und Zinkoxyd. Die Auflösung der Medikamente erfolgte in Wasser, Honig, Oel und Milch (besonders wirksam war die Milch einer Frau, die einen Knaben geboren hatte). Gerade die Kupferpräparate, besonders das schwefelsaure Kupfer, werden noch heute fast als spezifische Mittel bei Trachom benutzt. — Gegen das Schiefstehen der Wimpern, das so häufig infolge der Krankheit eintritt, wurde das Ausziehen der Haare angeraten, zur weiteren Heilung dann das Aufschmieren des Blutes von Eidechsen oder Fledermäusen. Auch die Einsalbung der Lidränder war üblich; aber besonders die berühmte schwarze Augensalbe wurde nicht nur zur Pflege, sondern auch zur Verschönerung des Auges als Augenschminke im alten Aegypten verwandt. Sie bestand aus Schwefelblei oder Antimonglanz (Stibium). Dioskorides sagt in seiner Materia medica V. 99: *Στίμμι κράτιστον οἱ μὲν στίβι, οἱ δὲ πλατυόφθαλμον, οἱ δὲ γυναικεῖον ἐκάλεσαν.* „Das beste Stimmi nannten die einen Stibium, die andern Augenweiter, dritte Weiberzier.“ Auch den Toten wurden diese Augenschminkbüchsen im alten Aegypten mitgegeben. Im übrigen war das Schminken der Augenlider und vor allem der Lidränder nicht nur bei den Aegyptern, sondern im ganzen Orient seit undenklichen Zeiten bekannt; es besteht auch heute noch und hat sich auch (wir wissen es ja alle!) auf den Occident ausgebreitet. Die dunkle Umrahmung des weißen Augapfels steigert seinen Glanz

---

[1]) cf. Hirschberg, Geschichte der Augenheilkunde im Altertum. 1899. — Magnus, Die Augenheilkunde der Alten. 1901.

und hebt sein Feuer, — eine Wirkung, die man besonders auf den Brettern und Ueberbrettern erstrebt, doch auch gelegentlich im Saale und auf der Straße nicht verschmäht.

Aber abgesehen von der kosmetischen Anwendung wird, wie erwähnt, die in die Lider geriebene Augenschminke aus Antimon und Fett für mancherlei Lidrandentzündungen benutzt, und so erklärt sich ihre öftere Anführung unter den Mitteln der alten Aegypter, die der Arzneikunde eine ganz besondere Pflege und ein eingehendes Studium zuwandten. Schon in der Odyssee IV. 231 heißt es von Aegypten: *'Ιητρὸς δὲ ἕκαστος ἐπιστάμενος περὶ πάντων 'Ανθρώπων.* „Dort ist jeder ein Arzt und übertrifft an Erfahrung alle Menschen." Dieser poetische Ausspruch scheint sich später, wie aus Herodot, der etwa um 440 v. Chr. Aegypten bereiste, zu entnehmen ist, in der That fast verwirklicht zu haben. Er berichtet nämlich:

„Die Heilkunst ist folgendermaßen eingeteilt: jeder ist nur Arzt für eine Art von Krankheit und nicht für mehrere. Alles aber wimmelt von Aerzten, denn die einen behandeln die Augen, die andern den Kopf, andre die Zähne, andre den Unterleib, andre unsichtbare Krankheiten." — Ganz wie bei uns! nur daß wir die unsichtbaren Krankheiten, die uns jetzt zum Teil durch Hammer und Stethoskop, Spiegel und Röntgenstrahlen erkenntlich geworden sind, noch weiter spezialisieren — über dem kranken Organ bisweilen vielleicht den kranken Menschen vergessend! — und daß es auch bei uns überall von Aerzten wimmelt, wird kein Kundiger leugnen!

Die Ausbreitung des Trachoms aber im alten Aegypten war keinesfalls so, wie wir sie jetzt sehen. Die darauf bezüglichen Angaben von Cunier (Recherches statistiques sur les maladies oculaires 1847), daß schon Herodot und Diodor eine erschreckliche Häufigkeit von Augenleiden fanden, sind von Hirschberg widerlegt worden. — Auch bei den Griechen und Römern des Altertums und im alten Indien wird das Leiden beschrieben. So sind bereits bei Hippokrates, Celsus und Galen mechanische Behandlungsmethoden angegeben, wie wir sie jetzt noch ähnlich üben: zum Beispiel das Abreiben der Schleimhaut, Abschaben und Ausschneiden.

Auch in Aegypten nahm erst im Mittelalter, wo Mißregierung und Kriegszüge das üppige Land zu Grunde richteten, wo die Bevölkerung verarmte, die Augenkrankheit jene erschreckliche Ausdehnung an, wie sie uns von Prosper Albinus 1580 geschildert wird. In Europa kam die Krankheit damals und auch später nur selten und vereinzelt zur Beobachtung; erst seit 1800, nach dem ägyptischen Feldzuge, tritt sie, wie erwähnt, als Geißel auf. Wie schwer die Franzosen in Aegypten darunter gelitten haben, zeigen die Berichte des berühmten Militärarztes Larrey: nach der Schlacht von Abukir wurden in dritthalb Monaten mehr als 3000 Augenkranke in die Hospitäler geschickt. Nur langsam sank die Gefährlichkeit und Verbreitung der Seuche; die französischen Soldaten, die nach Rußland zogen, hatten verhältnismäßig eine geringe Zahl von Augenkranken. Jetzt aber trat ein neues Aufflammen ein! Die preußischen Truppen

des Yorkschen Corps, die von Rußland zurückkamen, waren aufs stärkste infiziert.

Während der Freiheitskriege breitete sich die Krankheit immer mehr aus; in den Jahren 1813—1817 zählte unsre Armee circa 25000 Trachomatöse. Dann kamen eruptionsartig einzelne neue Augenentzündungsepidemien, so in Mainz, in Klagenfurth, Belgien und Dänemark. In Belgien und Holland, in Ungarn und im Osten Europas sowie in einzelnen Bezirken Mitteleuropas ist das Leiden dauernd seßhaft geblieben. Die österreichisch-ungarische Regierung hat wegen der in Ungarn und Galizien besonders starken Ausbreitung schon seit einer Reihe von Jahren der Krankheit ihre Aufmerksamkeit zugewandt und ist in planvoller Weise an ihre Bekämpfung gegangen, indem sie eine vollständige ärztliche Organisation einführte und besondere sanitätspolizeiliche Vorschriften erließ. Aber es war auch dringend nötig, da man zur Aufrechterhaltung der Heeresstärke bereits gezwungen war, Trachomatöse als Soldaten einzustellen, ja selbst Bataillone von Trachomkranken zu bilden!

Auch in unserm Vaterlande haben die in den neunziger Jahren stärker hervortretende Zunahme der Erkrankungen in den Ostprovinzen und die Mitteilungen von einer Ausbreitung nach Westen hin die Besorgnis der Regierung erregt. In zwei Beratungen im Kultusministerium 1896, zu denen neben Augenärzten auch die höchsten Beamten der Ostprovinzen zugezogen waren, wurden die bedenklichen Zustände besprochen und die erforderlichen Maßnahmen festgestellt. Eine von den Professoren Hirschberg und Greeff angestellte Untersuchung in den Provinzen West- und Ostpreußen ließ die Ausbreitung des Leidens, auf die schon früher von dem Königsberger Ophthalmologen Kuhnt und von den preußischen Sanitätsbeamten hingewiesen war, aufs deutlichste erkennen. So wurden in den Dorfschulen 20—47 % Trachomatöse gefunden, in den städtischen Schulen nur 10—15 %; in letzteren war auch die Schwere der Erkrankungen geringer. Aber auch die Trachomherde in Mitteldeutschland zeigten ausgedehnte Erkrankungen: ich fand 1892 auf dem Eichsfelde um Heiligenstadt in den Dorfschulen 5 % Trachomatöse, in den städtischen 2,2 %.

Von nicht geringem Einfluß auf die Bekämpfung des Leidens erwies es sich, daß in dem letzten Jahrzehnt allmählich eine Klärung der Ansichten darüber eingetreten ist, was wir mit Recht unter „Aegyptischer Augenkrankheit" (Trachom, Granulationen) zu verstehen haben.

Der Name „Aegyptische Augenkrankheit" wurde früher gar nicht selten auf Augenaffektionen ausgedehnt, die damit eigentlich nichts zu thun hatten. Zum Teil folgte dieser Fehler aus den Beschreibungen über die ersten in Europa auftretenden Epidemien, da in diese auch Mischformen hineingezogen wurden; so spielten besonders Blennorrhöen und andre akute, mit starker Absonderung einhergehende Schwellungszustände der Lidschleimhaut eine Rolle. Wir können dies schon daraus entnehmen, daß die Augen innerhalb weniger Tage zu Grunde gegangen sein sollen. So schnell aber zerstört das Trachom die Hornhaut der Augen nicht, und es ist durchaus unwahrscheinlich, daß sich in dieser Weise der

Charakter der Krankheit geändert haben sollte. Viel annehmbarer ist es, daß sich zu dem Trachom gonorrhöische Blennorrhöen hinzugesellt haben; daß aber gerade bei Soldaten und im Kriege Infektionsquellen dieser Art reichlich fließen, lehrt uns die Erfahrung auch in unsern Tagen.

Auf der andern Seite hatte man später wiederum als „Aegyptische Augenkrankheit" — außer den einfachen Follikelbildungen in der Lidschleimhaut — auch leichtere Epidemien von Schwellungskatarrhen bezeichnet, die sich mit dem Auftreten kleiner, bläschenartiger Erhabenheiten (Follikel) auf der Lidschleimhaut komplizierten; sie zeigten sich nicht allzu selten in Schulen und müssen als epidemischer Schwellungskatarrh oder als Conjunctivitis folliculosa (Bläschenkatarrh) vom Trachom unterschieden werden.

Diese sogenannte „Aegyptische Augenentzündung" ist ziemlich ungefährlich; aber der fälschlich angewandte Name erschreckt die Eltern. Ich habe in Mitteldeutschland, trotzdem daß mir oft aus Schulen, wo die „Aegyptische Augenkrankheit" epidemisch aufgetreten sein sollte, Kinder zugeführt worden sind, noch nie das Trachom als akute Schulepidemie gesehen. Im Frühjahr 1897 sollte beispielsweise in den Schulen von Duderstadt und im Harz (Osterode, Herzberg, Klausthal) nach Meldung der Medizinalbeamten und Zeitungen Trachom aufgetreten sein; das Kultusministerium sandte mich zur Untersuchung hin. Sie ergab, daß kein Trachom, sondern nur ein epidemischer Katarrh vorlag. Unter 1024 in Duderstadt von mir untersuchten Schülern war nur einer trachomatös; ebenso fand sich im Harz unter 4225 Schülern auch nur einer mit Trachom. Dasselbe gilt von der Epidemie, die in vorigem Sommer in der Volksschule zu Bitterfeld herrschte und von der wir ähnliche Fälle auch in Halle beobachteten. Man wird allerseits gut thun und Mißverständnisse vermeiden, wenn man den Namen „Aegyptische Augenkrankheit" nur in dem engeren Sinne als Trachom oder Granulation anwendet. Bei den vorher erwähnten Beratungen im preußischen Kultusministerium wurde für das Leiden die deutsche Bezeichnung „Körnerkrankheit" vorgeschlagen, und sie fand auch in den offiziellen Darlegungen Anwendung, die man dem Landtage, bei dem größere Geldsummen zur Bekämpfung des Leidens beantragt wurden, zur Begründung vorlegte — vielleicht nicht unpraktischerweise, da der Ausdruck „Körnerkrankheit" besonders geeignet schien, die Aufmerksamkeit unsrer einflußreichen Agrarier zu erregen, die übrigens wirklich nicht wenig an der Bekämpfung dieser Krankheit interessiert sind. Aber da das Ausland nicht ohne weiteres die neue Bezeichnung verstehen wird, so thun wir besser, für diese internationale Krankheit die alten Namen Trachom oder Granulation beizubehalten. Es ist mit ihnen das Hauptkennzeichen gegeben; die Schleimhaut der Lider, die Conjunctiva, wird rauh (τραχύς) und zeigt hervorragende Körnchen (granula). Dazu gesellt sich eine vermehrte Blutfülle, wärzchenartige Wucherung und Absonderung von Schleim und Eiter; später kommt es zu Narbenbildungen, die Verkrümmungen der Lider mit Einwärtskehren der Liderränder zur Folge haben. Das Sehvermögen selbst wird vorzugsweise durch die Mitbeteiligung der Hornhaut bedroht; diese sonst durchsichtige, uhrglas-

förmig die vordere Mitte des Augapfels bedeckende Haut wird trüb, undurchsichtig und von dicken Gefäßschichten durchzogen, so daß die Lichtstrahlen nicht mehr in das Augeninnere dringen können. Das Leiden ist ungemein langwierig; selbst bei sofortiger Behandlung vergehen in der Regel viele Monate, ehe man eine volle Heilung konstatieren kann. Wenn nicht vorübergehend eine stärkere Schleimabsonderung und Schleimhautentzündung die Befallenen belästigt, so empfinden sie von ihrem Leiden oft nicht allzuviel und sind arbeitsfähig. Doch treten immer von neuem Verschlechterungen ein; störende Narbenbildungen, Schiefstellung des Lidrandes und Abnahme des Sehvermögens bilden den Endausgang.

Die notwendige Trennung des verhältnismäßig ungefährlichen Bläschenkatarrhs von dem eigentlichen Trachom ist nur langsam durchgedrungen. Viele betrachteten die Follikel (Bläschen) als ein Vorstadium oder als eine mildere Form des Trachoms. Noch auf dem internationalen medizinischen Kongreß zu Berlin 1892, wo die Krankheit Gegenstand einer ausgiebigen Diskussion in der ophthalmologischen Sektion bildete, verteidigte mein Herr Korreferent Professor Rählmann (Dorpat) die Gleichheit und Einheit beider Krankheiten, während ich deren Verschiedenheit in meinen Thesen nachdrücklichst betonte und schon damals hygienische Maßnahmen seitens des Staates forderte. Allmählich ist die Schar der Unitarier immer mehr zusammengeschrumpft, und die Dualisten haben den Sieg davongetragen. Das zeigte sich auch auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Moskau 1897, vor allem aber bei den erwähnten Konferenzen der Granulosekommission im preußischen Kultusministerium. Keiner von den zahlreich aus Preußen herbeigerufenen Dozenten der Augenheilkunde trat für die Unität beider Krankheiten mehr ein; nur ein in Ostpreußen lebender Medizinalbeamter wollte sich nicht zu einer prinzipiellen Trennung des Trachoms von der Follikulose bekennen. Es ist dies einigermaßen verständlich; besonders in Gegenden, wo das Trachom endemisch ist, kommen nicht selten Fälle vor, die auch dem geübten Beobachter als zweifelhaft erscheinen; man kann nicht auf den ersten Blick sagen, ob es sich um einen einfachen Follikelkatarrh oder um echtes Trachom handelt. Es geht aber leider dem Arzte auch bei andern Krankheiten nicht allzu selten ähnlich, ohne daß man sich aus einer anfänglichen diagnostischen Unsicherheit zur Annahme der pathologischen Gleichheit dieser ähnlich einsetzenden Affektionen berechtigt glaubte. Dann kommt hinzu, daß in den infizierten Ortschaften auch ein einfacher Follikelkatarrh sich gelegentlich in Trachom umwandelt. Aber auch dies beweist nichts für die Unität, da eine sekundäre Trachomansteckung hinzugekommen sein kann. Wohl aber sind wir im stande, in seuchenfreien Gegenden mit Sicherheit die Verschiedenheit beider Erkrankungen zu konstatieren. Ich möchte hier nur anführen, daß bei früheren Schüleruntersuchungen, die ich in den höheren Schulen der Provinz Hessen-Nassau mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Frage über die Entstehung der Schulkurzsichtigkeit angestellt habe, eine gleichzeitige Untersuchung der Schleimhaut der Augen ergab, daß unter 1662 Schülern 27 % Follikelbildungen zeigten.

Wenn diese Follikel der Lidschleimhaut ein Vorstadium des Trachoms bilden sollten, dann müßte sich bei diesem Prozentsatz ihres Vorkommens in unsern gebildeten und studierten Gesellschaftsklassen die Krankheit in Masse finden; sie fehlt aber hier fast vollständig. Bis jetzt ist sie nur eine Krankheit der ärmeren Bevölkerung, wenngleich sie in durchseuchten Gegenden allmählich auch schon hie und da in die besser situierten Stände eingeschleppt wird. Die vorher genannten Ziffern über die Erkrankung in den Volks- und höheren Schulen in den Provinzen Ost- und Westpreußen zeigen dies ebenso wie meine Befunde auf dem Eichsfeld.

Leider stehen die „Direktiven zur Aushebung Militärpflichtiger" bei uns noch nicht auf dem Standpunkte der scharfen Trennung zwischen dem Follikelkatarrh und der granulösen (trachomatösen) Erkrankung, wenigstens nicht dem Namen nach, indem beide als „granulöse Bindehautkatarrhe" bezeichnet werden. Allerdings wird eine leichtere Form (Augengranulation I.) unterschieden von einer schwereren (Augengranulation II.): nur die mit der ersteren Form, die nach der symptomatischen Beschreibung dem einfachen Follikelkatarrh entspricht, behafteten Militärpflichtigen sollen zum aktiven Dienst ausgehoben werden. Wenn damit auch im allgemeinen dem praktischen Bedürfnis entsprochen ist, so erscheint es doch an der Zeit, für die von wissenschaftlicher Seite jetzt anerkannte Verschiedenheit beider Affektionen auch die Namenstrennung einzuführen. Man würde dann sicher vermeiden, daß etwa angeblich von Granulationen infizierte Bataillone plötzlich von der Krankheit frei werden, wenn ein andrer, von modernen Anschauungen ausgehender Stabsarzt den Dienst übernimmt.

Die Verbreitung des Trachoms erfolgt im großen und ganzen durch Uebertragung des infektiösen Schleimhautsekrets: sei es direkt dadurch, daß bei körperlichen Berührungen, Küssen, Zusammenschlafen und so weiter, das Sekret von einem Auge in das andre gelangt oder durch Vermittelung der Finger, der Handtücher, Taschentücher und des Waschwassers. Daß das Kontagium durch die Luft übertragen wird, ist im allgemeinen und unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht wahrscheinlich, wenngleich ich die Möglichkeit, so besonders beim Zusammensein vieler Trachomatösen in engen, schlecht gelüfteten Räumen, nicht ganz ausschließen möchte. Wir haben aber in der Klinik vereinzelte Trachomkranke oft genug mit andern Augenkranken zusammenlegen müssen, ohne daß je eine Infektion durch Luftkontagion zu stande gekommen wäre. Auch tritt das Trachom nicht eigentlich epidemisch in dem Sinne auf, daß — wie beispielsweise beim epidemischen Schwellungskatarrh — ganze Schulklassen oder Bevölkerungsschichten plötzlich und akut befallen werden. Der Regel nach bewirken das infizierte Individuum und die infizierte Häuslichkeit durch Uebertragung des Infektionskeimes auf die einzelne Person die Weiterverbreitung. Allerdings erscheint es annehmbar, daß als begünstigende Momente bei der Ansteckung noch individuelle Dispositionen und auch besondere klimatische oder lokale Verhältnisse eine Rolle spielen. Für erstere Annahme spricht, daß bei Skrofulösen die Krankheit besonders hartnäckig und in ihrem Verlaufe besonders schwer ist. Ebenso könnte man an eine

spezielle Disposition der Schleimhaut selbst denken, wenn man die allerdings sehr seltenen Fälle betrachtet, wo dauernd nur ein Auge erkrankt. Jedoch möchte ich nicht allzuviel auf diese Disposition geben, wenn es sich um die direkte Uebertragung des eitrigen Trachomsekrets handelt: nur wenige Augen dürften dabei der Ansteckung entgehen; eine nicht kleine Zahl von Aerzten, denen das Sekret ins Auge spritzte, sind leider auf diese Weise infiziert worden.

Klimatische und örtliche Verhältnisse erscheinen für das Festnisten und die Ausbreitung der Trachomkrankheit von einer gewissen Bedeutung. Auffallend ist besonders die endemische Verbreitung in manchen Flußniederungen. Man hat behauptet, daß im Gegensatz hierzu die Höhenlage eine Art Immunität gebe. In der Schweiz fehlt das Trachom, ebenso soll es in Frankreich, nach Chibrets Bericht, in Gegenden, die 230 Meter und mehr über dem Meeresspiegel liegen, verschwinden. Doch ließe sich dies auch aus dem Mangel einer ursprünglichen Infektionsquelle und der geringeren Bevölkerung der höher gelegenen Ortschaften erklären. Für alle mittleren Höhenlagen trifft die Immunität keinesfalls zu. So sind in der Provinz Hessen-Nassau und auf dem Eichsfelde viele Dörfer, die über 350 Meter hoch liegen, von der Aegyptischen Augenkrankheit infiziert.

Sichere Beweise für die Schädlichkeit besonderer örtlicher Einflüsse haben wir bisher noch nicht; selbst die verhältnismäßige Häufigkeit der Erkrankung in feuchten Flußgebieten verliert an ihrer ätiologischen Bedeutung, wenn man bedenkt, daß in Ungarn der Hauptsitz der Epidemie gerade im trockenen Tieflande liegt.

Mit der Bewertung derartiger ursächlicher Momente muß man überhaupt etwas vorsichtiger verfahren, als es nicht selten geschieht. So suchte vor nicht langer Zeit in einer angesehenen medizinischen Zeitschrift ein Autor das Trachom als eine miasmatische Krankheit und Begleiterin der Malaria darzustellen: die Moder- und Sumpfluft sollte nach ihm zuerst ihre Einwirkung auf die Nasenschleimhaut üben und alsdann von dort aus die Lidschleimhaut befallen. Er stützte sich dabei auch auf Erinnerungen aus seiner Studentenzeit, nach denen sich im Jahre 1877 die Trachomkranken der Göttinger Klinik „zum guten Teil" aus dem Ueberschwemmungsgebiete des mittleren Thüringens rekrutierten. Leider hatten ihn aber seine Erinnerungen stark getäuscht, wie uns eine Durchsicht des betreffenden poliklinischen Krankenbuches zeigte; unter 146 Trachomatösen waren nur 7 aus Thüringen. Das zuversichtlich ausgesprochene „zum guten Teil", das mit zur Begründung der Malariahypothese diente, bedurfte also einer erheblichen Einschränkung!

Da wir demnach über lokale oder sonstige allgemeine ätiologische Momente noch nichts mit Sicherheit wissen — selbst die notwendige Bakterie ist noch nicht gefunden worden —, so wird sich die Bekämpfung der Trachomepidemie vorzugsweise darauf zu richten haben, daß das erkrankte Individuum geheilt und der von ihm ausgehenden Ansteckungsgefahr entgegengewirkt wird. Daraufhin haben sich auch besonders die staatlichen Maßnahmen bei uns richten müssen. In erster Linie steht hier die Beschaffung von sachkundigen Aerzten. Wenn

auch alle Aerzte ihrem Studium und dem abgelegten Staatsexamen entsprechend zur Diagnose und Behandlung des Trachoms befähigt sein sollten, so hat doch die praktische Erfahrung — sehr zum Kummer der ophthalmologischen Professoren! — gelehrt, daß dem leider nicht so ist. Man hat daher, nachdem der Landtag die geforderte Summe (seit 1897 alljährlich 350000 Mark) bewilligt hatte, nach den Provinzen Ost- und Westpreußen vorübergehend spezialistisch ausgebildete Aerzte geschickt, die in besonderen Kursen den beteiligten Praktikern eingehende Unterweisungen erteilten. Dasselbe geschah in der Universitätsklinik in Königsberg und noch an einzelnen andern Universitätskliniken, in deren Nähe Trachomnester lagen. Die so instruierten Aerzte haben alsdann in ihren Bezirken die kostenfreie ambulante Behandlung übernommen und stellen regelmäßige Augenuntersuchungen in den Schulen und Ortschaften an; die schwereren Fälle werden den Kliniken und größeren Krankenanstalten überwiesen. Leider hat der Staat es fürs erste prinzipiell abgelehnt, die aus dieser Krankenhausbehandlung entstehenden Kosten zu tragen: daß diese Last den Kreisen und Ortschaften aufgelegt wird, ist ein großer Uebelstand, da sie durchschnittlich zu arm sind, um das zu einer nachdrücklichen Ausrottung der Krankheit Erforderliche leisten zu können.

Zu den Aerzten müssen sich bei der ambulanten Behandlung noch weitere Kräfte gesellen, die jene in ihrem Wirken unterstützen. Wenn keine operativen Eingriffe mehr nötig sind — und im allgemeinen pflegen jetzt zuerst in der einen oder andern Weise, meist durch Ausquetschen oder Ausschneiden, die Trachomkörner entfernt zu werden —, so bedarf es noch monatelanger Nachbehandlung, um die erkrankte Schleimhaut zur Heilung zu bringen. Es geschieht dies in der Regel durch tägliches Einträufeln von Augenwässern und durch Umschläge. Das kann natürlich der Arzt nicht besorgen, und es bedarf einer verständigen Beihilfe. Auf dem Lande ist der hierzu gegebene Mann der Lehrer, dem gleichzeitig auch die Ueberwachung der Kinder in der Schule zufällt. Wie ich im Eichsfeld gesehen, unterzogen sich die Herren mit großem Eifer und auch mit Geschick diesem Samariterdienst; und die dort erzielte Besserung der Zustände ist zum großen Teil ihnen zu verdanken. Die Einwendungen gegen die Hinzuziehung von Laienkräften, solange diese eben unter Kontrolle des Arztes innerhalb des ihnen zugewiesenen Gebietes bleiben, sind nach meinen Erfahrungen nicht stichhaltig. Es ist absolut nicht einzusehen, weshalb nicht Lehrer, ebensogut wie jede Mutter bei etwaiger Erkrankung ihres Kindes, Einträufelungen von Augenwässern machen sollten. Wenn die Lehrer, die selbstverständlich hierfür eine entsprechende Entschädigung bekommen müssen, nicht ausreichen und vor allem, wenn auch in den Familien eine derartige Behandlung nötig ist, erscheint die Annahme von Krankenschwestern, wie es in den Ostprovinzen zum Teil bereits mit Erfolg geschehen, sehr erwünscht. Ihre spezialistische Ausbildung braucht, um mit Gewandtheit und der entsprechenden Antisepsis Augenwässer einzuträufeln und Anleitung zu Umschlägen zu geben, nicht gerade groß zu sein; aber Fleiß, der, wie es besonders in den Hütten der Armut erforderlich, auch vor einer groben Arbeit nicht zurück-

schreckt, und vor allem ein mitfühlendes Herz, das demütig ist und sich nicht überhebt, sind notwendige Erfordernisse, um zu helfen und das Vertrauen der ungebildeten und dürftigen Kranken zu gewinnen. Wo dies vorhanden ist, wird die Krankenschwester ihre Stelle ausfüllen und Segen verbreiten und ernten, gleichgültig, an welchen Gott sie glaubt — das rote Kreuz deckt Christen und Buddhisten, und daneben flaggt der rote Halbmond —, gleichgültig, ob sie einem Verein oder Orden angehört oder in persönlicher Unabhängigkeit arbeitet. Gerade in den Hütten und Familien der Armen wird sie von besonderem Nutzen sein, indem sie durch Förderung der Reinlichkeit, durch kräftiges Mitzufassen und durch Belehrung die gegenseitige Ansteckung abwehrt. Dieser sich auf die Häuslichkeit ausdehnenden Thätigkeit wird es gelingen, auch die oft so indifferenten erwachsenen Kranken zum Aufsuchen ärztlicher Hilfe zu veranlassen.

Selbstverständlich wird auch in den Schulen, in denen Trachomatöse sich befinden, einer Ansteckung vorgebeugt werden müssen: größte Sauberkeit, die sich auch auf die Tische, Bänke und Thürklinken zu erstrecken hat, damit nicht durch deren Anfassen das Augensekret verschleppt werde, ist wie so oft das *A* und *Ω*. Wollte man alle Trachomatösen aus den Schulen verweisen, so könnte man in den verseuchten Gegenden einfach den Schulunterricht aufgeben. Man würde damit aber den Teufel mit Beelzebub austreiben: abgesehen von dem unersetzlichen Schaden, den die Erziehung und geistige Ausbildung der Schüler erlitte, könnte die Ansteckung noch leichter unter den auf der Straße sich unbeaufsichtigt herumtreibenden Kindern geschehen. Gelegentlich würden sie sich auch wohl noch, wie es in der That beobachtet ist, absichtlich gegenseitig das Sekret in die Augen schmieren, um der Freuden langdauernder Schulfreiheit teilhaftig zu werden. Nur die Schüler, bei denen eine stärkere Absonderung vorhanden ist, sollten, solange diese besteht, der Schule fernbleiben; im übrigen setze man die Erkrankten getrennt von den Gesunden auf besondere Bänke.

In entsprechenden Zwischenräumen müssen alle Schulen in Gegenden, wo die Krankheit herrscht, inspiziert und über die Kranken Kontrolllisten geführt werden. Ebenso sind alle neu Aufzunehmenden zu untersuchen. Es gilt dies ganz besonders für geschlossene Anstalten (Krankenhäuser, Waisenhäuser, Seminarien). Ist erst einmal die Krankheit dort eingeschleppt, so läßt sie sich außerordentlich schwer ausrotten. Ich habe das in einem Waisenhaus in Heiligenstadt konstatieren können, wo trotz großer Sorgfalt die Krankheit lange Zeit endemisch blieb. Noch viel gefährlicher entwickeln sich natürlich die Dinge, wenn einmal eine Irrenanstalt befallen wird. In schrecklicher Erinnerung schweben mir noch die Zustände in der Irrenpflegeanstalt Kloster Haina in Hessen-Nassau vor, wo ich 1873 die Trachomatösen untersuchte. Trotz aller Maßnahmen, die meist an der Unreinlichkeit und Unlenkbarkeit der zum Teil blödsinnigen Kranken scheiterten, ist noch heute nicht, wie mir der Anstaltsarzt schreibt, die darin wütende Aegyptische Augenkrankheit vollständig ausgerottet.

Prophylaktische Augenuntersuchungen werden in Seuchengegenden ebenfalls nötig sein, um die Ausbreitung der Krankheit in bis dahin davon freien

Familien zu verhüten: sie müssen sich auf neueintretende Dienstmädchen, Knechte, Lehrlinge, Kostgänger und so fort erstrecken. Ueberaus bedenklich erscheint die erwähnte Verpflanzung der Krankheit in bis dahin intakte Gegenden, wie sie besonders durch die Erntearbeiter (Sachsengänger) und durch Industriearbeiter in dem letzten Jahrzehnt geschehen ist. So habe ich alljährlich in Göttingen und in diesem Sommer auch in Halle aus dem Osten, besonders Oberschlesien und Posen, hergekommene Arbeiter, die an schwerem Trachom litten, in Behandlung bekommen und nicht selten eine Uebertragung auf andre hier ansässige Arbeiter beobachtet. Von den im letzten Sommer in die Anstalt aufgenommenen Trachomatösen stammten rund $^2/_3$ aus dem Osten. In den Industriegegenden von Westfalen haben sich durch die Ansiedlung der Eingewanderten bereits ausgedehnte Trachomherde gebildet. Das durchgreifendste Mittel gegen diese Gefahr wäre es, Granulöse nicht als Arbeiter in seuchenfreie Gegenden ziehen zu lassen. Ich glaube kaum, daß hierdurch den Gutsbesitzern ein großer Nachteil und besonderer Verlust an Arbeitskräften erwüchse, da die Exacerbationen der Krankheit häufig ein Aussetzen der Thätigkeit notwendig machen: wir haben öfter monatelang Arbeiter und Arbeiterinnen als erwerbsunfähig in Behandlung nehmen müssen gerade zu Zeiten, wo die Landwirtschaft ihrer besonders bedurfte. Vielleicht thäten die Arbeitgeber gut, sich selbst zu schützen, indem sie nur Arbeiter engagierten, die vorher in ihrer Heimat auf ihre Gesundheit untersucht wären. Der Staat ist bei der bisherigen Lage der Gesetzgebung zu einem wirksamen Schutze gegen die Krankheitsverschleppung nach dieser Richtung nicht im stande. Im § 4 des Freizügigkeitsgesetzes vom 1. November 1867 heißt es: „Die Gemeinde ist zur Abweisung eines Neuanziehenden nur dann befugt, wenn sie nachweisen kann, daß derselbe nicht hinreichend Kräfte besitzt, um sich und seinen nicht arbeitsfähigen Angehörigen den notdürftigsten Unterhalt zu verschaffen." — Selbst die Absperrungsmaßregeln zur Abwehr der Choleragefahr hatte eine Entscheidung des Reichsgerichts vom 5. Juli 1895 als ungesetzlich erklärt. Dem ist jetzt bezüglich Cholera, Lepra, Fleckfieber, Gelbfieber, Pest und Pocken durch das Reichsgesetz vom 30. Juni 1900 betreffend Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten abgeholfen worden: vielleicht ließe sich eine Ausdehnung der dort getroffenen Maßnahmen, wenngleich dem Charakter der Krankheit entsprechend in bescheideneren Grenzen, auch auf das Trachom herbeiführen. Denn nur durch eine energische, in den angegebenen Wegen laufende Bekämpfung kann es gelingen, der sich ausbreitenden Seuche entgegenzutreten. Es werden aber lange Jahre größter Aufmerksamkeit und beständiger Arbeit dazu erforderlich sein! Daß sich hierdurch in der That etwas erreichen läßt, sehen wir unter anderm an den Erfolgen und der allmählichen Einengung des Trachoms im Kreise Heiligenstadt und neuerdings auch aus Mitteilungen, die uns aus Ostpreußen zugekommen sind. — Aber noch größere Mittel als bisher sind seitens des Staates dafür flüssig zu machen; man muß noch mehr von der pekuniären Beihilfe der verseuchten Bezirke und Ortschaften absehen, da der Hauptsitz der Krankheit in den allerärmsten Gegenden liegt. Das Trachom ist eine Krankheit der Armut und der Unreinlichkeit. „Ich habe zwar

auch," sagte der bekannte Breslauer Ophthalmologe Förster in der erwähnten Ministerialkonferenz, „Gräfinnen in Sammet und Seide gesehen, die wegen schweren Trachoms zu mir kamen. Man kann bei solchen Patienten aber mit absoluter Sicherheit darauf rechnen, daß, wenn man ihre Unterkleider, ihr Taschentuch und so weiter ansieht, man die größte Unsauberkeit und Unordnung entdeckt."

Wie schwer wird man aber bei der elenden und armen Dorfbevölkerung des Ostens und der andern infizierten Gegenden die zur Verhütung der Ansteckung erforderliche Reinlichkeit, die Trennung der Handtücher, Waschschüsseln und Taschentücher ohne reiche Hilfsmittel durchführen können! Neben der Armut tritt noch die Teilnahmlosigkeit und die Dummheit den Bekämpfungsversuchen der Krankheit hemmend entgegen.

Nur eine allgemeine Hebung der Lebensführung, der geistigen und sittlichen Bildung vermag, wie bei allen großen Völkerkrankheiten, auch dieser Epidemie endgültig ihre Quellen abschneiden und sie zum Versiegen bringen.

Pariser Besuche.

Von

Frédéric Loliée.

II.

Bei Clémenceau.

An einem milden Novembervormittag, an dem der Winter seinen Lauf unterbrochen hatte, lenkte ich meine Schritte zu dem Garten und dem Hause, in denen das stets thätige Dasein des früheren Führers der republikanischen Linken, Georges Clémenceau, seine Wohnstätte hat.

Eine außergewöhnliche, unerwartete Enthüllung, die sich an seinen Namen knüpfte, stand bevor. Der große politische Redner von ehedem, der unermüdliche Polemiker, der ihn überlebt hatte, war zum Erstaunen der Oeffentlichkeit im Begriff, als einfacher Bühnenschriftsteller hervorzutreten.

Es war allerdings nicht seine erste Rast auf dem Felde der Litteratur. Vor einigen Jahren war eine meisterhafte Sammlung von ihm, „Le Grand Pan", erschienen, ganz durchdrungen von philosophischer Poesie. Dann hatte er, während einer Pause in heftigen Preßfeldzügen, einen sozialen Roman, die „Plus forts", veröffentlicht. Und weiterhin gab er ein andres Buch, „Au fil des jours", heraus, das unter einem scheinbar ungeordneten Inhalt alle Gattungen von

Beredsamkeit und alle Arten von Geist in sich zu schließen schien. Jetzt wurde in den Tagesblättern von dem bevorstehenden dramatischen Debüt des schneidigen radikalen Politikers gesprochen.

*

Der Anlaß war pikant genug, um meinen Besuch zu rechtfertigen. Ich klopfte frühmorgens an seine Thür, da ich ihn als Frühaufsteher kannte und von ihm selbst wußte, daß das Erwachen seiner Gedanken dem ersten Hahnschrei bald zu folgen pflegt. Ich wurde gemeldet, und bald sah ich ihn vor mir, lächelnd, das Gesicht voll Lebhaftigkeit, mit einem Ausdruck guter Laune, der die energischen, scharfen Züge seiner Physiognomie rundete; auf dem ergrauenden Kopf trug er eine einfache Radfahrermütze.

„Erlauben Sie," sagte er zu mir, „daß ich meine Uebungen mit meinem Gymnastiklehrer beendige. Bitte, gedulden Sie sich zehn Minuten, dann stehe ich Ihnen zur Verfügung."

Diese Worte riefen mir ins Gedächtnis, daß Georges Clémenceau es zu jeder Zeit für ebenso nützlich wie gesund hielt, der Uebung des Geistes die kräftige Anregung der physischen Fähigkeiten zuzugesellen. Für kräftige Körperübungen hatte er eine Leidenschaft. Man erinnert sich hier auch seiner bemerkenswerten Gewandtheit in der Führung des Degens und der Pistole. Ich weiß nicht, ob er wie unser berühmter Erzähler Guy de Maupassant sich damit vergnügte, auf Flüssen stromaufwärts zu rudern; aber Radfahren, Fußwanderungen, Muskelanstrengungen sind noch immer sein liebster Zeitvertreib in seinen freien Stunden.

Während ich auf ihn wartete, durchblätterte ich die auf dem Diwan umherliegenden Journale, parteifreundliche und -feindliche. Bald erschien Clémenceau wieder, frisch und munter. „Ich lasse mich niemals interviewen," sagte er, „aber nichts hindert, daß wir über was Sie wollen gemütlich miteinander plaudern, ohne das Bestreben, Worte und Redensarten der Oeffentlichkeit zu Gefallen zu drechseln." Wir wurden miteinander einig. Die Politik, die schreckliche Politik sollte aus unsrer Unterhaltung verbannt sein. Mit keinem einzigen Wort sollte an die alten parlamentarischen Kämpfe gerührt werden; die noch warme Asche des Dreyfusismus wollten wir ruhen lassen. Selbst von der titanischen Arbeit des „Bloc",[1]) deren schwere Mühe er, ein neuer Sisyphus, allwöchentlich allein auf sich nimmt, sollte nicht die Rede sein. Unser Gespräch nahm einen völlig ungezwungenen Verlauf. Es drehte sich um die Ereignisse des Augenblicks, um die kleinen Gerüchte des Tages, die Aussichten der litterarischen Saison. Auf unmittelbarerem Wege kamen wir allmählich auf die Person des Hausherrn und auf die Einzelheiten der Wohnung zu sprechen: seine Lebensgewohnheiten und die Ausstattung seiner Umgebung — die Kupferstiche, die Gemälde an den Wänden, auf denen das Morgenlicht spielte, die helle Bibliothek mit ihren langen

---

[1]) Eine von Clémenceau herausgegebene politische Wochenschrift.

Reihen von Büchern, von denen so manche herausgenommen waren, den riesigen geschnitzten Arbeitstisch aus Nußbaumholz, der die Form eines Kreisbogens hat, um ein bequemes Zurechtlegen von Zeitungen, Broschüren und Papieren zu ermöglichen; dann die künstlerischen Nippsachen, die in geringer Anzahl auf den Möbeln stehen, und endlich den Anblick des köstlichen Pariser Gärtchens draußen, das das Entzücken, die Augenweide und die Lieblingserholung Clémenceaus ist.

„Wollen wir nicht,“ fragte er, „mit ein paar Schritten den ‚Rundgang des Eigentümers‘ machen?“

Er hatte eine gelinde Ungeduld, seinem Besuch die vielen Sträucher zu zeigen, die er mit eignen Händen in diesem eng begrenzten Raum gepflanzt hat, und ihm die neuesten Ueberraschungen seines Obstgartens vorzuführen. Es war ein prächtiger Vormittag. In dieser gewöhnlich nebelschweren Periode des Jahres, einer Zeit der Trauer und der Melancholie, in der man ein Gefühl hat, als hingen Seufzer und Thränen in der Luft, war der Himmel wolkenlos. Ein mildes Licht drang durch die in ihrer Leichtigkeit kaum bemerklichen Dünste der Atmosphäre. Der Wind hatte seinen Atem angehalten, wie um den Blättern ihren letzten Freudenschauer zu lassen, bis die Stunde der heftigen Windstöße käme, die sie plötzlich von den Bäumen lösen sollten, so wie aus den Herzen die Hoffnung und die Illusion gerissen werden. Es war wie das letzte Lächeln der einschlummernden Erde. In sehr vergnügter Stimmung zeigte mir Clémenceau seine Versuche im Gartenbau, sprach seine Freude darüber aus, daß in diesem Jahre in seinem Garten die Pflaumenbäume so reich getragen hätten, ließ mich frischgepflückte Aepfel bewundern, wog sie befriedigt in der Hand und hätte mich nahezu eingeladen, hineinzubeißen. Seine Freude gab sich so rückhaltlos und, ich möchte sagen, so harmlos kund, daß ich mir meine Erinnerungen ins Gedächtnis rufen mußte, um daran zu denken, daß derselbe Mann, der sich in der denkbar friedlichsten Weise so angelegentlich mit den Dingen der Natur befaßte, der hinreißende Redner, der wilde Zerstörer von ehedem war und der Journalist, der vielleicht gleich darauf seine Feder in eine glühende und ätzende Tinte tauchen würde.

Wir sprachen nun von der Nachbarschaft und der Umgebung. Ein seltsames Zusammentreffen: dieser feurige Gegner der Gesellschaft Jesu, der so oftmals während der sensationellen „Affaire“ mit dem berühmten Ordensgeneral, dem Pater du Lac, ein Hühnchen zu rupfen gehabt hatte, sah seine eigne Wohnstätte an ein Besitztum der Jesuiten anstoßen. Nur eine Grenzmauer trennte sie von dem Kollegium und dem Park, den die Ordensbrüder besaßen, die der Gegenstand der unablässigen Angriffe seiner Polemiken waren. Und wie es in einem solchen Falle oft geht, in den Beziehungen des einen Nachbars zum andern hatte es nicht an Zwischenfällen gefehlt. Auf der andern Seite der Mauer hatte es sich der Gärtner der frommen Väter einfallen lassen, aus Uebereifer oder aus bösem Willen die überhängenden Teile einer profanen Clematis, die, ohne an etwas Böses zu denken, ihre Blüten über die erlaubte Grenze hinausgestreckt hatte, mit einem Gartenmesser kurzweg abzuschneiden. Es war auch vorgekommen,

daß die Zöglinge, die den Groll ihrer Lehrer teilten, Geschosse von verschiedenen Gattungen zu dem verdammungswürdigen Redakteur der „Aurore“ und des „Bloc“ hinübergeschleudert hatten. Clémenceau hätte mit Fug und Recht Vergeltung üben und die Fenster der an seine Mauer stoßenden Kapelle mit Epheu zuwachsen lassen können, wodurch der heilige Raum in Nacht gehüllt worden wäre. Doch er verfuhr großmütig und dachte nicht daran, das seiner Clematis zugefügte Unrecht zu rächen. Diese Differenzen waren seitdem durch die Macht der Umstände beigelegt worden. Heute ist das Jesuitenkollegium geschlossen, der jesuitische Same wird in andre Winde ausgestreut; der Pater du Lac hat die Fundamente der unentwurzelbaren Institution in fremdem Boden einsetzen lassen müssen, und Clémenceau hat keine Händel mehr mit den hochwürdigen Vätern, höchstens mit der Feder in der Hand und um nicht aus der Uebung zu kommen.

*

Ehe wir den Garten verließen, warfen wir einen letzten Blick auf das Panorama von Paris, das sich auf diesen Höhen des Trocadéro in großartiger Schönheit darbietet. Dann gingen wir in die Bibliothek zurück, und in diesem wohlgeeigneten Rahmen begannen wir wieder von Litteratur und Theater zu plaudern. Ueber die Aesthetik des Dichters bezüglich dieser Materien wurde ich bald aufgeklärt.

„In Ermanglung technischer Kenntnisse,“ erklärte er, „neige ich dazu, auf die dramatischen Werke ohne Unterschied die Regel unsers Kritikers Sarcey anzuwenden, die, wie ich glaube, bis zu einem gewissen Grade einhellig die der Zuschauer ist: jedes Stück, das mich unterhält und rührt, ist gut; jedes Stück, das meine Aufmerksamkeit ermüdet und mich langweilt, ist schlecht.“

Was das Stück selbst betrifft, mit dem er als Dramatiker debütieren sollte, so ließ er sich leicht dahin bringen, mir seine Entstehung, seine Entwicklung und seinen Sinn zu enthüllen. Durch einen sehr günstigen und sehr seltenen Zufall waren ihm die Minuten gerade nicht allzu knapp zugemessen. Er erwies mir die Ehre, mir mit seiner klaren, klangvollen Stimme einige Bruchstücke des Werkes vorzulesen, eine philosophische Phantasie, die sich in einem chinesischen Rahmen entwickelt. Ein studierter und geschmackvoller Orientalist, hatte Clémenceau sich in seiner Künstlerphantasie vorgestellt, daß er mit dem bei den Dichtern des Himmlischen Reiches beliebten Pinsel die Reden des Dramas auf Blätter von Reispapier niedergeschrieben habe.

Aus einer exotischen Legende, die ihm erzählt worden war und die unter dem Einfluß einer eifrig betriebenen Lektüre chinesischer Lustspiele unter seiner Feder Form anzunehmen begann, hatte er den Stoff zu seinem „Voile du Bonheur“ genommen, das er in Paris auf der Bühne des Théâtre de la Renaissance aufführen lassen wollte. Die ursprüngliche Idee des Stückes war einfach; ich möchte sogar sagen, daß sie nicht so neu war, wie ihr beredter Bearbeiter angenommen hatte, und daß sie schon in einem gegen 1896 in Paris selbst aufgeführten

japanischen Einakter, „Les Yeux clos“, enthalten ist. Dem wesentlichen Inhalt nach beruhen beide Stücke auf dem Satze: der Optimismus ist nur eine Illusion, und der Pessimismus ist die einzige Wirklichkeit; aber der Optimismus allein kann uns das Glück geben.

Das ist thatsächlich die Philosophie des blinden Mandarins Tschang-i. Er steht in der Vollkraft der Jahre und hat kaum die ersten Monate der Vierziger überschritten ... Trotzdem beklagt er sich nicht über den Schleier, der seinen Augen das wirkliche Bild der Welt verhüllt. Ist nicht alles um ihn herum gut, passend und in Ordnung? Er glaubt an die Ehrfurcht seiner Söhne, an die Liebe seiner Frau, an die Treue seiner Freunde, an die Dankbarkeit derer, die er die Freude hat, zum allgemeinen Besten der Gerechtigkeit des Kaisers zu verpflichten; seine Seele hat nur Raum für Ideen von Sanftmut, Mitleid und brüderlicher Menschlichkeit.

„Ich bin nur ein Mensch in meinem mit goldenen Drachen geschmückten Gewande,“ ruft er aus; „aber ich fühle mich den Göttern gleich.“

Zufällig hat ein fremder Heilkünstler die Binde, die seine Augen mit einer dunkeln Nacht bedeckt, hinweggenommen, und Tschang-i hat das Augenlicht wiederbekommen. Er sieht! ... Er sieht, wie der Mann, den er mit seinen Wohlthaten überhäuft hat, ihn abscheulich bestiehlt, wie sein Sohn und sein Lehrer, die in Worten voll Ehrfurcht sind, ihn nachäffen und mit ihren Gebärden verhöhnen, und wie seine Frau, die ideale San-Schu, ihn in den Armen seines besten Freundes betrügt. Ein furchtbarer Hexenspuk, Gespenstererscheinungen ohne Zweifel! Tschang-i wird zum zweiten Male blind, um die unreine Abscheulichkeit der Welt nicht mehr zu sehen. Er wird wieder glücklich und preist auf seiner Laute die Freude der allgemeinen Illusion.

*

So hatte ich die ganze Lehre dieses philosophischen Dramas von den Lippen seines Verfassers empfangen, noch ehe sie auf die Bühne gelangte und dort mit einer seltenen Eindringlichkeit von dem trefflichen Künstler Gémier zur Darstellung gebracht wurde. Außerdem hatte der Verfasser mir anvertraut, wie er durch seinen persönlichen, reinen und lebendigen Stil hindurch so genau wie möglich den Texten der chinesischen Autoren gefolgt war, mit sorgsamer Hand ihre eignen Metaphern zusammengelesen, ihre duftigen oder von Edelsteinen rieselnden Bilder in die französische Sprache übertragen und endlich dem Spiel seiner Personen jene Redeweisen und jene Lokalfarbe angepaßt hatte, durch die den Werken, die den Stempel davon tragen, vor allem ein Verdienst garantiert ist, das ihnen durch nichts ersetzt werden könnte: das der Originalität. Er erzählte mir höchst merkwürdige Einzelheiten über die Art und Weise, wie er sein Stück konzipiert und ausgeführt hatte — das stellenweise mit seinen verschmitzten Seitenhieben mehr an das Pariser Asphaltpflaster als an den chinesischen Nephrit erinnert habe —, und welche Mühe ihn das Streben nach einer Inscenierung von einer bis in die kleinsten Einzelheiten vollkommenen Richtigkeit

gekostet habe. Ein erfahrener Liebhaber chinesischer Kunstgegenstände, hatte Clémenceau zur Verschönerung seiner Ausstattung im Stile des fernsten Ostens Wunder vollbracht. Mit der Beihilfe eines künstlerischen Spezialisten, Viardot, des Mannes, von dem es heißt, daß er am besten in Paris das Dessin des chinesischen Mobiliars kenne, hatte er seine Einbildungskraft und die des Zuschauers in die vollständige Illusion einer exotischen Umgebung versetzen und zum Beispiel, ganz als ob er in Peking selbst gewesen wäre, gewisse rotlackierte Möbel bekommen können, die auf die denkbar beste Art von der Welt die Wohnung des Mandarins Tschang-i schmücken.

So hatte der berühmte Agitator mehrere Wochen lang der wieder erwachenden Aufregungen einer ewigen Polemik zu spotten, sich in zwei Teile zu zerlegen und sich den Genuß zu verschaffen gewußt, in der einen Zeit zu leben, indem er sich in eine andre hineindachte. Er hatte über dem Traumbild einer buddhistischen Philosophie den Verdruß vergessen, der die beständige Lehre der Wirklichkeit ist.

*

Unsre Unterhaltung hatte ihr Ende erreicht. Ich nahm die Erinnerung an einen meiner interessantesten und am besten ausgefüllten Besuche bei den Berühmtheiten von Paris mit mir. Auf dem Heimweg stellte ich Betrachtungen darüber an, was wohl diese kühne Phantasie weiterhin Neues versuchen könnte, um in Bestrebungen und Erfolgen auf dem Gebiete der Litteratur irgend eine neue tröstende Entschädigung für die Mißerfolge ihrer politischen Laufbahn zu erreichen.

Auf die dramatische Arbeit, mit der der Dichter der Anziehungskraft der Bühne seinen ersten Tribut dargebracht hat, werden in kurzer Frist vollständigere und schärfer ausgeprägte Kundgebungen dieser spät erwachten besonderen Begabung folgen. Clémenceau, der eine Begeisterung für das griechische Altertum hat und in nicht geringerem Grade der modernen Intellektualität huldigt, hegt höhere Ambitionen in Bezug auf das Theater. Um dabei die Eigenschaften einschneidender Energie und verblüffender Schlagfertigkeit zu bethätigen, die im Berufe des Dramatikers nicht minder notwendig sind als auf der Rednertribüne, braucht sich der ehemalige politische Redner nur seiner selbst zu erinnern. Vielleicht morgen schon wird man ihn mit ebenso kraftvoller Feder soziale Romane, wissenschaftliche Untersuchungen oder reine Litteratur niederschreiben sehen. Er wird nach wie vor vielseitig bleiben und durch mannigfaltige Berührungen seines Ich mit allen Formen des Gedankens jenes Bedürfnis nach geistiger Thätigkeit, das ihm als der Sinn und der Trost des Lebens erscheint, nähren und vermehren. Trotzdem braucht man kein Prophet zu sein, um mit voller Sicherheit zu behaupten, daß er früher oder später zu seiner Lieblingsneigung, zu der streitbaren Politik, zurückkehren wird. Wir haben davon sprechen hören, daß im stillen eine große Zeitschrift, deren Seele er sein soll, in der Bildung begriffen ist und nächstens an die Oeffentlichkeit treten wird. Hoffen wir, daß zum mindesten die Umstände dafür günstig sind; und trotz der vorübergehenden Seitensprünge

seiner geschmeidigen und beweglichen Intelligenz wird man, ohne lange warten zu müssen, den wahren Clémenceau in voller Wiederaufnahme seiner Thätigkeit erblicken. Seine Landsleute werden seine energischen, scharfen Hiebe in den Parteikämpfen noch oft niedersausen hören.

Eine Plauderei über Dedikationen musikalischer Werke.

Von

Carl Reinecke.

Ein schönes Bibelwort lautet: „Geben ist seliger denn nehmen." Wenn aber ein Künstler das Werk, das er in Stunden der Begeisterung geschaffen hat, einem andern zueignet, wenn beispielsweise Beethoven sein herrliches Streichquartett in F-moll seinem Freunde Zmeskal v. Domanowetz widmete, so mag letzterer als Empfangender wohl seliger gewesen sein als Beethoven, der Gebende. Und für solche Fälle dürfte also der dem Artaxerxes zugeschriebene Ausspruch: „Geben ist königlicher als nehmen" besser anzuwenden sein als jenes Bibelwort. Es hat sich der Brauch des Künstlers, dem andern eine Huldigung darzubringen oder ihm ein Zeichen seiner Dankbarkeit, seiner Freundschaft oder Wertschätzung durch Widmung eines seiner Werke zu geben, vorzugsweise, ja fast einzig bei den Dichtern und Komponisten eingebürgert, und da in den meisten Fällen die Bücher und Notenhefte in Hunderten und Tausenden von Exemplaren in die Welt gehen, so wird auch der Name dessen, der neben dem Autor auf dem Titel verzeichnet ist, mit hinausgetragen in alle Welt, und wie wollte man den schelten, der sich dadurch geehrt fühlt! Ist es doch kein kleiner Ruhm für Rudolf Kreutzer und den Grafen Waldstein, daß zwei von Beethovens bedeutendsten Werken in der ganzen zivilisierten Welt unter dem Namen „Kreutzer-Sonate" und „Waldstein-Sonate" bekannt geworden sind. Am ausgedehntesten begegnen wir dem Brauche des Dedizierens bei den Komponisten, und da es unleugbar das Charakterbild des Tondichters vervollständigt, wenn man nachforscht, wem und wie er seine Gaben austeilt, so mögen einige Untersuchungen und Betrachtungen darüber vielleicht gerechtfertigt sein.

Bei den Musikern hat sich die Gepflogenheit des Dedizierens in ausgedehnterem Maße erst eingeführt, nachdem der Musikalienverlag infolge der vervollkommneten und erleichterten Technik der Vervielfältigung sich zu größerer Bedeutung entwickelt hatte. Solange die musikalischen Werke zumeist nur in Abschriften zirkulierten, war davon noch wenig die Rede. Demgemäß begegnet man unter den zahllosen Werken Joh. Seb. Bachs, deren vollständige Heraus-

gabe bekanntlich mehr denn ein halbes Jahrhundert in Anspruch genommen hat, nur dreien ausdrücklichen Widmungen. Wohl hat er seinem Orgelbüchlein — „worinnen einem anfahenden Organisten Anleitung gegeben wird, auf allerhand Art einen Choral durchzuführen, anbei auch sich im Pedalstudio zu habilitiren, indem in solchen darinnen befindlichen Chorälen das Pedal ganz obligat traktiret wird" — das Verslein:

„Dem höchsten Gott allein zu Ehren,
Dem Nächsten, daraus sich zu belehren"

mitgegeben, wohl hat er zum Geburts-Festin des Herzogs Christian zu Sachsen-Weißenfels eine Tafelmusik, zum Geburtstage des Professors Johann Florens Rivinus eine Kantate und außerdem manche andre „Gelegenheitsmusiken" komponiert, doch sind nur die folgenden drei eigentlichen Widmungen vorhanden. Es sind dies 1. ein ungemein kunstvoller Rätselkanon zu vier Stimmen, Herrn Ludewig Friederich Hudemann gewidmet; 2. Six Concerts Avec plusieurs Instruments, Dédiés A Son Altesse Royalle Monseigneur Crétien Louis, Marggraf de Brandenbourg [1]) etc. etc. par Son très humble et très obéissant serviteur Jean Sébastian Bach. Maître de Chapelle de S. A. S. le prince regnant d'Anhalt Cöthen; 3. das überaus gelehrte Werk „Musikalisches Opfer", das keinem Geringeren als Friedrich dem Großen gewidmet ist. Die entgegen dem damaligen Brauche und trotz der bekannten Vorliebe Friedrichs des Großen für das Französische in deutscher Sprache abgefaßte Widmung möge hier vollständig Platz finden, da sie beweist, daß der große Leipziger Kantor bei aller schuldigen Ehrfurcht, mit der er dem großen König schreibt, dennoch den Deutschen herauskehrt und sich auch nicht zu jenem byzantinischen Stile hinreißen läßt, dem man zum Beispiel in dem Schreiben begegnet, das der Vater Beethoven seinem Sohne Ludwig in die Feder diktierte, als dieser seine drei ersten Klaviersonaten dem Kurfürsten zu Köln Maximilian Friedrich widmen mußte. Bachs Begleitschreiben lautet wie folgt:

„Allergnädigster König!

Ew. Majestät weihe hiemit in tiefster Unterthänigkeit ein Musikalisches Opfer, dessen edelster Theil von Deroselben hoher Hand selbst herrührt. Mit einem ehrfurchtsvollen Vergnügen erinnere ich mich annoch der ganz besonderen Königlichen Gnade, da vor einiger Zeit, bey meiner Anwesenheit in Potsdam, Ew. Majestät selbst ein Thema zu einer Fuge auf dem Clavier mir vorzuspielen geruheten, und zugleich allergnädigst auferlegten, solches alsobald in Deroselben höchsten Gegenwart auszuführen. Ew. Majestät Befehl zu gehorsamen, war meine unterthänigste Schuldigkeit. Ich bemerkte aber gar bald, daß wegen Mangels nöthiger Vorbereitung die Ausführung nicht also gerathen wollte, als es ein so treffliches Thema erforderte. Ich fassete

[1]) Markgraf Christian Ludwig, jüngster Sohn des Großen Kurfürsten.

demnach den Entschluß, und machte mich sogleich anheischig, dieses echt Königliche Thema vollkommener auszuarbeiten, und sodann der Welt bekannt zu machen. Dieser Vorsatz ist nunmehr nach Vermögen bewerkstelligt worden, und er hat keine andere als nur diese untadelhafte Absicht, den Ruhm eines Monarchen, ob gleich nur in einem kleinen Puncte, zu verherrlichen, dessen Größe und Stärke, gleich wie in allen Kriegs- und Friedens-Wissenschaften, also auch besonders in der Musik, jedermann bewundern und verehren muß. Ich erkühne mich dieses unterthänigste Bitten hinzuzufügen: Ew. Majestät geruhen gegenwärtige wenige Arbeit mit einer gnädigen Aufnahme zu würdigen, und Deroselben allerhöchste Königliche Gnade noch fernerweit zu gönnen

Ew. Majestät

Leipzig, den 7. Juli 1747. allerunterthänigst gehorsamstem Knechte dem Verfasser."

Nicht unerwähnt bleibe, daß Dr. jur. Ludwig Friedrich Hudemann (geb. 1703 zu Friedrichstadt in Schleswig, gest. 1770 in Hamburg) als ein hochgebildeter Musikkenner geschätzt ward, der seiner Bewunderung für Bachs Genie durch ein Begeisterung atmendes Gedicht Ausdruck gab, daß ferner an dem Hofe des Markgrafen von Brandenburg die Musik mit Vorliebe gepflegt sein soll, und daß Friedrich der Große seine Begabung für Musik durch eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Kompositionen dokumentiert hat, welche in Anbetracht der Zeit und der Umstände, in denen sie geschrieben wurden, nicht gering zu achten sind. Daraus erhellt, daß Bach seine Dedikationen nur an echte Musikfreunde richtete. — Da von Haydns Werken bis dahin keine Gesamtausgabe veranstaltet werden konnte, weil eine bedeutende Menge seiner Werke gänzlich verloren gegangen ist, während gar viele nur handschriftlich vorhanden sind und in Archiven vergraben liegen, so ist ein klarer Einblick in seine etwaigen Prinzipien oder Gewohnheiten hinsichtlich der Dedikationen nicht zu gewinnen. Aus dem wenigen aber, was man davon weiß, erkennt man, daß er nur Künstler oder Dilettanten, die er als solche hochschätzte, durch Zueignungen ehrte. Zu nennen sind als solche: der ausgezeichnete Geiger Luigi Tomasini, erster Geiger in der von Haydn dirigierten Esterhazyschen Kapelle, von dem dieser sagte, daß keiner ihm seine Quartette so vollkommen zu Danke spiele wie eben jener; ferner Nikolaus Zmeskal v. Domanowetz, der schon oben genannte, auch von Beethoven hochgeschätzte Dilettant, und schließlich Johann Tost, von dem seine Zeitgenossen behaupteten, daß er als Geigenvirtuos manchen Künstler von Fach beschämen könne, wenngleich er seines Zeichens Fabrikant war; endlich Fräulein Franziska Liebe, Edle von Kreutznern, deren Beifall dem großen Meister der „allerwichtigste" war. Interessant aber und zugleich rührend ist die Thatsache, daß zwei der Gewaltigsten im Reiche der Tonkunst sich begegnen in ihrer Huldigung, die sie ihrem großen Vorläufer Haydn darbringen, indem Mozart ihm sechs Streichquartette, Beethoven die drei Klaviersonaten Op. 2 widmet. Ein Begleitschreiben Beethovens zu den

Sonaten ist nicht bekannt geworden, dagegen ist das Mozartsche, italienisch geschriebene Begleitschreiben zu den Quartetten so überaus liebenswürdig und wirft ein so schönes Licht auf den jungen wie auf den älteren Meister, daß es wohl gerechtfertigt ist, es hier in deutscher Uebersetzung folgen zu lassen:

„Meinem teuern Freunde Haydn!

Ein Vater, der beschlossen hatte, seine Kinder in die weite Welt zu schicken, glaubte sie dem Schutze und der Leitung eines hochberühmten Mannes anvertrauen zu müssen, der überdies zu seinem Glücke sein bester Freund war. Sieh hier, berühmter Mann und teuerster Freund, meine sechs Kinder. Sie sind, es ist wahr, die Frucht einer langen, mühevollen Arbeit; doch die Hoffnung, die manche Freunde in mir erwecken, daß diese Arbeit wenigstens zum Teile nicht vergeblich gewesen, ermutigt mich und läßt mich erwarten, daß diese Kinder mir einst zu einigem Troste gereichen werden. Du selber, teuerster Freund, hast mir bei Deinem letzten Aufenthalt in dieser Hauptstadt Deine Zufriedenheit bezeigt. Dieser Dein Beifall ermutigt mich vor allem, sie Dir zu empfehlen, und läßt mich hoffen, daß sie Deiner Gunst nicht ganz unwürdig sein werden. Möge es Dir daher gefallen, sie gütig aufzunehmen und ihr Vater, Führer und Freund zu sein. Von diesem Augenblicke an trete ich Dir meine Rechte über sie ab, bitte Dich aber, mit Nachsicht die Fehler zu betrachten, die dem parteiischen Auge des Vaters verborgen blieben, und ungeachtet ihrer Deine großmütige Freundschaft dem zu erhalten, der sie so sehr zu schätzen weiß. Inzwischen von ganzem Herzen Dein aufrichtigster Freund

W. A. Mozart."

Im übrigen begegnet man unter den 626 Werken Mozarts nur sechs eigentlichen Widmungen, die ausschließlich verschiedenen Fürstlichkeiten, wie dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der Prinzessin von Nassau-Weilburg und andern, gelten. Dagegen hat der Meister eine große Anzahl seiner Werke teils aus Freundschaft oder Galanterie, teils auch um Bedrängten zu helfen, für bestimmte Persönlichkeiten geschrieben. Zur letzteren Kategorie gehören Mozarts einziges Konzert für Klarinette und auch das herrliche Quintett für Klarinette und Streichinstrumente, welch beide Werke er für den genialen Lumpen Stadler komponierte, zur ersteren die Werke für Waldhorn, die er für seinen Freund Leitgeb, und die zahlreichen Arien, die er für seine Schwägerin, die berühmte Bravoursängerin Aloysia Lange geborene Weber, und andre Gesangsgrößen jener Zeit schrieb. Auch die damals berühmte Geigerin Strinasacchi konnte sich rühmen, daß Mozart für sie seine schönste Sonate für Klavier und Geige geschrieben habe, während die Serenade, die er aus Freundschaft für den Salzburger Patrizier Sigmund Haffner zur Hochzeitfeier von dessen Tochter komponierte, noch heute die Haffner-Serenade genannt wird.

Beethoven ist wahrlich kein Fürstendiener gewesen, und daher mag es überraschen, daß er seine Werke fast nur Personen aus den allerhöchsten Kreisen gewidmet hat, darunter drei Kaiserlichen Majestäten, zwei Königen, zwei Prinzen, einem Erzherzog, einem Kurfürsten, elf Fürsten und Fürstinnen, fünfzehn Grafen und Gräfinnen, vielen Freiherren und Edlen. Es ging dies aber hervor aus dem tiefinnersten Bedürfnis Beethovens, seine Dankbarkeit denen zu bezeigen, die ihm durch persönliche Fürsorge, durch wahres Verständnis seiner Größe oder auch durch werkthätige Beihilfe sein Dasein erleichterten und verschönten, und dies fand er sowohl in Bonn wie auch in Wien vorzugsweise in den höchsten Kreisen. Schon als Jüngling von 15 bis 16 Jahren, als er noch wie ein „übellauniges Eselein“ in seiner Vaterstadt Bonn um des lieben Brotes willen Lektionen gab, widmete er eine Sonate der Frau Eleonore v. Breuning, weil er in dieser edeln Frau eine sorgende, mütterliche Freundin gefunden hatte, nachdem seine eigne Mutter früh heimgegangen und sein dem Trunke ergebener Vater immer tiefer gesunken war. Auch auf den Sohn Stephan v. Breuning übertrug er diese Dankbarkeit und widmete ihm als Zeichen dafür sein unvergleichliches Violinkonzert. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß der Erzherzog Rudolph von Oesterreich und die Fürsten Lichnowsky, Lobkowitz und Kinsky ihm schon bald nach seiner Uebersiedelung nach Wien ein Jahresgehalt ohne jede Verpflichtung seinerseits aussetzten, und diesen Männern dankte er nicht einmal, sondern viele Male durch Dedikation seiner Werke. Dem Erzherzoge Rudolph zum Beispiel widmete er nicht weniger als acht seiner Meisterwerke, darunter die Missa solemnis, das große B-dur-Trio Op. 97, die große Sonate für das „Hammerklavier“ Op. 106 und seine letzte Klaviersonate in C-moll Op. 111. Und ähnlich war es mit den Lichnowskys und den andern edlen Männern. Unter den wenigen nicht hochgeborenen Sterblichen, deren Namen auf den Titeln Beethovenscher Werke glänzen, waren auch zwei Unsterbliche: Goethe und Haydn!

Es war von vornherein nicht die Absicht, im Rahmen dieser kleinen Plauderei alle bedeutenden Komponisten Revue passieren zu lassen, und das würde ohne Zweifel auch die Geduld des geneigten Lesers allzusehr auf die Probe gestellt haben, daher seien jetzt nur noch einige auf diesem Gebiete gemachte Beobachtungen in Kürze erwähnt. Bei Felix Mendelssohn berührt es sympathisch, daß er alle seine Lehrer, den alten Zelter, Ludwig Berger und Moscheles mit Zueignungen bedacht hat; im übrigen war er sparsam damit, und — abgesehen von einigen Fürstlichkeiten (Königin Viktoria von England und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die beide den jungen Meister sehr hochschätzten) — begegnet man auf den Titelblättern seiner Werke nur den Namen von ihm ganz nahe stehenden Verwandten und Freunden, wie Paul Mendelssohn, Eduard Ritz, Karl Klingemann (dem Dichter so vieler Mendelssohnscher Lieder), Conrad Schleinitz, Maler Wilhelm Schirmer, Livia Frege und andern. Als Knabe widmete er Goethe sein Klavierquartett, als fertiger Meister sein Trio Op. 66 dem Altmeister Ludwig Spohr. Im Gegensatz zu Mendelssohn war Robert Schumann sehr freigebig mit Dedikationen und liebte es vor allem, seine

Werke Musikern zu widmen, nicht aber nur solchen, deren Namen schon in alle Welt hinausstrahlten, wie Mendelssohn, Chopin, Liszt, Henselt, Moscheles, Lipinski, Hiller, Kalliwoda, Jenny Lind, Schroeder-Devrient, Klara Schumann, sondern auch jungen, zu jener Zeit erst aufstrebenden Künstlern, wie zum Beispiel den ihre Laufbahn beginnenden Klavierspielerinnen Anna Robena Laidlav und Amalie Rieffel, dann den jungen Komponisten und Virtuosen Ludwig Schuncke, William Sterndale Bennett, Verhulst, Albert Dietrich, Joachim, Johannes Brahms, Reinecke, Wasielewski, denen er gern sein Interesse für sie bekunden wollte; wahrlich ein liebenswürdiger Charakterzug dieses herrlichen Künstlers! — Richard Wagner schrieb fast nur große und großartige Werke, daher deren Zahl nicht wie bei Haydn, Mozart und Beethoven in die Hundert gehen konnte, demgemäß auch nicht von vielen Widmungen die Rede sein kann. Interessant ist die schöne, poetische Widmung an König Ludwig II. von Bayern, deren Wortlaut aber als sehr bekannt vorausgesetzt werden kann. — Auffallend wählerisch ist Brahms hinsichtlich derer gewesen, die er durch Widmungen ehrte. Unter seinen Fachgenossen sind es nur Klara Schumann, Amalie Joachim, Joseph Joachim, Hans v. Bülow, Jul. O. Grimm, E. F. Wenzel, Albert Dietrich, sein Lehrer Eduard Marxsen und Julius Stockhausen, die sich solcher Auszeichnung rühmen können. Von des großen Meisters 130 im Druck erschienenen Werken verblieben 96 ohne jegliche Widmung, und unter diesen befinden sich gerade seine bedeutendsten: die vier Symphonien, zwei Orchesterserenaden, zwei Ouverturen, Orchestervariationen über ein Thema von Haydn, ein deutsches Requiem, die Kantate „Rinaldo“, das „Schicksalslied“, die Rhapsodie (Fragment aus Goethes Harzreise), die „Liebeslieder“, beide Streichsextette, das Klavierkonzert Nr. 1 und so weiter.

Zum Schlusse seien noch einige Kuriosa mitgeteilt: Der alte Mattheson, Musikdirektor und Legationssekretär in Hamburg (1681 bis 1764), ein sehr streitbarer Herr, der sogar mit dem großen Händel ein Duell auf dem Gänsemarkt in Hamburg ausfocht, veröffentlichte eine Klaviersonate mit folgender Ueberschrift: „Sonate pour le clavecin composée par J. Mattheson, Secr. et dediée à Qui la jouera le mieux. Sonate vors Klavier, verfertiget durch J. Mattheson, Sekr. und derjenigen Persohn gewidmet, die sie am besten spielen wird. 1713.“ Da die ganze Sonate auf eine Seite, im Format einer mäßig großen Serviette gedruckt ist, so erwächst dem Spieler dadurch noch eine besondere Schwierigkeit, denn das Blatt ist auf keinem Notenpulte unterzubringen. — Stephan Heller widmete seine drei Impromptus Op. 7 der Mademoiselle de Froulay, einer Dame, über deren Herkunft man schwerlich aus irgend einem Kirchenbuche oder Taufregister etwas erfahren könnte, wohl aber aus Jean Pauls „Titan“, denn Liane v. Froulay ist, wie Robert Schumann sich ausdrückt, eine „Himmelsgestalt“ dieses Dichters. — Pietro Mascagni, der glückliche Schöpfer der Cavalleria rusticana, widmete seine Oper „Die Masken“ — sich selber! Die Widmung lautet: „Mir selbst mit ausgezeichneter Hochachtung und unveränderlicher Zuneigung.“ Diese Widmung entbehrt wohl nicht einer kleinen Dosis

Selbstironie, denn kurz bevor er die letztgenannte Oper herausgab, hatte seine „Iris“ ein schlimmes Fiasko erlebt, und die Kritik war unbarmherzig über den jungen Maestro hergefallen. Wenn Tinel eine Missa „in honorem Beatae Mariae Virginis de Lourdes“ schreibt und Haberl eine Messe „zu Ehren des heiligen Joseph von Calasanza“ und eine andre „zu Ehren der heiligen Katharina von Siena“, so sind das allerdings keine direkten Zueignungen, dagegen aber hat Anton Bruckner seine letzte, übrigens unvollendet gebliebene Symphonie n aller Form — dem lieben Gott gewidmet. Die „Signale für die musikalische Welt“ berichteten darüber in Nr. 46 des vorigen Jahrganges wie folgt: „Bruckner hat für diese Partitur eine richtige Widmungsschrift verfaßt, worin er Gott bittet, doch damit zufrieden sein zu wollen, wenn der Symphonie, falls das Finale nicht fertiggestellt werden sollte, sein Tedeum als Schlußsatz angefügt werde.“

Rückblicke auf Gustav Nachtigal.

Nach persönlichen Erlebnissen.

Von

Jachmann, Korvettenkapitän a. D.

Um das Charakterbild einer bedeutenden Persönlichkeit zu geben, muß man längere Zeit mit ihr gelebt haben, und nichts ist wohl geeigneter, die Menschen einander näher zu bringen, als der gemeinsame Aufenthalt in den beschränkten Räumen eines Kriegsschiffes.

Gustav Nachtigal, damals Generalkonsul in Tunis und vom Fürsten Bismarck berufen, unsre Kolonialpolitik in Westafrika zu inaugurieren, war vom 4. Mai 1884 bis zu seinem Tode am 21. April 1885 auf dem damaligen kleinen Kreuzer „Möwe“ eingeschifft, natürlich mit längeren Unterbrechungen am Lande, wie es seine Aufgabe erforderte, und ich hatte als Navigationsoffizier auf dem Schiffe den Vorzug, ihm näherzutreten. — Während wir bei vielen Menschen die Erfahrung machen, daß sie bei näherem Umgange verlieren, war bei Nachtigal das Umgekehrte der Fall: je mehr man Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, desto mehr gewann er unsre Sympathien, desto mehr mußte man ihn bewundern, schätzen und lieben. Das Sichgehenlassen, wodurch viele unliebsame Eigenschaften unsrer Mitmenschen zu Tage treten, die ihnen oft unsre Sympathien rauben,

war Nachtigal fremd. Er war in jeder Lebenslage der Gentleman, auch im Negligé vor seinem Kammerdiener. Vielleicht ist der langjährige Verkehr mit den vornehmen Arabern, den er als Arzt des Bei von Tunis und später als Generalkonsul pflegte, in dieser Beziehung von Einfluß gewesen. Eine stets gleichbleibende männliche Anmut und Liebenswürdigkeit im Verkehr, das Kriterium einer durchaus gebildeten, harmonischen Natur, zeichnete ihn in hohem Maße aus, was um so anerkennenswerter war, als ihm der Aufenthalt auf einem kleinen Schiffe nicht sympathisch war. Dieser merkwürdige Mann, der alle Eigenschaften des wahren Mannes in hohem Grade besaß, war in manchen Beziehungen von der Sensibilität einer verwöhnten Dame der großen Welt. Der Talggeruch der Maschine war ihm unerträglich, und während seines mehrmonatlichen Aufenthalts auf der „Möwe“ war er nur in den dringendsten Fällen zu bewegen, das Vordeck zu betreten, weil er dann den Maschinenraum passieren mußte, dessen Luken der heißen Luft wegen meistens nach dem Oberdeck geöffnet waren.

Vom Fürsten Bismarck, der ihm sein volles Vertrauen schenkte, auf einen Posten berufen, an den er nur ungern herangegangen war, widmete er sich seiner neuen Lebensaufgabe mit der ganzen Energie, Klugheit und Ausdauer seines Charakters und rechtfertigte das Vertrauen des Fürsten in glänzender Weise. Seine Berichte, mit der charakteristischen zierlichen Handschrift geschrieben, nur zu oft unter den unbequemsten Verhältnissen, die für den Fürsten noch besonders kopiert werden mußten, sind klassisch zu nennen und haben unsrer Kolonialpolitik in Westafrika damals die Wege gewiesen. Seine Vielseitigkeit hat immer am meisten mein Staunen und meine Bewunderung erregt. Nachtigal war durchaus kein trockener Fachmensch. Als Afrikaforscher, der als der erste Kunde von bisher gänzlich unbekannten, hermetisch verschlossenen Ländern nach Europa brachte, als Präsident der altbewährten Geographischen Gesellschaft in Berlin suchte er seinesgleichen, aber er war ebenso ein hinreißender Gesellschafter, ein causeur par excellence, für den die Frauen schwärmten. Sein ausdrucksvoller, intelligenter Kopf mit den klugen Augen und dem gewellten, vollen Haupthaar auf dem untersetzten, sehnigen Körper fiel überall auf, wo er sich zeigte. Die furchtbaren Strapazen, die er während seiner sechsjährigen Reise in Afrika nach Tibesti, wo er mit knapper Not dem Tode entrann, Bornu und Wadaï, Darfor und Kordofan erlitten hatte, waren in jeder Beziehung fast spurlos an ihm vorübergegangen. In nichts merkte man ihm an, daß er mehrere Jahre nur unter Wilden und Halbwilden gelebt hatte, dieses Leben hatte auf ihn nicht wie auf so viele andre Afrikareisende verderblich gewirkt, er ist immer und überall der feingebildete Mann geblieben, dessen Schild kein Flecken trübte. Geistreich und lebhaft in der Unterhaltung, war er auch im Tanzsaal mit schönen Frauen noch von jugendlichem Feuer durchglüht, mit der vollendeten Anmut des Weltmanns führte er dann seine Dame zur Quadrille, und als ein Beweis für den Zauber, der von seiner Persönlichkeit ausging, kann wohl gelten, daß die Damen Lissabons, wo Nachtigal sich circa 14 Tage vor seiner Abreise mit der

„Möwe“ nach Afrika aufgehalten hatte, beim Empfange seiner Todesnachricht weinten und Trauerkleider anlegten.

Geradezu rührend war seine Liebe für die Tiere, kein Tier konnte er leiden sehen, und seine Liebe ging so weit, daß er sogar Mücken und Fliegen, die in dem afrikanischen Klima eine wahre Plage der Menschheit sind, nicht tötete und denen, die es thun wollten, Vorwürfe machte. „Sie haben auch ein Recht zu leben,“ sagte er dann.

Durchaus loyal gesinnt, war er von einem berechtigten Selbstgefühl und dem edeln Ehrgeiz beseelt, der von jeher alle bedeutenden Männer ausgezeichnet hat und die Triebfeder ihrer Thaten gewesen ist. Charakterloses Strebertum war ihm in der Seele verhaßt. Er wußte, was er seiner Stellung schuldig war, verlangte aber auch ihre gebührende Achtung von jedermann und duldete keine Verletzung seiner Manneswürde. Als der König von Portugal, der den kolonialen Unternehmungen Deutschlands zuerst mit Mißtrauen begegnete, bei der ersten Audienz sowohl den deutschen Gesandten wie Nachtigal und die Offiziere des Schiffes mehrere Stunden hatte antichambrieren lassen, um sie darauf ziemlich kurz, mit der Zigarette in der linken Hand, abzufertigen, beschwerte er sich über diese Art des Empfanges beim Reichskanzler.

Von seinem persönlichen Mute hatte er schon während seiner langjährigen afrikanischen Forschungsreisen glänzende Proben abgelegt, Furcht kannte er nicht. Wie oft hatte er auch jetzt als der mutige Pionier bei den ersten deutschen Kolonialerwerbungen in Westafrika sein Leben in die Schanze geschlagen, wenn er, umgeben von wenigen Offizieren und einigen bewaffneten Mannschaften, im Brandungsboote durch zahlreiche, oft schwere Brecher hindurch an der Küste landete, um im Namen seines Kaisers Besitz von Gebieten zu ergreifen und die Flagge als sichtbares Zeichen der Erwerbung aufhissen zu lassen, inmitten einer oft mißtrauischen und feindseligen Bevölkerung. Aber auch auf diese schwarzen Völkerschaften machte das zielbewußte, energische Vorgehen dieser kraftvollen Persönlichkeit entschieden Eindruck, und ich bin überzeugt, daß der blutige Aufstand in Kamerun in den letzten Dezembertagen des Jahres 1884, der durch die Landungscorps von S. M. Schiffen „Bismarck“ und „Olga“ mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde, sehr wahrscheinlich nicht ausgebrochen wäre, wenn Nachtigal zur kritischen Stunde in Kamerun anwesend gewesen wäre. Anderweitige Aufträge hatten ihn während dieser Zeit nach dem südwestlichen Afrika gerufen, wo er nach einer höchst beschwerlichen achttägigen Reise auf Ochsenwagen von Angra Pequena nach Bethanien mit dem dort residierenden „Könige“ den Vertrag abschloß, durch den das Namaqualand mit dem Hafen Angra Pequena dem Deutschen Reiche als südwestafrikanisches Schutzgebiet einverleibt wurden.

Wenn ich auch durchaus der Meinung bin, daß das thatkräftige, zielbewußte Vorgehen des damaligen Contre-Admirals Knorr an Bord der Kreuzerfregatte „Bismarck“ von dem größten Vorteil für die ruhige Entwicklung der Kolonie Kamerun gewesen ist, war andrerseits die geschickte diplomatische Leitung, die in

den Händen Nachtigals lag, mindestens von demselben ersprießlichen Einfluß auf die neue Kolonie, der der Verstorbene zum Schaden für ihre gedeihliche Entwicklung viel zu früh entrissen wurde.

Schon krank, aber des Fiebers nicht achtend, das ihn befallen hatte, weil es leichterer Art war, folgte Nachtigal im April des Jahres 1885 einer Einladung der Firma Geiser in Lagos, die den Bau großer Quaianlagen im Hafen in Aussicht genommen hatte und sein Urteil darüber hören wollte. Durch eine unglückselige Verkettung widriger Umstände war Nachtigal eine Nacht im offenen Boote in sumpfigem Terrain vor Lagos geblieben, was der Grund zu seinem frühzeitigen Tode war. Er wurde von dem perniziösen Schwarzwasserfieber ergriffen, gegen das es keine Rettung giebt, was er als Arzt nur zu gut wußte. Nach kurzem Krankenlager, es waren nur drei Tage nach seiner Wiedereinschiffung auf der „Möwe", starb er am 21. April 1885 morgens um halb fünf Uhr, noch bis kurz vor seinem Tode bei vollem Bewußtsein. Ich hatte die Morgenwache, als gegen halb fünf Uhr der Schiffsarzt mich ersuchte, die Maschine stoppen zu lassen, um den ganz schwachen Herzschlag des Totkranken vernehmen zu können; wegen der starken Hitze war das ganze hintere Oberdeck vom Kreuzmast nach achtern als Krankenlager für Nachtigal hergerichtet worden. Tieferschüttert vernahm der Kommandant die Meldung des Arztes, daß das Herz dieses bedeutenden Mannes für immer zu schlagen aufgehört hatte. Fast bis zum letzten Augenblick im Besitz seiner Geisteskräfte, erlag er wie ein Held dieser furchtbaren Krankheit auf der Fahrt von Lagos nach Kap Palmas. Nur ein völliger Klimawechsel, wie Madeira zum Beispiel, hätte vielleicht noch Rettung bringen können, aber bei dem sehr schnellen Verlauf der tödlichen Krankheit hätte sehr wahrscheinlich auch durch die schnellste Fahrt eines modernen Kreuzers der Tod nicht verhindert werden können. Wie die ganze Schiffsbesatzung, vom Kommandanten bis zum letzten Matrosen, schmerzlich bewegt vor der Leiche dieses hochbedeutenden Mannes stand, so erregte die Trauerkunde in der ganzen gebildeten Welt das tiefste Mitgefühl, man fühlte, daß hier der Tod eine unersetzliche Lücke gerissen hatte. — Und nun welcher Hohn und welche Ironie des Schicksals! Als wir mit der Leiche Nachtigals am folgenden Tage vor Kap Palmas ankerten, mußte der Kommandant erst eine sehr unzweideutige Sprache führen, ehe der schwarze Gouverneur sich herbeiließ, ein Stück von der „geweihten Erde" des Landes herzugeben, um die Leiche zu begraben! Nachtigal wurde mit allen militärischen Ehren bestattet, und auf Befehl des Kommandanten war ich dazu ausersehen worden, die letzten Worte an seinem Grabe zu sprechen. So ehrenvoll auch der Auftrag war, schwer genug ist er mir geworden, ganz abgesehen von der furchtbaren Hitze, die auf den Trauerzug in dem schattenlosen Lande herniedersengte. — Schon im folgenden Jahre wurde Nachtigals Leiche von dieser nur durch die Not gebotenen, sonst seiner unwürdigen Stelle auf dem Kreuzer „Habicht" nach Kamerun, jener Kolonie übergeführt, mit der sein Name dauernd in den Annalen der Weltgeschichte verknüpft ist. Dort ruhen nun die sterblichen Ueberreste Gustav Nachtigals, und sein Denkmal dient dort den kommenden Geschlechtern zum

Gedächtnis und zur Nacheiferung. — Durch den viel zu frühen Tod des in so tragischer Weise im besten Mannesalter aus dem Leben Geschiedenen hat das deutsche Vaterland, die Wissenschaft und die ganze Menschheit einen unersetzlichen Verlust erlitten. Auch er konnte die Worte eines Größeren auf sich anwenden: „Patriae inserviendo consumor".

Ein ungedruckter Brief von Lothar Bucher aus dem Jahre 1866.

Von

Wilhelm Oncken (Gießen).

I. Buchers Abfall von der Engländerei.

Das junge Geschlecht, mit dem Lothar Bucher (geboren 25. Oktober 1817 in Neustettin) im Völkerfrühling des Jahres 1848 in die politische Arena trat, glaubte an die Unfehlbarkeit der Presse und an die Unfehlbarkeit des Parlaments. Das waren ja die beiden Lungen, mit denen der durch die Märzrevolution entfesselte politische Idealismus atmen gelernt hatte, erfüllt von der unerschütterlichen Zuversicht, daß, wie Hegels Schule lehrte, Denken und Sein ein und dasselbe sei, und daß ein Gesetz nur richtig erdacht und richtig gefaßt zu sein brauche, um sofort zu wirken wie ein schöpferisches Werde!, dem Menschen und Dinge sich widerstandlos zu unterwerfen hätten und auch wirklich unterwerfen würden.

Was an dieser Auffassung richtig war, das hat sich als Niederschlag einer langen Kette von Enttäuschungen schließlich geräuschlos festgelegt; was unrichtig daran war, das konnte damals nur in England gelernt werden dadurch, daß in dem klassischen Lande aller Freiheitslehren selbst ein geistvoller Kopf endlich einmal unterscheiden lernte zwischen der politischen Wirklichkeit und der politischen „Mythologie". Was der Junker Otto v. Bismarck-Schönhausen meinte, als er in seiner Rede vom 24. September 1849 (Horst Kohl: Die politischen Reden des Fürsten Bismarck I, 125) sagte: „Die Berufungen auf England sind unser Unglück" — das hat der jugendliche Abgeordnete Lothar Bucher damals nicht verstanden; denn er glaubte an England oder vielmehr an das angebliche, vermeintliche England, das sich der preußische Liberalismus in seinem Kampf um Recht und Macht als Waffe geschmiedet hatte. Wirklich verstehen hat er's erst gelernt, als er selber nach England kam und dort erwachte aus dem Traum der „Engländerei".

Das geschah aber keineswegs sogleich nach seiner Niederlassung in London im Jahre 1850. Denn in keinem andern Lande bleibt der Fremde so lange ein

Fremdling als gerade in England, und der Journalist macht davon keine Ausnahme. Die breite, großstädtische Oeffentlichkeit, in der er sich von Berufs wegen umtreibt, ist eine Welt für sich, die er nur unzulänglich versteht, solange er nicht auch die Welt kennt, in der der Engländer als solcher lebt. Zu dieser ist aber der Zutritt auch heute nicht leicht, noch schwerer war er damals für einen, der ohne alle geselligen Verbindungen dahin kam, die Sprache erst mühsam bemeistern und sich längere Zeit darauf beschränken mußte, aus englischen Zeitungen Auszüge für deutsche Leser zu machen, wie ein deutscher Flüchtling sie seinen demokratischen Gesinnungsgenossen in der Heimat zu schulden glaubte.

In dem Bekenntnis vom 12. April 1866, das wir weiter unten veröffentlichen werden, bezeichnet er das Jahr 1852 als die Epoche, da er anfing „einzusehen, sich zu gestehen, daß seine Vorstellungen von der englischen Verfassung und vom Parlamentswesen mythologische seien“. Die Feuilletons, die er seit 1850 unter dem Zeichen □ regelmäßig in der Nationalzeitung erscheinen ließ, und die allgemeines Aufsehen erregten durch die Fülle von Wissen und Witz, Geist und Beredsamkeit, mit der er Alltagseindrücke aus der Alltagsprosa herauszuheben verstand, ließen anfangs eine schärfer eindringende Kritik in das Staatsleben Englands um so weniger erkennen, als Bucher mit der Freihandelsrichtung der damaligen englischen Politik durchaus einverstanden war, während er freilich von dieser das politische „Manchestertum“ aufs schärfste unterschied und das Eindringen des letzteren in die deutsche Demokratie aufs lebhafteste beklagte. Immerhin beobachten wir schon in der ersten Sammlung seiner nichtpolitischen Feuilletons, die die erste Londoner Industrie-Ausstellung von 1851 zum Gegenstande hatten und nicht unter dem Quadratzeichen, sondern mit †† erschienen waren, unverkennbare Zeichen des beginnenden Zweifels an der Unübertrefflichkeit englischen Wesens. In seinem geistsprühenden Buch: „Kulturhistorische Skizzen aus der Industrie-Ausstellung aller Völker“ (Frankfurt a. M., Lizius' Verlag 1851) fällt uns sogleich in der Inhaltsangabe auf, daß als die „freien Völker“ die Amerikaner, Schweizer und Skandinavier, als „Völker, die weder zahm noch frei sind“, die Italiener, Spanier, Portugiesen und — Deutschen, als Völker aber, „die nicht frei sein wollen“, die Engländer, Franzosen und Belgier abgehandelt werden. Das die Engländer aber behandelnde Kapitel beginnt mit den Worten: „London, 22. August. Es ist auf dem Festlande ganz geläufig, Großbritannien als das Land der Freiheit zu bezeichnen. Wer aber die englischen Zustände nicht aus Kompendien oder Reisebeschreibungen, sondern von Angesicht zu Angesicht studiert, nicht wochen-, sondern jahrelang, nicht mit dem Wunsche, vorgefaßte Meinungen bestätigt zu finden, sondern die Wahrheit zu erkennen, dessen Gefühl wird sich sofort dagegen erklären, in der Gruppierung der Völker, wie wir sie hier versuchen, England neben Nordamerika und die Schweiz zu stellen. Mit dem Umstande, daß es in England eine Dame giebt, die Königin heißt, ist es nicht abgemacht, auch nicht mit einer Parallele zwischen der englischen und den schweizerischen und nordamerikanischen Verfassungen. Den Gegensatz völlig klar machen, hieße eine meines Wissens bis

Digitized by Google

jetzt noch ungelöste Aufgabe lösen: eine gute Naturgeschichte des Engländers schreiben."

Das planmäßige Studium des „Parlamentarismus wie er ist," hat Bucher erst im Jahre 1853 in Angriff genommen, als England, ohne zu wissen, wie ihm geschah, sich von Napoleon in den Krieg mit Rußland hineinziehen ließ. Da hier alles, aber auch alles ganz anders verlaufen war, als er sich's nach den mitgebrachten Vorstellungen vom souveränen Unterhause gedacht hatte, machte er seinem Befremden am 10. Oktober 1853 in der Bemerkung Luft: „Fast alles in England hat seine doppelte Geschichte: eine, die von den Dächern gepredigt, gedruckt, der Nachwelt überliefert und dereinst von Weltgeistpolitikern herrlich verarbeitet wird, und eine andre, die, wenigen bekannt, zuweilen später ans Licht kommt, vielleicht ganz verloren geht und wahr ist. Je länger man England studiert, desto mehr kommt man zu der Ansicht, daß trotz aller Oeffentlichkeit, all des Redens, Druckens und Lesens die Wahrheit hier mehr verschleiert ist als anderswo." (v. Poschinger, Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke I. Berlin 1890, S. 207.)

Angesichts der Rätsel der Weltpolitik Englands, über die er sich aus Anlaß des Russenkrieges den Kopf zerbrochen hatte, legt er sich die Frage vor: Wer macht eigentlich in England die auswärtige Politik? und schreibt eine Ausführung nieder, die wir später als § 1 des 8. Kapitels seines berühmten Werkes: „Der Parlamentarismus wie er ist" (erschienen Anfang 1855 zum ersten-, 1881 bei Krabbe in Stuttgart zum zweitenmal) wiederfinden, und die mit den Worten beginnt: „Wer leitet in England die auswärtige Politik? Noch vor einem Jahre konnte man sich mit der Frage lächerlich machen. Im Lande des Parlamentarismus leitete natürlich das Parlament die auswärtige Politik. Das lag ja im Begriff. Heute ist die Frage an der Tagesordnung: Wer mag es sein? Clarendon, der den Namen dazu hergiebt, oder Aberdeen, nach dem die englische Politik das eine Mal, oder Palmerston, nach dem sie das andre Mal aussieht? Ist es die Königin oder Prinz Albert, Metternich oder Louis Napoleon? Wir wissen es nicht; nirgends versteht man es so gut, das Geheimnis zu bewahren, wie im Lande des Parlamentarismus; absolute Regierungen haben um Auskunft gebeten, wie man es nur mache. Aber das wissen wir aus den Erfahrungen des letzten Jahres, daß das Parlament nicht die auswärtige Politik bestimmt. Es kann sie auch nicht bestimmen, aus formellen und materiellen Gründen."

Jeder Zeitungsleser kennt das Recht der Zwischenfrage (Interpellation) als eine der wirksamsten Waffen jedes Parlaments und betrachtet sein bloßes Dasein als eine handfeste Bürgschaft des Rechts der Oeffentlichkeit, das die Briten schütze gegen solche Geheimniskrämerei, wie sie festländische Regierungen gegenüber ihren Ständekammern ausüben. Der Laie weiß aber nicht, wie das Fragerecht des Parlaments in England entwaffnet, ja verhöhnt wird durch das Verschweigungsrecht der Regierung, die ja nur deshalb Regierung ist, weil sie die unbedingte Mehrheit des Unterhauses für sich und deshalb innerhalb des Hauses unerbittliche Richter nicht zu fürchten hat. Wie die Regierung mit dem

Parlament in auswärtigen Angelegenheiten umzuspringen pflegt, hat Lothar Bucher zuerst an der Quelle aufmerksam verfolgt. Wie gestaltet sich da der Geschäftsbetrieb in Wirklichkeit? Der Minister des Auswärtigen knüpft im tiefsten Geheimnis, das heißt hinter dem Rücken von Presse und Parlament, Verhandlungen an, erteilt Weisungen an Gesandte und Admirale und zeichnet Punktationen, von denen Presse und Parlament nichts erfahren. Nach einiger Zeit wird vom Ausland her etwas ruchbar; jemand fordert Auskunft und interpelliert. Der Minister spricht allerlei, aber er sagt nichts; je nach Temperament, Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit gebraucht er diese oder jene Ausrede, um die Auskunft zu verweigern, aber er giebt sie nie. Der eine beruft sich auf „höhere Pflichten", auf seine „Verantwortlichkeit", auf das Interesse des Dienstes. Die Sache „schwebt", so lautet das gebräuchlichste Zauberwort. „Der diplomatische Hexenkessel kocht, die Massen sind im Fluß, das Gold ist beinahe fertig: ein vorzeitiges Wort, ein profaner Blick — und alles wäre verdorben, der Stein der Weisen würde zu Kohle. Hohes Haus bebt in abergläubischem Schauder zurück und ergiebt sich in seine Unwissenheit." Eine wahre Posse führt in solchem Fall Lord Palmerston auf. Er springt mit einer Behendigkeit auf, als habe er die Interpellation gar nicht erwarten können. Er ist „äußerst glücklich, ja dankbar, daß ein ehrenwerter Freund, wenn er diesen so nennen darf — ehrenwerter Freund, in der Regel ein junges Mitglied, errötet —, die Sache vor das Haus gebracht, dem alle Diener Ihrer Majestät verantwortlich, dem nichts zu groß und nichts zu klein, dessen Weisheit die Geschicke Englands leitet." Er „beeilt sich mit Vergnügen die vollständigste Auskunft zu geben, und er sagt entweder eine faktische Unrichtigkeit oder einen sorgfältig erwogenen Doppelsinn oder eine Abgeschmacktheit oder eine Insolenz." So geht es zu, daß das Parlament von England nicht nur die auswärtige Politik nicht leitet, sondern trotz seiner ausdrücklichen Anfragen nicht einmal etwas von dem erfährt, was zu verhängnisvollen Verpflichtungen, zu Kriegen und unabsehbaren Verwicklungen führen muß, ohne Wissen oder gar Mitwirkung des hohen Hauses.

Aber die „Blaubücher" mit ihren „diplomatischen Mitteilungen" und die freie Presse, die in alle Geheimnisse eindringt und alles Verborgene enthüllt? Auch von diesen Hilfsmitteln, die sonst der Oeffentlichkeit dienen, weist Bucher an Beispielen nach, wie sie gleichfalls dem Dienstgeheimnis der Regierung und der Unterdrückung der Wahrheit, statt ihrer Entdeckung, dienstbar gemacht werden.

Ueber die Auswahl dessen, was von wichtigen Fragen in ein „Blaubuch" eigentlich gehöre, sagte Palmerston schon am 17. März 1837: „Wenn die Papiere sich auf eine noch schwebende Sache beziehen, so wäre ihre Vorlegung gefährlich; wenn sie aber eine abgemachte Sache betreffen, wäre sie offenbar zwecklos," das heißt, in die Blaubücher kommt überhaupt nichts, was irgend welche Bedeutung hat, und wenn durchaus etwas gebracht werden soll, muß es Worte, Worte, nichts als Worte enthalten, aber niemals Thatsachen, aus denen wirklich etwas zu lernen wäre. Um die Neugier des Parlaments und der Presse mit bedrucktem Papier sogenannter „Blaubücher" abzuspeisen, hat die englische

Diplomatie die „ostensiblen", das heißt zum Vorzeigen bestimmten Depeschen erfunden, die bloß für das Parlament, bloß für die Blaubücher geschrieben, im diplomatischen Geschäft aber gar nicht zur Verwendung gekommen sind, weil sie eben keinen Inhalt haben. Von diesem Sachverhalt, der den archivalischen Erforschern der diplomatischen Zeitgeschichte wohl bekannt ist, hat die öffentliche Meinung Deutschlands zuerst durch Buchers Werk: „Der Parlamentarismus wie er ist" (S. 196 ff.), dann aber durch den Grafen Bismarck Kenntnis erhalten, als am 22. April 1869 im Norddeutschen Reichstag der Abgeordnete Twesten auf die diplomatischen Mitteilungen hinwies, die „unter dem Namen ‚Blaubücher' in England und neuerdings unter den verschiedenen Regenbogenfarben in allen Ländern bis zur Türkei hin üblich geworden seien" und ähnliche Mitteilungen diplomatischen Inhalts auch für den Reichstag des Norddeutschen Bundes verlangte. Da deckte Graf Bismarck den Schwindel auf, der hinter dieser „doppelten Buchführung" laure, und bat, wie bisher, ihn auch fernerhin zu verschonen mit dieser Erhöhung seiner Arbeitslast. Er würde sonst genötigt sein, über denselben Gegenstand zweierlei Depeschen zu schreiben, einmal solche, die wirklich in der Diplomatie ihre praktische Geltung haben sollten, und dann solche, die er „beabsichtige zu veröffentlichen" und ohne diese Absicht gar nicht zu schreiben hätte. Wenn aber der Reichstag durchaus darauf bestehe, dann wolle er versuchen, für das nächste Jahr „etwas Unschädliches zusammenzustellen", eine Zusage, die der Reichstag mit „großer Heiterkeit" aufnahm.

Aber die Presse, die „Times", das Weltblatt, das alles weiß und alles wissen muß, um mit solch olympischer Ueberlegenheit über alles und noch einiges mehr Tag für Tag seine Orakel abzugeben? Ueber eben diese „Times" fällt Bucher auf Grund jahrelangen täglichen Studiums in seinem Buch über den Parlamentarismus (S. 241/42) das Urteil: „Wir versuchen nicht zu sagen, was die Politik der ‚Times' ist. Wir begnügen uns mit einigen Thatsachen aus Hunderten, zum Beweise, daß sie das alles nicht ist, für was man sie auszugeben pflegt. Die ‚Times' hat nicht die Politik, ihren Lesern die möglichst vollständige Information zu geben. — Ihre Politik ist nicht immer englisch. Denn sie hat systematisch die Sachlage der dänischen Frage und die Interessen Englands verdunkelt. Sie hat nicht ein politisches Prinzip, denn in jeder Frage widerlegt sie sich längstens binnen Jahresfrist selbst. Sie hat das Prinzip Geld zu machen. Was man sonst an ihr entdeckt haben will, hält nicht die geringste Prüfung an den Thatsachen aus, ist purer Aberglaube."

Dies alles ist nicht Zufall und auch nicht Schuld bestimmter Leute aus bestimmten Parteien, sondern unvermeidlich bei einer parlamentarischen Adelsrepublik, die die große Politik einer Weltmacht nur treiben kann, wenn sie den diplomatischen Geschäftsbetrieb genau so monarchisch einrichtet, wie er bei einer wirklichen Monarchie eingerichtet ist, also den Parlamentarismus auf diesem Gebiet durchaus verleugnet und deren leitende Männer auch stets den Humor gefunden haben, sich bei unbequemen Zwischenfragen mit Aeußerungen herauszuhelfen, die an die bekannte Lustspielscene erinnern, in der allen

Beteiligten der Gedanke auf der Zunge schwebt: „Wen täuscht man hier? Wir sind ja alle eingeweiht in das Geheimnis.“

Das ist denn auch der Grundgedanke seines Schlußwortes über die bare Unmöglichkeit, mit dem reinen Parlamentarismus auswärtige Politik zu treiben, wenn er sich in den geradezu prophetischen Worten zusammenfaßt: „Man wird zugeben müssen, daß die Kenntnis der Details, der politischen und diplomatischen Geschichte, der Statistik im weitesten Sinne des Wortes, die Kenntnis der Zustände fremder Völker, das Verständnis fremder Zivilisationen, die glückliche Verbindung von weitem Blick und feiner Beobachtung, das zweite Gesicht, das die Zukunft im Spiegel der Vergangenheit sieht, die Menschenkenntnis, die Ruhe und die Entschlossenheit, daß das ganze Ensemble von Fähigkeiten, das in jedem Jahrhundert zwei oder drei große Staatsmänner bildet und das für eine ehrliche wie für eine unehrliche Politik gleich sehr erfordert wird, weder in einer Menge von einzelnen Individuen noch in ihrem unorganisierten, mystischen oder epidemischen Zusammenwirken stecken kann.“ (Parlamentarismus S. 260.)

Wer diese Worte Buchers aus dem Jahre 1854/55 kennt, der begreift den Enthusiasmus, mit dem er sich dem Grafen Bismarck hingegeben hat, nachdem er ihn als seinen Chef bei der Arbeit am Neubau des Vaterlandes bewundern und lieben gelernt hatte. Im Dezember 1864 war er in den auswärtigen Dienst des Ministeriums Bismarck getreten, und im Jahr darauf schrieb er seinem Bruder Bruno: „Der Chef ist ein genialer Mensch, für den man sich gern totarbeiten würde.“ Und ein andermal sagte er: „Ich hätte nie geglaubt, daß es einen solchen Menschen, wie mein Chef ist, überhaupt geben könnte.“

Man sieht, Bismarck war für Bucher eine Ueberraschung; nicht so war er's für Bismarck.

Fürst Bismarck hat mir in Friedrichsruh wiederholt erzählt, daß er die □-Artikel Buchers in der Nationalzeitung viele Jahre lang regelmäßig gelesen, daß er dessen Abfall von der „Engländerei“, seine Umkehr vom Radikalismus der Demokratie mit warmer Freude beobachtet habe und als Minister fest entschlossen gewesen sei, diese ausgezeichnete Feder, sobald sie irgend zu erlangen war, in seinen Dienst zu ziehen.

Wie das dann zugegangen ist, lesen wir eben in den Lebenserinnerungen von Robert v. Keudell (Fürst und Fürstin Bismarck, Erinnerungen aus den Jahren 1846—1872 von Robert v. Keudell, Berlin und Stuttgart 1901, S. 175 ff.), der damals vortragender Rat im Auswärtigen Amte war und in dieser Eigenschaft alle Personalien zu bearbeiten hatte. Im November 1864 war ihm mitgeteilt worden, daß Lothar Bucher unter dem Schutze der am 13. Januar 1861 von König Wilhelm erlassenen Amnestie in die Heimat zurückgekehrt sei, im Wolffschen Depeschenbureau zu Berlin in einer seiner nicht würdigen Stellung sein Brot erwerbe und vielleicht für den auswärtigen Dienst zu gewinnen sein würde. Keudell kannte Bucher nicht persönlich, desto besser seine □-Artikel in der Nationalzeitung, seine Feuilletons über die beiden Weltausstellungen, von 1851

in London und von 1855 in Paris, und seinen „Parlamentarismus wie er ist"; er hielt dem Grafen Bismarck Vortrag über seine Lage und über die Dienste, die von ihm erwartet werden dürften, und der Minister sagte: „Bucher ist eine ganz ungewöhnliche Kraft. Ich würde mich freuen, wenn wir ihn gewinnen könnten. Im Abgeordnetenhause habe ich manchmal seinen hohen, schmalen Schädel betrachtet und mir gesagt: der Mann gehört ja gar nicht in die Gesellschaft von Dickköpfen, bei denen er jetzt sitzt; er wird wohl einmal zu uns kommen. Seine litterarische Thätigkeit habe ich mit Interesse verfolgt. Nun kann man allerdings nicht wissen, wie weit seine Entwicklung jetzt gediehen ist; aber ich halte nicht für gefährlich, ihn in unsre Karten sehen zu lassen. Wir kochen alle mit Wasser, und das meiste, was geschieht oder geschehen soll, wird gedruckt. Gesetzt den Fall, er käme als fanatischer Demokrat zu uns, um sich wie ein Wurm in das Staatsgebäude einzubohren und das Ganze in die Luft zu sprengen, so würde er bald einsehen, daß nur er selbst bei dem Versuche zu Grunde gehen müßte. Bliebe die Möglichkeit, daß Bucher kleine Geheimnisse um kleiner Vorteile willen verriete; solcher Gemeinheit aber halte ich ihn für unfähig. Sprechen Sie mit ihm, ohne nach seinem Glaubensbekenntnis zu fragen; mich interessiert nur, ob er kommen will."

Diesen höchst charakteristischen Worten seines großen Chefs fügt Keudell hinzu: „Er kam gern, wurde beeidigt und in die politische Abteilung eingeführt."

Am 1. Dezember 1864 begann Buchers dienstliche Laufbahn im Auswärtigen Amt, dem er seit vierzehn Monaten angehörte, als er einem alten Jugendfreunde in einem langen Briefe vom 12. April 1866 in Gestalt eines guten Rates das Selbstbekenntnis ablegte, das wir jetzt lesen werden.

II. Das Bekenntnis vom 12. April 1866.

Der Empfänger des Briefes, der hier der Oeffentlichkeit übergeben wird, hieß Wilhelm Ehrenthal, über dessen Lebensgang die nachfolgenden kurzen Angaben willkommen sein werden.

Wilhelm Ehrenthal wurde am 8. August 1818 in Köslin als der Sohn evangelischer Eltern geboren. Er studierte 1837—1840 in Berlin und Heidelberg Rechts- und Kameralwissenschaften und trat dann als Auskultator zu Köslin in den Staatsdienst. Später zum Verwaltungsfache übergetreten, wurde er 1848 Regierungsassessor und 1858 in Trier Regierungsrat. Als solcher wirkte er in Marienwerder von 1861 bis 1881. Im Jahre 1881 wurde er als Verwaltungsgerichtsdirektor nach Liegnitz versetzt. Hier starb er am 20. September 1895, 77 Jahre alt, noch im Staatsdienste, als der älteste preußische Verwaltungsbeamte.

Eine ganz besondere Freude war es ihm, daß die Bewohner des Dorfes „Ostrower Kämpe" ihre Ortschaft aus freien Stücken nach ihm in Ehrenthal umtauften. Dies war der Dank dafür, daß auf sein Betreiben das Dorf durch einen starken Deich vor den Ueberschwemmungen der Weichsel geschützt worden war. So blieb sein Name der Landschaft erhalten, in der er so lange gewirkt

und durch sein mildes und humorvolles Wesen sich so viele Herzen gewonnen hatte. Auch ein Regierungsdampfer auf der Weichsel trägt seinen Namen.

Seine litterarischen Veröffentlichungen sind: Die Uebersetzungen der Odyssee und der Ilias (Bibliographisches Institut, Leipzig 1865 und 1878), „Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung“ (Brockhaus, Leipzig 1871), ein Werkchen, das in kurzer Zeit 7 Auflagen erlebte und der Deutschen Invalidenstiftung eine namhafte Summe einbrachte, und zwei kleine Dichtungen im homerischen Versmaße, die aus einer Vereinigung seiner amtlichen Thätigkeit mit seinen homerischen Studien hervorgingen: „Deichbeschauliche Epistel von der Weichsel“ und „Odysseus bei den Reskriptophagen“ (beide bei Kanter in Marienwerder 1875 und 1880 erschienen).

Zum Verständnis des unten folgenden Briefes sei hier noch bemerkt, daß Wilhelm Ehrenthal in der Konfliktszeit sich in Marienwerder als liberaler Wahlmann aufstellen ließ, und daß ihm, der als Regierungsrat zu den politischen Beamten gehörte, dies schwer verübelt worden ist. Seine späteren Klagen über Zurücksetzung hatten hierin ihren Grund.

Die Freundschaft mit Lothar Bucher stammte aus der Schulzeit her, die beide in Köslin als Schüler des dortigen Gymnasiums verlebt haben, an dem Buchers Vater Professor und Prorektor war. Eben daher stammt ohne Zweifel auch der Name „Schweinemärktler“; ob aber von einem Schweinemarkt, an dem vielleicht die Wohnhäuser der beiden Familien gestanden haben, oder von einer Schülerverbindung, die dort ihr Hauptquartier gehabt hat, vermag ich nicht zu sagen.

Berlin (Schöneberger Ufer 31), 12. April 1866.

Lieber Ehrenthal!

„Deine Cousine Krokisia[1]) ist heute so liebenswürdig gewesen, mir Deinen Brief vom 25. Oktober nebst Anlage zu übergeben. Du siehst, daß ich keine Zeit verliere, den Verdacht abzulehnen, den Du gegen sie ausgesprochen hast, ich hätte Dich vergessen. Ich thue das nicht nur dadurch, daß ich Dir sofort für Dein Geschenk herzlich danke, das nach und nach beim Kaffee, den ich regelmäßig in einem Garten schlürfe, genossen werden soll, sondern auch dadurch, daß ich das Wort ‚Umwandlung politischer Ueberzeugungen‘, das in Deinem Briefe vorkommt, aufnehme, nicht um mich zu verteidigen — das thue ich nie —, sondern um Dir aus voller Ueberzeugung einen Rat zu geben, einen Dienst zu leisten.

Freilich haben meine politischen Ueberzeugungen eine große Wandelung erfahren seit 1852, seit dem Moment, wo ich einzusehen, mir zu gestehen anfing, daß meine Vorstellungen von der englischen Verfassung und dem Parlamentswesen mythologische seien (wie ich sie oft genannt habe). Der Gang meiner Entwicklung liegt vor der Welt in meinen Korrespondenzen; ich habe nie etwas geschrieben, was ich in dem Augenblick nicht für richtig hielt. Was ich 1860

[1]) Eine Verwandte des Namens Krokisius.

geschrieben und was 1852, ist häufig nicht in Uebereinstimmung; aber ich gehöre nicht zu den Menschen, die in den Windeln fix und fertig sind; ich würde mich schämen, die unvergleichliche Gelegenheit zum Lernen, die mir geboten war, nicht benutzt zu haben, um die ‚Ueberzeugungstreue' nicht zu gefährden, die oft nur ein Euphemismus für geistige Faulheit ist. Wenn Du meiner politischen Schreiberei eine ebenso freundliche Erinnerung bewahrt hättest wie meinen Feuilletons, so würdest Du begreifen, daß ein Mensch, der zehn Jahre lang den englischen Parlamentarismus studiert, seziert und analysiert hat, für die Karikatur desselben, die die Fortschrittspartei aufführt, nur ein Lächeln hat.

Ich wünschte, Du würdest und möchtest einen ähnlichen Kursus durchmachen. Der erste Schritt dazu ist, daß Du Dich von der Knechtschaft Deiner einen Zeitung losmachst, wie ich annehme, der Nationalzeitung. Wer eine Zeitung liest, ist der geistig Leibeigne von zwei oder drei sehr gewöhnlichen, häufig sehr kleinen, sehr kleinlichen, jedes politischen Verständnisses, jedes politischen Wissens, jeder politischen Kunst ledigen Menschen. Bei einer gewissen Zeitung z. B. sind die drei Redakteure drei verunglückte Schulmeister. Der Leser einer Zeitung ist leibeigen nicht nur in betreff des Urteils, das er durch den täglichen Genuß verfälschter Speisen verliert, sondern auch in betreff der Thatsachen. Er erfährt nur, was sein Redakteur ihn will wissen lassen. Sehr Wichtiges wird ganz unterschlagen, andres wird in den Schatten gestellt, namentlich alles, was der Weisheit des Herrn Redakteurs ins Gesicht schlägt. Hat er, selbst im Irrtum, seine Leser zu demselben Irrtum verführt, so ist es ein Lebensinteresse für ihn, alles zu verheimlichen, was die Leser auf andre Gedanken bringen könnte; sie würden ja an seiner Gottähnlichkeit irre! Befreie Dich von der Knechtschaft der Dirne Oeffentliche Meinung!

Ein Weg dazu ist, zwei Zeitungen von entgegengesetzter Farbe zu lesen, etwa noch die Norddeutsche Allgemeine. Von Dir fürchte ich nicht, dieselbe Antwort zu erhalten, die ich leider von sonst sehr verständigen Freunden gehört habe: Nein, das macht mich irre. Sollte Dir aber diese doppelte Lektüre zu zeitraubend oder sonst nicht thunlich sein, so lies ein Vierteljahr lang gar keine Zeitung, höchstens die telegraphischen Depeschen, die für alle Zeitungen als Ware eingerichtet sein müssen und die keine Zeitung unterschlägt aus kommerzieller Eifersucht gegen die andern. Die großen Thatsachen erfährst Du jedenfalls, und sie treten unvermittelt an Dich. Vermeide auch jedes politische Gespräch. Nimm die Thatsachen auf wie eine Speise und warte ab, welchen Chylus sie in Deinem Geist erzeugen werden. Hast Du doch das Bedürfnis, Dich mit Politik zu beschäftigen, was ich mit Rücksicht auf Homer, die Deiche und die fünf Oelzweige darin für wahrscheinlich halte, so lies ein älteres gutes Werk über Spezialgeschichte (nicht Sybel, Mommsen et hoc genus omne, die alle Tendenzler sind), wohl aber Ranke. Nicht genug kann ich Dir empfehlen Carlyles Geschichte der französischen Revolution (leider soll die deutsche Uebersetzung miserabel sein). Lies meinetwegen in Rotteck und Welcker den Artikel Budget und mache die Anwendung davon auf die Ausführung des Gesetzes vom 3. September 1814.

Lies Goethes prosaische Aphorismen z. B. (ich citiere nach der Ausgabe in 40 Bänden) Bd. III, S. 177 (S. 187 Ausgabe 1840):

„Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal sein. Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal sein, denn der hat einen ganz andern Auftrag. Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen und diese sind das lebendige Gemüt. Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht. Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maßstab halte man, was man tagtäglich hört."

Seite 143 (S. 153 Ausgabe 1840): „Ganze, Halb- und Viertelsirrtümer sind gar schwer und mühsam zurechtzulegen, zu sichten und das Wahre daran dorthin zu stellen, wohin es gehört."

Seite 149 (159): „Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen schweren Stand."

Und vor allen Dingen, wenn Dir jemand ein Urteil abverlangt über eine Sache, die Du nicht genau kennst, nicht ganz verstehst, so habe den Mut zu sagen: ich weiß es nicht, ich habe die Sache nicht genug studiert, haben Sie? Wenn Du das ein Vierteljahr, besser noch ein Jahr fortgesetzt, da wirst Du Dich geistig gesundet fühlen, wie nach einer Wasserkur.

Um der Krisis zu Hilfe zu kommen, beachte dies:

Es herrschen immer nur reale Mächte; das Lehenswesen, als es noch Leben hatte; die absolute Monarchie mit ihren Beamten (zum Beispiel Regierungsräten) und Soldaten; der Pflasterstein und die Pike; nie der Paragraph und das Parlamentsgeschwätz. Wenn die Fortschrittspartei an die Regierung käme, so würde der Geldsack regieren und euch Idealisten ausbeuten und im stillen auslachen. Es würde eine Zeit der scheußlichsten Barbarei anbrechen, weil man alle Mittel der Kultur für den Schachermachai verwenden würde. Du hast wahrscheinlich nie mit reicher Bourgeoisie verkehrt, ich viel, ich kenne sie. Kümmere Dich ein bißchen darum, wie es in Aktiengesellschaften zugeht, und denke Dir den Staat als Aktiengesellschaft behandelt.

Du sprichst von Zurücksetzungen, unter denen Du leidest, und fragst, ob ich diese Regierungskunst billige. Ich besinne mich nicht einen Augenblick, zu erklären, daß ich die Opfer bedaure, aber absolut nicht einsehe, wie eine Regierung es anders machen soll. Jede macht es so, wird es, muß es so machen. In England haben die königlichen Verwaltungsbeamten nicht einmal Stimmrecht, geschweige dürfen sie im Parlament sitzen; die Richter sind nicht wählbar, die Chefs der Verwaltungszweige wechseln mit dem Ministerium. Das letztere ist auch in Amerika so. In Frankreich unter Louis Philipp die Inkompatibilität. Die Fortschrittspartei würde es ebenso machen, nur schlimmer. Was von den Gentlemen, die uns jetzt regieren, sine ira et studio als ein Gebot der politischen Notwendigkeit geschieht, das würde mit dem persönlichen Haß kleiner Seelen

betrieben werden. Als ich im Herbst 1864 ins Ministerium getreten war, sagte in einer Gesellschaft ein Fortschrittsführer, der seit drei Jahren sehr berühmt ist und den wahrscheinlich in drei Jahren kein Mensch mehr kennen wird: „Was der Bucher für einen dummen Streich gemacht hat. Wenn wir daran sind, entlassen wir ihn natürlich sofort.“ Warum mich entlassen? Ich hatte mich seit 1860 von aller Politik ferngehalten, hatte Feuilletons geschrieben und einem dicken Bourgeois seinen Schachermachai gemacht, hatte nie zur Fortschrittspartei gehört.

Es fällt mir nicht ein, Dir zuzumuten, daß Du gegen Deine Ueberzeugung für das Ministerium stimmen mögest. Aber ich habe viel Zuversicht, daß, wenn Du die vorgeschlagene Kur durchgemacht hast, Du Deine gegenwärtige Ueberzeugung wie eine abgestreifte Haut neben Dir sehen wirst. Es thut mir in der Seele weh, zu denken, daß Du einem Irrtum in Dir und einer Clique von Intriganten und Exploiteuren außer Dir Dein Wohlergehen zum Opfer bringst. Ich hoffe, Du nimmst diese Epistel so freundlich auf, wie sie gemeint ist. Natürlich ist sie nur für Dich. Ich vertrete, was darin steht; aber wozu der Zeitungsskandal, der unausbleiblich entstehen würde, wenn Du dies Blatt aus den Händen gäbest. Die Parteileidenschaft macht die Leute zu Meuchelmördern. Es liegt auch in Deinem Interesse, zu schweigen; denn wenn man erfährt, daß Du mit mir im Verkehr stehst, wird man Dir einen Teil des Dreckes auf den Pelz werfen, mit dem man mich oder meinen aus neun Bogen bestehenden Schild bombardiert. Beiläufig, glaube nicht eine Silbe von dem, was die Zeitungen über mich sagen: es ist alles gelogen, geht alles von einem gewissen Fortschrittsmann aus, der sich ärgert, daß er nicht auch Legationsrat ist.

Politisch etwas klüger geworden seit 1840, übrigens unverändert

Dein Schweinemärktler

Bucher.“

Charakteristische Merkmale der Kriegführung Friedrichs des Großen, Napoleons und Moltkes.

Von

Rittmeister **v. Witzleben.**

Die großen und gewaltigen Kriegsthaten sind zu allen Zeiten mehr durch die hohen geistigen Eigenschaften der in ihnen auftretenden und wirkenden Feldherren, als durch den inneren Wert der von diesen befehligten Heere entschieden worden. Wo der Feldherr es verstand, das „Wagen mit dem Wägen“ in harmonischen Einklang zu bringen, wo er die Kraft und die Macht besaß, in

den Stunden der Gefahr die Massen nach seinem Willen zu lenken und diesen Willen mit Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen, dem Ehrgeiz und der Liebe zum Ruhm, mit Thatendrang und Tapferkeit zu paaren, hat er auch allezeit große und entscheidende Erfolge davonzutragen vermocht. So finden wir diese Charaktereigenschaften auch fast sämtlich bei den drei größten Feldherren des letzten Jahrhunderts verkörpert, und wir lernen erkennen, wie sie durch letztere grade befähigt wurden, die glänzendsten Thaten, welche die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat, zu ersinnen und zu vollbringen. Die gleichen Charaktereigenschaften mußten naturgemäß dazu führen, auch der Kriegführung dieser drei größten Feldherren, Friedrichs II., Napoleons I. und Moltkes, im großen und allgemeinen den Stempel der Gleichartigkeit aufzudrücken, was aber nicht hindern konnte, daß in den Einzelheiten sich Verschiedenheiten bemerkbar machten, die durch die veränderten Zeitumstände, unter denen die drei Heroen aufzutreten hatten, bedingt waren. Denn die Kriegführung wird in jeder einzelnen Periode des Völkerlebens durch eine Menge zusammenwirkender Elemente bestimmt, von denen auch der genialste Feldherr bei der Abfassung und Ausführung seiner Entwürfe abhängig bleibt.

Diese Elemente bestehen in dem Zustande der jedesmaligen Waffentechnik und in den von dieser wiederum bedingten taktischen Formen, in der Erweiterung und Vervollkommung der Verkehrsmittel, in dem Nationalreichtum und in der Entwicklung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse, in der Gesamtheit der staatlichen Einrichtungen und der gesellschaftlichen Zustände, sowie in den für Ersatz und Organisation der Heere geltenden Grundsätzen.

Alle diese Grundsätze, die die Kriegführung bestimmen, sind dem beständigen Wechsel unterworfen, und so ist es natürlich, daß auch jede geschichtliche Kriegsperiode ihren bestimmt ausgeprägten, eigentümlichen Charakter trägt und ihre eigne Kriegsweise entwickelt. Die Feldzüge Friedrichs II., Napoleons I. und Moltkes geben uns hierfür den schlagenden Beweis.

Gehen wir auf die charakteristischen Merkmale in der Kriegführung dieser drei Feldherren näher ein, so sehen wir, daß sie sämtlich von dem Grundsatz ausgingen, stets, wo die Verhältnisse es nur irgend erlaubten, die Offensive zu ergreifen, das feindliche Heer als das eigentliche Angriffsobjekt aufzusuchen und durch Vernichtung desselben in einer Entscheidungsschlacht den Endzweck des Krieges zu erreichen.

Friedrich II. hatte allein unter allen seinen Zeitgenossen die tiefgehende Wahrheit dieses Grundsatzes erkannt und sich durch die Macht des eignen Geistes zu der darin gegebenen Ansicht von dem wirklichen Wesen des Krieges und der Kriegführung erhoben. Der große König wußte im Gegensatz zu allen andern Heerführern der damaligen Zeit klar und bestimmt zu erkennen, daß die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte das allein Entscheidende im Kampfe ist, und daß daher für den, der die Entscheidung sucht, das feindliche Heer das unmittelbare Angriffsobjekt sein muß. Er wußte, daß jeder nur durch strategische Manöver gewonnene Vorteil, wie ihn seine Gegner anstrebten, nur ein die

wirkliche Entscheidung einleitender und vorbereitender sein kann, der nur so lange Zeit Geltung behält, als der Gegner selbst nicht zu einem Entscheidungskampf schreitet.

Und mit dem Plane, die feindliche Armee als das eigentliche Angriffsobjekt aufzusuchen, stand auch in unmittelbarem Zusammenhang die Thatsache, daß alle Schlachten Friedrichs des Großen auf Entscheidungsschlachten angelegt waren, mit Ausnahme derjenigen natürlich, die sich aus einem zufälligen Zusammentreffen, wie bei Lowositz und Liegnitz, oder aus einem Ueberfall, wie bei Hochkirch, entwickelten. Das trat ganz besonders in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges und vor allen Dingen bei Prag, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf und Torgau hervor, in denen es jedesmal auf die vollständige Zertrümmerung des feindlichen Heeres abgesehen war.

Friedrich II. stand auch in dieser Beziehung hoch über seiner Zeit und überragte auch darin Napoleon, in dessen Dispositionen zur Schlacht die Absicht der Zertrümmerung der feindlichen Armee nicht immer von Anfang an so klar ausgesprochen war.

Napoleon hatte sich die Lehre von dem Vorteil der Vorhand und der Initiative in gleicher Weise nutzbar zu machen gesucht, und alle seine Feldzugspläne waren somit auf die strategische Offensive basiert. Napoleon wurde dabei in viel höherem Grade durch die politischen, militärischen und volkswirtschaftlichen Zustände seiner Zeit unterstützt, als solches bei Friedrich dem Großen der Fall war. Während Friedrich noch an die engbegrenzte Kriegführung seiner Zeit, an das ängstliche Festhalten der Magazinverpflegung, an das strikte Anlehnen an die Etappenlinien ꝛc. gebunden war und der Hauptsache nach nur angeworbene Truppen zur Disposition hatte, konnte Napoleon, der vollständig neue Verhältnisse im Staaten- und Völkerrecht vorfand, und der über ein Nationalheer befehligte, sich viel freier rühren und viel rücksichtsloser verfahren. Das neu eingeführte Requisitionssystem bedingte nicht mehr das vorsichtige Festhalten an den großen Heeresstraßen, das Beziehen von Winterquartieren war nicht mehr an der Tagesordnung, und kühn konnte sich Napoleon, der nur stets für seinen persönlichen Ehrgeiz und Ruhm und für sein persönliches Geschick, nicht für das eines angestammten Königshauses und des Gesamtvaterlandes einzustehen hatte, über eine Menge von Schranken hinwegsetzen, die Friedrich in seiner Kriegführung gezogen waren. Die Energie, mit der Napoleon die Vorbereitungen zum Kriege traf, Neuorganisationen schuf, sich die Initiative sicherte und den Krieg in Feindesland trug, das Geschick und die Umsicht, mit denen er die großen Heeressäulen in Bewegung setzte und die auf dem Marsche getrennten Kolonnen zu einem überraschenden und entscheidenden Erfolge zu vereinen wußte, mußte natürlich das Erstaunen und Bewundern des alten Europa hervorrufen.

Bei Ergreifung der strategischen Offensive, die Napoleon besonders liebte, wurde er durch viele Umstände außerordentlich begünstigt, insbesondere beispielsweise durch die Unentschlossenheit, Schwäche, Eifersucht und schlechte Führung, die sich bei den Koalitionsheeren zeigte, und die ein einheitliches Zusammen-

wirken der Verbündeten lähmte, wenn nicht ganz unmöglich machte. Napoleon war dadurch fast stets in den Stand gesetzt, mit großer Uebermacht auftreten zu können, und dadurch allein schon hatte er die Chancen des Gewinnes für sich, die ihm die strategische Offensive sichern half.

Den Grundsatz der strategischen Offensive sehen wir aber noch in einem weit höheren und ich möchte sagen, wertvolleren Maße in der Moltkeschen Strategie befolgt. In den beiden Feldzügen von 1866 sowohl als von 1870 spielten ganz andre politische Verhältnisse mit, als mit denen Napoleon zu rechnen hatte, und galt es, ganz andre Heeresmassen in Bewegung zu setzen, als mit denen man die früheren Kriege geführt hatte. Preußen und Deutschland waren gezwungen, den Gegner ins Unrecht zu versetzen, und durften erst zur Offensive schreiten, nachdem die Gegner die Kriegserklärung erlassen hatten. Sobald aber dieses geschehen, wurde auch mit vollster Energie Hand ans Werk gelegt, wurden die Truppen so schnell als irgend möglich versammelt, um sofort in das feindliche Gebiet den Krieg zu tragen, und dadurch dem Gegner den Weg seines Handelns vorzuschreiben. In beiden Kriegen war der Gegner schon seit längerer Zeit zum Beginn von Feindseligkeiten vorbereitet und hatte seine Armee entweder versammelt oder in naher Bereitschaft. Dennoch aber gelingt es den einzelnen getrennt vorgehenden Kolonnen, sich zum Teil unter schweren, verlustreichen Gefechten den Eingang in das feindliche Gebiet zu erkämpfen und dort ihre Vereinigung für die Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Und wie Friedrich II. fast unmittelbar nach dem Siege von Prag seinen Vormarsch gegen Daun fortsetzte, obwohl der größte Teil der feindlichen Armee in Prag eingeschlossen gehalten werden mußte, so sehen wir auch nach der Schlacht von Königgrätz die preußischen Kolonnen sofort in Anmarsch gegen Wien, unter starker Detachierung von Truppenteilen gegen die Festungen Olmütz und Josephstadt, und sehen ebenso, wie nach den blutigen Kämpfen von Vionville, Gravelotte und St. Privat nach Zurücklassung der I. und II. Armee die Maaßarmee sofort ausgeschieden und mit der III. Armee zum Vormarsch gegen Paris bestimmt wird. So wurde auch nicht für einen Augenblick das Hauptziel aus den Augen verloren, und Entschluß und Ausführung folgten einander ohne jeden Zeitverlust, um dann auch freilich Erfolge zu zeitigen, wie sie Napoleon nur in seinen glücklichsten Feldzügen davongetragen hatte.

Friedrich II. war nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Kolin zur strategischen Defensive gezwungen worden, die er aber so aktiv als nur irgend möglich zu gestalten suchte. Davon legten die nach dem Rückzug aus Böhmen noch im Jahre 1757 unternommenen Züge gegen die Franzosen nach Thüringen, die mit dem glänzenden Siege von Roßbach endeten, und der Zug gegen Breslau ein beredtes Zeugnis ab. Unter den ungünstigsten strategischen, taktischen und politischen Verhältnissen werden beide Flankenmärsche nach Westen und Osten im Angesicht des Feindes unternommen, um die glänzendsten Siege heimzubringen und damit die Lage wieder zu Gunsten des Königs herzustellen. Das Verfahren Friedrichs in diesen Fällen, erst den einen Gegner mit einem

kurzen energischen Offensivstoß anzufallen und ihn dadurch zurückzuwerfen, ohne jedoch dabei die Verfolgung allzuweit auszudehnen, und dann sofort sich wieder nach einem andern Teil des Kriegsschauplatzes zu wenden, ist auch von Napoleon sehr häufig, besonders aber in dem Feldzug von 1813 in Sachsen und 1814 in Frankreich beobachtet worden, wo er sich des Ansturmes der aus der Mark, aus Schlesien und aus Böhmen auf ihn eindringenden Kolonnen der Verbündeten zu erwehren hatte. Auch die Dispositionen Moltkes machen von solchen Offensivstößen zunächst in dem Mainfeldzug einen sehr ausgiebigen Gebrauch, indem die schwachen preußischen Kräfte bald gegen die bayrischen, bald gegen die hessischen und andre süddeutsche Truppen auftreten und sich mit einem augenblicklichen Erfolge begnügen mußten, da sie die Verfolgung nicht zu weit ausdehnen durften. Gleiche Verhältnisse traten auch nach der Einschließung von Paris bei der I. deutschen Armee im Norden auf, die sich bald mit einem Vorstoß gegen die bei Amiens stehenden feindlichen Kräfte, bald gegen die im Anmarsch von Rouen befindlichen Truppen wenden mußte. Und ebenso waren die deutschen Truppenteile zu handeln gewungen, die gegen die feindlichen Armeen an der Loire und dem Loir, sowie im Osten auftraten und die Einschließungsarmee von Paris und Belfort bedrohten. Daß hierbei all die entgegengesetzten Schwierigkeiten mit so großem Geschick und so staunenswertem Erfolg gelöst wurden, zeigt am besten, wie überlegen die Strategie Moltkes der aller andern Perioden, auch der Napoleons war.

Aus dem bisher Gesagten dürfte hervorgehen, daß bei allen drei Feldherren stets das Bestreben vorgewaltet hat, in ihren Entschlüssen dem Gegner zuvorzukommen und dadurch eine möglichst schnelle Bereitstellung der Truppen, durch den rechtzeitigen, gesicherten, strategischen Aufmarsch und durch das Eingreifen der strategischen Offensive sich aller Vorteile in Bezug auf Zeit, Ort und Kraft zu sichern. In den Kriegen nach Moltkeschen Prinzipien kommen hierzu noch die ausgedehnten Uebungen im Sicherheits- und Aufklärungsdienst durch Voraussenden größerer selbständiger Kavallerieabteilungen und das Bestreben, mit getrennten Kolonnen zu marschieren und zu schlagen. Auch das Prinzip finden wir bei Moltke besonders verkörpert, daß das strategische Angriffsobjekt nicht in der Einnahme von sogenannten strategischen Punkten, sondern in erster Linie in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte gesucht werden müsse, deren völlige Zertrümmerung dann den Endzweck des Krieges herbeiführen solle. Die Schwächen des Gegners werden von allen drei Feldherrn stets richtig erkannt und rechtzeitig zu einem Vorteil ausgenutzt. Die strategische Defensive wird nur gewählt, wenn sie durchaus geboten ist, so bei Coulmiers und an der Lisaine, und aus ihr wird sofort zur Offensive übergegangen, sobald sich dazu nur irgend Gelegenheit bietet. Der Operationsplan ist dabei von allen drei Feldherren nur bis zu dem Zusammenstoß mit dem Gegner in großen, allgemeinen Zügen entworfen. Er beschränkt sich auf den strategischen Aufmarsch und die strategische Offensive, wird aber sofort geändert, wenn die Verhältnisse beim Gegner und die eigne Lage solches erheischen, um sofort auch wieder die gegebene Situation zum eignen Vorteil auszunutzen.

Alle diese charakteristischen Merkmale treten aber nicht bloß bei den strategischen Operationen der drei Feldherren zu Tage, sie zeigen sich auch bei den taktischen Maßregeln derselben für das Bewegen und Ansetzen der Truppen zum Gefecht und bei der Durchführung der Schlachten. Friedrich der Große legte alle seine geplanten Schlachten, wie schon oben kurz erwähnt, darauf an, eine Entscheidungsschlacht zu schlagen und dem Gegner den Rückzug abzuschneiden, um ihn ganz zu vernichten. Der Feind sollte jedesmal unter den für ihn strategisch ungünstigsten Bedingungen zur Schlacht gezwungen werden, und für das formelle Verfahren verlangte der König, daß der erste entscheidende Schlag womöglich überraschend, jedenfalls aber mit großer Energie geführt werden sollte; zu dem Bereitstellen einer inaktiven Reserve, die im Augenblick der Entscheidung zur Hand sein sollte, reichten die Mittel selten aus.

Die sogenannte schräge Schlachtordnung, deren meisterhafte Nutzanwendung wir beispielsweise in der Schlacht bei Leuthen finden, sollte aber dem Mangel einer Reserve insofern abhelfen, als der König ausdrücklich befahl, daß, wenn man den Feind mit dem einen Flügel angreift, der andre stets „refüsiert" bleiben müsse, um mit demselben den Angriff entweder zu unterstützen oder im Fall des Mißlingens desselben den Rückzug der Geschlagenen zu decken. Der feindliche Flügel, den man angreifen wollte, sollte dabei so viel als möglich tourniert werden, damit derselbe von allen Seiten und womöglich mit konzentrischem Feuer beschossen werden könne. Friedrich II. hatte somit schon das Prinzip vor Augen, von dem einen offensiven und dem andern defensiven Flügel und von den Umgehungen, Umfassungen und Ueberflügelungen, wir wir sie in dem modernen Gefecht so vielfach zur Anwendung gebracht sehen.

Die Ansicht, daß Friedrich der Große stets nur einen feindlichen Flügel angegriffen habe, ist nicht richtig, ebensowenig wie die, daß Napoleon stets nur seinen Hauptstoß gegen das feindliche Zentrum gerichtet habe, um hier den keilförmigen Durchbruch zur Geltung zu bringen.

Napoleon hatte wie der große König und unsre modernen Feldherren den Grundsatz, daß man in der Schlacht nur den Plan für den ersten Augenblick fassen und für diesen die Bewegungen einleiten müsse, daß aber dann ganz nach den Umständen und der durch das Verhalten des Gegners gegebenen Sachlage gehandelt werden müsse. So engagierte Napoleon das Gefecht zunächst auf vielen Punkten, bis er erkannte, wo der Gegner sich eine gefährliche Blöße gegeben hatte, die er dann mit Energie und unter Einsetzung seiner bereit gehaltenen Reserven zu seinem Vorteil auszunutzen suchte.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß Napoleon hier, wo von der Schlachtenführung gerade die Rede ist, nicht nur als Lehrmeister, sondern nach mancher Richtung hin auch als Muster hinzustellen ist. Fast eine jede Schlacht, die Napoleon geschlagen, giebt uns ein andres Bild seiner taktischen Anschauungen, und für das Verständnis dieses Mannes ist das Studium seiner Schlachten unerläßlich. Ich erinnere hier nur an die Schlacht von Austerlitz, wo Napoleon eine neue Gefechtsaufstellung schuf, die als mustergültig für die Offensive noch

lange Jahre angesehen worden ist. Dies beweist am besten der Umstand, daß die Nachricht von dem siegreichen Ausgang der Schlacht wie ein elektrischer Schlag durch ganz Europa zündete; und in das brechende Auge des englischen Staatsmannes, dessen Lebensaufgabe die Bekämpfung Napoleons gewesen, fielen die ersten versengenden Strahlen jener Sonne von Austerlitz, die, blutigrot im Osten aufgehend, zehn Jahre lang über Europa schwebte, bis sie im Westen bei Waterloo versank. Wie in der Durchführung seiner Schlachten, so leistete Napoleon auch Großes in der Ausnutzung errungener Vorteile. Friedrichs des Großen strategische Verfolgungen nach Hohenfriedberg und Zorndorf waren fast ganz unwirksam und sind nicht zu vergleichen mit jenem Ritt des Prinzen Murat, der nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt bis Warschau 188 Meilen in 45 Tagen zurücklegte und dadurch eine feindliche Armee in allen ihren Teilen auflöste und wehrlos machte. Es ist dies die großartigste Ausnutzung eines Schlachtensieges, den die Kriegsgeschichte kennt, und der an vernichtender Wirkung lange nicht erreicht wird durch die Verfolgung unsrer Kavallerie nach den Schlachten von Wörth, Beaumont oder Le Mans.

Ob Napoleon einem Gegner wie Moltke gegenüber mit gleichem Glück gekämpft haben würde, entzieht sich naturgemäß unsrer Beurteilung. So viel aber können wir ohne Selbstüberhebung sagen, daß die planmäßigen und exakten Anordnungen, wie sie von der deutschen Heeresleitung zur Einleitung der Schlachten von Königgrätz und Sedan getroffen worden sind und das zielbewußte Ansetzen der Truppen in den beiden Schlachten, wie an dem Tage von Gravelotte und St. Privat, taktische Erfolge waren, die denen Napoleons ebenbürtig zur Seite gesetzt werden können.

Wenn wir nun so aus der kurzen Darstellung der kriegsgeschichtlichen Ereignisse die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Friedrich der Große, Napoleon und Moltke in ihrer Kriegführung fast gleichen taktischen und strategischen Anschauungen folgten, die weniger im System, häufiger dagegen in der Situation voneinander abwichen, so erscheint es schwer, ja fast unmöglich, den Wert des Errungenen gemeinsam abzuwägen und die Persönlichkeiten selbst ihrer Größe nach zu klassifizieren. Will man aber trotz all der scheinbaren Unmöglichkeiten den Versuch wagen, sich von dem inneren Wert und der Größe der drei Feldherren zu überzeugen und namentlich zu erfahren, wer der tüchtigere Feldherr war, Friedrich der Große oder Napoleon, so muß man ihre Eigenschaften auch als Staatsmann mit in das Bereich der Erwägungen ziehen, ehe man das Endurteil sprechen darf.

Friedrich II., an der Spitze eines kleinen Staates, der, von den übrigen nur durch einige Zweige der Verwaltung ausgezeichnet, an Territorialmacht aber bedeutend schwächer war als sie alle, konnte kein Alexander werden und würde als Karl XII., wie jener ins Bodenlose fallend, sich das Haupt zerschellt haben. Daher in klarer Uebersicht der Verhältnisse in seiner Kriegführung jene verhaltene Kraft, die stets im Gleichgewichte schwebt, es nie an Nachdruck fehlen läßt, im entscheidenden Augenblick bis zum unmöglich Geglaubten sich steigert und im

nächsten Moment ruhig dahingleitet, um sich den leisesten Schwankungen der Politik anzupassen, im Unglück aber der zusammengedrückten Feder gleicht, die nur auf den günstigen Augenblick wartet, um mit verdoppelter Kraft wieder vorzuschnellen. Bei seinen beschränkten Kräften auf ein großes Ziel gewandt, unternahm er nichts, das ihnen unverhältnismäßig gewesen, aber gerade genug, um es zu erreichen.

Wie ganz anders erscheint uns nach dieser Richtung hin Napoleon.

Von grenzenlosestem Ehrgeiz und unzufrieden mit seinen großen Erfolgen, rief er in prahlerischer Anmaßung: „In unsern Tagen hat niemand Großes erdacht, an mir ist es, das Beispiel zu geben." „So stürmt er auf seiner Laufbahn weiter und entschließt sich zu Dingen, von deren Unmöglichkeit er selbst überzeugt war. Und mit den teilweisen Erfolgen steigern sich seine Entwürfe schließlich derartig ins Ungemessene, daß auch die Mittel des halben Europa zu ihrer Ausführung sich als nicht mehr ausreichend erweisen." Solange Napoleon nur mit den Schwächen, der Nichtsnutzigkeit und Verlegenheit seiner Gegner zu thun hatte, war er glücklich und triumphierte. Als sich dagegen die Stärke der Völker und ihrer Führer erhob, da fiel er in seiner Mittellosigkeit zusammen. „Mit der Stärke zu streiten, sagt Leopold Ranke, war ihm nicht gegeben."

Das Glück, dem er so lange sich zuversichtlich anvertraut, verließ auch ihn, und wahrlich kein Wunder, „denn Glück hat auf die Dauer doch nur der Tüchtige". Die Katastrophe von Moskau, die Niederlage von Malo-Jarostawetz begrub all seine Tüchtigkeit. Ungewiß, wohin er sich wenden sollte, warf er sich dem Unglück haltlos in die Arme. Welch Unterschied hier zwischen ihm und Friedrich dem Großen nach der Niederlage von Kolin!

Auf des Glücks wie des Unglücks erreichbarer Höhe scheiden sich Friedrichs des Großen und Napoleons Wege. Denn während jener in beiden Fällen in heldenhafter Kraft des Geistes den gefahrdrohenden Abgrund vermied, stürzte dieser jählings hinab und begrub in seinem Fall das Traumgebilde, dessen Vollendung er so nahe war. „So zeigt es sich also, daß der tüchtigere Staatsmann und Feldherr nicht der Kaiser ist, der, Unmögliches vom Schicksal fordernd, an der Gewalt des herausgeforderten Widerstandes zerschellt, sondern der pflichtstrenge ernste König, der überall weise Maß haltend, seine klaren politischen Ziele siegreich durch nicht minder große Gefahren hindurch zum Gelingen führt."

Seit den Zeiten Friedrichs des Großen und Napoleons haben sich die Verhältnisse in unserm militärischen und politischen Leben derartig verändert und erweitert, daß lediglich schon aus diesem Grunde die Kriegführung von damals und jetzt und ihre leitenden Persönlichkeiten nicht in dem Maße einander gegenübergestellt werden können, wie es bei Napoleon und Friedrich II. der Fall sein konnte.

Und wenn wir nun noch einen Blick in die Zukunft werfen und uns ein Bild von der künftigen Kriegführung entwerfen wollen, so sehen wir, daß die bestimmenden Faktoren sich in dem Zeitraum der letzten zehn Jahre wieder be-

deutend geändert haben und wir wieder mit ganz neuen Verhältnissen rechnen müssen. Die übrigen europäischen Mächte haben es sich angelegen sein lassen, Organisation, Bewaffnung und Ausbildung ihrer Armeen zu verbessern und die Wehrkraft nach jeder Richtung hin zu stärken. Der Befestigung sowohl des Schlachtfeldes, wie des Operationsfeldes ist eine erhöhte Bedeutung zugemessen, und jede einzelne Macht ist bestrebt gewesen, sich die Vorteile der Initiative und Ueberraschung zu sichern. Wenn so die einzelnen Mächte ziemlich mit den gleichen Kampfmitteln ausgerüstet einander gegenübertreten werden, so wird die Angriffsmethode und Kriegführung doch lediglich von den Charaktereigenschaften des Feldherrn abhängig bleiben und von ihnen das eigentliche Gepräge erhalten. Nur das Eine wird man als bestimmt voraussehen dürfen, daß von so schnellen und überraschenden Erfolgen, wie sie im Jahre 1870/71 von der deutschen Armee errungen wurden, in künftigen Kriegen keine Rede mehr wird sein können. Nicht nur die mannigfachen starken Befestigungsanlagen werden ein Hindernis bilden und einen Aufenthalt notwendig machen, auch die Ansammlung der großen Heeresmassen und die Schwierigkeiten in ihrer Verpflegung werden ihnen gleichfalls viel von ihrer früheren Beweglichkeit nehmen. Dadurch werden aber an die Führung wie an die Truppe gleich hohe Anforderungen herantreten, und die hohen Erwartungen an beide werden sich nur durch ein harmonisches Zusammenwirken erfüllen lassen.

Die griechische Philosophie vor Sokrates.

Von

C. Waddington,

Mitglied des Instituts von Frankreich.

II.

Das fünfte Jahrhundert.

Das fünfte Jahrhundert beginnt mit der ersten eigentlichen philosophischen Schule, die ihm das vorausgegangene Jahrhundert hinterlassen hat: der Schule des Pythagoras. Es thut hier vor allem not, sich vor den Irrtümern zu hüten, zu denen das Außerachtlassen der Chronologie führt. Die Alten im allgemeinen und Aristoteles im besonderen bieten uns die Ansichten der Pythagoreer en bloc dar, ohne sich viel um die Zeit zu kümmern, in der jeder von ihnen gelebt hat, und die Gelehrten, die in neueren Zeiten die Geschichte der Pythagoreer haben schreiben wollen, haben fast alle den schweren Fehler begangen, die Repräsentanten einer Schule, die ohne Unterbrechung vom Ende

des sechsten Jahrhunderts bis zur Mitte des vierten und selbst darüber hinaus bestanden hat, als einer und derselben Epoche angehörig zu behandeln. Wenn es also nützlich erscheinen kann, zu unterscheiden — wie es Eduard Zeller mit so großer Strenge thut — zwischen der spekulativen Philosophie des Pythagoras und dem moralischen, politischen und religiösen Pythagorismus, der doch nicht weniger authentisch ist als jene, so würde es noch von größerem Wert sein, nicht mit den eignen Ideen des Pythagoras in buntem Gemisch die Ideen nicht bloß seiner Schüler, sondern auch noch die des Epicharmes, des Philolaos, des Lysis und des Archytas zu entwickeln.

Selbst wenn man sich auf die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts beschränkt, so müßte man da zunächst eine Periode der Verfolgung unterscheiden, die mindestens vom Tode des Pythagoras datiert, und während der seine Schule sich in die Mysterien zurückzog, unter dem Schirm des großen Namens Orpheus und in der Stellung einer geheimen und ihrem Wesen nach mystischen Gesellschaft; dann eine weitere Phase, die auf die Zeit folgt, in der die demokratische Reaktion fast überall in Großgriechenland und Sizilien zur Errichtung einer Tyrannis, wie der des Gelon und des Hieron geführt hatte.

Vielleicht ist mit der Periode des Mysticismus, die die pythagoräische Schule durchlief, der etwas legendäre Name und die Persönlichkeit des Hermotimos von Klazomenä zu verknüpfen, von dem Aristoteles anzudeuten scheint, daß er dem Anaxagoras vorausgegangen sei und vorgearbeitet habe, indem er eine die Welt ordnende Intelligenz proklamierte.

Man hat bereits darauf hingewiesen, daß die ältesten griechischen Philosophen, in Uebereinstimmung mit den Dichtern, ihrem ersten Prinzip die Intelligenz beimaßen, daß sie aber, da diese Intelligenz nur eine hervorstechende Form der allgemeinen Entwicklung ist, nicht ausdrücklich die Idee einer bestimmten und unabhängigen Kausalität damit verbanden. Der Philosoph, der zuerst diesen Begriff einer bewegenden Ursache aufstellte, war nach Aristoteles Parmenides von Elea. Der Verfasser der „Metaphysik" spricht sich folgendermaßen aus: „Während die, die mehrere Elemente annahmen, vor Anaxagoras sich darauf beschränkten, im Feuer eine bewegende Kraft vorauszusetzen[1]), ist keiner von den Anhängern der Einheit des Alls zu der Vorstellung von der Ursache, von der wir sprechen, gelangt, ausgenommen vielleicht Parmenides, insofern er sich nicht mit der Einheit begnügt, sondern gewissermaßen zwei Ursachen aufstellt."

War Parmenides Schüler des Xenophanes? Aristoteles berichtet es nur als eine unerwiesene Annahme (*λέγεται*), bedenklich gemacht durch die Chronologie, die sich schlecht mit dieser Ueberlieferung verträgt. Wenn Parmenides wirklich gegen 450 v. Chr. im Alter von fünfundsechzig Jahren, wie Plato berichtet, nach Athen kam, und wenn er folglich gegen 515 geboren war, so hat es nicht den Anschein, als ob er den hundertjährigen Philosophen zum Lehrer gehabt habe, der genau zu dieser Zeit starb. Doch er war aus Elea; die Lehre,

---

[1]) Metaph. I, 3, p. 984b, 5 ff. bis zum Ende des Kapitels.

die Xenophanes schriftlich hinterlassen hatte, konnte ihm nicht unbekannt sein, und Aristoteles hebt die innere Uebereinstimmung der beiden Systeme hervor. Parmenides legte das seinige auch in einem Gedicht nieder, von dem noch Bruchstücke in genügender Anzahl erhalten sind, um uns eine Vorstellung von seiner Philosophie zu geben, — ein seltsames Gemisch von scharfsinniger und sogar tiefer Metaphysik und kindlicher, plumper Physik. Die Einheit des Alls (τὸ ἕν καὶ τὸ πᾶν) wird darin wie bei Xenophanes behauptet und auf Vernunftschlüsse gestützt. Es ist das eine Sein, das allein existiert, mit metaphysischen Attributen bekleidet, und das bemerkenswerterweise mit dem Gedanken identifiziert wird. Zum Unglück ist dieses höchste Sein zugleich mit der Welt identisch; es wird der volle Raum genannt; es ist vollkommen; es hat die Form einer Kugel, deren Mittelpunkt die Erde einnimmt. Es ist unbeweglich; die Bildung der Lebewesen erklärt Parmenides durch ein andres Prinzip, die Liebe, unter Mitwirkung des Lichtes und der Nacht, genauer gesagt der Wärme und der Kälte. Die wichtige Rolle des Feuers in dieser Kosmogonie war eine vielleicht den Pythagoreern, vielleicht dem Heraklit entlehnte Idee; nicht zweifelhaft ist es jedoch, daß Parmenides die Idee eines fundamentalen Gegensatzes zwischen der Vernunft, die uns durch eine berechtigte Ueberredung (πειθώ) das Sein lehrt, und den Sinnen, die nur das Nichtsein erreichen und nur ein trügerisches Urteil verschaffen, dem Heraklit verdankt.

Eine Ueberlieferung, die durch weitere Zeugnisse bestätigt wird, bezeichnet als unmittelbare Schüler des Parmenides den Zeno von Elea und den Melissus von Samos, die beide in der Mitte des fünften Jahrhunderts blühten. Zeno war der Dialektiker der Schule; er ist berühmt geblieben durch seine Polemik gegen die Vertreter der Pluralität und gegen die Möglichkeit der Bewegung. Was den Melissus betrifft, so beschränkte er sich auf das System der Einheit, die er als Stoff der Welt nahm, und Aristoteles spricht mit einiger Geringschätzung von diesem Philosophen, der keinen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben scheint.

Empedokles war in der Mitte des fünften Jahrhunderts eine wahrhaft außerordentliche Persönlichkeit, Seher, Dichter, Redner, Arzt und Philosoph, Physiker und Metaphysiker, Gelehrter und zugleich Thaumaturg. Geboren zu Agrigent gegen das Jahr 495, scheint er aktiv an dem politischen Leben seiner Heimat beteiligt gewesen zu sein. Er vertrat dort, wie es heißt, die demokratische Partei, wurde verbannt und reiste im Peloponnes. Er starb nach Aristoteles im Alter von 60 Jahren, mithin gegen das Jahr 435; doch haben wir über die Ursache und die Umstände seines Todes nur sagenhafte und widersprechende Berichte.

Einige Autoren machen aus Empedokles einen Pythagoreer; sie führen von ihm eine enthusiastische Lobpreisung des Pythagoras und Verse an, in denen er von der Seelenwanderung und sogar von seinen früheren Daseinsformen spricht: „Ich bin ehemals junger Mann und junges Mädchen gewesen, Vogel und im Meere lebender Fisch. Gegenwärtig lebe ich, ein von Gott Ausgeschlossener (φυγὰς

θεόθεν) unter dem Gesetz der Feindschaft.“ [1]) Aber wenn man diesen mit dem Anschein der Unabhängigkeit auftretenden Mystiker einer Schule zurechnen soll, so kann dies offenbar nur die sein, deren fundamentales Dogma, die Einheit des Seins oder des Alls, wie bei Parmenides in sphärischer Form gedacht, er für seine Person in einem schönen Gedicht gelehrt hat. Er bekämpft den Anthropomorphismus ebenso lebhaft wie Parmenides und Xenophanes. „Gott,“ sagt er, „hat weder die Füße noch die Hände noch den Kopf eines Menschen, sondern allein die heilige Vernunft (φρὴν ἱερή), die alle Dinge in ihren raschen Gedanken umfaßt.“

Aristoteles stellt eine andre Beziehung zwischen Empedokles und Parmenides auf. Der letztere hatte ein Aktion-Prinzip in die Welt eingeführt, die Liebe. „Empedokles,“ sagt Aristoteles, „teilte dieses Prinzip in zwei Teile, indem er das Prinzip des Guten und des Schönen Liebe,[2]) das der Unordnung und des Bösen Streit (Νεῖκος) nannte.“ Was die Materie betrifft, an der sich diese beiden bewegenden Ursachen bethätigen, „so ist Parmenides der erste, der vier Elemente angenommen hat, die sich verhalten, als ob es nur zwei wären: das Feuer einerseits,[3]) auf der andern Seite die drei entgegengesetzten Elemente, die Erde, das Wasser und die Luft.“ Empedokles selbst erkennt sechs Prinzipe oder sechs Wurzeln der Dinge (ῥιζώματα) an, indem er unter diesem Namen die Liebe, den Streit und die vier Elemente zusammenfaßt.

Ohne auf die Einzelheiten der Physik des Empedokles einzugehen, wollen wir summarisch ins Gedächtnis rufen: 1. seine berühmte Theorie von der wechselseitigen Anziehung der gleichartigen Dinge; 2. außer der eleatischen Gegenüberstellung des Seins und des Nichtseins die der Vernunft (φρένες) und der Sinne (γυῖα); 3. den Namen (κόσμος), der der Welt gegeben wird, nachdem die Liebe die Ordnung und die Harmonie der Elemente, die die Zwietracht getrennt hielt, wieder hineingebracht hat.

Empedokles ist der letzte Philosoph, der hier zu nennen ist, weil er nach der oben angeführten Angabe des Aristoteles vor Anaxagoras schrieb und starb, „obwohl er jünger war“. Anaxagoras war in der That einige Jahre älter als er; er war geboren im ersten Jahr der fünfzigsten Olympiade, d. i. im Jahr 500 v. Chr., und überlebte ihn acht oder zehn Jahre. Er war aus Klazomenä, wo seine Herkunft und sein Reichtum ihn dazu berufen erscheinen ließen, eine große Rolle zu spielen. Im Alter von zwanzig Jahren jedoch widmete er sich mit voller Uneigennützigkeit gänzlich der Philosophie. Sein einziger bekannter Lehrer war Anaximenes. Was den Hermotimos betrifft, dessen Namen Aristoteles dem seinigen an die Seite gestellt hat, so weiß man weder, wann er lebte, noch in welcher Form er den Gedanken ausgesprochen hatte, der zu dieser Nebeneinanderstellung berechtigte und den er nicht einmal mit Nachdruck vertreten zu haben scheint.

---

[1]) Fragm. phil. graec., ed. Mullach (1860), tom. I, p. 1, v. 9—12.

[2]) Φιλία, φιλότης, auch Κύπρις, Ἀφροδίτη.

[3]) Das Feuer wird bei Empedokles, wie bei Heraklit, Ζεύς genannt.

Bei Anaximander hat man den wahren Ausgangspunkt der philosophischen Spekulationen des Anaxagoras zu suchen. Dieser legte wie jener den Ursprung der Dinge in ein uranfängliches Gemisch. Mit dieser Hypothese begann die Abhandlung, in der er sein System dargelegt hatte und die Simplicius tausend Jahre später noch in Händen hatte. „Alle Dinge waren beisammen," sagte er, „und unendlich an Zahl und Kleinheit."

Dieses Gemisch war wie das des Anaximander eine unendliche und wirre Masse, deren Entwirrung sich durch eine Trennung der Teile vollzog. Neu aber ist bei ihm, daß dieser erste Stoff, dieses Urgemisch, in seinen Teilen wie in seiner Einheit vollständig unangreifbar ist. Was sind nun diese Teile, diese „an Zahl und Kleinheit unendlichen Dinge"? Anaxagoras nannte sie, wie es scheint, Homöomerien oder gleichartige Teile. Diese Keime oder „Samen der Dinge" (*χρημάτων σπέρματα*) waren einfach und unteilbar, mithin ganz verschieden von den Elementen der ersten Physiker und denen des Empedokles, die, wie Aristoteles sagt, „weder einfache Dinge noch Grundstoff sind," während die Homöomerien die einfachen Elemente sind, aus denen die realen Dinge jetzt zusammengesetzt sind; „die Knochen z. B., das Fleisch und das Blut sind aus einer unendlichen Zahl kleiner Teilchen von Knochen, Fleisch und Blut zusammengesetzt." Da also im Anfang die gleichartigen Teile jeder Gattung nicht vereinigt waren, so hoben ihre Eigenschaften sich gegenseitig auf und blieben „unsichtbar", d. h. verhüllt und unwirksam. Daher die absolute Trägheit des Ganzen und der Teile in dem ursprünglichen Gemenge. Die Bewegung konnte daher darin nur durch das Hinzutreten irgend einer andern Ursache zu stande kommen, und so wurde zum erstenmal im philosophischen Denken der Griechen die Einheit der Natur gebrochen. Thatsächlich führte Anaxagoras unter dem Namen Geist, Vernunft oder Verstand (*Νοῦς*) ein zweites unendliches, einfaches und unvermischtes, unabhängiges, sich selbstbestimmendes und selbstbewegendes (*αὐτοκρατὲς καὶ αὐτοκινοῦν*) Prinzip ein, ein aktives Prinzip, dessen Grundgedanke das Weltall umfaßt und aus dem die Bewegung und die Ordnung in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft hervorgehen.[1]) Es ist vielleicht nicht unbeweglich wie die erste bewegende Kraft des Aristoteles; vielleicht ist es selbst belebt von der kreisförmigen und anhaltenden Bewegung, die es einer Welt mitteilt, in der kein leerer Raum vorhanden ist. Es ist eine sehr feine, vielleicht luftförmige Substanz; aber ihre bewegende, intelligente und freie Aktivität wird mit Nachdruck der Energie und der wirren Unordnung des Gemisches, auf das sie wirkt, entgegengesetzt. Thatsächlich ist dies das erste Mal, daß der Geist von der Materie unterschieden und als ein transcendentes Prinzip aufgestellt wird.

Der durch diesen originellen Gedanken hervorgebrachte Eindruck war tief und anhaltend. Die Zeitgenossen des Anaxagoras nannten ihn selbst, die einen im Ernst, die andern ironisch, den Geist oder den Verstand. Seine berühmteren

[1]) *Διεκόσμησε, διακοσμεῖ, διακοσμήσει.*

Nachfolger, Sokrates, Plato, Aristoteles, behielten von seiner Lehre, wiewohl sie die Form, die er ihr gegeben hatte, verbesserten, die Grundidee bei. Plato spricht zu wiederholten Malen von Anaxagoras mit lebhafter Bewunderung, und man kennt das schöne Zeugnis, das ihm Aristoteles im ersten Buche der Metaphysik gegeben hat. „Als ein Mann kam," sagt er, „der verkündete, daß es in der Natur, wie in den lebenden Wesen, die Vernunft ist, die die allgemeine Einteilung und Ordnung hervorbringt, da schien dieser Mann inmitten von Leuten, die ohne Ueberlegung sprachen, allein im Besitz seines gesunden Verstandes zu sein."

Als Anaxagoras im Jahre 460 v. Chr. nach Athen kam, war er 40 Jahre alt, den Berechnungen des Apollodor zufolge, die Diogenes Laërtius an einer Stelle mitteilt, deren richtigen Sinn der Gelehrte Schaubach definitiv festgestellt hat. Es war in der Zeit, da die Vaterstadt des Miltiades und Themistokles unter Perikles ihren höchsten Glanzpunkt erreichte. Während dieser große Staatsmann ihr auf mehrere Jahre die Hegemonie über die griechischen Städte sicherte, machten die Dichter, die Künstler, die Philosophen, die talentvollen Schriftsteller jeder Art, die dort zusammenkamen, aus ihr für Jahrhunderte die geistige Hauptstadt der zivilisierten Welt. Anaxagoras trug für seinen Teil vielleicht mehr als irgend jemand dazu bei. Während der dreißig Jahre, die er in Athen lebte, in vertrauter Freundschaft mit Perikles, den er zu seinem Schüler gemacht hatte, mit dem Dichter Euripides und dem Physiker Archelaus, übte er einen tiefgehenden Einfluß auf seine Zeitgenossen aus. Außer den damals so neuen Ideen, die ich soeben aufgeführt habe, repräsentierte er für sie in hervorragender Weise die Naturwissenschaft im allgemeinen und besonders die Astronomie, die sein Lieblingsstudium war. Er hatte sich mit einer bis dahin unbekannten geistigen Freiheit in sie vertieft. Nicht zufrieden damit, die Sonnenfinsternisse, über die die Einbildungskraft des Volkes in Schrecken geriet, wissenschaftlich zu erklären, entkleidete er die Sonne und den Mond ihrer vorgeblichen Göttlichkeit, indem er von der einen sagte, daß sie ein weißglühender Stein sei, und aus dem andern einen unsrer Erde ähnlichen und wie sie von Menschen bewohnten Weltkörper machte. Diese kühnen Gedanken führten dazu, daß er wegen Gottlosigkeit angeklagt wurde, und hätten ihm ohne das hochherzige Eingreifen des Perikles, der öffentlich erklärte, daß er die Anschauungen des Philosophen teile, das Leben gekostet. Dessenungeachtet zu einer Geldstrafe und zur Verbannung verurteilt, zog sich Anaxagoras nach Lampsakos zurück, wo er zwei Jahre später, 428 v. Chr., starb. Er war, denke ich, der erste der fünf oder sechs Freidenker, gegen die sich im letzten Drittel des fünften Jahrhunderts die religiöse Intoleranz der Athener wandte: Hippon, Protagoras und Diagoras, Prodikos, Sokrates und vielleicht Diogenes von Apollonia.

In Athen und Lampsakos machte Anaxagoras Schule. Aristoteles spricht mehr als einmal von den Anaxagoreern (*Ἀναξαγόρειοι*), die fast alle vor Sokrates lebten. Aber vielleicht ist es angezeigt, zuerst die Vertreter der alten Systeme zu nennen, die nicht den Einfluß des Philosophen von Klazomenä erfahren zu haben scheinen.

Obwohl die Zeit des Hippon nicht vollkommen bekannt ist, so weiß man doch, daß er zur Zeit des Perikles lebte, daß er sich in Athen aufhielt, und daß er den Spöttereien des Dichters Kratinos in einer seiner Komödien zur Zielscheibe diente. Er hatte Verse gemacht, aber wie es scheint ohne großes Talent, und Aristoteles spricht von seiner Philosophie mit wenig Anerkennung. Er leitete alles aus dem Wasser oder der Feuchtigkeit ab. Er wurde des Unglaubens und sogar des Atheismus angeklagt nach den Berichten des Plutarch und des Alexander von Aphrodisias.

Kritias war ebenso wie Hippon ein verspäteter Anhänger des Thales und scheint keine weitere Originalität gehabt zu haben.

Idaios von Himera wird von Sextus unter denen genannt, die nach dem Beispiel des Anaximenes die Luft als das ursprüngliche Element ansahen; mehr weiß man nicht von ihm.

Krotylos ist bekannter: er schloß sich an Heraklit an, dessen Paradoxe über das Fließen aller Dinge er auf die Spitze trieb. Er war der erste Lehrer des Plato, und er war es, der ihm die Geringschätzung aller sinnlichen Wahrnehmungen und das Vorurteil, daß man darüber nichts mit Gewißheit sagen kann, einpflanzte.

In der ersten Reihe der in der griechischen Welt zerstreuten Pythagoreer der dritten Generation begegnen wir dem Philolaos von Tarent, der in Theben Philosophie trieb und dort gegen das Jahr 420 starb, wenn er nicht, wie eine andre Ueberlieferung berichtet, zu dieser Zeit in seine Vaterstadt zurückgekehrt ist. Er war, wie es heißt, der erste, der die Lehren der Schule niederschrieb. Plato lernte gegen das Ende seines Lebens das Buch des Philolaos kennen, und wenn man einer von Plutarch berichteten Ueberlieferung darüber und einer Aeußerung, die derselbe Schriftsteller dem Theophrast zuschreibt, Glauben schenken kann, so führte ihn die Lektüre dieses Buches zu einer tiefgehenden Modifikation seiner Ideen über die Astronomie. Eine Thatsache, die besser beglaubigt erscheint, ist, daß zwei Thebaner, frühere Schüler des Philolaos und später Häupter von Schulen in Theben, Simmias und Kebes, 420 v. Chr. nach Athen kamen, bis 410 dort blieben und sich an Sokrates bis zu dessen Tod anschlossen. Plato läßt sie im „Phädon" eine wichtige Rolle spielen bei dem letzten Gespräch des Philosophen an dem Tage, an dem er den Giftbecher trank.

Die Bruchstücke, die uns von dem Buch des Philolaos erhalten geblieben sind, sind die wichtigste und sicherste Quelle für die Kenntnis dessen, was gegen das Ende des 5. Jahrhunderts die Lehre der pythagoreischen Schule war; aber es ist sehr schwer, darin genau den Anteil der Schüler und den des Lehrers festzustellen.

Lysis, ein Landsmann des Philolaos, der gleichfalls in Theben lebte, gehört bereits einer andern Generation an, denn er war der Lehrer des Epaminondas.

Anaxagoras hatte in Athen und in Lampsakos eine große Anzahl von Bewunderern und Schülern, von denen ich bereits den Perikles und den Euripides

genannt habe. Sokrates wurde beschuldigt, es zu sein, und wenn er auch in seiner Apologie mit gutem Recht sich dagegen verteidigen konnte, soweit es sich um den Kultus der Sonne und des Mondes handelte, so ist es doch schwer, in seiner philosophischen Lehre nicht eine Fortsetzung der des Anaxagoras zu erblicken. Die Philosophen der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts erfuhren fast alle ihren Einfluß.

Für die Gelehrten von Alexandria ist Archelaos von Athen gewissermaßen der berufene Nachfolger des Anaxagoras in der ionischen Schule. Diogenes Laërtius behauptet noch dazu, daß er der Lehrer des Sokrates war, indem er so auf seine Art die ausgemachte Geschichte dieser Schule vervollständigt; daran fügt er die völlig alberne Versicherung: „Mit Archelaos endigt die Naturphilosophie, nachdem Sokrates die Moral begründet hatte.“ Dennoch sagt er noch: „Archelaos hatte die Moral mitgeschaffen“ u. s. w.

Diese letzte Angabe hat keinerlei Wert, denn sicher hat Sokrates nicht dorther seine Lehre vom Guten und von der Pflicht. Es ist im übrigen sehr zweifelhaft, daß er die transformistischen Ideen des Archelaos gebilligt hat. Der Beiname Physiker, der diesem Philosophen gegeben wurde, könnte Anlaß geben, ihn neben Straton von Lampsakos zu stellen, der gleichfalls so genannt wurde, und der später dem Aristoteles gewesen zu sein scheint, was Archelaos vielleicht dem Anaxagoras war, dessen metaphysische Ideen er auch nicht in ihrer Integrität beibehalten zu haben scheint. Wenigstens sagt man, daß er unter dem noch anhaltenden Einfluß des Anaximenes sich das erste Prinzip als luftförmig vorstellte. Aristoteles hat ihm nicht die Ehre einer Erwähnung erwiesen, und wir besitzen nicht mehr die Notiz, die Theophrast ihm gewidmet hatte.

Metrodoros von Lampsakos wird oft unter die Sophisten eingereiht, und es ist schließlich möglich, daß seine große Geistesfreiheit in religiösen Fragen sein einziger mit Anaxagoras gemeinsamer Zug gewesen ist. Der Einfluß dieses großen Geistes scheint mir stärker ausgesprochen in den Lehren derjenigen seiner Zeitgenossen, von denen ich noch zu sprechen habe.

Der Pythagoreer Ekphantos von Syrakus z. B. scheint versucht zu haben, die Philosophie des Pythagoras mit den moderneren Ideen des Anaxagoras und des Leukippos in Einklang zu bringen. Er ließ in seiner Physik elementare und unteilbare Monaden auftreten. Er wich in der Frage des vollen und des leeren Raumes von Anaxagoras ab, stimmte aber darin mit ihm überein, daß er die Einheit der Welt durch die Einheit des Verstandes darthat, auf den er die uranfängliche Bewegung und die Gestaltung des Weltalls zurückführte.

Diogenes von Apollonia soll nach den meisten Geschichtschreibern der Philosophie ein unmittelbarer Schüler des Anaximenes gewesen sein; er soll dem Anaxagoras und sogar dem Heraklit vorausgegangen sein. Nun, das ist ein offenkundiger Irrtum. Theophrast sagt in einem durch Simplicius auf uns gekommenen Texte mit klaren Worten: „Diogenes von Apollonia ist der Zeit nach so ziemlich der letzte (νεώτατος) der Physiker; er schrieb als Kompilator

(συμπεφορημένος) Ansichten nieder, die zum größten Teil entlehnt waren, die einen dem Anaxagoras, die andern dem Leukippos."

Die wenigen Fragmente, die uns von dem Werk des Diogenes von Apollonia erhalten geblieben sind, und die auf seine Lehre bezüglichen Zeugnisse der Alten lassen uns nicht klar erkennen, was er dem Leukippos hat entlehnen können; dafür ist es leicht, festzustellen, was er dem Anaxagoras verdankte. Charles Zévort und Eduard Zeller haben in der That sehr richtig bemerkt, daß die Lehre des Diogenes von dem ersten Prinzip der Bewegung und der Ordnung nichts andres als ein Kompromiß zwischen der Luft des Anaximenes und dem *Νοῦς* des Anaxagoras war. Dasjenige seiner Fragmente, das in der Mullachschen Ausgabe die Nummer 6 trägt, ist völlig bezeichnend; es wird darin gesagt, daß es einer Intelligenz bedarf, um von der Ordnung im Weltall Rechenschaft abzulegen. Nur legte Diogenes, um diesen Gedanken des Anaxagoras mit dem System des Anaximenes in Einklang zu bringen, die Intelligenz der Luft bei, einem materiellen und komplizierten Prinzip, indem er so die von Anaxagoras für die höchste Vernunft in Anspruch genommene Einfachheit preisgab und sich wieder dem Pantheismus der Naturphilosophen der ältesten Zeit zuwandte. Diogenes von Apollonia hatte es also wie Archelaos gemacht; er war dem Anaxagoras gefolgt, ohne den Sinn und die Tragweite seiner Lehre zu ergründen. Zum mindesten hatte er das Verdienst, der Intoleranz der Athener zu trotzen, indem er die Götter der volkstümlichen Mythologie verwarf. Er wurde seinerseits dafür angegriffen und hätte, nach einem von Diogenes Laërtius mitgeteilten Zeugnis des Demetrios von Phaleron, fast das Leben darüber eingebüßt.

Ehe wir zu den mit Sokrates gleichzeitigen Sophisten kommen, ist es von Interesse und zugleich unerläßlich, die Zeit der Begründer des Atomismus zu fixieren. In Bezug auf Demokritos ist nichts leichter. Er selbst unterrichtet uns in einer von Simplicius wiedergegebenen Stelle, daß er vierzig Jahre nach Anaxagoras (d. i. im Jahre 460 oder 459 v. Chr.) geboren war. Es ist also völlig absurd, von Entlehnungen zu sprechen, die dieser Philosoph bei ihm gemacht haben soll. Bei Leukippos ist die Frage nicht so einfach, und man kann ihre Wichtigkeit nicht bestreiten. Wenn der Lehrer des Demokritos, wenn der Philosoph, der als der Erfinder der Atome gilt, erst nach dem Erfinder der Homöomerien gekommen ist, so hat man Anlaß, zu zweifeln, daß er wirklich die ganze Originalität besessen habe, die ihm zugeschrieben worden ist. Wenn er dagegen einer von denen war, deren Schriften oder Gespräche Anaxagoras benutzen konnte, so muß man gestehen, daß der Philosoph von Klazomenä, vor die Theorie der Atome gestellt, den wissenschaftlichen Wert dieser Hypothese verkannt und ihr wissentlich einen gleichfalls originellen, aber weniger befriedigenden Gedanken vorgezogen habe, dessen eigentliches Verdienst es mutmaßlich, wenn ich mich nicht irre, gewesen ist, daß er als Uebergang zwischen den allegorischen Erklärungen des Empedokles und der atomistischen Lehre gedient hat.

Vor allem haben wir das geringe Interesse festzustellen, das die Alten im allgemeinen an der Person und an den Arbeiten des Leukippos genommen haben.

Sie sagen nichts über seine Geburt und über seinen Tod, stimmen nicht über den Ort seiner Herkunft überein und kennen ihn nur durch Tradition als den Lehrer des Demokrit. Epikur scheint merkwürdigerweise nicht viel aus ihm gemacht zu haben; er spricht von „einem gewissen Leukippos" (*Λεύκιππόν τινα*), den man mit Unrecht einen Philosophen nenne; man weiß nicht, in welcher Epoche er geschrieben, und sogar nicht, ob er seine persönlichen Ideen veröffentlicht hat. Aristoteles kennt unter seinem Namen nur ein Werk, dessen Authentizität für ihn nicht erwiesen ist. Diogenes Laërtius glaubt, daß er aus Elea war; aber er fügt hinzu, daß er nach einigen in Abdera, nach andern in Milet geboren war. Er giebt ihm als Lehrer den Zenon aus Elea und den Melissos. Nun, ein Schüler des einen oder des andern von diesen zwei Philosophen, die beide vor 450 bis 440 v. Chr. blühten, hat nur jünger als Aristoteles sein können, der 30 Jahre hindurch, von 460 v. Chr. an, in Athen als Gelehrter und Philosoph ohne Nebenbuhler war. Es wird nirgends gesagt, daß Leukippos vor der Epoche nach Athen gekommen wäre, in der Anaxagoras, nachdem er (mutmaßlich zwischen 440 und 430) sein Werk über die Natur veröffentlicht hatte, wegen der Ansichten, die er ausgesprochen hatte, verfolgt und zur Verbannung verurteilt wurde.

Eine sehr bemerkenswerte Erwägung ist es nach meiner Ansicht, daß Leukippos nicht viel älter als Demokrit gewesen zu sein braucht, nach der Art und Weise zu urteilen, in der man unaufhörlich den einen zum andern in Beziehung bringt. Besonders Aristoteles spricht geringschätzig von Demokrit nicht allein als dem Schüler oder Freund (*ἑταῖρος*) des Leukippos, sondern auch als seinem Mitarbeiter bei der Entwicklung der atomistischen Philosophie. Die Ansichten des einen werden auch dem andern beigelegt, derart, daß es nahezu unmöglich ist, dem Leukippos gerecht zu werden.[1]) Was man von seinen eignen Lehren sagen zu können glaubt, ist folgendes:

Er scheint entschieden von der eleatischen Idee des Seins oder des vollen Raumes, der körperlich und der Abwesenheit von Körpern, d. i. dem leeren Raum entgegengesetzt ist, ausgegangen zu sein. Doch unterschied er sich von den Eleaten darin, daß er die Existenz der Vielheit und die der Bewegung annahm, mit dem leeren Raume, der deren Voraussetzung ist.

In der Zeit, in der Leukippos auftrat, gab es bei den griechischen Philosophen vier hauptsächliche Hypothesen über den Ursprung der Vielheit und der Bewegung: 1. die des Thales und der meisten evolutionistischen Naturphilosophen, die die spontane Umformung des ersten Prinzips oder ursprünglichen Elementes aller Dinge annahmen; 2. das Urgemisch des Anaximander, dessen Teile, indem sie sich allmählich voneinander trennten, die Verschiedenheit im Schoße des unbeweglich gebliebenen Alls hervorbrachten; 3. die vier Elemente des Empedokles, abwechselnd getrennt durch die Zwietracht und wieder vereinigt durch die Liebe; 4. endlich die Homöomerien des Anaxagoras, unendlich an Zahl und an Kleinheit, in ihrer ursprünglichen Vermengung zu einer absoluten Unbeweglichkeit

[1]) Dies erkennt Eduard Zeller ausdrücklich an.

verurteilt, dann durch eine allmächtige Intelligenz in Bewegung gesetzt und koordiniert.

Dieser letzteren Vorstellung von den einfachen Elementen der sichtbaren Welt gab Leukippos den Vorzug, jedoch indem er der allgemeinen Bewegung als Ursache, anstatt der Wirkung der Vernunft, den Fall ins Leere oder die Schwerkraft zuwies, eine völlig physische Eigenschaft unendlich kleiner Körper, die er die „unteilbaren" (*ἄτομοι*) nannte. Nach Simplicius nun, der den Text des Anaxagoras vor Augen hatte, waren die „an Kleinheit unendlichen" Teile dieses Philosophen „untrennbar, unzerstörbar, unteilbar" (*ἀδιαίρετοι, ἄφθαρτοι, ἄτομοι*). Die erste Idee von den Atomen unter ihrem eigentlichen Namen scheint also von Anaxagoras ausgegangen zu sein.

Außer diesem fundamentalen Prinzip, aus dem das ganze System des Atomismus abgeleitet worden ist, kann man noch andre Entlehnungen anführen, so die Hypothese von einer Wirbelbewegung (*δίνη*), die durch ihre erlangte Schnelligkeit und ihre außerordentliche Geschwindigkeit in den Himmelsräumen die leuchtenden Sphären entzündet hat, die vom großen Haufen als Gottheiten angebetet werden. Doch während Anaxagoras den spiritualistischen Dualismus inaugurierte, indem er der Natur eine intelligente Ursache überordnete, begründeten Leukippos und Demokritos, indem sie sich auf den Kreis der wahrnehmbaren Erscheinungen beschränkten, in Griechenland das erste System eines Materialismus im eigentlichen Sinne.

Als dieses System thatsächlich aufgestellt wurde, war es schon lange her, daß der große Ruf des Anaxagoras Gelehrte, die ihn sehen und hören wollten, in seine Nähe gezogen hatte; Zeuge dafür ist Demokrit selbst, der an einer Stelle seines „*Μικρὸς Διάκοσμος*" sich bitter beklagte, daß er ihn, als er in seiner Jugend nach Athen gekommen war, nicht hatte sprechen können. Das Werk des Anaxagoras erschien gerade damals, und kein Zeugnis, kein Dokument berechtigt zu der Annahme, daß ihm eine Publikation des Leukippos vorausgegangen war. In Wahrheit ist es nicht einmal wahrscheinlich, daß die atomistische Philosophie in Griechenland bekannt gewesen ist, ehe Demokrit durch Leukippos in sie eingeführt worden war.

Eduard Zeller erklärt „zum Teil" und nicht mit Unrecht durch den Einfluß des Anaxagoras das Auftreten der Sophisten; aber vielleicht geht dieser gelehrte und feinsinnige Denker zu weit, wenn er in der Lehre des Anaxagoras den Ausgangspunkt dessen sucht, was er ihren „moralischen Skeptizismus" nennt. Auch giebt er selbst zu, daß die Sophistik „nicht direkt von dort ausgeht" und daß, mit Ausnahme des Protagoras, „man keinen Sophisten nennen kann, der sich in seiner Lehre an den Philosophen von Klazomenä anschließt." Es ist also in einer andern Art und einem andern Sinn zu verstehen, wenn man annimmt, daß die Sophistik „zum Teil" von diesem Philosophen ausgeht.

Die Sophisten waren, wie man weiß, weniger selbständige Forscher als Vulgarisatoren. Der unter Perikles nicht nur der Litteratur und den Künsten, sondern auch der philosophischen und wissenschaftlichen Bildung gegebene Auf-

schwung hatte natürlich in Athen und in ganz Griechenland die Zahl der in jeder Gattung von Studien und Wissenschaften bewanderten Meister vermehrt. Neben den Rhetoren, die die reichen, jungen Leute für die politische Laufbahn durch die Gabe des Wortes vorbereiteten, lehrten andre mit Erfolg die Ideen und die Kenntnisse, für die Anaxagoras der Jugend von Athen Geschmack beigebracht hatte. Keiner dieser Lehrer trug eine neue Philosophie vor, aber einige gaben ihren Gedanken eine paradoxe Form. Protagoras z. B. sagte, eine Lehre des Heraklit übertreibend, daß alles relativ sei und daß in diesem Sinne alles wahr sei, während Gorgias, der aus der eleatischen Schule hervorgegangen war, behauptete, daß das Sein nicht sei und daß mithin nichts wahr sei.[1]) Mit oder nach ihnen zogen Hippias, Prodikos, Thrasymachos, Polos und eine Menge andrer, die den Namen Sophisten bekamen oder sich selber gaben,[2]) von Stadt zu Stadt, indem sie über alle Teile der Universalwissenschaft Unterricht erteilten oder Vorträge hielten, deren Preis oft sehr hoch war. Keiner von ihnen zeigte, weder auf dem Gebiete der Physik noch dem der Metaphysik, die geringste Originalität. Die Dialektik ist fast der einzige Teil der Philosophie, in dem sie eine Spur hinterlassen haben. Unter denen, die Fragen der Moral behandelten, stellte sich Prodikos von Keos in die erste Reihe. Sokrates wurde, dank seinem Freunde, dem reichen Kriton, zu seinen Vorträgen zugelassen, und Xenophon legt in seinen „Memorabilien“ seinem Lehrer eine Nachahmung des großartigen Gleichnisses des Prodikos von Herakles, der zwischen dem Laster und der Tugend zu wählen hat, in den Mund. Sokrates protestierte, nach dem Zeugnis des Plato, gegen die ungerechte Tötung dieses Ehrenmannes, der von den Athenern verurteilt worden war, den Giftbecher zu trinken.

Sokrates muß in der chronologischen Reihenfolge nach allen bisher aufgezählten Philosophen eingereiht werden, ausgenommen einen einzigen, den Demokrit, der zehn Jahre nach ihm, 459 v. Chr., geboren wurde und ihn etwa vierzig Jahre überlebt zu haben scheint. Die Schüler des Sokrates allein konnten die Schriften des Demokrit kennen lernen und ihren Einfluß auf sich wirken lassen oder bekämpfen, z. B. Aristippos, dessen Morallehre der seinigen so nahe steht, und Plato, der in seinem „Sophisten“, wo er von den Materialisten seiner Zeit spricht, deutlich genug, wie es scheint, auf den Demokrit und seine Anhänger hinzielt.

Schluß.

Wenn die vorstehende Studie, wie ich glaube, die Reihenfolge, in der die Philosophen der vorsokratischen Periode nacheinander aufgetreten sind, getreu wiedergiebt, so ergiebt sich daraus erstens, daß die Thatsachen und die Daten in keiner Weise eine Grundlage abgeben für die Hypothese eines anfänglichen

---

[1]) Protagoras aus Abdera, geboren 480, steht der Zeit nach zwischen Anaxagoras und Demokritos; Gorgias war älter als er, kam aber erst 427 n. Chr. zum erstenmal nach Athen.

[2]) Σοφιστής bedeutet nach der von Plato gegebenen Etymologie „denjenigen, der Gelehrte heranbildet.“

Gegensatzes zwischen Schulen, die den Genius verschiedener Stämme zum Ausdruck bringen. Im ersten der zwei Jahrhunderte vor Sokrates wurde die Philosophie in Griechenland von vier originalen Geistern begründet, deren Lehren einander nicht ausschlossen und die alle vier dem jonischen Stamme angehörten. Erst im fünften Jahrhundert machten sich bei den Schülern oder den Nachfolgern dieser vier ersten Philosophen die Unterschiede zwischen ihren Systemen mehr oder weniger tief geltend.

Zum zweiten entstand, als unter Perikles Athen der geistige Mittelpunkt der griechischen Welt geworden war und Anaxagoras der Philosophie dort einen Boden geschaffen hatte, im Wirkungskreis dieses großen Mannes und unter seinem überwiegenden Einfluß die Bewegung der Geister auf diesem Gebiet. Diese hervorragende Rolle des Anaxagoras scheint mir bis heute noch nicht ins volle Licht gerückt worden zu sein; er bezeichnet thatsächlich den Kulminationspunkt der Philosophie seines Jahrhunderts, und die sogenannte sokratische Revolution würde von ihm datieren, wenn er nicht, nachdem er als erster eine höchste Vernunft als allmächtige Ursache der Bewegung und der Ordnung proklamiert hatte, dem Sokrates den Ruhm gelassen hätte, diesen Sieg der Metaphysik durch eine Lehre zu krönen, die dem Menschen endlich seine Rolle anweisen und alle Dinge der Idee des Guten unterordnen sollte. So sehr sich Anaxagoras über seine Vorgänger erhoben hatte, war er nichtsdestoweniger ein Naturphilosoph wie sie, der nach dem Ursprung der Dinge forschte und durch seine wissenschaftliche Richtung noch der menschlichen Philosophie des folgenden Zeitalters fernstand. Dadurch ist er in der Geschichte einer der Vertreter der kosmologischen Philosophie geblieben. Aber er ist nach meiner Ansicht der größte von ihnen vermöge einer bereits sehr bemerkenswerten Kenntnis der Gesetze der Bewegung und des Laufes der Gestirne und seiner Lehre über die Ordnung der Welt. Plato macht ihm, wie später Pascal dem Descartes, durch den Mund des Sokrates den Vorwurf, daß er die höchste Vernunft nur deswegen aufgestellt habe, um gewissermaßen der Materie ein Schnippchen zu schlagen, wonach sich alles ohne Hilfe der ersten Ursache erklären läßt. Dieser Vorwurf trifft den Anaxagoras nicht stärker als Descartes, weil er, wie wir oben gesehen haben, die ewige Kontinuität des göttlichen Handelns in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft behauptete.

Vielleicht ist das nicht einmal genug gesagt. Wenn die gegen ihn erhobene Anklage wegen Gotteslästerung durch seine Weigerung motiviert war, an die mythologischen Gottheiten zu glauben und sogar an die himmlischen Götter, die noch von den Stoikern nach Plato und Aristoteles anerkannt werden, so müßte man vielleicht in Anaxagoras den ersten und einzigen griechischen Philosophen begrüßen, der vor dem Auftreten des Christentums sich zu einem spiritualistischen Monotheismus bekannt hat.

Ohne so weit zu gehen, knüpfte Sokrates gleichwohl an Anaxagoras an, ja er ging über ihn hinaus in seiner Art, die intelligente Ursache aufzufassen, durch die er nach seinem Beispiel die Ordnung der Welt erklärte. Bei ihm hatte der Naturphilosoph dem Moralisten Platz gemacht. Er ging nicht mehr bloß vom

Schauspiel der Natur aus, sondern auch und insbesondere vom Studium des Menschen, um sich zu einem gerechten und weisen Gott zu erheben, einem Freunde des Guten, dem höchsten Gesetzgeber, dem Urheber des ungeschriebenen Gesetzes, das er uns in unserm Gewissen enthüllt; und durch eine auf diesem moralischen Gedanken begründete Metaphysik erneuerte er die Philosophie. Thatsächlich hatte das „Erkenne dich selbst!“ in seinem tiefen Sinn zum Zweck, vor allem die Philosophen zur Betrachtung des Göttlichen in sich selbst, in einer vernünftigen, göttlichen, unsterblichen Seele aufzufordern, und ferner die vielleicht allzu hochstrebende Erforschung des Ursprungs der Dinge durch die Feststellung der wahren Natur und der innersten Beschaffenheit der Wesen zu ersetzen. Dieses Problem des *τί ἐστιν* oder des Seins, das von Plato und Aristoteles so nachdrücklich in Angriff genommen werden sollte, wurde von Sokrates an das hauptsächliche, wenn nicht das einzige Objekt der griechischen Philosophie. Das war eigentlich die Revolution, die der kosmologischen Periode ein Ende machte.

Ein Brief des Bischofs Potter von New York.

Kardinal Gibbons in Baltimore schrieb an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ über den Prinzen Heinrich: „The Emperor's brother was greeted everywhere with unbounded enthusiasm, which must be gratifying to the German people.“

Ebenso sympathisch für den Prinzen Heinrich und für die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland drückt sich Bischof Potter in nachstehendem Briefe aus.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

*

March 15th 1902.

My dear Sir,

You ask for my opinion about the friendship between the United States and Germany; and I am glad to say that I regard it as a sentiment which is cordially cherished on this side the Atlantic, and which has been greatly deepened by the recent visit of your admirable Prince Henry. It is not often that it is given to any one to win so many friends, and to commend himself, everywhere, to the warm appreciation and high regard of strangers. His Highness' bearing, under all circumstances and in all cases, was worthy both

of his great lineage and his great race; and he will always be remembered in this country by men of all classes and ranks with admiration and esteem.

Such a fact ought to witness to a much larger one. Germany and the United States hold to the same high traditions and must, more and more in the future, be the champions of civil and religious liberty. To Germany America is immeasurably indebted both for scholars, thinkers, poets, and religious leaders; beside the example of its commercial energy and genius. Going hand in hand, two such great peoples may greatly serve their age and the whole world; and our prayer is that this may be their mutual history.

Sincerely yours,

Mc. Potter,
Bishop of New York.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Infektionskrankheiten.

Welchen Einfluß haben die Ehen Schwindsüchtiger auf die Verbreitung der Tuberkulose?

In den letzten Jahren ist in vielen Kulturstaaten unter Aerzten und Gebildeten aller Stände eine große Bewegung entstanden zu gemeinsamem Kampfe gegen die Tuberkulose (Schwindsucht), diese härteste Plage des Menschengeschlechts. Die zahlreichen Lungenheilstätten, die in kurzer Zeit errichtet wurden, legen Zeugnis von der Thatkraft dieser Bestrebungen ab. Die erschreckende Häufigkeit der Tuberkulose, die mindestens ein Siebentel der Bevölkerung dahinrafft und zum Beispiel in Deutschland ein Drittel aller Todesfälle im Alter von 15 bis 60 Jahren verschuldet, läßt aber eine wesentliche Einschränkung nur erwarten, wenn man vor allem die Entstehung neuer Fälle verhütet. Hier, in der Prophylaxe, liegt sogar der Schwerpunkt des Kampfes gegen die Tuberkulose. Auch in dieser Richtung haben die Menschen sich endlich aufgerafft, energisch gegen ihren Erbfeind vorzugehen, und die letzten Jahre haben neue und fruchtbare Vorschläge und Versuche zur Abhilfe gebracht.

Es giebt viele sogenannte Schwindsuchtsfamilien, die durch Generationen hindurch weit mehr als andre von der Tuberkulose heimgesucht werden und deren Nachkommen zahlreich der Krankheit zum Opfer fallen, oft schon im zartesten Alter unter der Form der Hirnhautentzündung, oft im Jünglingsalter oder erst als Erwachsene, nachdem sie sich verehelicht und Kinder gezeugt haben. Es ist ohne weiteres klar, daß solche Familien ganz besonders zur Verbreitung der Krankheit beitragen. In der Absicht, diese unheilvolle Quelle zu verstopfen, haben kürzlich einige Staaten der nordamerikanischen Union Gesetze erlassen, die den Schwindsüchtigen die Ehe verbieten. Auch in Europa sind solche Gesetze schon vorgeschlagen worden, und die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich eines Aufsatzes von

Professor Hegar (Januar 1900), wo die Wünschbarkeit ausgesprochen wird, Schwindsüchtigen und überhaupt „allen Personen die Ehe zu verbieten, die mit einem Bildungsfehler, einem Gebrechen, einer Krankheit oder einer Vergiftung behaftet sind, sobald dauernde und erhebliche Schädigung der Nachkommen zu erwarten ist“.

Um ein Urteil über die Berechtigung und den Wert eines eventuellen Eheverbotes für Tuberkulöse zu gewinnen, müssen wir uns zuerst vergegenwärtigen, in welcher Weise die Tuberkulose der Eltern auf die Kinder übertragen wird.

Die Tuberkulose ist eine Infektionskrankheit, die entsteht, wenn die sogenannten Tuberkelbazillen in den Körper eindringen und hier einen geeigneten Boden zu ihrer Vermehrung und Ausbreitung finden. Die Krankheit kann väterlicherseits oder mütterlicherseits auf zwei Arten den Nachkommen übertragen werden: Das Kind kommt bereits mit Tuberkulose, beziehungsweise mit Tuberkelbazillen behaftet zur Welt (angeborene Tuberkulose), oder es wird erst kürzere oder längere Zeit nach der Geburt von seinen kranken Eltern angesteckt (erworbene Tuberkulose).

Nach dem jetzigen Stand des Wissens ist man berechtigt, anzunehmen, daß die angeborene Tuberkulose beim Menschen außerordentlich selten ist. Die äußerst spärlichen Fälle, die in der Litteratur verzeichnet sind, stammen fast alle von schwindsüchtigen Müttern, die bald nach der Niederkunft starben und bei denen die Tuberkelbazillen durch die Placenta auf die Frucht übergegangen waren. Bis jetzt ist kein Fall bekannt, wo die angeborene Krankheit vom Vater ausging, das heißt wo bei der Befruchtung Tuberkelbazillen vom Vater auf das Ei übergegangen wären. Von Tierexperimenten, die zu Gunsten der entgegengesetzten Möglichkeit sprechen, dürfen wir hier füglich absehen; sie wurden meist in einer Weise angestellt, die von den natürlichen Verhältnissen abweicht. Die Fälle von Tuberkulose beim Kinde, die man als angeboren ansprechen darf, zeigen in der Mehrzahl ausgeprägte Eigentümlichkeiten. Sie treten in den ersten Lebenswochen auf und verlaufen rasch tödlich. Die Tuberkelbazillen, respektive die Krankheitsherde, finden sich vorzugsweise in der Leber und in den Unterleibsdrüsen, das ist an Stellen, die auf die Herkunft aus den Nabelschnurgefäßen, respektive aus den mütterlichen Blutgefäßen, hinweisen.

Die überwältigende Mehrzahl der Fälle von Tuberkulose bei Kindern tritt erst im späteren Alter auf, in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres, meist aber im zweiten bis sechsten Jahr, nur selten im vierten bis sechsten Lebensmonat. Das spätere Auftreten deutet darauf hin, daß diese Fälle erst nach der Geburt durch Ansteckung entstanden (erworbene Tuberkulose). Auch die Lokalisation der tuberkulösen Herde zeigt dies. Die ganz überwiegende Mehrzahl dieser Fälle läßt die wichtigsten Krankheitsherde in den Bronchialdrüsen erkennen, in jenen Lymphdrüsen zwischen den Lungen. Genauen Nachforschungen ist es gelungen, in den meisten dieser Fälle einen ursprünglichen Herd in einer Lunge nachzuweisen, der nur durch Eindringen der Tuberkelbazillen von außen her entstanden sein konnte. Damit ist bewiesen, daß jedenfalls die ganz große Mehrzahl von Tuberkulosefällen beim Kinde durch Ansteckung nach der Geburt zu stande kommt. Die angeführten Thatsachen widerlegen auch jene mit viel Scharfsinn verfochtene Theorie, die die meisten Fälle beim Kinde als angeboren erklärt, wobei aber die schlummernde Krankheit oft erst nach Jahren oder Jahrzehnten soll ausbrechen können.

Die Gefahr für ein Kind, im Umgange mit tuberkulösen Eltern infiziert zu werden, ist sehr groß. Die Tuberkelbazillen sind massenhaft im Auswurf von Lungenschwindsüchtigen enthalten; dieser Auswurf bildet überhaupt die wichtigste Ansteckungsquelle. Ist der Krankheitsherd ein sogenannter geschlossener, wie zum Beispiel bei der Hirnhaut- oder der Wirbelsäulenentzündung, so gelangen dabei keine Bazillen nach außen; die betreffenden Kranken sind für ihre Umgebung ungefährlich. Leidet aber Vater, Mutter oder ein andrer Wohnungsgenosse an Lungen- oder Kehlkopftuberkulose, so gelangt, wenn nicht die allerpeinlichste Sorgfalt geübt wird, oft von dem Auswurf ein wenig auf den Fußboden, in das Taschentuch, in das Bett ꝛc., trocknet hier ein, verstäubt und kann nun in die Atmungswege des

Kindes gelangen und es anstecken. Wenn die Kleinen auf den Fußboden gesetzt werden, so atmen sie beim Herumkriechen besonders leicht den Bodenstaub ein. Die Kinder beschmutzen sich dabei auch Hände, Mund und Nase und können sich auch auf diese Weise infizieren.

Die Gefahren, angesteckt zu werden, sind damit aber für die Kinder Tuberkulöser noch lange nicht erschöpft. Im Munde von Schwindsüchtigen finden sich oft Tuberkelbazillen, die durch Küsse oder durch Vorkosten von Speisen auf das Kind übertragen werden können. Eine sehr wichtige Ansteckungsquelle ist erst kürzlich genauer aufgedeckt worden. Beim Husten und Niesen gelangen unmerklich feinste Bläschen und Tröpfchen, die oft Krankheitskeime enthalten, aus dem Munde in die nächste Umgebung: eine weise Begründung der alten Regel der Wohlanständigkeit, beim Husten und Niesen sich von andern Personen abzuwenden oder doch die Hand oder das Taschentuch vor den Mund zu halten. Viele Krankheiten, wie Influenza, Masern, aber auch Tuberkulose können auf diese Weise übertragen werden. Es ist einleuchtend, daß die Kinder tuberkulöser Eltern der eben erwähnten Infektionsart in weit höherem Maße ausgesetzt sind als andre Menschen, und daß die Gefahr im allgemeinen geringer ist bei Erkrankung des Vaters als bei Erkrankung der Mutter, da letztere meist in viel engerem und andauernderem Umgang zu den Kindern steht. Wird zum Beispiel ein Kind von seiner lungenkranken Mutter gepflegt, so ist es nicht zu vermeiden, daß es öfters aus nächster Nähe angehustet wird. Dabei werden ihm manchmal Tuberkelbazillen zugeschleudert, die unter geeigneten Umständen in Nase, Mund oder Lunge gelangen und hier den Keim zu einer Erkrankung abgeben können.

Früher hat man die Ansteckungsgefahr, die die Kinder Schwindsüchtiger umschwebt, wenig beachtet und hat ihr häufiges Erkranken an dem „Familienübel" einfach durch eine besondere erbliche Disposition erklärt. Nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus sind dann viele Bakteriologen in den entgegengesetzten Fehler verfallen; sie haben das Bestehen einer erblichen oder erworbenen Disposition geleugnet und sahen das Ausschlaggebende nur in der Gegenwart der Bazillen. Sie behaupteten, daß die zahlreichen Fälle in den Schwindsuchtsfamilien in Wirklichkeit nur eine Kette von Ansteckungen unter den Wohnungsgenossen darstelle.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Ohne Tuberkelbazillen giebt es keine Schwindsucht, aber nicht jeder Mensch wird durch die Aufnahme von Tuberkelbazillen krank, es geschieht dies nur, wenn der Betreffende für diese Krankheit disponiert ist. Für den beobachtenden Arzt besteht kein Zweifel, daß einzelne Menschen mehr empfänglich sind für Tuberkulose als andre, und daß die Nachkommen von Tuberkulösen, auch abgesehen von der vermehrten Infektionsgelegenheit, durchschnittlich empfänglicher sind als die Sprößlinge gesunder Familien. Diese Empfänglichkeit trägt oft einen warnenden Stempel in einem zarten und schwachen Körperbau und in einer besonderen Empfindlichkeit von Haut, Schleimhäuten und Lymphdrüsen, die das Krankheitsbild der Skrofulose auszeichnen. Man darf aber nicht vergessen, daß unter dem Mantel einer zarten Konstitution oft schon eine Tuberkulose schlummert und daß die meisten Drüsen- und Knochenaffektionen, die das Publikum und euphemistisch auch viele Aerzte als skrofulös bezeichnen, ausgeprägte tuberkulöse Herde darstellen. Die Beobachtungen am Krankenbett und an der Leiche zeigen deutlich, daß die Kinder viel empfänglicher sind für Tuberkulose als Erwachsene, daher der raschere und häufiger tödliche Verlauf in den ersten Lebensjahren. Bei gleicher Ansteckungsgefahr erkranken Kinder viel häufiger als Erwachsene; dies erklärt auch zum Teil, daß bei Schwindsucht eines Ehegatten die Ansteckung des andern viel seltener erfolgt als die der Kinder.

Aus den angeführten Thatsachen ergeben sich für die Praxis wichtige und gewiß recht tröstliche Schlüsse. Da die Kinder von tuberkulösen Eltern nicht tuberkulös zur Welt kommen (abgesehen von ganz seltenen Fällen, die bald sterben), sondern nur eine gewisse Disposition mitbringen, so besteht die Möglichkeit, sie gesund zu erhalten, sofern wir sie vor der Infektion beschützen können. Aus vielen zuverlässigen Beobachtungen — wir denken hier besonders an die des Prager Findelhauses und der Assistance publique in Paris —

geht hervor, daß Kinder, die man sofort nach der Geburt von ihren tuberkulösen Eltern weg zu gesunden Ammen und in gesunde Familien aufs Land bringt, gesund blieben. Besonders prägnant ist eine Beobachtung von Bernheim. Er ließ von drei Zwillingspaaren, die von schwindsüchtigen Müttern geboren waren, je ein Kind bei der Mutter, den andern Zwilling ließ er in eine gesunde Familie bringen. Die drei letzteren Kinder blieben gesund, während die bei ihren Müttern verbliebenen an Tuberkulose erkrankten und daran starben. Solche Erfahrungen müssen uns anspornen, in tuberkulösen Familien die Prophylaxe der Kinder viel energischer in Angriff zu nehmen, als es bis jetzt meist geschieht, und nicht in trägem Fatalismus den wehrlosen Kleinen einen Schutz zu versagen, der in unsrer Macht und auch in unsrer Pflicht liegt. Wenn es gelingt, die Infektion in den ersten Lebensjahren zu verhüten, so ist damit schon außerordentlich viel gewonnen.

Auch ohne die Kinder von den Angehörigen ganz wegzubringen, wird man sie oft gesund bewahren, sofern das erkrankte Familienglied die nötigen Vorsichtsmaßregeln peinlich beobachtet, also vor allem seinen Auswurf sorgfältig beseitigt, Küssen und Liebkosen der Kinder unterläßt, sie nicht anhustet, ein getrenntes Schlafzimmer benutzt und so weiter. Es ist hier nicht möglich, auf diese Dinge näher einzutreten, nur so viel sei noch bemerkt, daß man in solchen Familien eine verschärfte Sorgfalt auf die Pflege und Gesundheit der Kinder richten muß und daß hier zum Beispiel die landläufige Unsitte, die Kleinen auf dem Fußboden herumrutschen und sich dabei beschmutzen zu lassen (wodurch sie sich oft die vorhandenen Krankheitskeime einverleiben), besonders verhängnisvoll werden kann. Die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln sind nur in gebildeten und ordentlich situierten Familien in vollem Umfange durchführbar. In dem sehr häufigen Fall zum Beispiel, wo die erkrankte Mutter für die Pflege des Kindes auf sich allein angewiesen ist, läßt sich bei dem engen und andauernden Verkehr zwischen Mutter und Kind die Ansteckungsgefahr nie ganz beseitigen. Man hat darum vorgeschlagen, in solchen Fällen entweder die gefährdeten Kinder in besonderen Heimstätten oder in gesunden Familien unterzubringen, oder die erkrankten Eltern, sofern sie an ausgesprochener Schwindsucht leiden, in Heilstätten zu versetzen. Diese Vorschläge sind ebenso rationell als große Wirkung versprechend; bei der enormen Ausbreitung der Tuberkulose stößt aber die allgemeine Durchführung vorläufig noch auf unüberwindliche finanzielle Hindernisse, wenn auch schon mancherorts rühmliche Anfänge gemacht worden sind. Die Kinderheimstätten — meist erst geplant — sind nicht nur für die gesunden Kinder tuberkulöser Familien berechnet, sondern überhaupt für schwächliche und skrofulöse Kinder und insbesondere auch für solche, die schwere Krankheiten überstanden haben; sie versprechen, im Kampfe gegen die Tuberkulose die wertvollsten Dienste zu leisten; denn die Stärkung der Konstitution und die Hebung der Widerstandskraft ist mindestens so wichtig als die Beseitigung der nächstliegenden Infektionsgefahr. Sehr segensreich wirken auch durch die allgemeine Stärkung des Körpers Stadt- und Ferienkolonien, Sool- und Seebäder für die Kinder.

Die Schwierigkeit, die Kinder von Tuberkulösen in genügender Weise vor der Ansteckung zu bewahren, hat, wie einleitend erwähnt wurde, kürzlich einige Staaten von Nordamerika veranlaßt, ein Eheverbot für Schwindsüchtige zu errichten; mit welchem Erfolge ist uns unbekannt. Bis jetzt sind solche Gesetze in Europa nicht vorhanden und werden in absehbarer Zeit wohl auch nicht zu stande kommen. In der Theorie sieht die Sache sehr einleuchtend aus, in Wirklichkeit stehen der Durchführung große, wie uns scheint, fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Ein Erfolg wäre überhaupt nur dann zu erwarten, wenn alle Staaten solche Gesetze erlassen würden. Im einzelnen Falle wäre es ungemein schwierig, festzustellen, ob das Gesetz Anwendung finden sollte oder nicht. Ein solches Gesetz hätte fernerhin eine große Anzahl illegitimer Kinder im Gefolge, die ihrerseits wegen mangelhafter Pflege erst recht der Infektion mit Tuberkulose ausgesetzt wären. Als Konsequenz des Gesetzes müßte auch die Bestrafung der Eltern solcher illegitimer Kinder verfügt werden. Häufig genug, sogar in der Mehrzahl der bei Verheirateten vorkommenden Fälle tritt die

Tuberkulose auch erst im Verlauf der Ehe auf; logischerweise müßte dann den Eheleuten geboten werden, auf fernere Nachkommen zu verzichten und so weiter.

Bei Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse glauben wir nicht, daß ein gesetzliches Eheverbot für Tuberkulöse den erwarteten Erfolg brächte. Wir müssen die Abhilfe zuerst in andern, humaneren Mitteln suchen, in der Durchführung einer strengen privaten und staatlichen Prophylaxe. Hierin ist noch herzlich wenig geschehen. Besitzen doch die wenigsten Städte auch nur ordentliche Spuckverbote! Als vorbildlich ist das norwegische Tuberkulosegesetz zu erwähnen, das seit dem 1. Januar 1901 in Kraft steht. Dort wird zum Beispiel strenge Desinfektion nach dem Tode oder dem Wohnungswechsel von Schwindsüchtigen verlangt. Wenn ein Schwindsüchtiger zu Hause die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln nicht befolgt oder nicht befolgen kann, so steht dem Gesundheitsrat das Recht zu, ihn in ein Krankenhaus überzuführen. Es kann Schwindsüchtigen verboten werden, als Ammen oder Dienstmädchen Stellung zu nehmen, an der Zubereitung oder dem Verkauf von Lebensmitteln teilzunehmen 2c. Aehnliche Bestimmungen müßten unsers Erachtens überall zuerst durchgeführt werden, bevor man an ein Eheverbot gehen dürfte; wir glauben aber zuversichtlich, daß man auch ohne ein solches die Tuberkulose wird unterdrücken können, wie den einst so gefürchteten Aussatz. Die meisten Kulturstaaten Europas weisen in den letzten Decennien schon einen sehr beträchtlichen Rückgang der Tuberkulosefälle auf, größtenteils die Folge der verbesserten hygienischen Verhältnisse, der Assanierung der Städte, der besseren Wohn- und Lebensverhältnisse.

Um die Ehen von Tuberkulösen zu verhindern, muß das Volk nach Möglichkeit über die Krankheit belehrt werden. Wir Aerzte kommen oft in den Fall, von der Ehe abzuraten, häufig genug allerdings ohne Erfolg. Sofern eine tuberkulöse Erkrankung seit mehreren Jahren vollständig ausgeheilt oder richtiger gesagt abgelaufen ist, wird man einem Manne ohne allzugroße Bedenken die Ehe erlauben können, dabei aber nie verhehlen, daß die Krankheit später wieder ausbrechen kann. Oft wird man sogar eine Kräftigung des Betreffenden in der Ehe und gesunde Nachkommen erleben. Bei der Frau liegen die Verhältnisse wesentlich ungünstiger. Schwangerschaft und Wochenbett, auch das Stillen wirken hier sehr schwächend. Oft genug begegnet es, daß eine junge Frau, die früher eine Lungenspitzenaffektion überstanden hat oder nur sehr zarter Natur ist, nach einigen rasch aufeinanderfolgenden Geburten von der Schwindsucht ergriffen wird und in kurzer Zeit stirbt, nachdem sie vorher noch einem oder mehreren Kindern den Todeskeim übertragen hat.

Dr. Emil Feer in Basel.

Litterarische Berichte.

William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke von Sidney Lee. Rechtmäßige deutsche Uebersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Professor Dr. Richard Wülker. Leipzig 1901. Georg Wigand. M. 7.

Lees Werk, 1898 zuerst erschienen, hat in der Originalausgabe in weniger als zwei Jahren bereits fünf Auflagen erlebt. Auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhend, ist es für weitere Leserkreise dargestellt. Es bietet eine erschöpfende und gut geordnete Darlegung der Thatsachen, die sich auf Shakespeares Laufbahn, Leistungen und Ruf beziehen. 18 Jahre lang hat der Verfasser an dem Werk gearbeitet. Die Kritik, die deutsche sowohl als die ausländische, hat es fast durchweg gelobt. Es ist daher sehr erwünscht, daß das Buch ins Deutsche übertragen wurde. Fräulein Martha Schwabe in Leipzig hat die Uebersetzung gemacht, und Professor Wülker, der verdiente Shakespeare-Forscher in Leipzig, hat sie durchgesehen und eingeleitet. Wir wünschen dem Werke dieselbe gute Aufnahme, die das Original in der englischen Sprache gefunden hat. E. M.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen, gehalten im Volkshochschulverein zu München von Dr. J. Unold. 12. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt.“ Leipzig, B. G. Teubner. 1899. 150 Seiten. Preis geheftet 90 Pf.

Während der ethische Skeptizismus die Frage, ob es bindende Gesetze des menschlichen Handelns giebt, offen läßt oder verneint, bejaht der Verfasser sie in seinen von hohem Idealismus getragenen Ausführungen zuversichtlich. Sein Standpunkt ist eine im Grunde utilitaristische Lebensanschauung, die den Zweck des Daseins in erfolgreicher Thätigkeit erblickt. Diese Anschauung erscheint hier indes dadurch wesentlich modifiziert, daß Unold dem Nützlichkeitsstreben eine Ergänzung durch die Ideen der „humanen Ethik“ hinzufügt; das heißt das Endziel ist ihm die Veredlung der Menschheit in dreifacher Form: als Humanisierung (Herausbildung von „Menschen“), als Individualisierung (von „Persönlichkeiten“) und als Sozialisierung (von „gerechten und freien Gemeinwesen“). Wenn die Leser vielleicht eine genauere Begründung der Moral einerseits, eine schärfere Stellungnahme zu den praktischen Lebensfragen andrerseits wünschen möchten, so vermag das Buch doch als ethischer Wegweiser sicher vielen Anregung und Förderung zu gewähren.

Br.

Quo vadis? Erzählung aus dem Zeitalter Neros. Von Henryk Sienkiewicz. Deutsch von C. Morsztyn. Stuttgart und Leipzig 1902. Deutsche Verlags-Anstalt. 776 S. Gebunden 4 Mark.

Nach der Lektüre dieses Buchs wundert man sich nicht mehr, wenn man hört, daß in Rom viele Tausende davon verbreitet wurden. Es ist von Anfang bis zum Ende eine Verherrlichung des siegreich vordringenden Christentums gegenüber dem sinkenden Heidentum. Zu diesem Zweck ist die Zeit Neros vortrefflich gewählt. Wir lernen diesen Kaiser und seinen Hof in seiner ganzen Erbärmlichkeit, Grausamkeit und Feigheit kennen. Durch den Kontrast des Christentums erscheint alles in grellster Beleuchtung. Das sehen wir zuerst bei dem Gastmahl Neros. Am meisten aber tritt es bei der heftigen Christenverfolgung hervor, die Nero, um den Brand Roms von sich weg auf die Christen wälzen zu können, veranstaltete. Das Christentum ist schon überall eingedrungen: am Hofe Neros, unter seinen Garden, unter den Sklaven finden sich Verehrer Christi. Einen gewissen Mittelpunkt bildet der Tribun Vinicius und die Geisel Lygia, eine Königstochter. Die Geschichte der Bekehrung des ersteren durch Lygia, die er liebt und später heiratet, zieht sich durch das ganze Buch hin. Es ist eine ergreifende Erzählung; allein es vollzieht sich alles in einfacher Weise, so wunderbar es auch scheinen mag, wie zum Beispiel die wiederholte Rettung Lygias. Aus der Zahl der übrigen Figuren seien außer der finstern Gestalt des Nero noch dessen Günstlinge, der Satiriker Petronius und Tigellinus und der Grieche Chilon erwähnt. Unter den Christen spielen die Apostel Petrus und Paulus, die den Kreuzestod erleiden, die erste Rolle. Die ganze Erzählung ist meisterhaft geschrieben. Nach ihrer Anlage und Durchführung erinnert sie den Ref. vielfach an den berühmten Roman Zolas ‚La Débâcle‘. Wir wünschen dem Buch, das schon in verschiedene Sprachen übersetzt ist, die weiteste Verbreitung. Wir empfehlen es insbesondere auch den vielen Gebildeten unsrer Zeit, die dem Christentum entfremdet sind, zu sorgfältiger Lektüre. Der Opfermut dieser ersten Christen ist der beste Beweis für die Wahrheit des Christentums.

Schließlich erwähnen wir noch, daß das Buch auf dünnstes Druckpapier — nur 220 Gramm wiegen diese 776 Seiten samt dem Einband — gedruckt ist. Nur so war es möglich, die ganze Erzählung in Einem Band und zu so billigem Preis zu liefern.

E. M.

Friedrich List. Von Karl Jentsch (Geisteshelden, 41. Band). Verlag von Ernst Hofmann, Berlin.

Friedrich List, der Pfadfinder einer deutschen Volkswirtschaft, mehr noch im Sinne der praktischen als der theoretischen Ausgestaltung, ist noch nach seinem tragischen Ende das Opfer des verständnislosen Undanks geblieben, dessen letzter Grund darin zu suchen ist, daß die Deutschen des 19. Jahrhunderts, vorwiegend in litterarischen Interessen und Kämpfen befangen die politische und wirtschaftliche Initiative der Sorge der Regierenden zu überlassen gewöhnt waren; ein Mann wie List wurde fast nur als unruhiger Kopf und Projektenmacher betrachtet. Den Anfang einer Besserung konnten erst die beiden letzten Jahrzehnte bringen. Inzwischen hat Lists Gedankenwelt wohl dem menschlichen Schicksal des Veraltens und Ueberholtwerdens manchen Zoll darbringen müssen, aber noch gar vieles davon ist Zukunftsmusik geblieben. Als Abschlagszahlung der uneingelösten Dankesschuld, einer Ausgabe der Schriften und einer urkundlichen Darstellung von Lists Leben, die beide zusammen die Bedeutung des Mannes für seine Zeit und die Gegenwart in volles Licht zu stellen hätten, bringt Karl Jentsch die vorliegende knappe Biographie weiteren Kreisen dar. In dem engen Rahmen, der ihm durch die Verhältnisse gesteckt war, hat Jentsch geleistet, was ihm zu leisten möglich blieb, und dafür gebührt ihm

Anerkennung. Die Anfänge Lists als Professor in Tübingen erscheinen jetzt schon durch Mohls Darstellung in seinen nachgelassenen Denkwürdigkeiten in anderm Licht als hier, ebenso seine letzten Lebensjahre — aber um mehr als Berichtigungen und Nachträge scheint es sich für die Kenntnis von Lists Lebensgang nicht zu handeln; das Bild seiner Denkarbeit hat Jentsch im besten Sinne der Popularität umrissen. —ß.

Spaziergänge ins Alltagsleben. Plaudereien von Tony Schumacher. Stuttgart und Leipzig 1902. Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant geb. M. 4.—

Das Buch enthält gerade ein Dutzend Abschnitte, von denen jeder seinen besonderen Vorzug hat. Welcher von ihnen der beste ist, ist schwer zu sagen; sie sind in ihrer Art alle gleich gut. Und woher kommt das? Zweifellos daher, daß sie alle von dem gleichen Geist getragen sind. Aus allen spricht dieselbe lebendige christliche Weltanschauung, sei es nun, daß uns die Verfasserin Blicke in Krankenstuben thun läßt, ins Theater oder das Wartezimmer des Arztes, in die Kirche oder auf den Friedhof. Die Verfasserin versteht es, jedes Thema in geistvoller fesselnder Weise zu erörtern. Auch das Alltäglichste wird unter ihrer Feder interessant, so wenn sie uns in die Läden führt, mit uns über Langeweile redet, auf das Wohnungssuchen geht oder über Gewitterfurcht und Gewitterschönheit handelt. So bietet das Buch reiche Belehrung und Anregung. Niemand wird es unbefriedigt aus der Hand legen. Wir freuen uns, es jedermann aufs beste empfehlen zu können.

E. M.

Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Hermann Suchier und Professor Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Leipzig und Wien 1900. Bibliographisches Institut.

Der Band schließt sich in Plan und Ausstattung den in demselben Verlage erschienenen Geschichten der deutschen (F. Vogt und M. Koch), der englischen (R. Wülker), der italienischen (B. Wiese und E. Pèrcopo) Litteratur an. Auch hier haben sich zwei namhafte Gelehrte zu gemeinschaftlicher Arbeit verbunden; Suchier in Halle hat die Zeit bis zum 16. Jahrhundert behandelt, Birch-Hirschfeld in Leipzig die Zeit von da bis zur Gegenwart.

Die französische Litteratur zeichnet sich vor allen andern dadurch aus, daß sie jedesmal, wenn sie eine Blütezeit erlebt, maßgebend und beherrschend auf alle andern Litteraturen und namentlich auf die deutsche einwirkt: das zeigt sich im Mittelalter, im 17. Jahrhundert, wo die französische Tragödie mit Corneille und Racine, im 18., wo die französische Aufklärung mit Voltaire und Rousseau, im 19., wo die moderne Sittenkomödie und der Roman der Franzosen den Siegeslauf über die ganze zivilisierte Welt antraten. Der Grund dafür liegt einerseits in der überwiegenden formalen Begabung der Franzosen, andrerseits in ihrer größeren geistigen Beweglichkeit.

Die Geschichte einer solchen Litteratur zu schreiben, ist natürlich eine äußerst dankbare Aufgabe, und die Verfasser haben sich ihr auch mit großer Liebe nnd Hingebung unterzogen; namentlich die genannten Höhenpunkte der Entwicklung sind außerordentlich klar herausgearbeitet. Die Darstellung ist bei aller wissenschaftlichen Strenge doch für jedermann klar und verständlich gehalten.

Die Ausstattung ist so vorzüglich, wie wir sie von den Werken des Bibliographischen Institus gewöhnt sind; zur besonderen Zierde gereichen dem stattlichen Bande die zahlreichen vortrefflichen Abbildungen, unter denen wieder die Farbentafeln durch den künstlerischen Wert der Ausführung hervorragen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Dritter Band. Westasien und Afrika. Von H. Winckler, H. Schurtz und C. Niebuhr. Mit 7 Karten, 7 Farbendrucktafeln und 22 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1901.

Mit dem Abschluß des vorliegenden Bandes ist das bedeutsame, in vieler Hinsicht epochemachende Unternehmen bis zur Hälfte seiner Bändezahl gediehen. Seine Eigenart ist es, die Erweiterung des geschichtlichen Horizontes mit Preisgabe des überlieferten Schemas der Weltgeschichte in die allgemeine Bildung hereinzutragen. Und daß die Zeit dazu gekommen ist, wird dem Leser so recht klar, wenn er sich in den Abschnitt über Afrika aus der Feder von Heinrich Schurtz vertieft. Wenn die alte Weltgeschichte, zuletzt von Leopold Ranke als Einheit dargestellt, in dem Horizont des mittelmeerischen Kulturkreises, ja gewissermaßen in der fortwirkenden Theorie der vier Weltreiche befangen, geschichtliches Leben nur den Semiten und Indogermanen beimaß, so war das durchaus gerechtfertigt. Aber unser Horizont hat sich unleugbar seit dem Eintritt des deutschen Volkes in die Reihe der Kolonialmächte ausgedehnt, die Völkerverschiebungen in Südafrika haben dadurch ein ganz anderes Interesse gewonnen; nicht nur das Wissen, sondern noch mehr das Wertmaß hat sich verschoben; es bleibt unter allen Umständen und bei allen Einwendungen im einzelnen ein Verdienst der Helmoltischen Weltgeschichte, diese Verschiebung zum Aus-

druck zu bringen. Der vorliegende Band zeigt aber außerdem in den Abschnitten Westasien und Aegypten den Fortschritt der Forschung; die früheste Zeit der Kulturentwicklung der mittelmeerischen Völkerwelt ist durch die neuen Funde in hellere und vielfach veränderte Beleuchtung getreten, und das wird bis in die Schulbücher hinein überlieferte Anschauungen umgestalten. —ß.

Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Berlin 1900. Verlag Siegfried Cronbach.

Band XIV. Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Rudolf Steiner Band I.

Band XV. Die religiöse Bewegung im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Eduard Löwenthal.

Band XVI. XVII. Litteratur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. Von S. Lublinski. Band III. Das junge Deutschland. Band IV. Blüte, Epigonentum und Wiedergeburt.

Band XVIII. Die Arbeiter im neunzehnten Jahrhundert.

Von dem verdienstlichen Unternehmen, dem Publikum in gemeinfaßlicher Form und in großen Zügen vor Augen zu führen, was jedes Gebiet menschlichen Wirkens und Wissens im eben abgelaufenen Jahrhundert für das Ganze geleistet hat, liegen uns fünf weitere Bände vor. Steiner behandelt in seiner Schrift die Entwicklung der Welt- und Lebensanschauungen von Goethe und Kant bis zu Darwin und Häckel. Der erste Band umfaßt die erste Hälfte des Jahrhunderts, in der die Geister bestrebt waren, aus sich selbst heraus die Wahrheit zu holen (idealistische Periode), der zweite Band soll das Zeitalter der Naturwissenschaft, die realistische Periode, zum Gegenstand haben. — Löwenthal bearbeitet ein zum großen Teil noch unangebautes Gebiet. Er führt aus, daß die Wandlungen, die die religiösen Anschauungen im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erfahren haben, von weit größerer Tragweite sind als die des sechzehnten, da es sich jetzt nicht mehr um bloße konfessionelle Streitigkeiten innerhalb des Christentums handelt, sondern um die Anerkennung oder Nichtanerkennung der Grundlagen der geoffenbarten Religionen überhaupt. Das mag richtig sein; aber wir glauben dem hinzufügen zu müssen, daß die religiösen Fragen trotz der zum Teil recht erheblichen Verschärfung der religiösen Gegensätze nicht mehr im stande sind, die Geister in der Weise aufzuregen, wie dies im sechzehnten Jahrhundert der Fall war. — Aus der Eigentümlichkeit des Lublinskischen Werkes, die Litteratur in ihrem Verhältnis zu der Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände darzustellen, folgt, daß das Schwergewicht mehr auf die typischen Erscheinungen gelegt wird als auf eine möglichst vollständige Aufzählung des Wissenswerten. — Band XVIII endlich beschränkt sich im wesentlichen auf Deutschland, englische und französische Verhältnisse werden kürzer behandelt, und das Schlußkapitel giebt eine allerdings sehr gedrängte Uebersicht über den augenblicklichen Stand der Arbeiterbewegung auch in den andern Ländern.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Ludwig Uhlands sämtliche Werke. Mit einer litterarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof und dem Bildnis des Dichters. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1120 Seiten Lexikon-Oktav. Gebunden M. 4. —

Ein ganzer Uhland in einem Band mit sämtlichen Werken in Poesie und Prosa ist bis jetzt nicht dagewesen. Das Verdienst dieser Ausgabe gebührt der Deutschen Verlags-Anstalt. Der Hauptwert dieses Bandes beruht natürlich auf den Prosaschriften. Diese sind ursprünglich in acht großen Bänden erschienen, die allein 82 Mark kosteten. Jetzt sind diese im Buchhandel vergriffen und nur noch auf antiquarischem Wege und auch da nur schwer zu erhalten. Wohl sind sie in einzelne Uhlandausgaben aufgenommen, aber nur verstümmelt und in unzulänglicher Auswahl. Daher ist diese neue vollständige Ausgabe mit Freuden zu begrüßen. Die Prosaschriften nehmen darin 932 Seiten, d. h. fünf Sechstel des Ganzen, ein. Dem Band ist auch noch eine kurze aber gute Einleitung des Herausgebers über Uhlands Leben und sein Wirken als Dichter, Gelehrter und Politiker beigegeben. Die Ausstattung des Werkes läßt nichts zu wünschen übrig. Der billige Preis erleichtert die Anschaffung in jeder Weise. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Barth, Hermann, Johann Sebastian Bach. Ein Lebensbild. Mit elf Bildern. Berlin, Alfred Schall. M. 3.50.

Bebber, Prof. Dr. J. van, Anleitung zur Aufstellung von Wettervorhersagen für alle Berufsklassen, insbesondere für Schule und Landwirtschaft gemeinverständlich bearbeitet. Mit 16 Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 60 Pf.

Becker, Dr., Die Vorteile der Baugenossenschaften für die Gesamtheit und den Einzelnen mit besonderer Berücksichtigung des Dresdner Spar- und Bauvereins und der Dresdner Verhältnisse. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei. 30 Pf.

Beyer, Ernst, Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Alfr. Hahn. M. 2.—

Burger, Fritz, Gedanken über die Darmstädter Kunst. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 75 Pf.

Bücher, Dr. Karl, Arbeit und Rhythmus. Dritte, stark vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 7.—

Duimichen, Theodor, Mittel und Wege. Moderne Sittenbilder. Neun Novellen. Berlin, Johannes Räde.

Hause, Dr. Ewald, Die Prinzipien der natürlichen Erziehung. Stuttgart, Robert Lutz. M. 1.50.

Hirschfeld, Ludwig, Der junge Kellner. Ein junger Mann aus gutem Hause. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Höfer, Ottomar, Zwei Väter. Australisch-deutscher Roman. Dritte Auflage. Band 104 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise". Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—

Hoffmann, Immanuel, Mariä Traum. Ein Gedicht. Berlin, Karl Siegismund. M. 1.—

Hunt, William Morris, Künstlerleben. Autorisierte Uebersetzung von A. D. J. Merkel-Schubart. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 2.50.

Jensen, Wilhelm, Im achtzehnten Jahrhundert. Zwei Novellen. Leipzig, B. Elischer Nachf. M. 3.—

Kern, Dr. R., Hans Böhm, der Pfeifer von Niklashausen. Ein historisches Spiel für die Volksbühne, nach urkundlichen Berichten verfaßt. Zweite Auflage. Karlsruhe, J. Lang's Verlagsbuchhandlung. 75 Pf.

Krone, Die, und die Reichshauptstadt. Allgemeinpolitische Betrachtungen und Erörterung der Konflikte zwischen der Krone und der Stadt Berlin. Von einem Berliner. Berlin, Hugo Bermühler Verlag. M. 1.—

Kurz, Isolde, Genesung — Sein Todfeind — Gedankenschuld. Erzählungen. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Mielke, H., Ein Seelenleiden. Novelle. Band 103 von „Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise". Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Müller, Dr. Heinrich, Fort mit den Schulprogrammen! Berlin, Otto Gerhardt. 50 Pf.

Müller, Johannes, Der Beruf und die Stellung der Frau. Ein Buch für Männer und Frauen, verheiratete und ledige, alt und jung. Leipzig, Verlag der Grünen Blätter (Joh. Müller). M. 2.—

Niedenführ, Georg, Frau Eva. Das Buch unsrer Liebe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. Gebunden M. 5.—

Oertzen, Georg v., Vom Heimwege. Ritornelle. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 2.—

Oertzen, Margarete v., Auf der grünen Gotteserde. Roman aus dem 16. Jahrhundert. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 3.—

Ohnet, Georges, Zwei Väter. Roman. Autorisierte Uebersetzung von M. v. Weißenthurn. München, Albert Langen. M. 3.—

Oswald, Hugo, Sprechendes Leuchten. Für denkende Menschen ein Büchlein Gedanken. Berlin, Schuster & Loeffler. Gebunden M. 1.—

Ottmer, F., Schweigen. Erzählungen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Perfall, Anton v., Die Malschule. Novelle. Band 46 von „Kleine Bibliothek Langen". München, Albert Langen. M. 1.—

Philippson, Martin, Der Grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Zweiter Teil: 1660 bis 1679. Berlin, Siegfried Cronbach. M. 7.50.

Poschinger, Heinrich v., Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858. Unveröffentlichte Dokumente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn v. Manteuffel. Erster Band: 1850 bis 1852: Von Olmütz bis zur Errichtung des zweiten französischen Kaiserreichs. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 10.—

Protestantismus, Der, am Ende des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Pastor C. Werckshagen unter Mitarbeitung von 80 der angesehensten Kirchenmänner, Gelehrten und Künstler. Mit circa 2000 bis 2500 Illustrationen. Lieferung 13 bis 25 (Schluß des I. Bandes). Vollständig in 50 Lieferungen à M. 1.—. Monatlich 2 bis 3 Lieferungen. Berlin, Verlag Wartburg (Werner Verlag).

Rafael, L., Abendgluten. Gedichte. Vierte Sammlung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Gebunden M. 4.—

Rantzau, A., Feuer. Erzählung. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 3.—

Rapisardi, Francesco, Specchio di Virtù. Precetti ed Esempj. Terza Edizione. Catania, Cav. Niccolò Gianotta.

Rechtsprechung 1900/01 zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O. und R. F. G. nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet von Dr. Hs. Th. Soergel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—

Réval, Samuel, Grundbedingungen der gesellschaftlichen Wohlfahrt. Leipzig, Duncker & Humblot. M. 14.—

Revue de Paris, La. 9ᵉ Année. N. 4. 15 Mars 1902. Paris. Prix de la Livraison Frs. 2.50.

Riedberg, Erika, Drei Frauenleben. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 4.—

Rilke, Rainer Maria, Das tägliche Leben. Drama in zwei Akten. München, Alb. Langen. M. 2.—

Ritter, Alfred, Umsturz. Kulturdrama in drei Aufzügen. Wien, W. Braumüller. M. 2.—

Romansammlung „Deva". Band 10/11: Die Goldene Nadel. Roman von den Goldfeldern Transvaals. Von J.-H. Rosny. — Band 12/13: Aus Leidenschaft. Roman von Reinhold Ortmann. — Band 14/15: Pharos. Roman von Guy Boothby. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Bänden zu 50 Pf. bezw. Doppelbänden zu M. 1.—

Rosenthal-Bonin, Hugo, Ein Abenteuer in Konstantinopel und andere humoristische Erzählungen. — Die schwarze Dame und andere humoristische Erzählungen. — Der schlaflose Commis und andere humoristische Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Pro Band mit farbigem Umschlag M. 1.—

Russisch nach der Original-Methode Toussaint-Langenscheidt. Brief 1. Vollständig in 36 Briefen à M. 1.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Ruß, Dr. Karl, Der Kanarienvogel. Seine Naturgeschichte, Pflege und Zucht. 10. Auflage. Mit 3 Farbendrucktafeln und zahlreichen Textbildern. Herausgegeben von K. Hoffschildt. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. M. 2.—

Ruville, Albert v., Das Deutsche Einigungswerk im Lichte des amerikanischen. Halle a. S., Max Niemeyer. M. 2.40.

Schahovskoy-Gleboff-Streschneff, Fürstin, Drei russische Frauengestalten. Uebersetzt von Frida Arnold. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. M. 2.—

Scheerbart, Paul, Die Seeschlange. Ein Seeroman. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag. M. 2.—

Schiller, Dr. Hermann, Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch. Vierter Band: Geschichte der Neuzeit. Erscheint 1. in 80 Lieferungen à 40 Pf.; 2. in 16 Abteilungen à M. 2.—; 3. in vier broschierten Bänden à M. 8.—; 4. in vier gebundenen Bänden à M. 10.—. Berlin, W. Spemann.

Schiller, Dr. Hermann, Vergleichende (Synchronistische) Uebersicht der Hauptthatsachen der Weltgeschichte. Zugleich Ergänzung der Weltgeschichte von Hermann Schiller. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Schlemihl, Peter, Grobheiten. Simplicissimus-Gedichte. München, Albert Langen. M. 1.—

Schubart, Dr. jur. P., Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates in gedrängter Darstellung. 16. Auflage. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. Gebunden M. 1.60.

Schutz der Ehre und Bekämpfung des Duells. Leipziger Besprechung am 19. Oktober 1901. Köln, J. P. Bachem.

Seeck, Otto, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Zweiter Band. Berlin, Siemenroth & Troschel. M. 6.—

Sperl, August, So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.50.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 19. bis 21. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Steijn, de Wet und die Oranje-Freistaater. Tagebuchblätter aus dem südafrikanischen Kriege. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. M. 1.75.

Stig-Stigson (Alfhild Agrell), Aus dem Norden. Erlebnisse. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. M. 3.—

Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. I. Band: Heeresbewegungen im Kriege 1870 bis 1871. Mit 17 Karten und 6 Textskizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 13.50.

Teja, C., Wir Herzlosen. Roman. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Gebunden M. 4.—

Tonkünstlerlexikon, Kleines. Enthaltend kurze Biographien der Tonkünstler früherer und neuerer Zeit. Zehnte, vermehrte Auflage. Herausgegeben von Paul Frank. Leipzig, Carl Merseburger. M. 1.50.

Torrund, Jassy, Wenn's dunkel wird. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.50.

Tschechow, Anton, Drei Schwestern. Drama in vier Akten. Deutsch von August Scholz. Berlin, Dr. John Edelheim. M. 1.—

Tschechow, Anton, Onkel Wanja. Scenen aus dem Landleben. In vier Akten. Deutsch von August Scholz. Berlin, Dr. John Edelheim. M. 1.—

Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Drittes Heft: Das Gaudische Journal des Siebenjährigen Krieges. Feldzüge 1756 und 1757. Von Oberleutnant Jany. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.50.

Vandérem, Fernand, Charlie. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Nelli Zurhellen. München, Albert Langen. M. 3.—

Viola, Max, Die Brüder. Eine Novelle. Budapest, Sigmund Deutsch & Comp. M. 1.—

Völker der Erde, Die. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. Erscheint in 35 Lieferungen zu je 60 Pfg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Volger, Bruno, Griechische und Deutsche Wein-Lyrik. Leipzig, Verlag der „Wein-Börse", Hoffmann, Heffter & Comp.

Wehnert, Stefan, Altfränkische Chronik in Wort und Bild. Stuttgart, Verlag der „Antiquitäten-Zeitung". 60 Pf.

Weise, Prof. Dr. O., Unsre Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.60.

Welter, Nikolaus, Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. Mit Aubanels Bildnis. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagshandlung. M. 3.—

Wittenbauer, Ferdinand, Die Hübscherin und ihr Gärtlein. Eine Dichtung. Wien, Carl Konegen. M. 1.80.

Wohlmuth, Alois, Gedichte. München, Alb. Langen. M. 2.—

Wollny, Dr. F., Der Materialismus im Verhältnis zu Religion und Moral. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Theod. Thomas. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Was ist uns England wert?

Von einem deutschen Diplomaten.

Was ist uns England wert? Wenn man hört und liest, was in deutschen Zeitungen, Volksversammlungen und vielfach wohl auch in parlamentarischen Körperschaften über England gesagt und geschrieben wird, so könnte die Antwort auf die Frage nur lauten: „Gar nichts“; hört man dagegen die Minderzahl, die in die Lage kommen kann, ihren Worten die That folgen zu lassen, so vernimmt man: „Recht viel.“ Ja man kann in diesen Kreisen gerade mit Bezug auf die in Deutschland, Gott sei's geklagt, fast zur Modesache und zum Sport gewordene Hetze gegen England oft vernehmen, daß wenn England nicht bestände, es im deutschen Interesse erfunden werden müßte.

Niemand wird in Abrede stellen wollen, daß die deutsche öffentliche Meinung nur zu oft berechtigt gewesen ist, englischem Unverstand, Uebermut und, sagen wir das Wort, Unverschämtheit gegenüber ihrer berechtigten Empörung Ausdruck zu geben und zu antworten, wie es von jenseits des Kanals herüberschallte. Was in England von Regierung, Parlament, Presse und Individuen 1848, 1864, 1870/71 und in jüngster Zeit in der Samoafrage und bei Gelegenheit der Beschlagnahme deutscher Dampfer in Südafrika gesündigt worden ist, erklärt bis zu einem gewissen Grade die Erbitterung, die in weiten deutschen Kreisen herrscht, aber es entschuldigt weder den Umfang noch die Form der Hetze, die jetzt seit drei Jahren in Deutschland gegen alles, was englisch ist, betrieben wird. Auf die unedeln Motive, Neid, Eifersucht u. s. w., die zum Teil dieser Haltung zu Grunde liegen mögen, soll hier nicht näher eingegangen werden, wohl aber muß darauf hingewiesen werden, daß gerade in den Klassen, denen in gewisser Beziehung die Pflicht und das Recht der Führung der Nation zusteht, in den Kreisen der akademischen Lehrer und Schüler, der Litteraten und Künstler das Gefühl der Verantwortlichkeit für die von ihnen eingeschlagene

Richtung vollständig abhanden gekommen zu sein scheint. Die Sympathien für die Buren, so berechtigt sie auch nach mehr als einer Richtung hin sein mögen und sind, können in dieser Beziehung nicht als Entschuldigung dienen; die intellektuellen Kreise der Nation sollen sich nicht bloß von emotionellen Beweggründen leiten lassen, sie sollen und müssen das Gefühl für die politische Tragweite ihrer Handlungsweise haben, wenn sie sich nicht als unbrauchbar für die Stellung, die sie beanspruchen könnten und die ihnen gebührt, erweisen wollen. Nicht einer der geringsten Nachteile, der sich aus der jüngsten Haltung dieser Kreise ergeben hat, ist, daß sie sich politisch durchaus unreif gezeigt haben und daß damit die Erfüllung der Hoffnung, sie die politische Rolle spielen zu sehen, zu der Herzens- und Geistesbildung sie berechtigen sollten, wieder einmal auf lange Zeit, wenn nicht ad calendas graecas vertagt worden ist. Der Ausgang des Krieges in Südafrika hat damit gar nichts zu thun, im Gegenteil, die Niederlage der Engländer würde die Folgen der deutschen Hetze für die Beziehungen Deutschlands zu England wahrscheinlich politisch und kommerziell viel schwerer gestalten als der umgekehrte Ausgang.

Was ist uns England wert? England ist das Zünglein an der politischen Wage, in deren einen Schale wir mit unsern Freunden, in deren andern unsre Gegner liegen; geht die eine Schale hernieder, weil das Gewicht in ihr zu groß wird, so schlägt das Zünglein nach der andern Seite, um anzuzeigen, in welche Schale England seine Macht und seinen Einfluß zu werfen habe, um ein auch ihm gefährliches Uebergewicht auszugleichen. Können wir nun irgend ein Interesse daran haben, England diese Rolle aufgeben und sich dauernd unsern Gegnern anschließen zu sehen oder dazu beizutragen, es so machtlos zu machen, daß es überhaupt auch als Freund jede Bedeutung verliere? Man mache sich die Sache praktisch klar. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich mögen, soweit die Regierungen in Betracht kommen, noch so korrekt sein und die Spannung zwischen den Völkern noch so viel nachgelassen haben, kein Vernünftiger wird bei dem Aufstellen einer politischen Rechnung außer acht lassen dürfen, daß, selbst abgesehen von dem Bedürfnis eines erfolgreichen Prätendenten oder der nationalistischen Partei, ihre Herrschaft durch einen siegreichen Krieg zu befestigen, tausend Fälle eintreten können, in denen das Revanchegefühl der Nation wieder zum Durchbruch kommen wird. In dem Augenblick aber werden wir nicht, wie das 1870 der Fall war, unsre Ostgrenze vollständig zu entblößen in der Lage sein, um uns auf den westlichen Gegner zu werfen, denn wir wissen nicht, wann für den Alliierten Frankreichs der Casus foederis eintreten kann. Es ist ja richtig, daß wir zwei Bundesgenossen haben, aber der moralische Druck, den Oesterreich-Ungarn auf Rußland ausüben kann, wird nie dem gleichkommen, den das letztere auf das erstere 1870 auszuüben im stande war, und welche Rolle Italien bei solcher Gelegenheit ohne die Unterstützung der englischen Flotte spielen würde, mag man lieber gar nicht ausdenken. Empfiehlt es bei solcher Sachlage nicht schon der gesunde Menschenverstand, den einzigen möglichen Neutralen nicht durch ganz überflüssige Schimpfereien

und Beleidigungen aus einem wohlwollenden Zuschauer zu einem übelwollenden zu machen oder ihn gar in die Reihe unsrer Feinde zu treiben? Ich weiß, daß die anti-englischen Heißsporne bei jeder Gelegenheit betonen, daß sie keine politische Aktion von der Regierung erwarten oder solche herbeizuführen beabsichtigen; aber ist es nicht einfach lächerlich, zu glauben, daß man einen Herrscher, eine Regierung, eine Armee und ein Volk jahrelang mit Schmutz bewerfen könne, ohne daß eine solche Handlungsweise auf der andern Seite Entrüstung, Empörung und Haß hervorrufen müsse? Man braucht außerdem gar nicht an die großen Haupt- und Staatsaktionen zu denken, bei denen die Existenz der Staaten den Einsatz bildet; die Welt ist viel zu klein, als daß man nicht überall und zu jeder Zeit mit seinen Mitbewohnern in Berührung kommen sollte; es bedarf aber gar keiner übermäßigen politischen Begabung, um einzusehen, wie unbequem ein Nachbar werden kann, den man auf allen Gebieten und in allen Weltteilen als langjährigen beatum possidentem antrifft und der als solcher eine ganz beträchtliche Menge von Vorteilen besitzt, die wir uns erst mühsam erwerben müssen und die wir dann, wenn wir sie erworben haben, erst — siehe unsre Kolonien — nutzbar zu machen verstehen müssen.

Es soll damit gar nicht gesagt sein, daß wir England notwendiger gebrauchen als dieses uns. Im Gegenteil, schon die politische Haltung des Kontinents während des Südafrikanischen Kriegs muß die englischen Staatsmänner von dem Interesse überzeugt haben, das ihr Vaterland daran besitzt, daß die große mitteleuropäische Macht ihm, wenn nicht freundlich, so doch wenigstens nicht feindlich gegenüberstehe. Auch wenn nicht wahr sein sollte, was vor längerer Zeit durch die Zeitungen ging, daß eine andre große Macht an Deutschland das Ansinnen gerichtet habe, sich an die Spitze einer Interventionskoalition gegen England zu stellen, eine Zumutung, der die Antwort zu teil geworden sei, daß man sehr gern dazu bereit sein würde, wenn die betreffende Macht den Besitzstand Deutschlands garantieren wolle, beweist doch allein der Glauben, den diese Geschichte überall fand, welche Gefahren für England eine andre Haltung wie die von der deutschen Regierung beobachtete hätte heraufbeschwören können. Auch in andrer Beziehung wird das Vorhandensein guter Beziehungen Englands zu Deutschland für das erstere von dem größten Werte sein. Der Morgan-Trust ist eine Pille, die vielleicht weniger bitter ausgefallen wäre, wenn man englischerseits bei den deutschen Schiffahrtsgesellschaften Anlehnung gesucht und gefunden hätte. So war es eine doppelte Thorheit, vor der Reise des Prinzen Heinrich von Preußen nach den Vereinigten Staaten in diesen Mißtrauen gegen Deutschland säen zu wollen, eine doppelte, weil man sich einerseits der dann auch thatsächlich eingetretenen Gefahr aussetzte, gründlich abgeführt und blamiert zu werden, und sich andrerseits sagen mußte, daß, wenn die Reise des Prinzen einen dauernden Erfolg zeitigen könnte, dies nur der engere Zusammenschluß der drei germanischen Nationen sein würde; eine Eventualität, auf die vor der Reise der amerikanische Konsul in Bremen und während dieser Mr. Whitelaw Reid auf dem Fest der Presse in New York und der Präsident der Harvard-

Universität Elliot in Boston hingewiesen haben. Ebenso thöricht ist die unfreundliche Haltung Englands Deutschland gegenüber in China, dem es dort direkt und indirekt Schwierigkeiten zu bereiten sucht. Englands Gegner in China sind Rußland und Frankreich, und es würde viel besser thun, diesen auf die Finger zu sehen, statt zu versuchen, dort gegen uns Mißtrauen zu erregen, Versuche, die dort an der korrekten Haltung der deutschen Regierung scheitern werden, wie sie den Vereinigten Staaten gegenüber an der gleich korrekten Haltung Deutschlands während des spanisch-amerikanischen Konflikts gescheitert sind.

Wenn somit auch das Debetconto Englands im Hauptbuch der deutschen Nation manchen unbeglichenen Posten aufweist, so ist das für die deutsche öffentliche Meinung doch weder ein Grund noch eine Entschuldigung, England gegenüber alle Gebote einer verständigen Politik und des eignen Interesses aus den Augen zu lassen. Schon die Freude, die unsre wahrscheinlichen und möglichen Gegner über die deutsche Hetze gegen England zeigen, sollte genügen, um uns zu belehren, daß wir uns auf falschem Wege befinden. Man täuscht sich in Deutschland ganz gewaltig, wenn man dort annimmt, daß diese Hetze in England keinen Eindruck gemacht habe; sie hat dort in allen Kreisen bitter verstimmt und so viel Entrüstung hervorgerufen, daß wir werden ganz zufrieden sein dürfen, wenn es der korrekten Haltung der deutschen Regierung gelingt, uns die schlimmsten Folgen der begangenen Thorheiten zu ersparen. Es würde auch ein grober Irrtum sein, anzunehmen, daß die Opposition in England sich dereinst in besonderer Dankbarkeit der Unterstützung erinnern dürfte, die ihr von deutscher Seite geworden ist. Man schlägt sich wohl in einer Familie, aber man wirft gemeinschaftlich den Fremden heraus, der sich in solche inneren Angelegenheiten mischt. Sehr wesentlich könnte zu einer Besserung der Beziehungen beitragen, wenn der Ton der deutschen Aeußerungen jetzt ein andrer würde. C'est le ton qui fait la musique; man braucht weder die englische Politik noch die Engländer zu lieben, aber man kann sich doch bei ihrer Kritik eines Tons befleißigen, der nicht schon in sich selbst eine Beleidigung bildet. Graf v. Moltke hat einst gesagt, daß unsre Siege uns viel Achtung, aber wenig Liebe eingebracht hätten; wir haben gar keine Veranlassung, die Zahl derer, die uns hassen, pro nihilo zu vermehren.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität.

Briefe und Tagebuchblätter.

Herausgegeben von

Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D.

(Fortsetzung.)

Im Kriegsministerium.

Meine Unthätigkeit à la suite der Armee währte nicht lange; ich erhielt bald ausreichend zu thun, wenn auch nicht vor der Front.

Es hatte sich während des Feldzuges herausgestellt, daß das Militärökonomiedepartement im Kriegsministerium gänzlich ungenügend funktionierte. Mir wurde der Auftrag, vorläufig in Vertretung des beurlaubten Direktors, diese Behörde in Ordnung zu bringen und den Ansprüchen moderner Kriegführung anzupassen. Der Wunsch des Kronprinzen, mich in der Nähe zu haben, einerseits, andrerseits meine Abneigung, in seinen persönlichen Dienst zu treten, hatten wohl dieses Kompromiß herbeigeführt. Wenn man mir aber die Fähigkeit zutraute, auf diesem schwierigen Gebiet reorganisierend und befruchtend zu wirken, so war auch ich nur entschlossen, die Erfahrungen des Krieges der Armee völlig nutzbar zu machen.

Die erste größere Aufgabe, die mir zu teil wurde, war die, eine neue Instruktion für das Etappenwesen im Kriege auszuarbeiten. Der Umstand, daß die zweite Armee ihre Operationslinien von hinten her durch schlesische Besatzungstruppen gedeckt und so den fechtenden Truppenkörper ungeschwächt erhalten hatte, hatte Aufsehen erregt, und man wünschte dies zum Grundsatz für die Armee zu machen.

Ich hatte nun von Napoleon I. gelernt, der seine Ersatztruppen auf den ganzen Etappenstraßen verteilte. Außerdem wurde die Einrichtung der österreichischen Armee in Erwägung gezogen, wonach das sogenannte schreibende Hauptquartier, das dem eigentlichen Hauptquartier immer auf einen Tagemarsch rückwärts folgt, die ganze rückwärtige Verbindung bearbeitet.

Mein Entwurf wurde angenommen, und die Instruktion bewährte sich 1870/71 recht gut.

Das ganze Feldlazarettwesen, Post, Eisenbahn und Telegraphie erhielten ihre Kriegsreglements im Anschluß an diese Etappenordnung. Ich muß aber bekennen, daß namentlich die Eisenbahnordnung später viel zu wünschen übrig ließ, wesentlich dadurch, daß sie nicht militärisch genug organisiert war.

Die größten Schwierigkeiten hatte ich mit der Verpflegung. Ich hatte das betreffende Reglement vollständig ausgearbeitet, aber es stockte und kam bei den andern Ressorts nicht vom Fleck. Es war das ein sehr natürlicher Haken, denn ich nahm den Corpsintendanten die freie Beschaffung und verwies sie damit auf die Etappenintendanten, und das wollte sich natürlich niemand gefallen lassen.

Als aber 1870 der Krieg begann, ehe diese Frage erledigt war, da ließ ich mein Reglement als Vorschrift des Generalintendanten drucken, und solcher Gewalt war nicht mehr zu widerstreben.

Ich habe damals schon immer den Eindruck gehabt, daß Roon ein verbrauchter Mann war, dessen starkes Ruhebedürfnis nur künstlich durch äußere Strammheit verdeckt wurde. Er war Neuerungen in seinem Ressort sehr schwer zugänglich, fast noch mehr wie der König. Um meine Thätigkeit kümmerte er sich kaum. Ich habe in den vier Jahren meiner Stellung nur zwei eigentlich dienstliche Gespräche mit ihm gehabt und traf sehr selten mal seine Korrektur in meinen Konzepten, die ihm zur Vollziehung vorgelegt wurden. So war meine Stellung im Kriegsministerium eine außerordentlich unabhängige.

Ich habe mehrfach versucht, ihn z. B. für Neuformation und Instruktion der Feld- und namentlich der Festungsartillerie nach den Erfahrungen von 1866 zu interessieren. Damals war weder vom Generalstab noch vom Kriegsminister richtige Vorsorge getroffen, und die paar kleinen Festungen hätten uns leicht ernstlich genieren können.

Roon gab mir überall recht, aber es geschah nichts. Wir hätten 1870/71 ganz anders, namentlich für den Festungskrieg gerüstet sein müssen, und hätten dann Unendliches erspart an Menschenleben und Kriegsmaterial, und namentlich die schrecklichen Reibereien und Treibereien in Versailles, die alles lahm legten. Genug davon.

Meine Thätigkeit war nicht angenehm, und viel Schreiberei war damit verbunden. Ich habe in der ersten Zeit Tage gehabt, wo ich bis zu 700 Unterschriften zu leisten hatte. Dieses mit Gewissenhaftigkeit zu thun, ist unmöglich; ich konnte erst anfangen zu verantworten, was ich unterschrieb, nachdem ich die Zahl unter 200 gebracht. Es wird in Preußen überall zu viel regiert und den unteren Instanzen nicht genug Verantwortung gelassen.

Immerhin hatte ich viele Gelegenheit zu schaffen, und darum interessierte mich mein Posten außerordentlich. Es war aber unvermeidlich, daß ich mir dabei eine Menge Zorn von unten her zuzog.

Eine Anekdote will ich erzählen:

Eine der Erfahrungen des Krieges hatte die Notwendigkeit von Untersachen für die Truppen ergeben. Roon sagte mir gelegentlich: „Das schlägt in Ihr Ressort; versuchen Sie, dem König Unterhosen abzudrücken, ich darf ihm nicht wieder damit kommen; er hat sich's ein für allemal verbeten."

Bei Gelegenheit einer Vorstellung von Leuten mit neuem Gepäck versuchte ich mein Heil. Der König erwies sich als lebhafter Gegner der Unterhosen, ich

verteidigte meine Sache vergeblich. Dann trat der König an die zwölf von den Garde-Infanterieregimentern gestellten Leute heran und besichtigte genau das Gepäck und den Sitz der Kleider. Nun fragte er den ersten: „Hast du Unterhosen an?“ — „Zu Befehl, Euer Majestät.“ — „Woher hast du sie?“ — „Die habe ich mir gekauft.“ — Der zweite trug sie und hatte sie von der Compagnie geschenkt bekommen, der dritte ebenso, und so ging es weiter. Alle zwölf trugen welche.

Da sagte der König mit Fassung: „Ich habe mein Leben lang Unterhosen für überflüssig gehalten. Ich sehe wohl, daß das jetzt anders ist. Ich habe nichts mehr gegen die Einführung.“

Gleich im Beginn meiner kriegsministeriellen Thätigkeit wurde ich aus dieser heraus in die rein politische Sphäre gezogen, und zwar zum Zweck des Abschlusses der Militärkonvention mit Sachsen für den Uebergang der sächsischen Truppen in den Verband des Norddeutschen Bundes. Ein erster Entwurf, den General v. Podbielski mit dem sächsischen Kriegsminister v. Fabrice vereinbart hatte, war von Bismarck verworfen worden. Ich bekam den Auftrag, von neuem zu verhandeln.

Der Kanzler war krank; das Auswärtige Amt verweigerte mir die Vorgänge, die ich zu meiner Instruktion erbat, und als ich meinen Minister um leitende Gesichtspunkte bat, lachte dieser mich aus: „Glauben Sie denn, daß der Kanzler mich informiert? Ich weiß nicht, was Podbielski verfehlt hat, und weiß nicht, was geändert werden soll, ich kann Ihnen nicht helfen.“

Mir blieb nichts übrig, als selbständig mit Fabrice in die Verhandlungen einzutreten, und wir beide gaben uns redliche Mühe, unsern An- und Absichten gegenseitig Geltung zu verschaffen. Schließlich kam ein Vertrag zu stande, den ich für ganz zweckentsprechend hielt, der jedenfalls aber die absolute Grenze der Konzessionen bedeutete, auf die sich Sachsen einließ.

Ich übergab das Schriftstück an Savigny, Bismarcks Vertreter, der mir zu dem guten Resultat gratulierte und mir versprach, mich baldigst wissen zu lassen, was sein Chef darüber dächte.

Nach einigen Tagen ließ mich Bismarck kommen. Er hatte bisher in mir einen Mann gesehen, der offen seinem hohen Geiste und seiner rastlosen Energie huldigte; und solange ich für ihn, in seinem Streben nach Einverständnis mit dem Kronprinzen, eine gewisse Bedeutung besaß, hatte ich mich seiner größten Höflichkeit stets zu rühmen. Jetzt war ich für ihn nur ein beliebiger Hilfsarbeiter, und das mußte ich spüren.

Er ließ mich sitzen und nahm mit mir meine Arbeit durch, wie der Schullehrer das Opus eines dummen und widerspenstigen Zöglings. Es blieb kein gutes Haar daran. Er überschüttete mich mit der ganzen Fülle seines Zornes, mit den spitzesten Pfeilen seines Spottes, von den unnahbaren Höhen seiner Ueberlegenheit, und demonstrierte, daß ich König und Vaterland und das zukünftige Reich und den Kaiser schwer geschädigt habe.

Jeder Einwand wurde kurz abgeschnitten; mir blieb nichts übrig, als zu schweigen und abzugehen.

Kurze Zeit darauf wurde mir derselbe Vertrag — nur stilistisch an einigen Stellen abgeändert — aus dem Auswärtigen Amt durch Savigny wieder zugestellt, mit dem Ersuchen, die beiderseitige Vollziehung zu veranlassen.

Für mich ergab sich daraus die Frage, welchen Zweck die geschilderte Scene gehabt habe; aber auch die Lehre, daß mir Aehnliches nie wieder passieren dürfe. Und danach habe ich fortan gehandelt.

Auch Bismarck hat die Sache nie vergessen. Er liebte es stets, seinen Mitarbeitern Beweise seiner Gewalt zu geben. Ihre Verdienste waren immer die seinigen; passierte aber ein Malheur, so war der Untergebene der allein Schuldige, selbst wenn er nur auf bestimmten Befehl gehandelt hatte. Als später der sächsische Vertrag in der Oeffentlichkeit vielfach angegriffen wurde, sagte er, dieser Vertrag sei ihm erst nach der Vollziehung bekannt geworden.

In seinem Werke: „Unser Reichskanzler“ schreibt M. Busch, von seinem Helden inspiriert, Bismarck habe den Unterhändlern kategorisch erklärt, die Kriegsherrlichkeit des Königs von Sachsen müsse völlig aufhören; die sächsischen Truppen sollten dem König von Preußen den Fahneneid leisten; Sachsen müsse unschädlich gemacht werden, um nicht im Falle eines Krieges Preußen Schwierigkeiten zu bereiten. Busch fährt fort:

„Dabei scheint er geblieben zu sein; denn als Savigny und Stosch mit Sachsen einen Friedensvertrag abgeschlossen hatten, in welchem von Einverleibung der sächsischen Truppen in die preußische Armee nicht die Rede war, mißbilligte der Graf Bismarck, der inzwischen in Putbus schwer krank gelegen hatte und von den Unterhandlungen nicht unterrichtet worden war, damals dieses Resultat derselben, mit dem er sich erst nach der Wiederherstellung des Reiches und der militärischen Beziehungen zu den süddeutschen Staaten ausgesöhnt hat.“

Ich gebe einige Korrespondenzen aus dieser Periode.

An Gustav Freytag.

Potsdam, 6. 9. 66.

„Ich ersehe aus den Grenzboten, daß Sie wieder ein Lasttier Ihres Berufes, Redakteur geworden sind. Jeder Beruf hat seine schweren Seiten, ich denke aber, der ernste Kampf, in den Sie wieder getreten, kann nur wohlthuend auf Ihren Geist einwirken, und die späteren Mußearbeiten werden den Stempel dieser Zeiten nicht verkennen lassen.

Als ich mir klar machte, daß Sie momentan wieder als Journalist eine Art Tageslitteratur treiben, überfiel mich eine gewisse Angst, ob ich Ihnen weiter so offenherzig schreiben dürfe. Aber ich vertraue Ihrer Diskretion vollkommen und denke, daß meine Mitteilungen dazu beitragen werden, Ihre Erkenntnis der Zeitfragen zu vertiefen, und so ganz indirekt einwirken werden.

Wie die sächsischen Verhandlungen abgeschlossen werden, bin ich sehr gespannt. Ich war selbst einige Tage in Dresden, habe dort mit dem General-

gouvernement verhandelt und die Befestigungen gesehen. Der alte Schack ist zu alt und zu devot für seinen Posten; er will vermitteln und sucht Stützen in den dortigen Hofkreisen, anstatt scharf anzupacken. Er war sehr erstaunt, als ich ihm aussprach, daß das falsch sei. — Der Zivilkommissar v. Wurmb zeigte sich entschieden viel brauchbarer, doch auch er fordert Instruktionen, statt mit eignen Gedanken ein treibendes Rad zu werden.

Der junge Herr kommt morgen früh aus Erdmannsdorf in Berlin an. Er hat sich wieder, wohl auf Einfluß der Gattin, in das Lager der Mißvergnügten und von der Politik zurückgezogen. Ich halte solche Negation für einen kapitalen Fehler und werde mal sehen, welche Kombination dahinter steckt."

*

Berlin, Schöneberger Ufer 12, 4. 10. 66.

„Ich bin also ins Ministerium berufen und habe die genannte Wohnung bezogen.

In betreff Ihrer Wünsche für Sachsen habe ich geeigneten Ortes das mögliche gethan und, ich denke, erreicht. Der Frieden hat, trotz aller gegenteiligen Gerüchte, noch sehr gute Wege, und in den Bestimmungen der Militärkonvention wird Fabrice nicht erreichen, was er hofft und denkt; mehr kann ich nicht sagen.

Ich komme endlich wieder in eine geordnete Häuslichkeit."

*

Berlin, 29. 10. 66.

„Anbei übersende ich Ihnen die Fortsetzung der begonnenen Arbeit; die Sache wird länger als ich dachte, aber da Sie die Aufsätze brauchbar finden (ich bedanke mich schön für das gnädige Urteil), so hoffe ich, Sie lassen sich die Fortsetzung gefallen. Jetzt kommt noch ‚Der Feldzug des Königs', dann ‚Die Mainarmee' und ein Schlußartikel über unsre militärische Zukunft.

Nun aber sorgen Sie für einen Redakteur, Ihre Zeit ist zu kostbar, um sich an solch ein Geschäft zu fesseln.

Der Frieden mit Sachsen, dessen loddrige Abfassung mir geschäftlich schon viel Sorge macht, muß Sie ärgern, das gebe ich zu. Vergessen Sie nicht, daß er einen sehr schwierigen Kompromiß bedeutet. Die Königin Augusta ist sächsische Prinzessin und will sich nicht deklassieren lassen; sie und die Königin-Witwe haben sich bemüht, Bismarcks Forderungen überall die Spitze abzubrechen. Da der König nicht direkt nachgeben wollte, hat man die Entscheidung mindestens vorbehalten.

Wenn der Kronprinz aus Petersburg zurückkommt, werde ich ihm Ihre Ansicht mitteilen; er muß in dem kleinen Krieg, der sich innerhalb der königlichen Familie abspielt, Partei ergreifen.

Ich wäre sehr gern mit nach Petersburg gegangen, konnte es aber nicht erreichen, zumal ich in meiner neuen Stellung zu sehr in Anspruch genommen

bin. Es tauchen immer neue Dinge vor mir auf, die mein Interesse anspornen, darunter selbst große Organisationen; aber ich kann nur langsam darauf rechnen, Neues zu schaffen. Das Alte hat zu viel Widerstandskraft."

*

Berlin, 18. 11. 66.

„Ich muß machen, daß ich mit den Privatarbeiten fertig werde, meine beruflichen fangen an, mich sehr in Anspruch zu nehmen.

Neues giebt es hier so lange nicht, als Bismarck abwesend bleibt. Er ist ganz zufrieden mit sich, aber Rotspon und Zigarren schmecken ihm noch nicht hinreichend, um sich wirklich wohl zu fühlen.

Die Budgetverhandlungen, fürchte ich, werden sehr bunt werden; die Anträge des Kriegsministeriums bieten so viel schwache Seiten, daß es mich reizen würde, sie zu Fall zu bringen.

Der König von Sachsen hat sich angesagt, aber man will sein Kommen gern verzögern, bis die militärischen Arrangements in Sachsen erledigt sind und Bismarck hier ist."

*

Berlin, 24. 11. 66.

„Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihre Sendung; ich war noch nicht im stande, Ihr Buch zu lesen, aber schon die Widmung machte es uns unendlich wertvoll.

Was nun Ihren Wunsch für den jungen Königer betrifft, so sehe ich dessen Erfüllung nicht ab. Vor allem sage ich Ihnen das eine: daß wir im Kriege durch den Tod infolge von Wunden und Cholera mindestens 800 verheiratete Offiziere verloren haben, die zum allergrößten Teil ihre Familien in beschränkten Vermögensverhältnissen hinterlassen; ihnen gilt unsre vornehmste Sorge, und Sie können nicht erwarten, daß der Fremde besser behandelt werden soll wie der Sohn des Landes.

Gegen die sächsischen Minengänge habe ich vor einigen Tagen durch Extrahierung einer sehr entschiedenen Allerhöchsten Willensmeinung eine bedeutende Contremine veranlaßt, und ich denke, sie muß sich nächstens in Dresden geltend machen. Der Kronprinz wirkt auch hier sehr vorteilhaft. Ich habe dem Herrn die Abschrift Ihres letzten Briefes durch Normann in die Hand geben lassen. Er erklärte Ihren Standpunkt für durchaus richtig; er lobt den Kronprinzen von Sachsen ganz außerordentlich und sagt, daß er erstaunt gewesen sei, mit welcher Klarheit und Sicherheit dieser über die heutige Situation, zumal über die Lage Oesterreichs gesprochen habe."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 25. 12. 66.

„Je länger ich in meinem neuen Amte bin, desto größer werden die Anforderungen, die es an mich stellt. Mit meinem Minister wird es anscheinend

gut gehen, vorläufig ist er aber noch so leidend, daß er sich nicht viel um die Geschäfte kümmert; er fürchtet, keinen Winter im Norden verleben zu können. Meine Geheimräte arbeiten ganz munter, und ich hoffe, man fühlt überall, daß eine treibende Kraft dahinter steht; ich denke, mit Konsequenz, wenn auch nur langsam, das gesteckte Ziel zu erreichen. Gersdorff sagte mir neulich, mein ganzer Ehrgeiz sei ‚Macht'. Das kann wahr sein, aber dann kann ich versichern, daß mein Ehrgeiz hier noch nicht befriedigt ist, die Zukunft muß weiter lehren.

Mit dem Kronprinzen kam ich häufiger in Berührung, da er Präses einer Kommission ist, der auch ich angehörte. Er ist immer der liebenswürdige Herr, und mich amüsiert ordentlich, mit welchem Nachdruck man meinen Verkehr mit ihm überwacht. Aber daß auch die Kronprinzessin immer voller Gnade für mich ist, das wird mir ganz übel gedeutet, und die Folge davon ist, daß ich von der königlichen Tafel vollständig ausgeschlossen bin. Der König selbst ist mir ungemein gnädig wie stets, aber der Hof will mir zeigen, was er von mir denkt. Demnächst werde ich auch mit der Königin in Berührung kommen, da sie Protektorin des gesamten Lazarettwesens wurde. Ich bin sehr gespannt auf die hohe Frau, über die man so verschiedene Urteile hört.

Normann ist, seit er Kammerherr wurde, mit Arbeiten außerordentlich überlastet, übrigens aber das Faktotum des ganzen Hauses. Neben ihm steht Friedberg entschieden am höchsten in der Gunst des Herrn; er scheint das Vorzimmer kaum zu verlassen. Stockmar habe ich vor einigen Tagen besucht; die Konversation hat sich mit Mühe eine halbe Stunde hingeschleppt, Du kennst ihn ja."

An Gustav Freytag.

Berlin, 26. 12. 66.

„Die Kronprinzessin hat mit großer Genugthuung von den Artikeln der Grenzboten und von dem Weihrauch, den diese dem Gatten streuen, gesprochen. Sie wünscht sich nun, daß diese Artikel mit einem kürzlich erschienenen Buche von v. Winterfeld durcheinandergearbeitet und ins Englische übersetzt werden. Ich soll das besorgen; ahnt sie denn, daß ich jene Aufsätze schrieb?

Die Verhandlungen in betreff des Norddeutschen Bundes sind noch im Anfangsstadium. Gehen die Fürsten nicht auf diese ihnen lästigen Militärbestimmungen ein, so wird der König böse und den radikaleren Ansichten zugänglich. Sind die Herren willfährig, so ordnen sich die äußeren Machtverhältnisse rasch, aber die kleinmachende Kleinstaaterei gewinnt wieder neue Basis.

Bei der Anwesenheit des Königs von Sachsen hat man sich gemeinsam ganz auf den Standpunkt des freundschaftlichen Verkehrs gestellt.

Nun melde ich Ihnen noch, daß Ihr „Großer Unbekannter" mit vielem Dank die übersandte Honorarsumme erhalten und sofort zu einem Weihnachtsgeschenk für seine fleißige Gattin verwandt hat.

Nun aber adieu; wir wünschen Ihnen und Ihrem Hause ein gutes Fest und glückliches neues Jahr; möge das letztere uns wieder Gelegenheit geben, Ihnen neue Lorbeerkränze zu winden."

An Frau von Rosenstiel.

Berlin, 2. 2. 67.

„Leider bin ich jetzt derart in Anspruch genommen, daß meine Gedanken unaufhaltsam in den Geschäften leben; selbst in den Träumen verlassen sie mich nicht. Der Schlaf ist dabei natürlich nicht viel wert. — Ich habe eine Thätigkeit kennen gelernt, die, für meinen Kopf wenigstens, die anstrengendste der Welt ist: ich habe diplomatische Kämpfe zu führen. Den Sachsen soll ihre neue militärische Existenz mit der positiven Unterordnung unter unsern König aufgeredet werden. Stundenlang streite ich mit ihnen herum, jedes hin und her gesprochene Wort abwägend, bewertend, zu neuen Schlüssen fruchtbar machend. Habe ich solche Sitzung am Abend, so brummt mir der ganze Kopf. Alles in und an mir ist müde, aber ebenso aufgeregt, und mit dem Schlaf ist's vorbei. Ich habe noch nie so voll gelebt wie jetzt, außer im Kriege, die Gegenwart nimmt mich ganz in Anspruch, und ich bin dauernd im Geschirr."

An Gustav Freytag.

Berlin, 18. 2. 67.

„Ehe ich Sie nun hier an Ort und Stelle begrüße, will ich Ihnen noch sagen, daß ich Ihnen gern Wohnung besorgen würde, wenn ich so recht wüßte, was Sie bedürfen und wünschen. Ich bin sonst der Ansicht, daß in solchen Dingen der Mensch sich leichter nach der Decke streckt, wenn er sie sich selbst geschaffen, im entgegengesetzten Falle aber räsonniert; für Sie aber hätte ich es versucht. Sie werden hier in meiner Nähe alles finden. Ein so berühmter Mann muß schon ein paar Thaler mehr geben, kann es aber auch.

Ich bin sehr gespannt auf das Parlament. Welch wunderbare Resultate hat doch das allgemeine Stimmrecht hervorgezaubert. Im Ministerium war man ebenso unsicher über die Wahlen, wie man im liberalen Publikum sicher zu sein glaubte. Auch die hier versammelten Minister der andern Potentaten waren auf eine demokratische Versammlung gefaßt, und deshalb wurde man so bald über die Annahme des Verfassungsentwurfs schlüssig. Man einigte sich, um in geschlossener Phalanx Front machen zu können, zum Schutz der durch die Demokratie bedrohten Souveränität.

Mein kurzer Verkehr mit den Diplomaten und Ministern war sehr lehrreich. Gern hätte ich noch ein bißchen länger mit ihnen gewirtschaftet, aber es ging nicht, denn in meinem Ministerium entstanden hierüber Ressortkonflikte, und es schlug nicht in mein Departement. Den Minister hatte ich auf meiner Seite, aber es nahm mir zu viel Zeit und Kräfte weg, und das darf man sich nicht zumuten lassen, solange man noch den Ehrgeiz hat, mal selbständig aufzutreten.

Daß Freund Holtzendorff durchgefallen ist, hat mich ungemein schmerzlich

berührt; er hatte gewiß alle seine Gedanken mit dieser Zukunft in reges Leben versetzt.

Meine Konvention mit Sachsen beurteilen Sie gnädig. Die vielen Eidesformulare sind sehr gegen meinen Geschmack. Gern auch hätte ich bessere Verbindungen zwischen den beiden Offiziercorps hineingebracht, aber da fand ich den größten Widerstand und auf meiner Seite die geringste Unterstützung. Durch die vielen Neuformationen in unsrer Armee wird unser Offiziercorps schon so verlängert, und wird es noch mehr durch die Assimilierung mit den ganz kleinen Kontingenten, so daß man sich scheuen mußte, noch ein ganzes Armeecorps zu verschlucken. Das Offiziercorps ist die Stütze für den Bestand der Armee, und wenn Sie auch politisch auf unsre Junker und den armen Adel schimpfen, so liefert dieser doch die bravsten Jungen und brillante Offiziere."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 22. 4. 67.

„Herzlichen Dank für Deine Glückwünsche. Ich kann sie gebrauchen, denn das Jahr läßt sich mindestens ebenso verhängnisvoll an wie das vergangene, und der bevorstehende Krieg dürfte schwerer werden als der letzte. Die Franzosen sind Thoren genug, den Krieg zu wollen, und der Kaiser spielt großes Spiel, weil er sieht, daß er nicht anders kann. Bald genug wird man dort von den Absichten auf Handlungen kommen, und dann ist eine gewaltsame Abkühlung nötig.

Meine Geschäfte werden durch die Kriegsaussichten zugespitzt und gestalten sich oft äußerst pikant. Heut abend bin ich bei Prinz Friedrich Karl und werde wohl Pläne mit anhören und beraten.

Neulich war ich zum Diner bei den jungen Herrschaften mit Freytag zusammen. Auch Roggenbach war da, aber sonst noch eine Unmasse von Menschen, die nur zersplitternd wirken. Dieses Denken für den Moment, das den Fürsten zur gesellschaftlichen Pflicht wird, kräftigt den Geist nicht und hindert jede schärfere Konzentration des Gedankenganges."

An Gustav Freytag.

Berlin, 24. 4. 67.

„Sie wünschen sich einen Artikel über die möglichen kriegerischen Operationen, mit besonderem Hinweis darauf, wie die französische Flotte wirken kann. Ich will mir die Sache überlegen. Keinenfalls darf ich den meiner Ansicht nach besten Kriegsplan darlegen, denn ich bin den leitenden Kreisen zu nah, um nicht zu wissen, was wirklich eintritt, und darüber habe ich zu schweigen. Ich würde also einen Plan fingieren und nur den Hauptzweck im Auge behalten, nämlich die Beruhigung vor der Gefährdung unsrer Küsten. Solche Beruhigung ist erwünscht, denn sie mehrt unsre Kraft und die Ueberzeugung, daß wir den Krieg bald brauchen. Es scheint stark, daß wir langsam hineintreiben. Die Franzosen sind schon so weit, daß sie gern zurück möchten; das läßt ihre Eitelkeit aber

nicht zu, wenn wir nicht Luxemburg räumen, und das können wir nicht, ohne unsre Stellung zu opfern.

Der junge Herr will mir wieder den früheren zweiten Posten unter Blumenthal anweisen, aber dazu habe ich keine Lust. Ich trenne mich freilich sehr ungern vom Kronprinzen und bin beinah der Ansicht, daß auch er sich schadet, wenn er sich von mir trennt.

Wie schade, daß die Zeit Ihrer parlamentarischen Thätigkeit hier vorüber ist; ich hoffe, Sie kommen wieder. Mag die Zeit Krieg oder Frieden bringen, jedenfalls bringt sie Aufgaben, des edlen Mannes würdig, also stellen Sie sich wieder auf die Mensur."

*

Berlin, 6. 5. 67.

„Zunächst muß ich Ihnen unser innigstes Beileid bezeugen zu dem harten Schicksal, das Sie in Ihrer Familie betrifft. Trost kann ich Ihnen dafür nicht spenden, den Verlust, den der Tod unsern Seelen auferlegt, kann der Mensch nur in sich und nur durch die Zeit verarbeiten. Grübeln hilft da nichts, man hat nur still zu halten.

Aber gerade dieses ohnmächtige Ertragenmüssen ist die härteste Aufgabe, die das Leben stellt.

Anbei übersende ich Ihnen einen Trost bei der Gefahr unsrer Küsten in einem Kriege mit Frankreich. Es ist etwas kurz ausgefallen, weil ich durch meine dienstlichen Verhältnisse zu vertraut mit den Dingen bin, um Spezielles geben zu können. Deswegen spreche ich auch gar nicht von den eventuellen Operationen der Landarmee. Ich arbeite viel zu viel darin, um fingieren zu können, und das Richtige darf ich nicht sagen.

Für meine persönliche Stellung im Falle eines Krieges ist noch eine neue Möglichkeit dazu gekommen, man will mich zum Armee-Intendanten machen. Man sagt mir, daß bei der großartigen Truppenansammlung es eines kräftigen und gewandten Generals für diesen Posten bedarf. Da ich nun jetzt in der Stufe stehe und gerade dieses Ressort bearbeite, so ist es nicht zu verwundern, wenn man mich darin belassen will, aber mir ist der Gedanke gräßlich. Nur der Kronprinz könnte mich davor retten, wenn er mich energisch für die erste Stelle forderte; in die zweite gehe ich nicht, und zu Friedrich Karl auch nicht.

Uebrigens wollen die Franzosen nur Zeit gewinnen, das ist der Grund des Kongresses; diese Frist ist für Napoleon mehr wert wie für uns, aber auch wir müssen sie gehörig nutzen. Keinenfalls dürfen wir jetzt den Krieg beginnen, wir brauchen für unsre inneren Verhältnisse augenblicklich die öffentliche Meinung voll.

Von Bismarcks Kriegslust zu sprechen ist falsch. Er wird den Krieg fest fassen, wenn er unvermeidlich, aber er wird ihn gern vermeiden, wenn es unsre Machtstellung irgend zuläßt. Der König der Belgier war neulich zwei Stunden bei ihm und sagte gleich nachher zum Kronprinzen: ‚Ich habe nicht heraus-

bekommen können, was er will.' — Andern Tags war er ebenso lange beim König und schrieb an den Kronprinzen: ‚Hallelujah, der Friede ist gesichert!' — Was denken Sie von diesen Aeußerungen?"

*

Berlin, 19. 5. 67.

„Bei Ihrer Frage wegen der militärischen Verhältnisse der Hansestädte komme ich darauf, daß der einzige, den ich darüber konsultieren könnte, Geffcken ist, der große Diplomat mit dem kleinen Gesichtskreis. Ich kann mich aber nicht entschließen, wieder mit ihm anzuknüpfen; was soll man mit einem Menschen machen, der nicht mal einen gesunden Schlaf hat! — Mein guter Normann fängt zwar auch an sehr schlecht zu schlafen, aber wenigstens ist sein Kopf gesund.

Morgen gehen die Herrschaften nun richtig alle beide nach Paris, trotz aller Gegenreden. Sie werden im preußischen Gesandtschaftshotel wohnen und förmlich Hof halten. Das ist anständig und gewährt den Vorteil, daß es sehr teuer ist und darum kurz sein muß. Normann redete mir zu, nachher mit ihm hinzugehen, es ist mir aber zu teuer; ich muß meinen Jungen equipieren und beritten machen, da brauche ich immenses Geld.

In der Luxemburger Sache bin ich ganz zufrieden, daß die Krisis aufgeschoben ist, denn jetzt wäre mir nach Lage der Akten der Intendant sicher. Bis zum Herbst werde ich die militärische Verwendung sicher zu stellen suchen. — Heut esse ich bei Prinz Friedrich Karl im ganz kleinen Kreise; der Kronprinz lädt trotz aller Freundschaft nur zu Routs ein. Doch das macht mich noch nicht abtrünnig.

* *
*

Berlin fing seit 1866 an, eine neue Stadt zu werden, von höherem Inhalt und weiterem Ehrgeiz, als in den Zeiten unsrer jungen Ehe; auch meine Stellung war eine andre geworden, und so gestaltete sich unser häusliches Leben weit freier und umfassender wie damals.

In unsern Verkehrskreis traten naturgemäß eine Reihe militärischer Elemente. Ich nenne unter ihnen zuerst den General v. Gersdorff, der bei Sedan fiel; die beiden Brüder Gericke, alte Regimentskameraden aus Koblenz, von denen der eine, mein Kollege im Kriegsministerium, General wurde; dann wieder Verdy, an dessen reichen Talenten, verbunden mit der Leichtigkeit, diese zur Geltung zu bringen, wir dauernd unsre Freude hatten.

Der Mann meiner Schwester Therese, Geheimrat Peterson, stand bei der Oberrechnungskammer in Potsdam. Er führte uns in die Familie seiner nächsten Freunde, mit denen wir bald vertraut wurden. Es war das Haus des Geheimrats Bendemann.

Verwandtschaftliche Beziehungen verbanden uns mit dem Unterstaatssekretär Eck und dem Obertribunalrat Frech; der Abgeordnete v. Benda war mit Bende-

mann verschwägert, der General v. Etzel und der später während des Kulturkampfes vielgenannte Unterstaatssekretär v. Gruner gehörten demselben Kreis an. Ich fand dort nach den Anstrengungen meiner dienstlichen Thätigkeit ruhige Erholung bei einer Partie L'hombre oder Whist, und das war das, was ich brauchte.

Eine sehr angenehme Unterbrechung meiner Bureauarbeit gewährten mir auch die Dienstreisen zur Besichtigung der Garnisonsanstalten. Ich schrieb an meine Frau nach Karlsbad:

Berlin, 4. 6. 67.

„Gestern mußte ich eine Landpartie mit Jacobis machen: 18 Personen, alle Jacobis, Mutter, Schwester, Tante, Bruder, Neffe und Kinder, in einem Wagen. Es ging auf der Potsdamer Chaussee nach Zehlendorf, und dann eine Stunde lang durch heillosen Sand in langsamem Schritt nach einem ganz hübsch im Walde gelegenen See mit obligater Kneipe. Die Fahrt in der kolossalen Hitze, hübsch zusammengepackt, die Beine scharf gebogen, war eine kleine Pönitenz. Dann trank man Kaffee und fuhr auf dem See. Da mir der Wagen noch in Erinnerung war, separierte ich mich mit meinen beiden Kindern und nahm einen kleinen Kahn. Wir steuerten in die hohe See, und Du hättest Deine Freude daran gehabt, wie rasch Ulrich das Ruder zu hantieren lernte. Er war ganz glücklich, als er das Boot endlich vorwärts brachte; Luischen gab die rauhe Arbeit rasch auf. Dann habe ich im Schweiße meines Angesichts, aber mit großem Vergnügen, uns auf dem See herumgetummelt, und wir haben gemeinsam beschlossen, die Wasserfahrt zu wiederholen, sobald Du wieder hier bist.

Als wir ans Land kamen, zog ein gewaltiges Gewitter herauf, und unter Donner, Blitz und Hagel tafelten wir mit Aal, Kalbsbraten und Bowle. Dann schöne Nachhausefahrt bei prächtiger Luft, und um $^1/_2$12 Uhr Feierabend.

Heut hatte ich um zehn Uhr Vortrag beim König. Der alte Herr war sehr frisch, und ich hoffe, er übersteht die heutige Reise nach Paris gut. Der Kronprinz wird den König noch in Paris erwarten.

Ich bin durch Kommissionssitzungen bis jetzt verhindert gewesen, zu reisen, und will nun am zweiten Feiertag von hier direkt nach Bromberg gehen, wohin Hann mich eingeladen hat. Meine Reise wird dann circa 14 Tage dauern und Therese Dich hier erwarten, um Dir das Haus zu übergeben."

*

Thorn, 23. 6. 67.

„Schon längst wollte ich Dich in Berlin begrüßen, aber meine Zeit ist vollständig in Anspruch genommen. Ich habe viel zu sehen und viel zu schreiben, und ich fürchte, die Herren, die ich inspizierte, werden nicht immer sehr glücklich sein über meine Berichte. Aber es hilft nichts, und die Armee soll den Vorteil davon haben.

In Frankfurt besichtigte ich bei schauderhaftem Wetter, es regnete unaufhaltsam. Als ich fertig war, fuhr ich zu den alten Wussows; er ist sehr alt

geworden, und es machte mir einen schmerzlichen Eindruck, ihn, der immer den geistig Starken spielte, so auf dem Niedergang zu sehen. Beide grüßen Dich herzlichst. Als ich fort ging, kam er mir nach und erklärte, wir seien so alte Freunde, daß wir uns Du nennen müßten. Umarmungen und Küsse. Unsre Brüderschaft wird so bald nicht zur Geltung kommen.

Dann aß ich bei den jungen Hanns, der dort Divisionsadjutant ist, zu Mittag. 5 Personen, sehr nett.

Abends mit der Bahn nach Podelzig, von wo mich Rosenstiel gen Gorgast abholte. Bis spät geplaudert, spät zu Bett gegangen, sehr schwer aufgestanden und eiligst nach Küstrin gefahren; hier Karl Troschel schlecht gemacht, überhaupt sehr viel Schlechtes gesehen. Gegen 3 Uhr wieder zurück zum Diner. Dann fuhren wir über die Felder, und ich ließ mir Unterricht geben in der Beurteilung der Körnerfrüchte.

Am andern Morgen ging's nach Bromberg; Hann war zur Inspizierung abwesend; ich besuchte die Frau, fand sehr herzlichen Empfang und erzählte so lebhaft, daß die alte Mutter, die ich bei Besichtigung der sehr schönen Wohnung zwei Zimmer davon bei geschlossenen Thüren traf, jedes Wort verstanden hatte. Abends kam Kroseck, der dort ein Bataillon hat. Er und seine Frau schwärmen in Magdeburger Erinnerungen.

Inowrazlaw ist das niederträchtigste Nest, was ich je gesehen, und doch gab es ganz nette Leute dort. Die Besichtigung war kurz, und ich begab mich nach Thorn. Im offenen Wagen durch das Land fahrend, hatte ich mein Vergnügen an der frischen Luft und den grünen Feldern, trotz der ungeheuren Einförmigkeit der Gegend. Dieser Teil Polens ist lange nicht so polnisch, aber ebenso jüdisch wie Posen.

Hier an der Weichsel ist die Gegend sehr viel freundlicher; es giebt sehr hübsche Blicke und eine Menge alter Architektur aus der Ordenszeit.

Morgen früh will ich nach Bromberg zurück, Gericke erwarten und der Inspizierung des Kronprinzen beiwohnen. Den Abend geht es dann nach Graudenz."

*

Danzig, 26. 6. 67.

„Mein Bein hält ganz gut aus, und je mehr ich ihm zutraue, desto mehr leistet es, und die Wunde ist kleiner geworden. Von meiner Reise kann ich Dir sagen, daß sie teurer wird, als ich ahnte; ich mache die Erfahrung, daß ein General höhere Preise bekommt als ein andrer irdischer Mensch.

Am Montag also bin ich zur Besichtigung nach Bromberg gegangen. Der Kronprinz ritt gleich beim Ankommen zunächst auf mich zu und gab mir die Hand; auch im Laufe des Tages war er außerordentlich herzlich und gnädig.

Hann gab dem Herrn ein Diner zu fünf Thalern das Couvert ohne Wein: das gesamte Fleisch mit Suppe sowie Forelle und Zander hatten haut goût. Er war sehr böse, im übrigen aber wahrhaft freundschaftlich."

*

Königsberg, 2. 7. 67.

„Ich sitze seit $3^1/_2$ Stunden am Schreibtisch und habe meine offiziellen Reisenotizen niedergeschrieben. Die Herren in Berlin werden sich wundern, aber wenn ich nicht scharf bin, so bleibt alles bei der alten Bummelei.

Gericke wird Dir von unsrer Reise bisher erzählt haben. Ich habe von den letzten Tagen nur den Eindruck, daß es eisig kalt ist. Man lebt hier doch nur halb, und wer im Winter keinen sehr harmonischen Verkehr hat, für den muß es die wahre Hölle sein."

*

Königsberg, 3. 7. 67.

„Heut haben wir nun die große Parade gehabt, der ich auf unabweisliches Zureden von Falckenstein zur Erinnerung an den vorjährigen Schlachttag beiwohnte. Erst hatten wir Feldgottesdienst, dann Parade, bei der die Infanterie im Trab, Kavallerie und Artillerie im langen Galopp defilierten. Falckenstein selbst bewegte sich nur in der Carriere, und sein Gaul ging ihm einmal weit durch. Ich glaube nicht, daß irgendwo ähnliches produziert worden ist. Man sah, daß er voller Frische und Kraft war und Freude an seinem Beruf hatte. Alle Welt jubelte ihm zu.

Dabei sind wir durch und durch naß geworden, und mein Rock (Gott sei Dank nicht der gestickte, den ich gar nicht mit habe), hängt am Ofen, damit ich ihn zum Diner wieder anziehen kann. Dann Feuerwerk und Zapfenstreich."

*

Swinemünde, 12. 7. 67.

„Ich bin nach mordsmäßig schlechter Ueberfahrt, bei der ich sehr zufrieden war, Dich nicht bei mir zu haben, durch und durch naß hier angekommen, und scheußliches Wetter begleitete mich hierher. Dann klärte der Himmel sich auf, und heut ist es wunderschön. Der Kronprinz war hier, und ich meldete mich bei ihm. Er lud mich nach Misdroy ein, und so komme ich vor morgen abend nicht weg."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 17. 7. 67.

„Die Tage bei den Herrschaften waren sehr angenehm; wir aßen allein und blieben natürlich in dauernder Berührung. Sehr hübsch war eine Fahrt mit drei Kriegsschiffen in die See mit Exercitien. Das war mir ganz neu, und die Seeluft bei klarem Sonnenschein erfreute Leib und Seele.

In betreff der Politik will ich nur erzählen, daß Napoleon einen Krieg mit uns fürchtet, in dem vollen Bewußtsein, daß damit der Kampf um seine Existenz verbunden ist. Andrerseits wird seine Stellung jeden Tag schwerer, und sein Ascendant geht mit Riesenschritten verloren. Die Bedingungen sind also für uns die denkbar besten. — Normann fand ich unter einem Berge von Akten und Briefen vergraben, er hat nicht viel von Landaufenthalt."

An G. Freytag.

Berlin, 17. 7. 67.

„Wie verschieden der Mensch sich unter den äußeren Einflüssen gestaltet, hat meine Reise in unsre alten Provinzen mich belehrt. Der lange Winter, das rücksichtslose Klima erzeugen ein hartes, schmutziges, rohes Geschlecht; Geistesbildung allein kann da erlösend eintreten und das Volk zu der Stufe bringen, auf der es im Westen ohne Anstrengung von selbst steht. Es ist noch viel zu thun.

Meine Dienstreise führte mich auch nach Swinemünde, und hier begegnete ich dem Kronprinzen, der mich auf ein paar Tage einlud. Ich war 48 Stunden dort, habe viel allein mit den Herrschaften geplaudert und dabei den Auftrag bekommen, Ihnen folgende Wünsche vorzutragen:

1. Man will gern aus Hannover einen Bericht über die heutigen Zustände haben, den Einfluß der Regierungsmaßregeln, über das, was man wünscht und denkt. Der Bericht soll aber nicht von einem preußischen Beamten stammen, und der Berichterstatter soll nicht wissen, für wen er schreibt.

2. Man möchte gern laufend in Kenntnis erhalten sein von der Thätigkeit der Vertrauensmänner, die demnächst, man sagt am 1. August, hier zusammentreten, um über die für Hannover beabsichtigten Maßregeln zu beraten. Es käme also darauf an, zunächst die Vorlagen der Regierung zu erhalten und dann in einer Art von vertraulichen, täglichen Sitzungsprotokollen Berichte direkt den Herrschaften zu übersenden über die Aussprüche und Gesinnungen der Vertrauensmänner. Man glaubt, daß Sie dies durch Bennigsen und Miquel herbeiführen könnten. Wollen Sie das?

Die Vorlagen werde ich sobald als möglich zu beschaffen suchen, das andre erwartet man von Ihnen. Nehmen Sie sich der Sache an, Sie können Gutes schaffen."

An meine Frau.

Flensburg, 5. 8. 67.

„Gestern und vorgestern war ich mit Deinem Bruder Moritz zusammen. Er ist zufrieden mit seiner Versetzung, wenn er auch mannigfach über hiesige Verhältnisse raisonniert. Was aber viel wert ist, seine Vorgesetzten haben überall Anerkennung für seine Leistungen, sogar der Kommandeur v. Schmidt, der für einen ganz schwierigen Kavalleristen gilt.

Morgen gehe ich nach Sonderburg. Bis jetzt drängt sich auf meiner Reise die Ueberzeugung mir auf, daß die Schleswig-Holsteiner eine im Schlaf befindliche Rasse sind. Sie essen, trinken und schlafen, und alles sehr gut und reichlich, haben auch Talente für Geldeinnehmen. Sie sind aber gesund und unberührt und werden bald noch weiteres lernen."

An Gustav Freytag.

Berlin, 18. 8. 67.

„Ihren Bericht von Miquel hat der Herr abschreiben lassen und Bismarck eingehändigt. Bennigsen hat täglich geschrieben, und man war stolz, Bismarck gegenüber vollständig gewappnet zu sein.

Es handelt sich jetzt um die Entfernung und Ersetzung von Eulenburg und Lippe, es ist alles dazu geebnet, aber man kann die Nachfolger noch nicht finden. Je mehr Bismarck wächst, um so unbequemer werden ihm eigendenkende und handelnde Köpfe. Und je nervöser er wird, desto mehr fürchtet er scharfe persönliche Berührungen. Ich weiß von mir, daß es Tage der geistigen Ueberanstrengung giebt, wo ich wohl befehlen kann, wo mir aber Verhandlungen mit selbständigen, tüchtigen Beamten mehr als lästig sind. Les extrêmes se touchent, und das ist das größte Hindernis, das die Menschen davon abhält, den Himmel zu erobern.

Gemeine Körperschwäche und kleine Leute reißen den großen Staatsmann oft unter den Boden des Gewöhnlichen. Ich hätte gern seine jetzigen Bestrebungen für die erste Konsolidierung des Norddeutschen Bundes in der Nähe mit angesehen. Mein Minister hatte mir schriftlich mitgeteilt, daß er mich für den Bundesrat vorgeschlagen habe. Man hat mich dann gestrichen. Am Ende ist es auch gut, wenn ich noch der aktiven Politik fern bleibe; was in den betreffenden Kreisen vorgeht, erfahre ich doch.

Noch ist man in den Bundesratssitzungen nicht über die Präliminarien fortgekommen, und gegen die Gewalt des Bundesbudgets machen sich die meisten Anstrengungen geltend. Das bißchen Autorität, das die Kleinstaaten noch gerettet, verschwindet schon bei der ersten Berührung mit jener glühenden Metallmasse. Momentan ist der Braunschweiger, der Aelteste jenes stolzen norddeutschen Stammes, der Allerschwierigste. Sachsen berechnet genau die Pfade, auf denen es sich halten kann, sieht weiter als jene und setzt sein Streben darin, es Bismarck bequem zu machen, um ihn von liberalen Konzessionen fernzuhalten. Sie rechnen ganz richtig, daß der Liberalismus der gefährlichste Feind ihrer Existenz ist, und operieren im übrigen sehr gut, ganz im stillen und mit lauter anscheinenden Bagatellen.

Schade ist es, daß Sie nicht wieder her kommen; ich hätte Sie gern wieder hier gehabt, wenn auch, ehrlich gestanden, nicht im Reichstage. Ihre Natur kann sich nicht in das kleine Getreibe des Parteilebens fügen, das sich nur so langsam in die Höhe arbeitet. Ich bin durchaus Ihrer Ansicht, daß Sie in Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit für das deutsche Volk weit mehr leisten wie in der Kammer; daß Sie aber dem Treiben mal nahegestanden haben, wird Ihre Feder befruchten.

Meine letzte Reise habe ich nach Schleswig-Holstein und Hamburg gemacht und kann sagen, daß die Herzogtümer weit hinter meiner Erwartung zurückgeblieben sind. Das Land ist in der Kultur zurück, der Menschenschlag faul und verschlafen. Ein Eingeborener meinte, das Beste, was uns die Preußen bringen, sind die hohen Steuern, die Leute müssen endlich mal arbeiten. Sonst ist die preußische Gesinnung ungemein gering; sie fühlen, daß wir sie in ihrem innersten Leben angreifen. In Kiel allein spricht sich schon ein gewisser Grad von Zufriedenheit mit dem neuen Leben aus, nur will man es noch nicht recht eingestehen.

In Hamburg ist man bisher jeder deutschen Gesinnung bar. Deutschland ist nur der Schwamm, den die Hamburger berufen sind auszudrücken. Ich denke aber, sie werden in kurzer Zeit viel lernen und rasch ihren Teil an der gemeinsamen Arbeit übernehmen, denn alle Fundamente sind sehr gesund, und es bedarf nur einiger Gewalt, die Verhältnisse zu klären. Ich bin dort ein entschiedener Anhänger vom Eintritt Hamburgs in den Zollverein geworden. Im übrigen ist es eine schöne Stadt und verdient, preußisch zu werden."

*

Berlin, 22. 9. 67.

„Geffcken war neulich bei mir, er ist meiner Ansicht nach geistig ganz auf den Hund gekommen. Es klingt komisch, wenn man solchen Mann über ein ganzes Staatsleben absprechen hört. Er müßte sich doch darüber klar sein, daß zu solcher Entwicklung, wie wir sie erleben, ein ganz Teil Kraft und Intelligenz gehört, und daß das alles keine Seifenblase ist. — Was wird er aber erst sagen, wenn Hamburg selbst ihn außer Wirksamkeit setzt, und er an sich die Bedeutung der neuen Zustände empfindet? Er ahnt so etwas und klammert sich deshalb krampfhaft an den Kronprinzen. Ich fürchte, vergebens, denn wer sich eine Stütze sucht, will nicht Kraft geben, sondern gewinnen.

Ein wunderlicher Prinzipienstreit von der allerhöchsten Bedeutung hat sich entwickelt, bei dem der König und alle norddeutschen Fürsten persönlich beteiligt sind. Nach den Bestimmungen steht den einzelnen Fürsten das Recht zu, den übrigens preußischen Uniformen der Kontingente durch Namenszüge den Stempel ihrer Macht aufzudrücken. Der König verlangt, daß ihm diese Namenszüge vorher zur Genehmigung vorgelegt werden, das berührt aber die Ehre der Herren empfindlich. Wer wird zuerst nachgeben? Während sich so die Fürsten quälen, sträuben sich die Minister mit allen Kräften gegen die Klammern, die das Reichsbudget ihrer Macht anlegt. Das Geld ist in diesem Fall die Daumenschraube, die nach Bedürfnis angezogen wird. — Das Fehlen eines genialen Finanzministers empfinden wir momentan am übelsten; v. d. Heydt löckt gegen die Gewalt des Bundeskanzlers, hat aber sein Portefeuille zu lieb, um sich nicht zu fügen. So geht Bismarck ganz ruhig auch über ihn fort, und seine Macht wird immer größer. Wird er der ersten Grundbedingung aller sittlichen Größe, der Selbstbeschränkung, genügen?"

*

Berlin, 3. 11. 67.

„In der Politik ist alles so lange schweigsam, als in Italien noch keine Entscheidung gefallen ist. Man glaubt hier, daß Napoleon und Viktor Emanuel ganz d'accord seien; daß die Franzosen Rom besetzt behalten, bis der Papst tot, und daß dann der ganze Kirchenstaat an Italien übergehen solle. Ich halte das alles für Unsinn; Napoleon ist der Sklav seiner bigotten Frau geworden und eilt dem Abgrunde entgegen. Ich habe von Anfang an eine große Krisis erwartet und kann nicht glauben, daß ich mich täusche. Deshalb arbeite ich wie

ein Pferd, um die Armee mit allen Erfahrungen des vorigen Krieges verbessert bereit zu stellen. Zu lange freilich darf diese Spannung nicht dauern."

*

Berlin, 14. 12. 67.

„Vor 14 Tagen habe ich angefangen, die Kritik der beiden offiziellen Werke über den Krieg 1866 zu schreiben; ich wollte in einem Essay die österreichischen und preußischen Anschauungen vergleichen und entwickeln und freute mich auf die interessante Arbeit. Plötzlich aber trat so viel Dienstliches in den Weg, und ich bin wieder ganz herausgekommen, werde auch in der nächsten Zeit keine Ruhe finden.

Augenblicklich führe ich einen hartnäckigen, aber interessanten Kampf. Sie wissen, daß unsre Militärärzte bis dahin eine ganz ungenügende Stellung einnahmen; es ist mir gelungen, sie in die Armee voll einzureihen, und wie ich jetzt die betreffenden Organisationen in das Leben rufen will, da finde ich meinen größten Gegner bei den Herren selbst. Sie weisen meine Gaben zurück, weil sie mehr wollen, und glauben nicht, daß ihr Ideal vorläufig noch gar nicht lebensfähig ist. Denn die bisherigen Häupter der Herren sollen an der Spitze bleiben, sind aber viel zu unselbständig erzogen, um kräftig in die Triebräder greifen zu können. Außerdem aber ist man im Kabinett diesem Ideal gar nicht geneigt.

Einen meiner schwierigsten Geheimräte habe ich glücklich beseitigt und einen Offizier zu seinem Nachfolger gemacht. Falckenstein scheiterte einst an dieser Klippe; ob ich ihn nun auch auf späteren Schlachtfeldern überholen werde, das wollen wir getrost der Zukunft anheimstellen. Noch bin ich jung und frisch genug, um meinem Ehrgeiz das höchste Ziel zu stecken; aber zu lange darf die Gelegenheit nicht ausbleiben.

Sie fordern mich auf, mich mit der russischen Grenze zu beschäftigen. Ich glaube, daß man die Russen durch bloße Politik von Deutschland fernhalten kann und muß. Dafür ist der Orient da und das polnische Element. Dieses letztere wird übrigens in unsrer Provinz Posen immer kräftiger. Die freiere Staatsform seit 1848 hat dem dortigen Treiben eine moralische Kraft gegeben, die es früher nicht gehabt. Die Deutschen dehnen sich trotzdem aus, aber das polnische Element ist stärker."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 29. 11. 67.

„Die geselligen Pflichten nehmen neben den Geschäften schrecklich viel Raum ein. Ich war in Zeit von acht Tagen sechsmal zu Hofe befohlen. Bei den jungen Herrschaften war zum Geburtstag ein prächtiges Fest in dem wahrhaft königlichen Neuen Palais. Am 26. habe ich das Glück gehabt, zwei Stunden mit der Kronprinzessin zu verplaudern, und zwar mit ihrer Schwester Alice und in Abwesenheit des Gatten. Ich war ganz hingerissen von ihrem Geist und

ihrer Persönlichkeit. Nur streifte sie zuweilen so verfängliche Gebiete der Politik und nannte so laut Namen, daß es mir vor der ohrenspitzenden Umgebung recht schwer wurde zu antworten. Hoffentlich bin ich mit blauem Auge davongekommen.

Bei dem Geburtstagsfeste ließen sich Friedberg und Jasmund mir vorstellen. Es ist mir vorläufig nicht angenehm, mit ihnen öffentlich gesehen zu werden, da man dann hier gleich verurteilt ist."

An Gustav Freytag.

Berlin, 2. 1. 68.

„Aus der hiesigen Welt kann ich Ihnen nur erzählen, daß Bismarck sehr entschieden fortfährt, das Königreich Preußen zu mediatisieren, vielleicht auch das Königtum. Im Kreise der jungen Herrschaften spricht man bereits von den Gefahren, die dem Königtum durch Bismarck drohen. Sie kennen ja das Mißtrauen, das dort gegen ihn herrscht. Gewiß ist, daß Bismarck den König in den Schatten stellt, und daß er anfängt, die Stützen seiner Macht auch nach unten zu suchen. Im Kampfe gegen seine unbrauchbaren Kollegen kann er aber beim besten Willen nicht zum Siege kommen. Lippe ist gefallen, weil er sich den zeitigen Kabinettsrat zum Feinde machte; von diesem Tage an gewann Bismarck gegen ihn Boden."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 12. 1. 68.

„Unser alter Herr fängt an, wie Normann in wehmütigem Tone berichtet, seine Gesundheit ungemein zu schonen. Er ist ängstlich besorgt darum und war deshalb in der letzten Zeit auch nicht auf Jagd. Ich hatte neulich einen langen Vortrag bei ihm und kann nicht anders sagen, als daß er frisch und munter war. Man geht immer entzückt von seiner Liebenswürdigkeit und Geschäftsemsigkeit von ihm. Wäre er nicht so wunderbar befähigt, sich in jedem Augenblick auf das Notwendige zu konzentrieren, so könnte er gar nicht alles aushalten, was von ihm gefordert wird.

In der Politik beschäftigt die orientalische Frage augenblicklich die Diplomaten. Es sind positive Anzeichen dafür, daß Rußland dort alle Vorbereitungen zu einer Krisis trifft; ehe es mit seiner Neubewaffnung fertig ist, wozu noch mindestens 1½ Jahr nötig sind, wird es aber den Ausbruch nicht gestatten. Wir unterstützen Rußland moralisch in seinen Schritten gegen die Türkei, um Oesterreich, Frankreich und England in Atem zu halten.

Ich bin in den ersten Tagen dieses Monats wieder in Schleswig gewesen; eine Winterreise ist aber kein großes Vergnügen in einem Lande, das noch so weit in der Kultur zurück ist. — In Hamburg hatte ich eine höchst pikante Unterhaltung mit dem Bürgermeister p. p., und es amüsierte mich, wie sie auffuhren, als ich ihnen sagte, sie wären zu sehr darauf erpicht, eine Spezialität

zu sein. ‚O,‘ sagte der alte Sieveking, ‚das Wort ist gut, nun verstehe ich mancherlei.‘ Schließlich gingen wir ganz zufrieden auseinander.

Mit dem jungen Herrn stehe ich nur in schriftlichem Verkehr. Er ließ mich vor 14 Tagen zum Diner befehlen, da war ich aber verreist.“

An Gustav Freytag.

Berlin, 26. 1. 68.

„Heut am freien Sonntag will ich Ihnen zunächst danken für den reichen Ausdruck, den Sie Ihrem freundschaftlichen Urteil über mich geben. Es ist des Dichters schönste Gabe, daß er die Kinder seiner Phantasie zu lebendigen Wesen machen kann.

Ich aber will mich bestreben, mich frisch zu erhalten, damit ich noch lebenspendende Elemente in mir habe, wenn ein gütiges Geschick mich in alten Tagen auf einen hohen Posten bringt. Meine jetzige Thätigkeit giebt mir viele Gelegenheit, zu schaffen, und Sie wissen, daß das die höchste Wonne aller irdischen Kreatur ist, daß dabei aber schließlich die Nerven erschlaffen müssen. Davor fürchte ich mich und möchte gern davon. Aeußere ich aber entsprechende Wünsche, so antwortet man, ich sei mit meiner Aufgabe noch nicht fertig, und so trinke ich täglich weiter von dem süßen Gift.

Ich habe aber beschlossen, nächstens zu entfliehen, und Normann will mit mir nach Leipzig gehen, um dort bei einem gewissen liebenswürdigen Dichter vom großen Treiben auszuruhen. Machen Sie sich also auf unsre Anmeldung gefaßt.

Die Dinge erhalten jetzt wirklich einen friedlichen Anstrich. Man darf sich aber nicht einschläfern lassen, denn Deutschland muß unbedingt nach außen hin seine Kraft bethätigen, soll es vorwärts kommen. Ich predige, daß wir in der Waffentechnik nicht zurückbleiben dürfen. Die Artillerie ist ein wunder Punkt, und dann muß unser Zündnadelgewehr durch irgend eine Verbesserung gehoben werden, damit der Soldat von neuem das Gefühl des Uebergewichts bekommt. Ich hoffe, ich dringe in dieser Beziehung wenigstens durch, zumal da man über die möglichen Verbesserungen des Gewehrs vollständig einig ist.“

*

Berlin, 15. 3. 68.

„Ich bin in Kassel auf allen meinen Wegen mit Prinz Napoleon zusammengetroffen; er durchkroch alle Winkel der Residenz und ließ die lustige Vergangenheit seines Vaters wieder aufleben. Er hat ein kluges Gesicht, seine Gespräche sollen von Schärfe des Verstandes und Lust am Klarsehen zeugen. Die ganze Reise hat nur den Zweck, den wirklichen Stand der Angelegenheiten in Deutschland kennen zu lernen. Man läßt ihn gewähren, weil die Luft augenblicklich außerordentlich ruhig ist.

Was nun Bismarck betrifft, so verrennt er sich in seiner inneren Machtentwicklung, wenn er nicht rechtzeitig abgelenkt wird. Wollen Sie nicht in der

Presse die Frage in Fluß bringen, ob nicht zur gesunden Entwicklung des Bundes und weiter des Reiches ein Reichsministerium nötig wird. Bei unserm offiziellen Streit für den Reichskriegsminister giebt Bismarck Roon in jeder Beziehung recht, ist auch bereit, ihm die entsprechenden Machtbefugnisse einzuräumen, nicht aber die Stellung. Im Handelsministerium ist es ebenso, und ein Reichsfinanzminister wird absolut notwendig für gleichmäßige Verteilung und Verminderung der Lasten. Der Druck der Einheit würde dann leichter getragen. Wenn ich nicht amtlich gar zu viele Details wüßte, so würde ich selbst mit einem Leitartikel mich auf den neuen Bahnen versuchen."

*

Berlin, 24. 3. 68.

„Schicken Sie mir nur Ihren Leipziger Bürgermeister, ich werde mich sehr freuen, ihn kennen zu lernen; aber Sie wissen, daß ich Soldat bin und öffentlich keine Politik treibe, und wünschen gewiß nicht, daß ich mir meine Stellung durch solche Dinge verscherze.

Was nun die Frage der Universalherrschaft Bismarcks betrifft, so bedanke ich mich für den Artikel in den letzten Grenzboten, in dem ich mit Interesse Bekanntes begrüßte. Ich sagte mal zu Holtzendorff, ich fühlte mich immer durch die Gegenwart seines Schwiegersohns Crowe geniert, weil ein solcher Diplomat jedes Wort zum Quell einer Verräterei machen könne. Er antwortete mir darauf, der Verkehr mit Journalisten sei noch viel gefährlicher. — Wo mir also mein Amt Diskretion auferlegt, habe ich diese Pflicht bei dem Umgange mit dem Freundejournalisten in Betracht zu ziehen. Ich darf Ihren Wunsch, Details über den Konflikt des Majordomus mit den andern Hausmeistern zu geben, nicht erfüllen. Sie müssen sich mit allgemeinen Anschauungen begnügen und daraus den Kampf, den Sie bisher mit so viel Geschick eröffnet, weiterführen."

*

Berlin, 10. 4. 68.

„Wir sind ganz überrascht, von Ihnen gar nichts zu hören; Normann erwartete Sie eigentlich persönlich, ich meine aber, Sie werden erst durch das Zollparlament hierher gezogen werden.

Nun wird sich in den nächsten Tagen die Sphäre, die Sie hier anzieht, sehr verändern. Die Herrschaften gehen am nächsten Dienstag nach Gotha, und am 16. reist der Kronprinz nach Turin. Ich soll die Ehre haben, in seiner Begleitung zu sein. Wir fahren in einer Tour bis München, bleiben dort 24 Stunden und kommen via Brenner am 19. nach Turin; am 22. ist die Hochzeit, dann geht es zu den Festlichkeiten nach Florenz. Von dort wäre es sehr schön, nach Rom zu gehen, aber es wird nicht möglich sein. Es weht schon hier zu viel katholische Luft, und wenn nun gar die Rede davon ist, einen Nuntius hierher zu schicken, so muß man doch daran denken, daß der dazu bestimmte Erzbischof von Posen, Ledochowski, Jesuit ist und Pole, und daß die natürliche

Feindschaft der katholischen Klerisei gegen die Entwicklung unsers protestantischen Staates durch die Schaffung eines solchen Zentralpunktes am Sitze der Regierung von ganz besonders schlimmen Folgen sein müßte.

Ich fürchte mich vor den vielen offiziellen Feierlichkeiten und dem Zwange, dabei Staffage zu bilden." (Fortsetzung folgt.)

Ein gemütsroher Mensch.

Von

Eugen Lirsch.

Wladimir sprach eifrig mit dem Verwalter über die Abforstung der Rubläer Lehne, als er die Tante seinen Namen nennen hörte.

Anna Dimitrowna sagte gerade mit scharfer Betonung zu der ältlichen Cousine und dem Gutsnachbar Anton Arachtscheff, zwischen denen sie an der Tafel thronte:

„Mein Neffe Wladimir ist leider ein gemütsroher Mensch."

Wladimir verließ das Waldgespräch und nahm eine Verteidigungsstellung ein:

„Womit begründen Sie diese sehr liebenswürdige Behauptung, liebe, verehrte Tante?"

Und dabei blickte der junge Mann herausfordernd und erwartungsvoll in das schöne und blühende Gesicht der ihm gegenübersitzenden Tante, die, von der Cousine und Anton Arachtscheff sekundiert, ernst und mit Würde auf dem Gemütsrohen ihre Augen ruhen ließ.

„Er weiß nicht einmal, worauf ich anspiele. Auch das ist ein Symptom. O, Wladimir Pawlowitsch, Sie sind sehr, sehr tief an Charakter gesunken, seit ich Sie das letzte Mal gesehen habe."

„Das ist allerdings gute vier Jahre, seit des Onkels Tod," sagte Wladimir. „Ich weiß aber wahrhaftig nicht, womit ich mir Ihre schlechte Meinung verdient habe."

„So, und das mit dem kleinen Peter?"

„Mit dem kleinen Peter, liebe Tante? Wer ist denn das?"

„Wie er sich verstellt!" rief Anna und blickte verachtungsvoll ihren Neffen an, der gemütlich ein Stück Braten in den Mund schob. „Möchte man das glauben? Sie haben wohl ein recht schwaches Gedächtnis. Erst heut vormittag —"

„Heut vormittag? Ach, jetzt erinnere ich mich, der Bursch, der mir mit der Gießkanne meinen ganzen Anzug vollspritzte und dem ich dafür eins gab."

„Eins gab. Sie reden wirklich wie ein Fuhrknecht. Wissen Sie, meine Verehrten, daß er den armen, lieben Peter, des Gärtners kleinen Bruder, so durchgeprügelt hat, barbarisch, roh, daß das entsetzliche Geschrei des Gemarterten bis in mein Zimmer hinaufdrang. Ich eile, fliege hinunter, und da finde ich den Aermsten liegen, sich in Schmerzen krümmend, und dieser edle Herr, der natürlich mehr Kraft hat als ein schwacher zwölfjähriger Junge, ist weg, als hätte er nicht ein Verbrechen begangen, ja ein Verbrechen. O, welche Gemütsroheit!"

Die Cousine, der Verwalter, der Nachbar blickten ernst und tadelnd auf den Sünder.

Freilich, die Cousine und der Verwalter aßen Annas Brot und waren von ihr abhängig, und Anton Arachtscheff liebte die Gutsherrin und liebte ihr stattliches, blühendes Gut, letzteres vielleicht noch mehr. Jedenfalls wollte er beides, — Gut und Herrin heiraten.

Wladimir ließ diese tadelnde, gestrenge Musterung ruhig über sich ergehen. Die Tante war doch recht komisch, wirklich unleidlich. Vor vier Jahren, welch nettes, fideles Frauchen, und jetzt — o, bildhübsch immer noch, aber voller Schrullen.

Den blöden Buben hatte er ja rechtschaffen Mores gelehrt, wie er's verdiente. Ihm seinen hübschen weißen Anzug ganz ruinieren! Aber wegen dieses unbedeutenden Vorfalls eine solche Aufregung!

Es war gar kein Anlaß, sich zu verteidigen.

Aber schon erklang wieder die helle, richtende Stimme der Tante:

„Sehen Sie, nun muß er's doch auf sich sitzen lassen. Wenn er wenigstens Reue zeigen wollte. Kolja mußte dem Kleinen Umschläge machen, so geschwollen war er von den Prügeln."

Kolja, wer war denn das schon wieder. Wladimir, erst gestern angekommen, kannte sich noch nicht recht aus.

Der Verwalter sah sein fragendes Gesicht:

„Das ist der Gärtner, des Kleinen Bruder, Wladimir Pawlowitsch."

„Ein prächtiger, lieber Mensch," ließ sich die Cousine vernehmen. „Und er hängt an seinem Brüderchen. Wie eine Gluckhenne breitet er die Flügel über ihn. Wie entsetzlich weh muß ihm diese Züchtigung gethan haben."

Wladimir blickte geärgert auf die Tante. Anna sah nicht mehr auf ihn, sie hatte die Augen gesenkt und stocherte nervös mit der Gabel auf ihrem Teller.

Aber nun nahm plötzlich Herr Arachtscheff das Wort:

„Man könnte ja den Kolja kommen lassen, um ihn nach des Kleinen Befinden zu befragen und Wladimir Pawlowitsch gewissermaßen die Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen, sich zu entschuldigen."

Wladimir war wütend. Sich entschuldigen. Der Herr Karassow den Gärtner Kolja um Verzeihung bitten. Was diesem albernen Dickwanst nicht alles einfiel! Wie er läppisch der Tante zu Gefallen redete. Weiß Gott, das beste wäre, vom Tische aufzustehen, in sein Zimmer, den Koffer packen und fort. Schon das Gesicht der Tante bei der gestrigen Ankunft! Früher, zu des Onkels Leb-

zeiten, waren sie doch recht gute Freunde gewesen. Wie verändert sie jetzt war. Und ihm gleich am ersten Tag so einen Tanz zu machen!

Und richtig, da sagte schon der Verwalter dem aufwartenden Diener:

„Holen Sie mal rasch den Kolja her.“

‚Neugierig bin ich, was jetzt werden wird,‘ dachte Wladimir, ‚Sie werden mich der Gnade und der Ungnade dieses Lümmels übergeben. Loskaufen werde ich mich von diesem Gärtner müssen, weil es meiner verrückten Frau Tante und dieser Parasitenbrut so einfällt.‘

Vor der Thür erschollen kräftige Schritte. Wladimir blickte auf. Ein hochgewachsener, schöner Mensch mit einer breiten Brust und hellen, blitzenden Augen trat ins Zimmer. Die Mütze drehte er ungelenk zwischen den Fingern, sah aber recht verwegen drein. Nach einem Kratzfuß vor der Gesellschaft blieb er da stehn, zwischen der Thür und dem Tisch, breitspurig, mit zuwartendem Blinzeln der Augen.

Na, was würde die Tante jetzt sagen? Aber Anna schwieg. Wladimir sah nach ihr hin. Die ältliche Cousine, der Verwalter, der Gutsnachbar blickten wohlgefällig auf den blonden Hünen. Und Anna Dimitrowna hatte das Stochern mit der Gabel aufgegeben und sah auch auf Kolja, stumm, verloren in dem Schauen und mit einem Ausdruck in den Augen, der Wladimir gar nicht gefallen wollte. War's also das?

Er hatte starke Lust, diesen großen, schönen Kerl zu packen und zum Fenster hinauszuwerfen, geradenwegs gegen irgend eine Mauer. Indessen sagte schon der Verwalter mit seiner knarrenden Stimme — je mehr er getrunken hatte, desto widerwärtiger knarrte sie:

„Na, Kolja, wie geht's dem Söhnchen, deinem kleinen Brüderchen?“

„Dank' Euch, Iwan Iwanowitsch.“ Welch hohe, klingende Stimme der Bursche hatte. „Er hat's schon verbissen. Ist ihm recht geschehen, dem Schlingel. Was macht er dem gnädigen Herrn für Ungelegenheiten mit seinen dummen Späßen. Hätt' ihn selber geprügelt, wenn er nicht schon genug gehabt hätte!“

Die Tafelrunde war etwas beschämt. Die Tante biß sich auf die Lippen, sagte aber noch immer nichts.

‚Wie in einem Bann!‘ dachte Wladimir.

Der Gärtner machte einen neuen Kratzfuß vor der Gesellschaft, Anna sah er dabei aber nicht an und ging mit wiegenden Hüften hinaus. Wladimir sprang rasch auf und eilte ihm nach. Im Vorsaal hielt er ihn an.

„Da“ — und er steckte ihm das Geldstück in die Hand, „da, nimm das für den kleinen Burschen als Schmerzensgeld, Kolja.“

Der Gärtner riß die Mütze herunter:

„Dank' Euch, Herr, dank' Euch.“

Wladimir betrachtete ihn mit Interesse. Diese blonde Mähne, diese blauen, schwimmenden Augen und dieses Spiel der Muskeln. Kein Wunder!

„Anna Dimitrowna hat mich des Buben wegen, deinetwegen gescholten, Kolja!“

Durch die Gestalt des Hünen lief's wie ein Zittern. Aber ehe Wladimir sein Gesicht ergründen konnte, hatte sich Kolja tief geneigt und war dann rasch, heftig ausschreitend, davon, durch die Glasthür, hinaus in den Garten.

In ernsthaften Gedanken kam Wladimir in den Speisesaal zurück. Man hatte sich von der Tafel erhoben, und Anton Arachtscheff war gerade dabei, mit einer Unzahl demütiger Bücklinge der Hausfrau für die Mahlzeit zu danken.

„Sie bleiben doch über Nacht hier, Anton Fedorowitsch. Werden doch nicht in der Dunkelheit die sechzehn Werst zurückmachen," sagte Anna, wobei sie den beglückten, dicken Herrn hold anlächelte.

„Sein Kutscher liegt auch sicher schwer bezecht in der Leutestube," meinte der Verwalter, „der Kerl wacht nicht vor morgen auf. Kenn ihn, diesen ewig Durstigen, Anton Fedorowitsch."

„Ich bleibe da, bleibe unsagbar gern, meine Teuersten, und will mit einer Streu vorlieb nehmen," stammelte der Gutsnachbar.

„O nein, das sollen Sie nicht," lachte Anna. „Neben dem Zimmer meines Neffen sollen Sie schlafen, in einem guten, weichen Bett. Wladimir, Sie können unsern Freund hinaufführen!"

Und die Augen der Tante richteten sich auf den Eingetretenen mit einem ängstlichen, forschenden Ausdruck, wie ihm schien, als bekümmerte es die Besitzerin dieser braunen schimmernden Sterne, warum Wladimir hinausgeeilt, dem Gärtner Kolja nachgeeilt war.

„Wir gehen zeitig zur Ruhe nach echter Bauernart," flötete die Cousine und machte einen eckigen Knicks. „Gute Nacht!"

„Wir sehen uns schon morgen noch beim Thee. Sie dürfen nicht früher fort, Anton Fedorowitsch. Neffe Wladimir, Sie bürgen mir für sein Dableiben."

Wie scharf sie das „Neffe" betonte. Er las allerlei heraus. Wie eine Schranke klang's, die zwischen ihm und ihr dastand, wie ein erhabenes, stolzes: „Wage nicht, mich zu belauern, mir nachzuforschen!"

Wladimir beugte sich über die kleine weiße, kräftige Hand. Aber er küßte sie nicht. Er sagte nur mit einiger Ueberwindung:

„Und Sie sind noch immer der Meinung, daß ich ein gemütsroher Mensch bin?"

Anna ward ziemlich rot. „Das soll sich noch zeigen."

Dabei nickte sie nochmals den Herren zu und verließ das Zimmer.

Der Verwalter war schläfrig, so blieben zuletzt Arachtscheff und Wladimir allein. Aber jetzt schon in die Betten. Das war denn doch zu bald. Anton Fedorowitsch schlug einen kleinen Abendspaziergang vor. Mit ihren brennenden Zigarren schritten die beiden durch den dunkeln Park, wie zwei Irrwische zwischen Hecken und Bosketts auftauchend.

„So eine russische Sommernacht ist nicht zu verachten," meinte der Nachbar.

Er wurde sehr schwärmerisch. Die leuchtende Mondsichel, die über ihnen stand, versetzte ihn in eine weiche Stimmung. Auch hatte er bei Tisch im Trinken Erkleckliches geleistet. Und wie es Wladimir erwartet hatte, kam Arachtscheff

auf das zu sprechen, was ihn augenblicklich am meisten beschäftigte, auf seine Bewerbung um Anna.

„Sie zürnen doch Ihrer Tante nicht mehr wegen des Späßchens heut bei Tisch. Ist eine muntere, resolute Frau. O, die versteht's, mit uns Männern umzuspringen. Und wie reizend sie ist. Weiß Gott, Ihr Onkel, Wladimir Pawlowitsch, Ihr armer Onkel muß ein höllisches Herzeleid empfunden haben, nach kaum zweijähriger Ehe dieses Zuckerweibchen zu verlassen. Ja, ja, der Tod kommt rasch."

Nach dieser tiefsinnigen Wendung verstummte Anton Fedorowitsch für ein Weilchen, und der neben ihm einherschreitende Wladimir hatte von der Gegenwart seines Begleiters keine andre Wahrnehmung als den hellen Schein der Zigarre und das kurze Atmen und Paffen des Rauchers.

Aber der Gutsnachbar hob von neuem an:

„Und seit vier Jahren schon Witwe. Ein Frauchen, Wladimir Pawlowitsch, nach dem man sich alle Finger ablecken könnte, noch lang nicht an die Dreißig und schön zum Anbeißen. Ach Gott, ach Gott!"

Und der Dicke begann herzbrechend zu stöhnen und zu seufzen, während sie durch den herrlichen, weitausgedehnten Garten schritten, mit den uralten, flüsternden Bäumen und den kleinen, anmutig verstreuten Wäldchen, all das kein geringes Juwel in der Schönheitskrone Annas.

„Ja, verehrter Anton Fedorowitsch," sagte endlich Wladimir ganz trocken, als ihm das Seufzen des andern zu viel wurde, „warum versuchen Sie denn nicht einmal Ihr Glück. Sie sind doch, weiß Gott, ein unternehmender Mensch. Ganz Petersburg spricht noch heut von Ihren Jugendstreichen von Anno dazumal. Sie werden doch auf dem Land, in solidem Gutsleben, Ihre Schneidigkeit bei den Frauen nicht eingebüßt haben?"

„O, beileibe nicht!" Und trotz der Dunkelheit meinte Wladimir zu sehen, wie sich sein Begleiter in die Brust warf. „Wo denken Sie hin. Ja, wissen Sie, Freundchen, ganz nahe bin ich schon dem Angriff, ganz nahe. Ich will's Ihnen anvertrauen: Daß mir Anna Dimitrowna, die Göttliche, die Süße, so eindringlich zugeredet hat, hier zu bleiben, morgen noch bei ihr zu frühstücken, zeigt das nicht, daß sie meinem bisher stummen Werben Gehör schenkt, ich ihr ganz recht bin? Morgen früh, im Speisesaal — ich will ganz zeitig aufstehen, eh' die andern dazu kommen —, soll sie hören, in beredten, glühenden Worten hören, wie sehr ich sie anbete und begehre. O, verlassen Sie sich drauf, Wladimir Pawlowitsch, der alte schneidige Arachtscheff lebt noch."

Wladimir hörte mit sehr gemischten Gefühlen diesem Erguß zu. Ja, beinah ärgerte ihn diese Absicht des Alten. Warum eigentlich, warum? Konnte es ihm nicht ganz gleichgültig sein, wen seine Tante heiratete, ob sie überhaupt heiratete? Heiraten, nun, das mußte sie, das stand fest; solch junge, sprühende, feurige Frau, denn sonst ...

Aber diesen da, diesen ältlichen, bequemen Herrn. War das der Rechte? Denn das mit dem einst tollen Leben Anton Fedorowitschs, das war alles Ge-

flunker, kein Wörtchen Wahrheit daran. Und war am Ende dieser behäbige, biedere Gutsbesitzer nicht — zu gut für Anna Dimitrowna. Das mit dem schönen Kolja! Wladimir glaubte ein Menschenkenner — und ein Frauenkenner im besonderen zu sein. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn er sich getäuscht hätte.

Arachtscheff, der noch erschöpft vom vielen Reden neben ihm einherschritt, wunderte sich, daß seiner vertraulichen Erklärung, der Eröffnung seines Entschlusses, doch auch einigermaßen interessant für den Neffen, keine Zustimmung, gar nichts, kein einziges Wörtchen von seiten Wladimirs folgte.

Der ging noch immer nachdenkend und in verdrossener Stimmung dahin. Sie waren in den oberen Teil des Gartens gelangt, der fern vom Haus und den Gehöften lag, einem romantischen Fleck, mit einem Wäldchen und einem kleinen Pavillon darin, den Wladimir schon gestern aufgesucht hatte.

Wie oft war er da, einstens, vor Jahren, als junger Student mit seinem Onkel, der damals noch unverheiratet war, fröhlich zusammengesessen bei Schaumwein und Zigaretten, bisweilen ein paar hübsche flachshaarige Mädel aus dem Dorf dabei, die ihnen Lieder vorsangen und sich gar gerne küssen ließen — o, das waren nette Ferien für den jungen Studenten.

Auch des Abends war er manchmal da durchs Gebüsch zum Pavillon hingehuscht, wo die lustige, süße Marina, die reizendste aller Mägde, auf ihn wartete, so ganz leise dahingeschlichen, wie ...

Wladimir fuhr empor. Eine dunkle Gestalt, kaum wahrnehmbar in der dichten Dämmerung, war unweit der Dahinschreitenden vorbeigeglitten. Ein sonderbares Gefühl packte Wladimir, schnürte ihm die Kehle zu.

Rasch, instinktiv sagte er zu Arachtscheff, der sich die Schweigsamkeit seines Begleiters nicht zu erklären vermochte und unmutig an seiner Zigarre herumbiß:

„Sie haben die Gestalt nicht bemerkt, die da im Gebüsch gegen das Wäldchen zu eilte. Ich fürchte, es haben sich Vagabunden oder Holzdiebe, wie's ja häufig vorkommen soll, in den Park eingeschlichen. Die will ich abfassen. Kann ich mich darauf verlassen, daß Sie hier, genau an dieser Stelle warten, um einen, der mir entwischen könnte, zu packen? Ich will von drüben ins Wäldchen hinein und die Spitzbuben Ihnen zutreiben."

„Ja, ja, ich bleibe schon hier, Wladimir Pawlowitsch, Sie Mutiger. Und wir wollen den Kerlen einen Denkzettel geben," flüsterte der Dicke, ganz Thatkraft und Entschlossenheit. „Aber sollte man Ihnen zu schaffen machen, so rufen Sie mich nur."

Wladimir wußte ungefähr die Richtung, wo der Pavillon lag; denn den hatte er im Auge. Ueber den Rasen, zwischen Sträuchern und Bäumen tappte er sich weiter, in fieberhafter Eile. Da, vor ihm eine dunkle, emporstarrende Masse, das Wäldchen. Schwarzes, undurchdringliches Dunkel umhüllten ihn. Aber im nächsten Augenblick entdeckte er einen schwachen, kaum wahrnehmbaren Lichtschimmer. Er wußte es, das war der Pavillon. Er wußte auch, woher das Licht kam. Eine kleine italienische Lampe hing dort an silberner Kette und

verbreitete einen sanften, lockenden Schein. Marina hatte sie immer angezündet, wenn sie auf ihn wartete.

Da stand er unter dem einen Fenster des kleinen viereckigen Baues.

Er hob sich leis auf den Fußspitzen, blickte hinein und ballte wild die Faust. Dann sprang er mit einem Satz zur Treppe, über die wenigen Stufen hinauf und stand drin, vor einem bleichen, erschreckten Paar. In seinen nervigen, kräftigen Armen hielt der schöne Gärtner Kolja die reizende Anna Dimitrowna.

Ja, das wunderte Wladimir gar nicht. So hatte er es erwartet, beinahe darauf schwören können. Einen Augenblick blieben alle drei in ihren Stellungen, wie versteinert, wie ein lebendes Bild. Dann flammte es drohend in Wladimirs Augen auf, und er stieß hervor:

„Laß sie los, Bursche!"

Aber was jetzt vorging, das hatte Wladimir nicht erwartet. Mit sprühenden, lodernden Blicken preßte sich Anna an den Gärtner, dann hob sie die eine Faust in wildem Zorn gegen den Eindringling und rief befehlend:

„Pack ihn, Kolja, strafe ihn; er soll seine Frechheit büßen!"

Unter dem Druck von Annas Armen war das schöne Gesicht des jungen Riesen erblaßt. Sein Atem ging rasch, seine Augen hafteten demütig auf dem Antlitz seiner Gebieterin. Dann senkte er seinen Kopf wie ein kampfmutiger Stier, hob seine gewaltigen Arme und stürzte auf Wladimir los.

Der war einen Schritt zurückgetreten und wartete auf den Angriff, ruhig und gefaßt.

Furcht kannte er keine. Und nur diese wilde Wut Annas überraschte ihn, war ihm beängstigend. Dem Gärtner, diesen schwellenden, strotzenden Muskeln, war er bei weitem nicht gewachsen, das wußte er. Aber wie er so wartend dastand, faßte er mit scharfem, kühlem Blick den Gegner ins Auge und sagte mit verächtlichem Auflachen:

„Deshalb hab' ich dir heut das Geld geschenkt. Du bist dankbar!"

Der Gärtner stutzte, blieb stehen, und die schwimmenden Augen blickten beinahe ängstlich, die geballten, erhobenen Fäuste sanken. War's die angeerbte, durch Jahrhunderte ins Blut gepflanzte Furcht des Leibeigenen vor dem Herrn?

Wladimir nutzte den Augenblick:

„Ich brauche nur zu rufen, einen Schrei auszustoßen, und Anton Fedorowitsch eilt herbei. Das ganze Haus wird alarmiert. Sieh dich vor, Bursche. Deine Keckheit kann dir den Hals kosten!"

Dann trat er mit verschränkten Armen vor die schöne Frau hin, die in bebender Wut sich die Lippen wund biß, auf den eingeschüchterten Riesen, auf den andern, den Verhaßten blickte:

„Und nun zu Ihnen, meine Tante. Sie haben es gehört, Hilfe für mich ist schnell bei der Hand. Sie allerdings ... auch Ihnen kann es viel kosten, sehr viel. Aber ich will nicht rufen, nichts gesehen haben, schönste Frau! Ich will Sie da nicht mit diesem Burschen entdeckt haben, wenn ... wenn er sogleich verschwindet. Mach fort, Kolja!"

Anna fuhr empor. Da traf sie ein heißer, lodernder Blick des jungen Mannes, sengend wie ein Gewitterblitz. Anders, aufstachelnder als die blauen, demütigen, unterwürfigen Augen des jungen Riesen. Sie neigte das Haupt, eine tiefe Blutwelle stieg ihr ins Gesicht. Aber sie sah nicht den flehenden, verzagten Blick des Gärtners. Wo war seine Kraft, sein ungestümer Trotz geblieben? Preisgegeben von ihr, so rasch, so unvermutet, wie sie ihn genommen hatte, stand er da, verzweifelt, von der strahlenden Höhe herabgestürzt. Und als ein erneuter zorniger Blick Wladimirs ihn traf, ward er völlig der geknechtete, stumpfe Sklave. Er schlich fort, verschwand in dem Dunkel der Bäume.

Die schöne Frau sah auf Wladimir, und wieder traf sie sein durchdringender Blick. Was nun? Wie wollte er sie noch quälen?

Da trat er dicht an sie heran und faßte sie an der Schulter. Sein heißer Atem strich über ihr Gesicht.

„Sie sind sehr, sehr schön, Anna Dimitrowna! Sie glauben, ich werde jetzt taktvoll verschwinden und Ihnen den Rückzug freilassen. Nein, nein! Dort auf dem Gartenweg wartet der Herr Anton Fedorowitsch. Und er will morgen um Ihre Hand bitten. Wenn ich ihm nun erzählte ...“

Anna zuckte zusammen. Sie ward noch bleicher.

„Haben Sie keine Angst, ich werde schweigen. Sehen Sie, Sie geben mir jetzt Ihren Arm, und wir gehen zusammen durch die Dunkelheit zu ihm hin — er wartet lange genug, und ich sage ihm: ‚Teurer Anton Fedorowitsch, wir, meine Tante und ich, haben uns soeben verlobt!‘“

Also das? Anna suchte zu ergründen, mit welchen Gefühlen der junge Mann diese Worte gesprochen hatte. Sie wußte, er war launenhaft und seltsam. Und jetzt diese Idee. Aber der Ausdruck seiner Miene war ernst, und sein Blick ruhte auf ihr wie auf einer sicheren Beute.

Da warf sie ihm ins Gesicht: „Nach dem, was du hier gesehen hast, willst du mich?“

Er nickte: „Nach dem. Ich weiß nicht einmal alles. Aber bis jetzt warst du frei. Nun, liebe und verehrte Anna, werde ich, sei dessen gewiß, darüber zu wachen wissen, daß mein Haus rein bleibt. Meine Ehre gilt mir nämlich noch mehr als ein weißer Anzug! Und nun komm!“

Er ergriff ihre Hand. Anna ließ sich aus dem Pavillon hinausführen, ergeben in ihr Schicksal, in einem merkwürdigen Zustand. Wie sie diesen Menschen da noch immer haßte, hassen mußte. Und doch. Und sie stieß zwischen den weißen, blitzenden Zähnen hervor:

„Hatte ich heute bei Tisch nicht recht — du bist ein ganz gemütsroher Mensch!“

„Ja, wahrhaftig,“ lachte Wladimir. „Ist es nicht nett von mir, daß ich dir bewiesen habe, welch scharfe Menschenkennerin du bist!“

Was für Augen Anton Fedorowitsch machte! Nun, das läßt sich denken. Dieser verteufelte, verruchte Wladimir! Weggeschnappt hatte er ihm den

fetten, herrlichen Bissen. Nach Dieben zu fahnden, gab er vor und rannte zu einem verabredeten Stelldichein, wo alles hübsch abgemacht wurde. O, da war er, der gute, leichtgläubige Arachtscheff, hübsch angelaufen.

Wladimir nahm ihn unterm Arm.

„Trösten Sie sich, Anton Fedorowitsch, trösten Sie sich. Ich mußte vor Ihnen heucheln. Wir, Anna und ich — schon lang war was zwischen uns. Erst heute hat sie sich endlich bereit erklärt, mich anzunehmen. Sich selbst ist man doch schließlich am nächsten, nicht wahr, Verehrtester. Aber das Gut bekommen Sie. Wir ziehen nach Petersburg in mein Haus. Und im Sommer reisen wir. Um einen Spottpreis, geschenkt sollen Sie dieses Göttergütchen haben. Diesen Haufen Desjätinen, mit Feldern und Wäldern und Gärten und das Dorf mit den dreihundert Seelen und die Ackerleute und den schönen Gärtner Kolja. Alles, alles das kriegen Sie!“

Aus meinen „Erinnerungen“.

Von

Fr. v. Esmarch.

I. Briefwechsel über erste Hilfe im Kriege.

Es war im Herbst des Jahres 1877, zur Zeit des russisch-türkischen Krieges, als ich von dem Geheimsekretär der Frau Großfürstin Catherine von Rußland, Herzogin von Mecklenburg, ein Schreiben erhielt, worin er mir im Auftrag Ihrer Kaiserlichen Hoheit mitteilte, daß der Transport der in den Gefechten des Balkan Verwundeten nach Norden in die Lazarette mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden sei. Die schwer Verwundeten, die in kleinen Bauernwagen lägen, die nicht mit runden, sondern mit eckigen Rädern versehen seien und mühsam von Ochsen durch die sandigen Wüsten gezogen würden, litten namenlos, und viele erlägen ihren Leiden unterwegs. Er war beauftragt, mich zu fragen, ob ich nicht andre Transportmittel anzugeben wüßte, um diese Qualen zu mildern.

Ich antwortete am 17. Oktober, wie folgt:

Wiesbaden, Hotel zur Rose, sonst Kiel, den 17. 10. 77.

Geehrter Herr!

... Ich bedaure recht sehr, daß ich Ihre Frage nur sehr ungenügend beantworten kann, da ich die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze nicht aus eigner

Anschauung kenne. Sollte es möglich sein, dort eine genügende Anzahl langer dünner elastischer Latten oder Stangen, z. B. junge Tannen, Hopfenstangen oder dergleichen zu bekommen, so würden sie gewiß das beste Material abgeben, um die vorhandenen Transportmittel teils zu vergrößern, teils für die Verwundeten bequemer zu machen. Wenn z. B. zwei zweiräderige Karren hintereinander gestellt und durch zwei solche lange parallele Stangen miteinander verbunden würden, so könnte man auf diesen Stangen die Tragbahren, Matratzen, Hängematten oder Cacolets, in denen die Verwundeten hintereinander aufgelegt oder eingehängt würden, transportieren, und die Elastizität der Stangen würde die Stöße des schlechten Weges wesentlich abschwächen. Hätte man nur eine zweiräderige Karre, so müßten die beiden Stangen mit ihren dünnen Enden hinterher auf der Straße nachschleifen, und die Tragbahren müßten auf der schrägen Fläche so befestigt werden, daß ihr Kopfende vorwärts gerichtet wäre. Hätte man nur Pferde, Ochsen, Maulesel zum Transport, so könnten die beiden Stangen auch zwischen je zwei hintereinander gehenden Tieren parallel aufgehängt werden und die Tragbahren 2c. tragen. Ich erlaube mir, Sie auf ein paar Schriften aufmerksam zu machen, in denen Sie mehr über die Improvisierung von Transportmitteln für Verwundete finden werden. Die eine ist das neueste Heft der von dem Surgeon-General der Vereinigten Staaten in Washington veröffentlichten militärärztlichen Schriften, betitelt: On transport of wounded soldiers, by Otis, und wird jedenfalls auf der Universitätsbibliothek in Berlin oder Rostock zu haben sein; es ist mit vielen guten Holzschnitten ausgestattet. Das zweite ist eine kleine Schrift von Dr. Smith in Christiania über Transportmittel für Verwundete, in norwegischer und französischer Sprache erschienen und mit vielen guten Holzschnitten versehen, worin namentlich die Anfertigung von Tragbahren aus Baumästen und die Verwendung der letzteren als Federn gezeigt wird. Die Schrift ist auf meine Veranlassung ins Deutsche übersetzt und im Laufe des Sommers in der von Dr. Wittelshöfer redigierten „Wiener medizinischen Wochenschrift" abgedruckt worden. Außerdem mache ich aber noch auf die ausgezeichnete Schrift von Professor Longmoore in Netley: On the transport of wounded aufmerksam, die den Gegenstand sehr eingehend behandelt hat, aber schon vor mehreren Jahren in London erschienen ist. Es würde mich sehr freuen, wenn ich durch diese Andeutungen auch nur ein weniges beitragen könnte, das Los der unglücklichen Verwundeten zu erleichtern.

II. Zur Erfindung des Samaritertragbandes.

Als im März des Jahres 1881 die Zeitungen die Schreckensnachricht brachten, daß Seine Majestät der Kaiser Alexander II. von Rußland das Opfer eines entsetzlichen Attentats geworden sei, konnte man aus der Schilderung der durch die Sprengbombe erlittenen Verletzungen entnehmen, daß der Tod des Kaisers durch Verblutung aus den zerrissenen Pulsadern der beiden zerschmetterten Beine erfolgt war, zu deren Stillung nicht gleich die richtigen Maßregeln ge-

troffen worden waren. So beantwortete Dr. Dworjaschin in der „St. Petersburger Zeitung“ die Frage: Waren die Wunden des Kaisers absolut tödlich? wie folgt: Der Umstand, daß im linken Auge Zuckungen nach oben und außen auch bei ganz deutlichen Lebenszeichen, wie z. B. bei Empfang des heiligen Abendmahles, sich bemerkbar machten, wies darauf hin, daß eine Hirnerschütterung vorlag. Alle übrigen Verletzungen Seiner Majestät waren nicht absolut tödlich.

Daß beide Knochen der Unterschenkel zerschmettert waren, hätte nach vorgenommener Amputation noch keine absolute Todesgefahr gebildet, wenn der Blutverlust nicht ein so enormer gewesen wäre.

Wäre ein sachkundiger Mann in der Nähe gewesen, und hätte die Umgebung Seiner Majestät nicht den Kopf verloren, wäre eine Komprimierung der Arterien oder eine feste Einschnürung der Schenkel vorgenommen worden, so wäre der Kaiser gerettet gewesen.

Die englische medizinische Zeitung „Lancet“ schrieb: Die unmittelbare Todesursache war Verblutung. Dies ist eine höchst bedauernswerte Phase des Falls. Sobald ärztliche Hilfe beschafft war, wurden ohne Zweifel solche Maßnahmen ergriffen, die geeignet waren, um den Blutfluß aufzuhalten, aber es verstrich lange Zeit, ehe diese Hilfe geleistet wurde. Es scheinen keine Aerzte zur Hand gewesen zu sein, was in Anbetracht der beständigen Gefahr, der der Kaiser ausgesetzt war, ein völlig unerklärlicher Umstand ist, und niemand aus der Umgebung Seiner Majestät scheint mit den gewöhnlichen Maßregeln zur temporären Hemmung des Blutflusses vertraut gewesen zu sein.

Da in den verschiedensten Zeitungen sehr widersprechende Nachrichten über dies traurige Ereignis erschienen, so richtete ich folgendes Schreiben an Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Großfürstin Catharine von Rußland, Herzogin von Mecklenburg, mit der ich schon früher über Hilfe im Kriege Briefe gewechselt hatte:

Aachen, Kaiserbad, den 23. März 1881.

Kaiserliche Hoheit!

Allergnädigste Großfürstin und Frau!

Seit dem furchtbaren Ereignis, das Seiner Majestät, dem hochseligen Kaiser Alexander II. das Leben kostete und das auch bei uns alle Herzen mit Entsetzen und teilnahmsvoller Trauer erfüllte, haben mich unablässig Gedanken beschäftigt, die Eurer Kaiserlichen Hoheit vorzutragen ich wagen zu dürfen glaube, weil Eure Kaiserliche Hoheit der Hilfe für im Kriege Verwundete stets ein so hohes und verständnisvolles Interesse geschenkt und auch mich zu wiederholten Malen mit Fragen über diesen Gegenstand zu beehren geruht haben.

Diese Gedanken dränge ich zusammen in die Frage: Weshalb mußte der Kaiser an den erhaltenen Verletzungen sterben?

Wenn die Zeitungsberichte, die ich gelesen, wahr sind, so kann der Tod nicht infolge der Verletzung wichtiger innerer Organe, sondern nur infolge von

Verblutung aus den schrecklichen Wunden der zerschmetterten Unterschenkel eingetreten sein.

Aus diesen soll das Blut während des Transportes und auch nach der Ankunft im Palast beständig hervorgeströmt sein, und erst hier sollen die mittlerweile herbeigeeilten Aerzte versucht haben, durch Umschnürung mit Kautschukbinden den Strom desselben zu hemmen. Leider war es nun zu spät; es gelang nur noch, durch elastische Einwicklung der Arme so viel Blut zum Gehirn zu drängen, daß auf einige Augenblicke das Bewußtsein zurückkehrte.

Daß andre tödliche Verletzungen nicht vorhanden gewesen, dafür spricht auch der Umstand, daß die Aerzte sowohl die Amputation, als auch die Transfusion vorzunehmen beabsichtigten, obwohl es leider für beide Operationen jetzt zu spät war.

Wäre also unmittelbar nach der Verletzung ein Arzt oder auch nur einer der „ersten Hilfe“ Kundiger zur Stelle gewesen, der sofort die Kleider aufgeschnitten und beide Oberschenkel oberhalb der Kniee mit Kautschukbinden oder Schläuchen umschnürt hätte, so wäre vermutlich die Amputation noch möglich und des Kaisers teures Leben vielleicht noch zu retten gewesen. Zum wenigsten wäre das Bewußtsein auf längere Zeit zurückgekehrt, was doch für den Kaiser, wie für hochdessen Familie von unendlichem Werte gewesen wäre. Da dieses aber nicht geschehen, so drängen sich mir notwendigerweise die weiteren Fragen auf: Wie kam es, daß bei diesem furchtbaren Ereignis die richtige Hilfe nicht sogleich zur Hand war? Wie kam es, daß der Kaiser, dessen Leben so oft schon ruchlose Mörderhände bedroht hatten, nicht auf jedem seiner Wege begleitet war von einem tüchtigen, mit allen Hilfsmitteln versehenen Chirurgen oder wenigstens von einem geschickten Diener, der darauf eingeübt war, bei plötzlichen Unglücksfällen die erste Hilfe zu leisten und die dazu nötigen Apparate bei sich trug?

Eurer Kaiserlichen Hoheit brauche ich nicht zu versichern, daß ich eine Beantwortung dieser Fragen nicht erwarte. Ich habe mir nur die Freiheit nehmen wollen, Eurer Kaiserlichen Hoheit Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, der mich seit jenem entsetzlichen Tage stets beschäftigt hat und der auch für die Zukunft der eingehendsten Erwägung wert sein dürfte, da ja vielleicht Seiner Majestät dem jetzigen Kaiser ähnliche Gefahren drohen, wie seinem hochseligen Vater.

Oft schon habe ich die Erfahrung gemacht', daß tapfere Offiziere eine gewisse Abneigung zeigen, für ihre Person im voraus Maßregeln zu ergreifen gegen eine sie vielleicht treffende Verwundung.

Sollte dies auch bei Seiner Majestät, dem Kaiser, der Fall sein, so dürfte es für Eure Kaiserliche Hoheit eine dankenswerte Aufgabe sein, die erste Hilfe in der Umgebung des Kaisers organisieren zu lassen, auch ohne Seine Majestät höchstselbst damit zu behelligen.

Für diesen Fall wage ich noch, meine unmaßgeblichen Vorschläge für die zu treffenden Einrichtungen hinzuzufügen.

Sie gehen dahin, daß Seine Majestät der Kaiser niemals seinen Palast verlasse, ohne begleitet zu sein von einem tüchtigen Chirurgen, der mit allen für die erste Hilfe notwendigen Apparaten versehen wäre. Zwei gute Kautschukbinden, ein Kautschukschlauch und zwei antiseptische Verbände, wie ich sie für das Schlachtfeld angegeben, dürften für alle Fälle genügen und würden nur einen geringen Raum einnehmen, wenn sie kompendiös verpackt würden. Blutstillende Mittel, sogenannte Styptika mitzunehmen, würde ich entschieden widerraten, weil sie meist viel mehr Schaden als Nutzen stiften.

Da nun aber der Chirurg zugleich mit dem Kaiser verwundet und somit außer stand gesetzt werden könnte, die erste Hilfe zu leisten, so müßten außerdem die Seine Majestät begleitenden Diener, Lakaien, Kutscher und Leibwachen jeder eine elastische Binde und ein antiseptisches Verbandpäckchen bei sich tragen und darauf eingeübt sein, die erste Hilfe leisten zu können.

Daß dies letztere sich erreichen läßt, zeigt das Beispiel der englischen Johanniter, die sämtliche Polizeimänner Londons, zahlreiche Eisenbahnschaffner und andre Leute aus den untern Schichten der Gesellschaft für die erste Hilfe abgerichtet haben.

Sollten Eure Kaiserliche Hoheit weitere Ausführungen wünschen, so würden Hochdero Befehle mich in den nächsten Wochen noch hier in Aachen treffen ꝛc.

An
Ihre Kaiserliche Hoheit
die Frau Großfürstin Catherine Michailowna,
verwitwete Herzogin Georg von Mecklenburg-Strelitz
St. Petersburg.

*

St. Petersburg, den 31. März 1881.

Geehrter Herr Professor!

Ein Unwohlsein hat mich verhindert, Ihren inhaltsreichen Brief und in mancher Hinsicht so praktische und erfahrene Andeutungen zu beantworten. Das schreckliche Unglück, das ganz Rußland und unsre Familie in so tiefe Trauer gesetzt, war zu erschütternd und ergreifend, um dem Schmerz das passende Wort zu verleihen. Der Kaiser hatte uns in unserm Palais eben verlassen, als er fünf Minuten später als Opfer eines furchtbaren Komplotts fiel und mit zerschmetterten Füßen und Beinen nach dem Winterpalais besinnungslos zurückgebracht wurde. Nach der Explosion soll der Kaiser einige Worte gesprochen und verlangt haben, rascher nach Hause gebracht zu werden, obgleich einer der herbeigeeilten Offiziere den Vorschlag gemacht, ihn zuerst in ein benachbartes Haus zu tragen. Diese Fahrt beschleunigte die Blutung, die Kräfte nahmen ab, und es konnte nicht mehr an Amputation oder Transfusion des Blutes gedacht werden. Alle Versuche, ihn wieder zur Besinnung zu bringen, seine Kräfte zu heben, scheiterten, sein Puls wurde immer schwächer, und wir hörten keinen Laut mehr. Die Erschütterung des Gehirns sei bedeutend gewesen, sonst die Organe

gesund. Den Märtyrertod hat er gelitten. Die Opportunität, den Kaiser aus diesem Gewühl zu entfernen, war zu mächtig nach den beiden Explosionen, um Zeit zu verlieren, und daraus erklärt sich, daß die Aerzte sich nicht gleich auf dem Platz einfanden. Einem erfahrenen Chirurgen hätte der Kaiser bei gewöhnlichen Fahrten nie gestattet, ihn immer zu begleiten, auf weiteren Fahrten fehlte er nie. Ihrem Rate folgend, habe ich nicht verfehlt, einige damit betrauten Persönlichkeiten und den Arzt des Kaisers auf die von Ihnen empfohlenen Vorsichtsmaßregeln aufmerksam zu machen und die Vorbereitung der Pakete im Roten Kreuz zu veranlassen, was wahrscheinlich nächstens in Angriff genommen werden wird. Wie anerkennenswert ist die in Englaud der Polizei und den Eisenbahnwächtern zugewendete Unterstützung von seiten der Johanniter, ich hoffe, sie wird auch bei uns Anklang finden. Zu den von Ihnen empfohlenen Hilfsmitteln würde auch ein Transportmittel für die Verwundeten erwünscht sein, das leicht zu handhaben und wenig Platz einnähme. Empfangen Sie, Herr Professor, den Ausdruck meines herzlichsten Dankes für Ihre mitfühlende Fürsorge in diesem Augenblick der tiefen Prüfung und der allgemeinen Trauer Rußlands. Möge Ihre Gesundheit sich bald der erwünschten Besserung erfreuen und Ihre Thätigkeit Ihrem so humanen Beruf wieder geschenkt werden.

Catherine Großfürstin von Rußland,
Herzogin von Mecklenburg.

Infolge dieses Briefwechsels kam mir die Idee, daß sich ein notwendiges, allgemein gebrauchtes Kleidungsstück gar leicht würde so einrichten lassen, daß man damit die Blutungen, die bei schweren Verletzungen großer Pulsadern das Leben bedrohen, bis zur Ankunft eines Arztes würde beherrschen können.

Ich hatte schon seit mehr als zehn Jahren einen elastischen (Gummi-) Kautschukschlauch dazu gebraucht, um bei Amputationen den Blutverlust zu verhüten und im Jahre 1873 eine Methode veröffentlicht, die es möglich machte, jeden Blutverlust bei größeren Operationen an Armen und Beinen zu verhindern.

Für diesen Zweck verwendete ich Kautschukbinden, und es lag nahe, die Tragbänder, die zum Tragen der Beinkleider gebraucht werden, so einzurichten, daß sie auch zur Stillung von Blutungen zu verwenden wären. Sie müßten zu dem Zwecke aus einem möglichst langen elastischen Kautschukgurt gemacht werden.

Ich wendete mich deshalb an die berühmte Rheinische Gummiwarenfabrik, Franz Clouth in Köln-Nippes, und nach wiederholten Beratungen mit dem Herrn Clouth brachten wir einen Träger zu stande, der ebenso zweckmäßig und bequem als Kleidungsstück als leicht in einen langen, zur Blutstillung geeigneten Gurt zu verwandeln ist. Ich schrieb dazu eine Gebrauchsanweisung, die ich Herrn Clouth jedem Exemplar beizulegen erlaubte, wenn er es für den geringen Preis von 2 Mark 20 Pfennig verkaufen und dem Deutschen

Samariterverein in Kiel für jedes verkaufte Exemplar 10 Pfennig abgeben wolle. Man riet mir damals auch, auf diese Erfindung ein Patent zu nehmen, ich lehnte es aber ab, weil es mir für einen Arzt nicht anständig erschien, Geld zu gewinnen durch Verteuerung eines Apparates, der für humanitäre Zwecke bestimmt ist. Der Apparat ist deswegen dann auch leider von zahllosen Fabriken zum Teil wenig brauchbar nachgemacht und, wenn auch ohne meine Anweisung, mehr oder weniger billig verkauft worden. Daß aber die Clouthsche Firma trotzdem noch großen Absatz für ihr Fabrikat gefunden hat, geht daraus hervor, daß Herr Clouth dem Deutschen Samariterverein in Kiel seit 1881 als Abgabe mehr als 29000 Mark gezahlt hat.

Es sind nun mit diesen Hosenträgern in zahllosen Fällen mehr oder weniger zweckmäßige Hilfen geleistet, in vielen Fällen ganz sicher Menschenleben gerettet worden. Dem Deutschen Samariterverein in Kiel werden davon nur spärlich Mitteilungen gemacht, die dann auch in den Berichten veröffentlicht werden. Es dürfte nicht unzweckmäßig sein, wenn solche Fälle einmal zusammen mit Fällen, in denen der Tod erfolgte, weil keine Hilfe oder unzweckmäßige Hilfe geleistet wurde, veröffentlicht würden.

Nachdem ich im Februar des Jahres 1882 meine Vorlesungen über die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen gehalten und im März den Deutschen Samariterverein in Kiel gestiftet hatte, schrieb ich im April wieder an die Frau Großfürstin folgenden Brief:

Kiel, den 3. April 1882.

Eure Kaiserliche Hoheit

bitte ich unterthänigst, den beifolgenden „Leitfaden" für die von mir ins Leben gerufenen „Samariterschulen" gnädigst entgegennehmen zu wollen.

Eure Kaiserliche Hoheit werden bei gnädiger Durchsicht des Büchleins mehrfache Anklänge an Korrespondenzen finden, die Eure Kaiserliche Hoheit früher mit mir zu wechseln die Gnade hatten, und ich darf wohl hervorheben, daß vorzugsweise das so traurige Ende des allerhöchstseligen Kaisers meinen Entschluß gereift hat, diese Schulen für die Kenntnis der ersten Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen ins Leben zu rufen.

Ebenso gab jenes schreckliche Ereignis mir die Anregung zu dem Vortrage über die Behandlung der Blutungen im Kriege, von dem ich einen Abdruck beizulegen mir erlaubt habe.

Leider hat der Fabrikant der von mir angegebenen Tourniquettragbänder mir diese noch immer nicht in der Vollkommenheit geliefert, daß ich mir erlauben dürfte, Eurer Kaiserlichen Hoheit ein Exemplar davon zu überreichen.

Wie ich zu meiner Freude höre, hat auch in St. Petersburg Professor Reyher einen Unterrichtskursus für die erste Hilfe eingerichtet, und hoffe und wünsche ich, daß auch dort das Werk mit den besten Erfolgen gekrönt sein möge. Ich darf Eurer Kaiserlichen Hoheit wohl die Versicherung geben, daß ich stets bereit sein werde, ihm von hier aus so förderlich zu sein, als ich es vermag.

In der bevorstehenden Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens in Berlin werde ich das von mir zusammengestellte, für den Unterricht in der Samariterschule notwendige Material zur Anschauung zu bringen suchen.

Ihrer Kaiserlichen Hoheit
der Frau Großfürstin Catherine von Rußland,
Herzogin von Mecklenburg
St. Petersburg.

*

St. Petersburg, den 16. April 1882.

Geehrter Herr Professor!

Ihr Brief und der ihn begleitende „Leitfaden“ für die von Ihnen ins Leben gerufene „Samariterschule“ bezeichnet einen neuen Moment der Entwicklung der Thätigkeit der Gesellschaft des Roten Kreuzes, den ich mit dem innigsten Interesse und vielen Segenswünschen bewillkommne. Diese ebenso humane als nützliche Einrichtung, die, populär gehalten, so verschiedene Zweige der Gesellschaft zur gegenseitigen Hilfe heranzieht, wird sich hoffentlich eines weit verbreitenden Beifalls erfreuen und den Pflichttreuen und den Familien, deren Kinder Gefahren entgegengehen und dem Vaterlande dienen, den Trost einer liebevollen Fürsorge sichern. Möchten die schweren Prüfungen, die die Ereignisse der letzten Jahre mit sich gebracht haben, und der tiefe Schmerz, den sie hervorgerufen, eine Quelle neuer Liebe, ausgedehnterer Thätigkeit, neuer Kraftentwicklung und Anstrengungen werden! — Mit wahrer Genugthuung erfahre ich von Professor Reyher, daß sein Unterrichtskursus für die erste Hilfe im Gange ist und von seinen Lehrlingen gut aufgefaßt wird, obgleich diese auf einem niedrigen Standpunkt der Bildung stehen. Alle Mitteilungen, die ich Ihnen verdanke, erwecken immer mehr den Wunsch in mir, das für den Unterricht in der Samariterschule notwendige Material und die auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens neuen Erfindungen zu besitzen. An wen könnte ich mich wenden, um diese Bestellung zu besorgen.

Empfangen Sie, verehrter Herr Professor, meinen herzlichsten Dank mit der Hoffnung, Ihnen in Deutschland oder in Rußland wieder zu begegnen.

Catherine, Großfürstin von Rußland,
Herzogin von Mecklenburg.

*

Kiel, den 9. Mai 1882.

Eurer Kaiserlichen Hoheit

erlaube ich mir, heute eine Kiste mit sämtlichem für den Unterricht in einer Samariterschule notwendigen Material zu übersenden. Außer den sechs Wandtafeln, die am besten auf Leinwand gezogen werden, befindet sich darin auch der von mir angegebene Tourniquet-Hosenträger, zu dessen Erfindung das so traurige Ende des höchstseligen Kaisers mir die Veranlassung gab. Ich halte

es für zweckmäßig, daß die Samariterschüler an die Verwendung des Tourniquets in dieser Form gewöhnt werden, weil ich hoffe, daß diese Träger mit der Zeit allgemein in Gebrauch kommen werden.

An
Ihre Kaiserliche Hoheit
die Frau Großfürstin Catherine von Rußland,
Herzogin von Mecklenburg
St. Petersburg.

*

Telegramm. St. Petersburg, den 19. Mai 1882.

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die von Ihnen erhaltene Kiste mit dem notwendigen Material für den Unterricht einer Samariterschule, Tourniquets ꝛc. Möge die Ausführung dem edlen Ziele entsprechend ausfallen.

Herrn Geheimen Medizinalrat
Professor Esmarch
Kiel.

Großfürstin Catherine.

Liebesthätigkeit der Frauen in Südafrika während des Krieges.

Von

Lady Hely Hutchinson (Kapstadt).[1])

Die Erinnerung an einige glückliche Jahre meiner Kindheit, die ich in Deutschland verbracht habe, das Andenken an gütige Freunde und, in späteren Jahren, eine sehr aufrichtige Zuneigung und Hochachtung für die „deutschen Mütter" in ihren gastfreien Wohnungen, machen es mir zu einem ganz besonderen Vergnügen, dem Gesuch nachzukommen, den Frauen des „deutschen Vaterlandes" einen Bericht über die Arbeit und die Unternehmungen ihrer englischen und kolonialen Schwestern in Südafrika zu erstatten.

Ein so vielseitiges Thema kann in einem Zeitschriftenartikel nicht völlig erschöpft werden. Ich muß mich daher wohl darauf beschränken, die jeweiligen Unternehmungen zu beschreiben, die mittelbar oder unmittelbar die Bürde erleichtert, die Schmerzen gelindert und die Gemüter der Männer erheitert haben, die während der zwei letzten Jahre so tapfer und ohne Murren für eine große Sache gekämpft haben. Uebrigens will ich die dauernd vorhandenen philanthropischen Einrichtungen und ihre Wirksamkeit nur beiläufig berühren.

Während ich den Vorteil genoß, von einer günstigen Stellung aus die unermüdlichen Frauen, deren Arbeit so wenig dem Publikum bekannt ist, beobachten

[1]) Anm. der Red. Die Gemahlin des Gouverneurs von Kapstadt hatte die Güte, auf unsre Anregung vorstehenden Artikel abzufassen.

und ihnen zuweilen behilflich sein zu können, bin ich oft im Geist in die Zeit zurückversetzt worden, da vor dreißig Jahren die Herzen der englischen Frauen in warmer Sympathie für die Leiden ihrer Nachbarn jenseits des Kanals schlugen; ich meine die Zeit des deutsch-französischen Krieges.

Obwohl eine lange Reihe von Jahren wie im Nebel gehüllt dazwischen liegt, hat sie die Erinnerung an eine mir lebhaft vor Augen stehende Scene aus jener Zeit aus meinem Gedächtnis nicht verwischen können. Deutlich sehe ich vor mir ein Zimmer, in dem sie eifrig schaffen, wo sie sich beraten, sinnen, nähen und Anordnungen zum Besten ihrer leidenden Mitmenschen treffen, während sie von zwei kleinen goldhaarigen Zwillingsschwestern, deren erstaunte Augen verständnislos auf den betrübten Gesichtern der Arbeiterinnen ruhen, aufmerksam beobachtet und sichtlich gestört werden. Wir grübelten über die Ursache der Schatten auf den Gesichtern derer nach, die den Sonnenschein und Sturm unsrer Kinderwelt bildeten, und konnten uns nicht vorstellen, daß es der Widerschein einer Wolke war, die über den Häuptern von Müttern, Frauen und Schwestern hing, die trauernd und angstvoll dem Gang des Krieges folgten und um das Leben ihrer Lieben auf dem Schlachtfeld, das unserm kindlichen Gesichtskreis weit entfernt war, bangten. Wir nahmen vielleicht sogar den Erwachsenen ihren Trübsinn übel. War es uns doch erlaubt, die Flanellbandagen aufzurollen und Bänder und Knöpfe anzunähen, und warum konnten denn auch nicht die andern durch das erheitert werden, was unsre Herzen mit Freude erfüllte? Wir wußten nichts von Traurigkeit, es war alles so interessant und neu für uns, und der Krieg nur ein Schall in unsern Kindesohren. Kummer und Schmerz, die wir nicht verstanden, konnten unsre Herzen nicht bedrücken wie die der Frauen, deren schmerzliche Erinnerungen immer wieder aufgefrischt wurden, während sie da stillschweigend saßen und nähten. Die Erinnerung vielleicht an den Aufstand in Indien und sogar auch an dem Krimkrieg und was sie durch sie erlitten hatten, erweckte in den Betreffenden inniges Mitleid für andrer Schmerz und erzeugte in ihren Herzen den Wunsch, Hilfe zu leisten und die Leiden zu lindern.

Die Kinder aus jener fernen Zeit haben nun selbst schon herangewachsene Söhne und blühende, junge Töchter, aber das Liebeswerk, das von den englischen Frauen der früheren Generation für die deutschen und französischen Soldaten in jeder Stadt Englands gethan wurde, ist bis zum heutigen Tage ebenso frisch in meinem Gedächtnis, wie die guten Werke, die ich die Kinder der Nation mit gebeugtem Haupt und thränengefüllten Augen im vorigen Jahr, ehe ich England verließ, vollbringen sah.

Es ist eine lange Spanne Zeit von 1870 bis 1902, und eine große Strecke liegt zwischen England und Südafrika, aber obwohl Zeiten, Orte, Gesichter und Verhältnisse in hohem Grade Veränderungen erfahren haben, so haben doch die Entfernung und der Wechsel in der Hauptsache keine Enttäuschung verursacht. Die Herzen sind augenblicklich ebenso zartfühlend, uneigennützig und tapfer wie damals, erfüllt von bedauerndem Mitleid für die Frauen und von Bewunderung für die Tapferkeit der Männer.

In jenen Tagen, da zum erstenmal Krieg in den Bereich meines Gesichtskreises kam, trauerten und sympathisierten wir mit den Trauernden andrer Nationen, und jetzt sind unsre Häupter gebeugt in Kummer und Sorge um die, die unsern Herzen am nächsten und liebsten sind.

Nicht weit von Kapstadt, zwei englische Meilen von einer kleinen Station an der Haupteisenbahnlinie, wohnen zwei alte unverheiratete Damen, die weder reich noch rüstig sind. Diese aufopfernden Frauen ließen aber, solange der Krieg wütete, keinen Tag vorübergehen, an dem sie nicht die zwei Meilen von ihrem Hause zur Station mühsam wanderten, um die Soldaten auf ihrem Wege nach dem Norden zu treffen und sie mit einem guten, kräftigen und erquickenden Thee zu versorgen. Weder Regen noch Wind, weder Hitze noch Kälte schreckte sie zurück. Wenn ich die beiden Damen auf ihrem täglichen Gange in Gedanken begleite, ist es mir, als ob ich das beständige Knarren des schwerfälligen Ochsenwagens hörte, wenn er sich plötzlich in eine verborgene Gosse neigt und dabei eine Wolke roten feinen Sandes, die die Wanderer bedeckt, aufwühlt. Die heiße Sonne strahlt auf sie nieder, und der Wind, der mit ungebrochener Gewalt über das baumlose „Veldt“ dahinfegt, macht ihnen das Vorwärtskommen beschwerlich, aber endlich haben sie die Station erreicht, und es geht nun frisch an die Arbeit, der Tisch wird gedeckt, das Wasser für den Thee gekocht, und das appetitliche kleine Mahl ist fertig, wenn der Zug mit den durstigen Männern in die Station saust.

Die alten Damen würden sich wahrscheinlich verletzt fühlen, wenn ihnen öffentlich Dank ausgedrückt oder sonst irgend eine Anerkennung zu teil würde als Belohnung für das, was sie als ihre Pflicht ansahen.

In Kapstadt selbst hatten sich während 18 Monaten eine Anzahl besorgter Frauen unter der Leitung einer fähigen und energischen Dame, deren Sohn im Kriege war, zusammengethan und machten jeden Tag Hunderte von Paketen mit Liebesgaben für Tommy fertig. Diese kleineren Pakete mit Seife, Schuhbändern u. s. w. wurden in die größeren Pakete, die sogenannten „Komforts“ oder Liebesgaben, die Flanellhemden, wollene Socken und Badetücher für jeden Soldaten enthielten, eingerollt. Ihre mühsame Arbeit wurde von keinem Glanz beleuchtet, das Zimmer war dunkel, unruhig und staubig, empfing das Licht von oben und war mit langen hölzernen Tischen und Bänken möbliert. Wenn man auch zwischen zehn und vier Uhr hineinkommen mochte, immer war die Arbeit in vollem Gange.

Es ist unnötig, bei der Arbeit, die von den Krankenpflegerinnen in den Hospitälern der Hauptoperationslinie gethan wurde, zu verweilen. Es würde nur einen unzulänglichen Begriff von ihrem treuen Dienst geben, wenn ich sagte, daß sie Tag und Nacht freudig ihrer Pflicht nachkamen. Ich meine die ausgebildeten, eingeschriebenen Krankenpflegerinnen, die von der Armee angeworben sind und einen Teil davon bilden. Diese barmherzigen Schwestern haben außer in den Krankenhäusern auch Großes in den Hospitalzügen geleistet und wurden nach Verdienst und Reihenfolge zu den Hospitälern an der Eisenbahnlinie und

den Feldlazaretten geschickt. Die schwierigste Aufgabe jedoch war ihnen in den Konzentrationslagern gestellt, da diese wenigstens im Anfang sehr undankbar war. Da jedoch nun die uneigennützigen, unparteiischen und bedachtsamen Bemühungen der weiblichen Kommissionäre jedermann davon überzeugt haben, daß die Absichten der Regierung durchaus menschenfreundlich und unparteiisch sind, macht sich unzweifelhaft eine allgemeinere Anerkennung der Arbeit bemerkbar, einer Arbeit, zu deren erfolgreicher Ausführung die Kommission und auch die Vorsteherinnen der Lager viel Selbstentsagung und Takt nötig hatten. Ihnen allen gebührt hohe Ehre und Anerkennung.

Als Beispiele von stillem, bescheidenem und gewöhnlich nicht anerkanntem Verdienst will ich die Thaten derer verzeichnen, die freiwillig Zeit, geistige Kraft und Geld dahingegeben haben, um die regelmäßige offizielle Arbeit der verschiedenen administrativen Behörden der Armee zu ergänzen.

Bevor ich ihre Dienste aufzähle, betone ich mit Nachdruck den Unterschied zwischen diesen stillen Arbeitern, deren bescheidene Zurückhaltung sie der öffentlichen Anerkennung beraubt und selbst ihre Namen der öffentlichen Kenntnis entzogen hat, und zwischen Frauen, die, den Päonien gleich, sich aufblähten und ihr Wohlgefallen an Schaustellung und Aufregung auf den Schauplatz der Leiden und des Todes trugen.

„Non ragioniam di lor, ma guarda e passa.“

Wir wollen nicht an diese Frauen denken und können nur hoffen, daß die Folgen ihrer übelangebrachten Energie bald von der Scene ihrer herzlosen Thaten verschwinden werden. Ihre bescheidenen Schwestern, den Veilchen gleich unter den Blättern ihrer guten Werke versteckt, werden die Anmut und Frische ihrer zurückhaltenden Naturen rein erhalten, wenn die Blumenkelche dieser flatterhaften Damen in der Sonne der Selbstsucht längst entblättert sein werden.

*

Die Gesellschaft des Roten Kreuzes mit ihrem Zweigverein, der „Good Hope Society“, zählte zu ihren Mitgliedern fast ausschließlich Freiwillige. Das Hauptquartier der Gesellschaft in Kapstadt, das nahe bei der Kathedrale am Ende der Addeleystraße lag, enthielt Vorräte aller denkbaren Bedürfnisse, alles zur Krankenpflege Nötige und auch Kleidungsstücke, die von bereitwilligen Händen für den Transport zu den verschiedenen Hospitaldepots an der Eisenbahnlinie in Kisten verpackt wurden.

Als Ergänzung dieses Unternehmens wurden „Tommys Welcomes“ (des Soldaten Bewillkommnung) eingerichtet, die ebenfalls gänzlich von freiwilligen Händen ausgerüstet und bedient wurden. Die zahlreichen Einrichtungen auf militärischer wie auf Zivilseite würde eine zu lange Liste ergeben, wenn man sie hier alle verzeichnen wollte.

Ferner steht noch ein andres Bild lebhaft vor unsern Augen. In seinem Mittelpunkt sehen wir einen großen Pavillon, umgeben von mehreren kleineren, die gleichsam die Vorstadt des Militärlagers und des Hospitals bilden und von

diesen allen leicht zu unterscheiden durch die ungeheuer große schwarze Schrift auf den Segeltuchdächern sind. In dem „Soldiers Home“ (Soldatenheim) findet der Soldat alle Annehmlichkeiten einer Häuslichkeit, so weit sie in den Bereich einer Armee im Felde gebracht werden können. Die funkelnden Strahlen der afrikanischen Sonne scheinen auf die blendend weißen Zelte und glänzen auf dem braungebrannten Grase des „Veldt“. So weit das Auge reicht, ist kein Schatten; kein Baum, kein Strauch ist zu sehen. Die an Ordnung und Disciplin gewöhnten Männer lassen es sich angelegen sein, auch den Umgebungen des Lagers ein wohlgeordnetes und freundliches Aussehen zu geben. Die zierlichen Beete wie die Pfade, die zu den Thüren der Erfrischungs-, Schreibe- und Leseräume führen, sind mit weißgetünchten Steinen eingefaßt, was ihnen ein nettes und wohlgepflegtes Aussehen giebt.

Die Frauen der Mission erwarten, jede mit einem mit Schreibpapier, Bleifedern, Bibeln und Gebetbüchern gefüllten schwarzen Beutel ausgerüstet, die Ambulanzzüge und besuchen die Hospitäler in den Lagern. Sie laden die Mitglieder an Sonntagen wie auch an Wochentagen zu den Gottesdiensten ein und gehen aus und ein unter den Tausenden, die entweder mit der Eisenbahn oder mit Wagen nach Norden zum aktiven Dienst gehen, und nur einmal, so erzählte mir eine Arbeiterin, hat sie einen Fluch gehört. Schon allein die Nähe einer Frau, die sich um ihr Wohl bemüht, genügt, um die ganze Ritterlichkeit und Selbstbeherrschung der Männer zu erwecken, auf die wir mit Recht so stolz sind.

Man darf nicht etwa glauben, daß den Frauen, die diese zahlreichen neuen Sorgen auf sich nahmen, ihre Pflichten und Sorgen für den eignen Haushalt indessen von den Schultern genommen worden wären. Im Gegenteil, niemals war die Verantwortlichkeit für Haus und Kinder so schwierig als während der verflossenen zwei Jahre. Schulen wurden aufgelöst, Lehrer gaben ihre Stellen auf, Dienstboten waren unzuverlässig und unstet und Nahrungsmittel sehr kostspielig und zuweilen spärlich. Aber trotz aller dieser Schwierigkeiten ist nicht das mindeste, das den Weg unsrer Soldaten erleichtern konnte, vergessen oder vernachlässigt worden. Die Mütter, Frauen und Töchter Südafrikas haben sich, unterstützt von ihren Schwestern vom Mutterlande, Tag und Nacht abgemüht.

Trotzdem die Dienste der Philanthropen während des Krieges vom Militär so sehr in Anspruch genommen wurden, so sind doch die bürgerlichen Pflichten darüber nicht vernachlässigt worden. Wohlthätigkeitsgesellschaften, Krippenanstalten, Nähvereine, Krankenhäuser, Heime für Genesende, Institute für Krankenpflegerinnen, alle Zweige der menschenfreundlichen Wirksamkeit der verschiedenen religiösen Bekenntnisse und andre Unternehmungen, die zu zahlreich sind, um sie sämtlich zu erwähnen, sie haben alle ihre standhaften Arbeiter gehabt, die, ohne sich durch die Unruhe des Krieges stören zu lassen, in ihren Werken der Barmherzigkeit unermüdlich fortfuhren.

Der Zustand des Landes hat die weiblichen Auswanderer nicht gehemmt,

und mehr als je zuvor war es nun nötig, die Mädchen, die herausgekommen waren, um in der Kapkolonie ihren Lebensunterhalt zu erwerben, hier zu empfangen und für sie Sorge zu tragen. Die Auswanderer mußten vom Schiff abgeholt und in Häusern untergebracht und versorgt werden, bis sich Beschäftigung für sie fand.

Eine große Zahl von besonders unerwünschten Gestalten überschwemmte die Stadt, erschöpfte die Hilfsquellen der Heilsarmee und auch die andrer, die im Dienste des Rettungswerkes stehen.

Ich habe den unermüdlichen Kampf gegen Verbrechen und Krankheit in viel besuchten Orten unter Schwierigkeiten gesehen, die nicht zu schildern sind; erniedrigende Wanderungen zu dunkeln und steinigen Orten, wo nur die Gnade Gottes das Herz des Arbeiters aufrecht erhalten konnte.

Alle die vor uns verborgenen Kämpfe im Schoß der Nation werden im Laufe der Zeit ein Geschlecht hervorbringen, dessen feuriger und gesunder Patriotismus und ehrerbietige Hochachtung für die Frauen die ewige Krone derer bilden werden, denen auf Erden keine Lorbeeren zu Füßen gelegt worden sind.

Die Welt beobachtet den Kampf, lauscht dem Donner der Kanonen, zählt die im Kriege Gefallenen und schwelgt im Genuß der ihr aufgetragenen ungesunden und aufregenden geistigen Nahrung. Die Köche, die bei ihrer Bereitung dem allgemeinen Verlangen nach stark gewürzter Kost nachkommen, tragen nicht allein Schuld daran; der ungesunde Appetit ist eine unzweifelhafte Thatsache, die Begierde nach Reizmitteln in jeder Gestalt ist nur eines der Anzeichen des Rückschritts in einem hysterischen Zeitalter. Warum sind wir nicht überwältigt von der unaussprechlichen Furcht vor der weiteren Entwicklung dieser Symptome? — Weil wir Frauen wissen, daß entfernt vom Getriebe der Menschenmenge einfache, unbekannte Baumeister ihrem Beruf treulich nachgehen, zu sehr von ihrer Aufgabe in Anspruch genommen, um die Unruhe außerhalb ihres Bereiches zu bemerken; sie fügen mit peinlicher Genauigkeit jeden gut behauenen, unumgänglich notwendigen, wenn auch noch so kleinen Stein ein; sie formen in den Kinderstuben und Krankenzimmern der Welt die zarten Ornamente und Zierate, die die Gebäude, die sie aufführen, ebenso schön als dauerhaft machen sollen — Baumeister, deren oft von Thränen getrübte Augen sich von dem undeutlichen Bauplan in unerschütterlichem Vertrauen zu dem einen großen Meister wenden und ihn um Unterweisung bitten, mit dem begierig lauschenden Ohr jeden seiner Wünsche aufnehmend und seinen Geboten eilig nachkommend.

Unsre Frauen! die Frauen, die dem Herzen jeder Nation nahe sind, die seit der Welt Anfang sich emporgehoben hat, leben und wirken in den verborgenen Zufluchtsorten, wo irdische Triumphlieder und Beifallklatschen der Menge sie nicht stören. Glücklich ist das Volk zu preisen, das, gestärkt durch das Bewußtsein, solche Frauen sein eigen zu nennen, ohne Furcht in Krieg und Frieden, in die Welt hinausziehen kann, um dem Befehl der Nation Folge zu leisten. Glücklich die Männer dieses Volkes, die ohne Hast und Sorge arbeiten

können und nach gethaner Arbeit mit der Gewißheit heimkehren, daß ihre Heimstätten während ihrer Abwesenheit unbefleckt und über jeden Vorwurf erhaben erhalten sind, und wissen, daß sie dort Herzen vorfinden, die auf ihren Mut vertrauen und ihre Ehre hochhalten.

Minister Bosse und die Theistenkirche.

Von

Dr. theol. M. Schwalb.

Das Aprilheft dieser Monatsschrift brachte den allermeisten Lesern eine Ueberraschung, vielen eine Freude und Hoffnung, einigen auch Aergernis und Sorge. Es war ein Brief des verstorbenen Kultusministers Dr. Bosse, und dieser Brief enthielt ein Glaubensbekenntnis, das im herkömmlichen Sinne dieses Wortes kein christliches, sondern ein theistisches war, ein Glaubensbekenntnis, das die Stimmführer und Vertreter der protestantischen Kirchen und auch andrer Religionsgemeinschaften wegen seines Inhaltes sowohl als wegen seines Ursprungs gar nicht totschweigen können, ohne sich selbst durch ihr Stillschweigen ein schlimmes Armutszeugnis auszustellen. Wird es aber besprochen, öffentlich, freimütig, von verschiedenen Seiten und Standpunkten aus, so kann, so wird es hoffentlich Gutes schaffen oder doch anregen.

Dr. Bosse erklärt unumwunden, „das Dogma an sich sei tot, ... nicht auf das Dogma komme es an, sondern auf Religion.“ In der Religion aber ist für ihn der Glaube an Gott das eigentlich Wesentliche, das Notwendige, das allen Mitgliedern der verschiedenen Religionsgemeinschaften Gemeinsame. Nicht an diesem Glauben, sondern „an der Frage: ‚Wie dünket Euch um Christo?‘ scheiden sich, wie Dr. Bosse sagt, die Geister.“ Drängte sich diese Frage den Christen nicht immer wieder auf, hätten nicht auch „die freieren Richtungen in der evangelischen Kirche immer noch eine gewisse Summe dogmatischer Sätze und geschichtlicher Voraussetzungen, die für sie Gewissenssache sind, von denen sie nicht lassen und die über den Glauben an Gott hinausgehen“, so wäre schon längst die *eine* Herde gesammelt unter Gott, dem einzigen Hirten. Von diesem großen, herrlichen Ziele sind wir noch fern; doch bleibt es das Ziel unsers Strebens, und schließlich wird es auch erreicht werden. Denn „die Wahrheit allein kann und wird zuletzt siegen.“ Aber nicht durch künstliche Mittel, nicht durch „eine Organisation ad hoc“ kann die große, die Grenzen aller Sonderkirchen aufhebende, alle Gläubigen in sich schließende Kirche der Zukunft geschaffen werden. „Dies ist nicht zu machen, sondern es muß werden ... Jeder einzelne an seinem Teil muß dazu mit-

arbeiten und arbeitet mit, wenn er da, wohin Gott ihn gestellt hat, nach Kräften, selbstlos, seine Schuldigkeit thut."

Zu all diesen Sätzen, in denen wir den Inhalt des vorliegenden Schriftstückes treu wiedergegeben haben, erklären wir uns, genauer gesagt: erkläre ich mich von Herzen einverstanden. Nur möchte ich zu einigen dieser Sätze — selbstverständlich nur auf eigne Rechnung — eine Erklärung und zu andern etwas wie den Ausdruck eines ganz nebensächlichen, aber doch nicht zu verbergenden Dissensus beifügen.

„Eine Organisation ad hoc" erschiene auch mir als durchaus unzweckmäßig und notwendigerweise unfruchtbar. Wollte man eine solche Organisation erkünsteln, so schüfe man im besten Fall nur eine neue Sekte, einen neuen Verein neben den alten, schon sehr zahlreichen. Und dieser neue Verein wäre schwerlich lebensfähig, jedenfalls nicht kräftig genug, um auch nur einen Teil der bestehenden konfessionellen Kirchen zu erobern. Eine Theistenkirche kann man nur schaffen mit einer beträchtlichen Anzahl von tief überzeugten, eifrigen, begeisterten Theisten, und solche haben wir zurzeit noch nicht.

Wesentliche Elemente zur Bildung der künftigen großen Theistenkirche sind — und das hat Dr. Bosse ausdrücklich anerkannt — in den bestehenden Kirchen überall vorhanden. Ist ja doch der Glaube an Gott allen gemeinsam. Allerdings auch bei allen mit einem Reste von veralteten Dogmen und „geschichtlichen Voraussetzungen", namentlich von verschiedenen Vorstellungen von Christus verbunden. Leider nicht überall mit der Erkenntnis, daß Christus, wie er auf Erden lebte, ein reiner Theist war. Soll nun der gemeinsame Glaube an Gott das schöpferische Prinzip einer Theistenkirche werden, so müssen alle diese nicht wesentlich dazu gehörenden, sondern infolge der historischen Entwicklung damit verbundenen Elemente davon getrennt, wie Schlacken vom reinen Golde geschieden werden. Aus dem Bereich des religiösen Glaubens und Denkens müssen diese Ueberbleibsel von Dogmen und heiliger Geschichte versetzt werden — für die zu wissenschaftlicher Arbeit Berufenen — auf das Gebiet der freien wissenschaftlichen Forschung, deren Ergebnisse die sogenannten Laien je nach ihrem Bedürfnis und ihrer Fassungskraft, wenn sie wollen, genießen oder auch unberührt lassen mögen.

Theoretisch und prinzipiell sind wir schon längst, wenigstens in einem großen Teil der protestantischen Christenheit, auf diesem Standpunkt angelangt. Denn daß die Dogmen nicht fertig vom Himmel herab uns zugekommen, sondern allmählich auf dem Boden der Geschichte gewachsen sind, und daß Jesus, der einzige Christus, der auf Erden gelebt hat, ein wahrer, wirklicher Mensch, eine geschichtliche Persönlichkeit war, diese Erkenntnis ist für die allermeisten unsrer protestantischen Theologen und für zahllose Laien ein unbedingt sicherer Besitz geworden. Von dieser Erkenntnis aus ist es aber logisch unmöglich, den Glauben an irgend ein Dogma, an irgend eine Christologie, an irgend ein Lebens- oder Charakterbild Jesu zu einem unentbehrlichen Element des religiösen Lebens zu machen. Ungenügend verbürgte, von unabweislichen Zweifeln unheilbar angekränkelte Geschichte ist nicht Religion, und aus den vergilbten Blättern der altprotestantischen Be-

kenntnisschriften und der Konzilienbeschlüsse wird nimmermehr der Quell des lebendigen, die nach Gott dürstenden Seelen erquickenden Wassers entspringen.

Nun fragt es sich: Wie sollen diese „geschichtlichen" und dogmatischen, nicht zur Religion gehörigen Bestandteile der jetzt noch in vielen Kirchen vorgetragenen Lehre aus dem Heiligtum der Religion eliminiert werden? Gewiß nicht anders als dadurch, daß „jeder einzelne, wie Dr. Bosse schrieb, seine Schuldigkeit thue da, wo Gott ihn hingestellt hat." Was bedeuten aber diese großen Worte? Wenn ich nicht irre, sind sie gewiß eine zunächst an die Prediger und Religionslehrer aller Schulen gerichtete Aufforderung zu einem schärferen, konsequenteren Durch- und Ausdenken ihrer religiösen Ansichten, ihrer sogenannten religiösen Ueberzeugungen und zu einer freimütigeren, wahrhaftigeren Verkündigung ihres wirklichen Glaubens. Aber auch an die Eltern der heranwachsenden Jugend, an alle denkenden und zur Aussprache ihrer Gedanken irgendwie Berufenen richtet sich diese inhaltschwere Mahnung: Jeder thue seine Pflicht, zur Reinigung und Kräftigung des religiösen Glaubens, zur Neugestaltung unsers kirchlichen Lebens!

Ob auch die staatlichen Beamten in ihrer amtlichen Eigenschaft irgend etwas dazu thun können, muß ich verneinen, obwohl Minister Bosse am Schlusse seines Briefes den heißen Wunsch ausspricht, „daß Gott uns noch einen Recken nach Bismarcks Art erleben ließe." Wenn Dr. Bosse mit diesen Worten auf einen religiösen Genius, nicht auf einen genialen Staatsmann hinweist, kann man seine Sehnsucht nur teilen, wenn er aber gemeint hat, daß staatlicherseits durch irgend eine Art von Kulturkampf die religiöse Unklarheit und Schwäche, an der wir kranken, überwunden werden könnte, oder daß unsre Regierungen an einer theistisch gewordenen Kirche ein zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie geeignetes Festungswerk haben könnten — und diese Nebenabsicht verraten einige Worte seines Briefes —, so war er in einem schweren, leider nicht ihm allein eignen Irrtum befangen. Die Religion darf schlechterdings keine Polizeidienste thun, weder in eignen noch in fremden Angelegenheiten. Uebrigens sollte man, wenn man die Schöpfung einer Theistenkirche oder irgend eine Förderung unsers kirchlichen Lebens erstrebt, die Sozialdemokratie nicht bekämpfen, sondern im Gegenteil zu gewinnen und sich dienstbar zu machen suchen. Zwei Sätze ihres Programms könnte man sich ja mit Nutzen aneignen: einmal — wenn auch mit etwas freier Interpretation — das beliebte Wort, daß „Religion Privatsache" sei. Ja „Privatsache", also nicht Gegenstand staatlicher Gesetzgebung und polizeilicher Aufsicht, sondern Sache eines jeden Menschen als solchen, Sache unsers persönlichen inneren Lebens und unsers Familienlebens. Dann auch die Forderung, daß jeder Mensch zu einem menschenwürdigen Dasein zunächst die äußerlichen, aber doch unentbehrlichen Mittel erlangen müsse. Eine sehr berechtigte Forderung, wahrlich. Denn auch um religiös zu leben, bedürfen die Menschen des täglichen Brotes, wozu nicht bloß das Brot genannte Gebäck, sondern noch vieles andre gehört, z. B. für jeden menschlichen Leib ein Bett, in jeder Wohnung ein gesundes Maß von Licht und Luft, nach gethaner Arbeit ein genügender Feierabend. Wenn wir kirchlicherseits diese Ansprüche der Sozialdemokratie mit Wort

und That unterstützten, würden wir gewiß manchen Sozialdemokraten für unsre Sache gewinnen und unserm Volke die Möglichkeit verschaffen, eine höhere Stufe des geistigen und religiösen Lebens zu erreichen.

Aber nicht bloß der sozialdemokratischen Partei, sondern noch andern Gemeinschaften, die Herr Bosse zu übersehen schien, könnten und sollten wir uns mit Nutzen nähern. Vor allem der großen katholischen Kirche, von der Herr Bosse allerdings nur „zunächst absehen wollte". Wie sehr sie der Denkweise, den Anschauungen, den Sitten der Menschen sich anzubequemen versteht, hat sie im Laufe der achtzehn vergangenen Jahrhunderte siegreich bewiesen, und auch daß sie in sich selbst sehr tiefgehende Wandlungen zu vollbringen vermag. So ist es denn am Ende denkbar, daß unter den Nachfolgern Leos XIII. einmal ein reformatorischer Papst erstünde, ein Papst, der seine große Autorität gebrauchen würde zur Befreiung des Christenvolkes, zur Schöpfung einer im ursprünglichen Sinne des Wortes katholischen, d. h. allgemeinen, alle an Gott glaubenden Menschen in sich fassenden Kirche. Und wenn wir auch, wie Herr Bosse leider mit Recht sagt, „augenblicklich im Zeichen eines überaus kleinen Epigonentums leben", so sehen wir doch, wie schon öfter in früheren Zeiten, eine ganze Phalanx freidenkender, nach einer Reform der kirchlichen Lehren und des kirchlichen Lebens strebender katholischer Männer mit großer Kraft und nicht ohne Erfolg auftreten, nicht bloß in Deutschland und Oesterreich, sondern auch in Amerika, in Frankreich, in Italien, sogar in Spanien. An Kühnheit, an Klarheit und Kraft sind diese Männer auch den freisinnigen Führern unsrer protestantischen Kirche ebenbürtig. Sie aber und die Vertreter der altkatholischen Gemeinden sind unsre Mitarbeiter.

Uebrigens giebt es ja in der Welt — und merkwürdig ist es, daß Dr. Bosse gar nicht daran zu denken schien — ungefähr seit dreitausend Jahren eine ziemlich große rein theistische Gemeinde. Sie ist, obwohl unter allen Völkern zerstreut und nur mit einem Minimum von kirchlicher Organisation ausgestattet, durch ihren gemeinsamen, streng theistischen Glauben und durch einige alte Riten und Gebräuche sowie durch geschichtliche Erinnerungen und Sagen sehr fest verbunden. Im Laufe der Jahrhunderte hat sie zahllose Märtyrer hervorgebracht und unsäglich viel auch wegen ihres religiösen Bekenntnisses gelitten. Genannt zu werden braucht diese Gemeinde nicht. „Nomina sunt odiosa ..." Nun, ihre Gebräuche, ihre Riten, auch ihre Sagen und Erinnerungen brauchen und können wir selbstverständlich uns nicht aneignen. Eher müßten wir manches davon, was in die christliche Kirche übergegangen ist, wieder ausscheiden. Wenn aber einmal in dieser alten und altersschwach gewordenen Gemeinde irgendwo, was immerhin denkbar und möglich ist, der Geist ihrer großen Propheten, der überall und in jeder Zeit da weht, wo er will, wieder erwachte, so könnte vielleicht dort wieder, wie vor 1900 Jahren, eine religiöse Neuschöpfung entstehen zum Heil der Welt. Einstweilen, und möge die Zukunft bringen, was sie will und kann, haben wir nicht das Recht, wenn wir die Schöpfung einer Theistenkirche erstreben, die älteste und zahlreichste theistische Gemeinde einfach zu igno-

rieren, noch weniger das Recht, als sogenannte Christen sie in unserm praktischen Leben zu unterdrücken.

Nehmen wir nun an, daß durch das Zusammenwirken vieler, jetzt noch den verschiedenen Konfessionen, teils den Theologenzünften, teils dem Laienstande angehörender Menschen unsre Hoffnung sich erfüllte und eine neue, große theistische Gemeinde entstünde, so bliebe immer noch ein sehr umfangreiches und mannigfaltiges Werk zu thun übrig, um dieser neuen Religionsgemeinschaft nicht bloß eine feste und dauerhafte Gestalt, sondern auch die Kraft zu geben, immer weitere Gebiete zu erobern. Denn eine Weltkirche, nicht bloß eine für uns Deutsche patriotisch und behaglich eingerichtete Nationalkirche, müßte sie werden, wenn sie nicht als eine Sekte neben den andern eine Zeitlang vegetieren und dann erstarren und entschlafen sollte. Ein neues Glaubensbekenntnis müßte die Theistenkirche hervorbringen, aber ein solches, das der Ausdruck ihres Glaubens, nicht des Glaubens vergangener Zeiten wäre, ein lebendiges und doch so formuliert, daß es auch dialektisch Unvereinbares in sich vereinigte. Neben dem Theisten müßte Raum und brüderliche Gemeinschaft zugesichert werden dem frommen Pantheisten und sogar dem Schwachgläubigen, Gott im Zweifel Suchenden. Nicht bloß unsre „freireligiösen" Nachbarn, sondern auch die räumlich von uns weit getrennten Mohammedaner und Buddhisten müßten in ihr freudige Aufnahme finden. Ein neuer Festkalender müßte festgestellt, eine neue Form des Kultus geschaffen werden. Darin fände die Predigt reichliche Verwendung, doch nur insoweit, als tüchtige Prediger das Wort führen könnten zur Erbauung und Freude der Hörenden. Der Glaube an Gott, an seine in Natur und wirklicher Geschichte, in allem Guten, Schönen und Wahren sich immer und überall entwickelnde Selbstoffenbarung müßte immer wieder verkündigt werden, doch so viel als nur möglich ohne Methaphysik und jedenfalls ohne Salbaderei. Hauptgegenstand der Predigt müßte Moral sein, aber Moral im weitesten Sinne des Wortes, eine das Privatleben und öffentliche Leben umfassende Moral. Der Religionsunterricht der Jugend müßte gänzlich umgestaltet werden. Ebenso die Studien und die Vorbildung der künftigen Geistlichen. Doch dies alles und noch andres, die mannigfache philanthropische Thätigkeit der neuen Gemeinde Betreffende, gehört nicht zur jetzigen, sondern zu einer künftigen Tagesordnung. Der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Damit trösten wir uns um so lieber, als der heutige der Plage mehr als genug hat. Ja, der Plage genug. Denn schon lange ist die Luft überall windstill, erdrückend schwül, voll häßlicher Dünste und Miasmen. So wie es ist, kann das Wetter nicht bleiben, wenn nicht Menschen und Tiere ersticken sollen. Möge vor Einbruch der Nacht ein befreiender Sturm ausbrechen, ein erquickender Regen vom Himmel herabfallen!

Heidelberg, April 1902.

Das Rätsel des Zodiakallichts.

Von

Leo Brenner.

Die wenigsten Leser werden jemals Gelegenheit gehabt haben, das Zodiakallicht, dieses geheimnisvollste aller Lichter, mit eignen Augen zu sehen. Auf dem Kontinente und überhaupt in den nördlicheren Breiten ist es nämlich an sich schwach, und zudem wird es durch die Beleuchtung unsrer Städte ganz überstrahlt. Aber selbst wenn der Leser den Süden oder gar die Tropen bereist hat, wo jenes Licht eine sehr auffallende Erscheinung bildet, dürfte er es kaum beobachtet haben. Wenigstens habe ich Schiffskapitäne gekannt, die jahrzehntelang die Welt umsegelt hatten und zu meiner Verblüffung behaupteten, sie hätten das Zodiakallicht noch nie gesehen!

Danach kann man sich eigentlich nicht wundern, wenn letzteres erst seit dreihundert Jahren in Europa bekannt ist — in Amerika allerdings nachweisbar seit nahezu vierhundert Jahren —, ja daß sogar die doch sonst so redseligen Griechen des Altertums über das Zodiakallicht sich gründlich ausschweigen.

Zwar haben manche aus diesem Schweigen den Schluß gezogen, jenes Licht sei erst im dritten großen historischen Zeitalter sichtbar geworden, habe also früher nicht existiert; aber das ist schwer glaublich.

Jedenfalls bildet das Schweigen der Alten über das Zodiakallicht noch keinen Beweis dafür, daß es früher *nicht* vorhanden gewesen sei. Hier in Lussin leuchtet das Zodiakallicht oft heller als in den Tropen, und dennoch wird es von kaum *einem* der alljährlich hier weilenden 1500 Kurgäste eines Blickes gewürdigt. [1])

Gewöhnlich liest man, daß das Zodiakallicht nur in den Tropen eine auffallende Erscheinung bilde, und Humboldt sagt (zu meinem Erstaunen), daß es unter dem Aequator in einer Höhe von 10—12000 Fuß (also 3—4000 Meter) an Glanz *nicht selten* den hellsten Teil der Milchstraße übertreffe. Wenn wir es also in Lussin, an der *Meeresfläche*, gewöhnlich vier- bis sechsmal, oft aber acht- bis *zehnmal* heller als die Milchstraße sehen, so ließe sich das nur auf zweifache Art erklären: entweder ist hier das Zodiakallicht bedeutend stärker oder die Milchstraße bedeutend schwächer als unter dem Aequator.

---

[1]) Als ich vor einigen Jahren eine die Sternwarte besuchende Gesellschaft auf das Zodiakallicht aufmerksam machte, das eben den hellsten Teil der Milchstraße um das *Zehnfache* an Helligkeit übertraf — was hier im Februar und März meistens der Fall ist —, wunderten sich einige, daß ihnen diese blendend helle Lichtpyramide entgehen konnte. Andre wieder meinten, sie hätten das Licht für die *Milchstraße* gehalten!

Hier zeigt sich uns das Zodiakallicht zur Zeit seiner besten Sichtbarkeit — also Januar, Februar, März (auch im September und Oktober am Morgenhimmel) — als ein mächtiger Lichtkegel, dessen Basis der Ort der untergegangenen Sonne bildet, während die Pyramide den Tierkreis durchzieht, im Scheitelpunkt nur sehr schwach wahrnehmbar erscheint, dann aber wieder an Helligkeit zunimmt und gegenüber der Sonne einen zweiten hellen Lichtkegel bildet, der der „Gegenschein“ heißt. Letzterem wird erst seit 1854, als Brorsen auf ihn aufmerksam machte, Beachtung geschenkt, doch wurde er bereits 1803 von Humboldt gesehen.

Die Helligkeit des Zodiakallichts ist derartig, daß ich oft mit freiem Auge im Hauptkegel bis zu 40 Grad Höhe keinen einzigen Stern wahrnehmen konnte, ja, daß ich es selbst noch zu sehen vermochte, wenn die vier Tage alte Mondsichel am Himmel stand, und zwar in nächster Nähe. Was aber die Helligkeit des Gegenscheins betrifft, den nur wenige Beobachter am Festlande zu sehen vermögen, so konstatierte ich sie bisweilen als dreimal heller als die Milchstraße! Unsre Insel ist somit auch in Bezug auf solche astronomische Beobachtungen ein Unikum!

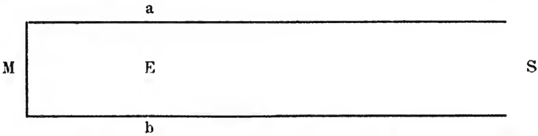
Das Spektroskop lehrt uns, daß das Zodiakallicht reflektiertes Sonnenlicht ist (das also von festen Körpern zurückgeworfen werden muß), und das Polariskop, ein Instrument, das gestattet, polarisiertes, d. h. verschlucktes oder teilweise verlöschtes Licht von freistrahlendem zu unterscheiden, hat dies bestätigt. Früher glaubte man wohl, im Spektrum des Zodiakallichts auch die grüne Nordlichtlinie zu sehen, doch stellten Wrights Untersuchungen fest, daß diese grüne Linie nicht dem Zodiakallicht eigentümlich sei, sondern von schwachen, nur spektroskopisch wahrnehmbaren Nordlichtern herrühre.

Heis und Jones folgerten aus ihren fleißigen Beobachtungen, daß die Erde von einem Nebelringe umgeben sei, der sich innerhalb der Mondbahn befinde und — ähnlich den Saturnringen — aus winzigen Teilchen bestehe, die im Sonnenlichte leuchten. Moldenhauer zog daraus den Schluß, daß die Erde aus jenen Teilchen einmal einen zweiten Mond bilden werde.

Sherman glaubte, das Zodiakallicht sei eine strahlenförmige Verlängerung der Sonnenkorona; Förster hält es für eine solche der Erde; Seeliger für den Widerschein der von der Sonne bestrahlten, in der Nähe der Erde besonders zahlreichen Sternschnuppenkörperchen.

Was meine persönliche Ansicht betrifft, so bin ich nach reiflichem Studium der Frage zur Ueberzeugung gekommen, daß wir es mit einem um den Sonnenäquator gelagerten, bis gegen die Marsbahn reichenden Nebelringe zu thun haben. Hier meine Gründe: Der Umstand, daß das Zodiakallicht eine Pyramidenform hat, die an der Basis am hellsten, an der Spitze am mattesten ist, und daß der Gegenschein ebenso aussieht, jedoch viel kleiner und viel schwächer, spricht dafür, daß wir in der Richtung zur Sonne den längsten, also optisch dichtesten und hellsten Teil des Nebelringes sehen, in seiner Verlängerung zur Marsbahn hin einen kürzeren, senkrecht zum

Nebelring jedoch den *kürzesten*. In schematischen Umrissen dargestellt, würde nachstehende Figur dem Leser dies versinnbildlichen:



S bezeichnet hier den Sonnenäquator, dessen Verlängerung der von den Strichen eingefaßte Nebelring bildet, also eine Art ungeheuern Saturnringes, nur daß seine Bestandteile unendlich dünner gedacht werden müssen — viel dünner als die Körperchen, die unsern irdischen Nebel bilden. E kennzeichnet den Standpunkt der Erde mitten in diesem Ringe, M jenen des Mars. Die Ebene des Sonnennebelringes entspricht jener unsrer Erdbahn. Ein Blick auf die Skizze zeigt nun sofort, daß die Strecke E—S weit länger ist als jene E—M, daß folglich die Nebelkörperchen in der Richtung E—S *dichter*, mithin *heller* erscheinen müssen als in der Richtung E—M. Und da des Ringes Dicke in keinem Verhältnisse zu seinem Durchmesser steht, werden wir in den Richtungen E—a und E—b seine Körperchen nur schwächer, also *matt* leuchtend sehen. Was aber den *Ursprung* dieses Ringes betrifft, so können wir annehmen, daß er aus Ueberbleibseln jener Stoffe besteht, die sich seinerzeit vom Sonnenäquator abgetrennt und die vier kleinen Planeten gebildet haben.

Zu meiner vorstehenden Erklärung und Skizze veranlaßten mich einige Beobachtungen, die mir den Beweis lieferten, daß das Zodiakallicht nicht einen Kegel bilde und der Gegenschein einen runden Fleck, sondern daß es *mit diesem zusammenhänge*, d. h. einen zusammenhängenden Gürtel um den Himmel bilde. Die erste daraufbezügliche Beobachtung machte ich am 9. April 1896. Ich schrieb darüber in unserm Jahresberichte für 1896:

„Nachdem ich das Zodiakallicht zuerst um 7 Uhr 58 Minuten unzweifelhaft erkannt hatte (der hellste Teil der Milchstraße im Einhorn wurde erst 10 Minuten später sichtbar!), sah ich um 8½ Uhr auch den Gegenschein in der Jungfrau, der aber nicht heller war als die Milchstraße im Perseus. Um diese Zeit war aber das Zodiakallicht bereits zehnmal heller (im Widder und den Plejaden) als die Milchstraße im Einhorn und erstreckte sich vom Horizont bis zu den Zwillingen. Um 8¾ Uhr machte mich Frau Manora aufmerksam, daß *Zodiakallicht und Gegenschein einen einzigen ununterbrochenen Bogen über den ganzen Himmel bildeten*, indem selbst im Löwen und Krebs das Verbindungsstück zwischen Jungfrau und Zwillinge etwas heller als der übrige Himmel erschien, während der Gegenschein vom Horizont (Wage) bis zum Löwen reichte und mit der Milchstraße gleiche Helligkeit hatte. Dieses Verbindungsstück zwischen Zodiakallicht und Gegenschein konnte ich besonders dann gut sehen, wenn ich mit den Händen die übrigen hellen Teile des Himmels verdeckte, so daß der Lichtbogen von den angrenzenden Teilen des Himmels

besser abstach. Dadurch ist es also zur Gewißheit erhoben, daß Zodiakallicht und Gegenschein nur Teile eines ununterbrochenen Lichtbandes sind, das entweder unsre Erde umgiebt oder die Ausläufer der Sonnenatmosphäre bildet, die sich dann bis Mars erstrecken müßte. Um 9 Uhr begann das Zodiakallicht schwächer zu werden, aber selbst um 9½ Uhr war es bei den Plejaden noch fünfmal heller als die Milchstraße, um 10 Uhr zum mindesten gleich hell mit dieser, um 10½ Uhr nahezu verschwunden. Der Gegenschein aber war bereits um 9½ Uhr unkenntlich geworden."

Später habe ich noch bei verschiedenen Beobachtern gefunden, daß sie ebenfalls unter günstigen Umständen das Zodiakallicht mit dem Gegenschein zusammen verbunden sahen; und wenn ich mich recht erinnere, haben sowohl die Beobachter am Puy de Dôme und ein englischer Amateur in Indien versichert, daß sie fast immer bei guter Luft gleiches sehen.

Wenn also Barnard und andre Beobachter den Gegenschein lediglich als isolierten rundlichen Fleck betrachten, der der Sonne um 180 Grad gegenüberliege, so rührt dies jedenfalls davon her, daß sie eben nur den hellsten Teil sahen, der sich naturgemäß (d. h. im Einklange mit meiner Erklärung) 180 Grad gegenüber der Sonne befinden muß.

Es ist der Einwand erhoben worden, daß der Nebelring, wenn er die von mir vermutete Lage hätte, gegen die Sonne zu, wo er am hellsten sei, gerade im Gegenteil weniger hell sein müßte, weil die Körperchen, aus denen er besteht, dann eine bedeutende Phase haben müßten.

Diesen Einwand kann ich aber nicht gelten lassen. Denn eben weil die Körperchen mindestens so verschwindend klein sind, wie jene unsers irdischen Nebels (wahrscheinlich aber bedeutend kleiner noch!) sind sie auch derart durchsichtig, daß von einer Phase gar keine Rede sein kann. Denn eine solche kann doch nur ein undurchsichtiger Körper aufweisen.

Als ich vor drei Jahren Herrn Professor Schiaparelli meine oben entwickelte Hypothese über das Zodiakallicht vorlegte, schrieb er mir:

„Circa la luce zodiacale devo confessare che non ne so nulla, e che non sono in grado di dare alcun giudizio della Sua ipotesi. Essa è possibile, ma siccome anche altre sono possibili, così il tutto rimane indeterminato."[1])

Mir genügt es vollkommen, daß meine Erklärung möglich ist und mit den Beobachtungen nicht im Widerspruche steht. Ob ich das Richtige getroffen, mag dann eine spätere Zeit entscheiden.

---

[1]) „Was das Zodiakallicht betrifft, so muß ich gestehen, daß ich darüber nichts weiß und also nicht in der Lage bin, über Ihre Hypothese ein Urteil abzugeben. Sie ist möglich, da aber auch andre möglich sind, bleibt das Ganze unentschieden."

Politische Gespräche und Erlebnisse mit Koloman Tisza.

Von S.....

Ich habe Koloman Tisza zum ersten Male im Jahre 1878 gesprochen. Es war ein hartes Jahr für ihn. Innerhalb seiner eignen Partei war, als er ihr die Grundsätze des neu abzuschließenden Zoll- und Handelsbündnisses mit Oesterreich darlegte, eine Sezession eingetreten. Der Handelsminister seines Kabinetts, Baron Ludwig Simonyi, hatte ihn im Stiche gelassen, weil er in den Verhandlungen, die wegen Erneuerung des Ausgleiches mit Oesterreich stattfanden, zu Gunsten der österreichischen Industrie auf Schutzzollsätze eingegangen war, die Symonyi, wie allgemein behauptet wurde, den Interessen Ungarns als abträglich erachtete. Auch in der mit dem Ausgleiche zusammenhängenden Bankfrage hatte Tisza, trotz seiner Demission, keine Vorteile für Ungarn zu erreichen vermocht, und als er, von dem Monarchen wieder mit der Regierung betraut, im Reichstage erschien, um für den Ausgleich einzutreten, nannten die Sezessionisten und die äußerste Linke seine Demission eine Komödie.

Dazu kam das bosnische Abenteuer, wie die Opposition die Occupation nannte, die in einer wohldurchdachten Rede von dem derzeitigen Verwalter der ehemals türkischen Provinzen und damaligen Reichstagsabgeordneten Benjamin v. Kallay schon längere Zeit vorher angekündigt worden war, aber gleich anfänglich selbst bei vielen persönlichen und politischen Freunden Koloman Tiszas Kopfschütteln erregte. Die Parteidisciplin, in deren Aufrechterhaltung General Tisza ein Meister war, schien etwas lockerer geworden zu sein; seinen Intimen wurde ein wenig bange vor den unmittelbar bevorstehenden Reichstagswahlen.

Nichtsdestoweniger war Koloman Tisza, als er sich Anfangs Juli 1878 von Budapest nach Debreczin begab, um in dieser Burg der Calviner, in seinem angestammten Wahlbezirke, seinen Rechenschaftsbericht zu halten, von einem Hofe begleitet, um den ihn mancher Fürst beneidet hätte.

An der Spitze der glänzenden Suite, die aus den hervorragendsten Abgeordneten der liberalen Partei und aus einem Stabe von Schriftstellern, Publizisten und Journalisten bestand, befand sich Moritz Jókai, damals als Politiker und Romancier in der Vollkraft seines Schaffens und natürlich bei den Massen weitaus populärer als der mehr verehrte denn geliebte Koloman Tisza. Das zeigte sich auch in dem Jubel, mit dem der Dichter der Nation vor der Frühstücksstation Püspök Ladány, die inmitten der gesegneten Tiefebene des Ungarlandes liegt, von dem versammelten Landvolke empfangen wurde.

Beim Frühstück wurde ich dem General von unserm beiderseitigen Freunde Moritz Jókai vorgestellt und fand bald Gelegenheit, ihn zu einigen Aeußerungen über die Situation zu veranlassen.

Eigentlich war Koloman Tisza nichts weniger als gesprächig, und so konkret

auch die Ziele waren, die seine Politik verfolgte, seine Aeußerungen waren stets und wohl nicht unabsichtlich sehr allgemein gehalten, mit Ausnahme seiner Repliken, namentlich auf persönliche Angriffe. Da zielte er mit einem scharf zugespitzten Worte treffsicher immer nach der wundesten Stelle des Angreifers der ihm dies auch nimmer vergessen konnte. Unser Gespräch galt hauptsächlich der Ausgleichs- und Occupationspolitik, die Tisza in seinem Rechenschaftsberichte zu vertreten hatte.

„Mein Wahlspruch," sagte er, „ist Respice finem. Ich war und bin durchaus nicht überzeugt, daß dieser Ausgleich Ungarn viel nützen wird, aber ich weiß, daß seine Ablehnung dem Lande viel Schaden brächte, und deshalb habe ich mich entschlossen, für ihn einzutreten. Auch für die Occupation kann ich mich namentlich aus dem Gesichtspunkte unsrer Finanzen nicht begeistern, aber sie ist ebenso unausweichlich wie der Ausgleich. Europa gebietet sie uns; die Großmachtstellung der Monarchie erfordert sie, und mich wundert nur, daß sie gerade von jenen am meisten bekämpft wird, die mich einen politischen Krämer schelten, der nur den momentanen Nutzen sieht. — Weniger patriotische Phrasen und mehr Gedanken, dann würden sie bald einsehen, daß diese Aktion den Panslavismus, den sie als Magyaren so sehr fürchten, tiefer schädigt als die Türkei, der wir keinen Finger abhauen, sondern nur kranke Zähne ziehen wollen."

Die Zeit hat die Gegner der genialen Politik Andrassys, deren Ziele Tisza genau kannte, bald bekehrt, die Zukunft wird die Occupationspolitik gewiß noch glänzender rechtfertigen, aber die Debrecziner Philister hatten keinen Sinn für hohe Politik, die viel Geld und auch Blut kostete. Tisza vermochte sie nicht zu überzeugen, er verlor sein Debrecziner Mandat und gelangte nur durch das Votum eines andern Wahlbezirks in den Reichstag.

Daß Debreczin, das calvinistische Rom, seinen sozusagen erbgesessenen Papst Koloman Tisza nicht wieder gewählt hatte, galt allgemein als ein Zeichen der schwindenden Popularität des Staatsmannes und wurde von seinem weichen und milden Herzen, das er vergebens durch schroffe Umgangsformen zu verbergen suchte, gewiß um so schmerzlicher als Undank empfunden, weil es eben eine rein magyarische und protestantische Stadt war, die ihn fallen gelassen hatte. In Tisza war der Protestantismus sozusagen verwachsen mit dem Nationalismus, der trotz seines weiten Horizontes vom Anfange seiner Laufbahn bis zu ihrem Schlusse eine der Haupttriebfedern seines Wesens und seiner Politik bildete. Seine Debrecziner Wahlniederlage machte ungemein viel von sich reden. Tiszas Sonne, sagte die Opposition, sei im Sinken, und gerade in Debreczin war sie einst aufgegangen.

*

Nach dem Waffenstillstande von Villafranca begann ein Ueberschäumen der Geister in Ungarn. Die ersten Demonstrationen richteten sich gegen das Anfangs September 1859 erschienene Protestantenpatent, das die Autonomie der Evangelischen in ihren Wurzeln verletzte. Sechs Wochen nach der Publikation dieses Dekrets trat eine Reihe von Häuptern protestantischer Familien aus ver-

schiedenen Gegenden des Landes zu einer intimen Beratung in Budapest zusammen. Sie wurde in der Göttergasse in der Wohnung des bewährten Glaubenskämpen und Führers der Protestanten, Baron Gabriel Prónay, abgehalten und später in einem Zimmer des Hotels zum Jägerhorn, das auch heute noch ein beliebtes Absteigequartier der ungarischen Gentry vom Lande bildet, fortgesetzt. Die jüngeren Teilnehmer an der Beratung waren für eine Versammlung der Protestanten in Budapest, die älteren für eine Konferenz. Für die letztere bedurfte es keiner polizeilichen Erlaubnis, die unter dem absolutistischen Regime kaum zu erlangen gewesen wäre. Man konnte zu keinem Entschlusse gelangen, und die Stimmung begann gegen Mitternacht bereits lau zu werden, als sich plötzlich ein bis dahin unbemerkt gebliebener junger Mann mit der energischen Erklärung erhob: „Ich bin für eine Versammlung.“ Es war Koloman Tisza. Sein entschiedenes Auftreten wirkte, die alten, schläfrig gewordenen Herren freuten sich seiner Kühnheit, und am nächsten Tage wurde die Versammlung in der Pester evangelischen Kirche abgehalten, aber von der Polizei gestört. Die vor der Kirche harrende evangelische Jugend protestierte gegen die Einmengung, und ihre Rädelsführer, darunter Baron K . . ., nachmals und heute noch einer der ersten Publizisten Ungarns, wurden verhaftet. Die Schar der Freigebliebenen zog zum Polizeihause und stürmte es, bis der gefürchtete Direktor Prottmann den jungen Baron freigab. Das war die Introduktion der konstitutionellen Aera, mit der Koloman Tiszas Name später so eng verknüpft wurde. Bald darauf hielt er, trotz polizeilichen Verbots, in Debreczin eine fulminante Rede gegen das Patent, der sofort eine behördliche Hausdurchsuchung bei ihm folgte.

„Sie werden,“ sagte der untersuchende Komitatschef, „meine Fragen auf Ehrenwort beantworten.“

„Fragen Sie!“

„Findet sich unter Ihren Schriften nichts Aufreizendes?“

„Doch,“ entgegnete Tisza und überreichte dem Komitatschef das auf dem Tische liegende Protestantenpatent.

Am 15. Mai 1860 wurde die Autonomie der Protestanten wieder hergestellt, und der Name Koloman Tiszas war in aller Munde.

*

Nach solchen Präludien sah man dem ersten Auftreten Koloman Tiszas in der eigentlich politischen Arena mit begreiflicher Spannung entgegen. Der Reichstag war nach langer absolutistischer Aera wieder einberufen worden, und als Tisza im Jahre 1861 von der Stadt Debreczin einhellig zum Abgeordneten gewählt wurde, hielten viele es für selbstverständlich, daß sich dieser „steifnackige Calvinist“ der extremen Opposition anschließen werde; andre bezweifelten, trotz aller Kühnheit des Biharer Junkers, daß der Apfel weit vom Stamme fallen könne. Koloman Tiszas Vater war das Haupt der konservativen Partei des Biharer Komitats gewesen, und wegen eines Konfliktes, der zwischen der Wiener Regierung und dem auf seine autonomen Rechte pochenden Komitate entstanden

war, von der ersteren zum Administrator ernannt worden. In dieser Eigenschaft hatte er die Komitatsversammlung mit bewaffneter Macht gesprengt, wurde daher mehr gefürchtet als geliebt.

Sollte der Sohn des so hochkonservativen Anhängers der Wiener Regierung sich den extremen Frondeuren zugesellen?

Lange Zeit hindurch schien es, als ob nur jene, die auf den steifnackigen Calviner zählten, recht behalten sollten.

Als Tisza vor drei Jahren als Mitglied der ungarischen Delegierten in Wien weilte, scharte sich, wenn die Beratungen der Delegation pausierten, in den Wandelgängen um den greisen Staatsmann eine Zahl von Verehrern, denen auch ich mich zuweilen anschloß. Einmal kam die Rede auf die interessante Zeit des Beginns seiner politischen Laufbahn. Man zog Vergleiche zwischen dem alten General und seinem Sohn, dem jungen Grafen Stephan Tisza. Der letztere, meinte einer der Anwesenden, sei doch viel nüchterner und reflektiver als der einstige tollkühne Kampfhahn.

„Fehlgeschossen,“ warf der Alte rasch ein. „Meine erste Rede im Reichstage ermahnte zur Nüchternheit. ‚Wir müssen mutig und doch auf der Hut vor Tollkühnheit sein. Klugheit und Vorsicht beobachten, aber stets darauf Bedacht haben, daß wir nicht durch Uebertreibung dieser beiden an sich unschätzbaren Eigenschaften in eine feige Politik verfallen und aus Vorsicht das opfern, was wir nicht gefährden wollen.‘“

Das waren die Worte gewesen, mit denen der junge Koloman Tisza seinen Vizepräsidentensitz im Reichstage eingenommen hatte, und sie bildeten die Richtschnur für seine ganze Politik.

Allerdings wurde Koloman Tisza nach dem Tode des unglücklichen Grafen Ladislaus Teleki der Führer der Opposition, allerdings war der erste Antrag, den er im Reichsrate stellte, „den allergnädigsten Herren“ von dem „Beschlusse“ in Kenntnis zu setzen, daß Ungarn an den Gesetzen des Jahres 1848 festhalte, denn eine „Adresse“, die Franz Deak an „Seine Majestät“ beantragte, könne, erklärte der Debrecziner Ablegat, nur an den gekrönten König gerichtet werden. Das alles wies auf Kampfbegierde hin, und das Ausgleichswerk, das die Nation ihrem Weisen Franz Deak zu danken hatte, wurde dem letzteren durch Koloman Tisza, der im Namen der Nation die Personalunion forderte, nicht leicht gemacht.

Auch nach dem Jubel der Krönung, die sich glanzvoll unter heller Begeisterung des ganzen Landes vollzog, wurde die vom Grafen Julius Andrássy geführte Deak-Partei mit den schärfsten und rücksichtslosesten Waffen von Koloman Tisza und noch mehr von seinem publizistischen Gefolge bekämpft, und trotz alledem gewinnt man aus seiner Laufbahn den Eindruck, daß ihm die Schlagworte seiner oppositionellen Politik: „Personalunion keine gemeinsamen Angelegenheiten mit Oesterreich“ nur als Mittel zu dem Zwecke gedient haben, dem gemäßigten politischen Programme der Deak-Partei eine breitere Basis zu verschaffen. Er wollte, wie es scheint, die oppositionellen Geister an sich fesseln, um sie in das Lager der Gemäßigten hinüberzuführen und dann an der Spitze

beider zur Regierungsmacht gelangen. Thatsächlich vollzog sich die Fusion beider Lager und die Gründung der neuen liberalen Partei an Stelle der Deak-Partei im Jahre 1875, und Koloman Tisza motivierte seinen Frontwechsel in der denkwürdigen Rede vom 3. Februar damit, „daß das Interesse des Vaterlandes über dem Patriotismus stehe," und daß keine Prinzipienlosigkeit darin liege, wenn ein Politiker in der Ueberzeugung, daß sein bisheriger Weg nicht der richtige war, seine Parteistellung wechselt.

*

Das Wiederaufleben der ungarischen Verfassung, die dualistische Gestaltung der von Deutschland losgetrennten Monarchie der Habsburger hatte die Aufmerksamkeit des europäischen Westens auf Ungarn gelenkt, niemals aber richtete sich das Auge Europas, ja man kann sagen das der ganzen zivilisierten Welt mit mehr Spannung auf Oesterreich-Ungarn und auf das ungarische Parlament als im Juli 1870. Von der Haltung Oesterreich-Ungarns hing es ab, ob der deutsch-französische Krieg zu einer allgemeinen europäischen Konflagration von unabsehbaren Folgen führen werde. In Ungarn schwirrten allerlei Gerüchte von kriegerischen Gelüsten einer Militärpartei, die auf den Hof Einfluß zu nehmen suche. Beust, erzählte man allgemein, sei unentschlossen, der österreichische Reichstag war vertagt, und im ungarischen Parlamente waren kurz vorher noch heiße Parteikämpfe an der Tagesordnung. Aber der Ausbruch des Krieges machte ihnen ein Ende. In der Frage Krieg oder Frieden, Neutralität oder Einmengung gab es, wie die am 14. Juli erfolgte Kundgebung des ungarischen Abgeordnetenhauses bezeugte, keine Meinungsverschiedenheit zwischen der Volksvertretung und dem Kabinette des Grafen Andrássy — Beust notifizierte in der Zirkularnote vom 20. Juli den Mächten die Neutralität Oesterreich-Ungarns.

„Koloman Tisza," schrieb mir damals einer seiner Freunde, „ist der Ansicht, daß ein Krieg mit Deutschland, selbst im Falle eines Sieges nur gefahrbringend für Ungarn und die Monarchie sein könnte. Erringt unsre Monarchie ihre Stellung in Deutschland wieder, dann opfert sie auf Kosten ihrer eignen Bedürfnisse all ihre Kraft auf dem Altare deutscher Interessen, Ungarn aber wird neuerdings zum Aschenbrödel verdammt, und der Weizen der extremen Elemente in unserm Vaterlande beginnt zu blühen."

Koloman Tisza und seine Partei haben sich in hohem Grade mit verdient darum gemacht, daß der ungarische Reichstag mit Andrássy für die vollste Neutralität im deutsch-französischen Kriege stimmte. Das spätere Bündnis der Monarchie mit Deutschland hatte keinen treueren Freund als Tisza, und hinter der Neutralitätspolitik wie hinter Andrássys Allianzpolitik stand die ganze Nation.

Als in den 1899er Delegationen der alte Jungtscheche Gregr und der ihm gesinnungsverwandte Ugron Stellung gegen das Bündnis mit Deutschland nahmen und in der ungarischen Delegation sich eine Celebrität nach der andern erhob, um Herrn Gabriel von Ugron ad absurdum zu führen, wendete sich

dieser in einer giftigen Rede gegen den alten Tisza. Er rechne es sich zur Ehre, daß er Tisza stets angefeindet habe und auch in Angelegenheit des Bündnisses in scharfem Gegensatze zu ihm stehe.

„Noch größer aber," entgegnete schlagfertig der greise Staatsmann, „ist die Ehre, daß ich während meines ganzen Regimes und auch in Angelegenheit des Bündnisses Herrn Ugron stets gegen mich, die Majorität aber stets für mich hatte."

*

Fünfzehn Jahre lang lagen die Zügel der Regierung in der eisernen Hand Koloman Tiszas. Die Scharten, die seine Macht durch den Ausgleich mit Oesterreich und die Occupation erlitten zu haben schien, waren bald ausgewetzt. Ungarns Ansehen nach außen hin und sein Kredit wuchsen, die innere Entwicklung machte ungeahnte Fortschritte. Der eiserne Ring der liberalen Majorität, den Tisza, wie ihm seine zahlreichen erbitterten Feinde vorwarfen, durch unlautere Wahlmanöver erzielte, war nicht zu durchbrechen, Tiszas Position nicht zu erschüttern; ja der nüchterne Staatsmann, der so wenig die Massen bestechende Eigenschaften besaß, war trotz aller Anfeindungen durch die sichtlichen Erfolge, die das Land seinem Regime zu danken hatte, populär geworden. Erst die bekannte Jansky-Affaire, durch die sich das Nationalgefühl verletzt fühlte, und das neue Wehrgesetz (1889), in dem die Opposition eine Beschränkung des Rekrutenbewilligungsrechtes der Legislative erblickte, brachte auch breitere Volksschichten in Gegnerschaft zu Tisza. Nun war Tisza durch die unausgesetzten, bis zum Aeußersten gehenden Angriffe endlich wirklich müde und schwankend geworden, und als die äußerste Linke nach Erlassung des Heimatgesetzes die Repatriierung Ludwig Kossuths forderte, gab der Ministerpräsident am 13. März 1890 seine Demission, indem er erklärte, daß er sich als einfacher Soldat in die Reihen der liberalen Partei zurückziehen werde. Er hat sein Wort gehalten und bis zu seinem Ende treu mitgekämpft für die liberale Sache. Er fiel auf der Walstatt; — die Undankbarkeit seiner Vaterstadt Großwardein, die ihn bei den letzten Reichstagswahlen fallen ließ, hat ihm die Todeswunde beigebracht. Vierzehn Jahre hatte er sie ruhm- und erfolgreich vertreten, aber die lex Tisza, die er am 6. Dezember 1898 im Klub der liberalen Partei einbrachte, um das Prestige des Parlaments zu wahren und die Obstruktion zu stigmatisieren, wurde von seinen Gegnern so geschickt gegen ihn ausgespielt, daß sie selbst das Vertrauen seiner Vaterstadt zu erschüttern vermochten und ihn ins Herz getroffen haben.

*

Bloß politische Gespräche und Erlebnisse mit Koloman Tisza sollten hier mitgeteilt werden. Die Anmaßung, in so engem Rahmen ein Charakterbild des großen ungarischen Staatsmannes zu zeichnen, liegt dem Verehrer und langjährigen Freunde Tiszas, von dem diese Zeilen herrühren, ferne. Er folgt nur einem Gebote der Pietät, wenn er sie mit der Erzählung einer Episode aus der

jüngsten Zeit und einer Aeußerung des Verblichenen schließt, die ihn, seine Zeit, sein von der Geschichte zu beurteilendes Wirken und die wahrhafte Größe seiner Bescheidenheit vielleicht treffender charakterisieren, als es irgend ein Biograph immer vermöchte.

*

So oft und so heftig Koloman Tisza auch im Parlamente persönlich angefeindet worden war, an der Lauterkeit seines Charakters wagte es niemand zu zweifeln. Nur einmal, erzählt einer seiner Biographen, während der Obstruktion gegen Bánffy, versuchte es ein oppositioneller Abgeordneter, dahingehende Anspielungen zu machen, daß gewinnsüchtige Motive das Wirken Koloman Tiszas beeinflußt hätten. Da erhob sich sein Sohn, Graf Stephan Tisza, und erklärte, daß sich sein Vater als Ministerpräsident nicht nur nicht bereichert, sondern die Verwaltung seines Vermögens so vernachlässigt habe, daß es ihm nach seinem Sturze sehr schwer geworden sei, sie zu ordnen.

Koloman Tisza, der auf jedes Wort, das sein Sohn im Parlamente sprach, mit einer Hingebung lauschte, die wahrhaft rührendes Zeugnis von der großen Liebe gab, mit der er an seinen Kindern hing, zog sich wie gewöhnlich während der Rede seines Sohnes in einen entlegenen Winkel des Hauses zurück und zerknitterte in seinen feinen, von tausend kleinen Falten durchfurchten dürren Händen nervös die Seidenmütze, die seinen kahlen Schädel gewöhnlich vor dem im Abgeordnetenhause herrschenden Luftzug schützte.

„Das ist wahr, das ist wahr," flüsterte er so leise, daß es nur die Nächststehenden zu hören vermochten.

*

Viele forschten vergebens nach dem Geheimnis der langen Regierungszeit Tiszas, die sie ihm nicht verzeihen konnten. Er selbst sprach sich darüber bei der Feier seines zehnjährigen Regierungsjubiläums wie folgt aus:

„Die Nation bedarf zuweilen einer mächtig hinreißenden, alle Berechnung außer acht lassenden Begeisterung, und in solchen Augenblicken sind zu ihrer Führung geniale Männer nötig. Aber die Augenblicke allgemeiner Begeisterung gehen bald vorüber, und nur kurze Zeit dauert daher auch die Rolle der Führer in solchen Zeitläuften. Es giebt dann auch Perioden, in denen die Nation, wenn sie eine Zeitlang an der Entfaltung ihrer Kräfte verhindert war und die Bahn wieder frei wird, bestrebt ist, mit aller Hast und ohne Berücksichtigung der Nebenumstände das Versäumte nachzuholen. Auch in solchen Perioden bedarf sie hochbefähigter, ausgezeichneter Männer. Aber auch diese hastige Arbeit dauert niemals lange im Leben einer Nation. Teils ist Ermattung daran schuld, teils schafft der eilige Fortschritt Uebelstände, die sich nach kurzer Zeit fühlbar machen. Darum vermögen auch die Führer einer solchen Aera nicht allzulange an der Spitze der Nation zu bleiben. Dann aber giebt es eine Periode, in der eine lebenskräftige Nation, die auch den Willen zum Leben hat, fühlt, daß ihre Aufgabe darin besteht, die Uebel zu heilen, nicht hastig fortzuschreiten,

keine blendenden Werke zu vollbringen, aber Sandkorn auf Sandkorn sammelnd, Baustein auf Baustein fügend, das Gebäude des Staates aufzurichten. — Und ich glaube, daß der Zeitpunkt, in dem mich das Vertrauen meines Königs und die Mehrheit meiner Nation ans Ruder berief, einen solchen Zeitabschnitt für unser Vaterland, für unsre Nation bedeutete. Und eben deshalb, weil mich meine nicht glänzende Begabung zu dieser alltäglichen, nicht blendenden, aber deshalb vielleicht doch wohlthätigen Arbeit befähigte, finde ich darin den Schlüssel dafür, daß ich so lange Zeit hindurch im Besitze des Vertrauens meines Königs und der Majorität der Nation zu bleiben vermochte."

Budapest, Anfangs April.

Eine diplomatische Episode aus dem amerikanischen Bürgerkrieg.

Während sich England neuerdings eine peinliche Kontroverse mit Rußland (und Deutschland) wegen seiner Haltung im amerikanisch-spanischen Kriege zugezogen hatte, ist uns fast gleichzeitig eine authentische Aufklärung über den Gegensatz der englischen und russischen Politik im amerikanischen Bürgerkrieg zu teil geworden. Insofern beidemal Rußland als Freund und England als Widersacher derselben Vereinigten Staaten auftritt, die manche Leute in London bis in die Offizialität hinein gegenwärtig für eine gemeinsame Aktion gegen Rußland und Deutschland gewinnen möchten, bilden beide Informationen ein Ganzes, dessen Philippinenteil durch die Vorgänge während des Sezessionskrieges wertvoll ergänzt wird. Wir glauben den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir diese jüngsten, in Europa bisher wenig bekannt gewordenen Mitteilungen in der Kürze resümieren.

Wie Mr. John Bigelow, der damalige Konsul und spätere amerikanische Gesandte in Paris, unlängst verlauten ließ, erhielt er im Juni 1862 ein vertrauliches Schreiben Mr. Sewards, in dem der Chef der Auswärtigen Angelegenheiten, an die Haltung der Londoner Times anknüpfend, ihm unter anderm folgendes schrieb: „Wie die Sprache der europäischen Presse sich gestaltet, muß das amerikanische Volk allmählich dahin gelangen, sich auf die Abwehr einer europäischen Invasion vorzubereiten. In dem Maße, in dem die Entschuldigung schwindet, die sich etwa dafür anführen ließe, scheinen derartige Pläne in Europa mehr und mehr Beifall zu gewinnen. Ich sage das Ihnen allein. Der Kriegsminister wünscht keine Diskussion, und ich kann mich natürlich noch weniger auf dergleichen Erörterungen einlassen ... Ich schreibe und spreche auch gegenwärtig über Mexiko absolut nichts, sondern warte vorsichtig ab. Ihnen allein will ich anvertrauen, daß, welcher europäische Staat auch sich an irgend einem Punkte

Nordamerikas einzumischen versucht sein möchte, sich nach meinem Dafürhalten schließlich einem gewissen östlichen Reiche gegenüber finden wird, dessen Manieren und Temperament nicht gerade als übermäßig liebenswürdig bekannt sind ... Alle diese Debatten über Mediation und Rekognition verbessern nicht gerade unsre Stimmung. Fährt man damit fort, so werden wir eine große Kriegsmarine schaffen. Vielleicht wäre es gut, Europa wissen zu lassen, daß Interventionsdemonstrationen uns nicht mehr beunruhigen."

Als dieser Brief geschrieben wurde, befanden sich England und die Vereinigten Staaten in erhitzten diplomatischen Verhandlungen über die Anerkennung der Südstaaten als kriegsführende Partei. England war zwar von der Invasion Mexikos, die es im Bunde mit Frankreich und Spanien unternommen, zurückgetreten, seitdem Napoleon mit Erzherzog Maximilian verhandelte, unterstützte aber Frankreich nach wie vor in seiner auf die Teilung der Vereinigten Staaten gerichteten Politik und hatte wegen der Bordung eines britischen Postdampfers bereits mit Krieg gedroht. Während der letztgenannten, schon im ersten Kriegsjahr spielenden Episode, die als der Mason-Slidell-Fall in die diplomatischen Annalen übergegangen ist, lag ein russisches Geschwader vor New York und ein andres vor San Francisco, dessen Bestimmung die von Mr. Seward Mr. Bigelow gemachten Konfidenzen bestätigt. In seinen Politischen Memoiren berichtet der bekannte Staatsmann Mr. Thurlow Weed, daß, wie ihm Admiral Farragut, der Seeheld des Bürgerkriegs, erzählte, er den ihm befreundeten Befehlshaber des russischen Geschwaders vor New York seinerzeit gefragt, warum er den Winter in New York müßig liege. „Ich liege hier," antwortete der Russe, „mit versiegelter Segelordre, die ich erst, wenn ein noch nicht eingetroffenes Ereignis statthat, zu brechen habe." Bald darauf gab der Russe zu, daß jenes Ereignis die aktive Einmischung eines dritten in den amerikanischen Bürgerkrieg wäre.

Wenige Tage darauf besuchte Mr. Thurlow Weed nach derselben Quelle Washington, wo er von Mr. Seward hörte, der russische Gesandte habe ihn dahin informiert, daß, obschon er über die Bestimmung des russischen Geschwaders nichts sagen könne, er sie doch als nicht unfreundlich bezeichnen dürfe.

Von allen genannten Personen ist Mr. Bigelow der einzige Ueberlebende, und seine wichtige Enthüllung, an sich konklusiv und bündig genug, stützt und erhärtet, was wir von den mündlichen Aeußerungen Mr. Sewards, Mr. Farraguts, Mr. Weeds und den beiden russischen Herren vernehmen. Die Tendenz der englischen Politik in jener Periode lag längst zu Tage; was wir von der Entschiedenheit des russischen Einspruchs zum erstenmal authentisch erfahren, ist aber neu und, in seiner Anwendbarkeit auf die Gegenwart, nichts weniger als veraltet. Wenn damals die russische Flotte in New York zur schließlichen Bewahrung der englischen Neutralität um so mehr beigetragen haben muß, als sie die russische Armee in Asien hinter sich hatte, so lassen sich daraus auch für die Gegenwart beachtenswerte Folgerungen ziehen.

Mr. Sewards Hinweis auf seine anfänglich dilatorische Politik in Betreff Mexikos fand einen bedeutsamen Abschluß, da es schließlich Mr. Bigelow war,

der durch Diplomatie und Entschlossenheit die Räumung Mexikos von den französischen Truppen erzwang und damit die ernsten Konsequenzen des Rückzugs in Amerika und Europa vorbereitete. Die Scene am Quai d'Orsay, in der Mr. Bigelow in einer Weise den Hut nahm, die General Bazaine zu eventuellem Abmarsch veranlaßte, ist in den Kanzleien unvergessen. C. A.

Die Marquisen von Combray.

Von

Professor Frantz Funck-Brentano.

Mag das von Napoleon I. gegründete Kaisertum die Nachwelt auch heute noch durch seinen Glanz blenden, der Mehrzahl seiner Zeitgenossen erschien es niemals als ein Reich von gesichertem Bestande. Ein großer Dramatiker unsrer Tage, der gleichzeitig ein kluger Geschichtschreiber ist, Victorien Sardou sagt ganz richtig: „In Wirklichkeit wurde das Kaisertum von der Mehrheit der Bevölkerung als eine Art Zwischenregierung angesehen, die zwar vorläufig das bedrohte Gemeinwohl sichern sollte, deren Dauer aber durch nichts verbürgt war. Es war nur zu klar: das Kaisertum war Napoleon."

Zahlreich waren denn auch die Verschwörungen und Empörungsversuche wider seine Herrschaft. Es ist Thatsache, daß, wenn die Höllenmaschine Erfolg gehabt hätte, das Kaiserreich damit gestürzt gewesen wäre. Auf Siegen war das Reich aufgebaut, und es war sein Verhängnis, daß es weiter siegen mußte und daß der Krieg auch wieder zerstören konnte, was der Krieg zusammengefügt hatte So ist es denn auch kein Wunder, wenn zahlreiche Zeitgenossen, sogar solche, die der neuen Regierung am meisten zugethan schienen, Skeptiker waren. Man weiß, daß die Mutter des Kaisers — „Madame Mère", wie ihr Titel lautete — eifrigst für die Tage der Not sparte, und, wenn ihre Töchter sich darüber lustig machten, antwortete: „Ihr werdet vielleicht noch einmal glücklich sein, diese Thaler zu finden." Die Königlichgesinnten aber gaben ihre Sache nicht verloren. Sie warteten von einem Tage zum andern auf das Ereignis, das denn auch endlich eintraf: auf den Sturz Napoleons durch Umschlag seines Waffenglücks.

Andrerseits dauerten in den westlichen und mittäglichen Provinzen die früher durch die ungeschickte Revolutionsregierung verursachten Unruhen immer noch fort. Es waren wirkliche Räuberbanden, aber wie reguläre Truppen organisiert, die das Land durchstreiften und stellenweise beherrschten. Die seit 1792 verwahrlosten Straßen sind von Wagenspuren tief durchfurcht und so ausgewaschen, daß die Fuhrleute sie vermeiden und weite Umwege über das Ackerland machen

müssen; die Postkutschen sinken in schlammige Regenpfützen, aus denen sie nur durch Vorspann von Ochsen herausgezogen werden können. Im Lande trifft man überall auf verlassene Weiler, Häuser ohne Dach, eingeäscherte Farmen, verfallene Kirchen und Schlösser. Das Bild ist nach den offiziellen Berichten von Felix Rocquain zusammengestellt, der den Zustand Frankreichs unter dem Direktorium beschrieben hat. Die Polizei kümmerte sich nur um Politik und sah diesen Vorgängen gleichgültig zu, die Gendarmerie setzte sich aus so eigenartigen Elementen zusammen, daß der Verbrecher oft in dem, der ihn festnahm, einen alten Kameraden erkannte — kein Wunder, daß sich da diese Banden von Strolchen und Wegelagerern aller Art bilden konnten: von Deserteuren, unsicheren Kantonisten der Armee, von Flüchtlingen des vorgeblichen Revolutionsheeres und Terroristen ohne Beschäftigung, kurz von dem Abschaum der Revolution und des Krieges. Diese Banditengesellschaft lebt nur von Raub und Mord; sie lagern in den Wäldern, wohin sich jetzt niemand mehr wagt, sie halten verlassene Steinbrüche besetzt, wie die von Gueudreville, die das Hauptquartier der Bande von Orgères bilden, und in denen sich eine ganze kleine Armee von Räubern in regelrechter Weise in Thätigkeit befindet, geordnet wie in einem kleinen Staate: Männer und Frauen, Führer, Unterführer, Intendanturbeamte, Patrouillen, Spione, Eilboten, Bartputzer, Aerzte und Wundärzte, Schneiderinnen, Köche, sogar ein Lehrer für die Kinder und ein Kaplan zum Messelesen!

Hauptsächlich in den westlichen Provinzen, der Normandie und Bretagne, wo der monarchische Gedanke ein Erbstück des Volkes war und durch den Landadel noch besonders gepflegt wurde, kam die Chouanerie zu voller Entfaltung.

In Georges Cadoudal, der heute noch in ganz Frankreich nur unter seinem Vornamen „Georges“ fortlebt, hatten die Chouans einen thatkräftigen und unerschrockenen Führer gefunden. „Georges“ war der einzige Mann, den Bonaparte nach seiner Ernennung zum ersten Konsul noch fürchtete. Cadoudal war am 23. August 1803 auf einem englischen Kutter „Vincejo“ an der steilen Küste von Biville mit einer Handvoll entschlossener Gefährten gelandet. Ihre Genossen erwarteten sie in Paris. Der erste Offizier von „Georges“ war ein gewisser Houvel, genannt Saint-Vincent, der aber eigentlich Raoul Gaillard hieß; er war das richtige Urbild eines unverbesserlichen Chouans, ein schöner junger Mann von dreißig Jahren, mit weißen Zähnen, frischer Gesichtsfarbe, immer aufgelegt zum Lachen und stets nach der Mode gekleidet. Die Spezialität dieses in seinem Aeußeren so feinen und aristokratischen Mannes, ebenso wie seines Bruders Armand, war die Beraubung von Postkutschen, die Staatsgelder oder auf dem Lande eingezogene Steuerbeträge nach den Hauptorten der Departements bringen sollten. Das so aufgehobene Geld floß in die Kassen der königstreuen Partei und diente dazu, die Verschworenen zu besolden. Diese Auszahlung an die Verschworenen geschah auf ebenso regelmäßige wie eigenartige Weise. Jeder von ihnen fand wöchentlich an einem bestimmten Ort, in einem unter einer öffentlichen Bank, am Fuße eines Baumes oder sonstwo angebrachten

Versteck, die ihm geschuldete Summe, so daß, wenn einer von der Polizei des ersten Konsuls, später von der des Kaisers verhaftet wurde, er außer stande war, die Hauptleitung der Verschwörung zu verraten. Die von den Verschworenen zur Befreiung Frankreichs vom Joche des Tyrannen in Aussicht genommenen Mittel waren verschiedener Art. Einen recht sonderbaren Plan, der aber von einer uns wie aus alter Zeit anmutenden Ritterlichkeit Zeugnis ablegt, entwarf „Georges“: der Graf von Artois, der Thronprätendent, sollte an der Spitze eines Trupps, der an Zahl der Eskorte des ersten Konsuls gleich käme, diesen auf dem Wege nach Malmaison erwarten und zum eigenartigen Kampfe herausfordern. Da aber die Gegenwart des Grafen von Artois zu dieser Wiederholung des Kampfes der Dreißig aus den alten Ritterzeiten unentbehrlich war und der Graf nicht erschien, mußte auf den dem Geiste vergangener Jahrhunderte entsprechenden Plan verzichtet werden.

Man liebäugelte hierauf mit dem Gedanken einer Entführung. Entschlossene Männer — die Gesellen von „Georges“ waren es übrigens alle — nahmen es auf sich, nachts in den Park von Malmaison zu dringen, Bonaparte aufzuheben und in eine Berline zu werfen, die von dreißig als Dragoner verkleideten Chouans in schärfster Gangart bis zum Meer eskortiert worden wäre. Die Ausführung dieses Gewaltstreiches wurde denn auch in der That vorbereitet; Dragoneruniformen wurden bestellt und von einem Schneider geliefert. Uebrigens hatte die Mehrzahl der Chouans kein festes Ziel im Auge; sie besaßen nur den Glauben an ihre Sache, aber diesen festen, unerschütterlichen Glauben, der auch heute noch in seiner ehrlichen Treuherzigkeit und Uneigennützigkeit Achtung einflößen muß.

Mitten unter diesem Trupp Männer nun, die bis an die Zähne bewaffnet im Freien schlafen und ihr Lager im Waldesdickicht aufschlagen, erscheinen zwei Frauen, deren zartes und edles Wesen unsre Romanciers zu Dichtungen und den großen Balzac zu einem seiner Meisterwerke „Madame de la Chanterie“ begeistert haben und heute wiederum die Aufmerksamkeit unsrer Geschichtschreiber auf sich ziehen. Gosselin Lenôtre, der sich schon durch seine vorzüglichen Arbeiten über die Revolutionszeit einen Namen gemacht hat, beschäftigt sich in einem eben veröffentlichten Werke mit der Marquise de Combray und ihrer Tochter Karoline. Das Buch, das dieselben Vorzüge lebendiger Darstellung, Wärme des Vortrags und tiefes Wissen wie die früheren Veröffentlichungen des Verfassers aufweist, ist „Tournebut“ betitelt, nach dem Namen des Schlosses, das der Marquise von Combray als Residenz diente und ein Sammelpunkt der Verschworenen werden sollte.

Die Marquise von Combray war eine geborene Geneviève Geryn von Brunelles und Tochter eines Präsidenten des Rechnungshofes und der Finanzverwaltung der Normandie. Ihr Gatte Jean Louis Armand Emanuel Helye von Combray starb 1784 und hinterließ ihr zwei Söhne und zwei Töchter und ansehnliche Güter in der Umgegend von Falaise in der Normandie. Frau von Combray war, wie einer ihrer unversöhnlichsten Feinde, ihr Schwieger-

sohn Acquet von Férolles, später von ihr sagen sollte, von herrischem Charakter. Sie hatte einen starken, thatkräftigen Geist und wußte Gefahren wie widerstreitenden Meinungen zu trotzen. Die tollkühnsten Pläne schreckten sie nicht, und ihr Ehrgeiz war maßlos. Balzac macht aus der edlen Marquise in seinem schönen Roman eine fromme und ergebene Heilige, die die Leiden des Lebens bewundernswert erduldet. In Wirklichkeit zeigen aber die in den Nationalarchiven und denen des Gerichts von Rouen erhaltenen Urkunden sie in einem ganz andern Lichte.

Das Schloß Tournebut bei Vernon, das sich die Marquise nach ihrem Geschmack umgemodelt hatte, war der Schloßherrin würdig. Ueberreste von ihm haben sich bis heute erhalten. Victorien Sardou hat es besucht und uns seine Beschreibung gegeben: „Vom ursprünglichen Schlosse, wie es vom Marschall von Marillac gebaut worden war, bestehen nur noch die Nebengebäude: eine Terrasse, von der man Aussicht auf die Seine hat, der zum Rasenplatz umgewandelte Burghof, eine alte Lindenallee und die einstige Einfriedigung. Das Gesamtbild ist dabei aber dasselbe, wie es im Jahre 1804 war. Beim Anblick dieser großen Wälder, die bis dicht an die Wallmauer herankommen, begreift man, wie gut diese Behausung sich für einen geheimnisvollen Verkehr, für verdächtige Zusammenkünfte eignen mußte. Ein großer Turm krönt nicht weit vom Schlosse den Gipfel eines ziemlich steilen mit Wald bestandenen Hügels, mitten in einer Lichtung, von der aus man einen weiten Ueberblick über den Flußlauf hat." Noch weit in die Zeit des Kaiserreichs hinein war Tournebut ein Chouansnest. Die Umänderungen, die die Marquise an dem Schlosse vorgenommen hatte, sind unglaublich; man glaubt sich in abenteuerliche, geheimnisvolle Romane derjenigen unsrer Schriftsteller, die über die blühendste Phantasie verfügen, versetzt! Das Schloß war riesig, ein hoher Saal folgte dem andern; ein wahrer Wald von Gebälk unter dem Dachstuhl und auf den Speichern erschien dem Auge wie das Gewimmel zahlloser Pfeiler und Gewölbe eines Domes. Eine kleine versteckte Treppe führte in ein Gemach, das unter dem Dache eines engen Pavillons gelegen war. Der Raum besaß nur ein nach Norden gehendes und in der Art von Vorhängen mit einem Fetzen grünen Tuches verziertes Fensterchen. Statt der Möbel stand nur ein schlechtes Bettgestell mitten im Zimmer; die Wände sahen ganz gleich aus, und nirgendwo war etwas Verdächtiges zu bemerken. Der Eingeweihte freilich begab sich an das Bett, schob die Hand unter die Sprungfedermatratze und zog einen bestimmten Nagel heraus. Sofort hörte man dann hinter der Mauer ein Gegengewicht sich loslösen, und ein Durchgang öffnete sich in ein Zimmer, das groß genug war, um fünfzehn Leute aufzunehmen. Am andern Ende des Schlosses befand sich ein Speicher, in dem stets eine Menge schmutziger Wäsche auf Stricken hing. Ein dicker Balken mit einer Verschalung von Brettern, die von Tragleisten gehalten wurden, war fast in Höhe des Fußbodens befestigt. Aus einer mit wurmstichigem Holze angefüllten Höhlung des Balkens mußte man ein Stück Eisen hervorziehen, dieses mit einem der scheinbar fest in die Tragleisten eingetriebenen Nägel in Verbindung bringen,

und man sah sofort die Bretter zurückweichen und eine Thüre in ein Zimmer, in dem leicht fünfzig Leute Unterkommen fanden, sich öffnen.

Hier waren Waffen und Vorräte versteckt, und hier fanden auch die sonderbaren Gesellen ihre Zuflucht, denen die Marquise von Combray und ihre Tochter Karoline, von der später noch die Rede sein wird, selber die Nahrung brachten. Es waren Deville, genannt „Tamerlan“, die Brüder Tellier, der „Willkommene“ Du Bac, Colin, genannt „Cupido“; ein deutscher Raufbold Namens Fierle, genannt „der Kaufmann“, und andre wie „Sauve-la-Graisse“, „Sans-Quartier“ und „Perce-Pataud“.[1]) Immer häufiger fanden jetzt auch Ueberfälle auf Postkutschen mit Staatsgeldern und deren Ausraubung in dieser Gegend statt. Die Räuber entkamen mit ihrer Beute, ohne eine Spur von ihrem geheimen Versteck zu hinterlassen.

Die Marquise von Combray fand an ihrer Tochter Karoline eine tüchtige Helferin. Karoline war von kleiner Gestalt — so groß wie ein sitzender Hund, sagte man —, dabei aber ein reizendes Geschöpf, mit blendend weißer Haut und ebenholzschwarzen Haaren von wunderbarer Fülle. Sie hatte große, dunkle, sehr ausdrucksfähige Augen, war zärtlich, sehr romantisch, sehr gefühlvoll und dabei lebhaft und freimütig im höchsten Grade. Was sie besonders anziehend machte, war diese Mischung von Kraft und Sanftheit. Ihre Erziehung im Kloster der Neukatholiken von Caën, wo sie sechs Jahre zugebracht hatte, war vorzüglich gewesen. Lehrer aller schönen Künste hatten sie unterrichtet, so in der Musik der große Tondichter Boieldieu.

Nach der Hinrichtung von Georges Cadoudal (am 25. Juni 1804) war Baron d'Aché, in der Chouanerie unter dem Namen des „großen Alexanders“ bekannt, Haupt der Bewegung geworden. Vor den Verfolgungen durch die Polizei des Kaisers — denn Bonaparte war aus der Verschwörung von „Georges“ als Kaiser hervorgegangen — hatte sich d'Aché ein Versteck in Tournebut geboten. Er befand sich hier in voller Sicherheit, umgeben von glühenden Königstreuen, die alle von seinem Heldenmute und seiner Thatkraft begeistert waren. Unter den Gästen der Marquise von Combray lebte noch ein entflohener Priester, der Pater Lemercier, der den Schloßbewohnern predigte und ihren Eifer für die ersehnte Umwälzung, die den Thron seinen rechtmäßigen Erben wiedergeben sollte, immer wieder zu neuem Feuer anfachte.

An einem Sommertage des Jahres 1795 stellte sich bei dem Pater Lemercier ein Unbekannter ein und zeigte die warme Empfehlung eines andern entflohenen Priesters, der verborgen in Caën lebte, vor. Der Mann war ein andrer Chouansführer, der Namen und Titel eines „Generals Lebret“ trug. Er war von kleiner Gestalt, mit brandroten Haaren und Bart, und sein Blick hatte die Farbe und Härte des Stahles. Der neue Verfechter der heiligen Sache, der mit seinem

---

[1]) Unübersetzbare Spitznamen, deren Sinn ist: „Schmerbauchretter“, „Kein Quartiergeber“ (der dem Feinde das Leben nicht schont) und „Republikanertöter“; „Pataud“ = Tölpel war der Spottname, den die Vendéer ihren republikanischen Gegnern gaben.

wahren Namen Louis Acquet von Hauteporte, Ritter von Férolles hieß, wurde von den Damen von Combray herzlich und ohne jeden Argwohn aufgenommen, und er zögerte nicht, sich in ihr innigstes Vertrauen einzuschleichen.

Das Leben in Tournebut war eigentlich für die Tochter der Marquise das weltabgeschiedene Dasein in einem Kloster. Sie war dabei jung, hübsch und feurig, kein Wunder, daß ihre Seele sich begeisterte und ihr Herz sich den ersten Regungen der Liebe öffnete.

Uebrigens hatte sie eine reiche Erbschaft zu erwarten, denn die in den verschiedenen Gegenden der Normandie gelegenen Güter ihrer Mutter waren von ansehnlichem Werte.

Acquet war unter der Maske eines ritterlichen Edelmannes in Wirklichkeit ein Abenteurer. Früher war er Offizier in Lille gewesen, sollte wegen einer häßlichen Spionagegeschichte, in die er verwickelt war, verhaftet werden und hatte, da er es nicht wagte, sich dem Emigrantenheer anzuschließen, sich nach dem westlichen Frankreich gewandt, um Mitglied der im Lande und in den Wäldern herumstreifenden Chouans zu werden. Im Grunde hatte die Politik aber wenig mit seinem Handeln zu thun. An der Spitze einer Bande Gesellen seines Schlages plünderte er zu seinem eignen Vorteil die Reisenden und brandschatzte die Käufer von Nationalgütern. Er besaß eine besondere Geschicklichkeit darin, die Kassen ländlicher Steuereinnehmer auszuheben; um diesen eigenartigen Unternehmungen dann aber einen Anstrich von Königstreue zu geben, fällte er nachts in den Dörfern, in deren Nähe er so gehaust hatte, die errichteten Freiheitsbäume.

Karoline von Combray betrachtete ihn freilich mit ganz andern Augen. Acquet rühmte sich seiner Opfer und seiner Treue und prahlte mit mehr oder weniger erfundenen Heldenthaten. In dieser Abgeschlossenheit war das Herz des jungen Mädchens besonders empfänglich für diese Eindrücke. Bald mußte die Mutter ihre Einwilligung zu der Heirat, die unvermeidlich geworden war, geben. Nach der Vereinigung ließ sich Acquet vorläufig in den Besitz der in Donnay bei Falaise gelegenen Güter der Familie von Combray setzen. Es war dies die größere Hälfte ihrer Besitzungen und seinerzeit bei der Eintragung des Namens des ältesten Sohnes der Marquise in die Emigrantenlisten mit Beschlag belegt worden. Kaum ist Acquet von Férolles Herr dieser Güter, so macht er alles zu Geld; er läßt alle Waldungen, sogar die Baumgruppen und Laubgänge in den Parkanlagen abholzen. „Die Herrschaft Combray," sagt ein Zeitgenosse, „wurde unter seinen Händen eine Art Wüste." Die arme Karoline mißhandelte er; ja es kam vor, daß er ihr das Gesicht blutig schlug. Eines Tages bedrohte er sie sogar mit der Pistole; auch seine Kinder, kleine Mädchen, wurden nicht besser behandelt, sie waren immer grün und blau von den Schlägen ihres Vaters.

Karoline mußte aus ihrem eignen Hause fliehen. Sie reichte gegen ihren Gatten die Ehescheidungsklage ein, und Acquet sah sich bedroht, durch Gerichtsbeschluß von den Combrayschen Gütern, auf denen er seit seiner Heirat mit Karoline ein so nutzbringendes Dasein führte, vertrieben zu werden.

Augenscheinlich lag alles Unrecht auf seiner Seite, und der Gerichtsbeschluß hätte sich unmöglich für ihn erklären können. Um nun aber seine Frau ins Unrecht zu setzen, faßte er den Plan, ihr scheinbar als Vermittler einen seiner alten Kameraden von der Chouanerie, einen gewissen Le Chevalier, zu senden. Le Chevalier war ein durchaus andrer Mann als Acquet von Férolles, und Acquet, der seine Frau kannte, wußte wohl, welch geschickte Falle er ihr damit stellte.

„Le Chevalier," schreibt Lenôtre, „war ein schöner Jüngling von fünfundzwanzig Jahren, mit schwarzem Haar, matter Hautfarbe und weißen Zähnen. Er hatte einen warmen Blick, eine weiche Stimme und war überdies von elegantem Wuchse, von unverwüstlicher guter Laune, trotz seines melancholischen Gesichtsausdrucks, und von erprobter Kühnheit." Er war wirklich ein edler, treuer Charakter, der sich der Sache des unterworfenen Königtums nicht so sehr aus monarchischer Gesinnung, als weil es die Sache der Unterdrückten und Besiegten war, angeschlossen hatte.

Diese neue Person, die plötzlich im Leben von Karoline von Combray, verehelichte Acquet auftauchte, entsprach ganz dem Bilde, das sie sich von einem Helden gemacht hatte: er war so schön, so tapfer, so edel, sprach mit solcher Sanftheit und Liebenswürdigkeit, daß Frau Karoline ihn wegen dieser Eigenschaften, die für sie in ihrem armen verfehlten Leben ebensoviele überraschende und aufregende Entdeckungen waren, bald mit zügelloser blinder Leidenschaft zu lieben begann. Sie gab sich ihm hin, bedingungslos, sie nahm teil an seinem Abenteuerdasein, an seinem Leben voll Entbehrungen und Gefahren. Jetzt wird sie auch von ihrer Mutter verstoßen, die ihrer Tochter die Verirrung nicht verzeihen kann. Nur eins bleibt als Bindeglied zwischen ihnen bestehen: der gemeinsame Kampf für das Königtum. Während die Marquise von Combray aber aus royalistischer Ueberzeugung kämpft, sieht ihre Tochter in all dem heißen Ringen, in all den Gefahren nur die Möglichkeit, mit dem Geliebten zusammen zu sein; sie ist glücklich, ihm alles opfern zu dürfen, Namen, Vermögen, Ehre, Kinder und bald sogar ihr Leben.

So beanspruchen die beiden Frauen, Mutter wie Tochter, in ihrem festen, großartigen Charakter, der weder Schwäche noch Nachgiebigkeit kennt, in ihrem Handeln, zu dem sie durch verschiedene Beweggründe getrieben werden, die gleiche Aufmerksamkeit, ja man könnte sagen Bewunderung von uns, wenn nicht so viele und stellenweise gemeine Verbrechen ihren Weg bezeichneten.

Zuweilen verschwand Le Chevalier. Man konnte bald beobachten, daß jede seiner Abwesenheiten mit dem Ueberfall einer Post zusammentraf. Meist konnten diese Streifzüge keine großen Bedenken einflößen; der Kutscher und oft sogar die Bedeckung des Wagens waren Spießgesellen der Chouans; ein Scheinkampf wurde mit einigen Pistolen- und Flintenschüssen aufgeführt, und während die einen Wache standen, leerten die andern die Geldkisten. Die Staatsgelder wurden bis zum letzten Sou geteilt, während man Sorge trug, die für Privatleute bestimmten Summen wieder in die Kisten zurückzulegen. Wenige Stunden später

war die ganze Bande wieder in Caën, und die lärmenden und lustigen Gelage im „Café Hervieux“, wo die Gesellen sich zusammenzufinden pflegten, waren kaum dadurch unterbrochen worden.

Es ist im übrigen fast unglaublich, wie sich eine Bande von bewaffneten, einquartierten und für zwei Monate mit allen zum Lebensunterhalte nötigen Mitteln versehenen Rebellen, die die Straßen unsicher machten und sich in den Wäldern auf die Lauer legten, in der Umgegend von Caën und Falaise dieses richtige Mohikanerleben führen konnten, ohne daß sich ein Gendarm um sie zu kümmern schien. Und dabei stehen wir jetzt in der glorreichsten Zeit der kaiserlichen Herrschaft. Die Chouanerie hatte eben unter die Bevölkerung des Westens einen solchen Geist der Empörung getragen, daß die Obrigkeit jeder Art sich gegenüber dieser immer wieder ausbrechenden Seuche machtlos fühlte.

Zu Beginn des Aprils 1807 war ein Plan von ganz besonderer Wichtigkeit in Aussicht genommen worden. Beim Herannahen jedes Vierteljahresschlusses wurden große Kassenbestände zwischen den Hauptorten der Departements versandt; so schickten denn auch die Steuereinnehmer von Alençon, St. Lô und Evreux Geldsummen nach Caën. Diese Gelegenheit war günstig und die Leitung des Unternehmens von Le Chevalier einem besonders entschlossenen Chouan, einem gewissen Allain, genannt „General Antonio“, anvertraut. Außer Allain bestand die Truppe aus noch sechs Leuten: dem schon oben erwähnten deutschen Abenteurer Fierle, dem Zimmermann Charles François Michel, genannt „der große Karl“, Grenthe, genannt „Herzkönig“, Le Hérocey, genannt „die Weisheit“, dem Zimmermann Gabriel Lebrée, genannt „La Chesnay“ oder „Schlehdorn“ und endlich Jacques Louis Marie Le Lorault, genannt „die Jugend“.

Einige Tage vor Ausführung des vorbereiteten Unternehmens entschloß sich Le Chevalier, nach Paris zu fahren, wo er seine Pläne besser zur Ausführung zu bringen glaubte, und wohin ihm das aus den Staatskassen geraubte Geld nachgesandt werden sollte. Er umarmte Frau Acquet zärtlichst, und beide schwuren sich ewige Liebe und treues Gedenken. So trennten sie sich, ohne zu ahnen, daß sie sich nie mehr wiedersehen sollten.

Karoline blieb nicht unthätig, arbeitete sie doch für ihren Geliebten. Sie selber bereitete die Nahrung für die sieben unter dem Dachstuhl des Schlosses untergebrachten Leute. Heu- und Strohbündel dienten ihnen als Lager, und es war ihnen streng anempfohlen, unter keinem Vorwand, es sei was es sei, ihr Versteck zu verlassen. Jeden Abend schlüpfte Frau Acquet in dies verpestete Loch. Sie erschien, wie Lenôtre sagt, mit einem Sonnenschirm in ihren behandschuhten Händen, in hellem Musselinkleide, auf dem Kopfe einen Strohhut, unter dem ihre schwarzen Augen wie Sterne funkelten. Gewöhnlich war sie von ihrer Dienstmagd Rosalie Dupot, einem großen, starken Mädchen, und von einem Schuster Namens Joseph Buquet aus Donnay begleitet. Sie brachten große irdene Schüsseln in der Form von Eßnäpfen mit Kalbfleisch, das im Backofen gebraten war, und Kartoffeln. Für die rohen Gesellen, die über die Unbeweglichkeit, zu der sie verurteilt waren, Ungeduld empfanden, war dies die ersehnte

Stunde des Wohllebens und der gepfefferten Witze. Die schöne Schloßherrin schien sie nicht übelzunehmen; graziös und heiter saß sie auf dem Ehrenplatze des Mahles. Sie bewegte sich frei unter den verrohten Männern und forschte, ob ihnen nichts abginge und sie mit der Beköstigung zufrieden wären.

Der Tag des Handstreichs brach an. Frau Acquet hatte am Vorabend mit den Chouans gezecht, ihr kleines Köpfchen hatte es aber nicht vertragen, und sie war betrunken geworden. Krank kam sie nach Falaise zurück; trotzdem begab sie sich am folgenden Morgen nach Donnay, aus Angst, ihre Abwesenheit könnte bemerkt werden. War doch dieser 7. Juni ein Sonntag, und Frau Acquet hatte, wie sie es jedes Jahr zu thun gewohnt war, die Ausschmückung der Ruhealtare für die Prozession zu besorgen. Den ganzen Vormittag arbeitete sie mit einem ihrer Pächter zusammen, die Altardecken auszubreiten und die Wände mit Grün zu verkleiden. Sie füllte die Blumenstreukörbchen der Kinder mit Rosenblättern und bekränzte ihre reinen Stirnen mit Rosen. Ohne Zweifel schweiften aber ihre Gedanken von dem frommen Feste in die Wälder hinüber, wo die Chouans im hohen Grase hinter dem Buschholz kauerten und auf die goldbeladene Kutsche warteten. Später gestand die unglückliche Frau sogar, daß sie sich in der Verwirrung ihres Geistes nicht einmal gescheut habe, Gott um Erfolg ihrer Unternehmung anzuflehen.

Der Streich glückte denn auch. Sechzigtausend Franken wurden in der Post ausgehoben, und den Gesellen, die alle der Verfolgung entkamen, gelang es, das Geld im Garten des Schusters Joseph Buquet in Donnay in Sicherheit zu bringen.

Den weiteren Verlauf kann man sich denken. Die Helfershelfer beim „Falle Quesnay“ — wie der Raub nach dem Namen der Gemeinde, auf deren Boden die Staatskasse geplündert worden war, genannt wurde — waren zu zahlreich, als daß sie lange den Nachforschungen einer so gut eingerichteten Polizei, wie es die von Fouché war, hätten entschlüpfen können. Der erste, der gefangen wurde, zog die übrigen nach. Auch die alte Marquise von Combray wurde in dem Gefängnis von Rouen festgesetzt. Nur Frau Acquet entkam den Verfolgungen, da sie eine eigenartige Zuflucht gefunden hatte, und zwar bei einem der Gendarmen, die mit ihrer Festnehmung beauftragt waren.

Wie soll man ihr elendes Leben schildern, das sie von dem Tage an führen mußte, wo sie, gezwungen zu fliehen und ein Versteck zu suchen, keine andre Hilfe mehr fand als die, die sie dem Mitleid zu verdanken hatte. Täglich war sie inmitten der rohen, groben Gesellen, die sie zum Teil selber für die Sache ihres Geliebten angeworben hatte.

Gerade dieses ist die spannendste und dramatischste Seite der ganzen Erzählung, zu sehen, wie unglücklicherweise nach und nach beim Kampfe um des Lebens Notdurft die Verteidiger einer an sich edlen und ehrenwerten Sache zu gemeinen Banditen herabsinken. Auch Karoline von Combray wurde in dem Augenblick, als sie erfuhr, daß man nach ihr suchte, um auch ihr den Prozeß zu machen, in dem Augenblick, als sie ihr Leben in Gefahr sah, von einer entsetzlichen, entehrenden Todesangst gepackt.

Der Gendarm Chauvel aus Falaise war ein hübscher Mann von 36 Jahren, gedienter Husar, ein braver Unterthan, aber, trotzdem er verheiratet und Vater von drei Kindern war, immer noch ein Liebhaber des schönen Geschlechts und hinter jeder Schürze her. Wenn Chauvel bei Weibern war, vergaß er, nach Aussage seiner Kameraden, alles. In sein Haus floh Karoline Acquet; sie bat die Mutter Chauvels, sie bei sich aufzunehmen, versprach, ihr Kostgeld zu zahlen, und rief ihr Mitleid an. Chauvels Mutter, die Wäscherin war, ließ sich rühren und gab ihr eine Speicherkammer im dritten Stock, wohin sie Bettzeug schaffen und auf dem Fußboden ausbreiten ließ. Von hier aus schrieb denn auch die arme Frau ihrer Mutter, daß sie ein sicheres Versteck gefunden habe. Es war allerdings sehr sicher, aber sie teilte ihrer Mutter auch nicht mit, unter welcher Schmach sie es erkaufen mußte. Man ahnt wohl, in welche Beziehungen sie zu dem Gendarm getreten war. Chauvel brauchte nur ein Wort fallen zu lassen, und sie wurde verhaftet; er schwieg, und das Dasein, das von nun an die beiden führten, war so elend, daß es noch mehr Mitleid als Abscheu hervorrufen muß.

Ihre Mutter, die alte Marquise von Combray, gab indessen im Gefängnis von Rouen in nichts nach, sie blieb stolz und thatkräftig und zeigte keine Spur von Mutlosigkeit. Ihre Wachen wie ihre Richter behandelte sie von oben herab; sie blieb die hoheitsvolle Schloßherrin von Tournebut und sprach zu ihnen nur wie zu Vasallen. Um ein Geständnis aus ihr herauszulocken, versetzte der Sekretär des Präfekten des unteren Seine-Departements, ein gewisser Licquet, der den Vorsitz bei der Untersuchung führte, sie in den Glauben, als sei er durch ihre Gründe bekehrt und auf ihre Seite gebracht worden. So glaubte sie ihm Briefe an ihre Mitgefangenen und Parteigenossen zur Bestellung anvertrauen zu dürfen. Die alte Marquise lebte im Glauben, dergestalt aus der Tiefe ihrer Zelle heraus immer noch ihre Anhänger, die sie alle als ihre Diener betrachtete, zu lenken und zu leiten, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß gerade diese Freiheit, zu schreiben, die man ihr gelassen hatte, eine Falle für ihre Arglosigkeit sein sollte. In weniger als einem Monate hatte sie so über hundert Briefe an ihre Mitschuldigen geschrieben, lauter Briefe, die durch die Hände der Untersuchungsrichter wanderten. Dem einen schrieb sie die zu machenden Aussagen vor, dem andern empfahl sie Stillschweigen, kurz, sie forderte als unbeschränkte Richterin das Bestimmungsrecht über alles, was zu thun oder zu lassen wäre, und konnte sich nicht vorstellen, daß irgend einem der armen Teufel sein Leben lieber wäre als das Glück, ihr gehorchen zu dürfen. Das Schicksal wollte es, daß sie auf diese Art selber an der Verhaftung ihrer eignen Tochter Karoline Acquet schuld war, als sie ihr den Befehl übersandte, das beim Gendarmen Chauvel gefundene Versteck zu verlassen und nach England zu fliehen.

Karoline wurde nun auch ihrerseits in das Gefängnis von Rouen eingebracht. Ihre Vernehmung wurde zur Marter für sie. Sie kam in die Hände eines Polizeibeamten von teuflischer Erfindungsgabe, des schon genannten Präfektursekretärs Licquet. Um den letzten Rest von Widerstandskraft im Herzen

der jungen Frau zu brechen, erfand dieser nichts Besseres, als ihr zu sagen, daß es Le Chevalier, der heißgeliebte Mann, dem sie alles geopfert hatte, selbst gewesen sei, der sie verraten und hätte festnehmen lassen. Doch die Liebe hat eine unergründliche Tiefe. Karoline Acquet wurde durch die Mitteilung niedergeschmettert, aber so groß war ihre Zuneigung, ihre Hingebung für den jungen Chouan, daß selbst diese Ueberzeugung, die man ihr eingeflößt hatte, und die ihr Herz brach, sie nicht dazu bewegen konnte, ein Wort gegen ihren Geliebten auszusagen. Licquet erhielt von ihr das Versprechen eines Geständnisses nur gegen die Versicherung, dem gleichfalls festgenommenen Le Chevalier die Freiheit zu verschaffen. In der That ließ man denn auch Le Chevalier aus dem Temple in Paris entweichen — allerdings nur, um ihn sofort wieder einzufangen —, und Frau Acquet entschloß sich bei der Nachricht von seiner Flucht zu einem vollständigen Bekenntnis von allem, was sie über die Verschwörung und die Einrichtung der Chouanerie, an der sie teilgenommen hatte, wußte.

Der Prozeß begann am 15. Dezember 1807 im großen Saale des Gerichtsgebäudes in Rouen. Eine Menge Neugieriger drängte sich im Zuhörerraum. Man hatte für die dreiundzwanzig Angeklagten eine besondere Bühne errichten müssen. Aller Augen richteten sich auf Frau Acquet, die sich unter ihnen befand. Sie trug ein schwarzes Kleid; ergeben, wie stumpfsinnig saß sie da, als sei schon alles Leben aus ihrem Körper geflohen. Ihre Mutter, die Marquise von Combray, war dagegen sehr lebhaft, erkundigte sich bei jedem einzelnen und konnte von ihrem Verteidiger nur mit Mühe zur Ruhe verwiesen werden. Ein großer Teil der Angeschuldigten wurde zum Tode verurteilt, unter ihnen Karoline Acquet. Sie hörte den Todesspruch schweigend an. Die alte Marquise wurde mit Prangerstehen und zwanzig Jahren Zuchthaus bestraft, was in Anbetracht ihres hohen Alters einer lebenslänglichen Haft gleichkam.

Vergebens reisten die Töchter der verurteilten Frau Acquet, drei kleine Mädchen, bis weit nach Oesterreich hinein und flehten den Kaiser um Gnade für ihre Mutter an — der Kaiser blieb unbeugsam.

Durch die Rue du Gros-Horloge bewegte sich der Zug nach dem alten Markte in Rouen, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Frau Acquet saß in dem Henkerwagen, in langem, ganz weißem faltigem Kleide; sie selber aber war noch weißer als ihr Kleid. Sie starb ruhig, wie sie seit Monaten gelebt hatte. Auf dem Gerüste der Guillotine erschien sie blaß und gefaßt; ihre großen schwarzen Augen funkelten unter dem schwarzen Haar, doch ihr Blick war nicht mehr von dieser Welt. Ohne Entsetzen, ohne Schrei legte sie sich auf das Schwebebrett, mit dem sie unter das Fallbeil geschoben wurde. Dann fiel ihr Kopf.

Die alte Marquise hatte ebenfalls auf dem alten Marktplatz die Strafe des Prangerstehens zu erdulden. Man brachte sie auf das Gerüst, auf dem ein Schandpfahl stand mit einer Inschrift, die den Grund ihrer Verurteilung kund gab. Sie trug ein veilchenfarbenes Seidenkleid; als sie sich standhaft weigerte, den Kopf zu erheben, zog der Henker zur Verschärfung ihrer Qualen die Enden

der über ihr Gesicht herabfallenden Haube in die Höhe und befestigte sie mit Nadeln. Doch was die alte Marquise dann vor ihren Augen sah, war dazu angethan, sie zu erfreuen und zu stärken. In den vordersten Reihen der fast stummen und ehrfurchtsvollen Menge, die den Platz füllte, standen Damen in Trauerkleidung; dicht zusammengeschlossen näherten sie sich der Verurteilten, so weit es gestattet war, und während der sechs Stunden, die die tapfere Chouanne am Pranger, dem Schandpfahl der gemeinen Verbrecher, ausgestellt war, leisteten abwechselnd die vornehmsten, an Titeln und Würden reichsten Personen der Stadt ihr ehrfurchtsvoll Gesellschaft. Einige Damen legten sogar Blumen zu ihren Füßen nieder und verwandelten so die Züchtigung in eine Verherrlichung.

Die Marquise von Combray wurde hierauf in das gewöhnliche Zuchthaus gebracht, wo sie ihre Strafe inmitten von Frauen der gemeinsten Sorte abbüßen mußte wie die schlimmste Verbrecherin.

Doch sollte ihr noch eine zweite Verherrlichung, glänzender noch als die erste, zu teil werden. Das Ereignis, an dessen Kommen sie nie gezweifelt hatte, trat endlich ein: das Kaiserreich brach zusammen, und die, die von ihr stets als die rechtmäßigen Könige Frankreichs ausgerufen worden waren, wurden wieder auf den Thron zurückgeführt. An einem Sonntage, dem 1. Mai 1814, zur selben Stunde als Ludwig XVIII. in Saint-Ouen einzog, verließ die Marquise von Combray das Gefängnis, in dem sie saß. Sie schlief die erste Nacht in ihrem Pariser Haus in der Rue des Carmélites und begab sich am folgenden Morgen auf ihren alten Herrensitz Tournebut zurück. Der Spruch des Gerichtes von Rouen wurde in den Akten gelöscht und mit allen seinen möglichen Folgen für ewige Zeiten aufgehoben.

Am 5. September wurde die alte Marquise dem König am Hofe feierlich vorgestellt, und am folgenden Tage berichteten alle Zeitungen über dies Ereignis, das sie in einem Augenblick für ihre jahrelangen Leiden und Prüfungen entschädigte. Diese außergewöhnliche Gunst brachte alle Combrays zu Ehren; von allen Seiten buhlte man um ihr Wohlwollen. Und wenn die alte Marquise wie eine Prinzessin durch die Straßen von Rouen schritt, die ihre Schmach einst gesehen hatten, so neigte sich alles vor ihr; in die Säle der Präfektur, durch die sie einst von ihren Kerkermeistern mit Handschellen geschleppt worden war, zog sie, immer noch in stolzer Haltung, mit diamantenen Lilien im Haar, wie eine Siegerin ein. Bei den Gastmählern aber, zu denen der höchste Adel sich beehrte, sie zu bitten, erzählte sie dann mit bewundernswerter Ruhe und Gedächtnisschärfe ihre Erinnerungen aus dem Zuchthause und vom Pranger.

Was ihren Schwiegersohn Acquet von Férolles betraf, der ihr Leben und das ihrer Tochter vergiftet hatte, so mußte der verabscheute Mann aus Donnay wie ein Verbrecher fliehen und der Familie Combray die Güter, die er ihnen für immer entrissen zu haben wähnte, zurückerstatten.

Frau von Combray wurde aber noch mehr und in noch unvergänglicherer Weise gefeiert; ihr Name sollte auf die Nachwelt kommen. Seine Unsterblichkeit ist durch den wunderbaren Balzacschen Roman „Madame de la Chanterie,“

deren Heldin die Marquise von Combray ist, begründet; ebenso aber auch durch die trefflichen geschichtlichen Arbeiten eines Ernest Daudet, Gustave Bord, de la Sicotière und vor allem durch das dramatische und gleich einem Romane spannende Werk von Georges Lenôtre, das uns, abgesehen von einigen persönlich gesammelten Beiträgen, auch als Führer für diese Zeilen gedient hat.

Wir wollen denn auch die Geschichte mit einer ebenfalls Lenôtre entlehnten Betrachtung schließen: Vielleicht schweiften im Verlaufe der tragischen Nacht, als Napoleon besiegt, allein in dem verlassenen Fontainebleau weilte, die Gedanken des großen Kaisers neidisch zu den Gestalten jener hartnäckigen Royalisten zurück, die sich weder durch die Gleichgültigkeit ihres Fürsten, noch durch die Ungewißheit, jemals eine Belohnung ihrer Dienste zu erhalten, von ihrem Thun abschrecken ließen. Um diese Stunde eilten die Generale, die er mit Titeln und Reichtümern überhäuft hatte, den Bourbonen entgegen; von hundert Millionen Unterthanen, über die er zur Zeit seiner Macht geherrscht hatte, blieb ihm nicht ein Freund; sein Mameluck hatte ihn verlassen, und sein Kammerdiener war geflohen; — da dachte er an den guillotinierten „Georges“, an den am Fuße der Stadtmauer von Grenelle erschossenen Le Chevalier, an den Freiherrn von Aché, den die kaiserliche Polizei auf einem einsamen Wege hatte erdolchen lassen, und er selber mußte jetzt des Cromwellschen Ausrufs gedenken: „Wer würde das wohl für mich thun?“ Vielleicht war dieser Gedanke der quälendste von allen, die ihn quälten. Seine eigne Sache mußte erst durch das Unglück gefeit sein, um auch ihrerseits begeisterte Anhänger und Märtyrer zu finden.

Zur Vorgeschichte des Eintritts Bayerns in den Rheinbund.

Von

Graf Bray-Steinburg.

Bloß mit den Anzeichen tiefgehender Entrüstung spricht heute der nationalgesinnte Bayer von den Tagen des für alle Zeiten begrabenen Rheinbundes und denkt er der Hekatomben bayerischer Krieger, die, dem korsischen Eroberer Heeresfolge leistend, in weiter russischer Erde ruhen. Nur wenigen dieser für eine nationale Politik Begeisterten sind aber die historischen Ereignisse bekannt, die Bayern gezwungen haben, im Interesse der eigensten Erhaltung als unabhängiges Staatsgebilde der nationalen Politik zu entsagen und sich in das Fahrwasser der französischen Rheinbundspolitik zu retten. — Ein in den hinterlassenen Papieren des einstigen bayerischen Gesandten Chevalier späteren

Grafen François Gabriel de Bray befindliches Memorandum[1]) behandelt in eingehender Weise die vorerwähnten Ereignisse, die den Kurfürsten von Bayern veranlaßt haben, der für sein Volk so notwendigen strengen Neutralitätspolitik eine andre Richtung zu geben.

Der bei der Thronbesteigung Max Josephs eben erst beendete Krieg drohte von neuem zu entbrennen, ehe noch die in dem Frieden von Campo-Formio festgelegten, die deutschen Einzelstaaten interessierenden Bestimmungen erfüllt worden waren, während andrerseits die von dem Wiener Hofe unter mysteriösen Umständen zugestandene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Bayern um ein Vierteil seines Territoriums zu reduzieren drohte. — Zudem begegneten auf dem Rastatter Kongreß die legitimen Ersatzansprüche Bayerns auf Entschädigung für die abgetretenen Gebietsteile einem so hartnäckigen Widerstand seitens der kaiserlichen Kommissare, daß das Mißtrauen des Kurfürsten gegen den guten Willen des kaiserlichen Hofes nur zu gerechtfertigt erscheinen mußte.

Nichtsdestoweniger glaubte er nach dem Scheitern der Rastatter Kongreßverhandlungen und dem erfolgten Wiederausbruch des Krieges seinen Bundespflichten nicht entsagen zu dürfen, vielmehr das bayerische Kontingent und die sonstigen Hilfsmittel des Landes dem kaiserlichen Oberkommando zur Verfügung stellen und auf solche Weise zur Erhaltung der Reichsintegrität beisteuern zu sollen. Die bayerischen Truppen blieben in diesen trüben Tagen die treuen Verbündeten des kaiserlichen Heeres, dessen Beschwerden und Mißgeschick sie redlich teilten. Der einzige Lohn, den indessen der Kurfürst für seine loyale Haltung ernten sollte, bestand in dem Bewußtsein treu erfüllter Bundesgenossenschaft, ohne daß ihm, selbst im Verlaufe des Krieges, die Symptome jener verderblichen, egoistischen Politik entgehen konnten, die Oesterreich seit Jahrhunderten der hingebenden Haltung des bayerischen Herrscherhauses entgegenzusetzen gewohnt war. Ingolstadt, die einzige bayerische Festung, wurde infolge eines österreichischen Separatabkommens den Franzosen übergeben und das Land selbst von den österreichischen Truppen in schamlosester Weise ausgesogen. Als endlich der Frieden von Luneville diesen traurigen Zuständen ein Ende machte und die kaiserliche Regierung in stand setzte, ihren Verbündeten die Anerkennung für die so treu geleisteten Dienste zu beweisen, hatte diese — von dem steten Gedanken beseelt, die österreichische Macht auf Kosten Bayerns zu vergrößern — nichts Besseres zu thun, als von dem Kurfürsten die Abtretung Bayerns bis zur Isar zu beanspruchen und ihm als Entschädigung eine Vergrößerung Bayerns durch Inkorporierung einzelner reichsunmittelbarer Städte und bischöflicher Güter im schwäbischen Kreise anzubieten. Der Gedanke, sich der schönsten und reichsten Teile seiner Erblande entäußern und hierfür einzelne minderwertige, noch dazu räumlich weit getrennte Gebietsteile als Ersatz entgegennehmen zu sollen, mußte den in treuer Liebe seinen Unterthanen zugethanen Kurfürsten mit tiefer Trauer

[1]) Exposé des motifs qui ont déterminé la conduite de S. A. S. Electorale Palatine de Bavière envers la Cour Impériale de Vienne (Octobre 1805).

erfüllen; dennoch glaubte er die österreichischen Vorschläge nicht kurzerhand ablehnen, sondern hierauf zunächst in ehrfurchtsvoller, immerhin aber dilatorischer Weise antworten zu sollen. Zunächst wandte er sich deshalb, zur Vermeidung der Neuordnung der Verhältnisse in dem von Oesterreich angestrebten Sinne, an die befreundeten Regierungen von Rußland, Preußen und Frankreich, nicht ohne sich hierdurch das hohe Mißfallen des österreichischen Kabinetts zuzuziehen, das bestrebt war, seine Transaktionen mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen. Die österreichischen Pläne fanden, wie zu erwarten war, in keiner Weise die Zustimmung der angerufenen Höfe, vielmehr wurde zwischen Rußland und Frankreich ein neues Kompensationsprojekt vereinbart, das die kaiserliche Regierung, wiewohl dessen Einzelheiten dem Kurfürsten gänzlich unbekannt geblieben waren, zu neuen Rekriminationen gegen ihren Verbündeten veranlaßte. In erster Reihe wurde österreichischerseits geltend gemacht, daß ein großer Teil der dem Kurfürsten zugedachten Gebiete von dem kaiserlichen Hofe für den Erzherzog Ferdinand in Aussicht genommen sei, um diesen für den Verlust des Großherzogtums Toskana schadlos zu halten; und diese Prätension wurde auch standhaft verfochten, trotzdem daß die fraglichen Gebietsteile sich in günstiger Weise an das Kurfürstentum anlehnten und Bayern somit mit Recht erwarten konnte, daß sie ihm für die vielfachen gebrachten Opfer von Oesterreich selbst angeboten werden würden. Nichtsdestoweniger bestand die kaiserliche Regierung, nachdem die Entscheidung der mit der Indemnitätsfrage beschäftigten Mächte bekannt geworden war, auf neue direkte Verhandlungen mit Bayern, deren Kern die Verzichtleistung Bayerns auf einen großen Teil der ihm zugesprochenen Entschädigungen bilden sollte. Die Weigerung des Kurfürsten, diesen Zumutungen ein geneigtes Ohr zu leihen, mit andern Worten sich seiner alten oder neuerworbenen Rechte freiwillig zu entäußern, wurde in Wien als ein Zeichen offenkundiger Feindschaft bezeichnet und hiergegen sowohl in Paris und Petersburg als bei dem Reichstage in Regensburg Beschwerde erhoben. Aber hiermit nicht zufrieden, zögerte die Wiener Regierung nicht, den Worten die That folgen zu lassen, indem sie unmittelbar nach Bekanntwerden der zugesprochenen Indemnitäten das an Bayern gefallene Bistum Passau militärisch besetzen ließ. Dieser Streich wurde thatsächlich durch das kraftvolle Auftreten Preußens und Frankreichs pariert, während der ganzen Dauer der Indemnitätsfrage jedoch schien es Oesterreich darauf abgesehen zu haben, nichts unversucht zu lassen, was zur materiellen Schädigung der bayerischen Ansprüche führen konnte. Bald waren es Teile des alten Bayerns, bald dem Kurfürstentum zugesprochene Kompensationsobjekte, die von Oesterreich für sich in Anspruch genommen wurden und die ihrerseits durch im Herzen Bayerns gelegene geistliche Güter ersetzt werden sollten, bis es schließlich der kaiserlichen Regierung in ihrem Bestreben, für den Großherzog von Toskana weitergehenden Ersatz zu erreichen, gelang, von Frankreich und Rußland die Uebergabe Eichstädts zu erlangen, das ohne andre Kompensation als einige vage Versprechungen von Bayern wieder abgetreten wurde.

Aber auch dieses neue schwere Opfer vermochte nicht, Bayern vor den stets sich erneuernden österreichischen Ansprüchen zu sichern. Kaum hatte die Reichsdeputation die Indemnitätsfrage in endgültiger Weise geregelt, als auf Grund eines zwischen Frankreich und Oesterreich getroffenen Separatabkommens vom 26. Dezember 1802 diese letztere Macht mit einer ganzen Reihe von Ansprüchen hervortrat, die auf angeblichen unveräußerlichen Rechten des österreichischen Kaiserhauses beruhen sollten. Alle den österreichischen Besitzungen benachbarten Staaten des Reichs wurden von dieser neuen Rechtsauffassung mehr oder minder betroffen, am schwersten aber der Kurfürst von Bayern, dem auf Grund einer seit lange aufgegebenen nominellen Würde eines Markgrafen von Burgau bedeutende Territorien entrissen wurden. Hiermit noch nicht zufrieden, beeilte sich die österreichische Regierung, unter Anrufung des Prinzips vom herrenlosen Gute (droit d'épave), die in der Wiener Bank niedergelegten sehr beträchtlichen Kapitalien im Betrag von 12 Millionen Gulden, die aus Stiftungen stammten, deren Sitz in den neuerworbenen kurfürstlichen Gebieten lagen, kurzerhand als herrenloses Gut zu konfiscieren und dem österreichischen Fiskus einzuverleiben. Die in dieser Hinsicht an Seine Kaiserliche Majestät gerichtete Vorstellung des Kurfürsten wurde als lästige Anmaßung bezeichnet, und als die bayerischen Beamten es wagten, der Brutalität der österreichischen Kommissare entgegenzutreten, was zu gelegentlichen Streitigkeiten führte, wurde dieser wohlbegreifliche Widerstand gegen eine schamlose Spoliation als ein Attentat gegen die kaiserliche Würde und als Beleidigung einer Großmacht gebrandmarkt. Wie bezüglich Burgaus in Schwaben nahm die kaiserliche Regierung keinen Anstand, auch gewisse phantastische Ansprüche in der Oberpfalz zu erheben und zwar auf Grund alter feudaler Rechte, die dem Prager Hof zustehen sollten, durch die Bestimmungen des Tetschener Friedens aber längst beseitigt waren. Ohne Rücksicht auf die Bestimmungen dieses Friedensvertrags, vielmehr in dem unvermeidlichen Bestreben, dessen Wirkungen hinfällig zu machen, zauderte die österreichische Regierung keinen Augenblick, ihren vorgeblichen Rechten durch die bewaffnete Macht Nachdruck zu verleihen und bayerische Gebietsteile zu besetzen. Abermals erklärte der Kurfürst sich bereit, mit dem kaiserlichen Hofe in Verhandlungen zu treten und eine friedliche Lösung der entstandenen Schwierigkeiten herbeizuführen. Thatsächlich wurden auch beiderseits Kommissare ernannt, deren Verhandlungen jedoch allem Anscheine nach auf Grund von geheimen, aus Wien gekommenen Weisungen gänzlich unfruchtbar verliefen und schließlich abgebrochen werden mußten.

Inzwischen hatte die bayerische Regierung Anstalten getroffen, die kurfürstliche Verwaltung in den neuerworbenen Ländern zu organisieren und insbesondere in den Gebieten von Würzburg und Bamberg die Rechte des reichsunmittelbaren Adels mit den bayerischen Verwaltungsprinzipien in Einklang zu bringen. Der in seinen Rechten sich bedroht glaubende Feudaladel wandte sich jedoch an den kaiserlichen Hof, der auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, ohne heftige Rekriminationen gegen den Kurfürsten zu erheben und ihn schließlich zu

zwingen, auf die Ausübung des Jurisdiktionsrechtes in den ihm zugesprochenen Gebieten zu verzichten. Ueberdies aber wurde der Kurfürst von den kaiserlichen diplomatischen Agenten bei allen fremden Staaten als ehrgeizig und streitsüchtig denunziert, während er doch seit seiner Thronbesteigung sich die Gunst des kaiserlichen Hofes durch eine ununterbrochene Reihe von Opfern zu erringen bestrebt gewesen war und sich auch jetzt noch bereit erklärte, allen Ansprüchen sich zu fügen, die nicht geradezu die Existenz des Staates bedrohten.

*

Es erübrigt nun noch, die letzte Phase dieses systematischen Oppressivsystems zu berühren, dessen auf die Spitze getriebene Prätensionen den Kurfürsten veranlaßt haben, seiner Willfährigkeit gegen die kaiserliche Anmaßung ein Ziel zu setzen und seiner Politik eine andre Richtung zu geben.

Der Friede von Lüneville hatte die Beziehungen zwischen dem heiligen römischen Reich deutscher Nation und Frankreich geregelt und der Herstellung friedlicher Beziehungen die Wege geebnet. Alle auf die deutschen Bundesfürsten bezüglichen Abmachungen waren in Kraft getreten. Namentlich der Kurfürst von Bayern hatte sowohl als deutscher Bundesfürst als in seiner Eigenschaft eines durch einen Privatvertrag mit Frankreich gebundenen Souveräns allen Grund, sich der französischen Zuvorkommenheit zu erfreuen, und erblickte mit voller Berechtigung in dem Kaiser der Franzosen den Nachfolger der aus dem Westfälischen und Tetschener Frieden erworbenen Rechte, insofern sie sich auf die Garantie der pfalzgräflichen Besitzungen Bayerns bezogen. Inmitten dieser Epoche tiefen Friedens, dessen sich im übrigen alle Großmächte zu erfreuen hatten, erregte der bedeutende Gebietszuwachs Frankreichs in Italien eine gewisse Beunruhigung. Die kurfürstliche Regierung indessen, eingedenk der Pflichten, die Bayern als Staat zweiten Rangs oblagen, ließ sich von dieser Bewegung in keiner Weise hinreißen; vielmehr konzentrierte sie alle ihre Bemühungen darauf, bei den deutschen Bundesstaaten die friedliche Strömung zu fördern und sich selbst mit allen Garantien striktester Neutralität bei einem etwa ausbrechenden Konflikt zu umgeben. Thatsächlich stand das Deutsche Reich als solches den entstandenen Differenzen gänzlich fremd gegenüber; diese waren vielmehr ausschließlich zwischen Frankreich und dem um seine Hausmacht und Vorherrschaft in Italien besorgten österreichischen Kaiserhause zum Austrag zu bringen. Kaum zeigte es sich aber, daß die zwischen den beiden Großmächten geführten Verhandlungen kein befriedigendes Resultat erwarten ließen, als die kaiserliche Regierung sich beeilte, nicht nur ihre gesamte Kriegsmacht zu mobilisieren, sondern auch bedeutende Truppenmassen gegen die bayerische Grenze vorzuschieben. Die bezüglich des österreichischen Wohlwollens gesammelten Erfahrungen der bayerischen Regierung berechtigten in München zu um so höherem Mißtrauen gegen die österreichischen Rüstungen, als Nachrichten aus Wien die gegen Bayern gehegte Animosität bestätigten und dort die Besetzung Bayerns im Falle eines Krieges öffentlich diskutiert wurde. Alle angeblichen Missethaten Bayerns

wurden zu diesem Zwecke in der österreichischen Hauptstadt von neuem hervorgeholt: die früheren zahlreichen Beschwerden Bayerns wurden zu ebenso vielen Beleidigungen des kaiserlichen Hofes gestempelt, ehrfurchtsvoller Einspruch gegen österreichische Spekulationen als Rebellion gegen das Reichsoberhaupt gebrandmarkt; endlich wurden die in den neuen Gebietsteilen eingeführten Verwaltungsmaßregeln Bayern als Verbrechen angerechnet, trotzdem daß unter dem Schutze dieser Maßregeln die neu erworbenen Provinzen eine früher nicht gekannte gedeihliche Entwicklung erfahren hatten. Ungeachtet der in München herrschenden Besorgnisse, die durch einzelne von den österreichischen Truppen verübte Grenzverletzungen nicht vermindert wurden, blieb doch in Bayern alles ruhig. Das Vertrauen in die Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe des kaiserlichen Hofes gewann schließlich die Oberhand und führte sogar zu direkten Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Kabinetten über die Abtretung gewisser kurfürstlicher Besitzungen in Böhmen.

Diese in der Hoffnung auf Erringung der kaiserlichen Gunst begonnenen Verhandlungen waren dem Abschluß nahe und der Kurfürst bereit, in ein neues schweres Opfer einzuwilligen, als unvermutet am 6. September 1805 der Feldmarschall-Leutnant und Vizepräsident des österreichischen Kriegsrats Fürst von Schwarzenberg in München als Ueberbringer von Vorschlägen eintraf, deren Inhalt den Kurfürsten überraschen und mit schweren Sorgen erfüllen mußte. Diese ihrer ganzen Form nach als kategorische Forderung aufzufassenden Vorschläge des österreichischen Hofes gipfelten in der Zumutung, die bayerischen Truppen mit den österreichischen zu vereinigen und gemeinsam mit Oesterreich gegen Frankreich zu marschieren. „Seine Majestät der Kaiser," bemerkte der Fürst, „verkenne nicht die Beweggründe, die es Seiner kurfürstlichen Gnaden wünschenswert erscheinen lassen könnten, sich das österreichische Begehren nicht anzueignen; indessen stehe die kaiserliche Regierung unter dem Drucke noch viel dringenderer Beweggründe, und da es für Bayern ein Ding der Unmöglichkeit sein werde, absolute Neutralität zu beobachten, so sei Seine Kaiserliche Majestät in die Unmöglichkeit versetzt, von dem gestellten Verlangen abzusehen, sondern Allerhöchstdieselbe werde gegen ihren Willen in die Zwangslage versetzt werden, alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel anzuwenden, um Ihrer Forderung Geltung zu verschaffen." Fürst Schwarzenberg erklärte ferner, daß er beauftragt sei, jeden Zweifel in die Freundschaft oder die Reinheit der Absichten Seiner Majestät zu bannen und dem Kurfürsten die Zusicherung zu erteilen, daß Seine Majestät bereit sei, im Falle eines Entgegenkommens die Integrität Bayerns zu schützen und, wie auch der Krieg enden möge, niemals in eine Abtretung oder einen Tausch bayerischen Gebietes zu willigen.

Für Bayern bedeuteten diese österreichischen Vorschläge nicht mehr und minder als die Verweigerung der Neutralität bei bedingungsloser Allianz gegen Frankreich und als Kompensation für die verlangten Opfer die Garantie der bayerischen Integrität, die übrigens außer von Oesterreich von keiner Seite her bedroht war; entgegengesetztenfalls aber Verminderung des bayerischen Terri-

toriums und eventuelle Vernichtung seines Bestandes. Diese Drohung kennzeichnet die Unaufrichtigkeit der österreichischen Politik um so deutlicher, als die Instruktionen an den Fürsten Schwarzenberg am 3. September ausgefertigt worden waren, das ist am selben Tage, an dem eine an die französische Regierung gerichtete Deklaration des Wiener Kabinetts die Versicherung erteilte, daß die beiden Regierungen (von Oesterreich und Rußland) übereingekommen seien, im Falle eines Ausbruchs des Krieges sich jeder territorialen Verschiebung im Bereiche der deutschen Bundesstaaten zu enthalten. Bei alledem bestand Fürst Schwarzenberg darauf, innerhalb 24 Stunden mit einer entschiedenen Antwort versehen zu werden, wobei er darauf hinwies, daß jede Verzögerung als Ablehnung und eine Ablehnung als offene Feindschaft aufgefaßt werden würde. In dieser grausamen Zwangslage glaubte der Kurfürst zunächst sein ganzes Bestreben darauf richten zu müssen, einer unmittelbaren Invasion seines Landes vorzubeugen und der Schande der Entwaffnung seiner Armee zu entgehen. Im Vertrauen auf die Großmut und Seelengröße des österreichischen Monarchen zauderte er nicht, dem Kaiser mitzuteilen, daß er sein Kabinett beauftragt habe, mit dem Fürsten Schwarzenberg einen Vertrag abzuschließen, in Gemäßheit dessen die bayerischen Truppen sich mit den österreichischen Streitkräften vereinigen sollten, indem er aber zugleich Seine Majestät beschwor, Bayern die Greuel eines Krieges zu ersparen und ihm die erbetene Neutralität zu gewähren. Dieses unter dem Zwange dringendster Umstände verfaßte Schreiben, das in der Folge als ein Zeichen politischer Unehrlichkeit dem Kurfürsten vorgeworfen worden ist, war der in bayerischen Diensten stehende General-Leutnant Graf Nogarello beauftragt, mit erneuten Bitten um Neutralität dem kaiserlichen Hofe zu überbringen.

Am folgenden Tage, das ist am 7. September, setzte sich Fürst Schwarzenberg mit dem bayerischen Minister des Aeußern, Freiherrn von Montgelas, in Verbindung, um die Einzelheiten des vom Kurfürsten zugesagten Vertrages zu vereinbaren. Bei dieser Gelegenheit aber trat in unverblümter Weise das von Oesterreich gegen Bayern verfolgte System zu Tage, das in einer Sequestrierung und einer wenn auch zunächst noch verblümten Annektierung des gesamten Kurfürstentums gipfelte. Nicht nur wurde dem Kurfürsten zugemutet, sein ganzes Land zur Verfügung des österreichischen Generalstabes zu stellen, sondern die bayerischen Truppen sollten sich auch nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigen — sondern unter sie zerstreut werden. Alle Einwendungen des Freiherrn von Montgelas gegen diese exorbitante Anforderung blieben erfolglos. Niemals könne Seine Majestät, bemerkte Fürst Schwarzenberg, in eine Abänderung der gestellten Forderungen willigen. Als einzige mögliche Erleichterung deutete der Fürst die Befreiung der Hauptstadt München von militärischer Besetzung mit einem Rayon von höchstens einer Meile an. Im übrigen erklärte der österreichische Feldmarschall zur Unterzeichnung eines endgültigen Vertrags überhaupt nicht ermächtigt zu sein und verwies auf den General v. Mack, mit dem sich ein bayerischer Unterhändler in Verbindung zu setzen habe, nachdem

er mit den weitestgehenden Aufschlüssen über Stärke und Kantonnements der bayerischen Truppenteile versehen worden sei. Diese seien dem österreichischen Unterhändler als Grundlage für die militärischen Pläne des kaiserlichen Hauptquartiers zur Verfügung zu stellen. So endete diese Mission des Fürsten Schwarzenberg, die dem Kurfürsten keinen andern Ausweg ließ, um dem Verlust von Ehre und Freiheit zu entgehen, als sich der unmittelbaren österreichischen Machtsphäre zu entziehen. Am 8. September verließ dieser thatsächlich München, um zunächst in Würzburg Aufenthalt zu nehmen. Dieser Entschluß ist dem Kurfürsten in der Folge als im Widerspruch zu seinen dem österreichischen Hofe gemachten Zusagen stehend bitter vorgeworfen worden — augenscheinlich aber mit vollem Unrecht. Denn wenn der bayerische Fürst als Zeichen seiner loyalen und ehrfurchtsvollen Haltung gegen das Reichsoberhaupt auch darein gewilligt hatte, im alleräußersten Falle die bayerischen Truppen unter das Kommando der österreichischen Heerführer zu stellen, so konnte er doch nie und nimmermehr die Aufgabe seiner persönlichen Freiheit und die Vernichtung seines Landes und seiner Dynastie unterschreiben, die durch die Zerstreuung und Inkorporierung seiner Truppen in das österreichische Heer unwiderruflich besiegelt worden wären. Und daß es Oesterreich mit seinen kategorischen Forderungen auch vollkommen ernst war, bezeugen die nachfolgenden Verhandlungen des bayerischen Oberstleutnants Ribeaupierre mit General Mack. Auch dieser Herr bezeichnet die Inkorporierung der bayerischen Truppen als eine conditio sine qua non, und niemand wird bestreiten können, daß durch dieses starre Festhalten an einer niemals zugestandenen und unter allen Umständen unannehmbaren Bedingung dem Kurfürsten nicht seine volle Aktionsfreiheit wiedergegeben worden wäre.

Inzwischen hatten die österreichischen Truppen am 8. September, während noch Fürst Schwarzenberg in München weilte, den Inn überschritten und bayerisches Gebiet besetzt. Dieser Fall an sich zeigt zur Genüge, von welchem Geist das politische und militärische Vorgehen Oesterreichs gegen Bayern beseelt war. Indessen war die bayerische Regierung dieser Aktion insofern zuvorgekommen, als sie unmittelbar bei der Abreise des Kurfürsten den im Süden des Landes dislozierten Truppen Befehle behufs Konzentrierung nach Norden hatte zukommen lassen und diese in keiner Weise vorbereitete Rückwärtsbewegung in vollster Ordnung durchgeführt worden war. Aber auch jetzt noch glaubte der Kurfürst seine Bemühungen zur Erlangung der Neutralität nicht aufgeben zu sollen und wandte sich deshalb mit neuen Bitten an das kaiserliche Kabinett. Thatsächlich erschien auch am 21. September der kaiserliche Minister Graf zu Buol-Schauenstein in Würzburg, der zwar die einfache Union der bayerischen mit den österreichischen Truppen zugestand, im übrigen aber die Anerkennung der Neutralität standhaft verweigerte. Nun hatten aber die politischen Verhältnisse seit den Verhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg einen totalen Umschwung erfahren. Am 6. September war die souveräne Unabhängigkeit Bayerns noch nicht in Frage gezogen worden, die österreichischen Truppen waren auf dem eignen Gebiete konzentriert, die Beziehungen zwischen den Höfen von

Wien und Paris waren vollkommen friedliche gewesen und hatten den Rahmen diplomatischer Auseinandersetzungen nicht verlassen. Unter solchen Verhältnissen hatte es der Kurfürst schmerzlich empfinden müssen, in Diskussionen verwickelt zu werden, deren Ausgang noch gänzlich unentschieden war und die Bayern als Staat zweiten Ranges und als Teil des deutschen Bundesgebietes in keiner Weise berühren konnten. Heute indessen war diese Grundlage gänzlich verrückt, und zur Zeit, als Graf Buol in Würzburg eintraf, hatten die ursprünglich rein diplomatischen Verhandlungen einer geradezu kriegerischen Sachlage Platz gemacht. Bayern war von einem freien Staat, den es noch in den ersten Tagen des Monats dargestellt hatte, heute in ein unter fremder Occupation seufzendes Land verwandelt worden. Die Oesterreicher hatten die bayerische Grenze überschritten und schoben ihre Truppen in Eilmärschen gegen Schwaben vor, während die französische Regierung unter dem Drucke der bedrohlichen Haltung Oesterreichs auch ihrerseits Truppen an die Grenzen warf. Im französischen Interesse war es offenbar gelegen, die deutschen Bundesstaaten nicht als feindliche Operationsbasis gegen sich verwenden zu lassen, so daß den zwischen Frankreich und Oesterreich gelegenen Staaten nur die Alternative übrig blieb, sich dem einen oder andern der streitenden Teile anzuschließen, da ihnen für die Einhaltung einer effektiven Neutralität alle Vorbedingungen mangelten.

Aber auch noch bei der gegenwärtigen schwierigen politischen Sachlage versuchte der Kurfürst eine Verständigung mit Wien anzubahnen und bot dem Grafen Buol die strikteste Neutralität Bayerns an, wenn anders die Vorbedingungen hierzu von Oesterreich gewährt würden, das ist die Mobilisierung des bayerischen Heeres und die Zurückziehung der österreichischen Truppen vom bayerischen Territorium. Hiervon wollte der österreichische Unterhändler absolut nichts wissen, ließ dagegen aber durchblicken, daß die Neutralität, wenn sie überhaupt gewährt werden könne, die Entlassung der bayerischen Truppen zur Voraussetzung haben müsse. Eine solche Zumutung, die Bayern widerstandslos jeder fremden Invasion preisgab, von welcher Seite sie auch kommen mochte, konnte selbst dann nicht der Gegenstand ernstlicher Verhandlungen werden, als Graf Buol die Entlassung der Truppen auf die rein bayerischen Heeresteile zu beschränken geneigt war, während die in Franken und Schwaben dislozierten Truppen unter den Fahnen zu belassen zugestanden wurde. Die Konferenzen mußten sonach resultatlos verlaufen, und thatsächlich verließ Graf Buol Würzburg wieder am 27. September. Die von diesem Unterhändler in Aussicht gestellten Ehren und Vorteile für den Fall des Eingehens auf die österreichischen Wünsche konnten um so weniger ins Gewicht fallen, als man sich bayerischerseits über den Wert dieser unter dem Drange politischer Verhältnisse gemachten Versprechungen keinen Illusionen hingeben konnte und zudem diese Vorteile an Bedingungen geknüpft waren, die dem Verluste an Ehre und Selbständigkeit des bayerischen Herrschers gleichkamen. Von diesem Moment an mußte der Kurfürst darauf gefaßt sein, von Oesterreich als Feind angesehen und behandelt zu werden, und es blieb ihm thatsächlich keine andre Wahl, als seine Truppen

mit den französischen Kolonnen zu vereinen, die herbeieilten, um Bayern vor der feindlichen österreichischen Invasion zu schützen. Die österreichische Heeresverwaltung hatte übrigens dafür gesorgt, über ihre Absichten keinen Zweifel aufkommen zu lassen, und hatte bereits begonnen, auf das unglückliche Fürstentum den ganzen Druck einer feindlichen Invasion auszuüben. Selbst für den Fall eines Einvernehmens war es die zugestandene österreichische Absicht gewesen, die kaiserlichen Heere auf Kosten des verbündeten Bayerns zu unterhalten, und man kann sich hieraus eine Vorstellung bilden, in welch barbarischer Weise diese aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengewürfelten Truppen sich als Feinde in Feindesland gerierten. Inmitten der Greuel dieses Krieges sind übrigens dem Kurfürsten die rührendsten Beweise von Ergebenheit und treuer Anhänglichkeit seiner Unterthanen nicht vorenthalten geblieben, der sicherste Beweis dafür, daß bei der von ihm in diesen schwierigsten Tagen verfolgten Politik das bayerische Volk treu und unerschütterlich hinter seinem Herrscher gestanden ist.

*

Heute sind die Tage dieser für Bayern so unglücklichen Großmachtspolitik für immer vorüber, und aus dem Spielball großmächtlicher Intriguen und Ambitionen, als den Bayern sich in seiner Isolierung seit Jahrhunderten dargestellt hat, ist ein mächtiges und geachtetes Mitglied jenes großen Gemeinwesens geworden, über das der deutsche Aar seine mächtigen Fittiche breitet und unter dessen Schutz es auch Bayern vergönnt ist, in friedlicher Arbeit seine kulturellen und wirtschaftlichen Ziele zu verfolgen.

Als charakteristisch für die damalige Anschauung des vielgeprüften Kurfürsten mag schließlich die folgende Anekdote hier noch Platz finden:

Als in den letzten Augusttagen 1805 der nachmalige Gesandte Bayerns in Berlin, Chevalier F. G. de Bray, in München weilend mit seinem hohen Herrn im Schloßpark von Nymphenburg wandelte, rief der Kurfürst unter dem Eindruck des glänzenden Morgens: „Welch herrlicher Tag!“ und als Chevalier de Bray hierauf bemerkte: „Wir werden hoffentlich noch länger das schöne Wetter behalten, da wir Ostwind haben,“ brach der Kurfürst mit einem Seufzer in den Ruf aus: „En effet, mon cher Chevalier, la seule bonne chose qui nous vienne de ce côté-là!“

München, Januar 1902.

Einige Briefe des Großherzogs Karl Alexander.

Ein Gedenkblatt zum 24. Juni.

Von

Graf Wintzingerode.

Eine zufällige Anwesenheit in Weimar führte mich noch einmal an den Katafalk Karl Alexanders. Liebe und Verehrung haben den Sarg, der des entschlafenen Großherzogs irdische Hülle birgt, umstanden, mancher Kranz ist an seinem Grabe niedergelegt worden, manches Wort der Anerkennung und des Dankes hat ihn hinübergeleitet in das Jenseits. Nachrufe aus den engeren Kreisen seiner Landeskinder wie aus den weiteren des deutschen Volkes haben sein Gedächtnis geehrt. Und wahrlich, er ist es wert, daß das Gedächtnis festgehalten, daß es wach erhalten werde zu unsers gesamten Vaterlandes Segen.

Heut herrscht tiefe Stille um seinen Sarg. Kaum ist ein Jahr vergangen, seit er den letzten Atemzug that. Fast hat es den Anschein, als ob unsre raschlebige Zeit schon den Schleier der Vergessenheit über den Schlafenden gebreitet hätte.

Wir stören seine Ruhe nicht, wenn treue Erinnerung an einen treuen Herrn und an dem Tage, wo er vor 84 Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, uns zu stiller Erinnerung an seiner Grabstätte zusammenführt.

Ernst v. Wildenbruch hat in seinem Gedenkblatt zum 5. Januar 1901 von dem Entschlafenen ein trefflich Bild entworfen. Das sollten wir uns vor Augen halten. Er schildert Karl Alexander als „nie auffällig hervortretend nach außen, aber als innerlich unablässig thätig“; als einen „nie flackernden Moment, aber immerfort lautlos treibende Energie“; als „immer erfüllt von der Gewalt, die man, solange man jung ist, unterschätzt, und die, je älter man wird, man als die unwiderstehlichste Seelenkraft des Menschen erkennen lernt: von unerschütterlicher Treue ...“ „Er war wie ein Mensch, der einen heiligen Gral in den Händen trägt, immerfort auf ihn hinblickend, immer nur einen Gedanken in der Seele, daß das heilige Gefäß unbeschädigt bleibe und unbefleckt.“ Und dieser heilige Gral war: die Tradition des Hauses Sachsen-Weimar, dieses Geschlechtes, das zurückführt auf die Ernestiner Friedrich den Weisen und Johann den Beständigen, des Geschlechtes, „dem das deutsche Volk nicht nur Kränze, sondern einen Heiligenschein um das Haupt legen müßte, wenn es ihm für alles danken wollte, was es an Deutschland gethan.“

Karl Alexanders Ruhm war es bis zu seinem Lebensende, trotz schwerster Prüfungen, die den Greis getroffen haben, unermüdlich in der Erfüllung seiner Pflichten als Landesherr gewesen zu sein. Es war sein Ruhm, seinem Lande die Traditionen einer auf dem Gebiete geistiger Entwicklung unsers Volkes bisher

unerreicht großen Zeit erhalten, die Güter, die in Kunst und Wissenschaft von Weimar aus errungen waren, nicht nur gewahrt, gepflegt, sondern gemehrt zu haben. Es war sein Ruhm, die Bedeutung seiner Zeit verstanden und sich mit einsichtsvollem Rat und opferfähiger That ohne Zagen und Zweifel allezeit in den Dienst der deutschen Sache gestellt zu haben.

Auch unter Karl Alexander hat das Großherzogtum Sachsen eine Bedeutung bewahrt, die über das Maß der materiellen Kräfte des kleinen Landes weit hinausging.

Aber ein pietätvolles Rasten an der Stätte, die seine irdischen Reste umschließt, rückt noch andre Erinnerungen in den Vordergrund. Nichts in dem Wesen des Entschlafenen war höher zu verehren, als die persönliche durch und durch evangelische Gesinnung, die sein ganzes Wesen beherrschte. Karl Alexander war durch und durch evangelischer Christ, jederzeit ohne Umschweif und ohne Vorbehalt bereit, dieses sein Christentum zu bekennen und auf die Seite der Bestrebungen zu treten, die der Wahrung und Weiterentwicklung unsers evangelischen Christentums dienen wollen. — Dieses Bedürfnis, zu bekennen, dieses Bedürfnis, zu helfen, sei es auch immer in der — von Wildenbruch erkannten — bescheidenen und zurückhaltenden stillen Weise seines Wesens, aber getrieben von einem warmen gläubigen Herzen, — gewiß, das ist auch ein Ausfluß treuen Festhaltens an heiligen Traditionen gewesen. Aber es ist noch mehr als nur dies. Es ist die zum Wollen und Handeln gereifte Frucht des Erinnerns und Erkennens.

Karl Alexander war evangelischer Christ ohne Scheu. Gewiß ein treuer und gerechter Landesherr auch seinen katholischen Unterthanen; gewiß die christliche Gesinnung ehrend, in welcher äußeren Gewandung immer sie ihm entgegentrat; gewiß den christlichen Gehalt in jeder Form der Anbetung des dreieinigen Gottes erkennend und im Kampfe der Meinungen jedem harten, maßlosen, die christliche Liebe auch gegen anders Denkende verleugnendem Vorgehen und Ausdruck feind. Aber nicht minder frei von aller Bedenklichkeit, sich zu dem Schatz des reinen Glaubens zu bekennen, der ihm von seinen Ahnen in die Wiege gelegt war, und denen seinen Schutz, seine offene Anerkennung und seine Hilfe zu gewähren, die es sich in unsrer Zeit zur Aufgabe gemacht haben und hatten machen müssen, sich zu vereinigen zum Schutze „deutsch-protestantischer“ Interessen. Wie hätte es auch anders sein können bei einem Herrn, dessen Stammbaum nicht allein auf den Beschützer Luthers und die dem Stamme der Ernestiner entsprossenen fürstlichen Vorkämpfer für die Sache der reinen Lehre zurückführt, sondern der auch mit lebendigstem, unmittelbarstem Interesse in die Geschichte der letzten Jahrhunderte, in das Auf und Ab von Licht und Finsternis eingedrungen war und von ihr gelernt hatte.

So und nicht anders ist mir der verstorbene Großherzog erschienen, seit ich ihm näher treten durfte, als schon dem jugendlichen Gaste an seinem gastfreien, sittenreinen, angeregten und anregenden Hofe vergönnt gewesen war. — Daß ich ihm nun im Alter innerlich näher treten durfte, verdankte ich, nächst

dem Wohlwollen des Fürsten, meiner Beteiligung an der Schaffung und meiner Zugehörigkeit zum Evangelischen Bunde. Leider pflegte und pflege ich über meine persönlichen Erlebnisse, soweit sie keinen dienstlichen Charakter tragen, und abgesehen von dem, was in Briefen verstreut sein mag, schriftliche Aufzeichnungen nicht zu machen. Aber ich halte es doch dem Zweck dieser Zeilen für entsprechend, und es wird mir zu einer Pflicht der Pietät, wenigstens einiges von dem hier anzuführen, was mir als für das Streben und Wirken des Großherzogs Karl Alexander auf interkonfessionellem Gebiete und für seine Denk- und Sinnesart besonders charakteristisch erschienen ist.

Karl Alexander wollte evangelischer Christ sein und heißen. Ich habe ihn nie die engere Bezeichnung einer besonderen Richtung innerhalb der evangelischen Kirche anwenden hören. Die Bezeichnung „Protestant“ aber hätte er am liebsten ganz ausgeschlossen gesehen. So hoch ihm die mutvoll befreiende That der Fürsten und Städte stand, von der wir diesen Namen ableiten und mit der sie für die freie evangelische Lehre und Predigt eintraten, — es war eine Bezeichnung, die ihm als zu eng, zu negativ erschien. Sie betonte ihm als Bezeichnung unsrer Glaubensgemeinschaft zu sehr die Kampfesstellung, die doch nicht Selbstzweck ist, und entsprach ihm nicht der Erhabenheit unsers Glaubens und unsrer guten Sache, — auch nicht im Gegensatz zum „Katholizismus“, der jedenfalls kein höheres Recht als die evangelische Glaubensgemeinschaft für sich in Anspruch zu nehmen hat, als das „allgemeine“ Christentum zu gelten.

Karl Alexander legte ferner bei den Bestrebungen des Evangelischen Bundes entscheidenden Wert darauf, daß es diesem gelingen möge, die Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze innerhalb der evangelischen Kirche zum Schweigen zu bringen, sie in der gemeinsamen Arbeit in den Hintergrund treten zu lassen. Verlangte er schon im Kampfe gegen den modernen Katholizismus die Vermeidung aller Schärfe, alles Verletzenden, so waren ihm die innerkonfessionellen — leider oft genug in den schrillsten Tönen oder mit unlauteren vergifteten Waffen geführten — Streitigkeiten als ein Zeichen unevangelischer, unchristlicher Gesinnung vollends zuwider. Es verging kaum ein Gespräch, wo diese Grundanschauungen nicht hervortraten. Und wie er Liebe, Einigkeit und festes Zusammenhalten von uns Evangelischen im allgemeinen forderte, so erwartete und ersehnte er dies vor allem auch von den evangelischen Fürsten und den einzelnen Landeskirchen. Er hat nicht aufgehört, das Verlangen nach Wiederaufrichtung eines Corpus Evangelicorum im Sinn zu tragen. Und wenn heute der Gedanke eines engeren Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Kirchen bei der Gedächtnisfeier des Herzogs Ernst des Frommen, auch eines Ernestiners, in den begeisternden Reden des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg und unsers Kaisers Wiederhall fand, so ist das nichts andres, als ein verheißungsvoller Schritt weiter auf dem Wege, der dem verstorbenen Großherzoge vorschwebte.

Ganz besonders war aber für den hohen Herrn ein unbegrenztes Vertrauen auf den endlichen Sieg der guten Sache bezeichnend. Der Großherzog erkannte wohl die ultramontane Gefahr für unser Land und Volk und schlug sie wahrlich

nicht gering an. Aber der „Sieg der „Wahrheit", der Wahrheit, die nur im Evangelium und in Christi Person gefunden werden kann, war ihm mehr als Hoffnung; sie war ihm wie seiner hohen Gemahlin selige Gewißheit. Diese Gewißheit war es, die dazu beitrug, ihn selbst da, wo er die Notwendigkeit der Gegenwehr des Kampfes erkannte, so versöhnlich und friedfertig stimmte.

Ich darf mich für das Gesagte auch auf die schriftlichen Zeugnisse des Entschlafenen berufen, deren Besitz mir eine wertvolle Erinnerung ist.

Als ich dem um die entschlafene Gemahlin mit seinem Lande trauernden Großherzog, zugleich im Auftrage des Evangelischen Bundes, unser Beileid ausgesprochen hatte, richtete der hohe Herr das folgende, auch über die Kreise des Evangelischen Bundes hinaus bereits bekannte Schreiben an mich:

Weimar, den 8. April 1897.

„Auf das herzlichste danke Ich Ihnen, lieber Graf Wintzingerode, für die trostreichen Worte, die Sie im Namen des Evangelischen Bundes an Mich gerichtet haben bei der neuen schweren Heimsuchung, die über Mich hereingebrochen ist.

Mit Recht schließt sich auch der Evangelische Bund der allgemeinen Trauer um Meine geliebte Gemahlin an, die, treu den oranischen und nicht minder den ernestinischen Ueberlieferungen, Mir bei der Erfüllung Meiner Aufgaben als evangelischer Fürst zu allen Zeiten die treueste und festeste Stütze gewährt hat.

Je mehr die Interessen der evangelischen Sache an ihr verloren haben um so ernster erkennen die Angehörigen Meines Hauses ihre Pflicht, sich deren Förderung in Zukunft mit ihren ganzen Kräften zu widmen und ebenso das Vorbild der Entschlafenen sich vor Augen zu halten, wie auch eingedenk zu bleiben der glaubensstarken Vorfahren und ihres Wahlspruches: ‚Verbum Dei manet in æternum.'

Möchte der Himmel uns bei unsern Bestrebungen seinen Segen geben Mit diesem Wunsche verbinde Ich die erneute Versicherung Meiner Ihnen bekannten Gesinnungen für Ihre Person, indem Ich verbleibe

Ihr

sehr wohlgeneigter

Karl Alexander."

Im Herbst 1898, nach der in Magdeburg abgehaltenen Generalversammlung des Evangelischen Bundes gab ferner die Ueberreichung von Abdrücken einiger dort gehaltener und andrer Vorträge und Schriften Veranlassung zu dem hier im Auszuge folgendem Dankschreiben:

Weimar, den 13. Januar 1899.

„Der reiche Inhalt der Mir von Ihnen zugesandten Schriften und die immer aufs neue einstürmenden und sich mehrenden Geschäfte ermöglichen Mir erst heute, am 13. Januar, Ihnen für Ihren Brief vom Ende vorigen Monats zu danken. Aus Ihren Zeilen sowohl wie aus den sie begleitenden Schriften

ersehe ich mit großer Befriedigung, daß Gott sei Dank die Thätigkeit des Evangelischen Bundes gedeiht und in immer weiteren Kreisen ihre hohen Pflichten ausübt. Gott wolle diese Thätigkeit ferner segnen und zwar in den verschiedenen Beziehungen, je nach Ort und Zeit. Das besondere Interesse, das Ich der Thätigkeit des Bundes widme, läßt Mich wünschen, daß er zunächst immer mit der nötigen Geduld verfahre und diese mit der Ausdauer verbinden werde, die die Grundbedingung des Gelingens ist.

Mit Recht wird in den Denkschriften auf das große Hilfsmittel der katholischen Kirche, die Presse, aufmerksam gemacht. Es kann dies nur uns zur Richtschnur für unser eignes Verhalten dienen, denn auch uns steht sie offen und kann sehr nützlich werden, je mehr sie bestrebt ist, allein der Wahrheit zu dienen. Diese aber ist in der That die Macht und Kraft, auf die wir uns zu stützen haben. Sie schreitet zwar nur langsam vorwärts, aber doch sicher. Ich hoffe, daß bei solcher Thätigkeit jede Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche vermieden werde, denn sie verfolgt von vornherein andre Zwecke."

Es ist endlich ein Brief von besonderem Interesse, der durch den Vortrag veranlaßt war, den Professor Nippold in Zwickau schon im Jahre 1895 über die internationale Seite der päpstlichen Politik gehalten hatte. Er lautete:

Weimar, den 20. März 1896.

„Mein lieber Graf v. Wintzingerode!

Der mir von dem Vorstande des evangelischen Vereins übersandte Vortrag des Professors Nippold hat meine besondere Aufmerksamkeit wie Berücksichtigung in Anspruch genommen. Sein Inhalt erklärt beides. Mein sehr aufrichtiger Dank für die Uebersendung des Vortrags entspricht dem Wert, den ich gern demselben zuspreche. Dieser Wert ist in der That ein hervorragender an und für sich; er ist ein solcher, der durch den Ernst der Gegenwart nur gewinnt. Der Vortrag schildert diesen sehr richtig in seiner allgemeinen Darlegung; er thut es auch im besonderen, soweit ich durch eigne Wahrnehmung dieses letzteren beurteilen kann, namentlich bezüglich Hollands, wo ich jährlich dies zu versichern Gelegenheit finde.

Solchen Wahrnehmungen gegenüber habe ich nie mehr als jetzt die feste Ueberzeugung gewonnen, daß unter Gottes Segen der Erfolg fortgesetzter evangelischer Thätigkeit ein glücklicher werde, weil und wenn diese Thätigkeit sich immer fest an die Wahrheit, also die reine Lehre unsers Heilandes Jesu Christi hält. Der Wahrheit aber bleibt endlich der Sieg, weil sie Wahrheit ist.

Nur langsam zwar reift dieser heran, aber sicher. Die Wahrheit des einfachen Gotteswortes steht dem künstlichen Gotteswort gegenüber, aus dem menschlicher Egoismus das merkwürdigste Kunstwerk schuf, was wohl je die Welt gesehen hat, noch sehen wird. Dieses Kunstwerk läßt die Hauptmittel seiner Gewalt in zwei Mitteln erkennen: der Konzentration und der Disciplin. Beide haben sich für jenes Kunstwerk als sehr nützlich erwiesen. Sie sind unsrer

Thätigkeit nicht unmöglich, der Leitung des Vereins wie der Kirche, der dieser zu dienen hat, daher zu empfehlen.

Der Vortrag schließt mit Worten des Mutes. Diese entspringen dem Glauben wie der Erfahrung. Mit Erbauung wie mit Freude habe Ich von diesen Kenntnis genommen. Ich entnehme auch diesen Worten Meine Ermahnung, nicht zu verzagen noch zu ruhen, sondern in ernstem Gottvertrauen fest an Gottes Wort zu halten und für dasselbe zu wirken für und für.

An Sie, mein lieber Graf, diese Zeilen zu richten, ist Mir eine besondere Freude, weil wir beide wohl wissen, welche Gesinnungen uns verbinden und für Sie hegt

Ihr

sehr ergebener

Karl Alexander."

Kann das, was ich oben ausgeführt habe, eine bessere Bestätigung finden? Ja, dies Zeugnis bringt uns mehr. Es bringt uns eine ernste Mahnung und eine feste Zuversicht. Es ruht auf Luthers Geist und Kraft.

Zum Schluß mag uns die Erinnerung von Weimar nach Wittenberg geleiten. Es war der 31. Oktober 1892, der Gedenktag des Anschlags der 95 Thesen unsers Luther an die Eingangsthür der Schloßkirche. Der Restaurationsbau der Schloßkirche, von Kaiser Friedrich als Kronprinz geplant, unter Wilhelm I. begonnen, war zu Ende geführt und sollte geweiht werden. Auf Einladung Kaiser Wilhelms II. hatten sich die deutschen evangelischen Fürsten, ihre und der alten reichsfreien Städte Vertreter, fürstliche Vertreter auch der Königin von England und des Königs von Schweden unter seiner Führung in Wittenberg zusammengefunden. Die Feier verlief unter lebhafter Beteiligung auch der von nah und fern zusammengeströmten Bevölkerung in der erhebendsten Weise, und nichts fehlte, um die Teilnehmer mit allen Sinnen und Gedanken in die Zeit der Großthat Luthers zurückzuversetzen. Alle, die dort, um das Festprogramm zu erfüllen, zu reden hatten, waren getragen von dem Hochgefühl der Begeisterung für das Größte, das der allmächtige Gott seinen Menschenkindern beschieden hat, den reinen Glauben an seinen eingebornen Sohn, — getragen auch von dem Vorsatz, diesen Glauben hoch zu halten und, in ihm allein gebunden, in Liebe Gott und der Menschheit zu dienen. „Die alte Thesenthür ist zerfallen; auf! Volk des Herrn, ziehe Macht an, Macht des Glaubens, daß ihr Lutherzeugnis in die fleischernen Tafeln des deutschen Herzens eingegraben bleibe, daß Ströme des Lebens und der Liebe sich von diesen Tagen ergießen! Und wenn heute deine Fürsten sich um die Losung scharen: ‚Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen'; wenn sie, wie einst die Fürsten am Tage von Augsburg, nun mit dem kaiserlichen Haupt an ihrer Spitze, sich zu dem großen Evangelium bekennen: ‚gerecht aus Gnaden durch den Glauben' — es sei auch unser Gelübde vor aller Welt, und in des Herrn Kraft wollen wir es halten: Dein sind wir, Du Gott unsrer Väter, Dein bleiben wir auch!"

So hatte es in der Weiherede gelautet. Die Urkunde aber, in der die Fürsten, den Kaiser voran, ihr Bekenntnis, ihr heißes Gebet, ihre Mahnung an ihre evangelischen Völker niedergelegt hatten und die dann vom Kaiser im Lutherzimmer vor Fürsten und freien Städten verlesen wurde, war eine **That**, deren wir dankbaren Herzens eingedenk bleiben wollen.

In welchem Maße der hochselige Großherzog von diesen Vorgängen innerlich ergriffen war, wird keiner Worte mehr bedürfen. Mir aber hat es sich unauslöschlich eingeprägt, wie er mich zu sich rufen ließ, mich in das Lutherzimmer führte und mich in jenem Lutherzimmer, vor dessen Eingang die Geladenen des Kaisers harrten, in tiefster Bewegung an sich zog, mich mit kurzen Worten mahnend an das erinnerte, was er als sein Sehnen und Streben im Herzen trug.

Seid fest im Glauben! Verleugnet auch gegen anders Denkende die Liebe nicht! Seid einig untereinander!

Erwin Rohde.

Von

Th. Gomperz.

Erwin Rohdes (1845 bis 1898) Andenken ist sicher geborgen. Sein Nachlaß war von treuen und eifrigen Händen behütet. Noch in dem Jahr seines Todes ward die von ihm vorbereitete zweite Auflage seiner „Psyche“ veröffentlicht. Kaum zwei Jahre später ist die „zweite, durch Zusätze aus dem Handexemplar des Verfassers und durch den Vortrag über griechische Novellistik vermehrte Auflage“ des „Griechischen Romanes“ ans Licht getreten. Schon im darauffolgenden Jahre waren seine „Kleinen Schriften“ gesammelt und veröffentlicht (zwei Bände 1901); und nunmehr hat der Erbe seines Lehrstuhls dem Leben des Vorgängers und Freundes eine musterhafte, voraussichtlich weite Leserkreise fesselnde Darstellung gewidmet.[1])

Denn das von einem Philologen über einen Philologen geschriebene Buch richtet sich keineswegs bloß an Fachgenossen. Es ist eine Gelehrtenbiographie, die dem Menschen nicht weniger als dem Gelehrten gerecht wird und allgemeinen Gesichtspunkten durchweg den Vortritt vor den fachlichen oder technischen einräumt. Diesen Vorzug des Buches danken wir natürlich seinem Verfasser; es

[1]) Erwin Rohde. Ein biographischer Versuch von O. Crusius mit einem Bildnis und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern. Ergänzungsheft zu Erwin Rohdes Kleinen Schriften. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1902.

wäre aber unerreichbar gewesen, wenn nicht der Gegenstand der Darstellung, Erwin Rohdes Persönlichkeit, selbst eine volle und reiche, auch von ihren Leistungen abgesehen, in hohem Maße bedeutende wäre. Daß das Lebensbild des Mannes, dessen zwei Hauptwerke, „Der griechische Roman“ und die „Psyche“ sind, nicht etwa nur Zunftgenossen zu interessieren geeignet ist, das kann uns nun nicht wundernehmen.

Die Grundlage der Lebensbeschreibung bilden Briefschaften und Tagebuchblätter. Die ersteren reichen von der Knabenzeit bis ans Ende, die letzteren gehören vorzugsweise dem Jünglings- und ersten Mannesalter an. Aus ihnen hat der Verfasser einen Anhang gebildet, aus dem wir sofort einiges mitteilen wollen, damit jene unsrer Leser, die Rohdes Schriften nicht kennen, eine Vorstellung seiner Eigenart gewinnen. Die Auswahl wird uns freilich nicht leicht. Wir greifen so ziemlich aufs Geratewohl in die Fülle der Aufzeichnungen, von denen die einen den Menschen und Denker charakterisieren sollen, wieder andre sich durch ihren Gehalt auch ohne solche Nebenrücksicht ausreichend legitimieren.

*

Poetische Gleichnisse haben darin ihre Kraft und ihre oft begeisternde Wirkung, daß sie nicht nur zu der menschlichen Handlung ein Aehnliches aus andern Kreisen der Natur hinzubringen und daneben halten, sondern geradewegs die Gleichheit der eigentlich wirksamen Kraft in dem menschlichen und dem damit verglichenen Vorgang aus der weiteren Natur ... etwa dem Leben des Wassers, der Tiere, empfinden lassen. Verglichenes und Gleichendes verhalten sich zu einander wie konzentrische Kreise.

*

Das Lehrgedicht verwirft man zu unbedingt. Es giebt eine Gattung tiefsinniger Erkenntnis, die keine bloße Dichterphantasie ist und doch nicht mit dem Organe der Begriffe, der Vernunft allein gefaßt wird und auch von dieser allein nicht mitgeteilt werden kann. Diese Erkenntnis giebt dem Erkennenden das Gefühl innerlichster Wahrheit, und doch behält sie etwas Bildliches an sich, das mit einer künstlerisch anschauenden Fähigkeit aufgefaßt und an eben diese im Hörer mitgeteilt wird. Im Grunde sind die eigentlich metaphysischen Erkenntnisse wohl alle dieser Art ... Solche Erkenntnisse in einer dichterischen Form mitzuteilen, ist durchaus wohlgethan ... Wie manche Mißverständnisse würden vermieden, wenn z. B. Bücher wie Nietzsches Geburt der Tragödie in solcher Form eines lehrenden Gedichtes aufträten!

*

Ich bin darum ein gar so schlechter Konversateur, weil ich, allzu ungeduldig, stets über die banalen Zurüstungen zu banalen Resultaten wenigstens doch zu diesen Resultaten gleich überspringen möchte, während freilich wohl das bürger-

liche Vergnügen gerade in dem bedächtigen Menuettschritt besteht, mit dem man gemeinsam das ganze Abc von Thorheiten bis zum Z gemessen durchwandelt.

*

Ach, die Musik! ihr danke ich doch gewiß den poetischen Inhalt meines innersten Wesens. Erinnere dich, liebe Seele, der seligen, überwallenden Trunkenheit, in der du umherwandeltest, während in meinen Knabenjahren Mama alle die Lieder sang, die mich seitdem nie wieder losgelassen haben. Denke an die goldnen Gärten des Glückes, in die du versetzt wurdest, während (Frühjahr 1870) Nietzsche dir aus den „Meistersängern“ vorspielte: „morgendlich leuchtend“. Das waren die besten Stunden meines ganzen Lebens.

*

Wir leben durch unsre Schwäche, nicht durch unsre Stärke. Die Schwäche unsrer Empfindung ist es, die in schweren Leiden uns erhält. „Sei ein Mann,“ sagt man einem Leidenden, und meint damit im Grunde: sei ein Kind, das noch eben um den gestorbenen Hänfling weinte und schon mit erstauntem Lächeln nach einem neuen Spielzeug greift.

*

Eitelkeit und Stolz. Vielleicht so verschieden, daß durch die ins Bewußtsein tretende Bewunderung andrer der Stolze sich nur in seiner eignen Wertschätzung durch unbestochene Urteile bestätigt fühlt, während den Eitlen das Bewußtsein, in andrer Vorstellung sich vorteilhaft zu spiegeln, erquickt.

*

Schon bei Homer steht die Sittlichkeit der Menschen ersichtlich höher als die der Götter. Die der letzteren ist offenbar ein Erbstück einer älteren Zeit, in welcher in der That die sittlichen Begriffe noch nicht völlig entwickelt waren ...

*

Der Gegenstand des Glaubens würde für den Gläubigen alsbald seinen rechten Wert verlieren, wenn er völlig gewiß — völlig klar erkennbar wäre. Dies der Reiz der „Mysterien“. Die Ahnung, das freie Spiel der Phantasie.

Der in diesen Auszügen zweimal auftauchende Name Nietzsches führt uns zu dem zentralen Erlebnis Rohdes, seiner innigen, bis ans Ende währenden, selbst durch die tiefestgreifende Meinungsverschiedenheit nicht zerstörten Freundschaft mit dem Philosophen, der seine Laufbahn als Philologe begonnen hat. Die beiden traten einander zuerst in Bonn, dann in Leipzig, wohin die zwei Studenten dem Meister Ritschl gefolgt waren, nahe und näher. Eine Zeitlang teilten sie die Wohnung, durchweg verband sie die innigste Lebensgemeinschaft. Die Begeisterung für Schopenhauer, für Richard Wagner, tiefe philosophische und

künstlerische Interessen bildeten neben und über den gemeinschaftlichen Altertumsstudien den Untergrund dieser enthusiastischen Jugendfreundschaft.

„Es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen, und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang" (Friedrich Nietzsche).

Eine niemals zur Ausführung gelangte gemeinsame Pariser Reise wird vorgreifend also geschildert: „Dann soll es dort eine Existenz geben, die sich in eitel triumphierendem Tanzschritt bewegt! ... Wir wohnen im achten Stock, geben täglich wegen mangelnder Subsistenzmittel einige Stunden ... und im übrigen leben wir, d. h. saugen mit allen Organen ein, was Gutes und Wissenswertes in den Museen, Bibliotheken und namentlich im Leben sich uns darbietet" (Brief Rohdes vom 28. April 1868 S. 28).

Bald vereinigte die beiden auch litterarische Waffengemeinschaft. Nietzsches erstes Buch, „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" (1872), wurde von Rohde mit einem „bacchischen Panegyricus" — nach Ritschls Ausdruck — in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" begrüßt. Einem wuchtigen Angriff des sechsundzwanzigjährigen v. Wilamowitz trat der siebenundzwanzigjährige Rohde mit einer gleich wuchtigen Abwehr entgegen. Erst nach einem halben Menschenalter (1887) wurden die Jugendfreunde einander fremder. Es war eine scharfe Aeußerung Rohdes über Taine, die den ersten Mißton in die alte Freundschaft brachte. Einen tieferen Zwiespalt der Sinnesweise offenbarte die kühle Aufnahme, welche die „Genealogie der Moral" (November 1887) bei Rohde fand. Dieser glaubte, nicht mit Unrecht, durch Nietzsche „‚den Wert unsrer in natürlicher Entwicklung entstandenen moralischen Gefühle in Frage gestellt, das Moralische zu Schein und Wahn herabgedrückt' zu sehen; und dagegen wehrte er sich innerlich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperamentes" (S. 158. 159).

Rohde selbst bezeichnet später als Grund der Entfremdung von Nietzsche kurz und treffend „mannigfache Mißverständnisse und die Unfähigkeit, seinen letzten Evolutionen zu folgen" (ebenda). Der Briefwechsel erlahmte, aber die Differenz der Ansichten hat nicht, wie das gerade in den gelehrten Kreisen Deutschlands so oft geschieht, auch die Gemüter entfremdet. Nietzsches Erkrankung traf den Jugendfreund mit der Gewalt eines schweren Schicksalsschlages. „Eine fürchterliche Nachricht" — so schreibt er am 15. Januar 1889 an einen Freund — „steckt mir in allen Gliedern und macht mich elend und krank ... Auf mich dringt so viel ein an Gefühlen und Gedanken voll Wehmut, ... daß ich mich nur verhüllen kann und nichts mehr sagen" (S. 168. 169).

Der äußere Lebensgang Rohdes bildet nur die Umrahmung eines bedeutenden Innenlebens. Zu Hamburg als der Sohn eines vielbeschäftigten Arztes geboren, empfing er seine erste Bildung teils im Stoyschen Institut zu Jena, teils an der gelehrten Schule (Johanneum) seiner Vaterstadt. Nach Bonn und Leipzig besuchte er die Universität zu Kiel, wo er sich auch, nach einer genuß- und

ertragreichen italienischen Studienreise, habilitiert hat. Dort vollendete er, erst dreißig Jahre alt, das erste seiner zwei Hauptwerke, das Buch über den griechischen Roman. In dieselbe Zeit fällt seine Berufung nach Jena und seine Verheiratung. Es folgt die Professur in Tübingen (1878—1885) und, nach einem kurzen Leipziger Zwischenspiel, die Heidelberger Zeit (1886—1898), die den krönenden Abschluß seiner Lehr- und Forscherthätigkeit gebildet hat. Hoffentlich greift manch ein Leser dieser Zeilen nach dem schönen Buche, auf das die Aufmerksamkeit zu lenken der einzige Zweck dieser kurzen Mitteilung ist. Wird demselben, wie wir hoffen, bald eine zweite Auflage zu teil, so möge der hochgeschätzte Verfasser in der Auswahl von Briefstellen noch etwas größere Vorsicht üben. Verleihen doch einige von ihnen Augenblicksstimmungen eine Dauer, die sie weder verdienen noch beanspruchen. Wir denken hierbei vor allem an ein aus der Hitze des leidigen Jahn-Ritschl-Streites geborenes, durchaus ungerechtes Urteil des Studenten Rohde über Otto Jahn (S. 9) und an Nietzsches unbilliges Wort über die älteren Bearbeitungen der Geschichte griechischer Philosophie (S. 17 Anmerkung 1).

Wien, März 1902.

Der Streit über den Pietismus und der Verfasser des „Wesens der Religion".

Von

Friedrich Nippold.

Am zweiten Ostertage v. J. ist Professor D. Dr. Bender in Bonn gestorben. Ob die Erinnerung an den Mann und seine einst so viel genannten Schriften in der Zwischenzeit irgendwo in der Presse zu Tage getreten ist, vermag ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Persönlich ist mir wenigstens bisher nichts derartiges zu Gesicht gekommen. Und doch „verdiente" es weder seine Arbeit noch sein Geschick, nach der heute rückhaltlos proklamierten Nachahmung der päpstlichen Indexkongregation „der verdienten Vergessenheit übergeben zu werden". Und die nicht bloß innerkirchliche, sondern zugleich kulturgeschichtliche Bewegung, die sich an seinen Namen knüpft, bleibt ein überaus lehrreiches Kapitel für die gesamte zukünftige Gestaltung der interkonfessionellen Verhältnisse. In der Mitte stehend zwischen den Schenkel-Protesten und dem Harnackschen Apostolikumstreit, hat sie sich längere Zeit im Vordergrund des öffentlichen Interesses behauptet. Im Laufe weniger Monate ist Benders Lutherrede in neun Auflagen erschienen, die gesamte übrige Litteratur des

Lutherjahres (1883) überschattend. Sein „Wesen der Religion" erlebte ebenfalls überaus rasch fünf Auflagen. Um die beiden von ihm selbst herrührenden Schriften gruppierte sich zugleich eine ganze Litteratur zustimmender, neutraler, gegnerischer Erwiderungen. Die Protesterklärungen gegen Benders amtliche Stellung, die Verhandlungen zahlreicher Synoden über seine Schriften füllen eine ganze Reihe von Nummern der kirchlichen Blätter. Heute aber scheint das alles völlig vergessen. Bis zu seiner Lutherrede hieß er der begabteste, der selbständigste, der konsequenteste Denker der unter seinem Vorgang der Hegemonie zustrebenden theologischen Schule. Nachdem diese Schule ihn als enfant terrible abgeschüttelt hatte, sind auch seine Werke dem Los der Schellschen Bücher verfallen. Wird das auf die Länge so bleiben?

Die Aufgabe dieser Zeilen liegt jedoch nicht in irgend welcher Wahrscheinlichkeitsrechnung über das, was noch kommen kann, sondern in der Zusammenstellung einiger persönlicher Erinnerungen.[1]) Sie möchten zugleich gerne den Anstoß dazu geben, daß auch andre des „Verschollenen" gedenken. Zumal in dem alten Wormser Kreise, in dem Bender einst hochangesehen war, kann auch der nachmalige Bonner Professor nicht vergessen sein. Dazu war er viel zu sehr der allbeliebte Dolmetsch der Volksstimmung in einer gerade für Worms außerordentlich bewegten und angeregten Zeit, — waren es doch die Jahre unmittelbar nach dem gewaltigen Nationalfest der Enthüllung des Lutherdenkmals.

An diesen Wormser Kreis knüpfen auch meine früheren Erinnerungen an Bender an.[2]) Bei Anlaß mehrfacher Vorträge, die ich in dem Wormser Protestantenverein in den Jahren 1868 und 1869 gehalten habe, war mir nämlich auch der gerade im Jahre 1868 dorthin berufene jüngste Wormser Pfarrer genauer bekannt geworden.[3]) Er stand in hohen Ehren in der gesamten

---

[1]) Die im folgenden niedergelegten persönlichen Erinnerungen dienen zugleich zur Ergänzung dessen, was in meiner Monographie „Die theologische Einzelschule" über den Benderstreit mitgeteilt wurde. Es kommen dabei zunächst die (von dem Bearbeiter der Rubrik „Interkonfessionelles" im Theologischen Jahresbericht Lic. Kohlschmidt stammenden) litterargeschichtlichen Uebersichten in Betracht: sowohl in der dritten Abteilung über „die wissenschaftliche Bewegung in der systematischen Theologie seit dem Auftreten der Ritschlschen Schule" (II, 1—47), wie in dem litterarischen Anhang zu dem Spezialabschnitt über den Benderstreit (II, 154—161). Dazu gesellt sich die Charakteristik Benders selbst (II, 84—85) in dem Abschnitt über „die Art der Eroberung der theologischen Fakultäten".

[2]) Sie stehen in Verbindung mit dem, was in den Einleitungen zu dem 10. beziehungsweise dem 13. Beitrag der Sammlung „Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil" gebucht ist. Vergleiche Seite 276 ff. (vor dem Vortrag: Der Jesuitenorden von seiner Wiederherstellung bis zur Gegenwart) und Seite 438 ff. (vor der „Kirchenpolitischen Rundschau im Advent 1868"). Der speziell in Worms gehaltene Vortrag „Ein Blick von Worms auf Jerusalem" ist zwar ebenso wie die vorgenannten im Buchhandel nicht mehr separat zu haben, aber in dem Sammelwerke nicht mit abgedruckt, weil der Stoff sich wenigstens teilweise mit dem von Nr. IV („Ein Osterfest in Jerusalem") deckt.

[3]) Wilhelm Bender war am 15. Januar 1845 als Sohn eines hessischen Pfarrers geboren worden, hatte 1863 bis 1866 in Göttingen und Gießen studiert, dann das Friedberger

Gemeinde. Besonders die liberalen Kreise hielten große Stücke auf den überzeugungswarmen Mann, den begabten Redner, den tüchtigen Lehrer. Zur Teilnahme an dem Protestantenverein ließ er sich jedoch nicht bewegen, trug sogar Bedenken, in ähnlich freier Weise wie ich — ohne selbst Mitglied zu sein — als Sprecher an den Familienabenden aufzutreten.[1])

Nur ungern versage ich es mir, etwas genauer auf die gerade in dem Großherzogtum Hessen überaus lebendige Bewegung einzugehen, an die der Name dieses Vereins gemahnt. Schon bei den „Erinnerungen an Professor Beyschlag", die die „Deutschen Stimmen" vom 15. Dezember 1900 gebracht haben, mußte mit Bezug auf den Abschnitt der Beyschlagschen Selbstbiographie über seine Karlsruher Periode bemerkt werden: „Eben weil B. in Karlsruhe in den Kreisen der Männer lebte, die die Zeit des badischen Konkordats zugleich für geeignet gehalten hatten zu einem Vorstoß gegen die freieren Traditionen der evangelischen Kirche, während ich in Heidelberg in der Lage war, deren Gegner persönlich etwas genauer kennen zu lernen, stehen unsre beiderseitigen Erinnerungen in dem Verhältnis gegenseitiger Ergänzung. Lag ihm die Pflicht ob, für seine heimgegangenen Freunde zu zeugen, so mir desgleichen mit Bezug auf Rothe und Schenkel, Häusser, Zittel und Bluntschli." Hier sei diesem Hinweis wenigstens noch der andre beigefügt, daß das gleiche, was dort von den hervorragenden Führern in Heidelberg gesagt wird (auf die man — nebenbei bemerkt — in jener Zeit auch in Karlsruhe etwas mehr zu achten pflegte, als es mit ihren Nachfolgern der Fall war), genau ebenso Geltung hat von Männern wie Ohly und Schröder in Hessen. Es hat im 19. Jahrhundert nicht viele „Laien" gegeben, denen die Heimatskirche und der gesamte deutsche Protestantismus so viel zu verdanken gehabt haben. In selbstloser Begeisterung leuchteten sie dem jüngeren Geschlechte voran. Auch dieses aber war damals von andern Idealen getragen als heute. Und gerade Bender persönlich galt als ein ebenso begeisterter als begeisternder Führer zu ihrer Erreichung.

Die alten Beziehungen zwischen uns persönlich sind dann einige Jahre später von Benders Seite erneuert worden. Er besuchte mich im Jahre 1875 in Bern, wohin ich im Winter 1871/72 berufen worden war. Inzwischen waren seiner philosophischen Doktordissertation über die Gotteslehre Schleiermachers (1868) einige weitere Abhandlungen im Anschlusse daran in den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1871/72 gefolgt. Sie waren nicht frei von den bei Ritschl so beliebten „polemischen Kraftausdrücken". So sagt B. zum Beispiel ausdrücklich (1872 S. 657), daß nur die Preisgabe des grundlegenden Gedankens der Schleiermacherschen Philosophie helfen könne. Ich fand darin das Pendant zu einer andern, mir besonders in Erinnerung gebliebenen Lieblings-

---

Predigerseminar absolviert, 1868 in Göttingen als Dr. phil. promoviert und ward noch im gleichen Jahre nach Worms berufen.

[1]) Es muß dies um so mehr betont werden, weil nachmals sogar in weitverbreiteten Lehrbüchern auch der Benderstreit in das Schuldbuch des Protestantenvereins eingetragen worden ist.

these Ritschls über die Korrumpierung des Kirchenbegriffs durch Schleiermacher (nämlich unter dem Einfluß der Brüdergemeinde). Aber wir haben, des Unterschieds in der Beurteilung Schleiermachers ungeachtet, in Bern wie in Worms mit lebhaftem Interesse diese Fragen diskutiert. Bender berichtete mir dabei zugleich von seinem im Druck befindlichen zusammenfassenden Werke über „Schleiermachers Theologie mit ihren philosophischen Grundlagen". Er hat mir auch später dieses Werk zukommen lassen. Ich muß jedoch offen gestehen, daß ich mich dadurch nicht so gefördert fand, wie ich es nach den früheren Leistungen des Verfassers erwartet hatte. Jedenfalls bot es mir keinen Anlaß, meine bisherige Auffassung Schleiermachers zu modifizieren. Erst in späterer Zeit aber ist mir das Typische des Buches klar geworden als der Beginn einer Buchmacherei, die einfach von außen bestellte Arbeit war zu einem bestimmten praktischen Zweck, statt aus dem eignen wissenschaftlichen Entwicklungsgang mit unwiderstehlicher Naturgewalt geboren zu werden.

Doch ich verfolge heute diesen Gedanken nicht weiter, habe statt dessen vorerst noch weitere Erinnerungen an Bender zusammenzustellen.

Bei jenem Besuch in Bern hat Bender nämlich neben dem Bericht über das Buch auch noch etwas andres zu berichten gehabt. Er hatte inzwischen auf Ritschls Rat sein Pfarramt mit der Religionslehrerstelle am Gymnasium vertauscht, weil er aus jenem nicht so gut zu einer akademischen Professur berufen werden könne wie von der letzteren aus. Denn sobald der erste Band seines Werkes erschienen sei, werde er — so habe ihm Ritschl zugesagt — eine ordentliche Professur erhalten, es sei nur noch nicht entschieden, ob in Bonn oder in Straßburg.

Was Bender so im Herbst 1875 voraussagte, ist gleich im folgenden Jahr in Erfüllung gegangen. Er wurde noch im Jahre 1876 als Nachfolger von Professor von der Goltz nach Bonn berufen und im nächstfolgenden Jahre 1877 von Göttingen aus zum D. theol. promoviert. In Straßburg hatte die Berufung Zöpffels Weiteres vorbereitet. Bei Bender persönlich aber habe ich schon im Jahre 1875 den Eindruck nicht unterdrücken können, daß er nicht mehr völlig der alte geblieben war. Die selbständige frische Natur hatte unter der Diktatur eines andern gelitten, und an die Stelle der jugendlichen Begeisterung für die im nationalen wie im kirchlichen Leben zu erstrebenden Ideale war kühle Ueberlegung und Berechnung getreten.[1])

Alle diese an sich untergeordneten Daten konnten naturgemäß erst nach der Lutherrede von 1883 in ihrer psychologischen Tragweite erkannt werden. Denn bei all der verschiedenartigen Beurteilung, die diese Rede gefunden hat, ist in allen Lagern wenigstens ein Eindruck der gleiche gewesen: „Das war kein augenblicklicher Erguß, sondern hat eine längere Vorgeschichte. Ein psychologischer

[1]) Mit diesen eignen Erinnerungen stimmten die von Lipsius, den Bender wiederholt in Jena besucht hatte, in auffälliger Weise überein. Doch kann ich an dieser Stelle nicht näher darauf eingehen.

Prozeß, der bis dahin im stillen in Gärung war, ist nun plötzlich zur Explosion gekommen."

Dieser allgemeinen Empfindung ist schon im Jahre 1884 dahin Ausdruck gegeben. „Auch einen so hochbegabten, nach vollbefriedigender Ueberzeugung ringenden Mann mußte eine solche Laufbahn auf schlimme Klippen stoßen lassen. Das Dilemma, in das dieser selbständigste aller jüngeren Schüler Ritschls zwischen persönlicher Ueberzeugung und äußeren Rücksichten geriet, hat schließlich zu der Katastrophe geführt. Ueberdies aber hatte die Angewöhnung einer zu raschen Fertigstellung der ad hoc geschriebenen Schriften die unumgängliche wissenschaftliche Vertiefung geschädigt." [1])

Liegt hier der Fehler Benders selbst, so wäre es jedoch andrerseits ein schweres Unrecht, den Sturm, den seine Rede erregte, ihm selbst aufs Conto zu setzen. Denn alle die Sätze ausnahmslos, die diesen Sturm hervorriefen, sind nicht seine eignen Aufstellungen, sondern verbotenus aus Ritschl nachgeschrieben.

Zwar die beiden ersten Teile der Rede, in denen Luthers Ideen von der christlichen Freiheit und vom rechtfertigenden Glauben vorgeführt werden, geben einfach eine thatsächlich richtige und zugleich eine rednerisch lebensvolle Charakteristik des Reformators. Sie haben denn auch nirgendwo Anstoß erregt. Ganz anders stand es dagegen mit dem dritten Teil, der in engstem Anschluß an Ritschls „Geschichte des Pietismus" das gleiche dogmatistische Gericht über den letzteren hielt.

Ausdrücklich beruft sich Seite 29 auf die „erst neueren Untersuchungen zu verdankende Erkenntnis", daß „die pietistische Methode . . . viel mehr dem mönchischen wie dem evangelischen Lebensideal entspricht." Diese allbekannte Ritschlsche Schablone findet sich auch schon auf den ersten Seiten (vergleiche Seite 6, 7, 14, 16, 19, 20), und zwar immer aufs neue wiederholt, doch immerhin noch ohne solche polemischen Endzwecke. Nun aber wird die gleiche in der Reformationszeit, deren Terminologie eine völlig andre ist, schlechterdings unauffindbare Kategorie mit derselben Maßlosigkeit wie in der sogenannten „Geschichte" des Meisters von dem Schüler gegen den Pietismus ausgespielt. Nicht minder breitgetreten wird die ebenso bekannte Verflachung der rationalistischen Trias (statt: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit — Gottvertrauen, Pflichttreue, Menschenliebe).

---

[1]) Das oben wiedergegebene Votum ist einem Aufsatz im Berner „Volksblatt für die reformierte Kirche der Schweiz" entnommen, das den schweizerischen Lesern „ein Vierteljahrhundert rheinischer Kirchengeschichte" (1858 bis 1883) vorführte. — In diese Zeit fallen unter anderm die dortigen Kontroversen über Ritschls Vortrag über die Union im Jahr 1859, über die Hoßbachsche Kritik der rheinisch-kirchlichen Verhältnisse im Jahr 1862 und über das Herübergreifen der badischen Protestbewegung gegen Schenkel im Jahr 1864/65. Aus der späteren Zeit kamen vor allem die neuen Wirren seit dem Sturze von Hermann und Falk in Betracht, von denen der Benderstreit — besonders unter dem Gesichtspunkt der von einem der Schwäger Kögels, Pfarrer Krüger von Langenberg, betriebenen Agitation — einen besonders bedeutsamen Teil ausmacht. Der in Deutschland unbekannt gebliebene Aufsatz ist später in die schon genannte Monographie über „die theologische Einzelschule" (I, Seite 153 bis 171) mit aufgenommen worden.

Auch diese Schablone findet sich nämlich wieder und wieder (Seite 6, 9, 10, 11, 18, 32).

Gerade bei Bender hatte man bis dahin andres erwartet als solche „Papageiendressur". Aber sie darf um so weniger übersehen werden, da es ausschließlich die Ausschlachtung der Ritschlschen „Geschichte des Pietismus" gewesen ist, die die alsbaldigen bitteren Angriffe auf Bender materiell begründete. Formell ist es ja von keiner Seite geleugnet worden, daß die innerkirchliche Polemik an dem gemeinsamen protestantischen Feste bedauerlich war, bedauerlich ganz besonders in Bonn und bei einem Akt, wo es sich nicht um eine persönliche, sondern um eine amtliche Kundgebung namens einer ganzen Korporation handelte. Aber inhaltlich sind es nicht Bendersche, sondern Ritschlsche Thesen, gegen die der Zorn der rheinischen Gegner sich wandte. Ja, man muß noch weiter gehen und sagen: auf Bender hat sich nur die Elektrizität entladen, die sich in der durch Ritschls widergeschichtliche Bekämpfung des Pietismus gebildeten Wolkenkammer angesammelt hatte. Von irgend welchem „Abfall" von der „Schule" ist in der Lutherrede keine Spur. Sie ist seitens der letzteren nur als entsetzlich „inopportun" empfunden worden.

Eine solche Inopportunität aber schien nicht scharf genug gezüchtigt werden zu können. Und so gesellten sich den den Inhalt bekämpfenden Gegnern die „Genossen" hinzu, um diesen unbequemen Gesellen möglichst laut zu desavouieren. War es da noch zu verwundern, daß der derart im Rücken Angegriffene sich nunmehr zu genauerer Prüfung veranlaßt fand von alledem, was er bis dahin auf Treu und Glauben angenommen und nachgebetet hatte? Hatte er doch überdies die rheinische Kirche nur nach Ritschls Animosität gegen ihre Führer beurteilt, war persönlich nie in ihr heimisch geworden.

Es ist obenan die größere Schrift über „das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung", in der Bender seinen mannigfachen Gegnern Rede gestanden hat. Gegen Inhalt und Form dieses Buchs würde ich auch meinerseits viele Bedenken vorzubringen haben. Das Gleiche trifft zu bei den kleineren Arbeiten, die jenem zur Seite gingen (Darwinismus und Christentum — Zur Frage nach dem Wesen der Religion — Der Kampf um die Seligkeit).[1]) Dessenungeachtet aber hat der im Jahre 1893 gegebene Rückblick auf den Benderstreit in dem Bedauern münden müssen, „daß B. unter normaleren Verhältnissen gewiß etwas viel Bleibenderes für die Theologie zu leisten vermocht hätte", und in der Hoffnung, „daß seine reichen Gaben, ähnlich wie einst diejenigen Zellers, Schweglers, Reinhold Köstlins, der Philosophie zu gute kommen werden."

Es bleibt ein hervorragendes Verdienst Pfleiderers, nach dem Auseinandergehen der Ritschlschen (wie einst der Hegelschen) Schule in die drei von Kaftan, Herrmann und Bender angebahnten Linien, auf die gemeinsamen Ausgangspunkte

[1]) In Ergänzung zu den heute allein möglichen kurzen Andeutungen hoffe ich die in diesen Schriften besprochenen Prinzipienfragen demnächst etwas genauer zu behandeln im Anschluß an mein „Kollegiales Sendschreiben an Ernst Häckel", beziehungsweise die daran angeknüpften weiteren Verhandlungen mit meinem naturwissenschaftlichen Kollegen.

aller drei Gruppen hingewiesen zu haben. Aber von Kaftan wie von Herrmann haben alle jüngeren Theologen, von welcher Richtung sie auch persönlich ausgehen mochten, gern gelernt. Dagegen sind Benders spätere Schriften von theologischer Seite kaum noch berücksichtigt worden.

Neben dem Genuß, den Pfleiderers ebenso feinsinnige wie unwiderlegliche Darstellung immer noch bietet, dürfte es ein kaum geringeres Interesse gewähren, Benders „Wesen der Religion" mit Harnacks „Wesen des Christentums" zu vergleichen. Man versäume nur dabei dann zugleich nicht, auch die ähnlich sensationellen Werke von Ludwig Feuerbach und Eduard v. Hartmann („Wesen" beziehungsweise „Selbstzersetzung des Christentums") mit in die Vergleichung hineinzuziehen. Ist doch dies letztere schon aus dem Grunde vonnöten, weil Bender selber schließlich wieder auf die Feuerbachschen Instanzen zurückkam. Und noch etwas andres könnte von bleibendem Gewinn sein, die — wie es scheint ungedruckt gebliebene — letzte Arbeit Benders selbst: eben eine Auseinandersetzung zwischen seinem und dem Harnackschen „Wesen", zur Kontrolle heranzuziehen.

Auch im einzelnen bieten die von Bender der zukünftigen Forschung gestellten Probleme noch vielfaches Interesse. Ich denke dabei zum Beispiel an die Nachwirkung der früheren (ebenfalls noch von Ritschl angeregten) Studien Benders über Dippel. Von Dippel bis zu Feuerbach war allerdings für denjenigen, dem schon dem pietistischen Aufklärer gegenüber der feste Halt in sich selbst fehlte, kein weiter Weg. Aber Bender hat doch auch hier — und aus den auch von andern vertretenen Prämissen — nur die schärferen Konsequenzen gezogen, in derselben Art, wie dies neuerdings G. Krüger gethan hat. Leider ist die breitangelegte Darlegung von „Mythologie und Metaphysik" im ersten Teil stecken geblieben. Aber die vergleichende Religionsgeschichte wird doch auch an diesem Werk so wenig vorbeigehen können wie an dem über „das Wesen der Religion".

Bei alledem bleibt es jedoch schließlich ein tief wehmütiger Eindruck, wenn man auf das Leben Benders in seinen verschiedenen Phasen zurückblickt. Gerade der Referent kann sich diesem Eindruck um so weniger entziehen, weil ihm dabei immer wieder das Bild des zu ganz anderm veranlagten Wormser Pfarrers vor die Seele tritt. Und die gleiche Empfindung verstärkt sich noch, wenn man das hoch erhebende Gefühl damit vergleicht, das ein so harmonisch abgeschlossenes Lebenswerk wie das von Reusch und von Döllinger hinterläßt. Die konzise Biographie des ersteren von Goetz, der dritte Band des Friedrichschen Meisterwerks über den zweiten führen allerdings in ein persönliches Martyrium ein, wie es in gleich hohem Grade doch nur wenig protestantischen Theologen zu teil wurde. Aber wir erhalten zugleich einen tiefen Einblick in den Segen eines solchen Martyriums, in die Bedeutung schlichter Ueberzeugungstreue für die nachfolgenden Geschlechter.[1])

---

[1]) Die hier niedergelegten Erinnerungen beschränken sich auf Selbsterlebtes. Daneben kommen zur Beurteilung von Benders Stellung in der Geschichte der Kirche und Theologie noch zwei Momente besonders in Betracht, die dem Jahre vor seiner berufenen Lutherrede

Die Konsequenzen des kosmischen Gedankens.

Von

Max Schneidewin.

In meinen beiden Schriften: „Die Unendlichkeit der Welt nach ihrem Sinn und nach ihrer Bedeutung für die Menschheit" (Berlin, G. Reimer 1900), und „Der Sternenhimmel und seine Verkleinerer" (ebendaselbst 1901) habe ich, wie ich glaube, genügsam begründet, daß es, wie zum Beispiel einen „nationalen", einen „liberalen", einen „kolonialen", so auch einen „kosmischen" Gedanken im menschlichen Geistesleben giebt, des Inhalts: daß die Erde ein Stern unter Sternen und das geschöpfliche Leben auf unserm Planeten ein Spezialfall unter ungezählten andern ähnlichen der Planeten der Sonnensysteme ist. Eine Gewißheit über die letztere bei weitem wichtigste Seite des kosmischen Gedankens kann es allerdings nicht geben, weil eine sinnliche Erfahrung davon günstigsten Falls nur bei einigen Nachbarplaneten unsers einzigen Sonnensystems zu machen wäre; aber die Wahrscheinlichkeit dafür ist, wie ich, in Bestätigung ähnlicher Ueberzeugungen vieler Forscher, nachgewiesen zu haben glaube, so groß, daß in allen unsern Gedanken über den Inhalt des Kosmos stets das Vorhandensein vieler Geschöpfreiche auf den Planeten als Thatsache eingesetzt und das kontradiktorische Gegenteil ausgeschlossen werden muß.

Es bleibt mir noch übrig, die positiven Folgerungen aus dem kosmischen Gedanken nach einigen Richtungen zu ziehen, die in den beiden Schriften noch nicht berücksichtigt sind, oder in denen es noch einer Ergänzung des dort Gesagten bedarf.

Zunächst sind wir tief hinabgestürzt, wenn auch nur aus einer eingebildeten Höhe. Von allgemeinen und unbestimmten Gefühlen menschlicher Demütigung durch den in seiner Wahrheit erkannten Sternenhimmel will ich nicht reden. Aber wir können nun nicht mehr in dem erstrebten System theoretischer Erkenntnis

angehören. Im Frühjahr 1883 hat Bender an der Frankfurter Konferenz teilgenommen, aus der die Einigung der schweizerischen und der deutschen Vorarbeiten für den nachmaligen allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein hervorging. Ritschl selbst hatte die Einladung abgelehnt. Auch von seinen andern Schülern nahm keiner teil. Dagegen hat Bender sich lebhaft an der Debatte beteiligt, indem er eine Festlegung auf die Bekenntnisse verlangte, von der gerade diese Missionsarbeit sich freihalten mußte. In der — noch ungeschriebenen — Vorgeschichte des Missionsvereins hat diese Episode eine große Rolle gespielt. Es fehlte nicht viel, daß die angestrebte Einigung daran gescheitert wäre. — Dem gleichen Jahre gehört auch noch die berühmte Lutherfeier auf dem Marktplatz in Worms an, an der der deutsche Kronprinz, der die Feier von 1867 in unvergeßlicher Erinnerung hatte, abermals teilnahm. Bender hat die Festrede gehalten. Der innere Zusammenhang zwischen seiner Wormser und seiner Bonner Rede ist mir immer ein interessantes Problem gewesen. Aber die Zwischenglieder sind mir nicht hinlänglich bekannt.

abschließen. Wie viel Tiefsinn früherer Gedankendichtung, die sich für Wahrheit hielt, wird nun in seiner Quelle unterbunden, wenn die Erdenmenschheit nicht mehr als das ausschließlich Höchste der Schöpfung behandelt werden kann und das Wucherbeet der Dialektik, die Kontraposition zwischen Urgrund und Ziel, jetzt erschöpft daliegen muß! Aber wir können ja zu wenig Bestimmtes über das wahre Inventar des Alls wissen. Weder die Weite der möglichen und wirklichen Differenzierung der geschöpflichen Wesenreiche auf den Planeten können wir angeben, noch uns mit den unbekannten, durch unüberbrückbare ungeheure Zwischenräume getrennten zu irgend einer Einheit zusammenfassen, außer der ganz allgemeinen der Mitgeschöpfe, auch wohl noch zum Teil vernünftigen Mitgeschöpfe, da die Vernunft nichts zufällig je nach planetarischen Bedingungen Verschiedenes sein kann. Aber ein gemeinsames Schicksal unser und ihrer aller ist unausdenkbar. Die Philosophie war bisher gemeint als das Streben nach der Erkenntnis aller Dinge, soweit ihr Wesen ein gemeinsames ist. Ihre Grundlage muß die Erfahrung sein, über die hinaus sie zu dem Wesen vordringen will. Von dem, was die himmlischen Körper zu unsrer Erfahrung hinzuzufügen hätten, den Geschöpfbereichen auf ihrer Oberfläche, können wir nichts wissen, außer der Wahrscheinlichkeit, daß in vielen Fällen solche existieren werden. Unser Erfahrungsmaterial von dem Inhalt der Schöpfung bleibt gänzlich unvollständig. So können wir, was wir doch eigentlich wollten, keine Philosophie des Alls — das uns mit der Erde zusammenfiel —, sondern bewußterweise nur noch eine tellurische Philosophie, höchstens mit unbestimmten, ahnenden Ausläufern auf das All ausbilden. Es ist eine furchtbare unserm Erkenntnistriebe aufgenötigte Einschränkung, aber eine ungeheure Thatsache zwingt uns, ihr uns zu beugen. Eine Zwischenzeit schwerster Gemütsbedrückung über eine so grausam veränderte Lage müssen wir auf uns nehmen. Allmählich werden wir aus ihr auftauchen zu der Erfüllung einer für uns möglichen Aufgabe. Wir werden nicht mehr alles erkennen können: ein zunächst ganz zermalmender Gedanke! Aber das alles, was für uns übrig bleibt, ist wahrlich groß genug und vermutlich unsern Kräften allein angemessen. Die Weisheit aller Zeiten lehrt uns als wichtigste Mahnung, unsrer Schranken eingedenk zu bleiben. Die höchste aller uns gesetzten Schranken besteht in der mangelnden Sinnenschärfe, der Wesenreiche auf den Planeten des Alls inne zu werden. Mit den berühmten Kantschen Schranken, ewig an Erscheinungen der Dinge an sich gebunden zu bleiben, können wir schon fertig werden: teils weil sich doch mittelbar die Beschaffenheit der Dinge an sich erschließen läßt — wie es E. v. Hartmann in seiner kritischen Grundlegung des transcendentalen Realismus in unwiderleglicher Weise gethan hat —, teils weil es für den Menschen wirklich keinen so großen Zweck hat, von den Dingen gerade mit ausdrücklichem Ausschluß dessen, was sie für ihn sein müssen, wissen zu wollen. Aber hier, im Verhältnis zu unsrer, auch der bewaffnetsten Wahrnehmungsschärfe und der Entfernung der Weltkörper, liegen wirklich unübersteigliche Schranken. Wir kommen ganz in die Lage des Lyrikers, der um „das ewig verlorene Lieb“ mit tiefstem Seelenschmerz klagt und diesen Schmerz auch zeitlebens — sei es nicht ganz

verliert, sei es wieder in sich dann und wann hervorgerufen fühlt oder selbst hervorrufen kann und doch allmählich neuer Liebe fähig wird, die ihn, wenn auch vielleicht mit schmerzlicher Differenz gegen die erste, ausfüllt. Die eigentliche theoretische Liebe gehört der vollen, universalen Wahrheit, und der Schmerz um ihre Unerreichbarkeit, lange Zeit von verzehrender Wucht, erstirbt auch nie ganz, aber die Vernunft fügt sich doch allmählich ins Unvermeidliche, und die dem Bewohner des Planeten Erde zugängliche Wahrheit wird allmählich als zweite Liebe geliebt, wenn auch nie ganz ohne den Schmerz, daß es nicht die erste Liebe ist.

Die nunmehrige objektiv reale — und damit der letzten, metaphysischen Wahrheit ihre Bedingungen von der Erfahrungsseite her vorschreibende — Wahrheit ist: ein unermeßlicher, übereisigkalter, von Aetheratomen gefüllter, hohler Kugelraum, der nur an sehr vereinzelten Stellen von körperlichen Kugeln unterbrochen wird, auf deren Oberfläche sich das Leben in endlosen Einzelexistenzen Bahn bricht oder einstmals gebrochen hat oder in Zukunft einmal brechen wird, soweit sich die Bedingungen des Lebens in seiner Lage zu den Sonnen erfüllen können. Wahrlich ein Wirklichkeitsbestand, der, wenn man auf den in übergroßem Uebergewicht befindlichen Teil, den bloß mit Aetheratomen erfüllten Raum, reflektiert, den mächtigsten Antrieb in sich trägt, nicht für eine Wirklichkeit, sondern für eine bloß subjektive Erscheinung erklärt zu werden! Und doch ist dieses nicht möglich, denn auf den Kugeln, nach der unsrigen zu schließen, mindestens aber, was ausreicht, auf dieser, zeigen sich die räumlichen Gebilde in so unendlicher Mannigfaltigkeit von spezifisch räumlichem Charakter, und zwar in unzähligen Einzelerscheinungen so zeitlos fertig dastehend, daß es absolut undenkbar ist, sie seien aus einem an sich unräumlichen Wesen für die subjektive Erscheinung umgewandelt, deren räumliche Mannigfaltigkeit einer gänzlich andern inneren entsprechen müßte. Eine solche räumliche Mannigfaltigkeit als subjektive Erscheinung wäre nur denkbar, wenn sie weiter nichts als subjektive Erscheinung, gar keiner Dinge an sich wäre. Das anzunehmen ist aber wieder unmöglich, weil jeder der erscheinenden Träger der subjektiven Vorstellungswelt das gleiche Recht hätte, sich als den einzigen zu denken, und weil jeder mit Sicherheit weiß, daß in ihm nicht die Kraft wohnt, sämtliche Erscheinungen — zum Beispiel viel klügere Bücher, als er sie schreiben könnte — aus sich allein hervorzutreiben oder hervorgetrieben zu erleben. Jene Hohlkugel mit ihren verhältnismäßig wenigen, aber den Weltinhalt absolut neu und unendlich reicher gestaltenden Unterbrechungen bleibt unerschütterlich objektiv reale Thatsache, mit so vollem Recht auch Schopenhauer „das liebe Herz" als solches aussprechen lassen mag: „Es kann nicht so sein", und dem einfachen Verstande die — dennoch falsche — Idealität von Raum und Zeit aufgehen lassen mag.

Alle Anschauungen und Lehrbegriffe, in denen sich die Menschheit von vorkopernikanischer Zeit her unbesehens als das einzige vernünftige Wesenreich des Weltalls voraussetzt und ihre Schicksale als entscheidend für den gesamten Kosmos ansieht, sind nun hinfällig. Solche Anschauungen sind noch in mannigfaltigster

Weise mit den menschlichen Meinungen verwachsen; sie müssen absterben, logischerweise sofort, in Wirklichkeit — wer will sagen, in wie langer Zeit?

Nur einige große Beispiele mögen hier stehen. Eine christliche Glaubensanschauung, ja beinahe geradezu Glaubenslehre ist, daß, wenn auf dieser Erde erst alles „Ein Hirt und eine Herde“ geworden sei, dann die allgemeine Weltzeit reif sein werde für einen neuen Himmel und eine neue Erde. Ganz abgesehen davon, daß bei dem jetzigen Verhältnis des Terraingewinnens und Terrainverlierens für den Glauben für die, die das hoffen, ja immer mehr ein größeres Stück von der Erfüllung der Bedingung hinter ihnen zusammenbricht, als vor ihnen zuwächst, so wäre ja die erhoffte Umwandlung der Umwandlungen nur möglich, wenn zu gleicher Zeit auf allen Planeten, die eine vernünftige Bevölkerung tragen, dasselbe eingetreten wäre. Das aber anzunehmen, wäre eine sehr unwahrscheinliche und künstliche Annahme, die zwar mit der Idee einer allgemeinen kosmischen Heilsökonomie vereinbar wäre, der man aber doch anmerkt, daß sie nur aufgestellt wurde, um einen einmal gefaßten Glauben auch unter ganz andern Daten, von denen eine Gedankenbildung in seiner Richtung abhängig sein muß, festzuhalten. Die — anderweitig in dem gehofften Sinne unmögliche — einheitliche Reife der Erdenmenschheit und auch ein tellurischer „Weltuntergang“ oder „jüngster Tag“ würde die Planeten mindestens andrer Sonnensysteme höchst wahrscheinlich ganz unberührt lassen.

Ein zweites Beispiel. Den Romantikern pflegt man nachzurühmen, daß sie alles Seiende als eine große Einheit des Sichauswirkens eines göttlichen Prinzips hätten erkennen lehren. Und in weiterer Ausführung davon hat Hegel in dem Stufengange der irdischen Entwicklungen, von dem Naturleben bis zu den Höhen des Menschengeistes, den Gang des absoluten Geistes von seinem abstrakten Ansichsein zu seinem in aller bewußten Fülle konkreten Fürsichsein dargestellt. Die volle Einheit des entfalteten göttlichen Seins kann sein kleiner tellurischer Ausschnitt unmöglich sein, also auch schwerlich ein Ganzes in sich, da dieses doch nur ein Teil eines höheren Ganzen und in sich nicht abgeschlossen ist. Und der Hegelsche Entwicklungsgang Gottes läßt sich wohl in Worten sagen, aber mit dem kosmischen Weltbilde nicht vereinigen. Das Absolute muß auf verschiedenen Planeten, sogar unsrer empirischen Erkenntnis nach, gleichzeitig auf sehr verschiedenen Stufen seiner Manifestation sich befinden, folglich können diese keine Stationen einer einheitlichen Entwicklung sein.

Drittens: Das Christentum im Sinne seiner kirchlichen Ueberlieferung oder des Klopstockschen Messias, also die Religion der Menschwerdung Gottes zur Erlösung der Welt, ist mit dem kosmischen Gedanken nicht vereinbar. Alle Versuche, es gegen die Vielheit der Welten, das heißt hier: vernünftiger Planetenbevölkerungen, aufrecht zu erhalten, habe ich in der „Unendlichkeit der Welt“ S. 145—170 eingehend untersucht und als mißlungen befunden. Es ist hier nicht die Rede davon, welche Form des Christentums die in religiöser Beziehung höhere und wirksamere ist, die des kirchlichen Dogmas, wie ich mit der größten Entschiedenheit glaube, oder eine der freieren Auslegungen der biblischen Grund-

lage. Hier fragt sich, ob der höheren und durch ihre religiösen und sittlichen Wirkungen (unter Abzug trauriger Ausschreitungen des Fanatismus) dennoch weisesten und verklärtesten Form die realistische Wahrheit angesichts des Gedankens „der Unendlichkeit der Welt" zukommen kann, und das ist zu verneinen. Wer nach seinen Wünschen darauf ausgeht, daß das alte Christentum nicht wahr sein möchte, der greift nach Gegengründen gegen seine Wahrheit, auch wo sie ihm gar nicht so entgegenkommen; wunderbar genug, daß dieser Unüberwindliche nicht allgemeiner und energischer von denen, die im Herzen Gegner des alten Christentums sind, ergriffen wird. Wer aber das alte Christentum liebt und in seinem Herzen von seiner religiösen Macht durchschauert und erschüttert wird, zumal wo es sich in seine erhabensten Schriftworte konzentriert, sich die ihm entsprechenden wundervollen Melodien unsrer Passionsgesänge schafft, oder sich als eine Leiden und Sünde überwindende Macht im Leben und Sterben bewährt, der wird von einem ganz tragischen Konflikt seiner Gefühle ergriffen, wenn dennoch der kosmische Gedanke und einige andre große realistische Instanzen nötigen, es als eine unbewußte Dichtung des Menschengeistes und nicht als eine offenbarte objektive Wahrheit anzuerkennen. Aber zurückweichen vor der realistischen Wahrheit kann er dennoch nicht. Er muß sich einen schmerzlichen, aber ehrlichen Standpunkt durch die Unterscheidung seines Was und seines Daß schaffen. Häufig ist die Ergreifung dieser Stellung nicht, weil die meisten nach der Richtung zu argumentieren pflegen, in der sie das Resultat wünschen, wobei eine Scheinbefriedigung schon leicht herauskommt.

Ueberhaupt, es ist ja klar, daß man als Erdenmensch dem kosmischen Gedanken nicht mit Begeisterung zujauchzen kann, sondern zunächst bis in Mark und Bein durch ihn erschüttert wird.[1]) Es muß doch wahrlich ein ganz andres

[1]) In der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" von 1901 Nr. 20 behauptet Herr Fritz Graebner, daß der kosmische Gedanke vielmehr eine „unendlich" hebende, ja begeisternde Wirkung übe, weil der menschliche Geist sein Entdecker sei und auf diese Entdeckung stolz sein könne; Giordano Brunos enthusiastisches Verhalten selber zu ihm sei dafür ein schlagender Beweis. Darin wird verwechselt die Freude am Erkennen und am Inhalt des Erkannten. Mit dem ersteren hat es seine formelle Richtigkeit, aber der ganz ungewollt aufgehende Inhalt des Erkannten übt in diesem Falle eine niederschmetternde Macht, und das erstere Gefühl muß von dem zweiten weit überwogen werden. Giordano Bruno aber schwelgte und jubelte in dem Gedanken an die von ihm mit entzügelter Phantasie eingeführten unendlich vielen Erden deshalb, weil er anderweitig die Kirche haßte und die furchtbare Wunde erkannte, die der Gehaßten durch die neue kosmische Wahrscheinlichkeit geschlagen wurde. Wer einerseits ein Herz für die hohe Lehre der Kirche, andrerseits aber einen ungefälschten Wahrheitssinn hat, der muß durch den Umbau des Kosmos tragisch erschüttert werden, so sehr ihn auch der Menschengeist durch seine in diesem Umbau bewiesene Erkenntnisgroßthat auf der andern Seite erheben mag. (Darauf, daß die zentrale Lehre der Kirche auch von andern, geisteswissenschaftlichen Seiten her schwer bedroht wird, kommt es nicht an, wo einmal eine Reinzucht bloß der Bedeutung des kosmischen Gedankens für sie vorgenommen werden soll.) Herr Fr. Graebner wirft mir a. a. O. auch ein greuliches Mißverstehen „meines" Kant vor. „Meines" Kant? Das soll heißen: der doch die Wahrheit auf alle Fälle enthält, falls man ihn nur recht versteht. Ich teile dieses große Vor-

Gefühl gewesen sein, Mensch zu sein, wo man noch die einzige Krone der Schöpfung war und ganz wohl annehmen durfte, daß der ganze Kosmos zum Dienste des Menschen da sei, Gottheit und Menschheit eine ganz vernünftige Kontraposition war und die Gottheit in solchen Interessen aufging wie die homerischen Götter im Trojanischen Kriege, der alttestamentliche Gott in der Herausführung des Volkes Israel aus Aegypten und der noch jetzt vielfach im Glauben der Menschen zu findende Familien- und Erntegott in der Leitung der Schicksale der Familienglieder und Bescherung oder Verkümmerung des Jahreswuchses. In einer wie himmelweit andern Welt lebte noch Martin Luther! Im Grunde hat Troels vollkommen recht, daß der Aufgang des kosmischen Gedankens eine vollkommene Verrückung des Menschheitskonzeptes, eine wahre Niederschmetterung und Betäubung für die Erdenmenschheit bedeutet. Nur hat er darin unrecht, daß er, was logisch richtig ist, auch verwirklicht sieht; die Macht der Trägheit hat sich ja noch drei Jahrhunderte lang als stärker bewiesen denn die Wirkung des größten Neu-Impulses.

Jetzt aber geht das nicht mehr länger an. Nie ist die Menschheit von so allseitigem Verlangen nach Neuordnung ihrer Angelegenheiten bis in die Tiefen durchzittert und nie in so ungeheurer Arbeit, den Gedanken solcher Neuordnung zu durchwühlen, begriffen gewesen wie in dem letzten Menschenalter. Einmal am Werke, darf sie den größten aller neuen Gesichtspunkte nicht vergessen, wenn er sich auch nicht in eine Rente umwandeln läßt, sondern nur das geistige Grundgefühl zum gesamten Dasein umwälzen will.

Bleiben darf es bei der Betäubung und Erschütterung nicht; Einheit mit sich selbst und klares Hinnehmen seiner Lage und Ziehung der Konsequenzen ihrer Wirklichkeit verlangt auf die Dauer das Menschenwesen. Am besten von allen scheint sie mir schon ein herrlicher deutscher Geist gezogen zu haben, der große Joh. Gottfried Herder, dessen beide ersten Kapitel der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, „Die Erde ein Stern unter Sternen“ und „Die Erde einer der mittleren Planeten unsers Sonnensystems“, nie genug zum Durchdenken zu empfehlen sind: aus aller Erschütterung durch den mit der höchsten Klarheit und der tiefsten Erkenntnis seiner Bedeutung ergriffenen kosmischen Gedanken ist er nur als ein um so vollkommenerer Erdenmensch hervorgetaucht, freilich auch als ein Erdenmensch, der in der Vereinigung einer ihm vom kosmischen Gedanken aufgezwungenen erhabenen Melancholie, an diesen einen Planeten gefesselt zu sein, und einer

urteil der Neukantianer zu Gunsten des wunderbaren und großen Geistes Immanuel Kants, der dennoch aus dem Fürstentum der Geister nie zu vertreiben sein wird, ganz und gar nicht. Die von ihm gelehrte Idealität der Räumlichkeit und Zeitlichkeit ist entweder recht nichtssagend und richtig oder der ungeheuerste aller Gedanken, dann aber ganz sicherlich falsch. Ich habe in meinem Buche bloß den ernstlich eruierten Vollsinn des subjektiven Idealismus, durch den er, wenn er wahr wäre, eine Wahrheit von so unvergleichlichem Gewicht sein würde, bekämpft und in ihm die Seite Kants, in der er enthalten ist; wenn Kant auch viel zaghaftere Stellen hat, so mißversteht ihn doch nicht, wer mit dem Bewußtsein, daß er sich nicht treu bleibt, die bedeutungsvollere Lehre zum Gegenstand seiner Kritik macht.

ihm abgerungenen willigen, ja sogar freudigen Selbstbeschränkung, im Einklang mit seiner gerade für diesen Planeten angepaßten Organisation leben zu wollen, beinahe ein Erstling eines neuen Menschentums geworden ist, das das größte aller Daten der Erfahrung vernunftvoll in sich aufgenommen hat. Gegen solche Vereinzelung eines edlen und wahrhaftigen Geistes ist der Typus der Apeiroklepsie, der Unterschlagung des Unendlichen, noch wie der Sand am Meere.

Ein erster Schritt zur Emporrichtung aus der von mir so genannten Apeirotaraxie, dem Troelsschen Betäubungszustande, geschieht schon mit der Besinnung, daß das große neue kosmische Weltbild vom Menschengeist selbst entdeckt, der von der Natur darüber ausgeworfene Schleier durch menschliche Forschungskraft gehoben ist. Die große Ordnung des physischen Weltalls besteht in bewußtloser Thatsächlichkeit ohne Spur einer inneren Teilnahme der an ihr beteiligten Weltkörper, der Menschengeist ist es, vor dem sie erst in lichtvollem Verständnis steht. Zwar müssen wir nach unsern Wahrscheinlichkeitserwägungen nicht dem Menschengeist allein diese Erkenntnis zuschreiben, sondern sie vielfach im Weltall verwirklicht denken. Aber von so weit überlegener Intelligenz ist doch die Bevölkerung keines Planeten, daß sie uns hätte von ihrem Dasein verständigen und mit uns in Beziehung treten können. Denn daß dies ohne unser Wissen geschähe, wie wirklich einige in Mystik schwelgende Menschen sich einbilden, das ist die reinste Träumerei. Daß die Menschheit sich des so verhüllten kosmischen Thatbestandes durch Verständnis bemächtigt und somit sich sozusagen über ihn gebracht hat, das ist ein sehr wichtiger Schritt zur Abschüttelung des Alpes, der sich freilich auch erst mit dieser Erkenntnis auf sie gelegt hatte. Daß aber dieser sehr wichtige Schritt zur Befreiung aus der Apeirotaraxie mehr, daß er eine Umwandlung aus der Betäubung in Jubel wäre, das habe ich oben in der gegen Graebner gerichteten Anmerkung entschieden bestreiten müssen.

Es könnte scheinen, als ob die richtigste Antwort der Erdenmenschheit auf die furchtbare Erkenntnis ihrer Unbedeutendheit im Verhältnis zum Weltganzen, die sie sich ahnungslos in Verfolgung ihres Forschungstriebes aufgezwungen hat, darin bestände, daß sie sich, ihres bisher erträumten Augapfeltums Gottes beraubt, entschlösse, nunmehr aber auch auf alle Gedanken an eine göttliche Leitung und Fürsorge für sie zu verzichten, sich ganz auf eigne Füße zu stellen, sich für autonom in ihren Angelegenheiten zu erklären. Dem tritt zunächst der Herdersche (a. a. O. S. 2) Gedanke entgegen: „Die Natur bestimmte Punkte des Raumes und des Daseins, wo Welten sich bilden sollten, und in jedem dieser Punkte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte so ganz, als ob keine andre Punkte der Bildung, keine andre Weltatome wären.“ Dennoch ist es ein andrer Gedanke und ein andres Gefühl, ob man, wie in den Zeiten vor der wahren Erkenntnis des Weltgebäudes, die Erdenmenschheit als die einzige Kontraposition Gottes oder ob man sie nur als eine mit vielen andern gleichmäßige ansieht und empfindet: die Einzigkeit ist von ihr hinweggewischt, das Geschick des ganzen Weltalls nicht mehr mit dem ihrigen verflochten. Auch erheben sich gegen die Güte der göttlichen Fürsorge für die Menschheit —

neben den alten unaustilglichen Betrachtungen, die für sie sprechen und die der Volksweisheit der Alten und des Christentums gemeinsam sind — die allerstärksten Gegeninstanzen aus der Erfahrung, die unzählige Male lehrt, wie die Natur ohne Rücksicht und Erbarmen über Menschenglück einzelner und Tausender in ihrem ehernen Wirken hinweggeht. Es ist schwer zu entscheiden, ob das „Gottvertrauen" mehr Glück durch Aufrechterhaltung im Elend stiftet oder mehr Unheil anrichtet durch Lähmung der natürlichen menschlichen Gegenkräfte in der Bekämpfung der Uebel.

Sollte nun aber über die Herdersche Beruhigung hinweg das Gefühl allgemein werden, daß eine Menschheit des Planeten Erde, eines unter Millionen seinesgleichen, nicht mehr unter so spezifischer göttlicher Autorität stehen kann wie die alte Menschheit der dem Himmel entgegengesetzten einzigen und absoluten Erde, so ist die große Frage, welche Folgerungen aus dieser Emanzipation sich für das Leben der Menschheit ergeben müssen. Sollte etwa das ni Dieu, ni maître, aus der Willkür des subjektivistischen Denkens und der Originalitätssucht, etwas Neues zu proklamieren, die geistige Mode um einen großen Schritt vorwärts zu führen, entrückt, einen objektiven, wissenschaftlichen Untergrund gefunden haben? Sollte es heißen können: „Da der Planet Erde nun doch nicht die Stätte sein kann, auf der göttliche Aufträge zu Erfüllung göttlicher Missionen in ausschließlicher Weise zusammenlaufen und der von der höchsten Instanz gesetzte einzige Weltzweck zu verwirklichen ist, so wollen wir nunmehr als echte Prometheusse auf und mit der Erde machen, was uns beliebt und was wir bestens können?" Sollte der kosmische Gedanke der neuen Ethik des Rechtes der Stärkeren und Uebermenschen zum freien Ausleben ihrer Persönlichkeit Vorspann leisten? Ich glaube: Nein!

Der vernünftige Instinkt der Menschheit in ihren führenden Nationen ist immer auf dem rechten Wege gewesen. Gut und Böse bezeichnen ganz richtig die beiden Sphären des Handelns, das „Jenseit von Gut und Böse" giebt es wohl in dem alten Sinne der Adiaphora, läßt sich auch von freiem Geiste noch weiter ausdehnen, darf aber den alten, absolut richtigen Gegensatz nicht umstoßen. Der Beweis liegt in der phantasiemäßigen Ausführung des Bildes der Zustände, die unter der Herrschaft des ethischen und des neuen antiethischen Prinzips entstehen müssen. Doch muß ich mir hier nur an dieser Andeutung genügen lassen, die ein verständiger und phantasievoller Leser sich leicht ausführen kann.

Die Zeit ist jetzt so unaussprechlich erfüllt von Ideen zur Erneuerung der Menschheit. Mit Recht ist gesagt, daß die Gedanken zur Umwälzung jetzt noch viel tiefer gehen als zur Zeit der französischen Revolution, weil damals aus greifbaren Sätzen von bestimmter Anwendungssphäre umgestaltet werden sollte, jetzt aber aus ganz allgemeinen und theoretischen Anschauungen — nicht festen Ansichten — heraus, und mit Recht ist gesagt, daß heutzutage alles Bestehende durch den kritischen Geist, noch mehr aber durch ausschweifende Denkwillkür viel schonungsloser erschüttert ist als vor hundertundzehn Jahren. *Aber was soll denn nun eigentlich werden?* Ein wirres Durcheinander von laut

führenden Stimmen geriert sich, als ob es eben an der Pforte des Paradieses noch unterhandle, um einer nachdrängenden Menge die Thore öffnen zu lassen. Aber aus allem Pomp und Schwall hochtönender Reden, die den Sprecher mit einem besonderen Strahlenkranz vornehmer Art zu sein und des Besitzes geheimnisvoll aus ihren Gründen aufrauschender Gedankenquellen von nie dagewesener Art umgeben, wird trotz alledem nicht klar, wie denn das Leben so tief soll umgewandelt werden können, welche Gedanken in lebendigem Besitztum der Seelen eine edle und glückliche Menschheit zu schaffen im stande sein sollen. Aber ein inbrünstiges Verlangen und Drängen nach etwas so Hohem liegt unzweifelhaft in der Luft.

Hier hat auch der kosmische Gedanke ein großes Wort mitzusprechen. Den Neologen gegenüber, die einen neuen geistigen Sonnenaufgang erwarten und mit herauffühten wollen, stehen noch in achtungswerter Macht gegenüber die Vertreter des Alten, die erklären: Ein Menschentum von solchem innerem Glück und von solcher sittlicher Vollkommenheit in der Wirksamkeit in die Menschenwelt herein, wie es aus dem Boden des alten gläubigen Christentums erwachsen kann und wo es ausbleibt, ohne die Schuld dieses Bodens ausbleibt, — ein solches Menschentum könnt ihr aus keinen andern Prinzipien aufweisen. Folglich kommt alles darauf an, daß das Alte wieder lebendig wird. Ich sage: Es giebt auch andre Grundlagen, aus denen heraus sich das Menschenwesen zu edelsten Gebilden der Persönlichkeit und glücklicher und tüchtiger Lebensführung gestalten kann; solche sind zum Beispiel die antike Humanität, der Spinozismus, der Goethesche Geist, im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben, der Gemeinsinn und ein unchauvinistischer Patriotismus; aber das Christentum soll allen voranstehen, zumal wenn Persönlichkeiten seinem Boden entwachsen, die schon von Natur ihm so recht entgegenkommen und gemäß sind. Nun aber kann das alte Christentum auf dem Planeten Erde nicht mehr so bestehen, wie es früher auf dem Schauplatz bestand, der Mittelpunkt und Endzweck der Welt war. Die Offenbarung von oben herunter wird schlechterdings zu einer Dichtung von unten herauf; eine von der kosmischen Wahrheit durchdrungene Menschheit hätte nie einen solchen Glauben fassen können, in dem Gottes Interesse ganz in die Erdenmenschheit versenkt ist. Was man hier auch sagen möge, und wenn auch in Wirklichkeit die Menschen gar nicht so durch die kosmische Erkenntnis umgewandelt sind: wer das Verhältnis des kosmischen Gedankens zu allen menschlichen Vorstellungswelten, die vor dessen Zeit entstanden sind, einmal in vollem Verständnis erfaßt hat, der weiß, daß es mit allem Alten in seinem früheren Sinne aus ist.

Das alte unmodifizierte Christentum wieder zu seiner Macht emporzubringen, ist also ein vergebliches Bemühen, schon aus diesem einzigen Gesichtspunkt. Auch andre, geschichtliche und geisteswissenschaftliche Gesichtspunkte bedrängen es sehr, doch kann es denen gegenüber die innere Kraft seines idealen Wertes mächtig entfalten; hier dagegen fällt von einer Thatsache ein absolut andres Licht auf alle Erdendinge, ein Licht, in dem das biblische über „Himmel und Erde" ausgegossene durchaus erlischt.

Wo soll denn nun das zu finden sein, was die Menschheit, die jetzt so zerfahrene, ruhelose, sich abarbeitende, mit Tantalusqualen nach dem leidenschaftlich ersehnten Neuen und Höchsten greifende gebraucht? Die materiellen Güter können sie nicht befriedigen, ganz abgesehen davon, daß sie sie entweder so knapp besitzt, daß keine Freude an ihnen aufkommen kann, oder zwar reichlich, dann aber oft mit quälender Unsicherheit und niederschmetternden Verlusten. Ueber jenes so dringliche Wo? ergehen sich jetzt, wie gesagt, die heißesten Gedankenströme suchender und prophetischer Geister, und in ihrem Dampfe quirlen die wundersamsten Gebilde, neu und merkwürdig, aber wenig greifbar. Es muß auch einmal erlaubt sein, mit einfachen Gedanken und Worten sich über dieses Wo auszulassen, wenn gewöhnlich nur die vornehmsten und aufgebauschtesten Reden darüber hingehen.

Also: Eine so gründliche Erneuerung des Lebens, wie sie die Menschheit ergreifen möchte, erscheint gar nicht möglich. Sie ist ein Phantom, das die Seelen umgaukelt. Die alten wesentlichen Grundlagen des Lebens sind gar nicht aufzuheben, und die bestimmen es durch und durch. Es sind die einfachsten Dinge: Tag und Nacht, Wachen und Schlafen, die Jahreszeiten mit ihren Veränderungen, die Lebensalter mit ihren Charakteren, das Essen und Trinken, der Hunger und die Liebe, der Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe, zwischen Einsamkeit und Gesellschaft, das Bedürfnis, in der Gesellschaft durch Empfangen und Geben Freude zu empfinden und zu bereiten. Aus einer Stunde in die andre so befriedigt, angenehm und nutzbringend wie möglich zu gelangen, das muß immer die unsäglich einfache Pointe des Lebens bleiben.

Nun entspricht dem aber ein ebenso einfacher idealer Grundstock der geistigen Lebensführung. Wo sollen die Menschen ihren festen und wirkungskräftigsten Halt im Leben finden, wo jetzt alles so tief unterwühlt und erschüttert in Frage steht, daß, wenn man überhaupt einmal aus den alten guten Instinkten heraustritt, alles Vertrauen auf den rechten Weg ins Schwanken kommt? Ich will nun jene einfache Antwort einmal geben: Die „zehn Gebote“ [1]) sind der sichere Pol, auf den hinblickend, wie Odysseus auf die Plejaden und Hyaden und die Kraft des Orion, wir Menschen die schwere Seefahrt unsrer Pilgerschaft am besten bestehen. Das sind nun allerdings gar keine vornehmen Redensarten, aber ein Wegweiser, der unermeßlichen Segen schafft.

Ich denke bei den „zehn Geboten“ nicht an die aus dem Gröbsten gehauenen Gebote und Verbote des alten Dekalogs selbst, die nur auf ein sehr massiges Zentrum hinzielen, sondern an ihre Erklärung im Katechismus, am allerliebsten die Luthersche. So viel ich auch hin und her gedacht habe über die neuen Normen des Handelns zu wahrhaft würdigem menschlichem Dasein, schäme ich mich nicht, auf diesen ureinfachen Kanon zurückzukommen. Man muß sich nur

---

[1]) Uebrigens ließe sich sogar auch die Ethik des gereiftesten griechischen und römischen Altertums in ihren Hauptzügen ganz wohl restituieren; ewige menschliche Gesundheit und klare Verständlichkeit ist ihr mehr eigen als den meisten modernen ethischen Neologien.

versenken in jede einzelne Bestimmung der (Lutherschen) Erklärung, und man findet, daß unter jeder ein unendliches Material in jedem Menschenleben wiederkehrender Fälle mit wunderbarer Treffkraft bezeichnet wird, in denen durch Verletzung des Gebotes das Leben traurig geschädigt, durch Befolgung herrlich gefördert wird. Und das alles ist für die niedrigste Intelligenz nicht zu hoch und für die höchste nicht zu niedrig! Welche unvergleichliche Standarte flattert in diesen paar Dutzend wohlgeordneten Forderungen des sittlichen Lebens allem Bestreben nach dem Rechten und Besten voraus! Für alle Weltlitteratur, den unmöglichen schrecklichen Fall der Wahl einmal gedacht, wären sie nicht wegzugeben. Diese paar Dutzend Forderungen, deren jede einzelne in Hunderten und Tausenden feinster Gewissensfragen die leuchtende Zentralantwort giebt und sich in alles Geäder des sittlichen Lebens ergießt, vor Augen und im Herzen: und es ist unsäglich mehr für das Leben gewonnen als durch alle Hoch- und Schönrednerei der modernen Propheten einer neuen Menschheitsära zusammengenommen.

Ein Unterschied zwischen den zehn ist freilich für den zukünftigen Lebensabschnitt der Menschheit zu machen. Eine einzige vernünftige planetarische Gesellschaft ist nicht mehr die absolute Adresse der Gottheit für ihre Kundgebungen an die Kreatur. Das Gesetz ist nicht von oben durch Moses auf Sinai gegeben; durch Gotteskraft in den Menschenseelen ist es von unten nach oben dirigiert, und Luther ist der wahre und beste Ordner und Interpret dieser unbewußt vom Menschen an den Himmel geworfenen Flammenschrift. Aber er stak noch auf der vorkopernikanischen Erde unter einem gar drückend engen Himmelsgewölbe, und der durch den kosmischen Gedanken aufgehobene Teil des alten theoretischen Glaubens drang auch noch in diesen im wesentlichen unvergänglichen praktischen Teil desselben ein. Das zweite und dritte Gebot gilt unverändert noch für die, die sich noch immer auch dem theoretischen alten Glauben unterordnen, wozu sie von den andern duldsamerweise die Freiheit zugestanden erhalten müssen. Für die neue, vom kosmischen Gedanken durchdrungene, sich als eine unter vielen Planetenbevölkerungen fühlende Menschheit müssen neue Institutionen erwachsen, an die sich die Erklärung des alten zweiten und dritten Gebotes nur sinngemäß anzuschließen hat. Dagegen die „zweite Tafel“, die Erklärung des vierten bis zehnten Gebotes leuchten unvergänglich als die ewigen Bedingungen alles Menschenglücks und aller Menschenvortrefflichkeit.

Das erste Gebot: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen“, der größte Satz aller menschlichen Sprache, kann bestehen bleiben und auch in der einzigen Weise Luthers allen übrigen Geboten als die echteste Kraft ihrer Erfüllung vorangeschickt werden. Das Gottvertrauen muß nur seiner seichten volkstümlichen Auffassung, in der es Gott zum Vorspann kleiner persönlicher Wünsche macht und von der Erfahrung immerfort ad absurdum geführt wird, entkleidet werden. Auch Luther hat es in richtigem Gefühl als doch nicht gleichwertig mit der Furcht und Liebe Gottes im Eingange der Erklärung der übrigen Gebote weggelassen. Bestehen bleiben mag das Vertrauen, daß die besten Intentionen der Menschen mit den Zwecken der höchsten Instanz

nicht auseinanderfallen, nur mit der Einschränkung, daß die ein für allemalige Wohlthat einer festen Gesetzlichkeit alles Geschehens in der Welt doch als überlegene Wohlthat bestehen bleibt, wenn sie an einzelnen Stellen schmerzlich und furchtbar wirkt. Die Liebe Gottes bleibt der höchste und reinste Quell alles Guten. Das soll heißen: welche Vorstellungen wir uns auch von dem letzten Urgrund und Ziel alles Seins machen mögen, das Gute müssen wir als in seinem Sinn empfinden, und daß das Gute auch diese Eigenschaft hat, macht es uns über alle seine andern Seiten hinaus liebenswert. Aber selbst wenn wir den letzten Grund alles Seins etwa als unerkennbar ausscheiden sollten, so lautet die Formel: Wir sollen von allem, was im Menschen ist, das Höchste, was in ihm ist, kurz gesagt einmal: seine Vernunft und was sie vorschreibt über alles lieben, daß wir ... „Vernunft" ist hier hoch über jede populäre und kleinliche Beschränktheit in der Anwendung dieses Begriffes zu verstehen, jeder philosophische Sinn weiß schon ganz genau, was damit gemeint ist. Die Liebe zur Vernunft oder zum wahrhaft Besten ist das idealste und entscheidendste, auch für einen reinen Sinn wirkungskräftigste Motiv für alles Handeln. Etwas schwieriger ist die analoge Deutung der Bestimmung: wir sollen Gott fürchten. Aber es giebt einen ganz guten Sinn, daß die Folgen sich gegen uns selbst wenden werden, wenn wir dem Besseren in uns untreu werden und dem Niederen nachgeben, daß wir uns davor also zu fürchten haben.

Vornehmere Ausgestaltungen ethischer Ideale sind für vornehmere Geister freizugeben, die es nun einmal nicht ohne pomphafte Verkündigungen vom pythischen Dreifuß thun können. Aber gesunde und phrasenfreie, rechtschaffene Frucht allgemeiner Lebensbesserung, von dem allein richtigen, schlichten und rechten Anfang eines jeden bei sich selbst, ist nach meiner tiefsten Ueberzeugung nirgends besser zu erhoffen, als von der Restituierung der Erklärung der zehn Gebote im allgemeinen Bewußtsein. Der kann auch der kosmische Gedanke nichts anhaben, wohl aber den hoch einherfahrenden Theorien, die doch immer die alte Menschheit als die einzige kreatürliche Geistheit und Pointe der Welt einschließen.

Von altgläubiger Seite wird man sagen, wieso man aber so die zehn Gebote aus dem ganzen christlichen System herausreißen und für sich allein als den Zukunftshalt proklamieren könne. Ich weiß wohl, innerhalb des ganzen Glaubens wird das alles doch wieder noch ganz anders, so viel sinntiefer, die fünf Hauptstücke in so wundervolle Zusammenhänge gebracht; aber hier ist nun einmal — nicht von der idealen Verwendbarkeit, sondern von der realistischen Haltbarkeit des Ganzen die Rede. Und da ist nun die alte Erlösungslehre mit dem kosmischen Gedanken unvereinbar, ihre Umdeutungen aber immer nur ein Notbehelf und bei weitem nicht ein solches Rückgrat für das wirkliche Leben wie die einfachen, auch in sich fest zu begründenden zehn Gebote. Davon war ja aber ferner auch die Rede, woran sich die Menschen bei der Erschütterung ihrer zentralen Weltstellung durch den kosmischen Gedanken anklammern könnten, um das für sie Wichtigste, ihr eignes Spiel, nicht zu verlieren.

Eine letzte große Folge des kosmischen Gedankens ist nicht zu leugnen. Mit dem absoluten Wichtigkeitsgefühle für die menschlichen Dinge ist es dahin, wenn die Konkurrenz der „Geisterreiche“ mit der Menschheit so groß wird und wenn die Oberfläche des Erdballs allmählich zu Eis erstarren und die Menschheit auf ihr zu Grunde gehen kann, ohne den Bestand des gesamten Kosmos im mindesten zu alterieren. Diese Folge ist unabwendbar, aber doch eigentlich nicht so tragisch zu nehmen, oder vielmehr eigentlich nur t r a g i s c h (und nicht praktisch) zu nehmen. Nämlich das Gefühl der Wichtigkeit der Sachen, das den Menschen bei aller seiner Beschäftigung begleitet, ist so durch und durch gesund, natürlich und taktvoll, daß es schon ganz von selbst in jeder wohlgeordneten Lebensführung bleibt. Es wirkt sich darin aus, daß man seine Obliegenheiten als solche anerkennt, sie in angemessener Reihenfolge erledigt und jede Sache möglichst gut und ordentlich zu machen sucht. Wenn man sagen wollte: Was kann denn alle Pünktlichkeit und Verständigkeit in dem unaussprechlich kleinen Kreise des eignen Thuns verschlagen, wenn da ein unermeßlicher Kosmos von Welten in der Schwebe bleibt, man weiß nicht wozwischen und wozu? — dann wäre man sehr thöricht, obgleich die „Apeirotaraxie“ in ihrem akuten Stadium wohl so sagt. Was besseres, als an seiner Stelle das, was gerade seine Forderung stellt, kann kein Wesen zum Guten des Kosmos selbst beitragen. Aber etwas andres ist das praktische Wichtigkeitsgefühl im einzelnen Falle, das durch gesunden Instinkt gewährleistet wird, und das allgemeine große Grundgefühl zum Dasein überhaupt. Ich weiß nicht, ob nicht ein letzter, von allem weltlichen Interesse unberührter Punkt in der Seele, dem alles nur ein Schauspiel ist, welches das Allerhöchste, die absolute Seligkeit des Absoluten, doch nicht enthält, ein Punkt, der, „wenn einer Welt Besitz gewonnen“, „nicht in Freud' darüber“, und „wenn einer Welt Besitz zerronnen“, „nicht in Leid darüber“ ist, — ob nicht dieser geheimnisvolle Punkt tiefster Gelassenheit der höchste Adel der Menschenseele ist. Dieses Reservatrecht der Seele an ein nicht in die Welt verflochtenes Allerheiligstes des Innern wird, dünkt mir, wunderbar gefördert durch die Kleinheit, die alles Irdische durch das Bild des Sternenhimmels, die unausdenkbare Gesamtschöpfung, davonträgt. Eine gewisse Wichtigthuerei und mundvollnehmende Hochrederei, die sich so oft peinlich fühlbar macht, als ob die Sprechenden das Steuerruder des Weltschiffes führten und in ihren Worten die höchsten Pointen aufgingen und sie selbst in der Götter geheimstem Rat säßen, — diese unangenehme Wichtigthuerei kann gar nicht aufkommen, wo zu allem die selbstverständliche stille Klausel hinzugedacht wird, daß der Planet Erde, den schon vom Jupiter an nach auswärts in unserm eignen Sonnensystem „kein Mensch“ mehr kennen würde, die so kleine Welt ist, auf die alles bezogen wird. Aus diesem Gedanken entspringt sowohl tellurischer Lokalpatriotismus als eine neue, weiteste Kraftquelle aller erdenmenschlichen Bestrebungen, wie auch tellurische Bescheidenheit und Gelassenheit, die in die Einheit einer neuen Gesinnung zusammenfließen, die dem erkannten thatsächlichen Weltbilde entspricht. Wer von alledem nichts wissen will, der unterschlägt entweder die größte der Thatsachen oder findet sich sophistisch mit

ihr ab, in dem deutlich erkennbaren Motive, den alten Rock des Erdenstolzes nicht ablegen zu wollen.

Der kosmische Gedanke stürzt endlich auch einen neuesten, an sich allergroßartigsten Versuch, die ganze Welterscheinung aus der Einheitlichkeit eines absoluten Zweckgedankens zu deuten; ich meine die weltteleologischen und eschatologischen großen Ideen E. v. Hartmanns, die die Welt zum Mittel und zur Durchgangsstrecke der Erfüllung des allerhöchsten Zweckes, der absoluten Seligkeit des einen aller objektiven Existenz subsistierenden ewigen Wesens machen wollen. Doch ist die Kritik dieses ebenso originellen wie grandiosen, aber dennoch unhaltbaren Gedankenbaues einer besonderen Untersuchung vorzubehalten.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Physiologie.

Die Entstehung des organischen Lebens.

Wenn man zur Frühlingszeit aus den Mauern der Großstadt in Feld und Wald hinausflüchtet und überall Zeuge wird des geheimnisvollen Webens und Werdens der wiedererwachenden Natur, dann drängt sich dem denkenden Geiste wohl zuweilen die Frage auf nach dem Ursprunge dieser knospenden, keimenden Welt, die das „fernste, tiefste Thal“ alljährlich in ein schimmerndes Blütengewand taucht. Das menschliche Kausalitätsbedürfnis hat sich seit den Tagen des Aristoteles an der Lösung dieses Rätsels versucht. Die Gegenwart, die sich im Zeitalter des geologischen Aktualismus und der Descendenztheorie an den supranaturalistischen Gewaltakten der mosaischen Schöpfungsgeschichte nicht mehr genügen lassen kann, hat die Frage nach der Entstehung des organischen Lebens noch kompliziert durch die zum unbestrittenen Allgemeingut aller Zweige der Naturwissenschaft gewordenen Thatsache der astronomischen Forschung, daß unsre Erde dereinst einen feurig-flüssigen, von glühenden Gasen umgebenen Körper darstellte, in dem die Temperatur nach Tausenden von Graden zählte, in dem sich die härtesten und festesten Metalle in einem flüssigen oder gasförmigen Zustande befanden, kurz, in dem von den Bedingungen, die wir heut als unerläßlich für die Existenz alles Lebens erkannt haben, keine Rede sein konnte.

Die älteste und in weiten Kreisen der naturwissenschaftlichen Welt auch wieder modernste Theorie der Entstehung des organischen Lebens ist die der Urzeugung: Generatio spontanea, Archigonie, Abiogenesis. Im Altertum nahm man ohne weiteres an, daß lebendige Substanz aus lebloser, d. h. beispielsweise Tiere wie Würmer oder Insekten aus Schlamm entstehen könnten, eine Vorstellung, die sich übrigens hinsichtlich niederen Ungeziefers in dem naiven Gemüte des Landvolkes bis in unsre Tage erhalten hat. Das Mittelalter fand unter dem Einflusse eines Paracelsus und van Helmont zwischen dem Organischen und Anorganischen keine solche Kluft wie die späteren Jahrhunderte; war es doch eine weitverbreitete Vorstellung, daß die ganze Natur als beseelt, ja selbst die Metalle als Geister und ihre Mischungen als Gärungsprozesse anzusehen seien. Die ältere Orthodoxie lehrte nach dem Vorgange des heiligen Augustin, daß von Anbeginn der Welt zweierlei Samen der lebenden

Wesen bestanden hätten, der sichtbare, den der Schöpfer in Tiere und Pflanzen gelegt, und der unsichtbare, der in allen Elementen verborgen sei und nur bei besonderen Mischungs- und Temperaturverhältnissen wirksam werde. Eine gewisse Stütze erhielt die Lehre von der Urzeugung durch die Erfindung des Mikroskops; in den Infusorien glaubte man lange Zeit die gesuchten Uebergangsformen gefunden zu haben, bis in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Schwann, Helmholtz und andre Forscher auf dem Wege des exakten Experiments den Beweis erbrachten, daß bei gänzlicher Vernichtung aller Keime durch Kochen des Versuchswassers eine Infusorienentwicklung unterblieb. Ebenso mißglückten die bis in die neueste Zeit fortgeführten Versuche, im Laboratorium aus lebloser Substanz Organismen zu erzeugen, indem jedesmal, wenn dahingehende Bemühungen zu einem Resultat gekommen schienen, die Bakteriologen stets von neuem nachwiesen, daß es sich um die Entwicklung von Keimen handle, die entweder von außen hereingekommen waren oder sich vorher in den Experimentiergefäßen befunden hatten. Eine neue Möglichkeit für die Entstehung der Organismen schien sich durch die Entdeckung der Moneren zu eröffnen, jener form- und strukturlosen Protoplasmaklümpchen, die sich erhalten, ernähren und fortpflanzen, ohne irgend bestimmte Organe zu besitzen. Vor allem Häckel, der die Urzeugung als eine unentbehrliche, wenn auch noch nicht bestätigte Hypothese betrachtet, sieht in diesen die stillen Meerestiefen bewohnenden Schleimpolypen die vermittelnden Formen zwischen den beiden Substanzarten. Er zieht in aller Schärfe den Schluß, daß die lebendige Substanz zu irgend einem Zeitpunkte der Erdentwicklung einmal aus lebloser entstanden sein muß, weil es einst eine Zeit gab, wo sich die Erde in einem Zustande befand, der jedes organische Leben ausschloß. „Wenn man die Hypothese der Urzeugung nicht annimmt, so muß man an diesem einzigen Punkte der Entwicklungstheorie zum Wunder einer übernatürlichen Schöpfung seine Zuflucht nehmen. Der Schöpfer muß dann den ersten Organismus oder die wenigen ersten Organismen, von denen alle übrigen abstammen, jedenfalls einfachste Moneren oder Urcytoden als solche geschaffen und ihnen die Fähigkeit beigelegt haben, sich in mechanischer Weise weiter zu entwickeln." Häckel findet mit Recht diese letztere Vorstellung „ebenso unbefriedigend für das gläubige Gemüt wie für den wissenschaftlichen Verstand;" er denkt sich die ersten lebenden Eiweißklümpchen aus der Wechselwirkung der im Urmeer gelösten Substanzen entstanden, als sich der in der Atmosphäre ringsum suspendierte Wasserdampf in tropfbar flüssiger Form niedergeschlagen hatte. Eine eingehendere Erörterung jedoch über das „Wie" dieser Entstehung weist er ausdrücklich zurück: „Jede irgendwie ins Einzelne gehende Darstellung der Autogonie ist vorläufig schon deshalb unstatthaft, weil wir uns durchaus keinerlei befriedigende Vorstellung machen können von dem ganz eigentümlichen Zustande, den unsre Erdoberfläche zur Zeit der ersten Entstehung des Organismus darbot."

Das völlige Versagen aller Versuche, auf dem Wege einer künstlichen Urzeugung im Sinne des Wagnerschen Homunculus lebende Organismen entstehen zu lassen, legte zuerst den Gedanken nahe, ob nicht vielleicht die ganze Fassung des Problems eine verfehlte, d. h., um mit Helmholtz zu sprechen, das Leben überhaupt je entstanden, ob es nicht ebenso alt wie die Materie sei und ob nicht seine Keime von einem Weltkörper zum andern herübergetragen, sich überall entwickelt hätten, wo sie günstigen Boden gefunden. Der englische Physiker Thomson präzisiert diese Theorie dahin, daß er den Ursprung der Organismen auf unsrer Erde aus dem Weltenraum ableitet und die Meteore als deren Träger benützt. Thomson betrachtet die Meteoriten als Bruchstücke zertrümmerter, einst mit Leben bedeckter Welten; nimmt man nun an, daß es gegenwärtig unzählige Welten mit Leben außer unsrer eignen giebt und von unvordenklichen Zeiten an gegeben hat, so müssen wir es als in hohem Grade wahrscheinlich betrachten, daß zahlreiche samentragende Meteorsteine sich fortgesetzt durch den Raum bewegen. „Wenn nun im gegenwärtigen Augenblick kein Leben auf Erden existierte, so würde ein Stein, der auf sie fiele, durch das, was wir natürliche Ursache nennen, dazu führen, daß sie sich mit Vegetation bedeckte."

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß eine derartige Erklärung mehr einen Erklärungs-

verzicht, als eine Erklärung darstellt, da sie den eigentlichen Kern der Frage unberührt läßt, das Problem vielmehr nur auf das Weltall abschiebt. Man gerät auf diese Weise auf einen Prozeß ins Unendliche; die Entstehung des Lebens wird so begreiflich und so unbegreiflich wie die Entstehung der Welt überhaupt. Es wurde daher eine Lösung des Rätsels von einer andern Seite angebahnt, von der Vorstellung nämlich, ob nicht vielleicht, da alle Organismen stets von andern Organismen abstammen und die elternlose Descendenz eines Lebewesens bisher nicht festgestellt werden konnte, umgekehrt die leblose Substanz aus der lebendigen hervorgegangen sei. Schon Fechner hat in einer gedankenreichen Schrift die Ansicht durchzuführen versucht, daß die organischen Moleküle die älteren gegenüber den anorganischen seien und daß sich nach dem Prinzip der „zunehmenden Stabilität“ wohl die letzteren aus den ersteren entwickeln können, aber nicht umgekehrt. Auch Henle betont in einer Vorlesung über „Teleologie und Darwinismus“, daß wohl ganze Gebirge aus den Ablagerungen organischer Wesen entstanden, daß aber niemals der entgegengesetzte Fall beobachtet und es auch gar nicht einzusehen sei, warum in früheren Perioden der Erde tellurische oder atmosphärische Einflüsse geherrscht haben sollten, die die Vereinigung der Elemente zu organischer Substanz begünstigt hätten. „Mit den Kälte- und Wärmegraden,“ so führt er aus, die uns zu Gebote stehen, machen wir Eiweiß gerinnen und zerstören wir die pflanzliche und tierische Struktur. Man wird nun doch nicht sagen wollen, daß Kräfte, die heute das Leben vernichten, in noch gesteigerter Intensität früher dazu gedient hätten, es zu erwecken.“ Der Physiologe Preyer hat daher die Anfangslosigkeit der Lebensbewegung, den Satz omne vivum e vivo als Grundprinzip seiner Theorie von der Kontinuität alles Lebens aufgestellt. Preyer faßt die ganze feurig-flüssige Masse des Erdkörpers als einen einzigen riesigen Organismus auf und betrachtet die mächtige Bewegung, in der sich seine Substanz befand, in übertragenem Sinne als sein Leben. Mit der allmählichen Abkühlung des Erdkörpers schieden sich alsdann die Stoffe, die bei jener Temperatur nicht mehr in flüssiger Form verharren konnten, wie etwa die schweren Metalle, als feste Massen aus und bildeten, da sie nicht mehr an der Lebensbewegung des Ganzen teilnahmen, die leblose Substanz. Allmählich kamen dann Verbindungen der bis dahin noch gasig oder tropfbar-flüssig gebliebenen Elemente zu stande, die nach und nach dem Protoplasma, der Basis des Lebendigen unsrer Tage, immer ähnlicher wurden. „Immer kompliziertere Verbindungen, chemische Substitutionen, immer mehr verwickelte, ineinandergreifende Bewegungen sich näher aneinander lagernder Teile mußten mit der Temperaturabnahme und Verminderung der Dissoziationen eintreten, und hierbei erst konnten die durch die fortschreitende Differenzierung möglichen, sich gleichenden Anfangsformen des Pflanzen- und Tierreichs von Dauer sein.“ Es berührt sich diese Vorstellungsreihe mit dem alten Gedanken Heraklits, daß der Anfang alles Lebens auf das Feuer zurückgehe. Und in der That müssen wir diese Verbindung als eine sehr glückliche bezeichnen, wenn wir sehen, wie ganz außerordentlich und merkwürdig alle Thatsachen der modernen Chemie auf das Feuer hinweisen, als auf die Kraft, die die Konstituenten des Eiweißes, d. h. des Körpers, mit dem das Wesen alles Lebens untrennbar verbunden ist, durch Synthese erzeugt hat. Die stickstoffhaltigen Zersetzungsprodukte des lebendigen Eiweißes enthalten nämlich teils selbst einen Stoff, das Cyan, als Radikal, teils können sie wie der Harnstoff durch Atomumlagerung aus Cyanverbindungen künstlich hergestellt werden, während im Gegensatz hierzu die entsprechenden Zerfallsprodukte des toten oder Nahrungseiweißes gar keine entfernte Aehnlichkeit mit der Hauptmasse der im lebenden Körper entstandenen aufweisen. Das deutet mit großer Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß das lebendige Eiweiß das Cyanradikal in sich enthält und sich dadurch vom toten und Nahrungseiweiß fundamental unterscheidet. „Wenn man daher,“ sagt Pflüger, „an den Anfang des Lebens denkt, so muß man nicht Kohlensäure und Ammoniak primär ins Auge fassen, denn beide sind das Ende des Lebens, nicht der Anfang. Der Anfang liegt vielmehr im Cyan.“ Das Problem von der Entstehung der lebendigen Substanz spitzt sich also auf die Frage zu: „Wie entsteht das Cyan?“ Und hier ergiebt sich nun das höchst

bedeutungsvolle Moment, daß das Cyan und seine Verbindungen wie die Cyansäure, das Cyankalium, der Cyanwasserstoff u. a. nur entstehen in der Glühhitze, etwa wenn man die nötigen stickstoffhaltigen Verbindungen mit glühenden Kohlen zusammenbringt oder das Gemenge zur Weißglut erhitzt. Es ist sonach nichts klarer als die Möglichkeit der Bildung von Cyanverbindungen, als sich die Erde noch ganz oder partiell in feurigem oder erhitztem Zustande befand. „Das Leben entstammt dem Feuer und ist in seinen Grundbedingungen angelegt zu einer Zeit, als die Erde noch ein glühender Feuerball war."

*

Ueberblickt man im Zusammenhange die mitgeteilten Theorien, so ergiebt sich als gemeinsamer Grundgedanke, daß die Erscheinungen des Lebens durchaus in den Geltungsbereich des vornehmsten Naturgesetzes, des ehernen Kausalzusammenhangs aller Dinge, fallen; das Leben mußte entstehen mit derselben unabwendbaren Notwendigkeit wie eine chemische Verbindung, als die nötigen Bedingungen gegeben waren, mag man sich nun entschließen, die glühende Masse, die einst den ganzen Erdkörper bildete, als lebendig im wirklichen Sinne zu betrachten, oder sich die lebendige Substanz allmählich und durch unmerkliche Uebergänge vermittelt aus lebloser entstanden denken. Die lebendige Substanz ist ein Teil der Erdmaterie, das Leben, wie Max Verworn es ausgedrückt hat, eine Funktion der Erdentwicklung im mathematischen Sinne. Die organische Welt gleicht einem Strome, dessen vorüberfließende Wasserteilchen in jedem Zeitmoment durch nachrückende ersetzt werden und der durch diese beständige Erneuerung äußerlich derselbe bleibt. „Was das Lebende vom Toten," sagt Dubois-Reymond in seinen „Grenzen des Naturerkennens", „was die Pflanze und das nur in seinen körperlichen Funktionen betrachtete Tier vom Krystall unterscheidet, ist zuletzt dieses: im Krystall befindet sich die Materie im stabilen Gleichgewicht, während durch das Leben sich ein Strom von Materie ergießt, die Materie sich darin in mehr oder minder vollkommenem dynamischen Gleichgewicht sich befindet, mit bald positiver, bald der Null gleicher, bald negativer Bilanz. Ohne grundsätzliche Verschiedenheit der Kräfte im Krystall und im Lebewesen erklärt es sich so, daß beide miteinander inkommensurabel sind, wie ein bloßes Bauwerk inkommensurabel ist mit einer Fabrik, in die hier Kohle, Wasser, Rohstoffe, aus der dort Kohlensäure, Wassergas, Rauch, Asche und Erzeugnisse ihrer Maschine strömen. Das Bauwerk kann man sich aus lauter dem Ganzen ähnlichen Teilen so gefügt vorstellen, daß es gleich dem Krystall in ähnliche Teile spaltbar ist; die Fabrik ist gleich dem Organismus, wenn wir von dessen Aufbau aus Elementarorganismen und der Teilbarkeit mancher Organismen absehen, ein Individuum. Es ist daher ein Mißverständnis, im ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden oder auf einem andern Weltkörper etwas Supranaturalistisches, etwas andres zu sehen, als ein überaus schwieriges mechanisches „Problem".

Dr. H. Schulze-Soran.

Litterarische Berichte.

Die Grundlagen der Zeichnung. Von Walter Crane. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. Geb. M. 14. —

Aus Vorlesungen hervorgegangen, die der treffliche Maler und Zeichner, der neben William Morris mit Recht als der erfolgreichste Reformator des englischen Kunstgewerbes gefeiert wird, vor den Studierenden der städtischen Kunstschule in Manchester gehalten, hat es dieses unter dem Titel „The Bases of design" 1898 erschienene Lehrbuch wohl verdient, daß es ins Deutsche übertragen worden ist. Denn die deutsche Kunstlitteratur hat diesem Werke nichts Aehnliches an die Seite zu setzen. Lehrbuch ist eigentlich nicht die richtige Bezeichnung, denn es fehlt diesem

Buche jede Neigung zum Systematisieren und Theorisieren. Es führt den Leser, ohne viele Vorkenntnisse vorauszusetzen, höchstens ein bißchen Handfertigkeit im Zeichnen, sofort in medias res, ohne langatmige Einleitung, indem es von dem Satze ausgeht, daß die ursprünglichen Grundlagen der Zeichnung in der Architektur, der Königin und Mutter aller Künste zu finden sind. Auf diesem grundlegenden Satze baut Crane eine praktische Kunstlehre und zugleich eine Einführung in die Kunsttechnik auf, die aber, wie er ausdrücklich betont, die Studierenden keineswegs zu einseitigen Spezialisten ausbilden, sondern ihnen den Blick für den Ursprung aller Künste aus einer gemeinsamen Wurzel, für den Zusammenhang und die Wesenseinheit der Künste schärfen und offen halten soll. Zweihundert höchst geschickt gewählte, zum Teil nach eignen Zeichnungen ausgeführte Abbildungen unterstützen die Anschaulichkeit des lebendigen Vortrags.

Ein Kapitel der künstlerischen Arbeit, das Crane in dieser Kunstlehre nur beiläufig berührt und das ihm ganz besonders am Herzen liegt, hat er in einer früher erschienenen Sammlung von Vorträgen ausführlich behandelt, die ebenfalls in deutscher Uebersetzung (von L. und K. Burger) unter dem Titel „Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit“ (geb. M. 9.—) in demselben Verlage erschienen ist und bereits die zweite Auflage erlebt hat. Nach einem Ueberblick über die Geschichte des Buchschmucks zieht Crane daraus praktische Nutzanwendungen und stellt allgemeine, von ihm selbst in ausgezeichneten Schöpfungen erprobte Grundsätze auf, die nach seiner Meinung für die Ausschmückung des Buches maßgebend sein sollen. Diese wohlerwogenen Grundsätze seien besonders der Beachtung der modernen Künstler empfohlen, die das Recht zu haben glauben, gerade in der Buchausstattung ihre Subjektivität in der schrankenlosesten Willkür entfalten zu dürfen.

A. R.

Heidenstamm. Roman von Wilhelm Meyer-Förster. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901. 332 Seiten.

Unter den Werken der Unterhaltungslitteratur nimmt dieser Sportroman eine sehr achtbare Stellung ein. Die Geschichte von dem jungen verschuldeten Offizier, der trotz seiner großen Bravour als Herrenreiter den Sieg im Armeejagdrennen nicht erringt, nach Amerika geht, eine reiche Erbin heiratet, nach Jahren zurückkehrt und seine frühere Braut als Gattin seines Bruders wiederfindet — und sterben sieht, diese abwechslungsvolle Geschichte ist frisch und spannend erzählt. Und was mehr ist: an nicht wenig Stellen klingt echte Poesie hindurch, nicht nur in den Landschaftsbildern, sondern auch in dem, was der Verfasser vom Seelenleben seiner Personen zu berichten weiß. Deshalb darf man auch wohl entschuldigen, daß er zuweilen etwas künstlich konstruiert und in der psychologischen Motivierung zu Bedenken Anlaß giebt. Br.

Entwurf einer internationalen Gesamtakademie: Weltakademie. Von Franz Kemény. Dresden 1901. E. Pierson. M. 3.—.

Dieser „Entwurf“ dürfte in der That wohl Entwurf bleiben, denn eine Weltakademie universellster Art, wie sie der wohlbelesene, aber in seinem Vorschlag zu wenig auf dem Boden der Wirklichkeit stehende Verfasser hier anregt, dürfte gewiß niemals und nirgends zur That werden können. Dagegen behält das Buch trotzdem entschiedenen Wert. Es giebt im einzelnen manche Winke, die in bescheidenerem Umfang recht wohl befolgt werden können, und vor allem die geschichtlichen Ausführungen Seite 28 bis 47 haben nicht nur historische, sondern, soweit sie sich auf die Gegenwart beziehen, auch praktische Bedeutung. Dr. Hans Zimmer.

Armee und Volk im Jahre 1806. Mit einem Blick auf die Gegenwart von A. v. Boguslawski, Generalleutnant z. D. Mit 1 Skizze und 2 Plänen. Berlin 1900. R. Eisenschmidt. 96 Seiten. Preis M. 3.—.

Auf umfangreiches, genau verarbeitetes Quellenmaterial gestützt, sucht der Verfasser die Uebertreibungen, die das Urteil über Preußens Niederlagen im Jahre 1806 trüben, auf das richtige Maß zurückzuführen. Die Schuld will er nicht der Unfähigkeit der Armee im allgemeinen, sondern in erster Linie der verfehlten Politik Preußens, der Kopflosigkeit und Minderwertigkeit einzelner Führer beimessen. Im letzten Kapitel wird eine Parallele mit der Gegenwart gezogen, in der gefahrvolle politische Strömungen Thatkraft und Wert des Heeres zu schwächen geeignet seien. Br.

Lessings Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildnisse des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 877 Seiten. Elegant gebunden M. 3.—.

Die Deutsche Verlags-Anstalt hat in den letzten Jahren neue einbändige Klassikerausgaben, die durch Druck und Ausstattung gleich ausgezeichnet sind, zu veröffentlichen begonnen. Die Sammlung umfaßte bis jetzt Goethe, Schiller, Hauff, Heine und Shakespeare (letzterer schon seit längerer Zeit in 25. Auflage vorliegend). Nun ist Lessing dazu gekommen. Mit vollem Recht ist dieser gewählt worden. Er ist und bleibt der „zweite

Erwecker unsrer neuen poetischen Selbständigkeit.“ Dr. H. hat der neuen Ausgabe eine ziemlich ausführliche Darstellung von Lessings Leben und schriftstellerischer Thätigkeit vorausgeschickt, die auf den besten Quellen, hauptsächlich auf der Lessing-Biographie von Erich Schmidt fußt. Auf die Einleitung folgen die poetischen Schriften. An diese reihen sich die dramatischen Werke an. Zuletzt sind die Prosaschriften, die natürlich den größten Raum in Anspruch nehmen, angefügt. Diese neue Lessing-Ausgabe ist in der That eine verdienstliche Leistung. Es ist zu wünschen, daß sie die weiteste Verbreitung finde. Bei dem billigen Preis ist ihre Anschaffung jedermann ermöglicht. E. M.

Ein sensationeller Fall. Kriminalroman von Arthur Zapp. Berlin, Carl Dunckers Verlag. 1901. 232 Seiten.

Zapp bewegt sich hier in gewohnten Bahnen, doch nicht auf gewohnter Höhe. Die Zugkraft des Kriminalromans wird im vorliegenden „Fall“ wesentlich gemindert durch seine Durchsichtigkeit. Glatt, leicht und fließend, wie es bei einem gewandten Schriftsteller nicht anders zu erwarten ist, liest sich das Ganze, aber Durcharbeitung und Vertiefung fehlen. Auch die Charakterzeichnung, sonst nicht des Verfassers schwache Seite, dürfte viel reicher an individuellen Zügen sein. —ck.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Astronomisches Lexikon. Auf Grundlage der neuesten Forschungen, besonders der Spectralanalyse und der Himmelsphotographie, bearbeitet von August Krisch. Mit über 300 Abbildungen. Lieferung 1. Vollständig in 20 Lieferungen à 50 Pf. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 30. Bändchen: Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Otto Janson. Mit 41 Abbildungen. — 36. Bändchen: Die Seele des Menschen. Von Dr. Joh. Rehmke. — 37. Bändchen: Restauration und Revolution. Von Dr. Rich. Schwemer. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden je M. 1.25.

Bahr, Hermann, Premièren. Winter 1900 bis Sommer 1901. München, Albert Langen. M. 4.—

Bedeutende Männer aus Vergangenheit und Gegenwart. Heft I: Richard Wagner. Von Dr. A. Reißmann. Heft II/III: Gerhart Hauptmann. Von Max Kirschstein. Berlin, Hugo Schildberger. Pro Heft 50 Pf.

Bigelow, Poultney, Die Völker im kolonialen Wettstreit. Deutsche Bearbeitung des Buches The children of the nations von Prof. Dr. Ph. Woker. Berlin, Georg Reimer. M. 5.—

Bossert, A., La Légende chevaleresque de Tristan et Iseult. Essai de Littérature comparée. Paris, Hachette & Cie. Fr. 3.50.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. VI. Band. Mit 54 Tafeln, 15 Karten und Plänen und 245 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Castle, Eduard, Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Mit 9 Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. M. 1.50.

Dahn, Felix, Fünfzig Jahre. Ein Festspiel in drei Bildern. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 1.—

Darwinistische Vorträge u. Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. Wilh. Breitenbach. Heft 4: Die Entstehung und Bildung des Sonnensystems. Von Dr. B. Borchardt. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. M. 1.—

Duden, Dr. Konrad, Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln. Siebente Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 1.65.

Duden, Dr. Konrad, Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache. „Meyers Volksbücher“ Nr. 1289/90. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden 50 Pf.

Ferne Osten, Der. Illustrierte Zeitschrift zur Verbreitung der Kenntnis Ostasiatischer Kultur und Verhältnisse. Herausgegeben von C. Fink. Band I, Heft 1. Alle drei Monate ein Heft. Jährlich M. 12.—. Shanghai, Deutsche Druckerei und Verlagsanstalt.

Finnländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, soziale und politische Leben Finnlands. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. II. Jahrgang, Heft 1. Leipzig, Duncker & Humblot. Pro Jahrgang M. 6.—

Freie Wort, Das, Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Max Henning. 2. Jahrgang. Nr. 1. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. Pro Quartal M. 2.—

Fried, Alfred H., Der Theaterdusel. Eine Streitschrift gegen die Ueberschätzung des Theaters. Bamberg, Handelsdruckerei. M. 1.60.

Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Er-

läuterungen. Herausgegeben von Philipp Stein. Lieferung 1. Vollständig in 50 Lieferungen à 50 Pf. Berlin, Otto Elsner.

Gorki, Maxim, Die Kleinbürger. Schauspiel in vier Akten. Autorisierte Ausgabe. Berlin, Bruno Cassirer.

Grautoff, Otto, Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland. Zweites Tausend. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Gebunden M. 9.—

Heigl, Ferdinand, Das Cölibat. Gedanken und Thatsachen. Berlin, Hugo Bermühler Verlag. M. 1.50.

Kircheisen, F., Bibliographie Napoléons. Eine systematische Zusammenstellung in kritischer Sichtung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.—

Kunst und Handwerk (Arts and Crafts Essays) Bd. I. Die dekorativen Künste. Bd. II. Die Buchkunst. Bd. III. Keramik, Metallarbeiten, Gläser. Bd IV. Wohnungsausstattung. Bd. V. Gewebe und Stickereien. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Pro Band M. 2.—

Lichtwark, Alfred, Aus der Praxis. Berlin, Bruno Cassirer.

Möbius, Dr. P. J., Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Vierte erweiterte Auflage. Halle a. S., Carl Marhold. M. 1.50.

Monographien des Kunstgewerbes. Herausgegeben von Dr J. L. Sponsel. „Vorderasiatische Knüpfteppiche aus älterer Zeit" von Dr. Wilh. Bode. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Gebunden M. 8.—

Nietzsche's Nachgelassene Werke. Der Gesamtwerke XV. Band: Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte. (Studien und Fragmente.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 9.—

Oberndorff, Graf Carl, Erinnerungen einer Urgrossmutter (Katharina Freifrau v. Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil) 1787 bis 1825. Mit 12 Illustrationen und 6 Faksimilebeilagen. Berlin, F. Fontane & Co. M. 12.—

Petöfi's poetische Werke. Deutsch von Josef Steinbach. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. M. 4.—

Quiñones, U. R., Reflexiones á Pablo. Guadalajara, E. Burgos. Una peseta.

Quiñones, U. R., La Béstia. Novela sociológica. Guadalajara, E. Burgos. 2 Pes.

Reichsland, Das. Monatshefte für Wissenschaft, Kunst und Volkstum. Herausgegeben von Professor G. Koehler. 1. Jahrgang. Heft 1. April 1902. Metz, Rud. Lupus. Jahresabonnement (12 Hefte) M. 10.—

Religion — Weltliebe. Von einem Christen. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.—

Roesler, P. Augustin, Der Katholizismus, seine Aufgabe und seine Aussichten nach Prof. Dr. Albert Ehrhard. Hamm, Breer & Thiemann. M. 1.20.

Roscoe-Schorlemmer's ausführliches Lehrbuch der Chemie. Von Prof. Jul. Wilh. Brühl. VIII. und IX. Band (Organische Chemie sechster und siebenter Teil): Die Kohlenwasserstoffe und ihre Derivate. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 22.— resp. M. 20.—

Sapper, Dr. Karl, Mittelamerikanische Reisen und Studien aus den Jahren 1888 bis 1900. Mit einem Titelbilde, 60 Abbildungen und 4 Karten. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 10.—

Scheffer, Dr. Theod., Die preussische Publizistik im Jahre 1859 unter dem Einfluss des italienischen Krieges. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—

Schemann, Ludwig, Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. M. 1.50.

Schroeder, Otto, Vom papierenen Stil. Fünfte, durchgesehene Auflage. Berlin, B. G. Teubner. M. 2.—

Schück, A., Die Stabkarten der Marshall-Insulaner. Hamburg, H. O. Persiehl. M. 5.—

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 22 und 23. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Stumpf, C. J. G., Das Alter der Menschheit. Heidelberg, Anlage 54, Verlag des Verfassers. M. 1.50.

Tetzner, Dr. Franz, Die Slawen in Deutschland. Beiträge zur Volkskunde der Preussen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mähren und Sorben, Polaben und Slowinzen, Kaschuben und Polen. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 15.—

Vogel, Dr. A., Ausführliches grammatisch-orthographisches Nachschlagebuch der deutschen Sprache mit Einschluß der gebräuchlicheren Fremdwörter und Angabe der schwierigeren Silbentrennungen. Nach der neuesten für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz geltenden Orthographie. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Gebunden M. 2.80.

Voß, Richard, Allerlei Erlebtes. Mit einem Jugendporträt des Verfassers. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 2.—

Vrieslander, John Jack, Variété. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. Gebunden M. 6.—

Wehde, Dr. Johann, Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Oesterreich und die Schweiz amtlich gültigen Regeln. Enthaltend 35000 Schlagwörter. Leipzig, G. Freytag. Gebunden M. 1.50.

Zahn, Ernst, Kämpfe. Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen. 2. Auflage. Leipzig, Th. Schröter. M. 2.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. 48

Digitized by Google

RETURN TO→ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

ICLF		
AUG 9 1981		
REC. CIR. FEB 16 '81		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 3/80 BERKELEY, CA 94720
Ⓟs

YD 07261

482330

AP
30
D4
V. 27:1-2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY